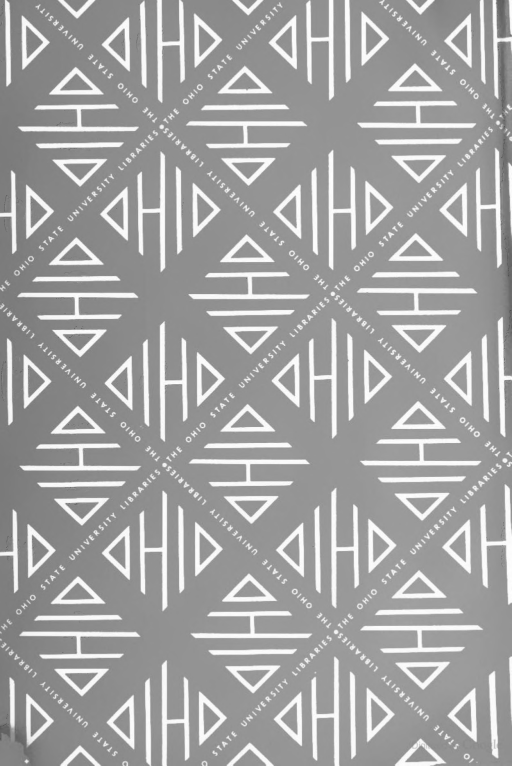
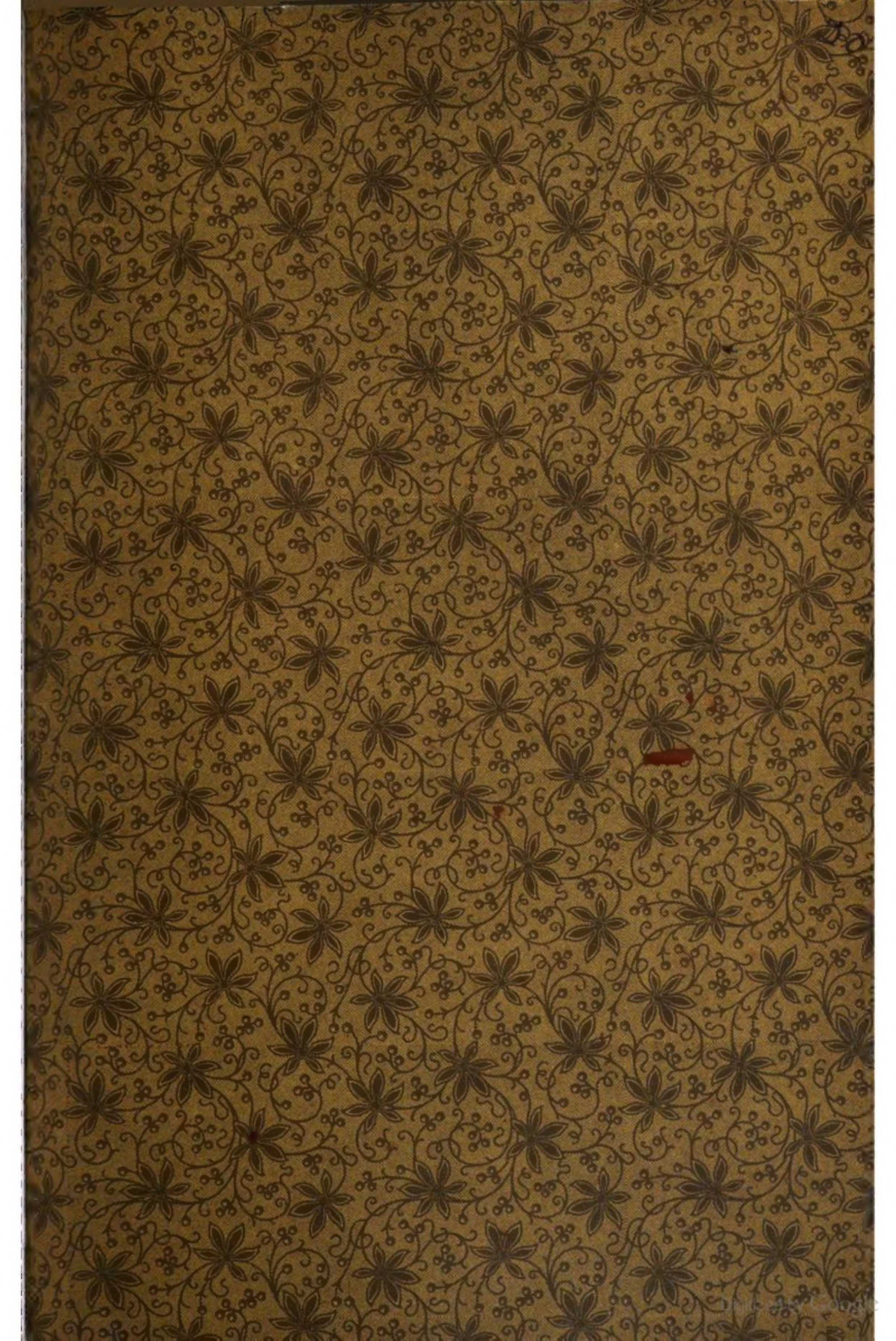
# SPAMER'S ILLUSTRIERTE WELTGESCHICHTE : MIT BESONDERER...


THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES

THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Spamer's Illustrierte Weltgeschichte

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung von

Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt
und Dr. K. Sturmhoefel

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Kaemmel

Vierte bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage

Achter Band

## Geschichte der Neuesten Zeit I

Von der Französischen Revolution von 1789
bis zum Österreichischen Feldzuge 1809

Bearbeitet von

Dr. Konrad Sturmhoefel

Mit 276 Text-Abbildungen sowie 28 Beilagen und Karten

Leipzig

Verlag von Otto Spamer

1902

Digitized by Google

K3
1902
v. 8

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen vor.

Spamersche Buchdruckerei, Leipzig.

Digitized by Google

# Inhalt
der
# Illustrierten Weltgeschichte.

## Achter Band.

## Geschichte der neuesten Zeit. I.

### Erster Zeitraum.

### Das Zeitalter der Französischen Revolution.

Seite

**Die Vorgeschichte der Revolution** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 4

Die Litteratur. Montesquieus Persische Briefe (5). — Inhalt der Persischen Briefe (6). — Wanderjahre Montesquieus (8). — Betrachtungen über die Ursache der Größe der Römer (9). — Voltaire. Dessen Jugend (11). Ödipus (12). — Voltaire in England. Rückkehr nach Frankreich (13). — Kirchliche Zustände in Frankreich. Voltaires Geschichte Karls XII. (14). — Briefe über die Engländer (15). — Voltaire als Bekämpfer der Intoleranz (18). — Voltaires Bedeutung für die Revolution (19). — Voltaire gegen die Atheisten. Die Encyklopädie (20). — Diderot (21). — Anschauungen der Encyklopädisten. Diderots Schriften (22). — Die Salons (23). — François Quesnay (24). — Montesquieus „Esprit des lois“ (25). — St. Pierre. Argenson (27). — Jean Jacques Rousseau (28). — Rousseaus Entwickelungsgang (29). — Rousseaus erste Preisschrift. Über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen (32). — Rousseaus „Emile“ (33). — Der „Contrat social“ (34). — Rückblicke (38). — Soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände im vorrevolutionären Frankreich. Der erste Stand (40). — Der zweite Stand (42). — Lage der Bauern (44). — Das Steuerwesen (45). — Direkte Steuern. Indirekte Steuern (46). — Die Städte (48). Zunftwesen. Bettler und Vagabunden (49). — Finanzielle Unsicherheit (50). — Paris und die Provinz. Das Heer (51). — Rechtswesen (53). — Der Prozeß gegen Calas. Der Prozeß gegen Sirven (54). — Der Fall de la Barres. Der Prozeß gegen Montbailli. Der Prozeß gegen Lally-Tolendal (55). — Der Prozeß Beaumarchais. König Ludwig XVI. (56). — Die Königin Marie Antoinette (60). — Der Umgang der Königin. Feste (63). — Der Hof und die Gesellschaft (64).

**Ludwigs XVI. Regierung bis zum Ausbruche der Revolution** . . . . . . . . . . 66

Turgots Reformversuche. Anfänge Ludwigs XVI. (66). — Maurepas (67). — Turgot. Freigabe des Mehl- und Getreidehandels. Beabsichtigte Steuerreform (68). — Schutzzoll und Monopole. Aufhebung der Wegfronen und Zünfte. Befreiung des Weinhandels (70). — Widerstand des Parlaments (71). — Malesherbes. Turgots Fall (72). — Die Nachfolger Turgots. Necker (73). — Amtsführung Neckers (74). — Neckers Rechnungslegung. Nachfolger Neckers (75). — Calonne (76). — Der Halsbandprozeß (77). — Calonnes Versuche. Berufung der Notabeln (78). — Calonnes Sturz (79). — Loménie de Brienne (80). — Verweisung des Parlaments (81). — Königliche Sitzung am 19. November 1787. Neuer Widerstand der Parlamente. Die Justizreform von 1788 (82). — Loménies Entlassung. Necker zum zweitenmal Minister (84). — Berufung der Generalstände (85).

**Ausbruch der Revolution** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 85

Der Winter 1788/89. Die Wahlen zu den Generalständen. Harter Winter. Hungersnot (85). — Überhandnehmende Anarchie (86). — Flugschriften (87). — Sieyès (88). — Wahlvorbereitungen. Ergebnis der Wahlen (89). Stellung des Hofes (90). — Die Generalstände. Eröffnung der Generalstände (90). — Rede des Königs (91). — Neckers Rede und Stellungnahme. Parteien am Hofe (92). — Haltung des Königs. Bewußter Zweck der Versammlung (84). — Die Abstimmungsfrage (95). — Mirabeau (96). — Einigungsversuche des dritten Standes (98). — Die Nationalversammlung. Die Nationalversammlung (99).

Digitized by Google

Seite

Konstituierung der Nationalversammlung. Beschlüsse (100). — Stimmung bei Adel und Geistlichkeit. Das Verhalten des Königs (101). — Der Eid im Ballhause. Vereinigung des ersten mit dem dritten Stande (102). — Die königliche Sitzung am 23. Juni (103). — Schwäche des Königs (104). — Wachsende Unruhen in Paris. Der Bastillesturm. Truppenzusammenziehungen (105). — Neckers Entlassung. Das Ministerium Broglie (106). — Die Stadt Paris (107). — Verkehr. Bettler und Vagabunden in Paris. Verbreitung der revolutionären Ideen (108). — Camille Desmoulins (109). — Réveillon (110). — Meuterei der Truppen. Das Palais-Royal (112). — Wirkung von Neckers Entlassung (114). — Konflikt unter den Truppen. Abzug der Truppen (115). — Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli 1789. Errichtung der Bürgerwehr. Ausschreitungen des Gesindels (116). — Der Sturm auf die Bastille (117). — Die Niedermetzlung der Besatzung (118). — Die Ermordung de Launays. Der Gerichtshof im Palais-Royal (119). — Flesseles' Ermordung (120).

**Sieg der revolutionären Bewegung** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 120

Die Folgen des Bastillesturmes. Anarchie in ganz Frankreich. Ludwig XVI. in der Nationalversammlung (120). — Zurückziehung der Truppen. Freudige Stimmung in Paris. Beginn der Emigration (122). — Besuch des Königs in Paris (123). — Die Empörung des Volkes in den Provinzen (124). — Die Aristokratenhetze (126). — Paris nach dem Bastillesturm. Staatsunterstützung des Pöbels (128). — Ermordung Foulons und Berthiers. Die Größen des Palais-Royal (130). — Beeinflussung der Nationalversammlung (131). — Die Galerien (132). — Die Anfangsthätigkeit der Nationalversammlung. Geschäftsordnung der Nationalversammlung. Die Parteien in der Nationalversammlung. Die Führer der Rechten (132). — Die gemäßigte Linke. Demokratische Partei (133). — Robespierre (134). — Nationalversammlung und Bauernrevolte (135). — Die Abendsitzung des 4. August (136). — Die Menschenrechte (138). — Beratung der Verfassung. Das Veto (139). — Der Zug nach Versailles und seine Folgen. Der Zug nach Versailles wird vorbereitet. Das Fest des Regiments Flandern (140). — Der Zug nach Versailles (141). — Die Weiber in der Nationalversammlung. Das Volk beim König. Annahme der Menschenrechte (142). — Lafayettes Ankunft. Nächtliche Ausschreitungen (143). — Gefahr des Königs und der Königin. Aufbruch nach Paris (144). — Die Finanznot. Die Thätigkeit der Nationalversammlung in Paris. Die Finanzlage (146). — Übersiedelung der Nationalversammlung nach Paris. Die Nationalversammlung in Paris (147). — Das Sitzungslokal. Die Klubs. Der Jakobinerklub (148). — Die Cordeliers (149). — Die Parteilitteratur. Die Feuillants. Mirabeau und Lafayette (150). — Mirabeaus Ministerantrag (151). — Neuordnung der Verwaltung. Umgestaltung der Armee (152). — Die Geistlichkeit (153). — Das neue Frankreich. Die Wahlbestimmungen (154). — Die Schaffung der Assignaten. Mirabeaus Thätigkeit und Ausgang. Wachsende Finanznot. Die Assignaten (155). — Mirabeaus Verbindung mit dem Hofe (156). — Anacharsis Clootz. Abschaffung des Adelstitels (157). — Das Föderationsfest am 14. Juli 1790 (158). — Widerstand der Geistlichkeit. Die unbeeidigten Priester (160). — Neckers Abgang. Mirabeau und der Hof. Mirabeaus Ausgang (161). — Die Flucht des Königs. Fluchtpläne des Königs (162). — Verhandlungen mit Breteuil und Bouillé. Verhandlungen mit Österreich (163). — Der 18. April 1791. Der König und die Versammlung. Entschluß zur Flucht (164). — Axel von Fersen (165). — Der Abend des 20. Juni. Die Fahrt des Königs (166). — Pont de Sommeville. St. Ménéhould (167). — Die Katastrophe in Varennes (168). — Paris und die Flucht. Des Königs Rückfahrt nach Paris (170). — Die Konstituante (171). Suspension des Königs (172). — Die Beendigung des Verfassungswerkes. Auflösung der Konstituante. Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit des Königs. Sturmpetition vom 17. Juli 1791 (172). — Beendigung des Verfassungswerkes (173). — Ludwig XVI. beschwört die Verfassung. Robespierre (174). — Inhalt der Verfassung (176).

**Die gesetzgebende Versammlung und der Krieg gegen die erste Koalition** . . . . . . 177

Parteiverhältnisse in der gesetzgebenden Versammlung. Zusammentritt der gesetzgebenden Versammlung. Charakter der Versammlung. Die Parteien (177). — Die Jakobinermütze. Die Sansculotten (178). — Die Gironde (179). — Brissot (180). — Stellung des Königs zur Versammlung. Die eidverweigernden Priester. Die Emigranten (182). — Die Kriegserklärung an den König von Böhmen und Ungarn. Anfänge des Krieges. Zusammenkunft in Pillnitz. Kriegslust der Gironde. Kriegspläne des Königs (183). — Bündnis zwischen Österreich und Preußen. Notenwechsel zwischen Wien und Paris (184). — Tod Kaiser Leopolds (1792). Die Kriegsentscheidung (186). — Dumouriez. Anfänge des Krieges (187). — Wühlereien gegen den König. Die moralische Insurrektion vom 20. Juni 1792. Wirkung der Niederlage auf Paris (188). — Servan Kriegsminister. Wühlereien gegen den König (189). — Finanzielle Notlage. Benehmen des Pöbels gegen den König. Beginn des Konfliktes zwischen König und Minister (190). — Spaltung im Ministerium. Entlassung des Ministeriums Roland. Die moralische Insurrektion vom 20. Juni 1792 (191). — Der Pöbel in der gesetzgebenden Versammlung (192). Der Pöbel in den Tuilerien (194). — Rückzug der Aufrührer (195). — Weitere Umtriebe gegen das Königtum. — Umschlag der Stimmung in Paris. Lafayette in Paris (196). — Neue Fluchtvorschläge. Ratlosigkeit des Königs. „Das Vaterland in Gefahr" (197). — Vergniauds Rede vom 3. Juli 1792 (198). — Weitere Vorstöße gegen das Königtum. Ministerwechsel. Beschluß, das Vaterland in Gefahr zu erklären (199). — Verkündigung des „Patrie en danger" (200). — Der Tuileriensturm am 10. August 1792 und seine Folgen. Versuche der Girondisten ins Ministerium zu gelangen (201). — Das Manifest des Herzogs von Braunschweig. Der erste mißlungene Versuch. Die Marseiller Föderierten (202). — Absetzungsantrag der Sektion Mauconseil. Terrorismus der Galerie in der Versammlung. Die Sitzung vom 9. August 1792. Das Zentralbüreau in der Nacht vom 9. auf den 10. August (203). — Die Stadtregierung in den Händen der Rebellen. Pétion im Schlosse. Mandats Ermordung (204). — Die Nacht in den Tuilerien. Das Erscheinen der Aufständischen (205). — Der König nach der Nationalversammlung. Der Angriff auf die Tuilerien. Die Ermordung der Schweizer (206). — Der König in der Nationalversammlung. Suspension des Königs. Die Deputation des Gemeinderats (207). — Verfügungen der Nationalversammlung. Der König im Luxembourg. Das neue Ministerium. Danton (208). — Wachsende Macht des Stadthauses (209). — Marat (210). — Das Revolutionstribunal (211). — Die königliche Familie im Temple (212). — Lafayettes Flucht (213). — Einwirkung der Revolution auf die Nachbarländer. Der Beginn des Krieges der ersten Koalition (213). — Die Emigranten. Übergriffe gegen die deutschen Fürsten im Elsaß. Einverleibung von Avignon. Friedrich Wilhelm II. (214). — Preußen tritt dem Kriege bei (215).

Digitized by Google

Seite

Ferdinands von Braunschweig Stellung zum Kriege. Anfängliche Erfolge (216). — Die Schlacht von Valmy (218). — Rückzug der verbündeten Armeen (219). — Die Septembermorde und Ausbreitung der Revolution über den Rhein. Die Wahlen zum Konvent. Mordthaten im Gefängnis von Orléans (219). — Gironde und Gemeinderat (220). — Die eidweigernden Priester. Vorbereitung zu den Septembermorden (221). — Der Überwachungsausschuß. Die Schlächterei des 2. September (222). — Gleiche Vorgänge in der Provinz (223). — Eroberung von Mainz (225). — Panik am Rhein und in Süddeutschland. Annexion von Savoyen und Nizza (226). — Abnahme der französischen Sympathien (227).

**Der Nationalkonvent** (1792—1795) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 227

Die Parteien des Konvents. Abschaffung des Königtums. Die Wahlen zum Konvent (227). — Eröffnung des Konvents. Zusammensetzung des Konvents (228). — Abschaffung des Königtums. Erste Reibungen zwischen Berg und Gironde (230). — Anklagen wider Marat (231). — Dumouriez in Paris. Schlacht von Jemappes 1792 (232). — Der Prozeß des Königs (232). Die Rechtsfrage (233). — St. Justs Anschauung. Einwirkung der wirtschaftlichen Notlage (234). — Beschluß des Konvents über den König. Die Behandlung des Königs im Temple (235). — Das erste Verhör des Königs. Die Verteidiger. Das zweite Verhör des Königs (236). — Die Debatte im Konvent. Die Abstimmung (238). — Ergebnis der Abstimmung. Die Berufung des Königs zurückgewiesen. Die letzten Stunden des Königs (240). — Die Hinrichtung Ludwigs XVI. (241). — Die nächsten Folgen der Hinrichtung des Königs. England tritt der ersten Koalition bei, Spanien, Portugal, Rom, Neapel desgleichen. Royalistische Bewegung in Frankreich (242). — Mißstimmung in Belgien. Dumouriez' Pläne (243). — Dumouriez' Abfall. Fortschritte der Verbündeten. Einwirkung dieser Ereignisse auf Paris. Revolutionstribunal und Wohlfahrtsausschuß (244). — Bruch Dantons mit der Gironde. Finanzielle Zwangsmaßregeln (245). — Der Sturz der Gironde und die Hinrichtung der Königin. Der Sturz der Gironde (246). — Gewaltmaßregeln des Berges (248). — Verhaftung der Girondisten. Neue Verfassung (249). — Charlotte Corday. Marats Ermordung. Die Feier des 10. August 1793 (250). — Straffere Zusammenfassung der republikanischen Kräfte. Die Levée en masse (253). — Die Revolutionsarmee des Innern. Die Revolutionstribunale (254). — Marie Antoinettes Ausgang (256). — Hinrichtung der Girondisten (257). — Ausschreitungen gegen die christliche Religion. Die Unterwerfung der Provinzen. Das Dezimalsystem. Neue Zeiteinteilung. Feindseligkeit gegen das Christentum (259). — Das Fest der Vernunft (260). — Danton für die Freiheit aller Kulte. Niederwerfung der empörten Provinzen. Lyon (261). — Toulon (262). — Die Vendée. Carrier in Nantes (264). — Fortsetzung des Koalitionskrieges (1793). Die Vernichtung der Hébertisten und Dantons. Lazare Carnot (265). — Kämpfe in den Niederlanden. Kämpfe am Mittelrhein (266). — Robespierre gegen die Hébertisten. Le vieux Cordelier (268). — Erkrankung Robespierres (269). — Vernichtung der Hébertisten. Danton und Desmoulins gefangen gesetzt. Der Prozeß gegen Danton (270). — Dantons und Desmoulins Hinrichtung. Hinrichtung der Prinzessin Elisabeth (271). — Die königlichen Kinder (272). — Robespierres Schreckensherrschaft und Sturz (272). — Die neue Gesellschaft St. Justs. Das Fest des höchsten Wesens. Wachsende Opposition gegen Robespierre (273). — Gesetz vom 22. Prairial (274). — Katharina Theot (275). — Zusammenschluß der Gegner Robespierres. Les grandes Fournées (276). — Der 8. Thermidor. Der 9. Thermidor (278). Die Ächtung. Robespierres Verwundung und Festnahme (280). — Hinrichtung Robespierres (281). — Die Bekämpfung der Schreckensmänner durch die „Muscadins" (281). — Wiedererwachen des gesellschaftlichen Lebens (282). — Die Muscadins (283). — Tracht der Muscadins. Aufhebung des Jakobinerklubs (284). — Die Züchtigung der Jakobiner (285). — Der Haß gegen Marat. „Das Erwachen des Volkes." Fréron und die sogenannte Armee Frérons (286). — Not und Teuerung in Paris (287). — Die Emeute vom 1. April 1795 (288). — Die Insurrektion vom 1.—4. Prairial. Der Tod Ludwigs XVII. (289). — Der Baseler Frieden. Die Royalistenaufstände und die Verfassung des Jahres 1795. — Preußen und die beiden Kaiserhöfe. Schlacht bei Fleurus. Preußen kündigt den Haager Vertrag. Pichegru erobert Holland. Die batavische Republik (290). — Der Friede von Basel 1795 (291). — England und Österreich. Revolutionäre Bewegungen in Ungarn (292). — Niederwerfung der Verschwörung. Pichegrus „Verrat." Gegenrevolution (294). — Kämpfe in der Bretagne (295). — Niederlage der Vendée. Rückschlag auf die Haltung des Konvents (296). — Die neue Verfassung mit dem alten Zweidrittel. Widerstand der Jugend (297). — Der Aufstand vom 13. Vendemiaire (298). — Ergebnisse der Konventsregierung (299).

**Der Untergang Polens** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 300

Die Verfassung vom Jahre 1791 und die zweite Teilung Polens. Polnische Zustände. Rußland und Polen (300). — Die Ostseemächte. Der neue Verfassungsentwurf für Polen. Der Staatsstreich vom 3. Mai 1791 (302). — Entzweiung der deutschen Mächte. Preußen im Bunde mit Rußland (303). — Die Tarnowiczer Konföderation. Polen im Kampfe mit Rußland (305). — Des Königs Schwäche. Die Herrschaft der „Generalität". Verschwörung der Patrioten (306). — Preußens Stellungnahme (307). — Österreichs Politik. Einmarsch der Preußen (308). — Aufregung der Tarnowiczer. Die Berufung des polnischen Reichstages (309). — Der Reichstag zu Grodno und die veränderte Politik Österreichs (310). — Täuschung Preußens (311). — Energie Preußens. Der stumme Reichstag (312). — Rußlands Übergewicht in Polen (313). — Zustände in Polen. Der Aufstand des Jahres 1794 und die dritte Teilung Polens. Die Lage der Bauern (313). — Verkommenheit des Adels (314). — Die Städte. Das Heer. Gesinnungsumschwung bei den Patrioten. Kosciuszkos Pläne (316). — Rußlands Maßregeln. Madalinski. Kosciuszko in Krakau (317). — Schlacht bei Raclawice (318). — Geringe Folgen des Sieges. Die Vertreibung der Russen aus Warschau (319). — Die provisorische Regierung in Warschau (320). — Kosciuszkos Verhandlungen mit Preußen. Verhandlungen mit Österreich. Schlacht bei Rawka (321). — Krakau von den Preußen genommen. Pöbelregiment in Warschau (323). — Potocki und Kollontai. Zunahme der russischen Partei. Bruch zwischen Kosciuszko und den Demokraten (324). — Kosciuszko in Warschau. Die Preußen und Russen vor Warschau. Rücktritt Preußens. Abzug der Preußen. Suworow (325). — Erfolge Suworows. Kampf bei Maciejowice (326). — Kosciuszkos Gefangennahme. Allgemeine Entmutigung. Suworow vor Warschau. Eroberung Pragas (328). — Übergabe Warschaus. Ende des Aufstandes. Österreichs Ansprüche (329). — Konferenzen (330). — Teilungsvertrag. Folgen der polnischen Wirren (331). —

Digitized by Google

Seite
Die Katastrophe Gustavs III. von Schweden . . . . . . . . . . . . . . . . . 332
Gustav III. nach dem Staatsstreich von 1772. Vertrag mit Frankreich. Änderung im Charakter Gustavs (332). — Krieg gegen Rußland (333). — Seeschlacht bei Hogland. Meuterei der Offiziere. Einfall der Dänen (334). — Die Sicherheitsakte 1789 (335). — Vorteile über Rußland. Friede mit Rußland (1790). Gustavs Restaurationspläne (336). — Reichstag zu Gefle. Die Verschwörung (337). — Die Ermordung des Königs (1792). Eindruck der That und Los der Verschwörer (338).

## Zweiter Zeitraum.

## Die französische Militärmonarchie, ihr Werden und Wachsen (1796—1808).

Das Direktorium . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 340
Verfehlte Anfänge. Die Verschwörung Babeufs. Die Verfassung des Jahres III. Das Direktorium (340). — Finanznot (341). — Not in Paris. Verhaßtheit des Direktoriums (342). — Wucher und Agiotage (343). — Sittenlosigkeit in Paris. Unzuverlässigkeit der Polizei. Die Verschwörung des Gracchus Babeuf (344). — Der Prozeß gegen Babeuf (346). — Napoleon Buonaparte. Napoleon Buonaparte. Corsica bis zur Zeit Buonapartes (346). — Paoli. Eroberung durch die Franzosen. Die Familie Buonaparte (347). — Geburtstag Buonapartes. Auf der Schule. Napoleon als Leutnant. Abneigung gegen die Aristokratie (349). — Buonaparte auf Corsica. Vergebliche Versuche (350). — Buonaparte zum zweitenmal auf Corsica. Buonaparte in Paris. Buonaparte zum drittenmal auf Corsica (351). — Expedition gegen Sardinien. Kampf gegen Paoli. Buonaparte gibt die corsischen Pläne auf. Aufnahme der Buonapartes in Frankreich (352). — Napoleon vor Toulon. In der Haft zu Antibes. Rückkehr zum Heer. Corsica von den Engländern besetzt (354). — Verfehlter Eroberungsversuch der Franzosen. Napoleons Abberufung. Zum zweitenmal entlassen. Der 5. Oktober 1795 (355). — Buonaparte Oberbefehlshaber des Innern (356). — Bonapartes Heirat. Josephine (357). — Die Kämpfe in Süddeutschland. Bonapartes Feldzug in Italien (1796—1797). — Bonaparte Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Charakter der Koalition. Der Feldzug des Erzherzogs Karl (358). — Moreaus Rückzug durch das Höllenthal. Bonaparte bei der Armee (360). — Das österreichische Heer (361). — Kampf um den ligurischen Apennin. Frieden mit Sardinien (362). — Vorübergehende Spannung mit dem Direktorium. Die Brücke von Lodi. Mailand. Mantua (364). — Raubzug durch Mittelitalien. Modena, Parma, Neapel. Toscana. Corsica (366). — Kirchenstaat. Mantua (368). — Wurmsers Vorstöße (369). — Augereau. Schlacht bei Castiglione (371). — Schlachten bei Roveredo und Bassano (372). — Neue Rüstungen Österreichs (373). — Arcole (374). — Friedensbedürfnis des Direktoriums (375). — Schlacht bei Rivoli. Übergabe von Mantua (376). — Krieg mit dem Kirchenstaate. Treffen bei Senio (377). — Friede von Tolentino (1797). Bonaparte und die Verhältnisse in Frankreich (378). — Bonaparte gegen Erzherzog Karl. Venedig (379). — Erhebung in Tirol. Schlacht am Tagliamento. Vorstoß gegen Wien (381). — Bonapartes Schreiben an Erzherzog Karl. Friedenspräliminarien zu Leoben. Unruhen in Venedig (382). — Vertrag von Montebello. Das Ende der Republik Venedig. Die ligurische Republik (384). — Der Staatsstreich vom 18. Fructidor des Jahres V. (4. September 1797). Der Friede von Campo Formio. Royalistische und konstitutionelle Oberströmung (385). — Personenwechsel im Direktorium. Opposition gegen das Direktorium. Versuch eines Staatsstreiches mit Hilfe Hoches (386). — Hoche (387). — Talleyrand. Fühlungnahme mit Bonaparte (388). — Der Staatsstreich (389). — Das neue Direktorium und Bonaparte. Österreich (390). — Ordnung der italienischen Verhältnisse. Die Verhandlungen mit Österreich (391). — Der Friede von Campo Formio. Urteile über den Frieden (392). — Der Kongreß von Rastatt und die neuen Republiken. Bonapartes Stellung und Pläne (392). — Bonaparte in der Schweiz (393). — Graf Ludwig Cobenzl (394). — Bonapartes Pläne für das Deutsche Reich. Räumung von Mainz. Venedigs Ende (395). — Die Franzosen in den Rheinfestungen. Die Reichsfriedensdeputation. Unhaltbare Stellung der Reichsdeputation (396). — Das linke Rheinufer. Bonaparte in Paris (398). — Bonapartes Verhältnis zum Direktorium. Fest zu Ehren Bonapartes (399). Mißtrauen gegen Bonaparte. Ausbeutung der Tochterrepubliken. Erhebung in Rom (400). — Proklamierung der römischen Republik. Die Schweiz. Peter Ochs und Laharpe. Politische Zustände in der Schweiz (402). — Soziale Zustände in der Schweiz (403). — Erhebung der Waadtländer. Einmarsch der Franzosen in die Schweiz. Französische Pläne (404).

Der Feldzug im Orient und die zweite Koalition . . . . . . . . . . . . . . 404
Der Plan des ägyptischen Unternehmens. Der österreichische Zwischenfall (404). — Angriffspläne auf England. Begründung des Orientplanes. Politische Ursachen (405). — Geheimhaltung des Zuges. Bernadotte in Wien (406). — Der Zwischenfall mit Österreich (408). — Der Feldzug nach dem Orient. Maßregeln der Engländer. Bonapartes Überfahrt (408). — Eroberung von Malta (409). — Kaiser Paul und der Malteserorden (410). — Bonaparte überlistet die Engländer. Landung in Ägypten (412). — Besetzung von Alexandrien (413). — Bonapartes Auftreten. Die Mamluken. Der Sieg „bei den Pyramiden" (414). — Die Franzosen in Kairo (415). — Die Seeschlacht von Abukir 1798 (416). — Bonapartes Lage (418). — Organisierung Ägyptens. Aufstand in Kairo (419). — Bonaparte in Suez. Indische Pläne. Zug gegen Syrien. Jaffa. St. Jean d'Acre (420). — Sieg am Berge Tabor. Aufgabe der Belagerung von Acre. Rückmarsch nach Ägypten (421). — Einzug in Kairo. Landschlacht bei Abukir (422). — Die Nachrichten aus Europa (423). — Entschluß der Rückkehr. Oberbefehl an Kleber (424). — Der Krieg der zweiten Koalition bis zum Rücktritte Rußlands. Kriegserklärung Neapels (424). — Niederlage der Neapolitaner. Volksaufstand in Neapel. Die parthenopäische Republik. Rußland (426). — Paul I. (427). — Rußlands Bund mit England. Österreich. Suworow als Oberfeldherr. Kämpfe am Rhein und in der Schweiz (428). — Ende des Rastatter Kongresses (429). — Der Rastatter Gesandtenmord (430). — Krays Sieg bei Magnano (431). — Suworow erobert die Lombardei. Berufung Macdonalds. Schicksal Neapels (432). — Lady Hamilton. Fra Diavolo und andre Bandenführer (433). — Ruffo gegen Neapel. Nelson gegen Ruffos Vertrag (434). — Schreckensgericht in Neapel. Die Franzosen im Kirchenstaat (435). — Pius VII. (436). — Macdonalds Anmarsch. Schlacht bei Piacenza (437). — Kämpfe an der Trebbia (438). — Weitere

Digitized by Google

Seite

Erfolge Suworows (439). — Joubert an Moreaus Stelle. Schlacht bei Novi 1799 (440). — Verstimmungen zwischen Rußland und Österreich (441). — Plan einer Landung in Holland. Thugut (442). — Landung der Engländer und Russen in Holland. Mißerfolge des Herzogs von York (444). — Waffenstillstand von Alkmaar. Suworow nach der Schweiz (445). — Übergang über den St. Gotthard (446). — Marsch über den Roßstock (448). — Schlacht bei Zürich (449). — Schwierige Lage der Russen (450). — Suworow für die Heimkehr. Zar Paul trennt sich von Österreich (451). — Der Staatsstreich vom 18./19. Brumaire des Jahres VIII. Verhaßtheit des Direktoriums. Änderungen im Direktorium (452). — Wirtschaftlicher Ruin Frankreichs. Bonapartes Rückfahrt (454). — Auf Corsica. Landung in Fréjus (455). — Bonaparte in Paris. Verhandlungen mit Moreau und Lefèbvre (456). — Talleyrand. Sieyès (457). — Der Rat der Alten am 18. Brumaire. Bonapartes Eid (458). — Abdankung des Direktoriums. Der Rat der Fünfhundert in St.-Cloud (459). — Bonaparte im Rate der Alten. Bedenkliche Lage Bonapartes (460). — Bonaparte bei den Fünfhundert. Lucian Bonaparte. Sprengung des Rates der Fünfhundert (461). — Provisorische Verfassung (462).

**Das Konsulat** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 463

Die Organisation der Konsularregierung. Stimmung in Paris. Bonapartes Thätigkeit. Erste Maßregeln (463). — Das Ministerium. Sieyès' Verfassungsentwurf (464). — Der Erste Konsul. Ausarbeitung der Verfassung (466). — Genehmigung durch das Volk. Die drei Konsuln (467). — Dotation der Stellen. Bonapartes Übersiedelung in die Tuilerien. Proklamationen (468). — Schreiben an Georg III. und Franz II. (469). — Verwaltungsordnung. Rechtspflege. Der Code Napoléon (470). — Der Wiederausbruch des Koalitionskrieges. Notwendigkeit des Krieges für Bonaparte. Neue Rüstungen (471). — Österreich. Erzherzog Karl. Bruch Österreichs mit Rußland (472). — Melas' Erfolge über Masséna. Bonapartes Zug über den Großen St. Bernhard (473). — Bonaparte in Mailand. Übergabe von Genua (475). — Schlacht bei Marengo (477). — Waffenstillstand in Italien. Raubsystem Bonapartes (478). — Gefechte an der Donau. Latour d'Auvergne. Waffenstillstand in Deutschland (480). — Verhandlungen mit Preußen und Rußland (481). — Sendung des Grafen St. Julien. Friedenskongreß zu Lunéville. Waffenstillstand zu Hohenlinden (482). — Cobenzl bei Bonaparte. Cobenzl und Talleyrand (483). — Schlacht bei Hohenlinden (484). — Waffenstillstand von Steier. Friedensverhandlungen in Lunéville (485). — Der Neutralitätsbund. Der Frieden von Lunéville. Etrurien und Neapel. Bonaparte und der Papst (486). — Christliche Reaktion in Frankreich. Verhandlungen mit Rom. Das Konkordat (487). — William Pitts Rücktritt. Union Irlands und Großbritanniens (488). — Pitt und die Testakte. Eingriff des Königs (489). — Pitts Entlassung. Addingtons Friedensanerbieten (490). — Innere Lage Frankreichs. Bruch Rußlands mit England. Zar Pauls Pläne (491). — England gegen Dänemark. Seeschlacht bei Kopenhagen (492). — Die Palastverschwörung in St. Petersburg. Kaiser Paul und sein Hof. Paul und seine Söhne. Graf Panin (493). — Graf Pahlen. Fürst Subow und die Garden (494). — Pauls Gemahlin. Des Zaren Pläne mit Eugen von Württemberg (495). Großfürst Alexander. General von Bennigsen (496). — Die Verschworenen versammeln sich (497). — Die Katastrophe. Alexander I. Zar (498). — Enttäuschung der Kaiserin. Pauls Mörder (499). — Bonapartes Pläne mit Portugal. Der Verlust von Ägypten. Verständigung Rußlands mit England (499). — Rußland verzichtet auf Malta. Bonapartes Pläne auf Portugal. Spanien (500). — Godoys Wiedereinsetzung. Vertrag mit Frankreich. Krieg mit Portugal (501). — Friede mit Portugal. Der Vertrag von El-Arisch (502). — Schlacht bei Heliopolis 1800 (503). — Ermordung Klebers. Menou Oberbefehlshaber. Die Engländer in Indien (504). — Das englische Heer in Makri. Landung der Engländer bei Abukir. Die Schlacht bei den Ruinen von Canopus (506). — Belliards Kapitulation. Menous Lage in Alexandrien. Ganteaumes Landungsversuch (507). — Der Abschluß des Friedens von Amiens. Landung der Engländer in Kosseir. Friedensverhandlungen und Friedenspräliminarien (507). — Friedensschlüsse. Friede von Amiens (508). San Domingo (Haiti) (509). — Toussaint l'Ouverture. Leclerc unterwirft die Insel. Toussaints Gefangennahme. Haiti fällt wieder ab (510). — Die Vasallenrepubliken Frankreichs. Die ligurische Republik. Die cisalpinische Republik. Die italienische Republik (511). Überrumpelung der Consulta (512). — Die helvetische Republik. Bürgerkrieg in der Schweiz. Die Mediationsakte (1803) (513). — Die batavische Republik (514). — Mordanschläge. Jakobiner und Royalisten. Jakobinische Attentate (514). — Attentat vom 24. Dezember 1800 (515). — Anschuldigung der Jakobiner. Die wahren Anstifter des Komplotts. Maßregeln gegen die Aufwiegler (516). — Polizeisystem Bonapartes. Graf Schlabrendorf (517). — Die Presse. Bonaparte Konsul auf Lebenszeit. Neue Verfassung (518). — Orden der Ehrenlegion. Ton am konsularischen Hofe. Empfang beim Ersten Konsul (519). — Wiederausbruch des Krieges mit England. Trübung des Verhältnisses mit England. Szene mit dem englischen Gesandten (520). — Englands Ultimatum und Kriegserklärung. Vorbereitungen an der französischen Küste (521). — Mortier gegen Hannover (522). — Konvention von Suhlingen. Entwaffnung der hannöverschen Armee (523). — Mortier als Regent von Hannover (524). — Die königlich deutsche Legion (525). — Die Royalistenverschwörung. Bonaparte und Ludwig XVIII. Royalistische Verschwörung in London (525). — Landung der Verschworenen. Außerordentliche Maßregeln. Verhaftung Pichegrus (526). — Cadoudals Verhaftung (527). — Der Prinz von Enghien. Aufhebung, Prozeß und Tod des Prinzen (528). — Pichegrus Tod. Verfahren gegen Moreau und die übrigen Verschworenen (529).

**Die Auflösung des Heiligen römischen Reiches** . . . . . . . . . . . . . . . 530

Die Stände und die Reichsverfassung. Reichspolitik der Habsburger (530). — Die Reichsstände. Umfang der Abtretungen an Frankreich (531). — Bonapartes Pläne. Der Gedanke der Mediatisierung (532). — Die Reichsdeputation. Preußens Entschädigungen (533). — Die Entschädigungen Bayerns, Württembergs, Badens. Der Länderschacher in Paris (534). Der Reichsdeputationshauptschluß (535). — Überwiegen der Protestanten. Das Ende des römischen Kaisertums (536). — Die Geistlichkeit. Der deutsche katholische Adel. Das Bürgertum der Reichsstädte. Anbahnung des Rheinbundes (537).

**Das Kaisertum** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 538

Bonapartes Kaiserpläne. Bearbeitung der öffentlichen Meinung (538). — Stellung der beiden Mitkonsuln. Das Anerbieten des Senats. Zustimmung der Mächte (540). — Senat und gesetzgebender Körper. Das organische Senatskonsult (541). — Empfang des Senats in St.-Cloud (542). — Eidesleistung. Das Plebiscit (543). — Die neuen Würden und ihre Träger. Lebensweise des Kaisers (544). — Hoffeierlichkeiten. Ordensfest in

Digitized by Google

Seite

Boulogne (545). — Napoleon in Belgien und den Rheinlanden (546). — Verlegenheit des Papstes. Die Reise des Papstes (548). — Trauung und Krönung Napoleons. Die Feierlichkeiten (549). — Verteilung der Adler. Aufhebung des republikanischen Kalenders. Rückreise des Papstes (550). — Italien ein Königreich. Krönung in Mailand (551). — Verfassung des Königreichs. Einverleibung Genuas. Napoleons Familienmitglieder. Umtriebe Neapels (552). — Umgestaltung der Batavischen Republik. Napoleons Selbstbewunderung (553). — Aufschwung Frankreichs (554).

**Die dritte Koalition** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 554

Die Bildung der dritten Koalition. Verzögerung der Landung in England (554). — Spannung mit Rußland (555). — Rußlands Verständigung mit England. Pitt und Nowosiltzow (556). — Beitritt Gustavs IV. zum russischen Bunde. Österreichs Lage (557). — Englands Politik. Preußens Lage (558). — Preußen und Schweden. Napoleon und die Süddeutschen (559). — Ausbruch des Krieges (560). — Die Operationen zu Lande bis zur Kapitulation von Ulm. General Mack. Kontingente der Süddeutschen (560). — Napoleons Plan. Macks Verblendung (561). — Macks Kapitulation (562). — Übergabe von Ulm (563). — Die Verletzung der Neutralität Preußens. Verständigung mit Frankreich. Zar Alexander in Potsdam (564). — Am Sarge Friedrichs des Großen. Sendung des Grafen Haugwitz. Erzherzog Karl in Italien (566). — Die Österreicher räumen Tirol. Der Krieg zur See. Napoleons Pläne für den Seekampf (567). — Villeneuve in Cadiz (568). — Nelson vor Cadiz. Die Seeschlacht von Trafalgar (569). — Von Ulm bis Austerlitz. Aufgabe der Innlinie (570). — Vergebliches Friedensanerbieten des Kaisers Franz (571). — Die Spitzer Donaubrücke. Besetzung Wiens. Gefecht bei Hollabrunn. Vereinigung der österreichischen und russischen Armeen (572). — Haugwitz in Brünn. Bedenkliche Lage Napoleons (573). — Napoleons List. Die Dreikaiserschlacht (574). — Beiderseitige Stellungen. Napoleon vor der Schlacht. Der 2. Dezember 1805 (575). — Ergebnisse der Schlacht (576). — Zusammenkunft des Kaisers Franz und Napoleons Waffenstillstand mit Rußland. Abzug der Russen (578). — Haugwitz in Schönbrunn. Der Schönbrunner Vertrag (579). — Hardenbergs Gegenantrag. Österreichs unberechtigte Klagen (580). — Friede von Preßburg (581). — Die Abrechnung mit Neapel. Staatliche Neuordnungen. Die Ausstattung der Familienmitglieder Napoleons. Absetzung der Bourbonen in Neapel. Versuch zum Widerstand (582). — Flucht des Königspaares. Besetzung Neapels. Reynier gegen die Aufständischen (583). — Joseph Bonaparte König von Neapel. Erneute Erhebung Calabriens. Übergabe von Neapel (584). — Die großen Reichslehen (585). — Das Napoleonische Familienstatut. Die Ausstattung der Napoleonischen Familie (586). — Ludwig Bonaparte König von Holland (587). — Die Unterhandlungen in Paris (1806). Beginn des Konfliktes mit Preußen. Pitts Tod (587). Das Ministerium Fox. Friedensunterhandlungen zu Paris. Preußens verkehrte Politik (588). — Haugwitz in Paris. Der Pariser Vertrag (589). — Beratungen über den Vertrag in Berlin. Ratifikation und Folgen des Vertrages. Preußen knüpft mit Rußland an (590). — Vertrag mit Rußland. Oubril in Paris. Wechsel im russischen Ministerium (591). — Rußland und die Türkei (592). — Der Rheinbund. Plan des Rheinbundes. Murat Herzog von Berg (593). — Dalbergs Knechtssinn (594). — Stiftung des Rheinbundes. Völlige Auflösung des alten Reiches (595). — Mediatisierungen und Rangerhöhungen. Verfassung des Rheinbundes (596). — Gleichgültigkeit des deutschen Volkes. Arndts Geist der Zeit. Palm (597).

**Kampf und Fall Preußens** . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 598

Der Ausbruch des Krieges. Zustände in Preußen. Napoleons Weltherrschaftsgedanken. Verhältnis zu England und Preußen. Haugwitz und Hardenberg (598). — Hardenbergs Entlassung. Der norddeutsche Bund (599). — Napoleons Umtriebe. Mobilmachung Preußens (600). — Letzte Verhandlungen. Stimmung in Preußen. Das Heer (601). — Ausbildung desselben. Das Offizierkorps (602). — Jena und Auerstädt. Die Armee Hohenlohes. Die Hauptarmee. Der Herzog von Braunschweig (604). — Der preußische Kriegsplan. Napoleons Vorgehen. Beiderseitige Heeresstärke (605). — Das Manifest des Königs. Napoleons Schmähbulletins. Gefecht bei Schleiz (606). — Prinz Ludwig Ferdinand. Gefecht bei Saalfeld. Tod des Prinzen. Ratlosigkeit der preußischen Führer (608). — Verwirrung in den preußischen Armeen. Die Stellungen derselben (609). — Die Schlacht von Jena (610). — Der Rückzug (611). — Schlacht von Auerstädt (612). — Rückzug auf Nordhausen (614). — Der Zusammenbruch Preußens. Napoleon Herr Norddeutschlands. Übergabe von Erfurt. Rückzug der entmutigten Armee (614). — Gefecht bei Halle. Marsch auf Stettin. Der Herzog von Weimar. Kapitulation von Prenzlau (615). — Blücher führt die Nachhut. Blüchers Lebensgang (616). — Blüchers Rückzugspläne. Gefecht bei Nossentin. Blücher in Lübeck (619). — Kapitulation von Ratkau. Blücher in Hamburg. Blücher in Bartenstein (620). — Übergabe von Stettin, Spandau, Küstrin, Magdeburg, Hameln. Dekret vom 1. Dezember 1806 (621). — Grund der Kapitulationen (622). — Beispiele militärischen Pflichtbewußtseins. Einleitung von Unterhandlungen. Napoleon in Potsdam und Berlin (623). — Stimmung der Bevölkerung. Die neuen Provinzen Preußens (624). — Einverleibungen. Sachsen-Weimar. Depossedierung Wilhelms von Hessen. Kursachsen (626). — Die Kontinentalsperre. Der Feldzug in Ostpreußen im Winter 1806—1807 und seine politischen Folgen. Das Blockadedekret. Begründung des Verfahrens. Undurchführbarkeit der Sperre (627). — Annäherung Englands an Preußen. Waffenstillstandsunterhandlungen. Charlottenburger Konvention (628). — Ablehnung derselben. Größere Thätigkeit der Russen. Napoleon wiegelt Polen auf (629). — Stellung der russischen Truppen. Vorgehen der Russen unter Bennigsen (631). — Gefecht bei Mohrungen. Schlacht bei Preußisch-Eylau (632). — Sendung Bertrands an Friedrich Wilhelm. Ablehnung der Vorschläge (634). — Die Verträge von Bartenstein (635). — Hardenberg leitender Minister. Hardenbergs Lebensgang. Hardenberg und Haugwitz (636). — Österreichs Stellung (637). — Englands Verhalten. England und die Türkei. Napoleons Bündnis mit Persien. Das Ministerium Canning (638). — Die schwedische Unternehmung (639). — Neue Anstrengungen Napoleons. Die Schlacht bei Friedland und der Waffenstillstand von Tauroggen. Neue Rüstungen Napoleons. Unbezwungene Festungen. Belagerung Danzigs (640). — Kolberg. Schill (641). — Neidhart von Gneisenau (642). — Gneisenau in Kolberg. Zögern der Russen. Treffen bei Heilsberg (643). — Schlacht bei Friedland (644). — Der Waffenstillstand von Tauroggen (645). — Die Zusammenkunft auf dem Riemen. Der Friede von Tilsit (1807). Die Begegnung auf dem Riemen (645). — Umwandlung Alexanders. Zusammenkunft Friedrich Wilhelms mit Napoleon. Napoleon, der Zar und der König in Tilsit (646). — Königin Luise in Tilsit. Verhandlungen mit Rußland und Preußen

Seite

(648). — Wechsel im russischen Ministerium. Der Friede mit Preußen (649). — Die Kontribution. Gebietsverluste Preußens (650). — Das Herzogtum Warschau (651). — Friedrich August von Sachsen (652). — Danzig. Das Königreich Westfalen. Vergrößerung des Rheinbundes (653).

**Die Vorgänge in Skandinavien** . . . . . . . . . . . . . . . . . . 654

Die Neutralität Dänemarks. Der englische Überfall. Die Beschießung Kopenhagens (654). — Schweden und die Kontinentalsperre. Gustav IV. (655). — Bruch zwischen Schweden und Rußland. Rußland erobert Finnland (656). Der Krieg zur See. Entthronung Gustavs. Der Friedensschluß. Bernadotte Kronprinz von Schweden (657). — Napoleons Verhältnis zu Bernadotte (658).

**Das Napoleonische Kaisertum auf der Höhe seiner Macht** . . . . . . . . . . . 658

Veränderungen in Italien (1807). Die Besetzung Portugals. Napoleons spanische Pläne. Napoleon in Italien (658). — Napoleon und seine Brüder. Das Mailänder Dekret Dezember 1807 (659). — Zwiespalt mit dem Papste. Besetzung des Kirchenstaates (1808). Napoleon gegen Portugal (660). — Der Vertrag von Fontainebleau (Oktober 1807). Junot besetzt Portugal (661). — Die russische Flotte. Einverleibung Portugals (662). — Spanien unter Godoys Leitung. Unwillen gegen Godoy. Godoys Versuche, sich Frankreichs Einfluß zu entziehen (663). — Napoleon plant die Beseitigung der spanischen Bourbonen. Godoy. König Karl IV. (664). — Der Kronprinz. Die Verschwörung gegen Godoy (665). — Entdeckung der Verschwörung (666). — Folgen der Verschwörung. Vormarsch der französischen Armee nach Spanien. Das spanische Königspaar beschließt zu fliehen (667). — Der Aufruhr vom 18. März 1808. Freude über Ferdinands Thronbesteigung. Murat in Madrid. Napoleons Doppelspiel (668). — Überlistung Ferdinands (669). — Savary. Ferdinands Reise nach Bayonne. Karls IV. Reise nach Bayonne (670). — Die Verworrenheit der spanischen Lage. Aufruhr in Madrid. Szene zwischen dem Könige und seinem Sohne (671). — Thronentsagung der Bourbons. Zustimmung Rußlands (672). — Joseph Napoleon König von Spanien. Die neue Regierung (673). — Der Widerstand des spanischen Volkes. Der Aufstand des spanischen Volkes (673). — Anfängliche Erfolge der Franzosen. Widerstand in Saragossa (674). — Die Kapitulation von Baylen (675). — Joseph verläßt Madrid. Meuterei der spanischen Regimenter in Dänemark (676). — Die Einmischung der Engländer. Die Konvention von Cintra (677). — Die Zusammenkunft in Erfurt. Notwendigkeit der russischen Zustimmung (677). — Die Erfurter Zusammenkunft (678). — Napoleon und Alexander in Erfurt. Die Schaustellungen in Erfurt. Napoleon, Goethe und Wieland (678). — Völlige Verständigung zwischen Napoleon und Alexander. Abschied der Kaiser. Kaiser Alexander. Charakter Alexanders (680). — Napoleon (681). — Napoleons Regierung im Innern. Verfassungsänderungen (681). — Die Richter. Die Juden. Die Judenversammlung und das Synedrium (682). — Polizeiwirtschaft. Der neue Adel (683). — Unterschied der neuen von der alten Gesellschaftlichkeit. Charakter der neuen Gesellschaft (684). — Unterrichtswesen (685). — Die Normalschule. Die Universitäten. Napoleons Bauten (686). — Die Vendômesäule. Das Heer (687). — Die Finanzen (688). — Napoleons Sparsamkeit im Haushalt. Die Verbesserungen in der Steuererhebung. Mollien Finanzminister (689). — Die Kriegskasse. Neue Steuern. Die Reformen Molliens (690). — Die Verwaltungskasse. Doppelte Buchführung. Schwierigkeit in den Finanzen (691). — Die Nationalgüter. Allgemeines Ergebnis (692).

# Beilagen und Karten.


Seite

Faksimile eines Briefes Josephs II. an Marie Antoinette vom 29. Mai 1777 (Seite 1 und 2) . . . . 62

Aufzug der Generalstände zu Versailles am 4. Mai 1789. Fries von Louis Boulanger in der Galerie zu Versailles gestochen von Rosredou . . . . . . . . . . . . . . . 90

Der Schwur im Ballsaale zu Versailles am 20. Juni 1789. Nach dem Gemälde von Jacques Louis David im Louvre zu Paris . . . . . . . . . . . . . . . . . 104

Der Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789. Nach dem Originale von Prieur gestochen von Berthault . 116

Faksimile eines Briefes Jean Paul Marats vom 28. Mai 1790 . . . . . . . . . 148

Faksimile eines Schreibens des Grafen Mirabeau für die Königin Marie Antoinette bei Gelegenheit der Einsendung einer politischen Denkschrift . . . . . . . . . . . 156

Faksimile des Konzepts zu einer Denkschrift des Grafen Mirabeau für das Departements-Direktorium vom 7. März 1791 . . . . . . . . . . . . . . . . . . 160

Faksimile des Befehls Ludwigs XVI. vom 15. Juni 1791 an den General Bouillé betreffend die militärische Bedeckung der beabsichtigten Flucht . . . . . . . . . . . . . . 168

Faksimile eines Briefes Ludwigs XVI. vom Juli 1791 an den Kaiser Leopold II. . . . . . . . 172

Faksimile eines Briefes des Herzogs Louis Philipps von Orléans vom 15. April 1791 . . . . . . 182

Der Sturm auf die Tuilerien am 10. August 1792. Nach der Zeichnung von C. Monnet gestochen von Helman (1793) . . . . . . . . . . . . . . . . . 204

Faksimile des Dekrets der Nationalversammlung vom 10. August 1792, durch das Ludwig XVI. vorläufig der Königswürde entsetzt wurde . . . . . . . . . . . . . . . 206

Faksimile des Testaments Ludwigs XVI. vom 25. Dezember 1792 (Original im Nationalarchiv zu Paris) . . 240

Faksimile eines Briefes der Charlotte Corday vom 15. Juli 1793 an den Sicherheitsausschuß. (Zwei Tage vor ihrer Hinrichtung) . . . . . . . . . . . . . . . . 248

Letzter Brief der Königin Marie Antoinette, geschrieben am Morgen vor ihrer Hinrichtung (Faksimile des Originals im Nationalarchiv zu Paris) . . . . . . . . . . . . . . 256

Die Hinrichtung der Königin Marie Antoinette auf dem Revolutionsplatze (Place Louis XV.) am 16. Oktober 1793. Nach dem gleichzeitigen Originale von C. Monnet gestochen von Helman . . . . . . . 260

Faksimile eines Briefes Robespierres vom 26. Oktober 1793 an die republikanische Armee . . . . . 268

Faksimile eines Briefes Fouquier-Tinvilles an den Konvent anläßlich des Prozesses gegen Danton. (Original im Nationalarchiv zu Paris) . . . . . . . . . . . . . . . 272

Das Fest zur Einweihung des Freiheitsbaumes auf dem Revolutionsplatze zu Amsterdam am 4. März 1795. Nach dem Leben gezeichnet von J. Kuyper gestochen von R. Vinkeles und D. Vrydag . . . . 292

Faksimile eines Berichtes Napoleon Bonapartes an den General Carteaux, betreffend die Belagerungsarbeiten vor Toulon im Jahre 1793 . . . . . . . . . . . . . . . . 350

Faksimile eines Dekrets des Wohlfahrtsausschusses vom 19. Brumaire III. (8. November 1794) . . . . 354

Das Treffen von Roveredo am 4. September 1796. Nach der Zeichnung von Carle Vernet gestochen von A. D. St. Aubin . . . . . . . . . . . . . . . . . 372

Die Schlacht am Berge Tabor am 16. April 1799. Nach der Zeichnung von Swebach gestochen von Bovinet 420

Napoleon im Rate der Fünfhundert am 10. November 1799 (19. Brumaire VIII). Nach dem Gemälde von Bouchot gestochen von Frilley (Galeries de Versailles) . . . . . . . . . . . 460

Der Übergang der französischen Armee über den Großen St. Bernhard im Mai 1800. Nach dem Originale von Carle Vernet gestochen von Louvet . . . . . . . . . . . . . 472

Brief Jean Lambert Talliens an den General Kleber . . . . . . . . . . . . 504

Karte von Deutschland beim Ausbruch der Französischen Revolution im Jahre 1789 . . . . . . 536

Die Krönung Napoleons und Josephinens in Notre Dame zu Paris am 2. Dezember 1804. Nach dem Gemälde von Jacques Louis David gestochen von Frilley (Galeries de Versailles) . . . . . . . 548

# Geschichte der neuesten Zeit.

## I.

## Erster Zeitraum.

# Das Zeitalter der Französischen Revolution.

Das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts ist erfüllt von der Französischen Revolution. Die ganze Gestaltung des modernen Europa, innerlich wie äußerlich, ist durch diese gewaltige Bewegung beeinflußt worden. Die oft aufgeworfene und von manchen bejahte Frage, ob sich die Revolution nicht habe vermeiden lassen, ist zu verneinen. Allerdings muß man sich über den Umfang des Begriffes Revolution klar werden. Die Umwälzung, der wir unser modernes Staatsleben verdanken, war unvermeidlich geworden; die andre, die in die Pöbelherrschaft eines furchtbaren Zeitalters ausartete, konnte vielleicht mit kräftigem Schnitt an der Wurzel getilgt werden. Alles in allem ist aber aus jener blut- und thränenreichen Aussaat doch eine Ernte hervorgegangen, die uns noch heute unser politisches Brot gibt. Oder sollte man berechtigt sein, jene Aussaat mit der des Kadmus zu vergleichen, die geharnischte Männer zu dauerndem gegenseitigen Vernichtungskampfe emporzeitigte?

Mit einer dem Geschichtskenner nicht fremden Notwendigkeit wächst aus dem blutversumpften Boden der Revolution die Tyrannis, die Militärdiktatur hervor. Es ist lehrreich zu beobachten, wie das Extrem der Anarchie die lebensfähigsten Keime der furchtbarsten Despotie birgt. Mit Geißeln hat die Revolution gezüchtigt, mit Skorpionen sucht ihr Sohn die Nation heim: sind die in irgend einer Art Hervorragenden durch die Guillotine auf das Durchschnittsmaß zurückgeführt worden nach Tausenden, so verblutet der französische Proletarier, das Schoßkind der Revolution, auf den Schlachtfeldern des Cäsaren zu Hunderttausenden.

Die Revolution wirft auch das Heilige Römische Reich deutscher Nation über den Haufen. Nicht daß in Deutschland Bewegungen entständen, die auch nur entfernt jenen in Frankreich ähnlich wären. Aber man hat auch in Deutschland schon längst Gedanken gehegt, die vom Standpunkt gegebener Verhältnisse revolutionär sind. Oder ist etwa Lessings „Emilia Galotti“ nicht ein Todesurteil gegen die fürstliche und ab-

solutistische Unsittlichkeit? Sind die „Räuber“ keine Anklage der bestehenden Gesellschaftsordnung? Die „Verschwörung des Fiesko“ keine Verherrlichung des republikanischen Geistes? Aber während in Frankreich ein Königtum ohne Pflichten seinen letzten, besser gearteten Enkel die Sünden der Väter abbüßen läßt, bewahrt in Deutschland der über seine Pflichten aufgeklärte Absolutismus Friedrichs des Großen, teilweise auch Josephs II., die Nation vor einer ähnlichen Katastrophe.

Aber eine andre Katastrophe steht bevor. Die Erschütterungen der Revolution hat Frankreich überwunden; wie nach schwerer Krankheit fühlt es sich von neuer Kraft durchdrungen, von der Kraft und der Idee des modernen Staates, wenngleich dieser sich zunächst noch in despotische Formen kleidet, und von der Bestimmung, diesen modernen Staat Europa aufzudrängen. Dieser Macht ist auch der aufgeklärte Absolutismus nicht mehr gewachsen, namentlich da weder Friedrichs noch Josephs Erben das Ererbte durch entsprechende Eigenschaften auch erworben haben, um es zu besitzen. So fallen vor dem Sohne der Revolution die Throne Europas, insbesondere die Krone Preußens, in den Staub. Preußen steht jahrelang vor der Gefahr, gänzlich zu Grunde zu gehen. Aber im Feuer dieser Gefahr und äußersten Not läutert sich der Charakter; die männliche Philosophie Fichtes, das Heldenpathos der Schillerschen Tragödie treten hinzu, um ein bis in den Tod getreues und opfermutiges Geschlecht heranzuziehen. Der Freiherr vom Stein schafft dem preußischen Staat ein Bürgertum, Scharnhorst ein Volksheer. In Preußen finden die Ideen der Französischen Revolution ihre notwendige Modifikation; hier werden sie auf das sittliche Maß zurückgeführt, indem hier neben der Lehre von den bürgerlichen Rechten auch das Bewußtsein von den bürgerlichen Pflichten anerzogen wird. So nur ist es möglich, daß in einem volle sechs Jahre systematisch mißhandelten und ausgesogenen Staate, als die Stunde der Befreiung schlägt, eine zu höchsten Leistungen fähige sittliche Kraft vorhanden ist und mit elementarer Gewalt hervorbricht. Die von Napoleon verhöhnte und insgeheim doch instinktiv gefürchtete deutsche Ideologie hat einen unsterblichen Triumph errungen; das Zeitalter der Befreiungskriege wird darum auch von späteren, an dauernden Erfolgen reicheren Siegen nie verdunkelt werden können.

## Die Vorgeschichte der Revolution.

### Die Litteratur.

„Wie gewisse Krankheiten die Köpfe der Menschen verwirren und ihnen das Gedächtnis rauben, so kommen in der Entwickelung der Staaten bisweilen leidenschaftlich erregte Zeitalter zur Erscheinung, in denen Revolutionen auf die Völker eine gleiche Wirkung ausüben, wie gewisse Krisen auf einzelne Menschen; in denen der Abscheu vor der Vergangenheit die Stelle des Vergessens ersetzt, Zeitalter, in denen der in Brand gesteckte Staat wie aus der Asche wiedergeboren wird und die Kraft der Jugend wiedergewinnt, nachdem er sich soeben erst mühsam den Armen des Todes entwunden hat.“ Diese dem „Contrat social“, dem Gesellschaftsvertrage, des Jean Jacques Rousseau entnommene Stelle mutet uns fast so an, als ob sie aus den Erfahrungen der Revolution hervorgegangen sei, obgleich sie schon 1762 veröffentlicht wurde. Klar werden durch sie die drei Perioden der Revolution gekennzeichnet: der leidenschaftliche Abscheu vor der Vergangenheit, die wie eine verheerende Feuersbrunst den Staat erfassende Katastrophe des Zusammenbruchs aller Verhältnisse, endlich die nationale Wiedergeburt, der Phönix, der aus der Asche des Verderbens emporsteigt.

Der leidenschaftliche Abscheu gegen alles der Vergangenheit Angehörige gründet sich, wie wir das noch ausführlicher kennen lernen werden, auf Mißwirtschaft, Willkürlichkeit, Mißachtung der Lebensinteressen einer ganzen Nation, Preisgebung der nationalen und der persönlichen Ehre. Allenthalben als Übel empfunden, gelangten diese Charakterzüge des ancien régime durch eine ganz eigenartige, neue Litteratur zum Ausdruck, durch eine Litteratur, die sich nicht mehr wie die des sogenannten klassischen Zeitalters, der königlichen Gunst und reichlicher Jahrgelder zu erfreuen hatte, aber darum auch des den Monarchen und die Monarchie verherrlichenden Geistes bar war. Anfangs mit zagender Hand, nachher mit grober Faust riß sie aus den Herzen des französischen Volkes, das mehr als andre Nationen monarchisch gesinnt war, die monarchische Idee wie ein Unkraut, nachdem sie vorher schon ausgereutet hatte, was an frommem Glauben, an pietätvoller Überlieferung die Seelen erfüllt hatte. Furchtbar rächte es sich, daß die letzten Jahre Ludwigs XIV. an Stelle wahrhafter, glaubensstarker Frömmigkeit Intoleranz und Bigotterie gesetzt hatten. Gegen diese und den mit ihr verbundenen äußeren Zwang machte sich nun eine Reaktion auf sozialem und sittlichem Gebiete geltend, die nicht nur der Frömmelei, sondern auch der Frömmigkeit und jeglichem Glauben Hohn sprach und in jedem gekrönten Haupte einen Tyrannen erblicken lehrte. Und je schroffer die gesellschaftlichen Unterschiede geltend gemacht worden waren, um so eher brach sich nunmehr die Lehre Bahn, daß die unbedingte Gleichheit der Menschen den ewigen Gesetzen der Natur entspräche. Ihnen nachzuleben, die Natur selbst wieder aufzufinden und in ihr und mit ihr zu leben, erschien als das edelste Ziel; leider war man nach einer solchen Vergangenheit nicht mehr das Volk, um sich ein reines und unverfälschtes Bild dieser Natur gestalten zu können.

Wenn so die Litteratur es aussprach, was mehr oder minder bewußt die Gedankenwelt eines ganzen intelligenten Volkes belebte, so gab sie zugleich das Signal, sich aus dem dumpfen Zustande des Leidens aufzuraffen zur befreienden That. Es genügt für den Zweck dieses Buches, die Chorführer der neuen Bewegung genauer kennen zu lehren, die schon am Schlusse des vorigen Bandes dem Leser kurz vorgeführt worden sind: Montesquieu (1689—1755), Voltaire (1694—1778), Diderot (1713—84) und mit ihm die Schar der Encyklopädisten, endlich Rousseau (1712—78). Und auch bei diesen kann es sich nicht um alle ihre Werke handeln, sondern nur um die, an denen wir den Pulsschlag der Zeit am besten nachfühlen können. Befruchtet aber wird diese ganze Litteratur in auffälliger Weise durch den germanischen Geist, wie er Gestalt und Wesen im englischen Geistes- und Staatsleben um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert gewonnen hatte. — —

Montesquieus Persische Briefe.

Die Regentschaft Philipps von Orléans neigte ihrem Ende zu. Sie hatte sich mit grenzenloser Schmach bedeckt; sie hatte mit dem Lawschen System den finanziellen und den moralischen Ruin Frankreichs vollkommen gemacht; nach kurzem Aufsluge zu freiheitlicher und toleranter Regierungsweise war sie zurückgekehrt zur alten Intoleranz und hatte zu ungunsten einer selbständigen gallischen Landeskirche und zu ungunsten einer selbständigen Glaubensentwickelung ihren Frieden mit Rom und mit den Jesuiten gemacht. Da erschien im Jahre 1721 anonym ein kleines Büchlein des Titels: „Persische Briefe“. Zwei Perser berichten teils sich gegenseitig, teils in die Heimat, welchen Eindruck sie im Abendlande, besonders aber in Paris empfangen haben. Diese Satire, die um so besser wirkte, als sie sich hinter die naive Treuherzigkeit eines von allem Gesehenen und Erfahrenen überraschten Ausländers steckte, spiegelte in höchst ergötzlicher Weise die Sittenzustände des damaligen Frankreich wider und hatte darum einen großartigen Erfolg. Eine Auflage löste die andre ab, die Nachdrucke waren zahlreich. Verfasser war ein sehr hochgestellter Beamter des Königreichs, der Parlamentspräsident von Montesquieu zu Bordeaux.

Charles Secondat Baron de la Brède et de Montesquieu hätte viel eher Ursache gehabt, als Verteidiger denn als Angreifer der bestehenden Verhältnisse aufzutreten. Auf dem väterlichen Schlosse la Brède bei Bordeaux am 18. Januar 1689 geboren, gehörte er dem Geburtsadel an. Und auch der Adel der Robe zählte ihn bald zu den Seinen; im Jahre 1714 gelangte er in den Besitz einer Ratsstelle am Parlament von Bordeaux, dem höchsten Gerichtshofe von Guyenne, 1716 rückte er zum Präsidenten auf. Neben der juristischen Thätigkeit beschäftigten ihn theologische und naturgeschichtliche Untersuchungen; er beteiligte sich eifrigst an der Verwirklichung des Planes, in Bordeaux eine Akademie der Wissenschaften zu gründen. An dem neugegründeten Institute hielt er dann selbst Vorlesungen über Nierendrüsen, über die Ursache des Echos, die Schwere der Körper, über ihre Transparenz. Ja, er trug sich mit einer allgemeinen Geschichte unsres Erdkörpers. Man findet in namhaften Zeitungen von damals Aufforderungen an alle Gelehrten Europas, ihre darauf bezüglichen Beobachtungen und Abhandlungen zu senden nach Bordeaux, Rue Margaux, chez M. de Montesquieu, Président au Parlement de Guyenne „qui en payera le port“! Die Vorliebe des Zeitalters für die exakten Wissenschaften und seine universale Wißbegierde finden sich recht anschaulich in dem Treiben dieses für die Natur und ihre Erkenntnis schwärmenden Gerichtspräsidenten verkörpert.

Inhalt der Persischen Briefe.

Die ernsten Studien schien der Verfasser der „Lettres persanes“ gänzlich beiseite geschoben und vergessen zu haben, als er den verwöhnten Gaumen der Pariser mit einer Haremsintrigue kitzelte und sich keck über alles lustig machte, was man bis dahin die Franzosen anzubeten und zu bewundern gelehrt hatte. Das ist jedoch nur die äußere Maske: mit lachendem Munde die Thorheit der Zeit zu züchtigen, hatte sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt. Die Schlange des Spottes und der Pikanterie verwandelte sich für den denkenden Leser in einen Mosesstab, der den frischen Quell politischen und historischen Interesses aus den Herzen einer im Absolutismus versteinerten Nation herauszuschlagen die Kraft hatte. Die überall sich hervordrängende Frivolität ist ein Tribut an den Geschmack des Zeitalters; der Autor kann ihrer nicht entraten, wenn er gelesen sein will. Für die Bedeutung der Briefe sei als vollwichtiger Zeuge Goethe angezogen, der in den Anmerkungen zu seiner Übersetzung von Diderots „Rameaus Neffe“ sagt: „Durch seine Lettres persanes machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des lois hervorbringen sollte.“

Unter Beiseitelassung des Haremsromanes, den der Verfasser eben nur als „Vehikel“ zur Einführung seiner Hauptgedanken benutzt, ist der Inhalt der Briefe folgender. Es werden darin zunächst nach der religiösen Seite hin verspottet die strenge Rechtgläubigkeit, der Aberglaube, das Papsttum, der Cölibat und die Klöster, die Jesuiten, die Ketzergerichte, die Ränke der Beichtväter, Intoleranz, Sektenwesen, ja, die christlichen Glaubenssätze und die Lehre von Christus selbst. Nach der politischen Seite hin erfahren die witzige Kritik des Persers die Regierungsweise Ludwigs XIV., die Sittenverwilderung unter der Regentschaft, der Aktienschwindel Laws, der überhandnehmende Luxus, namentlich auch in den Frauenmoden, der Übermut des Adels und seine wie der Geistlichkeit veralteten Rechte, die den erwerbenden Klassen eine erdrückende Last aufbürden; selbst die Akademie, der Stolz des gelehrten Frankreich, die vierzig Unsterblichen entgehen nicht dem Witze des boshaften Kritikers. Die Äußerungen über die Religion verraten uns einen überzeugten Anhänger des englischen Deismus, die politischen lassen einen Demokraten erkennen, der die Republik, wie sie sich etwa in den Niederlanden und der Schweiz findet, als die beste Staatsform hinstellen möchte. Von dieser Anschauung ist er dann übrigens später abgekommen.

Für beide Richtungen mag es genügen, einige Beispiele anzuführen. (Die in Klammern gesetzten Zahlen zeigen die Nummern des betreffenden Briefes an.)

(24.) „Der König von Frankreich ist der mächtigste Fürst von Europa. Er hat keine Goldminen wie sein Nachbar, der König von Spanien; aber er besitzt größere Reichtümer als dieser, weil er sie von der Eitelkeit seiner Unterthanen empfängt, die unerschöpflicher ist als jene Bergwerke. Man hat erlebt, daß er große Kriege ohne andre Mittel als käufliche Ehrentitel unternahm und fortführte; durch das Wunder menschlichen Stolzes sahen sich seine Truppen besoldet, seine Festungen ausgerüstet und seine Flotten bemannt. — Übrigens ist dieser König ein großer Zauberer; seine Herrschaft erstreckt sich selbst auf den Geist seiner Unterthanen; er macht sie denken, wie er will. Hat er nur eine Million Thaler und bedarf ihrer zwei, so braucht er ihnen nur einzureden, daß ein Thaler zwei gilt, und sie glauben es. Hat er einen kostspieligen Krieg zu führen und es fehlt ihm an Geld, so braucht er ihnen nur in den Kopf zu setzen, ein Stück Papier sei Geld, und augenblicklich sind sie davon überzeugt.“

„Aber was ich von diesem Fürsten berichte, darf Dich nicht wunder nehmen; gibt es doch noch einen andern Zauberer, der mächtiger ist als der König und nicht minder dessen Geist beherrscht, als dieser die Geister aller übrigen. Dieser Zauberer heißt Papst. Bald macht er glauben, Drei sei nur Eins; bald wieder, das Brot, das man ißt, sei kein Brot, und der Wein, den man trinkt, sei kein Wein, und tausend ähnliche Sonderbarkeiten. Um ihn (nämlich den

französischen König) aber stets in Atem zu erhalten und zu verhüten, daß er die Gewohnheit des Glaubens verliere, gibt er ihm von Zeit zu Zeit gewisse Glaubensartikel. So schickte er ihm vor zwei Jahren ein großes Schriftstück, welches er „Konstitution" nannte und wollte die Fürsten und seine Untergebenen unter Androhung schwerer Strafen zwingen alles zu glauben, was darin geschrieben stand." (Gemeint ist die Bulle Clemens' XI. „Unigenitus" vom Jahre 1713, die teilweise bestimmt war, die Lehren der Jansenisten als ketzerisch zu bezeichnen, zum andern Teil aber auf die Oberherrschaft und Unfehlbarkeit des Papstes hinarbeitete, vergl. Band VII. S. 131.)

(29.) „Der Papst ist das Oberhaupt der Christen. Er ist ein alter Götze, dem man aus Gewohnheit Weihrauch streut. Ehemals übte er selbst über die Fürsten eine bedrohliche Macht aus; denn es war ihm ebenso leicht, sie abzusetzen, wie unsern erhabenen Sultanen, die Könige von Irimetta und Georgien vom Throne zu stoßen. Aber jetzt fürchtet man ihn nicht mehr. Er nennt sich Nachfolger eines der ersten Christen, Namens St. Peter; und offenbar besitzt er dadurch eine reiche Erbschaft, denn seine Schätze sind unermeßlich und ein großes Land ist ihm unterthan. — Die Bischöfe sind Rechtskundige und stehen unter seiner Oberhoheit. In seinem Namen haben sie zwei ganz merkwürdig voneinander verschiedene Ämter zu versehen. Wenn sie versammelt sind, so machen sie, wie er selbst, Glaubensartikel. Sind sie aber allein, so liegt ihnen weiter nichts ob, als die Leute von der Erfüllung des Gesetzes zu dispensieren. Denn Du mußt wissen, daß die christliche Religion mit einer Unmenge sehr schwieriger Pflichtübungen überladen ist. Und da man zu der Einsicht kam, es sei schwerer, seine Pflichten zu erfüllen, als Bischöfe zu haben, durch die man davon entbunden wird, so hat man zum allgemeinen Besten die letzterwähnte Methode eingeführt. Will man also den Rhamazan (Fastenmonat der Mohammedaner) nicht halten oder sich den Formalitäten des Eheschlusses nicht unterziehen, will man seine Gelübde nicht erfüllen oder sich trotz gesetzlicher Hindernisse verheiraten, ja sogar, will man seinen Eid brechen, so geht man zum Bischof oder zum Papst, der einem sofort den Dispens erteilt."

(39.) „Nichts ist so wunderbar, wie die Geburt Mohammeds. Gott, der nach dem Rate seiner Vorsehung von Anbeginn beschlossen hatte, den Menschen diesen großen Propheten zu senden, um den Satan zu fesseln, schuf 2000 Jahre vor Adams Geburt ein Licht, das sich von einem Erwählten auf den andern, von einem Ahnen Mohammeds auf den folgenden vererbte, bis es zuletzt ihn selbst erfüllte, als ein sicheres Zeugnis seiner Abstammung von den Patriarchen. — — — — Dreimal erbebte die Erde bei seiner Geburt, als ob sie selbst in Wehen kreiste; alle Götzenbilder stürzten zu Boden, die Throne der Könige fielen in Trümmer. — — — Man vernahm eine Stimme vom Himmel, die die Worte rief: „Ich habe meinen treuen Freund auf die Welt gesandt." — — — — Vom Himmel ertönte auch die Stimme, die dem Streite ein Ende machte (nämlich dem Streite der Vögel, Wolken, Winde und Engel um die Erziehung des Kindes): „Er soll nicht aus den Händen der Sterblichen genommen werden; denn selig sind die Brüste, die ihn säugen, und die Hände, die ihn berühren werden; selig auch das Haus, darinnen er wohnen, und das Bett, darauf er ruhen wird." Wenn man nach so vielen merkwürdigen Zeugnissen an sein heiliges Gesetz nicht glauben wollte, so müßte man ein Herz von Eisen haben, mein lieber Josua." (Der Adressat dieses Briefes ist ein Jude, der zum Islam überzutreten gedenkt.)

(73.) „Ich habe von einer Art Gerichtshof reden hören, den man die französische Akademie nennt, aber geringere Achtung genießt kein Gerichtshof der Welt; denn, wie es heißt, kassiert das Volk seine Urteile, sobald sie gefällt sind, und gibt ihm selbst Gesetze, denen er gehorchen muß. — — — Die Mitglieder dieses Gerichtshofes haben keine andre Obliegenheit, als unaufhörlich zu schwatzen. Die Lobhudelei mischt sich ganz wie von selbst in ihr ewiges Geplapper; und sobald sie in seine Mysterien eingeweiht sind, ergreift sie die Panegyrikuswut und läßt sie nicht wieder los. Dieser Gerichtshof hat vierzig Köpfe, die alle vollgepfropft sind mit Floskeln, Metaphern, Antithesen; die Sprache seiner vierzig Mäuler besteht fast nur in Ausrufungen, und seine Ohren wollen immer durch harmonischen Tonfall gekitzelt sein. Nur für die Augen ist nicht gesorgt; er scheint nur zum Reden, nicht zum Sehen gemacht zu sein. Übrigens ist er auch etwas schwach auf den Füßen; denn die Zeit, seine ärgste Feindin, erschüttert ihn alle Augenblicke und zerstört ihm seine ganze Arbeit."

(90.) „Das Allerheiligste der Ehre, des Ruhmes und der Tugend scheint sich in den Republiken und den Ländern zu finden, wo man das Wort Vaterland mit frohem Bewußtsein aussprechen kann. In Rom, in Athen, in Lacedämon war die Ehre der einzige Preis der herrlichsten Thaten. — — —"

(103). „Die Regierungsform der meisten europäischen Staaten ist die monarchische, oder vielmehr wird sie so genannt; denn ich weiß nicht, ob es jemals eine wirkliche Monarchie gegeben hat; wenigstens könnte sie unmöglich in ihrer Reinheit lange bestanden haben. Sie ist etwas Gewaltsames, das stets in die Despotie oder in die Republik ausartet. Die Macht kann niemals gleichmäßig zwischen Fürst und Volk verteilt sein; es ist zu schwierig, das Gleichgewicht zu halten. Während die Gewalt auf der einen Seite zunimmt, muß sie auf der andern abnehmen; der Vorteil aber ist gewöhnlich auf Seiten des Fürsten, denn dieser steht an der Spitze des Heeres."

(125.) „Niemals erfahre ich von der Fürsten Freigebigkeit, von ihren Gunsterweisungen, ihren Gnadengehältern, die sie gewähren, ohne in tausenderlei Betrachtungen zu versinken. Eine bunte Reihe von Vorstellungen zieht an meinem Geiste vorüber; es ist mir, als hörte ich die folgende Verordnung öffentlich ausrufen: „Nachdem die unveränderliche Standhaftigkeit etlicher Unsrer Unterthanen Unsre Königliche Herrlichkeit unablässig um Pensionen angegangen, haben Wir endlich der Menge der Uns eingereichten Bittschriften, die Unserm Throne bisher die größten Sorgen verursacht hatten, nachzugeben geruht. Besagte Bittsteller haben Uns vorgestellt, daß sie, seit die Krone Unser königliches Haupt bedeckt, niemals ermangelt haben, bei Unsern Levers zugegen zu sein; daß Wir sie auf Unserm Wege stets unbeweglich wie die Grenzsteine haben stehen sehen; daß sie sich aufs Äußerste ausgereckt haben, um selbst über die höchsten Schultern hinweg den Anblick Unsrer Herrlichkeit zu genießen. Wir haben mehrere Bittgesuche empfangen, die Uns inständigst angehen, die offenkundige Schwierigkeit zu berücksichtigen, die es ihnen koste, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Selbst einige altersschwache Greisinnen haben Uns, mit dem Kopfe wackelnd, gebeten, Uns in Gnaden erinnern zu wollen, daß sie unter Unsern königlichen Vorfahren die Zierden des Hofes gewesen seien. Wenn deren Feldherren durch ihre Kriegsthaten den Staat zu einer gefürchteten Macht erhoben hätten, so hätten sie ihrerseits den Hof durch ihre Intriguen nicht minder berühmt gemacht. Demgemäß, da es Unser Wunsch und Wille ist, die Bittsteller mit Güte zu behandeln und ihnen alle ihre Bitten zu gewähren, so haben wir verordnet, wie folgt: „Es soll ein jeglicher Arbeiter, der fünf Kinder hat, täglich das Brot, das er ihnen bisher zu geben gewohnt war, um den fünften Teil vermindern. Wir weisen die Hausväter nachdrücklich an, die Schmälerung der Bissen auf jedes einzelne Familienmitglied so gerecht, wie möglich zu verteilen. — Allen, die ihre Erbgüter bewirtschaften, oder diese verpachtet haben, verbieten Wir ausdrücklich, irgend eine Reparatur daran vorzunehmen, von welcher Art auch immer. — Wir bestimmen, daß alle Personen, die mit niedrigen und mechanischen Arbeiten beschäftigt sind, da gedachte Personen niemals bei dem Lever Unsrer Majestät zugegen gewesen sind, hinfort für sich selbst, für ihre Frauen und für ihre Kinder nur noch alle vier Jahre neue Kleidung kaufen dürfen. Wir untersagen ihnen ferner auf das strengste jene kleinen Vergnügungen, durch die sie bisher die großen Feste des Jahres im Kreise ihrer Familien zu feiern pflegten. — Und da Uns ferner kund geworden, daß die Mehrzahl der Bürger Unsrer Städte mit allen Kräften darauf hinarbeitet, ihren Töchtern, die sich in Unsern Staaten nur durch eine traurige und langweilige Sittsamkeit hervorgethan haben, eine Versorgung zu sichern: so befehlen Wir ihnen, daß sie mit deren Verheiratung warten sollen, bis selbige das gesetzlich bestimmte Alter erreicht haben und durch die Obrigkeit dazu angehalten werden. Verbieten endlich Unsern Behörden, sich um die Erziehung der Kinder solcher Leute zu kümmern."

Schließlich soll noch der Brief angezogen werden, in dem Montesquieu als ein Vorläufer Voltaires auf Newton und die dem damaligen Frankreich unbekannten physikalischen und namentlich astronomischen Entdeckungen Englands zu sprechen kommt. Fast wie ein Märchen erscheint es uns, wenn die Gesetze der Gravitation, der Zentripetalkraft und der Zentrifugalkraft in orientalischem Gewande, um nicht Anstoß zu erregen, mitgeteilt werden müssen. Dabei ist die ironische Beziehung auf die katholische Kirche in der Lobpreisung des Islams unverkennbar.

(98.) „Usbek an Hassein, Derwisch auf dem Gebirge Jaron. — Es gibt hier Philosophen, die freilich nicht bis zum Gipfel morgenländischer Weisheit emporgedrungen sind; sie waren nicht verzückt bis zum Thron des Lichtes; sie vernahmen weder die unaussprechlichen Worte, die jubelnd durch die Chöre der Engel tönten, noch empfanden sie den erhabenen Rausch einer göttlichen Begeisterung; aber sich selbst überlassen und von keinem heiligen Wunderzeichen geleitet, folgten sie schweigend den Spuren der menschlichen Vernunft. — Kaum wirst Du es für möglich halten, wie weit diese Führerin sie schon gefördert hat. Sie haben das Chaos entwirrt und durch eine eingehende Mechanik die Gesetze der göttlichen Baukunst erklärt. Der Urheber der Natur hat der Materie Bewegung verliehen. Das war alles, dessen sie bedurfte, um die wunderbare Mannigfaltigkeit von Wirkungen hervorzubringen, die uns im Weltall vor Augen liegt." — Nachdem er dann von der Zentrifugal- und Zentripetalkraft gesprochen, Barometer und Hygrometer, die Lehre von der Schnelligkeit des Schalles und des Lichts, die Entfernung des Saturn, die Schiffbaukunst berührt hat, fährt der Schreiber fort: „Wenn irgend ein Gottesmann die Werke dieser Philosophen in hohe und erhabene Worte gegossen und sie mit kühnen Gleichnissen und erhabenen Allegorien untermischt hätte, vielleicht würde er damit ein schönes, nur von dem heiligen Koran übertroffenes Werk zustande gebracht haben. Soll ich Dir indessen frei meine Meinung sagen, so bekenne ich, daß mir der bilderreiche Stil nicht eben sehr behagt. Unser Koran enthält viel kindisches Zeug, und als solches erscheint es mir stets, obwohl es durch Kraft und Lebendigkeit des Ausdruckes gehoben ist. Man glaubt zuerst, die geoffenbarten Bücher seien nur göttliche Gedanken in menschlicher Sprache; im Gegenteil, man findet in unserm Koran die Sprache Gottes und die Denkungsart der Menschen so, als ob Gott in wundersamer Laune die Worte eingegeben, der Mensch aber die Gedanken dazu geliefert hätte."

Wanderjahre Montesquieus.

Von dem Augenblicke an, da Montesquieu an dem durchschlagenden Erfolge seiner Persischen Briefe seinen Beruf zu litterarischer Thätigkeit erkannt hatte, stand sein Entschluß fest, diesem Berufe sich von nun an ganz zu widmen. Zur Durchführung

seiner litterarischen Pläne aber war es für Montesquieu unumgänglich nötig, sein Amt aufzugeben, schon weil es ihn nicht befriedigte: „Ich verstand nichts", so erklärte er freimütig und gleichzeitig bezeichnend für die Zeit, „Ich verstand nichts vom Prozesse; und was mich am meisten anwiderte, war die Beobachtung, daß gerade Dummköpfe diese Gabe besaßen, die mich floh." Er verkaufte 1726 sein Amt — man weiß, daß die Ämter im alten Frankreich käuflich waren — und ging zunächst nach Paris, wo er dem sogenannten Club de l'Entresol angehörte; es war dies eine Vereinigung hervorragender Männer, die, wie Montesquieu selbst, von der Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse überzeugt waren und in ihrem kleinen Kreise neben Tagesfragen auch die Mittel zur Hebung des gesunkenen Staates besprachen. Weil aber der Klub aus diesem Grunde staatsgefährlich schien, wurde er 1731 durch den leitenden Minister Fleury aufgelöst. Zu seinem schriftstellerischen Ansehen fehlte Montesquieu noch der Ruhm — der Akademie, derselben Akademie, die er in seinem 73. Briefe so ingrimmig verhöhnt hatte. Als durch den Tod Louis de Sacys am 26. Oktober 1727 ein Sitz in dieser Körperschaft zur gegenseitigen Beweihräucherung frei geworden war, bewarb sich Montesquieu darum und wurde zum Staunen von Mit- und Nachwelt am 25. Januar 1728 in die Zahl der Unsterblichen aufgenommen. Als freier Mann von Vermögen, in dem wie im ganzen Zeitalter die epikureische Lust am Lebensgenusse rege war, wollte er nun auch eine Reise, „die große Tour", machen. Mit dem bisherigen englischen Gesandten Waldgreve reiste er im April 1728 von Paris ab, zunächst nach Wien, wo ihn namentlich der Prinz Eugen fesselte, von da nach Preßburg, dann nach Italien. Im August erreichte er Venedig, besuchte dann Florenz, Genua, Rom, Neapel, auf der Rückreise Turin. In Venedig hatte er nähere Bekanntschaft mit dem englischen Lord Chesterfield gemacht. Auf dessen Jacht ging er am 31. Oktober 1729 vom Haag aus nach London; er hatte im Sommer 1729 Italien verlassen und war über die Schweiz und Deutschland nach Holland gereist. Der Aufenthalt in England währte bis zum April 1731; man hat gesagt, daß dieser Aufenthalt für Montesquieu dasselbe bedeutet habe, wie für Lykurg der Aufenthalt in Kreta. Ohne Zweifel hat Montesquieu eine Fülle anregender Eindrücke mit nach Hause zurückgebracht und in sich verarbeitet. Doch kann man behaupten, daß er den eigentlichen Geist der englischen Verfassung nicht verstanden oder ihn sich nach eignen, d. h. nach französischen Begriffen zurechtgelegt hat. Jedenfalls ist er sehr viel später erst auf diesen Punkt zurückgekommen. Zunächst zog er sich nach seiner Rückkehr nach dem Schlosse seiner Väter, nach La Brède, zurück, um Studien für ein Werk ganz andrer Natur zu treiben; deren Frucht erschien 1734 in Amsterdam unter dem Titel: „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence."

Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer 2c.

Diese „Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles" schließen naturgemäß eine Geschichte des römischen Volkes ein. Aber schon der geringe Umfang des Büchelchens belehrt uns, daß man keine weitschichtige Gelehrsamkeit darin aufgespeichert finden wird. Ja man wird unschwer geradezu Unrichtigkeiten darin entdecken, von denen auch jene Zeit schon einige überwunden hatte. Aber die ganze Stellungnahme Montesquieus zu seinem Stoffe, neu und eigenartig wie sie war, ist hier von Bedeutung. In einem Zeitalter, in dem Geschichte im wesentlichen von Theologen und Juristen geschrieben wurde zum Zwecke der Erbauung und moralischen Belehrung einerseits, zur Deduktion staatsrechtlicher Lehren anderseits, und zwar geschrieben nur in der Art, daß man die älteren Autoren aufs neue auszog und in trockener Weise zusammenstellte, trat Montesquieu als politischer Redner über ein geschichtliches Thema auf und betrachtete den Entwickelungsgang des römischen Volkes mit dem Auge des Staatsmannes, das durch Erfahrung und durch den Vergleich mit der Gegenwart geschärft worden war. Er brauchte die Geschichte, um zu aller Staunen auf die Mängel der Verfassung und der Regierung in den monarchischen Staaten seiner Zeit aufmerksam zu machen. Der bekannte Geschichtschreiber Schlosser sagt von ihm: „Ein angesehener, ein geistreicher, ein als Schriftsteller berühmter Mann wagte in einer finsteren und despotischen Zeit die niedergedrückten Seelen seiner Landsleute durch das Beispiel der größten und kräftigsten Nation emporzuheben; dies allein

würde sein Buch der Unsterblichkeit wert machen. Seine Nation, wenigstens diejenigen Gebildeten, die er im Auge hatte, wurden geistlich erzogen; knechtische Furcht und mönchische Demut wurden ihnen so tief eingeprägt, daß der Despotismus überall Sklaven, das Vaterland nirgends Bürger fand; Montesquieu zeigte in der römischen Geschichte die Bedeutung des Patriotismus und des Bewußtseins eigner Kraft und unveräußerlicher Rechte. Diesem gegenüber zeigte er im Bilde derselben Nation, wie die Völker durch Despotismus herabgewürdigt werden, wie sie endlich gänzlich untergehen."

Montesquieus Schrift beginnt mit Romulus und endet mit der Zerstörung Ostroms (1453). Der leitende Gedanke ist namentlich in den ersten Kapiteln wiederholt betont: Die Wehrkraft des gesamten Volkes, immer erneut unter großen Opfern in Anspruch genommen, läßt nach der Vertreibung der Könige einen Einheitsstaat entstehen, in dem Rechte und Pflichten vernunftgemäß verteilt sind, in dem dieselbe Vaterlandsliebe alle beseelt, in dem nicht, wie in Karthago, nur Reichtum Ehre und Ansehen gibt, sondern Bürgertugend und Tapferkeit; der Vaterlandsliebe kommt nur gleich die Liebe zur Freiheit. Aber mit der gewaltigen Ausdehnung des Reiches erwächst die Unmöglichkeit, daß nur die Bürger Roms die Kriege führen und deren Früchte einernten. Die gesamten Italiker müssen helfen die Legionen vollzählig zu machen. Für solche Pflichten verlangen sie auch Rechte, sie fordern das Bürgerrecht; sie erhalten es, da der gegen sie von Rom geführte Krieg das Reich an den Abgrund des Verderbens zu bringen droht. Von da ab kann man den Verfall beginnen sehen, und als vornehmste Ursache hierzu nennt Montesquieu übermäßige Ausdehnung des Reiches. Aber auch das Emporkommen der Plebejer im Staate wird als eine Grundursache alles Übels dargestellt. Sulla gilt dem Verfasser der Betrachtungen durchaus nicht als ehrgeiziger Usurpator despotischer Gewalt, sondern als politisch denkender Wiederhersteller des alten römischen Patrizierstaates. Wir erkennen daraus den politischen Standpunkt Montesquieus, wie er sich seit seinem Aufenthalte in England umgebildet hatte. Wie er die Erbfolge in seinen Besitzungen nach englischem Muster ordnete, die Garten und Parkanlagen nach dem Vorbilde englischer Hochsitze einrichtete, sein Baronat in ein Marquisat umzuwandeln wußte, so ist er auch politisch ein, wenn auch liberal angehauchter, Tory geworden, dem die englische Verfassung, sofern sie unter Umständen eine Adelsrepublik mit monarchischer Repräsentativspitze ermöglicht, als das Ideal erscheint. Wenn er in diesen Betrachtungen von einem römischen Volke redet, so steht ihm, genau genommen, nichts andres vor Augen als der Populus Romanus im älteren Sinne, d. h. die Gemeinde der durch Abkunft stimm- und amtberechtigten Patrizier. Das hat dann die Zeit der konstituierenden Versammlung nicht gesehen; um so mehr war ihr und ihren Nachfolgerinnen geläufig die Predigt gegen die Tyrannei und der Berechtigungsnachweis für den Tyrannenmord, wie er sich im 11. Kapitel findet. Zunächst ist hier für Montesquieu der eigentliche Held der cäsarianischen Epoche nicht Cäsar, sondern **Pompejus**, eben weil dieser als Patronus der alten im Senate verkörperten Aristokratie auftritt; Cäsar ist nur der auf den Schultern des Pöbels emporgekommene Militärdiktator. Unter den darauf bezüglichen Betrachtungen findet sich auch eine Art Prophezeiung, wenngleich sie nicht in der Form einer solchen erscheint; sie ist nach 60 Jahren eingetroffen. „Kein Staat", sagt Montesquieu, „bedroht die übrigen so sehr mit einer Eroberung, wie derjenige, der die Schrecken des Bürgerkrieges durchlebt hat. Jeder, der Edelmann, der Bürger, der Handwerker, der Bauer, wird Soldat, und wenn durch den Frieden die Kräfte wieder vereint sind, so hat dieser Staat große Vorteile vor den andern Staaten voraus, die nur Bürger besitzen. Überdies bilden sich in den Bürgerkriegen oft große Männer, weil bei der Verwirrung die Verdienstvollen ans Licht treten, jeder sich Raum schafft und seinen Platz einnimmt, während man zu andern Zeiten an seinen Platz gestellt wird, und oft an einen ganz verkehrten."

Zu solchen durch die Bürgerkriege emporgekommenen Talenten rechnet Montesquieu auch **Cäsar**. Er erkennt zwar: „Wenn Cäsar und Pompejus wie Cato gedacht hätten, so würden eben andre wie Cäsar und Pompejus gedacht haben, und die Republik, die einmal zum Untergange bestimmt war, würde nur durch andre Hände in den Abgrund gerissen worden sein." Aber die Nutzanwendung, daß es eine Wohlthat war, wenn durch einen Mann wie Cäsar diese historisch notwendige Entwickelung zum entsprechenden Abschluß gebracht wurde, wie sie von Friedrich dem Großen in seinen Randbemerkungen zu Montesquieus Schrift gezogen wurde, zieht Montesquieu nicht: somit gelangt er zu dem Endschlusse, der 1793 seine praktische Verwertung fand, daß der Tyrannenmord zu den tugendhaften Thaten zu rechnen sei. Deswegen mag auch die ganze Stelle hier Wiedergabe finden:

„Es war für Cäsar äußerst schwer, sein Leben zu schützen: die meisten der Verschworenen gehörten zu seiner Partei oder waren von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden; und der Grund hierfür ist leicht ersichtlich. Sie hatten durch seinen Sieg große Vorteile erlangt; desto mehr begannen sie auch am allgemeinen Unglück teilzunehmen. Denn einem Menschen, der nichts besitzt, kommt es in gewisser Hinsicht herzlich wenig darauf an, unter welcher Regierung er lebt —. Außerdem gab es **eine Art Völkerrecht**, eine in allen griechischen und italischen Republiken feststehende Meinung, der zufolge der Mörder dessen, der sich die oberste Gewalt angemaßt hatte, für einen tugendhaften Menschen angesehen wurde. Besonders in Rom war seit der Vertreibung der Könige dies Gesetz bestimmt, die Beispiele ganz gewöhnlich: die Republik bewaffnete den Arm jedes Bürgers, machte ihn für den Augenblick zum Beamten und erkannte ihn als zu ihrer Verteidigung bevollmächtigt an." (??)

„Brutus wagt seinen Freunden zu sagen, daß er seinen Vater, wenn der wieder auferstünde, ganz auf die nämliche Weise töten würde.*) Und obgleich sich bei der Fortdauer der Willkürherrschaft dieser Freiheitssinn allmählich verlor, brachen die Verschwörungen zu Anfang der Regierung des Augustus doch immer wieder von neuem aus. — Es war die allgewaltige Liebe zum Vaterlande, die sich über die gewöhnlichen Regeln von Verbrechen und Tugend hinwegsetzte, nur der eignen Stimme noch Gehör gab und weder Bürger, noch Freund, noch Wohlthäter, noch Vater mehr achtete; die Tugend schien sich selbst vergessen zu haben, um sich selbst zu übertreffen, und die That, die man anfangs nicht billigen mochte, weil sie grausam war, erwarb sich schließlich göttliche Bewunderung. Konnte denn das Verbrechen Cäsars, der in einem freien Staate lebte, in Wirklichkeit anders bestraft werden, als durch einen Meuchelmord? Und wenn man fragt: warum hat man ihn nicht mit offener Gewalt oder durch die Gesetze verfolgt? — hieße das nicht ebenfalls Rechenschaft einfordern über seine Verbrechen?“

Wir verlassen zunächst Montesquieu, um einem in Frankreich im selben Jahre wie die Considérations (1734), in England schon im Jahre vorher erschienenen Werke und dessen Verfasser unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es sind die Lettres écrites de Londres sur les Anglais et autres sujets par M. de Voltaire, die bestimmt waren, in nicht geringerem Maße wie die Lettres Persanes und die Considérations die Geistesrichtung der Franzosen zu beeinflussen. Der Autor war zur Zeit, als sie erschienen, dem französischen Publikum nicht mehr unbekannt; er hatte 1718 als ein 24jähriger die Gunst des Publikums und des Hofes durch seine Tragödie „Ödipus“ gewonnen, von seinem Heldengedicht auf König Heinrich IV. waren schon einige Gesänge bekannt geworden und hatten einen unsrer Zeit nicht mehr verständlichen Beifall erzielt; einem Aufenthalte in England, von dem gleich noch zu sprechen sein wird, und Shakespeareschen Anregungen verdankte er „Brutus“ und „Zaïre“, und endlich hatte seine trefflich geschriebene Geschichte Karls XII. von Schweden (1731) ein Musterbild geschaffen für populäre und doch auf guten Studien begründete Geschichtschreibung, eine Litteraturgattung, die, wie schon oben bemerkt wurde, dieser Zeit fremd war. Erst aber die „Briefe über die Engländer“, auch „Philosophische Briefe“ genannt, machten Voltaire zur Tagesgröße und schufen ihm die maßgebende Stellung, die ihn für unsern Gegenstand wichtig macht. Voltaire.

Die genaue Eintragung in das Taufbuch der Pariser Pfarrei St. André des Arcs stellt fest, daß François Marie Arouet am 21. November 1694 geboren, am 22. November in der genannten Kirche getauft worden ist. Als Eltern werden da genannt François Arouet, ehemaliger Notar am Gerichtshof des Châtelet, derzeitiger Sporteleinnehmer an der königlichen Rechnungskammer zu Paris, und dessen Ehegattin Frau Maria Margarete Daumart. Man war im elterlichen Hause nicht sonderlich über diesen fünften Sprößling erbaut; selbst die Mutter ließ es an Fürsorge für das übrigens recht schwächliche und gebrechliche Kindchen fehlen. Um so mehr nahm sich sein Pate seiner an, der Abbé François de Castagnier de Chateauneuf. Dieser Mann ist so recht ein Vertreter der in vornehmen Kreisen während der letzten Jahre des großen Königs herrschenden Denkungsweise: ein frivoler, ausschweifender, aus einem galanten Abenteuer ins andre sich stürzender und vor allem ein völlig ungläubiger Priester; einer der Helden jener übel berufenen Adelsgesellschaft, die sich im sogenannten Temple zu nächtlichen Orgien und übermütigen Religionsspöttereien zusammenfanden. Von ihm lernte Voltaire an den Fabeln Lafontaines das Lesen, um dann auch sofort einen etwas eigenartigen Katechismusunterricht zu empfangen: der gute Pate ließ ihn die „Moïsade“ auswendig lernen, das Werk eines gewissen Lourdet, der in diesem Gedichte den Moses des Alten Testamentes einfach in das Bereich der Fabel verwies. Als die berühmte und berüchtigte Ninon de l'Enclos von ihrem Freunde die Fortschritte seines Zöglings vernahm, ließ sie sich den interessanten Kleinen baldmöglichst vorstellen. Das Bild dürfte bezeichnend sein: der kleine Arouet auf den Knieen der l'Enclos und daneben der Satyr von einem Abbé. Voltaires Jugend.

Mit zehn Jahren wurde François in das von Jesuiten geleitete Collège Louis-le-Grand aufgenommen, das eigentlich nur von jungen Adligen besucht wurde. Einer seiner Lehrer, der P. Porée, fand bald so viel Gefallen an dem gewandten Geiste des Knaben, daß er ihm nicht nur die lateinische, sondern auch die französische Verskunst beibrachte. Aber der moralische Standpunkt des Heranwachsenden blieb ein fraglicher. Sein Pate machte sich kein Gewissen

*) Marcus Junius Brutus hatte im Jahre 77 den Versuch des Lepidus, die republikanische Verfassung umzustürzen, unterstützt und Mutina gegen den Feldherrn des Senats, Pompejus, besetzt gehalten. Er wurde aber zur Übergabe gezwungen und bald nachher durch einen Freigelassenen des Pompejus, Geminius, ermordet.

daraus, den Knaben mitzunehmen nach jenen dem ungeschminktesten Epikureismus huldigenden Gesellschaften des Temple, wo er sich zwar durch den Verkehr mit den höchsten Kreisen sehr frühzeitig Gewandtheit und einen gewissen Grad von Lebenserfahrung aneignete, aber in gleichem Maße an jugendlicher Harmlosigkeit einbüßte. Auch die der Moisade entsprechende Geistesrichtung ward da gepflegt; sie kam dann in den geweihten Räumen der Schule ab und zu bei dem Schüler zum Durchbruch und gab dem P. Le Jay das prophetische Wort in den Mund: „Unglücklicher, du wirst einst die Fahne des Deismus in Frankreich aufpflanzen!“ Zum Glück starb Chateauneuf 1708. 1710 waren des jungen Arouet Studien vollendet; einer allerdings nicht ganz sicheren Überlieferung nach schrieb der Rektor des Kollegiums neben den Namen des Abgegangenen in die Liste: Ingeniosus puer, insignis nebulo — ein genialer Junge, aber ein gewaltiger Windbeutel!

Entgegen dem ausdrücklich geäußerten Wunsche des Sohnes, Litterat zu werden, brachte ihn der Vater bei einem Rechtsanwalt unter, bei dem Maître Allain. Er vermochte nicht dessen Zufriedenheit zu erwerben; er gewann da aber immerhin so viel Kenntnisse, um später in eigner Sache, namentlich in Vermögensangelegenheiten, erfolgreich auftreten zu können. Auch gewann er dort an dem jungen Thieriot einen ihm bis ans Lebensende treuergebenen Freund. Besser als auf der Schreibstube gefiel es ihm in der Gesellschaft des Temple. Dort machte er sich bald durch seine boshaften Verse bemerklich und gefürchtet. Auch der Prinz-Regent und sein skandalöses Verhältnis zur eignen Tochter, der Herzogin von Berry, bot ihm zu einem bissigen Epigramm willkommenen Stoff; das brachte aber auch eine achtmonatige Verbannung aus Paris. Er lebte in der Zeit beim Herzog von Sully, bei dem er Material für ein Heldengedicht auf Heinrich IV. sammelte. Auf ein de- und wehmütiges Gnadengesuch wurde ihm die Rückkehr gestattet. Bald aber wanderte er wegen eines lateinischen Pasquills auf den Regenten in die Bastille (1717). Deren Register nennen ihn schon M. Arouet de Voltaire. Nach der Ansicht vieler ist der letztere Name entstanden aus AROVET L. J. (A. le jeune); eine Umstellung dieser Buchstaben gibt den Namen Voltaire.

Ödipus. Während dieser unfreiwilligen Muße arbeitete Voltaire an einem Stoffe, den er schon früher den Freunden im Temple vorgelegt hatte; als er nach elfmonatigem Aufenthalt die Bastille verließ, war sein „Ödipus“ fertig und wurde alsbald vom Théâtre français angenommen. Die erste Aufführung fand am 18. November 1718 statt und hatte sofort einen derartigen Erfolg, daß das Stück an fünfundzwanzig aufeinanderfolgenden Abenden aufgeführt wurde. Wichtig war die Anerkennung, die der Hof ihm zollte. Der Herzog von Orléans ließ dem Dichter zu Ehren eine schwere Goldmünze schlagen, überdies bewilligte er ihm ein Jahrgehalt. — Die Kritik hat längst den Stab über eine Hervorbringung gebrochen, die von den Zeitgenossen über die Tragödien der Alten gestellt wurde. Es war auch genau genommen nicht die Dichtung als solche, die diese Begeisterung verursachte; denn sie bewegte sich so ziemlich in ausgetretenen Bahnen; aber die Beziehungen auf die Kirche und die Priesterschaft des damaligen Frankreich, von der uns in den Salons und in der Litteratur eine Menge Mitglieder vom Schlage des Abbé de Chateauneuf begegnen, weckten bei Tausenden Widerhall und trugen dazu bei, das Stück populär zu machen.

Unter dem Eindrucke dieses Erfolges, den übrigens einige bald nachher geschriebene Sachen durchaus nicht erreichten, wurde Voltaire der Liebling aller Gesellschaften, verkehrte in höchsten Kreisen, wußte auch, als 1722 der Vater starb und ihm einen nicht unbedeutenden Vermögensanteil hinterließ, damit geschickt zu arbeiten. Er sollte aber doch die Erfahrung machen, daß man ihn trotz seines geistigen Adels unter dem weltlichen nicht für voll ansehen wollte. Ein Offizier mit Namen Beauregard, der von ihm in Versailles absichtlich beleidigt worden war, da er in ihm den Urheber seines Bastilleaufenthaltes vermutete, lauerte ihm auf dem Rückwege von Versailles an der Brücke von Sèvres bei Paris auf und prügelte ihn furchtbar durch, worauf er zu seinem Regimente verschwand. Voltaire gelang es nicht, wenigstens nicht gleich, die Bestrafung des Attentäters durchzusetzen, da der Kriegsminister dessen Partei hielt; auch der Regent, an den er sich wandte, verhielt sich sehr kühl: „Herr Arouet“, sagte er, „Sie sind ein Dichter und haben Stockprügel empfangen; das ist in der Ordnung, und ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen.“ — Zwei Jahre später ereignete sich ein ganz ähnlicher Fall, der entscheidend werden sollte für Voltaires ganzes Leben und seinen Bildungsgang. Bei der berühmten Schauspielerin Adrienne Lecouvreur war Voltaire im Dezember 1725 mit einem sehr vornehmen Herrn, dem Chevalier von Rohan-Chabot, zusammengeraten, weil dieser sich über seinen selbstverfertigten Adel lustig gemacht hatte. Als ein paar Tage später Voltaire bei seinem Gönner, dem Herzog von Sully speiste, ward ihm mitgeteilt, daß unten am Thore jemand in einem Wagen auf ihn warte. Ahnungslos, vielleicht auf ein galantes Abenteuer gefaßt, eilte er hinab, trat auf den Tritt des Wagens, um hineinzusehen, fühlte sich aber sogleich von derben Fäusten gepackt und aus einem andern Wagen in der Nähe hörte er, während jene seinen Rücken bearbeiteten, die wohlbekannte Stimme des Herrn von Rohan, der zu nachdrücklicher Thätigkeit aufmunterte. Mehr noch als diese niederträchtige Beschimpfung schmerzte den Verwöhnten die Ablehnung des Herzogs von Sully, gegen den mächtigen Rohan als Zeuge aufzutreten, und die unverhohlene Schadenfreude und Befriedigung über den Fall in den ersten Gesellschaftskreisen. Auch eine Ausforderung nützte nichts, die er nach längerem Fechtunterricht dem Chevalier zusandte. Sie brachte ihn nur auf dessen Anzeige am 18. April 1726 in die

Digitized by Google

Bastille. Doch war es dank höherer Fürsprache eine milde und kurze Haft. Am 2. Mai eröffnete ihm der Kommandant, de Launay, daß die Gnade des Königs ihm die Freiheit schenke unter der Bedingung, daß er unverweilt nach England gehe. Am 5. Mai 1726 langte Voltaire in Calais an, um nach kurzem Aufenthalt die Überfahrt anzutreten.

Voltaire in England.

An einem schönen Maitage landete Voltaire in London; zufällig war ein Volksfest im Gange, das ihm das neue Heimatland durch sein buntes Leben und die Fülle fremdartiger Bilder in rosigem Lichte erscheinen ließ. Mag sich auch später manche Schattenseite dem kritischen Blicke des französischen Beobachters aufgedrängt haben, im allgemeinen blieb jener erste Eindruck maßgebend. Seine Sympathie blieb dem Lande, das ihm bis zur selbstbeschlossenen Abfahrt im März 1729, also fast volle drei Jahre, ein willkommenes Asyl geboten hat. Es war ein besonderer Glücksumstand für ihn, daß er zehn Jahre vorher auf französischem Boden die Bekanntschaft des Lord Bolingbroke gemacht hatte. Bei diesem Manne, dem einstigen Minister der Königin Anna, der nach längerem Exil seit 1723 die Erlaubnis erhalten hatte, nach England zurückzukehren, zwei Jahre später auch wieder in den Besitz seiner Güter gelangt war, fand Voltaire zunächst auf dessen Landgute Dawley Aufnahme. Dann gewährte ihm ein Kaufmann Falkener auf seinem reizend gelegenen Landsitze Wandsworth Gastfreundschaft. In der Stille ländlicher Zurückgezogenheit machte sich Voltaire zunächst das Englische zu eigen; er gehört zu den wenigen Franzosen, die des Englischen vollständig mächtig geworden sind. Dort vertiefte er sich in die englische Litteratur, besonders aber machte er sich mit ihrer Philosophie und den Errungenschaften der Physik vertraut; Baco v. Verulam, Locke, Newton erfüllten sein Denken mit ganz neuen Begriffen. Am 12. August 1726 schrieb er an seinen Freund Thieriot nach Paris: „Es ist ein Land, wo man frei und edel denkt, und durch keine knechtische Furcht sich beengen läßt. Wenn ich meiner Neigung folgen könnte, so würde ich mich hier niederlassen, einzig zu dem Zwecke, denken zu lernen." —

Daß er dies gelernt hat, dürften ihm auch seine Gegner nicht absprechen. Es kam ihm dabei eine den Franzosen sonst nicht eigentümliche Fähigkeit zu statten: die Fähigkeit, sich einer fremden Denkungsweise anzupassen; doch steht gerade damals Voltaire nicht einzig in dieser Richtung da. Wir wissen, daß in dieser Zeit Montesquieu sich durch England beeinflussen ließ; es mag ferner gleich hier erwähnt sein, daß den großartigen Werken des Naturforschers Buffon das Studium der englischen Untersuchungsergebnisse vorangeht und teilweise zu Grunde liegt, daß Diderot seine ersten philosophischen Arbeiten den Engländern entlehnte, Rousseau aus Locke einen großen Teil seiner politischen und pädagogischen Anschauungen schöpfte, Condillac in seiner ganzen Philosophie von ihm abhängig war. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie ein ganzes Zeitalter, im wesentlichen das der restaurierten Stuarts, die englische Litteratur in Abhängigkeit von dem französischen Geiste zeigt; die Dichter und Edelleute Rochester und Denham thaten sich etwas darauf zu gute, Schüler Boileaus zu heißen, Hamilton wurde ganz Franzose. Aber mit der politischen Revolution gegen die Stuarts revoltierte auch der englische Geschmack gegen die französischen Neigungen, nicht gewaltthätig, alles Fremde verbannend, aber doch nachdrücklich im nationalen Sinne. Und gleichzeitig erwuchs in Frankreich das Gefühl einer geistigen Wahlverwandtschaft; hatte sich die englische Litteratur eine Zeitlang unter die Herrschaft der französischen Form gestellt, so fühlte jetzt der gealterte französische Formalismus das Bedürfnis, sich am Inhalt des englischen Denkens zu verjüngen. Diesem instinktiv gefühlten Bedürfnis entsprochen zu haben, ist ein Hauptverdienst Voltaires. Man kann ihn den französischen Entdecker des englischen Geisteslebens nennen.

Voltaire nahm es also ernst mit seinen englischen Studien, weil er den Beruf in sich fühlte, für seine Landsleute ein Apostel dieser Geistesrichtung zu werden. Er betrieb sie aber nicht bloß mit Hilfe von Büchern, sondern, sobald es ihm seine Kenntnis der Sprache erst erlaubte, ganz besonders mit Hilfe der Menschen. Auf seinem in der Nähe von London gelegenen Landsitze lernte er Pope kennen; auf der Besitzung des Lord Peterborough den bekannten Dekan Swift; mit Whigs und Tories verkehrte er gleichermaßen und ließ sich an Ort und Stelle das Studium des englischen Parlamentarismus angelegen sein. Es zeugt von der Emsigkeit seines Strebens, das seine ganze Zeit ausfüllte — wenngleich es auch hier nicht an einer Geselligkeit fehlte, die der des Temple sehr ähnelte — daß er während seines englischen Aufenthaltes London und seine Umgebung nicht verlassen hat; er scheint gar nicht daran gedacht zu haben, die malerischen Hochlande aufzusuchen. Das Studium des Engländers und seines Denkens ging ihm über andre Interessen. Allerdings vergaß er dabei auch seine persönlichsten nicht. Er benutzte seine ausgedehnte Bekanntschaft, um für seine der Vollendung zuwachsende Henriade Unterschriften zu sammeln und brachte sie auf 344.

Rückkehr nach Frankreich.

Trotzalledem zog es ihn nach Frankreich zurück. Anfang März 1729 trat er die Rückreise an, obgleich ihm eine amtliche Erlaubnis dazu noch nicht geworden war, und lebte zunächst bei einem Freunde in St. Germain, natürlich unter falschem Namen und unter Beobachtung größter Vorsicht. Im April erhielt er die Erlaubnis, sich wieder in der Öffentlichkeit zeigen zu dürfen. Er setzte seine Bekannten nicht wenig in Staunen durch die philosophische Art, die von nun an den Grundton seiner Gespräche ausmachte. Daneben aber vergaß er nicht, seine Finanzen zu bessern, die durch die während der Verbannung ausgefallenen Gnadengehalte des Hofes einer besonderen Berücksichtigung bedurften. Beteiligung an Lotterien, Aktienunternehmungen, Handelsgesellschaften, unter kluger Benutzung aller günstigen Konjunkturen, bewiesen, daß sein Aufenthalt

in England auch in dieser Richtung belehrend auf ihn gewirkt hatte. Bald trat er wieder publizistisch auf den Plan. Der unter der Regierung des Herzogs von Bourbon und des Kardinals Fleury neuentbrannte Streit zwischen den Jansenisten und den Vertretern der schon früher erwähnten Bulle „Unigenitus“, speziell also den Jesuiten, veranlaßte Voltaire zu einer satirischen Schrift: „Dummheiten auf beiden Seiten“, die ihm auch von beiden Seiten Verfolgungen eintrug. Doch war zunächst sein Einfluß und auch sein Geld noch mächtig genug, um ihn vor ernsteren Verwickelungen zu bewahren. Da starb am 20. März 1730 die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur. Der bekannten Sitte entsprechend verweigerte die Kirche ihr, der Grafen und Herzöge bewundernd zu Füßen gelegen hatten, als einer „Unehrlichen“ das kirchliche Leichenbegängnis; bei Nacht ward sie in einem Garten eingescharrt. Mit Recht trat Voltaire gegen diese Äußerung der Intoleranz auf, deren Spitze sich ja gegen die Anhänger und Vertreter der Kunst und die Freunde der Tragödie richtete. Er unterzog ebensosehr den kirchlichen Fanatismus in seiner Apotheose der Verstorbenen einer scharfen Kritik als auch die Gleichgültigkeit der Regierung, der er die englischen Verhältnisse als Muster vorhielt. Beide angegriffenen Parteien schienen nunmehr zu einem Gegenschlage zu rüsten, so daß es Voltaire für geraten fand, Paris zu verlassen. Durch seinen Freund Thieriot ließ er verbreiten, er gehe nach England; in Wirklichkeit begab er sich im Januar 1731 nach Rouen.

Kirchliche Zustände in Frankreich.

Es mag hier aber auf Zustände aufmerksam gemacht werden, die Voltaires Auftreten gegen die herrschende Kirche rechtfertigen. Das Übel war übergroß, so erklärt sich auch das Übermaß des Angriffes, wie es immer wieder in den Schriften Voltaires und zwar in wachsender Schärfe zu Tage tritt. Ein englischer Beobachter dieses Zeitraums meint ganz richtig: „In England würde Voltaire nichts gewesen sein als ein streitbarer Deist mit ausgesprochen satirischer Richtung, aber mit nichten eine maßgebende Größe in der Gesellschaft. Jedoch in Frankreich lagen die Dinge so, daß er eine der maßgebendsten Größen des Jahrhunderts werden mußte .... Voltaire und seine Schüler erfüllten einen Beruf, indem sie zerstörend vorgingen.“ — Während der Zeit der Regentschaft Philipps von Orléans hatten die Reste von Protestanten, die sich trotz der Aufhebung des Ediktes von Nantes in Frankreich gehalten hatten, erträgliche Tage gesehen. Mit dem Hingange des Regenten hörte diese Schonzeit auf; der Protestant wurde wieder verfolgt und gehetzt, und auch die gesetzliche Aufmunterung dazu fehlte nicht; denn so sittenlos der Nachfolger Philipps, der Herzog von Bourbon und seine Egeria, die Marquise de Prie waren, so hielten sie äußerlich nur um so strenger und ostensibler an der Kirche fest. Es war einem der früheren „Roués“, der Orgiengenossen des Regenten, vorbehalten, seine wachsende Moral durch ein Dekret vom 14. Mai 1724 zu beweisen, das die schlimmsten Zeiten der Hugenottenverfolgung unter Ludwig XIV. heraufzubeschwören schien. Man ließ den König, der natürlich bei seinem Alter noch gar keine Kenntnis von all diesen Dingen besaß, in diesem Edikt sagen, daß unter allen großartigen Gedanken des verstorbenen Königs keiner mehr der Verwirklichung bedürfe, als die Ausrottung der Ketzerei. Die Versammlungen der Protestanten wurden nunmehr wieder in einer längeren Reihe von Edikten verboten, Galeerenstrafe, ja selbst der Tod traf die Männer, die Frauen lebenslängliche Einkerkerung, beide Vermögenseinziehung. Todesstrafe traf die etwa noch amtierenden protestantischen Prediger. Wer ihnen Aufnahme gewährte oder nachweislich den Aufenthaltsort eines solchen verhehlte, unterlag der gleichen Strafe, wie die zum Gottesdienst sich versammelnden Protestanten. Am schlimmsten war das Beaufsichtigungsrecht, das dem katholischen Geistlichen über etwa in seinem Pfarrsprengel aufhältliche Protestanten zustand. Zunächst führte er genau darüber Buch, ob die neugeborenen Kinder solcher auch nach katholischem Ritus getauft wurden und ob sie dann später den katholischen Katechismusunterricht regelmäßig besuchten; sobald darin Unregelmäßigkeiten vorkamen, hatte er die pflichtvergessenen Eltern zur Bestrafung anzuzeigen. Auch hatte er das Recht, Kranke und Sterbende der verhaßten Konfession aufzusuchen, nicht um ihnen Trost und Hilfe zu bringen, sondern um ihnen noch in letzter Stunde das katholische Sakrament aufzunötigen, im Weigerungsfalle ihnen den Arzt zu entziehen und Beschlagnahme des Vermögens anzuordnen; wurden solche Kranke gesund, so traf sie die Verbannung. Wer von protestantischen Eltern oder Großeltern abstammte, mußte, falls er sich irgend einem gelehrten Berufe zuwenden wollte, ja auch wenn er nur Feldscher oder Apotheker oder Buchdrucker werden wollte, sich ein Zeugnis vom Herrn Pfarrer ausstellen lassen, daß sein Katholizismus durchaus einwandfrei sei; ebenso die Frauen, die sich der geburtshilflichen Ausbildung zuwenden wollten. Man sieht, daß die Protestanten schlimmer gestellt waren als die Juden im Mittelalter, sie waren völlig rechtlos; während jene noch des Judenschutzes genossen, waren sie den habsüchtigen Launen und Quälereien aller ausgesetzt. Daß dies sich auch nicht wesentlich änderte, werden später die berühmten Prozesse beweisen, in denen Voltaire so glänzend als Anwalt der Toleranz auftrat. Das alles aber war möglich in einem Lande, an dessen Spitze ein Abbé Dubois gestanden hatte, in dem Priester Mitglieder von Gesellschaften waren, die Religionsverhöhnung programmmäßig trieben, und in einem Jahrhundert, das sich mit Stolz das der Aufklärung nannte.

Geschichte Karls XII.

Gegen diese Denkungsart ließ Voltaire von Rouen aus seine erste größere Mine springen. Zunächst überwachte er dort, als englischer Lord sich gerierend, teils im Hause teils auf einem Landgute des Buchhändlers Jore die Drucklegung seiner nach dem englischen Aufenthalte vollendeten Geschichte Karls XII. (von Schweden). Die Erlaubnis, dieses Werk herauszugeben, erhielt Voltaire aber erst 1732 durch freundschaftliche Vermittelung. Außer dieser Arbeit über Karl XII.

sollte Jore auch noch die Henriade neu drucken. Voltaire hatte von ihr schon 1722 in Holland zwei Bruchstücke veröffentlicht, 1723 ein drittes unter dem Titel La Ligue ou Henri le Grand. Das Gedicht erhielt dann, wie schon angedeutet, eine Neubearbeitung in London und seinen jetzigen Namen und erschien dort mit einer Widmung an die Königin 1728. Es heißt in dieser: „Ew. Majestät wird in diesem Buche sehr große und wichtige Wahrheiten finden: die Moral frei von Aberglauben; den Geist der Freiheit gleich weit entfernt von Aufruhr und Unterdrückung; die Rechte der Könige allzeit geschützt, die Rechte des Volkes allzeit verteidigt.“ Der Held des Epos ist Heinrich IV.; in zehn Gesängen werden die bekannten Ereignisse erzählt von dem Bündnis, das Heinrich III. in äußerster Not mit seinem Vetter und Schwager Heinrich von Navarra abschloß, bis zu der Bekehrung Heinrichs IV. und zur Eroberung von Paris. Hauptzweck des Gedichtes ist, in jener Zeit der Unduldsamkeit gegen Andersgläubige durch Neubelebung des Bildes jenes von Haus aus protestantischen Heldenkönigs, durch glänzende Schilderungen der schrecklichen Ausschreitungen der Intoleranz, wie durch die der Pariser Bluthochzeit, Toleranz zu predigen. Neben dem ernsten Mahnruf zur Duldung und Milde ist es, wie Voltaire in der eben angezogenen Widmung selbst sagt, ein Lied zur Verherrlichung der religiösen und bürgerlichen Freiheit, zugleich eine Aufforderung zur Bildung und Aufklärung. Darin besteht der Wert des Gedichtes; der dichterische ist gering und wird selbst von den Franzosen nicht mehr aufrecht erhalten.

Aber weder die Henriade noch das Leben Karls XII. sollten ein solches Aufsehen erregen wie ein drittes Werk, das Voltaire fertig in der Tasche aus England mitgebracht hatte und das nun Jore ebenfalls in Vertrieb nehmen sollte. Die Verhandlungen begannen im August 1731, und in der That druckte Jore nun heimlich, da eine Erlaubnis dazu von den Behörden nicht zu hoffen war, die Philosophischen Briefe oder Briefe über die Engländer. Der Drucker behielt das Buch vorerst in seiner Niederlage, damit einem ausdrücklichen Wunsche Voltaires folgend, der ihn erst die in London beabsichtigte englische Ausgabe abwarten hieß. Von Thieriot besorgt, erschien sie 1733 unter dem Titel: Lettres concerning the English Nation by M. de Voltaire. Die Verbreitung der von Jore gedruckten und Ende 1733 erschienenen Ausgabe wußte Voltaire durch allerhand Winkelzüge unsauberer Art durch andre Hand zu bewirken, ohne irgend welche Verantwortung dabei übernehmen zu müssen. Während infolgedessen er, zunächst wenigstens, mit einem blauen Auge davon kam, wanderte der arme Buchhändler in die Bastille und verlor dann einen großen Teil seines Vermögens, ohne daß sich Voltaire bemüßigt gefunden hätte, ihm Ersatz zu leisten. Nur durch gerichtliches Verfahren gelang es endlich dann dem fast an den Bettelstab Gebrachten, dem reichen Autor ein „Almosen“ von 500 Thalern zu entreißen. Was man aber von der Auflage noch hatte aufgreifen können, wurde am 10. Juni 1734 entsprechend einem Urteile des Pariser Parlaments auf dem Grève-Platze durch Henkershand zerrissen und verbrannt „als eine Ärgernis erregende, der Religion und den guten Sitten feindliche, sowie die der Obrigkeit schuldige Achtung untergrabende Schrift.“ Damit war natürlich der Erfolg des Buches gesichert, das übrigens in unsern Augen keineswegs solche furchtbaren Anklagen als berechtigt erscheinen läßt. Briefe über die Engländer.

Da der Grundton dieser Briefe auch später immer wieder erklingt, so ist es wohl berechtigt, einiges daraus mitzuteilen. Es sind im ganzen 25 Briefe; die ersten vier sind den Quäkern gewidmet. Was konnte Voltaire veranlassen, gerade ihnen die Erstlinge seiner englischen Beobachtungen zu weihen? Offenbar der Umstand, daß sie den denkbar größten Gegensatz bildeten zu dem Pomp, der Anmaßung, der Dogmenwut der Kirche Frankreichs und doch darum in England keine Anfechtung erlitten. Mit ganz auffallendem Geschick, um nicht das Wort Raffinement zu gebrauchen, spielt sich Voltaire als Berichterstatter mit französisch-kirchlichem Standpunkte auf; um so mehr wirkt seine im tiefsten Grunde durchaus vom Gegenteil durchdrungene Schilderung: „Ich besuchte den Mann auf seinem Landsitze in der Nähe von London; es war ein kleines, hübsch gebautes Haus, ohne Zierat, aber glänzend von Sauberkeit. Der Quäker war ein frischer Greis, der nie eine Krankheit gekannt hatte, weil ihm Leidenschaften und Ausschweifungen fern geblieben waren. Ich habe nie in meinem Leben ein vornehmeres und gewinnenderes Gesicht gesehen. Bekleidet war er, wie alle Mitglieder seiner Sekte, mit einem Rock ohne Taille, ohne Knöpfe auf den Taschen und den Ärmeln, und auf dem Kopf hatte er einen Hut mit niedergeschlagener Krempe, wie etwa unsre Geistlichen. Diesen Hut behielt er bei meinem Empfang auf und trat auf mich zu, ohne sich im geringsten zu verbeugen: aber in seinem offenen und freundlichen Gesichtsausdruck lag mehr Höflichkeit, als in dem Gebrauch, einen Kratzfuß zu machen und das in der Hand zu tragen, was zur Bedeckung des Hauptes bestimmt ist. ‚Freund‘, sagte er zu mir, ‚ich sehe, daß Du ein Fremder bist, wenn ich Dir behilflich sein kann, brauchst Du's bloß zu sagen.‘ Nun macht der Besucher einige höfliche Redensarten, die ihm der Alte als überflüssig verweist, man setzt sich zu einem einfachen Mahle, das mit Dank gegen Gott begonnen und beendet wird, und dann beginnt das Examen: ‚Mein werter Herr‘, sagte ich, ‚sind Sie getauft?‘ ‚Nein‘, antwortete mir der Quäker, ‚meine Brüder sind es auch nicht.‘ ‚Donnerwetter‘, erwiderte ich, ‚dann sind Sie ja gar kein Christ.‘ ‚Mein Freund‘, entgegnete er in sanftem Tone, ‚fluche nicht! Gewiß sind wir Christen und bemühen uns gute Christen zu sein; aber wir denken nicht, daß das Christentum in einer Handvoll Wasser, auf das Haupt eines Kindes geworfen, besteht.‘ ‚Du lieber Gott!“ rief ich, außer mir über solche Gottlosigkeit, ‚haben Sie denn vergessen, daß Christus von Johannes getauft worden ist?‘

‚Freund, nochmals: keine Flüche!' sagte der freundliche Quäker; ‚Christus empfing allerdings die Taufe von Johannes, aber er selbst hat niemanden getauft; wir aber sind nicht Schüler von Johannes sondern von Christus.' Der treuherzige Glaube meines Quäkers erregte mein Mitleid und ich wollte ihn mit aller Gewalt dazu bringen, sich taufen zu lassen. ‚Wenn es weiter nichts wäre, als mit Deiner Schwachheit Nachsicht zu haben, würden wir das alle ganz gern thun', erwiderte er ernst: ‚wir verdammen niemand, der sich der Taufe unterziehen will. Aber wir glauben, daß die Bekenner einer durchaus heiligen und geistigen Religion sich, soviel sie vermögen, von jüdischen Gebräuchen fern zu halten haben.' Daran knüpft sich nun eine Auseinandersetzung über jüdische Gebräuche; die Taufe sei ein solcher und werde noch von gewissen jüdischen Sekten bis auf den heutigen Tag befolgt, ebenso wie die Wallfahrt nach Mekka auch vor Mohammed schon im Schwange gewesen sei. Christus habe eben dadurch, daß er sich der Taufe und auch der Beschneidung unterzogen, beides ein= für allemal beseitigen wollen. St. Paulus habe nur zwei Personen getauft und den Korinthern erklärt, seine Sendung sei nicht, zu taufen sondern das Evangelium zu predigen. Auch habe er nur an seinem Schüler Timotheus die Beschneidung vollzogen, sonst nicht; so auch die übrigen Apostel nur auf Wunsch. „‚Bist Du von der Beschneidung?' fügte er darauf hinzu. Ich antwortete ihm, daß ich nicht die Ehre hätte. ‚Nun siehst Du, Freund', sagte er, ‚Du bist Christ, ohne beschnitten zu sein, und ich, ohne getauft zu sein.' In dieser recht spitzfindigen Weise also mißbrauchte der sonderbare Heilige drei oder vier Stellen der Heiligen Schrift, die für seine Sekte zu sprechen schienen, aber hunderte von Stellen des erhabensten Bekenntnisses dieser Welt vergaß er, die ihn an die Wand gedrückt hätten.... ‚Wie halten Sie es denn mit der Kommunion?' fragte ich dann ferner. ‚Wir halten sie gar nicht!' sagte er. ‚Wie? keine Kommunion?!' ‚Nein, lediglich die unsrer Herzen!' und darauf hielt er mir einen sehr schönen Sermon gegen das Abendmahl unter dauernder Anziehung von Schriftstellen. Auch die Sakramente seien nur eine menschliche Erfindung; in der Bibel komme das Wort Sakrament überhaupt nicht vor u. s. w."

Am nächsten Sonntag, so wird im zweiten Briefe berichtet, nimmt ihn der „Freund" mit zu einem Gottesdienste. Bei dieser Gelegenheit thut der Besucher die Frage: ‚Sie haben wohl gar keine Priester?' ‚Nein mein Freund', sagte der Quäker, ‚und wir befinden uns darum nicht schlechter.... Dem Himmel sei Dank, wir sind die einzigen Leute auf der Erde, die keine Priester haben.' — — Im dritten und vierten Briefe kommt Voltaire auf die Geschichte des Quäkertums zu reden und damit auf die Persönlichkeiten des Georg Fox und William Penn, die beide mit offenbarer Sympathie behandelt werden.

Im fünften Briefe erzählt Voltaire von den kirchlichen Verhältnissen in England, die da freilich recht mannigfaltig wären nach dem Spruche: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Das herrschende Bekenntnis ist das anglikanische; der anglikanischen Geistlichkeit stellt Voltaire ein recht gutes Führungsattest aus und schließt dann das Kapitel mit einem Seitenblick auf Frankreich: „Das undefinierbare Wesen, das weder Priester noch Laie ist, mit einem Worte, das man einen Abbé nennt, ist eine in England unbekannte Spezies: die Geistlichen hierzulande leben durchaus zurückgezogen und sind fast alle Pedanten. Wenn sie hören, daß es in Frankreich junge Leute gibt, durch ihre Ausschweifungen wohlbekannte junge Leute, die zu ihrem geistlichen Amte durch Frauenzimmerränke gekommen sind, die stadtbekannte Liebeshändel haben, die sich mit der Abfassung von verliebten Gedichten die Zeit vertreiben, die jeden Tag lange und leckere Soupers geben und vom Tische weg um die Erleuchtung des heiligen Geistes bitten und sich keck Nachfolger der Apostel nennen: dann danken sie ihrem Herrgott, daß sie Protestanten sind. „Aber", fügt der gute Katholik Voltaire hinzu, „es sind das ganz gemeine Ketzer, die bei allen Teufeln braten sollen, wie das auch Meister Franz Rabelais sagt. Darum will ich mich auch gar nicht mehr mit ihnen abgeben."

Im sechsten Briefe werden den Franzosen die Presbyterianer vorgestellt, die nichts andres seien als Genfer Calvinisten. Bei dieser Gelegenheit bekommen die französischen Geistlichen wieder etwas ab. „Im Vergleich zu einem jungen munteren Franzosen, der Theologie studiert, sich morgens in den theologischen Schulen herumzankt, am Abend mit den Damen singt, ist ein anglikanischer Theologe ein Cato; aber dieser Cato ist ein loser Vogel im Vergleich zu einem schottischen Presbyterianer." Weiterhin heißt es dann: „Obgleich die episkopale Sekte und die der Presbyterianer die beiden vorherrschenden in Großbritannien sind, sind doch auch alle andern willkommen und leben soweit ganz einträchtig beisammen, während allerdings die Mehrzahl ihrer Prediger sich gegenseitig mit fast ebenso großer Herzlichkeit verabscheut, mit der ein Jansenist einen Jesuiten verflucht."

„Man trete einmal in die Londoner Börse ein, eine Stätte, die achtungswerter ist als mancher Fürstenhof; da versammeln sich die Vertreter aller Nationen zum Nutzen der Menschheit. Da handeln miteinander der Jude, der Muselman und der Christ, als gehörten sie derselben Religion an, und Ungläubige heißen hier nur die Leute, die Bankrott machen. Da schenkt der Presbyterianer dem Anabaptisten Glauben, und der Anglikaner nimmt den Wechsel des Quäkers in Zahlung.... Wenn es nur eine Religion in England gäbe, so hätte man ihren Despotismus zu fürchten; gäbe es nur zwei, so würden sie sich bei der Kehle kriegen; so aber gibt es an dreißig, und sie leben glücklich und in Frieden."

Auch der siebente Brief mit seinen Mitteilungen über Socinianer, Arianer, Antitrinitarier ist dem religiösen Leben in England gewidmet. Der achte und neunte Brief handeln vom

Parlament und der englischen Regierung. Dem französischen Leser mußten bei der Lektüre dieser Zeilen die eignen Zustände im Vergleich mit den englischen ganz unhaltbar erscheinen, auch wenn Voltaire ihn nicht besonders darauf aufmerksam gemacht hätte. Aber er läßt sich auch hier die Seitenhiebe nicht entgehen. Daß das englische Parlament käuflich sei, verschweigt er zwar nicht; aber er zieht nicht, wie Montesquieu, der dieselbe Beobachtung machte, den Schluß daraus, daß darum das Ganze bald in die Brüche gehen werde; er beweist damit, obwohl nicht Politiker von Fach, doch den staatsmännisch sicheren Blick. „Die englische Nation", heißt es dann nach einem kurzen Vergleich zwischen dieser und dem römischen Volke, „ist die einzige auf der Erde, die durch ihre Auflehnung es zu einer Abgrenzung der königlichen Gewalt gebracht und nach verschiedenen Anläufen endlich diese weise Regierungsform geschaffen hat, durch die der Fürst alle Macht erhält das Gute zu thun, und die Hände sich gebunden sieht, falls er das Schlechte thun wollte.... Das Haus der Lords und das der Gemeinen sind die beiden Schiedsrichter der Nation, der König aber ist ihr Obmann.... Ohne Zweifel hat die Aufrichtung der Freiheit in England viel gekostet; in einem Meere von Blut hat man das Götzenbild despotischer Gewalt ertränkt; aber die Engländer glauben doch nicht, ihre guten Gesetze zu teuer erkauft zu haben. Die andern Nationen haben auch nicht weniger Wirren durchgemacht, haben auch nicht weniger Blut vergossen, aber das Blut, das sie verspritzt haben für die Sache ihrer Freiheit, hat nur den Kitt zur Festerfügung ihrer Knechtschaft abgegeben.... Die Bürgerkriege Frankreichs waren länger, grausamer, furchtbarer an Verbrechen, als die Englands, aber keiner dieser Bürgerkriege hat eine vernünftige Freiheit zum Endzweck gehabt.... Den größten Vorwurf pflegt man in Frankreich den Engländern aus der Hinrichtung Karls I. zu machen, Karls I., der von seinen Überwindern genau so behandelt wurde, wie er sie behandelt haben würde, wenn er Glück gehabt hätte. Bei alledem betrachte man einmal einerseits Karl I., besiegt in offener Feldschlacht, gefangen, gerichtet, verurteilt in Westminster und enthauptet; anderseits einen Kaiser Heinrich VII., beim Abendmahl vergiftet von seinem Kaplan, Heinrich III., gemeuchelt von einem Mönche, dreißig Mordversuche geplant gegen Heinrich IV., mehrere ausgeführt und der letzte endlich Frankreich dieses großen Königs beraubend: man wäge diese Attentate ab und dann richte man!... Man hört hier nicht von hoher, mittlerer und niederer Gerichtsbarkeit reden, noch auch von dem Rechte, auf dem Grundstück eines Bürgers zu jagen, der seinerseits nicht die Freiheit hat, auf eignem Grund und Boden eine Flinte abzuschießen..... Ein Mann ist hier keineswegs von der Entrichtung gewisser Steuern befreit, weil er ein Edelmann oder Priester ist; alle Auflagen werden von dem Hause der Gemeinen geregelt, das, wenn auch das zweite dem Range nach, doch das erste im öffentlichen Vertrauen ist. Die Lords und Bischöfe können wohl eine Bill der Gemeinen ablehnen, wenn es sich um neue Steuern handelt, aber sie haben kein Recht etwas daran zu ändern; sie müssen sie entweder annehmen oder ablehnen, ohne irgend welchen Vorbehalt. Wenn die Bill von den Lords bestätigt und vom König gebilligt worden ist, dann zahlt eben jedermann und zwar nicht nach seinem Range, was albern sein würde, sondern nach seinem Einkommen. Hier gibt es keine Taille noch willkürliche Kopfsteuer, sondern eine ehrliche Steuer auf den Grundbesitz, der vollständig abgeschätzt worden ist unter dem berühmten König Wilhelm III. — Die Grundsteuer bleibt immer dieselbe, mag auch das Einkommen von den Gütern gestiegen sein; so sieht sich niemand gedrückt und niemand beklagt sich; der Bauer sieht seine Füße nicht von Holzschuhen zerschunden; er ißt Weißbrot, ist gut gekleidet, er scheut sich nicht, seinen Viehstand zu vermehren, noch auch sein Dach mit Ziegeln einzudecken, weil er etwa nächstes Jahr darum in eine höhere Steuerklasse kommen könnte."

Im folgenden Briefe, der über den englischen Handel berichtet, veranlaßt ihn das Ansehen, das der englische Kaufmannsstand genießt, zu folgender Äußerung: „In Frankreich ist Marquis jeder, der dazu Lust hat; und jeder, der aus einem Winkel der Provinz mit einem ordentlichen Geldbeutel und einem Namen auf ac oder ille nach Paris kommt, kann sagen: „Ein Mann, wie ich! Ein Mann meines Standes!" und kann mit souveräner Verachtung auf den Geschäftsmann herabsehen; dieser selbst hört so oft mit Mißachtung von sich reden, daß er thöricht genug ist, darüber zu erröten. Ich weiß aber wirklich nicht, wer dem Staate nützlicher ist, ein wohlgepuderter Hochgeborener, der genau weiß, um wieviel Uhr seine Majestät aufsteht, um wieviel Uhr Allerhöchstdieselbe schlafen geht, der die Miene der Großartigkeit aufsetzt, während er im Vorzimmer eines Ministers die Rolle eines Sklaven spielt — oder ein Geschäftsmann, der von seiner Rechenstube aus seine Aufträge nach Surate oder Kairo gibt, sein Vaterland bereichert und zum Glück der Welt beiträgt." — — — Von großer Wichtigkeit ist auch der elfte Brief über die Pockenimpfung, die er seinen Landsleuten dringend empfiehlt, indem er zugleich darauf hinweist, daß in England die Königin selbst bei ihren Kindern mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Auch für unsre Zeit, in der man so vielfach gegen die Pockenimpfung agitiert, ist noch beherzigenswert, was er über die Pockengefahr, gestützt auf allgemein bekannte Beobachtungen, äußert.

Mit diesem Briefe schließen die religiöse und politisch-soziale Gegenstände behandelnden Briefe, und es kommt eine Reihe, die den englischen Geistesgrößen der Aufklärung gewidmet ist. Schon die Überschriften der Kapitel geben einen deutlichen Fingerzeig für den Inhalt; es wird in je einem Briefe gehandelt über den Kanzler Baco von Verulam, über Locke, über Descartes und seine wissenschaftliche Stellung zu dem späteren Newton, über die Gravitation, über die Optik Newtons, über die Integralrechnung als Erfindung Newtons und über dessen neues System, die Chronologie zu ordnen. Namentlich in den letzten Gegenständen beweist sich

der Dilettantismus Voltaires, der solchen Aufgaben damals noch nicht gewachsen war; übrigens hätte auch ein Eingeweihter kaum vermocht, in so wenigen Zeilen einem nichtfachmännischen Publikum damaliger Zeit physikalische Geheimnisse oder die Mysterien der Integral- und Differentialrechnung klar zu machen. Voltaire hatte seinen Zweck schon erreicht, wenn er seinen erstaunten französischen Lesern ganz neue Gesichtspunkte, ganz neue Arten, die Welt, ihre Entstehung, ihre Geschichte zu betrachten, wenigstens von fern zeigte. — Später haben diese Studien allerdings eine bedeutende Vertiefung erfahren; dazu trug ganz besonders die Studiengemeinschaft mit der Marquise de Châtelet bei. Bei ihr in Cirey arbeitete er systematisch, bewarb sich sogar um einen Preis bei der Pariser Akademie, die die Preisfrage gestellt hatte: „Ist die Wärme ein Stoff?“ In Cirey vereinigte dann Voltaire die Darstellung der Newtonschen Mechanik und Optik unter dem Titel: „Élémens de la philosophie Newtonienne.“ Auch hier ist allerdings dem Zeitalter entsprechend, die Darstellung mit philosophischen Raisonnements durchsetzt. Aber die Arbeiten Voltaires in dieser Richtung sind von keinem Geringeren anerkannt worden, als von Dubois-Reymond. Und Lord Brougham sagte von Voltaire: „Voltaires Name würde auf der Liste der großen Erfinder seines Jahrhunderts figuriert haben, wenn er sich auch ferner mit Experimentalphysik beschäftigt hätte.“

Die Bedeutung jener englischen, von Voltaire kennen gelehrten Philosophie für das Frankreich des vorigen Jahrhunderts liegt weniger in den Resultaten ihres Nachdenkens und Forschens, als in der unerhörten Art, mit der man jede biblische und kirchliche Überlieferung beiseite schob, und den vielfach davon abweichenden Ergebnissen der modernen Forschung einen um so höheren Sockel verlieh. Von diesem rein vernunftgemäßen Standpunkte aus, der der Standpunkt des 18. Jahrhunderts überhaupt ist, übersah man völlig die gemütlichen Seiten der Überlieferung, entbehrte gänzlich des Verständnisses für die historische Entwickelung des bisherigen Europa auf kirchlicher Grundlage und meinte an Stelle der überlieferten, sich auf die Schrift stützenden Sittenlehre eine neue, vernünftelnde Moral setzen zu können. Mit solchen Gedankenentwickelungen hingen eng die Ansichten von der menschlichen Seele zusammen. Lockes (1632—1704) Meinung darüber, wie er sie in seinem „Versuch über den menschlichen Verstand“ niedergelegt hatte, suchte Voltaire seinen Landsleuten im 13. Briefe klar zu machen, wenn auch hier von einem tieferen Eindringen nicht die Rede sein kann. Es ist ihm im wesentlichen darum zu thun, nachzuweisen, daß die von der bisherigen theologischen Behandlung abweichenden Ansichten des englischen Philosophen mit Recht abweichen und daß die Theologie gar keine Ursache hat, sich über jene Ansichten zu erbosen. Wenn Locke leugnet, daß jemand die Seelensubstanz erklären könne — die Theologie vermag es ebensowenig! „Man hat uns ein Uhrwerk zum Gebrauche in die Hand gegeben, aber der Werkmeister hat uns nicht mitgeteilt, woraus die treibende Kraft dieses Uhrwerks zusammengesetzt ist.“

Voltaire als Bekämpfer der Intoleranz.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Buches sein, bis ins einzelnste auch die übrigen Schriften Voltaires in einer genaueren Inhaltsangabe vorzuführen. Die englischen Briefe, die den späteren Voltaire recht wohl erkennen lassen, haben überdies den Vorzug, daß sie noch mit einer gewissen Objektivität geschrieben sind; die Erbitterung des Kampfes, die mit dem Alter zunehmende Schärfe der Kritik haben zwar Schriften gezeitigt, in denen eine bewunderungswerte Dialektik sich in einen überaus fesselnden Stil kleidet und einen furchtbaren Bundesgenossen in einem allzeit schlagfertigen, oft cynischen Witze findet, aber die Polemik geht schließlich in Formen über, für die unsre Zeit keinen Geschmack und kein Verständnis mehr hat. Die Kenntnis der Abscheulichkeiten der Intoleranz lehren uns jedoch das verzehrende Feuer leidenschaftlichsten Hasses verstehen, das in einer Natur wie Voltaires emporlodern mußte gegen Einrichtungen, die diesen Zustand nicht nur begünstigten, sondern seiner Meinung nach die einzige Ursache davon waren. Aus dieser Stimmung gingen Sätze hervor, wie der, daß dann erst Friede und Ruhe sein würde, wenn man den letzten Jesuiten an den Gedärmen des letzten Jansenisten aufgehängt habe; daraus namentlich das ebenso berüchtigte wie berühmte „Écrasez l'Infâme“ (Zerschmettert die Niedertracht!), worunter nicht die Religion überhaupt zu verstehen ist, sondern alles das, was sich unter der Form dogmatischer Fixierung des Christentums als hindernde Schranke aufbauen will für friedliche und menschliche Verständigung und Entwickelung der Völker. In diesem leidenschaftlichen Hasse gegen Intoleranz, in diesem leidenschaftlichen Kampfe für Duldung liegt eine zweite Bedeutung der Voltaireschen Schaffenskraft; das ist vielleicht der einzige Punkt, in dem sich die Strahlen der Bewunderung ungetrübt vereinigen können; es ist ja oft genug angedeutet worden, wie wenig leider der Mensch

Voltaire in seiner grenzenlosen Eigenliebe, seinem Geiz, seiner Rücksichtslosigkeit, seinem kleinlichen Verfolgungsdrange, seiner Feigheit in gewissen Lebenslagen u. s. w., dem Ideal entspricht, das man gern in solchem Manne verkörpert sähe.

Den Kampf gegen die Unduldsamkeit und gegen die Ungerechtigkeit hat Voltaire auch im Alter mit ungeschwächter Kraft fortgeführt. Von seiner Besitzung Ferney aus zog er zu Felde gegen eine in jeder Beziehung ungeeignete Rechtspflege. Es handelte sich um einige Rechtsfälle, in denen sich die ganze Abscheulichkeit des mittelalterlichen Gerichtsverfahrens mit Intoleranz gepaart darstellte; sie sind bedeutungsvolle Symptome für den Verfall des französischen Staates. Die Rastlosigkeit, die Leidenschaft, mit der Voltaire die Sache der Geschädigten zu der seinigen machte, sind nicht bloß, wie man von klerikaler Seite gern glauben machen möchte, in der Eitelkeit Voltaires begründet; sein Auftreten ist wirklich von entrüsteter Menschenliebe geleitet und macht ihm alle Ehre. Auf diese Fälle soll dann an geeigneter Stelle wieder zurückgekommen werden.

Voltaire starb wenige Tage nach Empfang der Nachricht von der Kassierung des letzten der von ihm mit Daransetzung seiner ganzen Kraft angefochtenen Urteilssprüche am 30. Mai 1778. Die Pariser Geistlichkeit duldete sein Begräbnis in Paris nicht; seine Leiche fand Unterkommen in der Abtei Scellières in der Champagne. Die Revolutionszeit besann sich auf den Vorkämpfer für die Freiheit des menschlichen Denkens und siedelte seine Asche am 11. Juli 1791 ins Pantheon über. Sein Denkmal erhielt die Inschrift: „Aux Manes de Voltaire. Poète, historien, philosophe, il agrandit l'esprit humain et lui apprit qu'il devait être libre. Il défendit Calas, Sirven, de la Barre et Montbailli; combattit les athées et les fanatiques; il inspira la tolérance, il réclama les droits de l'homme contre la servitude de la féodalité.“

Voltaires Bedeutung für die Revolution.

Man darf sagen, daß diese Inschrift gut gewählt ist, um Voltaires Bedeutung für die Revolution klar zu bezeichnen. In der That hat er die Aufgabe seines Lebens darin gesehen, seine Franzosen zur geistigen Freiheit und Vorurteilslosigkeit zu erziehen, deren sie bis dahin entbehrt hatten. Doch würde man Voltaires Wirken nicht weit genug begrenzen, wenn man ihn nur um diese Freiheit für seine Landsleute kämpfen ließe. Schon durch seine englischen Briefe, ja schon durch seine Jugendgedichte zieht sich deutlich erkennbar der Gedanke an die ebenso große Notwendigkeit der *politischen Freiheit*. Auch ihm schwebt dabei der englische Begriff der Freiheit vor, die einerseits durch das Gesetz gewährleistet wird, aber in dieses Recht zur Freiheit auch eine Pflicht einschließt: den unbedingten Gehorsam gegen das Gesetz. „Frei sein heißt von nichts anderm abhängen als vom Gesetz. So ist heute jeder frei in Schweden, England, Holland, in der Schweiz, in Hamburg; aber es gibt noch weite christliche Königreiche, deren Bewohner in großer Mehrzahl Sklaven sind.“ Auch in Frankreich gab es noch Sklaven und nicht nur solche, wie sie der Philosoph in der eben mitgeteilten Stelle versteht; es gab noch in Frankreich Gegenden, insbesondere die Franche Comté, wo die Leibeigenschaft im bäuerlichen Stande noch nicht aufgehoben war. Auch gegen sie hat Voltaire angekämpft, freilich nicht mit durchschlagendem Erfolg. Aber hören wir noch eine andre Äußerung über die Freiheit! „Die Freiheit umschließt alle übrigen Bedingungen. Daß der Bauer durch irgend einen beliebigen Unterbeamten bedrückt werde, daß man einen Bürger einkerkern könne, ohne ihm unverzüglich vor seinen gesetzmäßigen Richtern den Prozeß zu machen, daß man jemand unter dem Vorwande des allgemeinen Besten sein Feld nehme, ohne ihm dafür eine angemessene Entschädigung zu geben, daß die Priester die Völker beherrschen und sich auf ihre Kosten bereichern, statt sie zu erbauen — das alles wird verhindert, wenn das Gesetz herrscht und nicht die Willkür.“ Somit schafft das Gesetz auch eine bisher nichtgekannte *Gleichheit*, aber die Gleichheit eben vor dem Gesetz. Es schwebt Voltaire zwar

3*

noch eine andre Gleichheit vor dem sehnsüchtigen Auge; gerade er, bei seinen Erfahrungen mit den Vertretern der höchsten Kreise der Gesellschaft, mußte im Innersten empört sein über Geburtsvorrechte ohne Pflichten und über Standesunterschiede ohne innere Berechtigung; man findet auch mehrfach bei ihm den Gedanken ausgedrückt, daß von Geburt die Menschen alle gleich sind. „Ich kann nur dann", so sagt er einmal witzig, „an das göttliche Recht des Adels glauben, wenn ich die Bauern mit Sätteln auf den Rücken und die Ritter mit Sporen an den Füßen zur Welt kommen sehe!" Aber trotzdem ist er sich klar über die Naturnotwendigkeit der gesellschaftlichen Unterscheidungen. Die Ungleichheit ist ein beklagenswertes Übel, aber es ist nicht zu überwinden, wie er in seinem Artikel Égalité im philosophischen Wörterbuche schreibt. Gleich sind alle, so meint er an einer andern Stelle, als Menschen, aber nicht gleich als Glieder des Gemeinwesens.

„Freiheit und Gleichheit", jene beiden Hauptschlagwörter der Revolution, sind also von Voltaire ganz richtig in ihrer Bedeutung umgrenzt worden. Nicht wahnwitzige Zügellosigkeit des Individuums ist Freiheit, sondern die Alleinherrschaft des Gesetzes; nicht Unterdrückung aller Eigenart und Vernichtung des Individuums ist Gleichheit, sondern wiederum nur Gleichheit vor dem Gesetz. Daß diese in Frankreich nicht existierte, ist aus dem bisher Erzählten schon ersichtlich gewesen. Man erinnere sich ferner an die sonst schon erwähnten Lettres de cachet, Verhaftungsbefehle, die von den Ministern ihren Freunden und von diesen wieder an andre abgegeben wurden; nur der Einfügung des Namens bedurfte es, und der mißliebige Gegner oder Nebenbuhler oder Gläubiger wanderte ins Gefängnis, ohne zu wissen warum, ohne zu ahnen, wie lange, ohne Vorstellung, wem er die Haft verdanke (vgl. Bd. VII, S. 664). Für solche Zustände gilt dann das Wort Voltaires aus seinem Tancred L'injustice produit à la fin l'indépendance. Daß diese Unabhängigkeit eine Revolution zur Mutter haben werde, das sah Voltaire klaren Blickes voraus; im Jahre 1764 schrieb er an den Abbé Chauvelin: „Alles, was ich rings um mich geschehen sehe, zeigt den Keim zu einer Revolution, die unfehlbar eintreten wird, von der ich aber schwerlich noch Zeuge sein werde."

Voltaire gegen die Atheisten.

Die Grabschrift auf Voltaire rühmt auch seinen Kampf gegen die Atheisten, und das mit Recht; es ist schon hervorgehoben worden, daß Voltaire durchaus nicht zu ihnen gehörte, so oft das wohl auch behauptet werden mag. Er sagt selbst in dem Glaubensbekenntnisse der Theisten: „Wir verdammen den Atheismus, wir verabscheuen den Aberglauben, wir lieben Gott und das Menschengeschlecht — das ist unser Glaubensbekenntnis in wenigen Worten." — Wie sehr atheistische Anschauungen auch in Kreise gedrungen waren, wo man sie am allerwenigsten erwarten sollte, das beweist zunächst das berüchtigte, theologische Testament des Pfarrers Meslier zu Etrepigny, das Voltaire entgegen seinen sonstigen Anschauungen in einer großen Anzahl von Exemplaren nur deswegen verbreiten ließ, weil der Verfasser ein Mitglied der Kirche war. Von einem noch ärgeren Buche gleicher Denkungsart, das der Pfarrer Deschamps von Montbreuil-Bailli verfaßt hatte, besaß Voltaire keine Kenntnis. Beide Pfarrer haben Zeit ihres Lebens das offizielle Christentum ohne Bedenken mit den Lippen bekannt, obwohl sie seinen Dogmen längst entfremdet waren.

Die Encyklopädie.

Die eigentlichen Urheber und Verbreiter des Atheismus in Frankreich, der ja dann auch während der Revolution eine Zeitlang die Gemüter und die innere Politik beherrschen sollte, sind die sogenannten Encyklopädisten, deren Name herrührt von dem großen encyklopädischen Werke, einer Art Konversationslexikon, das von einigen litterarisch hervorragenden Männern Frankreichs, vornehmlich aber von Diderot, nach englischem Muster bearbeitet wurde und einen sehr freigeistigen Standpunkt einnahm.

Im Jahre 1696 war zu Rotterdam in Holland in erster Auflage ein **Dictionnaire historique et critique** erschienen, das den Franzosen Pierre Bayle zum Verfasser hatte. Dieser gehörte zu den aus Frankreich durch Ludwig XIV. vertriebenen Protestanten, die von ihren Zufluchtsorten aus in einer reichen und oft gedankentiefen Litteratur den hohlen Absolutismus des alternden Königs und das unter ihm herrschende kirchliche System angriffen. Herder sagt mit Beziehung auf diese Flüchtlingslitteratur, daß Ludwig XIV., freilich sehr gegen seinen Willen, durch sie den Völkern die reichste Vergütung für alles Unrecht gewährt habe, das er durch seine ungerechten Kriege und Verwüstungen ihnen zugefügt hätte. Bayle stellte bei jeder Gelegenheit, die die Artikel ihm boten, immer wieder die Forderung der Duldung und Religionsfreiheit auf; jene sollte sich sogar auf Gottesleugner ausdehnen. Denn, wie er es in seinen „Verschiedenen Gedanken über die Kometen“ schon 1682 ausgesprochen hatte, der Unglaube, ja, selbst die offene Gottesleugnung sei immer noch besser, als der Aberglaube mit seiner gehässigen Ausschließlichkeit und Verdummungssucht. — Selbstverständlich war der Widerstand der französischen Geistlichkeit gegen das Buch höchst erbittert. Aber nun erst recht wurde das Werk namentlich von der Jugend studiert. Damit aber verbreitete sich der Geschmack für Bildung und Belehrung auch in nichtgelehrten Kreisen und kam hier bei vielen einem mit Leidenschaft gefühlten Bedürfnisse, sich zu belehren, befriedigend entgegen. Schon 1702 erschien eine zweite Auflage; dann starb 1706 (28. Dezember) der Verfasser, der den übergroßen Anstrengungen seiner Aufgabe bei zarter Gesundheit nicht gewachsen war.

Bei solchem unerwarteten Absatz kamen unternehmende Buchhändler leicht auf den Gedanken eines Konkurrenzunternehmens; auch liebt ja das Publikum in solchen Sachen eine Abwechselung. Nun war seit ihrem ersten Erscheinen Chambers' Cyclopaedia (2 Bde., Dublin 1728) in England ein sehr beliebtes Hausbuch geworden. Der Pariser Buchhändler Le Breton faßte darum den Plan eines Engländers, Mills, und eines Deutschen, Sellius, auf, eine Übertragung ins Französische zu veranstalten, und wirkte ein Privilegium vom französischen Könige hierzu aus, aber auf seinen Namen, nicht, wie jene es mit Recht gewünscht hatten, auf den Namen der Übersetzer. Darüber veruneinigten sich die Parteien, und die Sache zerschlug sich.

Damals lebte in Paris ein junger Litterat, der zwar den weiteren Kreisen noch nicht bekannt war, aber unter seinen Fachgenossen schon Ruf genoß. Er hatte schon eine Reihe philosophischer Schriften, auch einen liederlichen Roman, „Les bijoux indiscrets“, erscheinen lassen, hatte die griechische Geschichte des Engländers Temple Stanyan für den Buchhändler Briasson und das große medizinische Wörterbuch von James ins Französische übersetzt. Der eben genannte Briasson, der sich inzwischen mit Le Breton und noch zwei andern zusammengethan hatte — Le Breton hatte infolgedessen 1746 ein neues Privilegium erworben — mag die Teilnehmer auf den arbeitsfreudigen und kenntnisreichen jungen Gelehrten aufmerksam gemacht haben, und so übernahm Denis Diderot im Jahre 1749 die Herausgabe einer französischen Encyklopädie; keine Übersetzung mehr sollte es sein, sondern ein selbstständiges Werk, das ein Bild des gesamten menschlichen Thuns, Wissens und Könnens, auch der technischen Beschäftigungen geben sollte. Eine Reihe bekannter und bewährter Fachmänner wurde herangezogen, namentlich der auch auf dem Titelblatte genannte Mathematiker d'Alembert. Das Werk führte den Titel: „**Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettres, mis en ordre et publié par M. Didérot, de l'Académie Royale des Sciences et des Belles Lettres de Prusse; et quant à la Partie mathématique par M. d'Alembert, de l'Académie Royale des Sciences de Paris, de celle de Prusse et de la société Royale de Londres.**“ Die ersten beiden Bände erschienen 1751 und 1752 und wurden alsbald mit Beschlag belegt; der Erzbischof von Paris sah sich zu einem eignen Hirtenbriefe dagegen veranlaßt. Doch wurde die Fortsetzung nicht untersagt, die, wenn auch nicht ganz ohne Störung, jedes Jahr einen neuen Band brachte, bis der 1757 erscheinende siebente Band wieder alle Gegner unter die Waffen rief. Immerhin dauerte es bis 1759, ehe die Regierung den letzten Schritt that und das Privileg von 1746 widerrief. Infolgedessen trat d'Alembert von der Schriftleitung zurück; Diderot und seinem treuen Genossen Jaucourt blieb der Rest der Arbeit. Im Jahre 1766 erschienen die letzten zehn Bände und fünf Bände Kupfertafeln mit einemmal. Im ganzen waren es, die Tafelbände eingeschlossen, 28 Bände in Quart, und doch setzte man schon in erster Auflage 30000 Exemplare ab, ein Erfolg, der heutige Unternehmungen dieser Art gänzlich in Schatten stellt. — Natürlich wanderten die Buchhändler, da sie ohne königliche Erlaubnis gedruckt hatten, zunächst in die Bastille, wenn auch nur auf acht Tage. Doch wußten sie die königliche Erlaubnis noch nachträglich einzuholen. Das setzt natürlich hochgestellte Freunde in der Nähe des Königs voraus, und in der That, der Minister Choiseul war ein ebenso großer Gönner des Unternehmens, als er den Jesuiten gram war. Wenn es wahr ist, was Memoiren der Zeit über eine im Interesse der Encyklopädie in Szene gesetzte Komödie berichten, so fällt damit ein eigentümliches Licht auf das geistige Leben in der unmittelbaren Nähe der Majestät. Man wußte nämlich den König gesprächsweise für die Bereitung des Schießpulvers zu interessieren und die bekannte und berüchtigte Dubarry für die beste Verfertigungsart einer guten Haarpomade; für beide Themen gab die rasch herbeigeholte Encyklopädie so ausgezeichnet Auskunft, daß der Herrscher Frankreichs und seine Gebieterin gleichermaßen entzückt und von der Nützlichkeit eines solchen Werkes durchdrungen wurden.

Diderot.

Anschauungen der Encyklopädisten.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, eine Analyse der Werke Diderots zu geben. Nur wenige Worte mögen zur Orientierung genügen über die philosophische Anschauung des ganzen Kreises, dessen Seele er war, der d'Alembert, Helvetius, Holbach, Grimm u. s. w. Wir haben in Montesquieu und Voltaire Vertreter des englischen Deismus kennen gelernt, der eine lebendige, persönliche, außerweltliche Existenz Gottes annahm. Auch Diderot hatte sich ursprünglich bei den Engländern Locke und Newton ähnliche Belehrung geholt, dann aber, wenngleich die Abhängigkeit nicht unbedingt nachweisbar ist, sich von einem andern Engländer, Toland, anregen lassen, der schon im Anfange des Jahrhunderts (1702 und 1704) materialistische Lehrsätze gepredigt hatte. Danach ist die Beweglichkeit der Materie nicht abhängig von einem außerhalb befindlichen Wesen, sondern die Bewegungskraft ist ihr von Ewigkeit an eigen; die Wechselwirkung von Kraft und Stoff ist schon immer unverändert dagewesen; es ist das eine ohne das andre nicht denkbar, weil sie im Grunde genommen eins sind, oder das eine ist immer die wirkende Ursache für das andre. Es ist klar, daß eine solche Anschauung für einen persönlichen Gott keinen Raum mehr läßt und zu den tollsten Konsequenzen führen muß, wie sie sich etwa in den beiden Schriften des vollkommen im Fleische untergegangenen La Mettrie widerspiegeln: „L'homme plante“ und „L'homme machine“. Es ist ebenso klar, daß bei einer solchen Anschauung noch viel weniger Raum für irgend welche Religion war, geschweige denn für eine Kirche; daß endlich auch eine feststehende, allgemein gültige Moral ebensowenig denkbar war. Man staunt über die kühlen Vernunftschlüsse dieser Leute, mit denen sie sittliche Fundamentalsätze wie nichts zergliedern und über Bord werfen. Und doch waren gerade die Leiter dieser Bewegung im allgemeinen gute und liebenswürdige Menschen, weit angenehmer und besser und achtungswerter als Voltaire oder als der gallige Moralist Rousseau. Als der Engländer Hume 1764 bei dem in Paris lebenden Baron Holbach, der auch ein angesehenes Mitglied der Encyklopädie war, mit den andern bedeutenden Vertretern des Materialismus zusammen dinierte, kam ihm angesichts dieser sonst braven Leute die zweifelnde Frage, ob es überhaupt Atheisten gebe; er selbst habe in Wirklichkeit noch keinen gesehen. Holbach mußte ihn mit einer gewissen Gereiztheit darauf aufmerksam machen, daß er im Augenblicke mit 17 Atheisten zu Tisch sitze.

Diderots Schriften.

Auch Diderot (geb. 5. Oktober 1718 zu Langres) hat seine Erziehung von den Jesuiten erhalten; auch er hat, wie Voltaire, entgegen dem Willen eines wohlhabenden Vaters, sich dem Studium der Litteratur und Sprachen zugewandt. Aber seine Studien sind tiefer angelegt gewesen; sein alles umfassender Bienenfleiß erinnert an Lessings verwandte Natur. Unter seinen Erstlingswerken erregten sofort Aufsehen seine „Pensées philosophiques“, die anonym erschienen und allgemein Voltaire zugeschrieben wurden. Es folgten die „Interprétation de la nature“, die „Lettres sur les sourds et les muets“ und dann die „Lettre sur les aveugles“, die ihm 100 Tage Haft in Vincennes eintrugen; es war das im Jahre 1749 und gerade war der Kontrakt mit den Verlegern der Encyklopädie abgeschlossen, die nun in höchster Verlegenheit alles in Bewegung setzten, um ihren Autor frei zu kriegen. In dieser „Lettre sur les aveugles“ tritt die Weltanschauung Diderots und damit die der ganzen materialistischen Richtung klar zu Tage. Es wird eben alles abhängig gemacht von der Materie und ihren wechselnden Zuständen. Somit gibt es auch keine absolute Sittlichkeit, die, außerhalb des Menschen entstanden, ein für alle gleichermaßen verbindliches Gesetzbuch zur Folge haben könnte. Die Blinden z. B. haben nach angestellten Beobachtungen von Haus aus kein entwickeltes Schamgefühl, da sie ja nicht sehen können; dagegen haben sie eine große Abscheu gegen den Diebstahl, weil sie fühlen, wie leicht man sie berauben kann. Ein Tauber wird wieder einen andern Defekt in seinen sittlichen Anschauungen aufweisen; umgekehrt, wenn es ein menschenartiges Wesen gäbe, dem zu den fünf Sinnen noch ein sechster verliehen wäre, so würde es wahrscheinlich unsre Moral für sehr unzulänglich ansehen u. s. w. Daher gelangt er in seiner „Unterhaltung eines Vaters mit seinen Kindern“ zu dem Schlusse, daß es für einen Vernünftigen überhaupt kein verbindliches Sittengesetz gibt, und erklärt in seinem „Supplément au voyage de Bougainville“ Schamhaftigkeit für ein Vorurteil und Blutschande für etwas Gleichgültiges. Wer würde einem Manne, der seine Tochter mit vieler Liebe erzog und sich seiner Bibliothek entäußern wollte, um ihr eine Mitgift zu sichern, den abscheulichen Satz zutrauen: „Sagt mir doch, ob es in irgend einer Gegend der Welt einen Vater gibt, der nicht, wenn ihn nicht die Rücksicht auf die

Digitized by Google

Schande zurückhielte, lieber sein Kind verlöre als sein Vermögen und die Bequemlichkeit seines Lebens?" — Diese völlige Ungebundenheit und Zügellosigkeit in der moralischen Anschauung gelangt auch in seiner Encyklopädie zum Ausdruck.

Und doch ist Diderot der Begriff der Tugend nicht fremd, nur daß er diesen Begriff loslöst aus der religiösen Umrahmung und ihm eine selbständige Natürlichkeit zuschreibt. Der Mensch strebt nach Tugend, weil er nach Glück strebt und dieses Glück nur durch die Tugend möglich ist. Es tritt aber noch ein andres Moment hinzu. „Nicht entsagungsselige Leidenschaftslosigkeit ist Tugend; es ist vielmehr der Gipfel aller Thorheit, die Leidenschaft ersticken zu wollen; denn nur große Leidenschaften führen zu großen Thaten. Aber diese Leidenschaften müssen selbstlos und mit dem Wohle der Mitmenschen verträglich sein. Eine Handlung ist gut oder schlecht, je nachdem sie uns und unsre Mitmenschen fördert oder beeinträchtigt; diese Unterscheidung ist vor und über allem Gesetz, sie liegt nicht in willkürlichem Übereinkommen, sondern in unsrer tiefsten Natur." — Mit solchen Äußerungen nähert sich Diderot in etwas unsern Anschauungen, und schließlich kommt er auch auf seine Weise zu dem Resultate, daß es doch wohl einen feststehenden Grund der Sittlichkeit gibt, der von der Natur gefügt ist, an dem nicht gerüttelt werden kann. Dem entspricht auch das persönliche Bild Diderots, der bis zur Thorheit für andre hilfs- und opferbereit war, Haß gegen Widersacher und anders Denkende kaum kannte, ganz im Gegensatz zu Voltaire, und ein allewege treuer und liebenswürdiger Freund war. Er selbst hat uns ein Bild von sich entworfen in jenem von Goethe übersetzten Dialoge „Rameaus Neffe". Da heißt es: „Ich verachte nicht die Freuden der Sinne; ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe Herz und Auge; ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollust aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freuden vergehen. Manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ein ausgelassener. Aber ich kann euch nicht verhalten: mir ist's unendlich süßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendet, einen weisen Rat gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang mit einem werten Freunde, einer werten Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zärtliche, sanfte Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdient habe. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hingäbe, was ich besitze. Mahomet (er meint den Voltaireschen) ist ein vortreffliches Werk; aber lieber möchte ich das Andenken des Calas wiederhergestellt haben." —

Natürlich bedurfte auch die Natur für Diderot eine seinem Standpunkte entsprechende Erklärung; er sucht ihr innerstes Wesen zu ergründen, aber, ganz im Geiste des Zeitalters, ohne Experiment, nur auf dem Wege des Nachdenkens. Und so entstand seine Schrift (1753) „L'interprétation de la nature". „Kleinste, beseelte Atome", so heißt es da, ohne daß ein Beweis dafür erbracht würde, „bilden die Grundlage der Materie, die ohne Anfang und Ende ist, deren Mischung, die Ursache der verschiedenen Daseinserscheinungen, zufällig vor sich geht infolge der inneren Neigung und Anziehung der Atome". — Solche Ideen wurden dann von seinen Freunden und Schülern in ihre letzten Konsequenzen verfolgt. So entsteht das berüchtigte Buch des Barons Holbach: „Système de la nature" (1770), das in allem eine der Natur der Dinge seit ewig innewohnende Notwendigkeit wirken sieht, durch die im Grunde genommen jede Selbstbestimmung ausgeschlossen ist. Der Endzweck des menschlichen Daseins ist die Glückseligkeit, d. h. das ungestörte Wohlbehagen der ganzen Maschine, die wir in Geist und Körper fälschlich zu zerlegen pflegen. Aus solchen Sätzen leiten die Massen bis auf den heutigen Tag ihr Recht auf Glückseligkeit ab. Es liegt darin die Forderung der Gleichheit eingeschlossen; denn jede Ungleichheit stört das Behagen der gleichmäßigen Mittelmäßigkeit. Daher denn eine so hervorragende Natur wie Goethe im ganzen Buche alles so grau, kimmerisch und totenhaft fand, daß er kaum seine eigne Gegenwart auszuhalten vermochte.

**Man fragt sich wohl, wie es möglich war, daß die neuen Ideen sich mit solcher Schnelligkeit verbreiteten; denn wenn auch viel gelesen wurde und viele Bücher gekauft wurden, ein großer Teil der Gesellschaft las doch nicht selbst, sondern ließ andre für sich lesen. Die Aufklärung über diesen Punkt geben die sogenannten Salons. Einige vermögende Leute, insbesondere einige vornehme und reiche Damen hatten einen bestimmten Tag, an dem sie hervorragende geistige Größen bei sich zum Mittag- oder Abendessen versammelten; da unterhielt man sich in ungezwungener Weise über alle möglichen Dinge, philosophierte namentlich sehr viel und bekam auch das neueste vom litterarischen Markte mitgeteilt.** Die Salons.

Unter diesen sogenannten Salons ragten als besonders einflußreich hervor zunächst der der Madame de Tencin, die allerdings noch der älteren Periode dieser Zeit angehört. Sie ist die Mutter des uns schon durch seine Verbindung mit Diderot bekannten d'Alembert (geb. 1717); der Vater war der Marinekommissar Destouches. Die ebenso geistvolle als herzensarme Mutter setzte den illegitimen Sprößling aus; er ist dann von einer armen, braven Frau erzogen worden; erst später hat er den Namen d'Alembert angenommen. In dem Salon dieser Dame verkehrten

namentlich Montesquieu und der geistvolle Engländer Lord Bolingbroke. Ihr entschieden an Einfluß, wenn auch nicht an Bedeutung überlegen war eine Madame Geoffrin, auf die mit Schmerz noch bei ihren Lebzeiten Madame de Tencin die leitende Stellung hatte übergehen sehen. Sämtliche Größen der neuen Litteraturrichtung, vor allem auch Diderot und d'Alembert, verkehrten da im lebendigsten Gedankenaustausch. Ihr Ruf war so groß, daß Katharina von Rußland in ihrem Kreise einen ständigen Berichterstatter unterhielt, ein Beispiel, das auch einige deutsche Fürstenhöfe nachahmten. Stanislaus Leszczinski, obgleich, wie sie übrigens auch selbst, sehr kirchlich, verehrte in ihr eine Gönnerin; 1766 wurde sie von ihm in Warschau mit königlichen Ehren empfangen; auch Maria Theresia von Österreich wollte ihr sehr wohl.

Gleichzeitig mit der Geoffrin kam Frau du Deffand in Mode, mit der namentlich Voltaire befreundet war; ihre litterarische Hofhaltung ging dann zu ihrem großen Ärger auf ihre bisherige Gesellschafterin, ein Fräulein de l'Espinasse über, die eng mit d'Alembert befreundet war. Deren Mittel waren nicht für seine Diners und Soupers eingerichtet; die Herzogin von Luxembourg mußte für ihren Hausrat sorgen, der Minister Herzog von Choiseul erwirkte beim Könige ein Jahrgehalt für sie. Man kann sagen, der Salon dieser wegen ihrer Liebenswürdigkeit und Klugheit gerühmten Freundin d'Alemberts war das Hauptquartier der materialistischen Schule. Von den Teilnehmern an diesen Abenden verfügten die beiden Deutschen Baron Holbach und Grimm über genügende Mittel, um ebenfalls die litterarischen Freunde bei sich zu sehen. Da ging es natürlich am freiesten her, und das lebendige Wort ließ die Schranken stürzen, die das geschriebene noch respektierte. Hier ging man auch zu politischen Betrachtungen über, die schließlich in der von ihnen herbeigesehnten Anarchie ihre Verwirklichung fanden. Für diesen Kreis hat Diderot die Verse gedichtet:

„Et mes mains ourdiraient les entrailles du prêtre,
A défaut d'un cordon pour étrangler les rois."

(Und meine Hände würden die Eingeweide eines Priesters zusammendrehen, falls es mir an einem Strick fehlen sollte, um damit die Könige zu erdrosseln.)

François Quesnay.

**In Verbindung mit der Encyklopädie muß noch auf einen Mann aufmerksam gemacht werden, der zwar nicht eigentlich aus der Schule des Materialismus hervorging, jedoch Mitarbeiter der Encyklopädie war und auf dem Boden der Naturbeobachtung stehend eine für Frankreichs wirtschaftliche Entwickelung bedeutende Schule gründete. François Quesnay, ein Altersgenosse Voltaires — er war am 4. Juni 1694 zu Mercy bei Montfort, ein paar Stunden von Paris auf dem Lande als Sohn eines Rechtsanwaltes geboren — tritt erst in sehr gereiftem Alter mit seinem Hauptwerke hervor; er gibt 1758 heraus: „Tableau économique", im folgenden Jahre „Essai sur l'Administration des Terres", endlich nach einem Zwischenraum von zehn Jahren 1768 „Physiocratie ou Constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au Genre humain."**

Daß sein Bildungsgang aus ihm einen Arzt gemacht hatte und zwar einen sehr angesehenen — er wurde 1744 der erste Leibarzt des Königs — hatte ihn nicht der Neigung seiner frühesten Jugend für die Landwirtschaft entfremden können. Emsige Studien und eingehende Beobachtungen führten ihn zu der traurigen Erkenntnis von dem völligen Darniederliegen der Landwirtschaft und von deren Gründen. Zu gunsten einer in ihren Erträgen oft sehr fragwürdigen Industrie hatte man diese edelste und fruchtbringendste Beschäftigung vernachlässigt und zurückgehen lassen. Als man etwa um anderthalb Jahrhunderte früher noch eine um ein Drittel stärkere Bevölkerung hatte, erbaute man so viel Getreide, daß man den englischen Markt damit drücken konnte, mindestens 70 Millionen Scheffel; jetzt erzielt man auf 36 Millionen Morgen bebauten Landes nur etwa 45 Millionen Scheffel im Jahre, und die Bevölkerung ist außerdem zurückgegangen. Dem Lande werden durch Fronden, durch Aushebungen, durch die Taille und andre Steuern, durch alle möglichen Naturalleistungen, soviel Lasten aufgebürdet, daß der Landmann kaum noch sein täglich Brot verdient; es fehlt an Kapital, an Arbeitern; die Ausfuhrverbote, die sogar zwischen einzelnen Provinzen bestehen, machen in guten Jahren einen Überschuß wertlos und erzeugen in schlechten Jahren lokale Hungersnöte und entziehen dem Staate ein reiches Feld der Zollerhebung. Pauvres paysans, pauvre royaume; pauvre royaume, pauvre roi ist der Wahlspruch Quesnays. Für ihn ist Sully, der Minister Heinrichs IV., der klassische Gewährsmann seiner Lehre, der ja auch am liebsten gewünscht hätte, daß die Bewohner Frankreichs nur Bauern, Winzer und Hirten sein möchten. Die Wichtigkeit des Bodens und seiner Ertragsfähigkeit war Quesnay besonders aufgegangen in der Zeit des Lawschen Schwindels; von da an stand es bei ihm fest, daß der einzige Reichtum eines Landes in der ausgenutzten und vermehrten Produktionskraft des Ackerbodens liege. Spätere Nationalökonomen, in erster Linie der Engländer Adam Smith haben mit Recht auf das Einseitige einer solchen Lehre hingewiesen. Aber die Anhänger dieser Lehre haben doch eben zu einer Zeit ihren Ruf ertönen lassen, die

solcher Einseitigkeit bedurfte, und haben auf einen Punkt hingewiesen, von dem das Rettungswerk des französischen Staates hätte ausgehen müssen; es war vielleicht der einzige. —

Man nennt diese Leute Physiokraten; der Vater Mirabeaus gehörte zu dieser Schule und vor allem der spätere Minister Turgot. Sie predigten keinen Umsturz, keine wesentliche Verfassungsänderung; der aufgeklärte Despotismus war ihnen zunächst zur Verwirklichung ihrer Ideen gerade recht. Daß nun aber gerade das, was im Gegensatz zu den philosophischen Systemen und den geistreichen Satiren der andern auch dem gemeinen Mann ohne weiteres verständlich war, nicht zur Durchführung kam, hat ohne Zweifel die Gemüter reifer als manches andre für die Revolution gemacht.

**Quesnay hatte seine Lehre unter dem Namen** Économie politique, **„Staatshaushaltkunde" zusammengefaßt und damit eine für Frankreich neue Wissenschaft begründet. Eine andre verwandte Wissenschaft, nämlich die des Staatsrechts, hatte, bis zu diesem Zeitpunkte vernachlässigt, 1748 ein vertretendes Werk gefunden in dem** „Esprit des lois" **des Barons von Montesquieu. Es war das die letzte Frucht seiner umfassenden auf dem Schlosse La Brède gepflegten Studien.** Montesquieus „Esprit des lois".

Es würde unmöglich sein, an dieser Stelle auch nur die den Inhalt ungefähr wiedergebenden Überschriften der 31 Bücher, aus denen das umfängliche Werk besteht, mitzuteilen. Der leitende Grundgedanke aber ist der, daß die staatlichen und rechtlichen Einrichtungen der Völker keineswegs willkürliche Einrichtungen sind, die sich ebenso willkürlich verändern lassen; sie können aber auch keinen direkt göttlichen Ursprung für sich in Anspruch nehmen, sondern sind durch Boden und Klima bedingt, ebenso wie auf gleichem Grunde Sitte, Religion und Bildung erwachsen sind. Aus solchen Vorbedingungen entwickelt sich das, was man Volksgeist nennt; je entwickelter dieser ist, um so mehr ringt er nach Freiheit; es darf das aber in einem politisch wirklich entwickelten Staate nicht der Geist der Zügellosigkeit sein; nein, Freiheit ist das Recht, alles zu thun, was die Gesetze nicht verbieten, und selbst gegen die erste Macht im Staate geschützt zu sein durch das Gesetz. Diese Freiheit wird am besten erworben und bewahrt durch das Zusammenwirken einer Volksvertretung mit dem Fürsten; es ergibt sich also als beste Staatsform die konstitutionelle Monarchie. Damit war offenbar für die politisch denkenden Köpfe Frankreichs die Losung für die Zukunft gegeben. Frankreich mußte sich zu einem konstitutionellen Königreiche entwickeln, wie es in England ein solches zum Vorbilde hatte. Über die englische Verfassung handelt das 6. Kapitel des 11. Buches. Man darf sagen, daß hierin Montesquieu sein politisches Glaubensbekenntnis niedergelegt hat. Nachdem er von den drei Gewalten gesprochen hat, die dem Fürsten oder der obersten Behörde untergeordnet sind, der gesetzgebenden, den vollziehenden in Fragen des Völkerrechts und der vollziehenden in solchen des bürgerlichen Rechts, d. h. also der Exekutivgewalt schlechthin und die richterliche Gewalt, gibt er nochmals eine Erklärung von der bürgerlichen Freiheit, die gewiß sein durfte, gerade in Frankreich Beifall zu finden; es ist Freiheit nämlich die seelische Ruhe, die aus der Überzeugung eines jeden von seiner persönlichen Sicherheit hervorgeht. Er dringt dann auf Trennung der gesetzgebenden von der vollziehenden, ingleichen der vollziehenden von der richterlichen Gewalt; im gegenteiligen Falle würde die Freiheit zerstört, aus der Legislative würde ein Tyrann, aus dem Richter ein willkürlicher Unterdrücker. Ferner spricht er sich für Geschworenengerichte aus, deren Teilnehmer das Volk wählt, die aber in der Ausübung ihres Amtes an feste Gesetze gebunden sein müssen; und zwar soll jedermann von seinen Standesgenossen abgeurteilt werden.

Die gesetzgebende Gewalt ruht genau genommen beim gesamten Volke; aber da dies zur Ausübung seines Rechtes nicht in seiner Gesamtheit und überhaupt nicht immer befähigt ist, so wird es sein Recht auf eine kleinere Zahl von ihm erwählter Vertreter übertragen; aber diese haben eben nur Gesetze zu machen und auf ihre Durchführung durch andre und auf ihre Beobachtung ihr Augenmerk zu richten; sie selbst haben keinerlei Exekutivgewalt. Ausgeschlossen vom Wahlrecht, aktivem, wie passivem ist nur der, welcher sich in einer so niedrigen Lebensstellung befindet, daß man einen eignen freien Willen bei ihm nicht voraussetzen darf. —

Die Volksvertretung muß aber eine zwiefache sein; es bedarf nicht nur das Volk im allgemeinen einer Vertretung, auch die Reichen und die durch Geburt oder ein hohes Amt Ausgezeichneten bedürfen einer solchen, weil sie bei einer ganz gleichmäßigen Vertretung, den andern eben wegen ihres Reichtums oder ihres Vorrangs verhaßt, sehr bald ihre ererbten oder erworbenen Vorteile verlieren würden und damit auch das Interesse am Staate. Somit kommt Montesquieu auf ein Ober- und ein Unterhaus. Die Sitze im ersteren sind erblich; damit aber das thatsächliche und moralische Übergewicht, das die Obersten der Nation dadurch erhalten, der allgemeinen Freiheit nicht schädlich werde, so dürfen sie keinen aktiven Anteil an der Gesetzgebung, namentlich nicht an der Steuergesetzgebung haben, sondern sie haben nur ein Einspruchsrecht, oder wie sich Montesquieu ausdrückt, das Recht, die Gesetzgebung des andern Hauses aufzuhalten; er vergleicht es mit dem Veto der römischen Tribunen.

Die Exekutivgewalt legt er in die Hand eines Monarchen, weil diese Seite der Regierung, die fast immer ein augenblickliches Handeln erfordert, besser durch einen Einzigen, als durch mehrere besorgt wird. Jedenfalls dürfen diese mehreren nicht aus der Zahl der Gesetzgeber

genommen sein, ein Satz, den dann die Revolution nicht beherzigt hat; daher trat sofort auch die von Montesquieu gekennzeichnete Folge ein: es würde, so sagt er, keine Freiheit mehr geben.

Die gesetzgebende Körperschaft darf nicht zu lange unversammelt bleiben, weil entweder bei Schwäche der Exekutivgewalt Anarchie oder, im gegenteiligen Falle, die absolute Gewalt ins Dasein treten würde. Sie darf aber auch nicht dauernd versammelt bleiben, weil dann leicht die Krone in die üble Lage kommen könnte, ihre Rechte gegen diese Leute verteidigen zu müssen. Dieser Satz ist offenbar die Frucht der englischen Geschichtsstudien des Verfassers; uns belehrt der Gang der französischen Revolutionsgeschichte, wie dieser Satz auch für die Zukunft Recht behalten sollte. —

Mit der vollziehenden Gewalt dieses Monarchen muß aber das Recht verbunden sein, die Maßnahmen des gesetzgebenden Körpers aufhalten zu können, sonst würde dieser zu despotisch werden, da er das Recht haben würde, sich jede denkbare Gewalt einzuräumen, und damit die andern Gewalten alle vernichten würde. — Auch dieser Satz hat dann in der Revolution seine Bestätigung gefunden, nach der negativen, wie positiven Seite. — Dagegen darf die gesetzgebende Gewalt nicht etwa ihrerseits die Möglichkeit haben, die ausübende Gewalt aufzuhalten. Doch hat die gesetzgebende Versammlung das Recht der Kritik an der Ausführungsweise ihrer Beschlüsse. Aber nur eben diese unterliegt ihrer Kritik, nicht die Persönlichkeit des Herrschers. Seine Person muß geheiligt sein, weil er für den Staat notwendig ist, damit der gesetzgebende Körper nicht tyrannisch werden kann. Von dem Augenblicke an, da der Herrscher angeklagt oder gerichtet werden würde, würde es keine Freiheit mehr geben. Auch diese Anschauung hat sich dann in dem Verlaufe der französischen Revolution bewahrheitet. Da der Monarch unverantwortlich ist, so müssen an seiner Statt die Räte, die ihm zur Seite stehen, zur Rechenschaft gezogen werden können; es gehören also zum Verfassungsstaat unbedingt verantwortliche Minister. Doch dürfen diese nur vor dem gesetzgebenden Körper gerichtet werden; die oberrichterliche Gewalt wird hierbei dem Oberhause zuerteilt. „Das ist also", so schließt Montesquieu diesen interessanten Teil des Kapitels, „die Grundverfassung der Regierung, von der wir sprechen. Der gesetzgebende Körper besteht dabei aus zwei Teilen, und so wird der eine dem andern Schranken setzen durch sein wechselseitiges Einspruchsrecht. Beide aber werden dann gebunden sein durch die vollziehende Gewalt, die es ihrerseits selbst wieder sein wird durch die gesetzgebende."

Diese Verfassung, von der Montesquieu zunächst in einem Tone spricht, als konstruiere er sie erst, ist die englische, wie er dann am Schlusse des Kapitels plötzlich enthüllt. In Wahrheit aber enthüllte er seinen Landsleuten die englische Verfassung nicht, wie sie wirklich war; er hatte die Thatsache übersehen, daß seit der Vertreibung der Stuarts und noch mehr seit der Thronbesteigung des Hauses Hannover in England von einer derartig geteilten Macht nicht die Rede war. War früher durch Inanspruchnahme der gesamten Gewalt ganz im Sinne Montesquieus das Regiment der Stuarts als ein despotisches empfunden worden, so hatte nunmehr das Parlament, genau besehen das Unterhaus, alle Macht an sich gerissen und aus dessen Mehrheit gingen die Minister des Königs hervor, von denen Montesquieu zwar ganz richtig sagt, daß sie dem Parlamente verantwortlich sein sollen, aber nicht, woher sie genommen werden. Er scheint von der Ansicht auszugehen, daß der König sie sich wählt. Dann würde aber doch trotz aller Forderung, daß der König über jeder Kritik des Parlaments stehe, jede Verurteilung eines Ministers durch das Parlament eine Kritik des Königs, eine Verurteilung seiner Politik enthalten haben. Montesquieu hat es übersehen oder zu betonen vergessen, daß verantwortliche Minister nur aus dem Parlamente hervorgehen können, so daß der König nach dieser Seite hin in der That nicht vom leisesten Tadel getroffen werden kann; er hat allerdings nach dieser Neugestaltung der Verhältnisse kaum noch eine selbständige Macht. Dieser Irrtum Montesquieus hat dann Veranlassung zu einer Verfassung gegeben, der ersten, die Frankreich durch die Revolution erhielt, in der die Gewalten ganz nach der Anweisung Montesquieus geschieden waren, in die gesetzgebende und exekutive — nur daß dem Parlamente das überaus wichtige Oberhaus fehlte — und kraft dieser Trennung das auch redlich besorgten, was Montesquieu als den Gipfelpunkt der Staatsweisheit auffaßt, nämlich sich gegenseitig dauernd im Wege zu sein und sich argwöhnisch und eifersüchtig auf die eigne Stellung zu beobachten.

Es ist ganz überraschend, wie schnell sich ein Werk so ganz abstrakten Inhalts und überdies ziemlich umfänglich, Eingang in die maßgebenden und gebildeten Kreise verschaffte. Binnen 18 Monaten erschienen 22 Auflagen. Der zeitgenössische Raynal schrieb an die Herzogin Luise Dorothea von Gotha über diesen Erfolg: „Sein (nämlich M.s) Buch, betitelt ‚der Geist der Gesetze', das seit einigen Monaten in Genf erschienen ist und seit wenigen Tagen in Paris heimlich wieder gedruckt wird, hat allen Franzosen den Kopf verdreht. Man findet dieses Werk gleichermaßen im Studierzimmer unsrer Gelehrten wie auf dem Toilettentisch unsrer Damen und Stutzer." Sogar die Pompadour schrieb 1751 an Montesquieu voller Bewunderung: „Sie verdienen den Ehrennamen des Gesetzgebers von Europa, und ich zweifle nicht daran, daß man auch bald ihn einstimmig Ihnen zuerkennen wird."

Sieben Jahre nach dem Erscheinen des „Geist der Gesetze" starb Montesquieu (am 20. Februar 1755), aufrichtig und tief von dem gebildeten Frankreich betrauert. Man wußte oder glaubte es wenigstens zu wissen, daß man ihm eine Unterweisung für eine zukünftige glückliche Umgestaltung des Staates verdankte. Und doch war er

nicht der einzige gewesen, der auf diese Fragen hingewiesen hatte, nur daß seine Vorgänger unbeachtet geblieben waren. Zu diesen Vorgängern gehört der Abbé St. Pierre, der 1743 im Alter von 85 Jahren in Paris starb. Er war Mitglied des auch von Montesquieu besuchten Club de l'Entresol und spielte da, weil man ihn für einen Träumer hielt, eine etwas komische Rolle. Er glaubte unter anderem steif und fest an die Möglichkeit eines ewigen Völkerfriedens, da ja die menschliche Vernunft allgemein im beständigen Fortschritt begriffen sei, und zwar würde, so war 1740 seine durch die Lektüre des ‚Antimacchiavelli' erlangte Überzeugung, Friedrich II. von Preußen Verwirklicher dieses Ideals werden. Seine Äußerungen passierten, weil man ihn auch bei Hofe für einen unschädlichen Träumer hielt, anstandslos die Zensur, und doch enthielten sie neben naiver Anerkennung des Absolutismus das vollkommene Programm einer Staatsumwälzung, dessen Kühnheit sogar Jean Jacques Rousseau in Erstaunen versetzte. St. Pierre.

Für seinen Schüler und Freund d'Argenson dagegen, der eine Zeitlang (1741—47, gest. 1757) französischer Minister war, ist die Abdankung des Absolutismus unerläßliche Bedingung, jedoch nicht die der Monarchie: une foi, un roi, une loi ist sein namentlich im letzten Worte bedeutsamer Wahlspruch. Gleichheit vor dem Gesetze und Ausgleichung der Standesunterschiede, soweit angängig, ist ein Lieblingsgedanke von ihm. Eine neue Einteilung des Landes nach Departements, die er vorschlägt, hängt damit zusammen; denn seine ‚Departements' sollen einer gerechteren Besteuerung, wie sie auch St. Pierre schon vorgeschlagen, die Wege ebnen. Außerdem verlangt er Freiheit der Selbstverwaltung für die Gemeinden und größere Freiheit des Individuums. Es wird ihm in Frankreich, und das meint er mit Recht, zu viel regiert: „Pour gouverner mieux, il faudrait gouverner moins". Er geht sogar soweit, die Abschaffung aller Staatsämter zu verlangen und nur noch Gemeinden und Wahlämter zuzulassen. Auch hier sehen wir Einrichtungen der Revolution vorgezeichnet. Niedergelegt aber hat d'Argenson diese Ansichten wesentlich in einer Denkschrift, die er dem Kardinal Fleury Ende der dreißiger Jahre einreichte unter dem Titel: „Pensées sur la réformation de l'État" (Gedanken über die Umgestaltung des Staates). Argenson.

Von demselben d'Argenson ging eine Prophezeiung aus, die er in den fünfziger Jahren niederschrieb: „Die Anarchie kommt mit großen Schritten; bald wird der König nichts mehr sein als der Balken in der Fabel. Wenn das so weitergeht, so wird man auf ihn springen und nach Befehlen nicht mehr fragen, da sie doch nicht dem eignen Willen entlehnt sind. Dabei weht von England ein philosophischer Wind; man hört Worte murmeln, wie Freiheit, Republik, schon sind die Geister davon durchdrungen, und man weiß, wie sehr die Meinung die Welt regiert. Die Zeit der Anbetung ist vorbei, der Name Herr war unsern Vätern teuer, in unsern Ohren hat er üblen Klang. Es könnte sein, daß eine neue Regierungsweise in einzelnen Köpfen schon gereift wäre, um bei erster Gelegenheit herauszutreten in Stahl und Harnisch. Vielleicht wird sich die Umwälzung vollziehen mit viel weniger Gegenwehr als man glaubt; es wird kein Prinz von Geblüt, kein Seigneur, kein religiöser Fanatismus dazu nötig sein; alles wird unter Beifallsklatschen vor sich gehen, wie manchmal bei der Wahl der Päpste. Heute sind alle Stände unzufrieden; das Militär seit dem Frieden verabschiedet, der Klerus in seinen Vorrechten gekränkt; die Parlamente, die Körperschaften, die Stände erniedrigt; das gemeine Volk von Abgaben belastet, vom Elend verzehrt; nur die Finanzleute triumphieren und richten das Regiment der Juden wieder auf. Überall brennbare Stoffe. Von einem Volksauflauf kann man übergehen zu einem Aufruhr, von einem Aufruhr zu einer allgemeinen Revolution; man kann Volkstribunen, Konsuln wählen, Komitien abhalten, den König und seine Minister der maßlosen Macht zu schaden, berauben. Und hat man nicht in der That ein Recht zu sagen, daß, wenn auch die unumschränkte monarchische Macht gut ist unter einem guten König, doch gar nichts dafür bürgt, daß wir immer Monarchen wie Heinrich IV. haben werden? Kommen nicht erfahrungs- und naturgemäß zehn schlechte Könige auf einen guten?"

Wenn derartige Gedanken in den dem Thron so nahe stehenden Kreisen tägliches Umgangsgespräch wurden, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie allgemach auch ihren

Jean Jacques Rousseau.

Weg in niedere Schichten nahmen und dort neben entgegenkommender Aufnahme ihre besondere Weiterbildung erfuhren und einen leidenschaftlicheren Charakter erhielten. Der Verkünder und Prediger der da emporgewucherten Lebensanschauungen ist Jean Jacques Rousseau. Weder Rousseaus Charakter noch seine geistigen Fähigkeiten haben jemals eine systematische und geregelte Ausbildung genossen. Dazu tritt gerade bei ihm als sozialistischem und politischem Schriftsteller ein Umstand von besonderer Bedeutung, daß er nämlich niemals in irgend einer entsprechenden Stellung praktische Erfahrungen im politischen Leben und im Staatshaushalt zu sammeln in der Lage gewesen ist. Er folgt durchaus seinen eignen Eingebungen, falls er sich nicht durch die Engländer, namentlich Locke, Sidney oder durch den Holländer Grotius und durch Montesquieu beeinflussen läßt, was oft genug der Fall ist. Danach kann man und muß man den inneren Wert seiner Schriften bemessen und darf sich dabei nicht durch den ungeheuren Einfluß und den großartigen äußeren Erfolg bestechen lassen, den er seiner Zeit genossen hat. Es liegt nun aber die Frage nahe nach dem Grund dieses Einflusses, der sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus erstreckte. Es wird stets einen eignen Reiz haben, namentlich, weil es sich dabei auch um die Ergründung eines immer in andern Formen auftretenden Problems handelt, die geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen dem sogenannten Volksgeist, den schlummernden oder halberwachten Trieben, Gedanken, Gefühlen einer ganzen Nation und dem Wirken eines genialen Menschen zu beobachten. Dem französischen Volke im großen, das politisch, wirtschaftlich und moralisch niedergedrückt war durch den ausgearteten Absolutismus, konnten weder die geistreichen Spöttereien Voltaires noch die klügelnden Betrachtungen Montesquieus, noch auch der Atheismus und Materialismus der Encyklopädisten Befriedigung bringen. Da tritt Rousseau auf: mit dem schwungvollen Pathos eines Predigers — man hat ihn ja auch den Prediger des 18. Jahrhunderts genannt — ruft er dem französischen Volke zu: „Ihr seid elend und schlecht geworden, weil ihr euch von der Natur so weit entfernt habt; kehrt zur Natur zurück und ihr werdet besser werden.“ In diesem Mahnruf, der zur Rückkehr zur Natur auffordert, liegt das Geheimnis von Rousseaus Wirkung. Jetzt schien das Mittel gefunden, durch das man die kranke Zeit heilen könnte. Auch Voltaire hatte in seiner Mitteilung der Newtonschen Entdeckungen und Philosopheme schon auf die Natur hingewiesen, es muß hier wiederholt auch Buffon genannt werden, der große Naturhistoriker der Franzosen, der seit 1749 seine berühmte Naturgeschichte herausgab, auch Diderot und die Encyklopädie führten auf die Beobachtung und auf liebevolles Studium der Natur hin, aber allenthalben kam das Gemüt schlecht weg. Es war neu und darum auch wirkungsvoll bei Rousseau, ganz abgesehen von einem natürlichen, im stillen herangewachsenen Bedürfnis dafür, daß er nicht auf das Wissen von der Natur irgend welches Gewicht legte, sondern auf das gemütliche Verhältnis des Menschen zur Natur im engeren Sinne, zu Feld und Wald, zu Flur und Hain, zum Gesang der Vögel, zu dem Zauber des Sonnenlichts, dem ahnungsvollen Schauer der Nacht, dem Murmeln der Bäche, dem Lächeln des Himmelsbläue spiegelnden Sees. Gegenüber der kalten Objektivität in der Naturbeobachtung bei den Materialisten stellte Rousseau die subjektive Empfindsamkeit der Naturbetrachtung und schuf damit eine Sentimentalität, die vom wahren Gefühl freilich meist ebenso entfernt war, wie die Naturanschauung der Encyklopädie von der wahren Natur und ihrer Wissenschaft. Doch auch das Berechtigte und der Wahrheit Entsprechende in Rousseaus Weltanschauung soll nicht geleugnet werden; nur haftete ihm die ganze Einseitigkeit seiner Stellungnahme an, eine Einseitigkeit, die sich namentlich in einer völligen Verständnislosigkeit für das historisch Gewordene, seinen Wert und sein Recht, an den Tag gibt.

Rousseaus Entwickelungsgang.

Ein kurzer Blick auf den Entwickelungsgang Rousseaus mag das eben Gesagte näher erläutern. In dem zweiten seiner vier Briefe an den Präsidenten von Malesherbes aus dem Jahre 1762 sagt Rousseau von sich selbst: „In meiner Kindheit habe ich mehr Thätigkeitstrieb (nämlich als augenblicklich) gehabt, aber nie wie ein andres Kind. Dieser Ekel (nämlich vor der gewöhnlich Kindern zugedachten Beschäftigung) hat mich früh in das Lesen geworfen. Mit sechs Jahren bekam ich Plutarch in die Hände; mit acht kannte ich ihn auswendig; ich hatte alle Romane gelesen; sie hatten mir Eimer von Thränen entlockt vor dem Alter, in dem man für Romane empfänglich ist. So bildete sich in mir der Geschmack fürs Heroische und Romantische, der bis heute in stetem Wachsen geblieben ist und mir schließlich alles unleidlich gemacht hat, was nicht meinen thörichten Träumereien gleichen wollte." — Als Rousseau diese Zeilen schrieb, stand er in seinem fünfzigsten Lebensjahr (geb. 28. Juni 1712 zu Genf). Seine Geburt hatte der Mutter das Leben gekostet. Der Vater, seines Zeichens ein Uhrmacher, pflegte in seinen Mußestunden und auch sonst, wenn er nicht unter reichlichen Thränenergüssen mit dem kleinen Jean Jacques sich über die verstorbene Mutter unterhielt, allerhand Romane zu lesen. Kein Wunder, daß Jean Jacques, Herz und Kopf voll überspannter Romanideen, später nirgends festen Fuß im wirklichen Leben fassen konnte. Zudem mußte der Vater eines thörichten Ehrenhandels willen aus Genf entfliehen. Es beginnen die Wander- und Lehrjahre. Des Knaben nahm sich zunächst sein Oheim Bernard an und that ihn mit seinem eignen Sohne auf das Land zu einem Prediger Lambercier. Nach einiger Zeit trat infolge eines an sich unwichtigen Ereignisses, dessen Rätselhaftigkeit jedoch einigen Zweifel in Rousseaus Wahrheitsliebe setzen läßt, Entfremdung ein. Die beiden Knaben wurden nach Hause zurückgenommen, und es verstrichen zwei bis drei Jahre. Der Vetter sollte Ingenieur werden, Rousseau dagegen einen bürgerlichen Beruf ergreifen. Hierbei begann sich das Unstäte des Knaben, das schon früher hervorgetreten war, in allerhand Formen zu zeigen. Als Schreiber bei einem Anwalt findet er seinen zukünftigen Beruf nicht edel genug; Herr Masseron anderseits findet, daß ihm der Oheim Bernard einen Esel zugeschickt hat; endlich entläßt er ihn mit einem schlechten Zeugnis. Ein Graveur soll nun aus dem heranwachsenden Taugenichts einen tüchtigen Menschen machen. Rousseau findet die Nahrung zu kärglich; aus diesem Grunde verlegt er sich aufs Naschen; diese kleinen Diebereien weiß Rousseau in seinen Bekenntnissen recht wohl vor seinen Lesern zu entschuldigen; aber auch hier hat man trotz aller scheinbaren Freimütigkeit nicht das Gefühl, eine ehrliche und aufrichtige Beichte anzuhören. Endlich entläuft er seinem Meister; nach zweitägigem Umherirren kommt er zu dem katholischen Pfarrer von Consignon, das etwa 15 km südlich von Genf entfernt liegt. Dieser nahm sich des jungen Durchgängers mit der deutlichen Absicht an, die aus dem ketzerischen Genf entwichene junge Seele für die alleinseligmachende Kirche zu retten. Da er den hungerigen Jungen außer mit theologischen Gesprächen auch mit kräftigem Essen und einem Glas Wein traktierte, so zeigte der Gefallen daran; er verschwieg den innerlich empfundenen Widerspruch und that so, als fände er Geschmack am Katholizismus.

Schließlich sandte Herr de Pontverre den Proselyten nach Annecy. Dort lebte die von ihrem Mann geschiedene Frau Eleonore von Warens. Sie hatte den protestantischen Glauben abgeschworen und ein Jahrgeld von 1500 piemontesischen Livres mit der Aufgabe erhalten, jene Pension, um mich mit Rousseau auszudrücken, mit den Landstreichern zu teilen, die zu ihr kamen, um ihren Glauben zu verkaufen. Rousseau war entschlossen, deren Zahl zu vermehren, als er Frau von Warens sah; sie war damals 28 Jahre alt, eine üppige, liebenswürdige Erscheinung. Er selbst stand nunmehr in seinem 16. Jahre und besaß ein von Romanen übersättigtes Gehirn. Nur äußerst ungern folgte er ihrer Weisung, in Begleitung zweier Bauersleute, deren nächtliche Erlebnisse seinem beobachtenden Spürsinne nicht entgehen, nach Turin in ein Proselytenseminar zu wandern. Etwas über zwei Monate später trat Rousseau zu Turin zum Katholizismus über. Sein Hauptbeweggrund zu diesem Schritte war die Erwartung gewesen, daß er ihm einen namhaften pekuniären Erfolg verschaffen würde. Dieser erreichte jedoch nur die Höhe von 20 Frank. Infolgedessen mußte er bald, was er an Graveurkünsten gelernt, nutzbar zu machen suchen, aber ohne nennenswerten Erfolg; denn seine Kenntnisse waren zu gering. Die Beschäftigung in dem Hause eines Kaufmanns, der verreist war, dessen schöne Frau aber dem armen Jungen etwas Arbeit und Essen gab, endete sehr bald in einer überaus lächerlichen Liebesgeschichte. Dann gelang es ihm durch Vermittelung seiner Wirtin, eine Stellung halb als Diener, halb als Sekretär bei der kranken alten Gräfin Vercelli zu finden. Als sie kränker wurde und man ihren Tod voraussah, mußte das Briefdiktieren aufhören, und Rousseau kam nicht mehr so oft in die Nähe der Kranken, bis zuletzt wieder, etwa in den letzten acht Tagen. Er wittert aber, und das ist sehr bezeichnend für sein später immer mehr, bis zur völligen Krankhaftigkeit, sich ausbildendes Mißtrauen, eine gemeine Intrigue dahinter, die ihn um jede Berücksichtigung im Testamente bringen sollte; dabei ist zu bemerken, daß er nur drei Monate in diesem Dienste stand. Die Gräfin starb also und hinterließ ihm nichts; doch wurden ihm von dem Erben 30 Livres ausgezahlt, auch durfte er seinen Anzug behalten. Rousseau fühlte das Bedürfnis, aus diesem Hause ein Andenken mitzunehmen, nach seiner eignen Angabe ein kleines Stück altes Rosaband, das mit Silber durchzogen war. Trotz der offenbaren Wertlosigkeit des Gegenstandes wurde es doch vermißt. Man fand es bei ihm. Auf die Frage, woher er das „wertvolle" Band habe, gibt er die Köchin Maria als Schenkgeberin an, ein gutes und verständiges, dabei aber auch sehr hübsches Mädchen. Bei der Gegen-

überstellung wiederholt Rousseau trotz des rührenden Zuredens des Mädchens seine Behauptung; schließlich entläßt der Erbe, ein Graf della Rocca, beide mit dem Bemerken, das Gewissen des Schuldigen werde den Unschuldigen ganz gewiß rächen. Übrigens erfahren wir aus andern Nachrichten, nicht ein Stück Seidenband, sondern ein Silberbesteck oder ein Diamant sei die Ursache dieser kleinen Tragödie gewesen.

Sein Glück führte Rousseau nun in das Haus eines Grafen Gouvon, in dem er bis 1730 blieb. Ein Zufall ließ den würdigen Herrn von Gouvon auf das Talent des jungen Mannes aufmerksam werden, der, nebenbei bemerkt, sich auch hier wieder für schöne Augen begeisterte und von ihnen bemerkt zu werden meinte; ein naher Verwandter des Hauses, ein Abbé Gouvon, suchte die verwahrloste Bildung Rousseaus systematisch durch tägliche Unterrichtsstunden zu ergänzen; Rousseau machte Fortschritte; allerlei wurde für seine Zukunft geplant. Da lernte er einen jungen Genfer Windbeutel mit Namen Bacle kennen, fing an mit diesem herumzubummeln, Zureden und Ermahnungen seitens der Gouvon halfen nichts; schließlich entließ man ihn, und diese Gelegenheit benutzte Rousseau, um sich noch möglichst frech und unverschämt zu zeigen.

Nun geht es auf die Wanderschaft; von ein paar Frank abgesehen, sind Subsistenzmittel nicht vorhanden. Aber Rousseau ist im Besitze eines Heronsbrunnens, einer Art Springbrunnen aus Glas. Der Abbé Gouvon, derselbe, der ihn unterrichtet hat, um aus ihm einen tauglichen Menschen zu machen, derselbe, dem Rousseau bei seinem eigenartigen Rückzuge aus dem gastfreundlichen und liebenswürdigen Hause nicht ein Wort des Abschieds oder des Dankes gesagt hat, hat ihm gelegentlich des physikalischen Unterrichts dieses Spielzeug gegeben. „Damit werden wir uns Geld verdienen", denkt nicht Bacle, sondern Rousseau. Aber erstens gelingt das nicht und dann geht der gläserne Ball etwa in der Gegend von Chambéry entzwei; der Ort liegt noch etwa 45 km von Annecy. Nach Annecy will Rousseau; der Gedanke an Frau von Warens hat ihm im Grunde genommen zu seinem unqualifizierbaren Betragen in Turin den innersten Antrieb gegeben; sie weiß von seinem dortigen Glücke, da er es ihr geschrieben und auch ihre Glückwünsche empfangen hat. Um so mehr scheut er sich, trotz des brennendsten Verlangens, ihr in seinem Unglück vor Augen zu treten, noch dazu in Gesellschaft eines solchen Landstreichers! Da beschließt er, und das ist wieder bezeichnend, diesem die kalte Schulter zu zeigen, und das übt er denn auch am Tage vor der Erreichung des Zieles mit solcher Meisterschaft aus, daß der andre, offenbar ein gutherziger Narr, sich vor Annecy augenblicklich mit einem freundlichen Worte und einem Luftsprung verabschiedet. An dieser Stelle seiner Bekenntnisse klärt uns Rousseau auf über seinen ganz merkwürdigen Seelenzustand, den er an sich vor seinem Eintritt bei Frau von Warens beobachtete; gewöhnliche Menschen pflegen ihn als böses Gewissen zu bezeichnen. Man lese aber unsern Autor nach, um zu finden, wie er auch in diesem unbehaglichen Zustande ein Stück seiner angeborenen Seelengröße entdeckt.

Frau von Warens nahm ihn übrigens ohne Vorwürfe auf. Rousseau konnte natürlich auch hier nicht anders, als sich nunmehr gründlich in die gute Frau zu verlieben. Doch sollte er Priester werden; der Bischof erbot sich, das nötige Geld zu geben. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß aus dem Plane, einen Diener des Wortes Gottes aus Jean Jacques zu machen, nichts wurde. Ein entschieden ausgesprochenes Talent wies ihn auf die Musik hin. Der Musikdirektor an der Hauptkirche von Annecy, Herr Le Maitre, der mit Frau von Warens befreundet war, nahm sich des hoffnungsvollen Jünglings an. Aber Herr Le Maitre war Pariser und betrachtete seine entschieden günstige Stellung als Exil; er war reizbar und überdies dem Trunke ergeben; er beschloß, entgegen seinen Verpflichtungen heimlich auszurücken. Frau von Warens unterstützte den albernen Entschluß und gab dem Flüchtling unsern Jean Jacques mit, der ihn wenigstens bis Lyon begleiten sollte. Die Reise dahin ging infolge einer ganz überraschend unverschämten Verschmitztheit des jungen Reisemarschalls recht gut bis Lyon von statten. Dort aber überfielen den armen Le Maitre auf offener Straße Krämpfe; da begnügte sich Rousseau den Leuten den Gasthof zu nennen, wo sie beide abgestiegen waren, und benutzte die Aufregung der versammelten Zuschauer, sich um die nächste Ecke zu drücken. Hierauf begab er sich, ohne sich auch nur im geringsten um den beklagenswerten Mann zu kümmern, nach Annecy zurück.

Die gemachten Musikstudien benutzte nun Rousseau, um sich erst in Lausanne, dann in Neuenburg als Musiklehrer aufzuthun. In der Umgegend dieser letzteren Stadt traf er auf eine abenteuerliche Person, einen Mann mit langem Barte, in violetter Kleidung, mit einer Pelzmütze auf dem Haupte. Die beiden schlossen enge Freundschaft, nachdem sie sich kaum gesehen und unter gewissen Schwierigkeiten, bei dem ausländischen Idiom des Mannes, verständigt hatten. Der ehrwürdige Fremdling war nach seiner Angabe Archimandrit in Jerusalem und hatte höheren Orts den Auftrag erhalten, in Europa zur Wiederherstellung des heiligen Grabes eine Sammlung zu veranstalten. In Freiburg und Bern ging den beiden ihr Schwindel gut von statten. In Solothurn aber war der sofort mit einem Besuch beehrte französische Gesandte Kenner der orientalischen Verhältnisse und S. Hochehrwürden, der armenische Bischof, entzogen sich darum rasch weiteren Verhandlungen. Rousseau, der sich, wie bisher stets, als Pariser ausgegeben, wurde zurückbehalten. Merkwürdigerweise fand unser Landstreicher im Hause des Gesandten freundliche Aufnahme und wurde sogar, mit 100 Frank versehen, nach Paris geschickt, um bei dem Sohne eines Oberst Godard als Mentor zu dienen. Auch diese Stellung war nicht von langer Dauer. Rousseau verließ Paris und marschierte über Lyon wieder nach Savoyen zurück.

„Mama“ hatte ihren Wohnort gewechselt; sie hielt sich jetzt in Chambéry auf. Es war das im Herbst 1732; Rousseau stand also in seinem 21. Lebensjahre, Frau von Warens in ihrem 32. Man wird sich nach verschiedenen vorher gemachten Andeutungen nicht wundern, wenn die Beziehungen Rousseaus zu „Mama“ nun andre wurden; daß der pflanzenkundige Diener des Hauses, der biedere Claude Anet, sich schon vorher der gleichen Gunst erfreute, wie Rousseau, und sich ihrer zu erfreuen auch jetzt fortfuhr, muß, so widerwärtig es ist, doch zur Bildung eines Urteils erwähnt werden.

Später erkaltete das schöne Verhältnis. Als nämlich der sehr oft kränkelnde Rousseau nach einer Kur in Montpellier nach Hause zurückkehrte, fand er seine Stelle bei „Mama“ durch einen faden jungen Menschen aus dem Waadtlande, einen Barbier, besetzt. Infolgedessen verließ Rousseau Chambéry, um eine Stelle als Erzieher in Lyon im Hause eines Herrn Mably anzunehmen. Auch hier konnte er es nicht unterlassen, kleine Diebereien zu begehen, diesmal handelte es sich um einige Flaschen Wein aus dem Keller des Herrn von Mably, und so zog ihn die Sehnsucht nach „Mama“ wieder nach Chambéry. Aber er sah bald ein, daß er durchaus die Rolle des Überzähligen spielte, gleichzeitig auch, daß die Wirtschaft der Frau von Warens und ihres neuen Galans zu einem bösen Ende führen mußte. So kam er auf den Gedanken, nach Paris zu gehen und dort sein Glück zu versuchen, damit er im Notfalle „Mama“ helfen könnte, wie er uns gemütvoll versichert.

Als Grundlage für sein zukünftiges Glück nahm er ein fertig ausgearbeitetes neues System der Notenschreibung mit; die bisher gebräuchliche Art sollte durch Zahlen ersetzt werden. Er kam im Herbst 1741 nach Paris; seine Erfindung wurde von dem damals berühmtesten Musiker Rameau für unzulänglich erklärt. Rousseau schmiedete also andre Pläne; jetzt wollte er als reisender Deklamator sich einen Namen und Geld verschaffen, jetzt als berühmter Schachspieler Schätze erwerben. Dann schrieb er eine kleine Oper, die „Muses galantes“, die keinen Erfolg hatte. Im Mai 1743 ging er als Privatsekretär des französischen Gesandten, Grafen Montaigu, nach Venedig. Der Graf war nach Rousseaus Versicherung ein übelwollender Dummkopf. Das Verhältnis löste sich nach 18 Monaten; Rousseau kehrte nach Paris zurück. Der Generalpächter Francueil nahm ihn als Sekretär in seine Dienste; auch dessen Schwiegermutter Mme. Dupin benutzte ihn in gleicher Stellung. Daneben verfaßte Rousseau ein paar unbedeutende Lustspiele, hatte lebhaften Verkehr mit den Männern der Encyklopädie, namentlich auch mit Diderot; mit ihm zusammen gründete er eine neue Zeitschrift, „Le Persiffleur“, deren erste Nummer auch die einzige geblieben ist.

Die Erinnerung an „Mama“ führte zur Anknüpfung eines ähnlichen Verhältnisses. Er lernte 1745 in einer Garküche eine Weißnäherin, Therese Levasseur aus Orléans, kennen; er erklärte, sie nie verlassen, aber auch nie heiraten zu wollen. Sie ging darauf ein; sie war ein entzückend einfaches Mädchen. Wir dürfen darüber Rousseau selbst hören: „Anfangs wollte ich ihren Geist bilden; allein ich verlor meine Mühe. Ihr Geist ist, wie ihn die Natur gemacht hat; Pflege und Sorgfalt können nichts an ihm ändern. Ich erröte nicht darüber, gestehen zu müssen, daß sie nie fertig lesen gelernt hat, obgleich sie ziemlich gut schreiben kann. Als ich in die neue Straße Petits Champs gezogen war, hatte ich meinen Fenstern gegenüber eine Sonnenuhr und gab mir einen Monat lang Mühe, sie die Stunden daran kennen zu lehren; kaum aber kennt sie heute die Ziffern. Sie kann weder Geld zählen, noch kennt sie den Preis einer Ware. Das Wort, das sie ausspricht, ist vielleicht das Entgegengesetzte von dem, was sie sagen wollte.“ Dieses Musterbild unverdorbener Natürlichkeit wurde also Rousseaus Lebensgefährtin; anfangs lebten die beiden Leute noch getrennt, trotz allerengster Beziehungen; dann nahm sie Rousseau zu sich ins Haus, dazu auch ihre Mutter, eine widerwärtige Alte, endlich auch noch den alten Vater, der kränklich war und eine grenzenlose Furcht vor seiner Frau hatte. Auch andre Familienmitglieder machten sich das „Glück“ von Therese zu nutze, so daß wohl die 800—900 Frank, die Rousseau an Einkünften bezog, nicht zugereicht hätten, wenn nicht Mme. Dupin und Mme. Francueil heimlich ein übriges gethan, überdies aber sein Gehalt auf 50 Louisdor erhöht hätten.

Zu jener von Rousseau nicht beabsichtigten Familienvermehrung kam nun aber eine andre, bei der das zärtliche Vaterherz Rousseaus, das er nach seinem eignen Zeugnisse in hohem Grade besaß, in Konflikt mit dem Geldbeutel geriet. Er verfiel auf den sehr einfachen Ausweg, das Findelhaus zu benutzen. Bei dem erstgeborenen Kinde legten die braven Eltern noch eine Marke bei, um ein späteres Erkennen zu ermöglichen, bei den vier andern unterließen sie auch dieses. Rousseau sagte dabei zu sich selbst: „Es ist in diesem Lande so der Brauch; lebt man darin, so muß man auch seine Gebräuche mitmachen; hier gibt es also für dich ein Auskunftsmittel. — — Es war das einzige Mittel, die Ehre (?) zu retten.“ Dieses war die praktische Seite, der jedoch auch die ideale nicht fehlte; im Gegenteil empfand Rousseau seine Handlungsweise als die ideale. „Ich hatte dabei die Gesetze der Natur, des Rechts und der Vernunft, die Vorschriften jener reinen, heiligen und gleich ihrem Urheber ewigen Religion vor Augen, die durch Menschen verunreinigt wurde, durch Menschen, die dabei vorgaben, sie zu reinigen, und aus der eben diese Menschen durch ein Formelwerk nur eine Wortreligion gemacht haben.“ — — — „Übergab ich meine Kinder der öffentlichen Erziehung, da ich nicht im stande war, sie selbst zu erziehen, so gab ich ihnen die Bestimmung, lieber Handwerker und Bauern zu werden, als Abenteurer und Glücksritter, und glaube hierin als Bürger und als Vater gehandelt zu haben; ich sah mich als Mitglied der Republik des Plato an.“

Rousseaus erste Preisschrift.

So war also der Mann beschaffen, der den zukünftigen Gesetzgebern Frankreichs ein Vorbild sein sollte. Wie kann, so fragt man, von einem derartig angelegten Menschen etwas andres ausgehen, als Systeme, die zu gleichen Verkehrtheiten führen müssen, wie sie ihren Autor selbst unsterblich gemacht haben. Im Jahre 1749 auf einem Spaziergange nach Vincennes, wo er den wegen seiner Lettre sur les aveugles gefangenen Diderot besuchen wollte, ward ihm nach seiner Meinung der Ruf der Vorsehung. Er hatte sich den Mercure de France mitgenommen und las in diesem, daß die Akademie von Dijon eine Preisaufgabe gestellt habe des Titels: „Ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu reinigen.“ Sofort stand bei Rousseau der Entschluß fest, sich um diesen Preis zu bewerben. Und er erhielt ihn!

Ganz offenbar war das Thema so zu verstehen, daß der Einfluß der Wiederbelebung des klassischen Altertums, der sogenannten Renaissance, auf die sittliche Entwickelung der Folgezeit dargestellt werden sollte. Rousseau aber legte sich die Frage willkürlich anders zurecht und schrieb so, als ob er über den Einfluß von Kunst und Wissenschaft auf die allgemeine Sittlichkeit überhaupt sich hätte äußern sollen. Deswegen gibt er auch in seinen Bekenntnissen das Thema anders an: Ob die Fortschritte in Wissenschaften und Künsten dazu beigetragen hätten, die Sitten zu verbessern oder zu verschlimmern. Er selbst urteilt über diese Schrift, sie sei zwar voll Wärme und Nachdruck, es fehle ihr aber durchaus an Ordnung und Logik. Dem müssen wir durchaus beistimmen. Man darf sagen, daß sie an einem ungeheuerlichen Grundfehler leidet: sie verwechselt immer Ursache und Wirkung. Er kommt auf Grund einer Menge von Sophismen, zwischen denen sich freilich auch eine Anzahl ganz trefflicher Gedanken findet, zu dem Ergebnisse, daß die Wissenschaften und Künste als der Tugend feindlich und damit im allgemeinen als schädlich anzusehen sind. Sie bewirken, daß man das Talent höher schätzt als die Tugend, daß man allerhand ausgezeichnete Vertreter der Wissenschaften und Künste hat, aber keine guten und tugendhaften Bürger. Dabei gesteht er aber mittelbar wieder die Existenzberechtigung der Angeklagten zu, indem er meint, ihre Vertreter müßten zum Staatsleben herangezogen werden.

In dieser merkwürdigen Schrift erscheint im Vordergrunde jener Begriff, der nachher in der Revolution eine so große Wichtigkeit erlangen sollte, der Begriff der Tugend und der „tugendhaften“ Bürger. Hier war die Waffe gegeben, mit der ein Robespierre, der getreue Schüler Rousseauscher Lehren, alle die geistreichen Herren des alten Regime und dann der Gironde angreifen konnte; denn sie alle waren durch die Bildung der Zeit verderbt und besaßen keine Tugend, waren keine tugendhaften Bürger. Nach unsrer heutigen Anschauung fehlte ihnen nur die Tugend, Ordnungsstörern mit männlicher Kraft zu begegnen. Rousseau sagt in seinen Bekenntnissen von sich: „Diese Nachricht (nämlich daß seine Arbeit in Dijon den Preis erhalten habe) weckte alle die Ideen wieder in mir auf, die mir diese Abhandlung eingegeben hatte, sie erteilte ihnen neue Stärke und brachte in meinem Gemüte denselben aufbrausenden Enthusiasmus für Tugend und Heldenmut wieder hervor, den mein Vater, mein Vaterland und Plutarch während meiner Kindheit darein gepflanzt hatten. Ich fand nun nichts Größeres und Schöneres mehr, als frei zu sein, als tugendhaft zu sein, erhaben zu sein über Schicksal und Meinung und sich selbst genug sein zu können.“

Sein Verhältnis zu Herrn Francueil löste er jetzt, „um völlig frei zu sein“. Seinen Unterhalt gewann er durch Notenschreiben, was er nach eignem Geständnisse schlecht und unzulänglich besorgte; aber da er durch seine Preisschrift ein berühmter Mann geworden war, fehlte es nicht an neugierigen Leuten, die ihn mit Aufträgen überhäuften, nur um ihn kennen zu lernen. Therese Levasseur und ihre Mutter benutzten diese Neugier reizende Berühmtheit, um von den Besuchern in Naturalien oder barer Münze ein Eintrittsgeld zu erheben; darob ergrimmte zwar der tugendhafte Autor, er gesteht aber ein, es nicht haben ändern zu können. Auch in seinem Äußeren begann Rousseau zu reformieren: „Ich legte das Gold in der Kleidung und die weißen Strümpfe ab und setzte eine runde Perücke auf. Ich legte meinen Degen ab, verkaufte meine Taschenuhr und sagte bei mir selbst: Dank sei dem Himmel, nun werde ich nicht mehr zu wissen brauchen, wieviel Uhr es ist....“ Auch fand er, daß seine bis dahin gepflegte Leidenschaft für weiße Wäsche sich schlecht mit der tugendhaften Einfachheit eines zur Natur zurückkehrenden Menschen vertrug; die 42 feinen Hemden, die noch aus der venezianischen Zeit stammten, brannten ihm darum auf der Seele. „Ein Unbekannter erzeigte mir den Dienst, mich von dieser Knechtschaft zu befreien.“ So ganz unbekannt war allerdings der Menschenfreund nicht, denn man ermittelte ihn in dem eignen Bruder der göttlichen Therese.

Über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen.

Im Jahre 1753 erließ die nämliche Akademie von Dijon die Aufforderung zu einer Preisabhandlung über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Es gelang Rousseau wiederum, durch eine enthusiastisch aufgenommene Arbeit („Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes“) den Preis zu erringen.

Rousseau geht in seiner neuen Schrift auch wieder von dem für ihn nun schon feststehenden Gedanken aus, daß die menschliche Seele erst im Schoße der Gesellschaft durch Erlangung von Kenntnissen und Irrtümern, durch körperliche Veränderungen, durch unablässige Einwirkung der

erwachten Leidenschaft verunstaltet wurde; in ihnen aber liegen die ersten Ursachen zu den Unterschieden, die so lange nicht existierten, als der Mensch noch im Naturzustande lebte; denn in diesem waren die Menschen eben gleich. Somit erhalten wir vom Autor zunächst eine Schilderung jenes paradiesischen Urzustandes der Gleichheit unter den Menschen, für dessen Wann? und Wo? der Verfasser allerdings den Nachweis schuldig bleibt. So unsinnig diese ganze Anschauung uns heute erscheint, so stand sie doch damals nicht vereinzelt da. Der Schäferroman und das Idyll des vorigen Jahrhunderts suchen uns ebenfalls in jenen Naturzustand zurückzuleiten und beweisen durch ihre Ideenarmut, wie wenig der menschliche Geist gemacht ist, sich solche Zustände zurechtzulegen; sie erzeugten ferner jenen falschen Standpunkt, als sei die ländliche Bevölkerung aus lauter harmlosen Schäfern zusammengesetzt. Der Gedanke von der Trefflichkeit ursprünglichen Kulturmangels findet noch bei Seume in dem bekannten Gedichte „Der Wilde" seinen deutlichen Ausdruck: „Seht, wir Wilden sind doch beßre Menschen." Voltaire, dem Rousseau seine Schrift zusandte, gab in seiner Art ein sehr bezeichnendes Urteil ab, indem er zurückschrieb. „Noch niemals hat jemand soviel Geist aufgewandt, um uns zu Bestien zu machen: man bekömmt ordentlich Lust, auf allen Vieren zu laufen."

Für unsern Zweck ist der zweite Teil des Discours wichtiger, denn er erklärt dem Eigentum und dem Staate den Krieg; die Leidenschaftlichkeit, mit der dies gepredigt wird, verleiht den Rousseauschen Ansichten eine Wirksamkeit, deren die gelehrten Auseinandersetzungen seiner Vorgänger, der Grotius, Locke u. a., entbehrten. Dieser Teil beginnt mit den berühmten Worten: „Der Erste, der ein Stück Land einzäunte und sich zu sagen vermaß: ‚dies Land gehört mir' und Leute fand, einfältig genug dies zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Was für Kriege, was für Elend und Schrecken hätte derjenige dem menschlichen Geschlechte erspart, der die Grenzpfähle ausreißend und die Gräben verschüttend, seinen Mitmenschen zugerufen hätte: ‚Hütet euch, diesen Betrüger zu hören; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Frucht allen und das Land niemand gehört'! Bald begnügte man sich nicht mehr mit dem, was die Erde freiwillig bot; man zwang sie durch Ackerbau zu größerem Ertrage. Man suchte ferner in ihren Tiefen nach Schätzen. Das Besitztum der einen wuchs und damit das Elend und die Knechtschaft der andern." Hier wie überall fällt es Rousseau nicht ein, nachzuweisen, inwiefern diese ganze Entwickelung keine natürliche war und ob sie überhaupt so stattgefunden hat. — „Nun aber sind durch das Eigentum und die darauf sich gründenden Kulturfortschritte die menschlichen Leidenschaften so entzündet worden, die menschliche Selbstsucht ist dermaßen rücksichtslos geworden, daß der Besitzende sich nach einem wirksamen Schutze seines Eigentums umzusehen genötigt ist. Er thut sich mit andern zusammen, beschließt mit diesen, Einem, der dieser Aufgabe zu entsprechen scheint, sich zu dem Zwecke unterzuordnen, daß er durch seine Weisheit und Kraft, durch Gesetze und deren Aufrechterhaltung, den bestehenden Besitzstand schützt." Der Staat ist also auf einen Vertrag begründet; von ihm fabelt Rousseau mit vielen andern im Gegensatz zu aller historischen Erfahrung. „Von diesem Augenblicke an, da ein solcher Vertrag geschlossen war, war die Ungleichheit unter den Menschen, die Knechtschaft, das Eigentum für alle Zeit festgelegt und die Grundlage zum Despotismus gegeben." — Das war für alle verlorenen Existenzen und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, das Evangelium, das ein verkommener Proletarier seinem und dem folgenden Jahrhunderte predigte.

**In den zwei genannten Schriften war Rousseau negativ vorgegangen. Er hatte der bestehenden Bildung und dem bestehenden Staate das Recht zu existieren abgesprochen. Es drängte ihn, für diese beiden Gebiete auch etwas Positives zu schaffen. So gab er 1762 zunächst den Émile heraus, eine in erzählende Form eingekleidete Anweisung zu einer sogenannten naturgemäßen Erziehung.** Rousseaus Emile.

Goethe hat dieses Buch das Naturevangelium der Erziehung genannt, was wir nicht anders verstehen wollen, als daß nach seiner Meinung die Rückkehr zur Natur als Hauptersordernis für die Erziehung nachgewiesen ist, und daß die Predigt hiervon jener Zeit wie ein Evangelium erschien. Darin liegt die Bedeutung des Émile, daß er den pflichtvergessenen Vätern und Müttern, die nur der Gesellschaft, fast nie ihren Kindern lebten, denen die Kinder nur Puppen waren, die man zur Wohlredenheit und Eleganz des Salonlebens herandressierte, daß er ihnen zeigte, was die Natur verlangte. Und siehe da, seine Worte hatten eine von ihm selbst nicht geahnte Wirkung. Es wurde nun Mode, sich mit den Kindern abzugeben; Mütter säugten von nun an, sogar in Gesellschaft andrer, ihre Kleinen selbst, es gab begeisterte Anhänger, die ihre Sprößlinge ganz nach Rousseaus Vorschriften erzogen. Im wesentlichen war es für die Gesellschaft eine neue Mode, eine Abwechselung. Gleichwohl blieb auch eine tiefere Einwirkung auf die Erziehung nicht aus. Es genügt zu bemerken, daß Pestalozzi auf Rousseaus Schultern steht. Aber die Bedeutung des Émile liegt eben nur in dem Prinzipe der Naturgemäßheit; die einzelnen Vorschriften zu befolgen, wird heute keinem Menschen mehr einfallen. Auch sie kranken daran, daß sie losgelöst von aller Erfahrung und vorangehender Entwickelung lediglich der Spekulation des Verfassers ihre Entstehung verdanken. Es ist Schreibstubenpädagogik, noch dazu eine Pädagogik, die die Begriffe „Pflicht" und „Arbeit" geflissentlich aus ihrer Praxis verbannt. Wie hätte auch Rousseau, der selbst nie Hand an die Erziehung eines Kindes gelegt, den Bedürfnissen, den tiefsten und feinsten Saiten der Kindesseele gerecht werden sollen?

Außer den Erziehungsmaximen enthält der Émile ein Kapitel, das Glaubensbekenntnis des Savoyer Vikars überschrieben, in dem Rousseau seinen eignen Glauben bekannt hat. Es ist nicht der Glauben der Deisten, der nur eine Verstandesreligion ist; er steht dem Christentum näher, man kann sagen, er ist an vielen Stellen das reine Christentum. Aber auch er entfernt sich vom Dogma und verurteilt es; er ist Gegner des Offenbarungsglaubens, aber gleichzeitig wendet sich dieses Bekenntnis gegen den Materialismus. Das ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Dem Salonleben mit seiner modischen und seichten Spöttelei über alles, was wie positive Religion aussah, stand Rousseau sowieso fern; nun fand er mit dem Glaubensbekenntnis des Savoyers den Ton, der zu den Herzen des Volkes, namentlich des Mittelstandes drang.

Der Contrat social.

**Im selben Jahre, da Émile erschien, gab Rousseau das Werk heraus, das die positive Ergänzung zu dem Discours sur l'origine de l'inégalité bilden sollte; es hat mehr als irgend eine Schrift des Jahrhunderts die Französische Revolution vorbereitet und ist dann ihr politisches Glaubensbekenntnis geworden. Das Werk trug den Titel „Du contrat social ou Principes du droit politique." Vom Gesellschaftsvertrage oder Grundsätze des Staatsrechts. Wer Montesquieus „Geist der Gesetze" kennt, wird ihn allenthalben benutzt finden, auch an die Engländer lehnt sich Rousseau an, aber im Gegensatz zu den Anhängern der konstitutionellen Monarchie bereitet der Verfasser des Gesellschaftsvertrages den Boden für die Republik vor, im Gegensatz zu den kühl raisonnierenden Engländern predigt er mit Leidenschaft das Evangelium des Zukunftsstaates.**

Rousseau selbst drängt sich die Frage auf, was ihn zum Gesetzgeber befähige. „Man wird mich fragen, ob ich Fürst oder Gesetzgeber sei, um berechtigt zu sein, über Politik zu schreiben. Ich antworte Nein! und halte mich gerade deshalb für berechtigt, über Politik zu schreiben." Das ist charakteristisch für die Zeit. Dies philosophische Jahrhundert fühlt sich vollkommen berufen, über alle Dinge ein abschätzendes endgültiges Urteil abzugeben. Auf einen Schlag, lediglich durch eine logische Thätigkeit des Kopfes bringt man Verfassungen zustande. So konnte der Verfassungsfabrikant der Revolution und des Konsulats Sieyès von sich sagen: „Die Politik ist eine Wissenschaft, die ich vollendet zu haben glaube" — und zwar nicht auf Grund eigentlicher Studien, namentlich historischer Natur, sondern nur kraft jener wundervollen Begabung, Regierungssysteme auf logischen Operationen aufzubauen. Für solche Leute existiert die geschichtliche Erfahrung nicht. „Die angeblichen historischen Wahrheiten taugen nicht mehr, als die angeblichen religiösen Wahrheiten", sagt derselbe Abbé Sieyès. Man hat jede Tradition beseitigt und verdächtig gemacht, somit kann man nur noch eine Herrschaft der Vernunft und des sogenannten gesunden Menschenverstandes anerkennen.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren!" sang 1797 Schiller. Ein ähnlicher Gedanke eröffnet das erste Kapitel des ersten Buches bei Rousseau: „Der Mensch wird frei geboren", heißt es da, „aber überall ist er in Banden." Daß er in Banden überall gefesselt liegt, bedarf einer Erklärung. Man kann zunächst sagen, daß die Gewalt die Fesseln schmiedete und nun in ihrer Hand hält. Ein Volk, das so gefesselt ist, thut wohl, wenn es, den Umständen nachgebend, dem Herrscher gehorcht; sobald es aber sein Joch abzuschütteln im stande ist, thut es noch besser, wenn es das Joch von sich wirft. Die Gewalt enthält also keinen Rechtstitel auf Unterjochung, auf Ausübung irgend welcher Herrschaft. Aber, sagen andre, die Familie mit der Oberherrschaft des Vaters gibt das Vorbild für den herrschenden Staat. Auch dies leugnet Rousseau. Denn, so sagt er, und das ist recht bezeichnend gerade für ihn, die Kinder bleiben nur so lange mit dem Vater verbunden, als sie seiner zu ihrer Unterhaltung bedürfen. Sobald dies Bedürfnis aufhört, löst sich das natürliche Band. Zugegeben jedoch, daß die Familie das Vorbild des Staates sei, so liegt darin noch immer keine sittliche Verpflichtung zu gehorchen; denn lediglich der Nutzen, also ein egoistisches Motiv, gibt dem Familienoberhaupte und dem Staatsoberhaupte seine Stellung. In der Familie entschädigt den Vater seine Liebe zu den Kindern für die Sorgen, die sie ihm bereiten, während im Staate die Lust zu befehlen die Liebe ersetzt, die der Herrscher für sein Volk nicht empfindet.

Das sogenannte Recht des Herrschers auf seinen Beruf wurzelt lediglich in der Gewalt, es ist nur das Recht des Stärkeren. Ist es so, dann hat jeder, der noch stärker ist, das Recht, den derzeitigen Inhaber der Gewalt zu beseitigen. Dann könnte man daraus ableiten, daß der König, indem er als Sieger der Stärkere ist, das Recht der Gewalt über Sklaven begründe; aber eben nur so lange, als der Sieger der Stärkere bleibt; sobald dem Unterworfenen die Stärke wird, sich zu befreien, hat jenes Recht aufgehört. Von welchem Gesichtspunkte aus man immer die Dinge betrachten möge, das Recht der Sklaverei ist immer nichtig. Man muß gestehen, daß sich Rousseau die Sache sehr leicht gemacht hat. Er beweist nicht, sondern er argumentiert mit selbstgeschaffenen Begriffen und Einwürfen. Aber seinen Lesern genügte das schon. Sie waren zufrieden, in ihrem Frankreich den von Rousseau verurteilten Sklavenstaat zu erkennen und ihn mit Rousseau verurteilen zu können.

Wenn nun aber die jetzt bestehenden Regierungsformen zu Unrecht bestehen, wie soll denn dann eigentlich ein rechtmäßiger Staat aussehen? Was müßte seine früheste Grundlage sein? „Ich nehme an", sagt Rousseau, „daß sich die Menschen bis zu der Stufe emporgeschwungen haben, wo die Hindernisse, die ihrer Erhaltung in dem Naturzustande schädlich sind, durch ihren Widerstand die Oberhand über die Kräfte gewinnen, die jeder einzelne aufbieten muß, um sich in diesem Zustande zu behaupten." Das ist etwas umständlich und dunkel ausgedrückt und soll heißen: es treten Verhältnisse ein, denen die Kraft des einzelnen, der im glücklichen Naturzustande nur für sich zu leben gewohnt war, nicht mehr gewachsen ist. Neue Kräfte kann er nicht schaffen, also muß er durch Vereinigung mit andern eine Kräftesumme zu wege bringen, die den neuen Verhältnissen entspricht. Dabei entsteht die Frage: „Wie findet man eine Gesellschaftsform, die mit der gemeinsamen Kraft die Person und das Vermögen jedes Gesellschaftsmitgliedes verteidigt und schützt, und bei der jeder einzelne, obwohl er sich mit allen vereint, gleichwohl nur sich selbst gehorcht und so frei bleibt wie vorher?" Man hat eine sehr einfache Lösung des Rätsels: Jedes Mitglied einer solchen Staatsgesellschaft entäußert sich unbedingt und ohne Vorbehalt aller seiner Rechte an die Gemeinschaft. Dadurch entsteht die allgemeinste Gegenseitigkeit und durch sie gewinnt jeder nicht nur Entschädigung für alles, was er aufgegeben hat, sondern noch mehr Kraft zur Festhaltung dessen, was ihm geblieben ist. „Jeder von uns stellt gemeinschaftlich seine Person und seine ganze Kraft unter die oberste Leitung des allgemeinen Willens, und wir nehmen jedes Mitglied als untrennbaren Teil des Ganzen auf." Diese Vereinigung heißt im ruhenden Zustande ein Staat: sobald sie thätig auftritt, bildet sie in ihrer Gemeinsamkeit ihr eignes Staatsoberhaupt; andern Staatskörpern gegenüber heißt sie eine Macht. Die Gesellschaftsgenossen führen als Gesamtheit den Namen Volk, sie nennen sich einzeln im Hinblick auf ihre Teilnahme an der höchsten Gewalt Staatsbürger, im Hinblick auf den Gehorsam, den sie den Gesetzen schuldig sind, Unterthanen.

Da das Staatsoberhaupt, der Souverän, nach dem eben Gesagten, kein Einzelwesen ist, sondern die Gesamtheit sämtlicher Teilnehmer am Gesellschaftsvertrag umfaßt, so kann er natürlich den einzelnen Teilnehmern nie schädlich sein, ebensowenig wie der Körper den einzelnen Gliedern schaden kann; folglich bedarf es bei der oberherrlichen, souveränen Macht des Volkes den Unterthanen gegenüber keiner Bürgschaft. Dagegen kann wohl das einzelne Mitglied einen besonderen Willen haben, der dem allgemeinen Willen zuwiderläuft, und dessen Ausführung die Freiheit zerstören würde. Solcher Sonderwillen muß stets vom Gesamtkörper zum Gehorsam gezwungen werden; dieser hat sogar die Verpflichtung dazu. Dem widerspenstigen Mitgliede aber geschieht damit kein Unrecht, keine Vergewaltigung, man zwingt es nur frei zu sein. — Man sieht, wie sich in diesen Gedanken die Formel gibt, deren dann die Leute, die sich „das Volk" nennen, zur Ausübung ihrer Schreckensherrschaft sich bedienen werden.

Was nun den einzelnen Staatsbürger betrifft, so wird er durch den Gesellschaftsvertrag aus einem ungesitteten und beschränkten Tiere ein einsichtsvolles Wesen, ein Mensch. Er erleidet zwar einen Verlust im Aufgeben seiner natürlichen Freiheit und des unbeschränkten Rechtes auf alles, was ihn reizt und er erreichen kann; aber er gewinnt dadurch die bürgerliche Freiheit und ein Eigentumsrecht auf alles, was er besitzt. Hier werden wir die Bemerkung machen müssen, daß Rousseau seine im Discours sur l'inégalité ausgesprochene Meinung über das Eigentum, die an das moderne Wort „Eigentum ist Diebstahl" erinnerte, abgeändert hat. Für das Eigentum wie auch in andern Dingen setzt der Gesellschaftsvertrag eine gewisse Gleichheit voraus, eine sittliche und gesetzliche Gleichheit, so daß die Menschen, wenn sie auch an körperlicher und geistiger Kraft ungleich sein können, durch Übereinkunft und Recht alle gleich werden. Aber die augenblicklich bestehenden Gesetze sind immer nur für diejenigen wohlthätig, die etwas besitzen, und den Besitzlosen schädlich, woraus folgt, daß den Menschen der gesellschaftliche Zustand nur so lange vorteilhaft ist, als jeder etwas und keiner zuviel hat. An Stelle der Güterlosigkeit der Naturmenschen wird also der Kommunismus als Zukunftsideal angedeutet. Es geht dann zwar aus dem 11. Kapitel des folgenden Buches deutlich hervor, daß Rousseau nicht bis zu dem Gedanken der bedingungslosen Güterteilung vorschreiten will, aber er redet jedenfalls einer gerechteren Verteilung der Güter das Wort und leiht dadurch andern seine Schultern, um sich zu weiterem zu versteigen.

Das erste Buch hat also auf Grund des durchaus chimärischen, nirgends abgeschlossenen Gesellschaftsvertrags zunächst die Freiheit als Grundrecht proklamiert, d. h. das Recht der Massen beliebig den einzelnen zu unterwerfen, und dann die Gleichheit, die sich namentlich unangenehm fühlbar allen denen machen wird, die durch geistigen oder materiellen Besitz über die andern hervorragen.

Die allgemeinen Grundsätze, aus denen der imaginäre Staat Rousseaus sich aufbauen soll, sind gefunden. Nun werden wir im zweiten Buche erfahren, wer ihn regiert, wie der Souverän beschaffen ist, welche Rechte er hat, wie Gesetze in dem neuen Staate gegeben werden. Zunächst ist die Souveränität, die Staatsoberhoheit, unveräußerlich mit der Gesamtheit des souveränen Volkes verbunden. Wohl kann es seine Macht an jemand übertragen, aber nie seinen Willen. Auch kann die Übertragung der Macht nur eine zeitweilige und jeden Augenblick widerrufliche sein, d. h. die mit der Leitung des Staates Beauftragten haben keinen eignen Willen, sondern haben stets des Willens der Allgemeinheit gewärtig zu sein. Ferner ist die Souveränität unteilbar; es ist ein Unding, nach Rousseaus Ansicht, die gesetzgebende und die vollziehende

Macht zu trennen und verschiedene Ministerien einzurichten. Was nun den allgemeinen Willen anlangt, von dem wir soeben lernten, daß er unübertragbar ist, so ist von ihm zu rühmen, daß er beständig der richtige ist, da er ja nur auf das allgemeine Beste abzielt. Daraus folgt jedoch für Rousseau nicht, wie man erwarten möchte, daß Volksbeschlüsse immer gleichermaßen segensreich sind. Ganz sicher will man stets das eigne Beste, sieht jedoch nicht immer ein, worin es besteht. Das Volk läßt sich nie bestechen, aber hinter das Licht führen, und nur dann scheint es das Böse zu wollen. Darin liegt der Gedanke, daß es Leute gibt, die an dem Volke das Verbrechen des Hinter-das-Lichtführens begehen und dementsprechend Strafe verdienen. Von solchen Gedanken werden später die Reden Robespierres erfüllt sein: das Volk ist edel, das Volk ist gut, das Volk ist tugendhaft, das Volk will immer das Beste, aber es sind Verführer da, denen es arglos sein Ohr leiht; diese muß man ausrotten.

Eine nicht minder bedenkliche Doktrin entwickelt Rousseau im nächsten Satze, der übrigens gleichzeitig den Beweis liefert, wie diese lediglich auf logischen Operationen begründete, politische Weisheit auf Spitzfindigkeiten hinauslaufen muß: „Oft ist ein großer Unterschied zwischen dem Willen aller und dem allgemeinen Willen; letzterer geht nur auf das allgemeine Beste aus, ersterer auf das Privatinteresse und ist nur eine Menge einzelner Willensmeinungen. Beseitigt man nun aus diesen die sich gegenseitig aufhebenden Willensmeinungen, so bleibt als Resultat der allgemeine Wille übrig." Worauf anders wird das dann in der praktischen Ausführung hinauslaufen, als auf den festen Willen einer entschlossenen Minderheit, die dann ihren Willen in dem Durcheinander sich bekämpfender Meinungen als den Gesamtwillen proklamiert? In dem Kapitel, das über die Grenzen der Staatsgewalt redet — sie werden durch die allgemeinen Menschenrechte bestimmt — ist in dem beständigen Jongleurspiele mit den Begriffen Souverän—Unterthanen—Volk, die doch schließlich immer dasselbe bedeuten, der eine Satz von Wesenheit, daß jeder Mensch über den ihm durch den Gesellschaftsvertrag gebliebenen Teil seiner Güter und seiner Freiheit vollkommen unbehindert, natürlich in der den Gesetzen entsprechenden Weise verfügen kann, und daß dem Souverän, d. h. der Gesamtheit, nie das Recht zusteht, einen Unterthanen stärker als den andern zu belasten. Die Geschichte der Revolution wird ergeben, daß man sich an diesen Satz nicht gehalten hat. Man hatte die einfache, übrigens auch durch die Rousseausche Doktrin an die Hand gegebene Ausrede, daß diese stärker, ja bis zum vollen Ruin Belasteten sich nicht unter den allgemeinen Vertrag gestellt hätten, also auch kein Recht von ihm zu beanspruchen hätten. Dasselbe läßt sich auch bei der Lehre über das Verfügungsrecht der Gesamtheit über Leben und Tod ihrer Mitglieder bemerken. Wenn die Allgemeinheit es in ihrem Nutzen findet, daß der einzelne stirbt, so muß er sterben. Nur unter dieser Bedingung hat er bisher in Sicherheit gelebt, sein eignes Urteil über die Notwendigkeit seines Todes kommt dabei nicht in Betracht.

Wie steht es nun aber um das Leben eines wirklichen Übelthäters? Es ist bekannt, auf welche Fälle der moderne Staat die Todesstrafe beschränkt hat. Was meint der Gesetzgeber der kommenden Republik? „Jeder Übelthäter hört dadurch, daß er das Gesellschaftsrecht verletzt, durch die Übertretung der vaterländischen Gesetze auf, ein Glied des Vaterlandes zu sein, er führt sogar offen gegen dieses Krieg. In diesem Falle ist die Erhaltung des Staates mit der seinigen unvereinbar; einer von beiden muß zu Grunde gehen, und wenn man den Schuldigen den Tod erleiden läßt, so stirbt er nicht sowohl als Bürger, sondern als Feind. Beweise sind der Prozeß und das Urteil und die Beurkundung, daß er den Gesellschaftsvertrag gebrochen hat und folglich kein Mitglied des Staates mehr ist." Das sind die Grundsätze, nach denen später das Revolutionstribunal arbeitete und zwar ganz korrekt, darf man sagen, sobald man sich zu der Lehre des Propheten Rousseau bekennt. Übrigens meint Rousseau, daß die häufige Wiederkehr der Todesstrafe stets ein Zeichen der Schwäche oder Schlaffheit der Regierung sei.

Jedenfalls aber verlangen Gesetze, die erst gegeben werden sollen, einen Gesetzgeber. Da wird man sich im stillen fragen, wo bei dieser nivellierenden Doktrin ein Geist, ausgestattet genug mit Erfahrung, Einfluß, gutem Willen für dies Geschäft, herkommen soll. Wie kann er aus einem Volke herauswachsen, wie auf ein Volk die nötige Autorität ausüben, von dessen Allgemeinheit der republikanische Verfasser selbst sagt, es sei blind und erkenne das Gute nicht immer von sich selbst? Natürlich kommen sofort die gewohnten Phrasen, das Volk wolle immer das Gute, der allgemeine Wille sei stets auf das Beste gerichtet u. s. w. Da müssen dann, das ist des Kapitels letzter Schluß, die Führer bezw. Gesetzgeber den Leuten etwas vormachen! „Man muß dem Volk die Gegenstände bisweilen so zeigen, wie sie ihm erscheinen sollen." Das ist eine etwas geringschätzige Art, von dem mit so erhabenen Tugenden ausgestatteten Volke zu reden, allerdings eine Art, deren praktische Seite den zukünftigen Politikern nicht verborgen blieb.

Das dritte Buch des Contrat social handelt von der Regierung. Wir müssen uns dabei wieder darauf besinnen, daß eigentlich die Allgemeinheit der Souverän ist, daß sie zwar ihre Macht, aber nicht ihren Willen an andre übertragen kann, daß eine Teilung der Gewalt unzulässig ist. Nun hören wir doch, daß die gesetzgebende Gewalt, das ist doch die Gesamtheit, die vollziehende Gewalt nicht haben soll. Wir gehen jedoch über diesen Widerspruch hinweg und bemerken zunächst, daß mit dem 1762 noch vollständig zu Recht bestehenden Gottesgnadentum der Regierung ohne weiteres aufgeräumt wird. Der Contrat social läßt nur Beauftragte des Souveräns, des Volkes, zu, die den Willen der Allgemeinheit auszuführen haben und von ihr

völlig abhängig sind. Es ist nun merkwürdig zu sehen, wie Rousseau selbst sein System, das auf die Republik hinausläuft, nur für kleinere Gemeinwesen als zureichend bezeichnet. Je größer der Staat, um so stärker muß die Zentralleitung sein und damit wäre genau genommen die Monarchie die beste Staatsform. Rousseau, der dem Geiste des Zeitalters entsprechend, vielfach mathematisch vorgeht, sucht zu beweisen, daß die Zahl der die Regierung bildenden Beauftragten des Volkes in umgekehrter Proportion zu dessen Menge stehe, d. h. doch schließlich: ein großes Volk bedarf der Monarchie. Dafür ist er auch eigentlich am ehesten zu gewinnen, obgleich er sich mit Stolz einen Citoyen de la ville de Genève nannte. Die Demokratie ist die schönste aber zugleich eine unerreichbare Staatsverfassung.

Nun bedarf die Regierung, d. h. die vom Volke widerruflich mit der Ausführung des Volkswillens betraute Behörde einer Kontrolle, damit sie nicht ausartet. Da bringt Rousseau den bizarren Vorschlag, daß zur Bestätigung der Gesetze und zum Urteil über die Regierung das Volk periodisch in seiner Gesamtheit zusammentreten soll. Er selbst sieht den Einwurf voraus, daß Größe des Reichs, die Beschäftigung der einzelnen und andres mehr der Ausführbarkeit entgegentreten. Da exemplifiziert er auf Rom und Griechenland, wo dies möglich gewesen sei; namentlich scheint ihm Rom bei der großen Ausdehnung seiner Grenzen als Musterbeispiel. Man kann daran den Grad seiner historischen Ausbildung bemessen. Eine Volksvertretung durch Abgeordnete verwirft er; sie ist ihm eine auf Verweichlichung und Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Interesse begründete moderne Erscheinung. Das englische Volk, so sagt er, wähnt frei zu sein; es täuscht sich außerordentlich; nur während der Wahlen zum Parlament ist es frei, nach deren Schluß lebt es wieder in Knechtschaft, ist nichts. Dagegen ist die Gesamtmasse des Volkes, der Souverän, allein im stande, seine Freiheit zu wahren, und darum müssen bei jeder solcher Versammlung regelmäßig zwei Fragen durch Abstimmung beantwortet werden: 1) Ist das Staatsoberhaupt damit einverstanden, die gegenwärtige Regierungsform beizubehalten? 2) Ist das Volk damit einverstanden, die Verwaltung den bisher damit betrauten auch fernerhin zu lassen? — Die Thunlichkeit der ganzen Maßregeln vorausgesetzt: was würde das wohl für eine Regierung werden, die etwa monatlich ihre Entlassung und daran sich schließende Verantwortung zu gewärtigen hätte!

Das vierte und letzte Buch will uns von dem politischen Leben, von den Mitteln, durch deren Hilfe der neue Staat erhalten wird, vornehmlich von dessen Religion unterrichten. Es geht noch einmal von der Gründung des Gesellschaftsvertrags aus. Dieser Akt bedarf der Einstimmigkeit aller Teilnehmer; wer Widerspruch erhebt, schließt sich von dem neuen Staate aus. Dagegen sind alle andern im Staate vorzunehmenden Maßregeln durch Stimmenmehrheit zu entscheiden. Werde ich überstimmt, so beweist dies nichts andres, als daß ich geirrt habe, und daß das, was ich für den allgemeinen Willen hielt, es nicht war. „Hätte meine Einzelstimme die Oberhand gewonnen, so hätte ich etwas ganz andres gethan, als ich gewollt; gerade dann wäre ich nicht frei gewesen"(!). Daß diese Anschauung sich nur bei Abstimmungen über Gesetzvorschläge einigermaßen bewähren kann, auf Personen aber keine Anwendung finden dürfte, fühlte Rousseau, als er gleich an diese Auseinandersetzung das Kapitel von den Wahlen knüpfte. Er ist gegen Wahlen und für die Entscheidung durch das Los. Er erkennt sehr richtig, daß in jeder wahren Demokratie eine obrigkeitliche Würde kein Vorteil sondern eine drückende Last ist, mit der billigerweise der eine nicht mehr als der andre beschwert werden dürfe. Folglich dürfe das Gesetz sie allein dem auflegen, auf den das Los fällt. Ob das Los nun den Rechten, den für das Amt Befähigten trifft, ob denselben mehrmals, während andre dauernd verschont bleiben, darüber zerbricht sich Rousseau den Kopf gar nicht. Was die Fähigkeit anlangt, so ist er offenbar von dem oft durch seine Äußerungen hindurchleuchtenden Gedanken beseelt, daß es in seinem Zukunftsstaate nach einiger Zeit der Entwickelung in dieser Richtung wenig Unterschiede mehr geben wird; diesem Plebejer, als der er namentlich in den Bekenntnissen allenthalben bemerkbar ist, wird jedes materielle wie geistige Hervorragen über das Niveau lästig, verhaßt. Nur das Heer macht ihm, so wenig er dafür übrig hat, eine Ausnahme notwendig; da soll die Wahl zulässig sein.

Bis auf einen zum Schluß noch zu erwähnenden Punkt, ist das Rezept für den zukünftigen Idealstaat fertig. Da scheint Rousseau selbst eine unbestimmte Empfindung gehabt zu haben, daß weder er, und noch viel weniger der Leser soliden Boden unter den Füßen fühle. Er läßt also den Seiltanz luftiger Spekulation sein und wünscht den einsichtsvollen Leser an der Hand einer geschichtlichen Entwickelung der römischen Staatsverwaltung in das volle Verständnis seiner Doktrin einzuführen. Da ihre praktische Anwendung schon einmal mit Erfolg im alten Rom vorgekommen ist, so wird der erleuchtete Franzose des 18. Jahrhunderts weder Schwierigkeiten noch Bedenken haben können, sie aufs neue für sein Zeitalter zu beleben. Es ist nicht notwendig, dem Verfasser auf ein Gebiet zu folgen, auf dem er ebenso wie in der Politik Dilettant ist; gewisse antikisierende Phrasen in Robespierres Reden, thörichte Vergleiche mit einer Verfassung, die man nicht kannte und sich mit Rousseau nach Bedürfnis konstruierte, werden später die Erinnerung an diese Kapitel wach rufen.

Nun aber kommt das Hauptkapitel des Buches, das dann auch in der Zeit der Revolution eine Hauptrolle spielen sollte, das Kapitel von der Religion der Staatsbürger. Im Altertum war die Religion eine Sache des Staates; die Religion war nicht vom Staate gesondert; jeder Staatsbürger bekannte sich zu ihr und dachte gar nicht daran, etwas andres zu glauben. Das

Altertum sank dahin und mit ihm die römische Idee vom allmächtigen Staate. Eine neue Religion war inzwischen entstanden und breitete sich aus, eine Religion, deren Hauptlehre immer darauf hinwies, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei. Gleichwohl zeigte die auf ihren Grundsätzen sich aufbauende christliche Kirche, sobald sie ihre Existenz einigermaßen gesichert sah, Herrschsucht genug, um sich die weltlichen Häupter der Christenheit zu unterwerfen, bis diese begannen, auf ihre Selbständigkeit eifersüchtig zu werden. Somit gab es allenthalben zwei Gewalten, zwei Staatsoberhäupter, das weltliche und das geistliche. Der Engländer Hobbes war es zuerst, der sich den Vorschlag zu machen getraute, die beiden Köpfe des Adlers zu vereinigen und alles unter Ausschluß des staatsfeindlichen Christentums zur politischen Einheit zurückzuführen. Auf ihn greift Rousseau zurück. Ein Staatskörper ohne Religion ist unmöglich; welcher Religion soll nun der Vorrang gebühren? Nachdem er von Religionen im allgemeinen gesprochen, kommt er auf das Christentum zu reden, nicht das Christentum des 18. Jahrhunderts, sondern das des Evangeliums. Er weiß viel Gutes von ihm zu erzählen, aber trotzdem ist es für seinen Staat unanwendbar. Denn das Christentum steht mit dem politischen Körper in keinerlei Beziehung, es verleiht den Gesetzen keine neue Kraft, es fesselt die Herzen der Bürger nicht an den Staat, sondern wendet sie vielmehr von ihm und den irdischen Dingen ab, es macht sie gleichgültig gegen das Schicksal des Staates. Eine christliche Republik ist undenkbar; die beiden Begriffe widersprechen sich; denn das Christentum predigt nur Knechtschaft und Unterwürfigkeit. Sein Geist ist der Tyrannei zu günstig und dergleichen mehr.

Was aber setzt Rousseau an die Stelle des Christentums? „Es gibt ein rein bürgerliches Glaubensbekenntnis, und die Festsetzung seiner Artikel ist lediglich Sache des Staatsoberhauptes. Es handelt sich also hierbei nicht eigentlich um Religionslehren, sondern um allgemeine Ansichten, ohne deren Befolgung man weder ein guter Bürger noch ein treuer Unterthan sein kann. Ohne jemand zwingen zu können, sie zu glauben, darf der Staat jeden, der sie nicht glaubt, verbannen, zwar nicht als einen Gottlosen, wohl aber als einen, der den Gesellschaftsvertrag verletzt, der unfähig ist, Gesetze und Gerechtigkeit aufrichtig zu lieben und im Notfalle sein Leben seiner Pflicht zu opfern. Sobald sich jemand nach öffentlicher Anerkennung dieser bürgerlichen Glaubensartikel doch noch als Ungläubigen zu erkennen gibt, so verdient er die Todesstrafe; er hat das größte aller Verbrechen begangen, er hat einen wissentlichen Meineid im Angesichte der Gesetze geleistet. — Die Lehrsätze der bürgerlichen Religion müssen einfach, gering an Zahl und bestimmt ausgedrückt sein und keiner Auslegungen und Erklärungen bedürfen. Das Dasein einer allmächtigen, weisen, wohlthätigen Gottheit, einer alles umfassenden Vorsehung, ein zukünftiges Leben, die Belohnung der Gerechten und Bestrafung der Gottlosen, die Heiligkeit des Gesellschaftsvertrages und der Gesetze, das sind positive und untrügliche Glaubenssätze. Was die negativen anlangt, so beschränke ich sie auf einen einzigen gegen die Unduldsamkeit. Sie ist die Eigentümlichkeit der von uns verworfenen Religionsformen."

Also die Unduldsamkeit ist vor allem zu bannen! In der That aber gibt es nach den eben angeführten Sätzen nichts Unduldsameres, als diese Staatsreligion, die unbedingt verpflichtet und jeden Andersdenkenden mit dem Tode bedroht! Was ist der Despotismus der mittelalterlichen Hierarchie gegen diesen? Und Despotismus ist überhaupt das Kennwort des ganzen „Contrat social". An Stelle des Einzeldespotismus, wie ihn das alte Frankreich an sich erfahren hatte, tritt der Massendespotismus, den das neue Frankreich an sich erfahren sollte. Freiheit und Gleichheit waren schon seit Voltaire Schlagworte geworden, aber sie hatten bei ihm einen ganz andern Klang als den aus Rousseaus Schrift hervortönenden. Von der Tragweite seines „Gesellschaftsvertrag" hat offenbar Rousseau keine Vorstellung gehabt. Thatsächlich fielen seine Worte in Frankreich wie Funken in eine mit Brennstoff angehäufte Scheuer, die ein unkundiges Kind im sorglosen Spiele hineingeworfen. Die Gedanken Montesquieus haben die Begründer der ersten Verfassung geleitet, Rousseaus „Contrat social" ist die Grundlage des Schreckensregimentes und seiner Verfassung geworden.

Rückblick. Am Schlusse unsrer Betrachtung über die revolutionäre Litteratur stehend, dürfen wir noch einen Blick zurückwerfen. Wir haben gesehen, wie nach dem bigotten, Heuchelei und Jesuitismus begünstigenden Regimente Ludwigs XIV. in der liederlichen Regentschaft, in der laxen Regierung Ludwigs XV. für frivoles Leben ebensosehr wie für frivole Anschauungen der Boden vorbereitet war. Da begannen Montesquieu und Voltaire den Kampf gegen die Überlieferung auf staatlichem, wie kirchlichem Gebiete. Beide leiteten die Blicke ihrer Zeitgenossen über den Kanal, beide bekämpften die Unduldsamkeit und den Wahnglauben des Katholizismus. Hierin ging Voltaire bedeutend weiter als Montesquieu. Während sich dieser auf die geistreichen Spöttereien der „Persischen Briefe" beschränkte und es sich dann zur Lebensaufgabe machte, den politischen und historischen Horizont seiner Landsleute zu erweitern, hat Voltaire Zeit seines Lebens mit allen Waffen die Glaubenstradition bekämpft und es dahin gebracht, daß die gebildete Gesellschaft sich von der Kirche innerlich löste. Aber er blieb noch bei

einem gewissen positiven Gottesglauben. An dessen Beseitigung arbeiteten die Materialisten, Diderot und Gesinnungsgenossen. Sie predigten nicht nur den Atheismus, sondern sie traten jeder Tradition, namentlich auch auf moralischem Gebiete, entgegen. Indem sie das Evangelium von dem Rechte jedes Menschen auf ein glückliches und angenehmes Dasein verkündeten, den Lebensgenuß als höchstes Ziel des vernünftigen Wesens hinstellten, zerstörten sie das Pflichtbewußtsein und raubten den oberen Gesellschaftsklassen die moralische Kraft, die ihnen in den bevorstehenden Stürmen so notwendig gewesen sein würde. Der Mehrzahl der Geistlichen war der Glaube an die christliche Lehre und ihren Beruf, sie zu predigen, verleidet, zerstört; den regierenden Klassen war der Glaube an die Möglichkeit und Fortdauer des herrschenden Systems genommen. Daneben bewirkte die volkswirtschaftliche Schule der Physiokraten die Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der Finanzwirtschaft und überhaupt der ganzen Wirtschaftspolitik. Stand diese Schule zunächst noch immer einigermaßen auf dem Boden gegebener Verhältnisse und realer Beobachtung, so beherrschte doch im allgemeinen jener Geist das 18. Jahrhundert, den man den philosophischen oder besser den philosophierenden nennen darf. Dieses Zeitalter vermeinte durch bloßes Nachdenken jeden Gegenstand ergründen, jede Frage auch realster Natur beantworten zu können. Mit Ideen und philosophischen Systemen baute man unter Beseitigung des Bestehenden den Zukunftsstaat auf. Das war jene Ideologie, die Napoleon so verhaßt war, weil er ihre Folgen nur zu gut hatte beobachten können. Ihr Hauptvertreter ist Rousseau. Seine Erscheinung ist deswegen so epochemachend geworden, weil er sich an die großen Massen wandte. Die Werke der Montesquieu, der Voltaire, der Encyklopädisten suchten ihr Publikum in den Salons, sie dachten und schrieben für die oberen Zehntausend. Rousseau dagegen predigte den Leidenschaften des Volkes, und das Volk hörte diese Predigt gern, es fühlte sich geschmeichelt, es wurde darüber unterrichtet, daß es eigentlich der Souverän, daß es immer gut und tugendhaft sei und das Beste wolle, daß es aber dauernd von wenigen Verworfenen betrogen und um sein Erbe gebracht würde. Merkwürdig dabei ist, wie wenige Leute eine Ahnung von der Gefährlichkeit der Rousseauschen Veröffentlichungen besaßen; die sogenannten gebildeten Kreise waren entzückt über den tiefen Denker; ihre Ideologie vergönnte ihnen nicht, etwas andres darin zu erkennen, als eine neue „Belustigung des Verstandes und Witzes“, sie sahen nur das schillernde Spiel eines originellen Geistes, aber nicht die tiefen Abgründe, die er öffnete. Das hing damit zusammen, daß man von dem eigentlichen Wesen der niederen Klassen, von ihrer wirtschaftlichen Lage, ihrem Elende, ihrem Stumpfsinne, ihrer Begehrlichkeit zumeist keine Vorstellung hatte oder auch wohl nicht haben wollte. Man fand es entzückend, daß das Volk so gut und tugendhaft sei, wie Rousseau es beschrieb, vermied es aber sorgfältig, an dem Pariser hungernden und frierenden Pöbel Studien über diese Gemütseigenschaften zu machen. Den Bauer dachte man sich nach Art der Helden in den Schäferromanen, das Leben auf dem Lande als eine Idylle; aber man hütete sich wohl, seine kostbare Zeit auf dem Lande unter Bauern zuzubringen und sich mit deren Bedürfnissen vertraut zu machen. Hätte man sich nicht aus Bequemlichkeit und aus Furcht, seine Behaglichkeit und den Lebensgenuß zu vernichten, blind gestellt, so hätte man die zweite Hauptursache der Revolution, die sozialen und wirtschaftlichen Mißstände, erkennen müssen.

Soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zustände
im vorrevolutionären Frankreich.

Das Frankreich vor der Revolution zählte etwa $24^1/_2$ Mill. Einwohner; davon umfaßten Geistlichkeit und Adel, die beiden Stände der Bevorrechteten (Privilegierten), etwa 270000, der Rest bildete den „dritten Stand“, dem alles zugehörte, was nicht an den Privilegien Anteil hatte. Was, fragen wir, war die historische Berechtigung dieser Vorrechte, und welches sind die Ursachen des allgemeinen Hasses gegen sie, der dann zu einem so furchtbaren Ausbruche führte?

Der erste Stand.

Der erste Stand, der der Geistlichkeit, insbesondere der höheren Geistlichkeit, konnte im Rückblicke auf das ganze Kultur- und Geistesleben Frankreichs sich wohl das Verdienst zuschreiben, dessen Vater und Förderer gewesen zu sein. Waren es nicht ihre Vertreter gewesen, die, in die Wildnis und Einöde mit unermüdlicher Schaffenskraft vordringend, die Wildnis zum Garten, den Urwald zum menschennährenden Kornfelde umgewandelt hatten? Um ihre Klöster siedelte sich die dörfliche und städtische Niederlassung an; diese Klöster wurden nicht nur Mittelpunkte eines neuen wirtschaftlichen, sondern auch die Brennpunkte des geistigen Lebens, des Unterrichts, die Quellen vor allem der geistlichen Nahrung. Dieser segensreiche Einfluß der Geistlichkeit läßt sich, wenn auch nicht überall mit gleicher Stärke, durch das ganze Mittelalter hindurch wahrnehmen. Kein Wunder, wenn fromme Stiftung sich auf fromme Stiftung häufte und Jahrhunderte hindurch die Schenkungen von Kirchenfreunden, von Herren und Fürsten und das, was die Kirche selbst erwarb, sei es durch Kauf, sei es durch kluge Politik, schließlich das Vermögen des ersten Standes auf ein ganz kolossales anwachsen ließen, so daß man am Beginne der Revolution das liegende Besitztum der toten Hand auf mindestens 4 Milliarden Frank rechnen konnte; das gibt nach dem damaligen Erträgnisse der Grundrente zu $3^3/_4$ Prozent 150 Millionen Jahreseinkommen, wozu nun noch der Zehnte im Betrage von 123 Millionen kam. Da stellt sich die Frage ganz von selbst: leistete der Klerus auch jetzt noch dem Staate und dem Einzelnen das einem solchen Einkommen Entsprechende?

Eines darf man wohl dem französischen Klerus nachrühmen, was der Geistlichkeit andrer Länder, namentlich Deutschlands, nicht immer nachgerühmt werden kann: er war in erster Linie ein französischer Klerus; er hat sich seit den Tagen, da Philipp der Schöne den Sturz des gregorische Ideen wiederbelebenden Bonifaz VIII. herbeiführte, fast immer als wackeren Verfechter seiner gallikanischen Selbständigkeit und des nationalfranzösischen Staatsinteresses gezeigt. Er hat Heinrich IV. nach seinem Übertritt den nötigen Rückhalt gegenüber dem Papste gegeben, hat in Richelieu unter Ludwig XIII. dem französischen Volke einen seiner größten Staatsmänner geschenkt, hat Ludwig XIV. zur Seite gestanden in manchem Strauße mit der Kurie und sich wacker gewehrt gegen Clemens' XI. Bulle Unigenitus, soweit sie die weltliche Oberherrschaft des Papstes ansprach. Aber er hat auch durch die Härte und Unduldsamkeit gegen Andersgläubige Frankreich um den besten und vermögendsten Teil seiner Bürger gebracht; die Vertreibung der Hugenotten wurde von Vauban und Boisguillebert bis herab auf Turgot als das schwerste Unglück für das Nationalvermögen angesehen. Aber der Klerus schädigte das Nationalvermögen, und zwar dauernd, noch auf eine andre Weise. Die Geistlichkeit war von der Taille befreit, der drückendsten Steuer des alten Régime. Auch von der Kopfsteuer und dem Zwanzigsten, einer fünfprozentigen Einkommensteuer, wußte sich die Geistlichkeit unter Berufung auf ihre durch die Zeit geheiligte Immunität zu befreien. Sie versprach dafür ein regelmäßig zu leistendes freiwilliges Geschenk,

und zwar 16 Millionen in je fünf Jahren. Abgesehen aber davon, daß sie auch dieses freiwillige Geschenk nicht regelmäßig zahlte, wußte sie den frommen Ludwig XVI. zu bereden, ihr aus dem königlichen Schatze aus allerlei Gründen jährlich $2^1/_2$ Millionen Livres zu gewähren, so daß sie im ungünstigsten Falle nur $3^1/_2$ Millionen aufzubringen hatte. Jeder Versuch aber, das Vermögen der toten Hand zu regelmäßiger Versteuerung heranzuziehen, wurde selbst in der kritischsten Zeit vor der Revolution vom Klerus mit Entrüstung abgelehnt.

In einem Punkte war die Geistlichkeit der Jahrhunderte alten Überlieferung treu geblieben: wo sie, der Mode der Zeit folgend, ihren Wohnsitz nicht mit Paris vertauscht hatte, erwies sie sich, wie zahlreiche Beispiele darthun, mildthätig und suchte nach Kräften das vorhandene Elend zu lindern. So gaben die Kartäusermönche von Paris den Armen der Stadt wöchentlich 18 Zentner Brot, und die berühmten Benediktiner von St. Maur ernährten in Zeiten des Mißwachses das ganze Dorf Moutiers-St. Jean. In solchen Distrikten hing die Bevölkerung auch an ihrer Geistlichkeit und wehrte sich gegen die Gesetze der Revolution, die wider jene gerichtet waren. Aber das galt eben nur von jenen Geistlichen, die am Orte ihrer Bestimmung blieben, die „resident“ waren. Eine größere Anzahl von höheren Vertretern dieses Standes zog es vor, die Eintönigkeit und Geistlosigkeit ihrer Provinz mit den Annehmlichkeiten und Anregungen der Hauptstadt zu vertauschen; natürlich gaben sie dort ihre Einkünfte aus und schädigten so, ganz abgesehen von der Armenpflege, auch die Gewerbtreibenden ihres Sprengels. In ihrer Abwesenheit ging der Ackerbau auf ihren Pfründen zurück, diebische Verwalter betrogen sie und bedrückten die zur Besitzung gehörenden Bauern. Die Seelsorge überließen die hohen Herren schlecht besoldeten Vikaren. Mit Recht waren diese Armen mit ihrem Lose unzufrieden und stellten sich dann während der Revolution häufig auf die Seite der Extremen. Es paßt gut zu diesem Bilde, daß die höhere Geistlichkeit völlig verweltlichte, daß Äbtissinnen und Äbte, Bischöfe und Erzbischöfe ihre galanten Abenteuer hatten und an äußerem Prunk und sonstigem Luxus es den weltlichen Großen gleichthaten, auch an Schulden. In den Nonnenklöstern empfing man ohne jeglichen Skrupel die Offiziere der nächsten Garnison und gab Bälle; der Palast des Kardinalbischofs Rohan von Straßburg wimmelte von eleganten Damen und Herren, denen der Hauswirt die prächtigsten Diners und Soupers gab.

*Ils ne voulaient que notre bien.*

2. Satire auf die Privilegierten (1789).
Darunter das boshafte Wortspiel: Sie wollten nur unser Wohl (Gut).

Mit der Verweltlichung des äußeren Lebens hielt die des inneren gleichen Schritt. Gerade in der Geistlichkeit waren die Ideen Voltaires am meisten verbreitet und sie raubten ihr den Rest von Berechtigung, den sie sonst noch in den Augen des Publikums behalten hätten.

Jene armen Dorfpfarrer hatten nicht die geringste Aussicht, es einmal in besseren Stellen besser zu bekommen. Denn noch unter Ludwig XVI. beschloß der Hof — eines königlichen Ediktes bedurfte es da nicht, weil hier der Hof volle Gewalt hatte — daß die Pfründen der Kirche von der bescheidensten Priorei bis zur reichsten Abtei den Geistlichen von adliger Abstammung vorbehalten sein sollten. Dasselbe galt von den 131 Erzbistümern und Bistümern Frankreichs. Nur vier oder fünf „Lakaien"-Bistümer gab es, auf die die niedere Geistlichkeit allenfalls hoffen durfte.

Alles in allem ist der Schluß zu ziehen, daß die Geistlichkeit weit hinter dem zurückblieb, was man in anbetracht ihrer Privilegien und Einkünfte von ihr hätte erwarten dürfen. Es mußte sich die Überzeugung in immer weiteren Kreisen Bahn brechen, daß mit diesen mittelalterlichen Zuständen aufgeräumt werden müsse.

Der zweite Stand.

Ähnliche Verhältnisse lassen sich beim zweiten Stande, dem Adel, beobachten. Auch er war in den früheren Zeiten des Mittelalters für die große Zahl der kleinen Leute eine Notwendigkeit, indem er ihnen Schutz gegen Widersacher angedeihen ließ, ihnen Land zuteilte und sie in ihrem Besitze schützte. Selbstverständlich behielt er für sich Jagdrecht, Fischrecht, Zoll- und Steuererhebung. So wenig ihm das jemand mißgönnte in Zeiten, da er volle Gegenleistung bot, so drückend mußte man die Verpflichtungen empfinden, sobald mit der Befestigung des Königtums, der Zurückdrängung des Adels, mit der wachsenden Sicherheit des Eigentums diese Gegenleistungen aufhörten. Er war nicht mehr der Führer des Heerbanns, er war nicht mehr der angestammte Richter, nicht mehr der väterliche Fürsorger für seine Leute. Aber an seinen Privilegien hielt er mit hartnäckigem Egoismus fest. Auch er war von der Taille befreit, auch er reklamierte nach besten Kräften gegen die Kopfsteuer und den Zwanzigsten. Da nun auch der Amtsadel die gleichen Vorrechte genoß, der Ämterkauf aber eine so gut wie gesetzlich anerkannte Sitte war, so klagte Turgot mit Recht, daß sich die Reichen, die Steuerfähigen, Adelsbriefe kauften und dadurch natürlich die Steuerlast von sich auf andre, schwächere Schultern abwälzten. Auch sie überließen ihre Güter lieber Pächtern oder betrügerischen Verwaltern und zogen den Aufenthalt in der Residenz dem langweiligen Leben auf dem Lande vor. Für den Adel war es zudem eine Notwendigkeit geworden, am Hofe sich zu zeigen. Nicht allein brachte die Nähe der königlichen Sonne, insbesondere seit Ludwig XIV. Gnadenerweisungen, Geldgeschenke und einflußreiche Stellungen, sondern es wurde auch als eine persönliche Vernachlässigung oder gar als Versuch, eine Art Fronde zu bilden, angesehen, wenn man sich lange Zeit bei Hofe nicht blicken ließ.

Das Leben bei Hofe war kostspielig, kostspieliger als an andern europäischen Höfen an dem von Versailles. Allerhand Luxus, leichtfertiges und ausschweifendes Leben, insbesondere das Spiel ruinierten da manchen Edelmann. Woher sollte ein solcher seine Ausfälle und Verluste decken, als indem er seine Pächter oder durch seinen Intendanten seine Bauern drückte und ihr ohnehin unerträgliches Dasein zu einem noch unerträglicheren machte? An den Bauer und Pächter wandten sich aber auch die Eintreiber der königlichen Steuern, von ihm verlangte der Edelmann einen Teil seines Ertrags zum Entgelt für die Verdienste, die seine Vorfahren einmal geleistet hatten, sein Wild und seine Tauben mästeten sich von der Ernte des Bauern, der überdies auf der Mühle des Herrn mahlen lassen und ihm dafür ein Sechzehntel des Mehles abgeben mußte. Und doch wollten auch diese Einkünfte nicht ausreichen. Man mußte Schulden machen, um sich über Wasser zu halten, und man machte sie leichtfertig, ohne an eine vernünftige Tilgung zu denken. Bis in die höchsten Kreise hinauf reichte dies Übel:

der Graf von Artois, des Königs Bruder, der Herzog von Orléans, des Königs Vetter, hatten Millionen von Schulden. Kein Wunder, wenn dieser Adel alles, was sich dazu eignete, zu Geld machte. Der kriegerische Schutz und die Führung des Heeresaufgebotes, die in früheren Jahrhunderten noch die Vorfahren ausgezeichnet und zu notwendigen Mitgliedern des werdenden Staates gemacht hatten, waren ja schon lange vom Könige übernommen; wenn der Adel auch als Offizier im Heere allenthalben die höheren Stellungen einnahm, so fehlte hierbei doch durchaus das persönliche Verhältnis zu der engeren heimatlichen Bevölkerung, abgesehen davon, daß diese militärischen Posten von ihren adligen Inhabern als Sinekuren angesehen wurden, deren Einkünfte in Versailles und Paris zu verbrauchen seien. Neben dem kriegerischen Schutze aber hatte dem Adel von altem Schrot und Korn vor allem die Gerichtsbarkeit obgelegen, wie sie der Adel in Deutschland in jener Zeit noch regelmäßig ausübte und bis zur Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, bis in unser Jahrhundert, ausgeübt hat. Wie hätte aber der dauernd abwesende Grundherr sich um solche Dinge bekümmern können? Er mußte also auch diesen Teil seiner von den Vorfahren ererbten Pflichten auf andre Leute übertragen. Wie er aber seinen Grundbesitz Pächtern überließ, die sich möglichst schnell zu bereichern trachteten mit dem Schweiße der in ihre Gewalt geratenen Bauern, so überließ er jene Pflicht nicht angestellten und von ihm besoldeten Beamten, sondern er verkaufte sie, dem Vorgange des Staates folgend, und fügte zu dem materiellen Elend seiner Bauern auch noch das moralische; doppelt sahen sich diese jetzt der Willkür preisgegeben. Denn der neue Justizamtmann wollte ebensosehr seine Erwerbungskosten, sein ‚Anlagekapital‘, herausschlagen, als er es verzinsen wollte. Ganz dem entsprechend verkaufte er das Recht, plagte Bauern und Pächter mit allen Schikanen, ließ laufen, wer gut zahlte, vermied es, den auch bei schlechtester Verpflegung doch immerhin Geld kostenden Gefängnissen Insassen zu geben. So wurden die großen Güter ganz von selbst die Sammelpunkte arbeitsscheuen und gefährlichen Gesindels, das dann, als der Sturm der Revolution die letzten Reste von Autorität hinwegriß, den furchtbarsten Krieg gegen alles, was Besitz hatte, entfesselte.

*Ça ne durera pas toujours! ...*

3. **Satire auf die Lage der Bauern unter dem ancien régime.**

Darunter die Worte: Das wird nicht ewig dauern.

Man vergleiche mit diesem Bilde die Worte der „Avis aux Parisiens“, einer Broschüre, die Ende 1788 erschien, und trotzdem die Parlamente sie zum Feuer verdammten, die größte Verbreitung fand. Da heißt es u. a.: „Was empfangt ihr für alle die Wohltaten, mit denen ihr sie (die Prälaten, die Adligen) überhäuft, für all die Ehrenbezeugungen, die ihr ihnen erweist? Verachtung! Sie nennen euch Kanaillen. Zeigt ihnen, daß eine Kanaille derjenige ist, der auf eure Kosten lebt und sich mästet von eurer Arbeit.

Im grellsten Gegensatze dazu stand die Strenge, mit der jeder sogenannte Jagdfrevel geahndet wurde, die unnachsichtliche Härte, mit der man auf Ausübung der Jagd- und Forstrechte bestand. Ohne Gnade schossen die herrschaftlichen Forstwarte

Leute nieder, die ihnen als Wilddiebe erschienen, auch wenn noch gar kein Beweis für die Wahrheit des Verdachtes vorlag. Der Wildschaden war in manchen Gegenden so schlimm, daß man es lieber überhaupt aufgab, das Feld zu bestellen; man hätte die junge Saat doch nur aufgehen sehen, um sie dann am nächsten Morgen von den rudelweise selbst in die Dörfer dringenden Hirschen und Rehen abgeweidet zu finden. Einzäunungen aber oder Ummauerungen zu machen, Wächter mit Hunden zu halten, war entweder gar nicht oder nur gegen besondere Gebühren gestattet. Überdies halfen solche Maßregeln nur wider das Hochwild; gegen die beiden andern Landplagen, die wilden Kaninchen und die Gutstauben, machten sie nichts aus. Tauben zu halten war Privileg des Adels; am Taubenschlag erkannte man den adligen Herrenhof.

Lage der Bauern.

Haben wir nun aus dem eben Mitgeteilten erkannt, daß die Privilegien des Adels die Gegenleistung vermissen ließen — Ausnahmen gab es natürlich auch hier, besonders der Adel der Bretagne, der Vendée, der Normandie machte eine solche — und dadurch der **ländlichen Bevölkerung** direkt schädlich wurden, so müssen wir nun auch dieser selbst einen Blick schenken, um das Elend kennen zu lernen, das sie drückte. Schon La Bruyère, ein Zeitgenosse Ludwigs XIV. (gest. 1695), entwarf ein erschütterndes Bild von der bäuerlichen Bevölkerung, deren geistiges und materielles Elend sie fast unter das Tier stelle. Es wurde auch unter Ludwig XV. nicht besser; erst Ludwig XVI. bemühte sich, diesem vernachlässigten Stande etwas aufzuhelfen, ohne daß man von einem Erfolge hätte reden können.

Der Tagelöhner auf dem Lande verdiente nicht über 12—15 Sous täglich. Davon mußte er an Kopfsteuer bis zu 20 Livres = 400 Sous jährlich bezahlen. Dennoch gelang es vielen, durch konsequentes Hungern sousweise eine kleine Summe zu ersparen, von der sie sich, der Leidenschaft des Franzosen für Landbesitz nachgebend, ein winziges Stück eignen Landes kauften. Damit wurden sie **Bauern** und fesselten sich an die Scholle. So war bis zur Revolution der dritte Teil des französischen Grund und Bodens in die Hände von Kleinbesitzern gekommen. Von den übrigen zwei Dritteilen, die in den Händen von Großgrundbesitzern oder Privilegierten waren, lag ein großer Teil öde, mit Heidekraut und Ginster bewachsen, von den Bewohnern verlassen. Um auf dem übrigen Teile die Bewohner festzuhalten, wurde von vielen Herren das System der **Halbpacht** angewandt, d. h. der Boden wurde verpachtet gegen die Hälfte des Kornertrages. Denn eine selbständige Pachtung zu übernehmen, fehlte es dem Landmann in sieben Achteln des Reiches an Mitteln. Dem Halbpächter blieb nach Abzug aller Lasten ein so geringer Ertrag übrig, daß der Herr ihm Vorschuß geben und schließlich das zum Lebensunterhalte Fehlende ergänzen mußte, wenn er nicht den Halbpächter verlieren und das Land ebenfalls in Verödung verfallen sehen wollte.

Wie nun vegetiert (denn leben kann man es nicht nennen) der Bauer, diese für den ganzen Staat so nützliche, ja unentbehrliche Menschenklasse? Die Häuser bestehen aus gestampftem Lehm, mit Stroh gedeckt. Sie haben entweder gar keine Fenster oder nur Rauchlöcher ohne Scheiben. Die bloße Erde bildet den Fußboden. Zur Kleidung dienen Lumpen, selbst im Winter oft nur bloße Leinwandfetzen und Holzschuhe. Allenthalben lebt man hauptsächlich von Hafer, Buchweizen, Kastanien, Rüben, saurer Milch. Fleisch wird fast gar nicht gegessen, wenn auch jährlich ein Schwein geschlachtet wird. Der Viehstand besteht aus einer Kuh und einem elenden Pferde. Die Bewirtschaftung steht auf der niedrigsten Stufe. Die Felder bleiben jedes dritte, oder gar jedes zweite Jahr brach liegen. Die Ackergeräte sind schlecht. Eiserne Pflüge kennt man nicht; häufig wird mit einem kleinen Pfluge ohne Räder nur die Oberfläche des Ackerlandes geritzt. Von Düngung ist kaum die Rede. Demnach ist der Ertrag gering; selbst in fruchtbaren Gegenden geht er selten über das sechste Korn, sinkt aber in ärmeren Gegenden auf das dritte und selbst auf das zweite Korn herab. Die Straßen sind entsetzlich, Verkehr unmöglich, so daß bei jeder Mißernte sofort Hungersnot ausbricht. Dazu wüten jahraus, jahrein die Pocken, und die unausgesetzte harte Arbeit macht vor der Zeit gebeugt und runzlig. Die meisten Bauern sind von Statur schwach und abgezehrt. Man sieht ihnen das Elend und die Entbehrungen an. Manchmal sind sie, um nicht zu verhungern, gezwungen, das unreife Getreide abzumähen und es am Ofen zu trocknen.

Man rühmt mit Recht, daß Ludwig XVI. wenigstens für die königlichen Domänen die Leibeigenschaft aufhob. Aber viel gedient war den Leuten auch damit nicht, wennschon dadurch die Frondienste in Wegfall kamen. Er sorgte auch dafür, daß die Intendanten der Provinzen bei der Steuereintreibung mit weniger Härte verfuhren. Aber das Übel war zu alt und lag tiefer, als daß man ihm mit solchen Maßregeln hätte begegnen können. Es fehlte vor allem an Kapital und an Mut, Neues und

Nutzbringendes zu unternehmen. Man ließ die Baulichkeiten verfallen, scheute sich, das Haus auszubessern, mit einem neuen Dache zu versehen, weil man sonst in den Ruf der Wohlhabenheit kommen und sich dadurch den Steuereinnehmer auf den Hals hätte ziehen können. Mit Recht weist Voltaire in seinen englischen Briefen auf den behäbigen Wohlstand des englischen Bauern hin, der sich vor keinen Steuerscherereien zu fürchten habe, wie sein französischer Standesgenosse. Als Rousseau das erste Mal Paris besucht hatte und auf seiner Heimkehr bei einem Bauern vorsprach, gab dieser ihm nur saure Milch und trockenes Brot; erst als er merkte, daß er es mit keinem Steuerspion zu thun habe, wurde er zutraulicher und brachte aus einem wohlversteckten Keller Schinken und andre bessere Lebensmittel. Mochte auch der König Befehl geben, die Steuerquälereien zu lassen, in Wirklichkeit war man weit davon entfernt, dem nachzukommen. Der Steuereinsammler ging nach wie vor mit unbarmherziger Härte an seine Aufgabe. Er war auch ein Bauer, aus der Gemeinde; er wußte, wo etwas zu finden war.

Kaum kann man sich eine jeglichem Gemeinsinn und verständiger Staatseinrichtung widersprechendere Einrichtung vorstellen, als diese der bäuerlichen Bevölkerung entnommenen Steuereintreiber. An und für sich würde der Gedanke, aus dem kleineren, eine Übersicht leichter bietenden Steuerdistrikte Vertrauensmänner heranzuziehen, die in zweifelhaften Abschätzungen Rat erteilen können, etwas gewesen sein, was der modernen Praxis entsprochen haben würde. Aber darum handelte es sich in der Wirklichkeit nicht. Man bedurfte Leute, die dem Fiskus das lästige, zeitraubende und kostspielige Geschäft abnahmen oder besser abnehmen mußten, die schon ausgeschriebenen Steuern einzutreiben. Hierzu fand man nur Leute niederen Ranges, Handwerker, Tagelöhner, Halbpächter. Wer hätte es ihnen verargen wollen, wenn sie für sich und ihre Sippe daraus Vorteil schlugen. Ihre Reihe war ja auch, wenigstens in kleineren Gemeinden, in sechs Jahren abgelaufen. Überdies mußten sie sich doch in irgend einer Weise für ihre Zeitverschwendung schadlos halten, denn der kleine Mann hatte überhaupt keine Zeit zu verlieren, wenn er sich vor dem Verhungern schützen wollte. Das Steuerwesen.

Das ganze System war derartig, daß diejenigen, die von den berechtigten Klagen des Steuerzahlers, insbesondere aber des ländlichen Volkes, hätten hören sollen, entweder nicht hören konnten oder nicht hören wollten; in vielen Fällen lief es auf dasselbe hinaus. Der Staat des ancien régime hatte die Organe verkümmern lassen, durch die gerechtfertigte Beschwerde bis vor die Stufen des Thrones gelangen konnte. Es existierte schlechterdings keine einzige Behörde oder Körperschaft, die mit feinhörigem Fleiße und gespannter Aufmerksamkeit acht gehabt hätte auf die dringendsten Bedürfnisse der Industrie und vollends auf die der Landwirtschaft. Die brennende Frage des Tages war immer nur die: wo nehmen wir die nächsten Bedürfnisse her? wie decken wir die Ausgaben des nächsten Monats, der nächsten Woche, unter Umständen auch des nächsten Tages? Wer half in solchen kritischen Momenten, in denen die Staatskassen so leer waren, daß der königliche Hof seine unteren und oberen Bediensteten nicht voll, oft auch wohl gar nicht bezahlen konnte? Dann halfen die Generalpächter der königlichen Steuern. Sie gewährten dem notleidenden Fiskus einen Vorschuß auf das Einkommen des nächsten, des übernächsten Jahres. Daß sie es nicht aus mitfühlendem Interesse für diesen Fiskus thaten, sondern sich alle möglichen Vorrechte für Steuererhebung zusichern ließen, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Natürlich saßen sie alle im Zentrum der seit Ludwig XIV. gänzlich zentralisierten Verwaltung. Da hatten sie Fühlung mit dem Generalkontrolleur der Finanzen, in dessen Hand der König vertrauensvoll, ohne wahrnehmbare Kontrolle, dieses hochwichtige Amt gelegt hatte. Es genügt der Hinweis, daß Turgot seiner Zeit in diesem Amte eine zwar sehr rühmliche, aber darum auch nur sehr kurzlebige Ausnahme bildete.

Unter dem Generalkontrolleur stand in jedem Hauptsteuerbezirk der Intendant. Diese Intendanten waren vielfach Leute, die von ihrem Fache etwas verstanden; im allgemeinen aber traf sie der allgemeine blinde Haß, der sich zunächst an die Werkzeuge eines verabscheuten Systems hielt. Jeder Hauptsteuerbezirk hatte seine Unterbezirke, in denen der Subdelegierte herrschte; er repartierte die Gefälle auf die einzelnen Gemeinden. Kein Zweifel: eine abgestufte Büreaukratie wird stets eine Notwendigkeit bleiben in einem halbwegs einheitlich regierten Staate. Aber die strengst ausgebildete Büreaukratie des altfranzösischen Staates war der allenthalben bemerkliche Ausdruck einer unbeschränkten Regierung, die sich durch die Klagen des Unterthanen nicht stören lassen wollte, und diese Büreaukratie übte allenthalben, ohne Scham, als etwas Selbstverständliches, Willkür und Gunstherrschaft aus.

Direkte Steuern

So konnte es nicht ausbleiben, daß die ganze Steuererhebung nicht, wie sie hätte sollen, den wirtschaftlichen Aufschwung oder wenigstens ein wirtschaftliches Gleichmaß herbeiführte, sondern mit Notwendigkeit den wirtschaftlichen Ruin eines mit den Segnungen einer gütigen Natur so reichlich ausgestatteten Landes verschuldete. Nach den aus Vergleichung zahlreicher Steuerarchive hervorgegangenen Ergebnissen zahlte der nicht privilegierte ländliche Grund- und Bodenbesitzer im alten Frankreich an direkten Steuern durchschnittlich 53% seines Einkommens. Dabei ist zu bemerken, daß das nur die Staatssteuer ist; eine ebenfalls nur durchschnittliche Berechnung ergiebt noch 14% Abgaben an den Gutsherrn und ebenso viel an den Geistlichen als Zehnten. Gerade diese Abgaben sind an verschiedenen Stellen sehr verschieden; sie schwanken zwischen $^1/_{10}$ und $^1/_{30}$ des Bruttoeinkommens. Nach der Durchschnittsziffer verbleiben dem Grundbesitzer also 19 von jedem Hundert des Einkommens und diese erleiden noch durch die gleich zu erwähnenden indirekten Steuern einen empfindlichen Abstrich! Aber auch der nicht ansässige Feld- und sonstige Lohnarbeiter wurde mit einer nach unseren Verhältnissen hohen Kopf- und Erwerbssteuer bedacht, für die man seinen Hauswirt verantwortlich machte. Um Arbeiter zu haben, bezahlte darum namentlich der ländliche Arbeitgeber lieber noch für seine Leute die Steuern mit und suchte sich dann am Lohne einigermaßen schadlos zu halten. Unerbittlich waren die Steuereintreiber bei ihrer Arbeit; das letzte Kleidungsstück, das letzte Möbel nahmen sie, um ihre Ansprüche zu befriedigen, und hartnäckigen Zahlern legten sie die immer gleich mitgebrachten Exekutionssoldaten ins Haus. In diesem Falle kamen sich merkwürdigerweise die Bedürfnisse des Exekutors und Steuerzahlers entgegen: die Exekution kostete eigentlich für den Tag einen Livre, der Steuereintreiber ließ sich zwei zahlen; der Steuerzahler aber wußte, daß eine sofortige Zahlung der Steuer unzweifelhaft beim nächsten Termin eine Erhöhung seiner Rate bringen würde, schon darum, weil sich der Steuereinnehmer für den ihm entgangenen Livre rächen wollte. So nahm man den Steuersoldaten als kleineres Übel. Im übrigen waren die Exekutoren übel daran, denn der Fiskus hielt sich an sie und an ihre Habe, wenn die Steuererträge nicht pünktlich einliefen.

Indirekte Steuern.

Noch drückender aber als die direkten Steuern waren die indirekten, die Verbrauchssteuern. Auch sie waren verpachtet, und die Kontrolle, die dies Verhältnis mit sich brachte, wurde um so unerträglicher, als sie täglich, stündlich ausgeübt werden konnte und allerhand Schereceien Thür und Thor öffnete. Am berüchtigtsten war die Salzsteuer, la gabelle. Der Preis eines Pfundes Salz betrug infolgedessen im Kleinverkauf an 15—17 Sous (60—68 Pfennige, den Unterschied des Geldes noch nicht gerechnet), also sechs- bis siebenmal höher als heute; in größeren Posten 13 Sous (52 Pfennige). Solche zu beziehen war aber zunächst gesetzlich geboten; denn jede über sieben Jahre alte Person wurde mit einem obligatorischen Salzverbrauch von sieben Pfund jährlich angesetzt. Wenn man bei reichlichem Küchenverbrauch einer Familie von fünf Personen jährlich 30 Pfund ansetzen darf, so waren Familien

Né pour la peine (Geboren nur für Plag und Müh).

L'homme de village (Der Landmann).

| | |
|---|---|
| *Tous les jours, au milieu d'un champ,* | Alle Tage drauß' im Feld |
| *Par la chaleur, par la froidure,* | So bei Hitze wie bei Kält' |
| *L'on voit le pauvre paysan* | Sieht man den armen Bauern hie |
| *Travailler tant que l'année dure,* | Arbeiten wie das liebe Vieh, |
| *Pour amasser par son labeur* | Und müht er sich auch noch so sehr, |
| *De quoi payer de collecteur.* | 's ist für den Steuerkollekteur. |

4. **Satirisches Flugblatt auf die Lage der Bauern** (18. Jahrh.).

Die im Bilde befindlichen Inschriften bedeuten der Reihenfolge nach: Weckruf auf dem Lande. — Zweck der Landleute: Steuern zahlen (der Collecteur steht an der Thür, der Besitzer dreht ihm halbverächtlich den Rücken). — Die Biene oder Honigfliege; jedermann genießt ihre Arbeit. — Die Kuh; durch sie haben wir Essen und Trinken. — Das Schwein; verachtet, aber notwendig. — Die Henne; ihre Tage sind gezählt. — Unter dem Bauern: Merkmale des Bauern und des Viehes.

Digitized by Google

von dieser Kopfzahl im alten Frankreich genötigt, fünf Pfund über diesen Betrag zu entnehmen, ein Verhältnis, das bei größerer Kopfzahl sich noch ungünstiger gestaltete, da ja der Salzverbrauch für den Hauptzweck des Kochens sich kaum mehrt, ob nun fünf oder sechs Personen zu Tische sitzen. Nun wird man sagen, daß schließlich dieser Überschuß über den wirklichen Verbrauch keine zu große Summe repräsentierte. Aber man darf nicht außer acht lassen, daß dieser Verbrauch dem Ärmsten wie dem Reichsten aufgezwungen wurde; daß mancher sich Salz kaufen mußte, der nicht das Geld zu Brot hatte. Wollte man es sich nun aber beikommen lassen, mit dem überflüssigen Salze etwa zu pökeln, oder das Vieh damit zu füttern, so hatte man eine Strafe von 300 Livres zu gewärtigen; denn für diese Verrichtungen mußte man besonders Salz beziehen! Solchen nach damaliger Ansicht illegalen Verbrauch des eignen Salzes konnte man aber kaum verheimlichen, da jeden Augenblick die Salzkontrolleure erscheinen und alles von Küche bis Keller durchforschen konnten. So wird es begreiflich, daß allein die Salzsteuer alljährlich 4000 Pfändungen, 3400 Verhaftungen, 500 Verurteilungen zu Peitschenhieben oder zur Galeerenstrafe zur Folge hatte.

Unerhört waren auch, insbesondere in einem so reichen Weinlande, die Abgaben auf Wein. Zunächst hielten sich die „Kellerratten", das war der Spitzname für die Beamten dieser Verbrauchssteuer, an den Produzenten, der vorerst 5 % Lagersteuer zu entrichten hatte; im Augenblicke da er verkaufte, erhoben dieselben Beamten 12½ % von ihm und 12½ % von dem kaufenden Privatmann oder Händler. Sollte der Wein nach einem andern Orte, etwa nach Paris, gesandt werden, so benutzte der Händler den für solchen Transport natürlich bequemsten und billigsten Wasserweg; hierbei hatte er aber allenthalben Brücken- und Schleusengelder zu entrichten. Hatte man endlich Paris erreicht — und das galt von jeder andern Stadt ebenso — so wartete der Fracht erst noch der städtische Eingangszoll, und schließlich hatte der Pariser Händler noch Gebühren für das Recht des Detailverkaufs zu entrichten. Natürlich konnten sich da nur vermögende Leute den Genuß eines dermaßen durch den Staat um etwa 100 % verteuerten Artikels gestatten, und die natürliche Folge davon war, daß der Weinbau zurückging, daß die Weinproduzenten ihren Wein lieber in den Fluß oder die Gosse laufen ließen, ehe sie sich den Plackereien der Steuererhebungen aussetzten.

Die Städte. Etwas besser als auf dem platten Lande sah es in den Städten aus, wenigstens in solchen, die mehr von Handel und Industrie als vom Ackerbau ihren Erwerb zogen. Vielfach hatten sich Städte auf billige Weise mit den Steuerpächtern abgefunden, einige zahlten sogar manche Steuer, wie die Taille, gar nicht. Persönliche Verhältnisse und mancher günstige gerade mit dem Stadtleben verbundene Umstand mochten da mitgewirkt haben; natürlich fiel die Last solcher neuer Privilegien wieder dem Bauer zu. Aber andre Lasten machten auch dem Städter das Leben sauer. Auch die Stadtverwaltung wirtschaftete nach dem Vorbilde der königlichen, d. h. verschwenderisch und unter ungerechter Berücksichtigung persönlicher Verhältnisse. Wer in den maßgebenden Ämtern saß, wußte sich hier ebensogut wie wo anders von den Steuerleistungen zu befreien. Zu besonderen Steuern, neben den für das ganze Land geltenden, hatte insbesondere die unzuverlässige Politik der Könige Veranlassung gegeben. Innerhalb der Ludwig XVI. vorangegangenen achtzig Jahre hatte sie siebenmal das Recht der Selbstverwaltung in den Städten aufgehoben, um es diesen dann für teures Geld wieder zu verkaufen. Entweder mußte das Geld aufgeliehen werden, oder der König, und dieser Modus wurde vorgezogen, ließ es sich ratenweise abzahlen, um dann, wenn auch die Schuld erledigt war, doch die Zahlung in Form einer Steuer fortbestehen zu lassen. Nun ergab sich auch in den Städten die uns schon bekannte Praxis, daß gerade die wohlhabenden Klassen sich auf alle mögliche Weise zu befreien suchten und

die Last den kleineren Gewerbe- und Handeltreibenden zuschoben, abgesehen von dem auch hier schon längst chronisch gewordenen Übelstand, daß für Hebung der Stadt, für Pflasterung und Beleuchtung, für Armenwesen, für öffentliche Bauten nichts übrig blieb.

Zunftunwesen.

Was hatte unter solchen Verhältnissen der Landmann zu erwarten, der in der Stadt ein wenig aufzuatmen hoffte von der bisher getragenen Bürde und vermeinte, sich dort von seiner Hände Arbeit besser zu nähren? Auch hier gab es kein Recht auf Arbeit; denn Geschäft und Handwerk vererbten oder waren von der Zunft zu vergeben. Sie und der König erhoben bei allen Gelegenheiten des Besitzwechsels auch ihre Abgaben. Gunst und Geld spielten auch hier wieder die Hauptrolle; selbst dem fleißigsten und geschicktesten Arbeiter war es nicht möglich, sich selbständig zu machen, wenn er nichts andres aufzuweisen hatte als seine Tüchtigkeit. Daher wuchs in den großen Städten die Zahl der unzünftigen Handwerker erschreckend, weil sie da nicht so leicht kontrolliert werden konnten. In Paris zählte man ihrer vor Ausbruch der Revolution an 80000; sie wohnten in den Vorstädten St. Marceau und St. Antoine und waren die Kerntruppen der revolutionären Bewegung. Aus Geldnot griff zudem der Staat oft genug in die Verhältnisse der Zünfte ein und beengte ihnen die Erwerbsfähigkeit. Dahin gehörte die fortwährende Erhebung der besonderen Handwerkszweige zu eignen Zünften; so gab es Pastetenbäcker neben den Brotbäckern, Trödler neben den Schneidern. Die Blumenmädchen in Paris bildeten eine eigne Zunft, zu der der Beitritt 200 Livres kostete, ebenso die Obstweiber, auch die Nähterinnen und Putzmacherinnen, in deren Zünften aber wiederum nur Männer das Meisterrecht erwerben durften. Daher gab es Groll über Groll innerhalb der Zünfte: der Schneidergeselle ist erbittert auf seinen Meister, weil ihm dieser verbietet, außerhalb der Werkstätte Arbeit anzunehmen, der Friseurgehilfe, weil er niemand außerhalb des Ladens frisieren darf, der Landweber ist aufgebracht, weil der Stadtweber ihm die Kundschaft ruiniert. Dazu kommen die wunderlichen, ewig Streit verursachenden Zunftgrenzen. Der Bäcker darf zwar Seefische, auch Pfeffer und Gewürz verkaufen, der Messerschmied aber keine Messerhefte, der Schlosser darf keinen Nagel verfertigen, der Sattler keinen Schuh flicken. Muß ein zerrissener Schuh zu mehr als zwei Dritteln neu gemacht werden, so gehört er nicht an den Schuhflicker, sondern an den Schuster. Getragene Kleider bessert der Trödler aus, darf auch damit handeln, neue gehören dem Schneider zu.

Bettler und Vagabunden.

Was blieb also schließlich dem, der nichts besaß, als seine Arbeitskraft, und nicht zu den Privilegierten gehörte, anders übrig, als sein Heil auf der Landstraße zu suchen, Bettler oder Strauchritter oder beides zu werden? Die Wilddiebe, bei dem enormen Wildstande allerdings ein verlockender Beruf, bildeten ganze Banden, die sogar bis in die Forsten von Paris und Versailles ihr Wesen trieben und gelegentlich mit dem Militär kleine Gefechte lieferten. Sie fanden überall Hehler, also auch Geld für ihre Ware, und machten sich dann doppelt beliebt bei der ländlichen Bevölkerung, indem sie ihre Bedarfsgegenstände an sonstigen Lebensmitteln ihnen prompt bezahlten. Gleicher Beliebtheit erfreuten sich auch die Schmuggler, insbesondere die Salzschmuggler, die billiges Salz ins Land brachten und auch das überschüssige Salz, das man sonst hätte wegwerfen müssen, aufkauften. Auch der Tabaksschmuggel blühte. Eine unglaubliche Zahl von Zollwächtern, man rechnet an 50000, wurde dadurch notwendig; auch sie mußten in beständigem Kriege mit den Schmugglern leben. Dazu kamen wirkliche Räuberbanden, die oft ganze Ortschaften überfielen, Lebensmitteltransporte wegnahmen, die Reisenden beunruhigten. Sie rekrutierten sich aus den Bettlern und Vagabunden, die an sich schon die schrecklichste Geißel der Landbewohner waren; es nützte nichts, daß die königlichen Edikte gegen sie die strengsten Strafen bestimmten. Gegen arbeitsfähige Vagabunden bestimmte eine königliche Ordonnanz vom Jahre 1764 zunächst drei Jahre

Galeere, im Rückfalle neun Jahre, beim zweiten Rückfalle Galeerenstrafe auf Lebenszeit. Arbeitsunfähige sollten in gleicher Weise mit drei oder neun Jahren und endlich lebenslänglicher Kerkerhaft bestraft werden. Auf Grund dieser Bestimmungen wurden zwar jährlich Tausende eingekerkert, die dann in elendem Verließe bei unzulänglicher Nahrung dahinsiechten, ohne nur im geringsten gebessert zu werden; Tausende aber erreichte der Arm der Polizei doch nicht, schon deshalb nicht, weil, wie wir sahen, auf den Gütern Gerichtsbarkeit und Polizei sehr nachlässig gehandhabt wurden. Schlimmer noch war eine Verordnung von 1778, die auf bloße Denunziation hin die Verhaftung irgend jemandes wegen Bettelns oder Vagabundierens gestattete, ein würdiges Seitenstück zu den lettres de cachet. Es war damit für die Polizei eine neue Gelegenheit gegeben, mißliebige Leute zu entfernen, und für andre, sich unbequemer Personen zu entledigen. In welchem Zustande kamen dann solche Unglückliche aus dem Gefängnisse wieder, nachdem sie monatelang unter übelstem Gesindel von Kerker zu Kerker geschleppt worden waren! Und um es noch einmal zu sagen: diese Gesetze fruchteten nichts, weil sie sich nur gegen den äußerlich sichtbaren Schaden, nicht aber gegen die innere Ursache richteten, und weil sie im vollen Umfange unmöglich zur Anwendung kommen konnten. Nach wie vor zogen ganze Scharen von Bettlern und Vagabunden durch das Land, plünderten die Wälder, überfielen einzeln gelegene Höfe, erfüllten die Straßen der Städte mit ihrem Elend, so daß man wohl hier und da beim Heranziehen größerer Haufen vor ihnen die Thore der Stadt schloß. Das war das Heer, das vor dem Ausbruche der Revolution sich schon für diese gebildet hatte und bereits jetzt Paris zu seinem Hauptquartier machte. Mit Schrecken sahen die Pariser der achtziger Jahre Gesindel in ihren Mauern auftauchen, dergleichen sie früher nie gesehen hatten.

5. Pariser Bettler aus der Zeit vor der Revolution. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Finanzielle Unsicherheit.

Aber auch noch andre Beängstigungen empfand der dritte Stand, wenn darunter im engeren Sinne der besser situierte städtische Bürger verstanden werden darf. Er war der einzige, dessen reger Fleiß sich noch lohnte, wenn er für seine industriellen oder kommerziellen Unternehmungen die Konjunktur gut wahrnahm. Er war der Hintermann jener großen Bankiers, die die Anleihen des Staates vermittelten. Infolgedessen hatte er entweder als direkter Staatsgläubiger oder als Renteninhaber das äußerste Interesse an einer vernünftigen Staatsverwaltung. Zwar gab der König bis zu 10% Zinsen, aber dem wucherischen Zinsfuße entsprach auch die Sicherheit der Anlage. Die französische Finanzgeschichte erzählte, daß seit den Tagen Heinrichs IV. bis auf das Ministerium Loménie de Brienne, das der Revolution gerade voranging, der Staat 56mal in größerem oder kleinerem Umfange Bankrott gemacht habe. Das konnte sich jeden Tag wiederholen. Denn Einsicht in die Finanzen konnte niemand erhalten; daß es aber schlecht um sie stand, bewies die Säumigkeit, mit der der Staat

seine Hauptlieferanten bezahlte. In den Staatskassen schien dauernd Ebbe zu herrschen. Als Loménie zurücktrat, befanden sich darin nur 400 000 Livres. Wie viele Existenzen sahen sich durch solchen Zustand bedroht, Existenzen vom größten Werte für den Staat durch ihre wirtschaftliche Kraft gegenüber einer andern Bevölkerung, die entweder nur genoß oder in kümmerlichem Elend dahinsiechte. Da konnte man es diesen Leuten nicht verübeln, wenn sie an der Staatsverwaltung einschneidende Kritik übten, und, die Schäden wohl erkennend und überzeugt, daß es so nicht weiter gehen könnte, ihre Bitten und Beschwerden in maßgebender Weise zur Geltung zu bringen wünschten. Aber gerade hier war der wundeste Punkt. Als Besitzer von Reichtum und bürgerlichem Ansehen nahm der dritte Stand wohl vielfach eine hohe gesellschaftliche Stellung ein und die neue Lehre der Philosophen machte die beiden ersten Stände entgegenkommender, bürgerlicher, aber dem entsprach mit nichten sein politischer Einfluß. Darum fanden namentlich im dritten Stande die Rousseauschen Doktrinen einen fruchtbaren, aufgeschlossenen Boden; insbesondere dachte der dritte Stand von Paris durchaus republikanisch, und in der That war die Revolution dann zunächst eine Erhebung des dritten Standes, der in den letzten Jahrzehnten seinen Wert völlig kennen gelernt hatte und es müde geworden war, die alte Ungerechtigkeit aller Verhältnisse noch länger zu tragen.

Wenn man aber in Paris so dachte, so war das für das übrige Frankreich eine selbstverständliche Sache, sich die gleiche Denkungsart anzugewöhnen. Nicht nur die Verwaltung hatte sich da konzentriert, sondern allgemach auch das Denken und Empfinden einer ganzen Nation. Von Paris wurde die Parole ausgegeben; indem nach Paris alles zusammenströmte, was Namen und Vermögen hatte oder erwerben wollte, verödeten die Provinzen. Zwischen Paris und Versailles nahm die Wagenreihe von früh bis abends kein Ende, während auf der Straße Paris-Orleans dem englischen Reisenden Young, der 1787—89 Frankreich bereiste, erst im letzten Viertel des Weges eine Eilpost begegnete, gewöhnliche Posten aber auf der ganzen Strecke nur der zehnte Teil etwa von denen, die er in England auf dem Wege nach London unterwegs zu finden pflegte. Aus den größeren Provinzialstädten fuhr überhaupt wöchentlich bloß je eine Postkutsche nach Paris, die auch nicht einmal immer voll besetzt war. — Während man in Paris Zeitungen in Hülle und Fülle las und namentlich in dem Zeitraume unmittelbar vor der Revolution sich vor Flugschriften kaum retten konnte, begnügte man sich in der Provinz mit der zweimal wöchentlich erscheinenden Gazette de France, und zwar auch nur in größeren Städten. Der genannte englische Reisende fand am 4. Juli 1789 zu Chateau-Thierry, nur 75 km östlich von Paris gelegen, keine einzige Zeitung, in Dijon nur eine. In Moulins, am Allier, allerdings 200 km von Paris in südöstlicher Richtung gelegen, suchte Young sich am 7. August über die neuesten Ereignisse in Paris zu unterrichten, aber „man hätte mir im besten Kaffeehause ebenso leicht einen Elefanten, wie eine Zeitung geben können!“ Auch an andern Orten findet er zur selben Zeit eine staunenswerte Unkenntnis der politischen Verhältnisse und Vorgänge. Man antwortet dem ganz anderes politisches Interesse gewohnten Engländer auf seine staunenden Fragen: „Wir Provinzler müssen warten, um zu hören, was man in Paris macht.“

Paris und die Provinz.

Mit Recht durfte sich der besitzende und erwerbende dritte Stand als die Stütze der Monarchie ansehen. Es war schlimm, wenn seine Zuverlässigkeit so wesentlich durch die Verhältnisse erschüttert wurde. Worauf sollte das Königtum seine Forterxistenz begründen, wenn diese Stütze hinweggenommen wurde? Man wird antworten können: dem Könige stand doch ein Heer von 200 000 Soldaten zu Gebote; konnte der Thron nicht auf diesen 200 000 Bajonetten am sichersten begründet werden? Aber eben in der Armee waren dieselben Mißstände vorhanden, die wir auch sonst bemerkt haben, und die wir hervorgehen sahen aus der Scheidung Privilegierter und Nichtprivilegierter. Auch das Heer hatte seinen bevorrechteten Stand, den der Offiziere, und seine Leute

Das Heer.

ohne alle Rechte, die gemeinen Soldaten. Zwischen beiden Ständen lag eine unüberbrückbare Kluft; der Gemeine blieb Zeit seines Soldatenlebens Gemeiner und wenn er zehnmal die Eigenschaften des großen Condé oder des Marschalls von Sachsen gehabt hätte. Das wurde noch 1781 besonders festgesetzt durch das königliche Dekret vom 22. Mai, wonach jedermann, der zum Unterleutnant in der Infanterie, der Kavallerie, insbesondere bei den Chevauxlegers, Dragonern und berittenen Schützen vorgeschlagen sein wollte, dieselben Adelsproben zu bestehen habe, und zwar vor dem Genealogen Herrn Chérin, wie diejenigen, die zur Kriegsschule zugelassen werden wollten. Für diese aber bestimmten Edikte von 1751 und 1761, daß die Aufnahmekandidaten vier adlige Ahnen im Mannesstamme nachzuweisen hätten und zwar auf Grund der Originalurkunden. Für die Kolonialtruppen setzte zur Erwerbung der gleichen Würde eines Unterleutnants eine Verordnung vom 18. August 1781 nur drei adlige Ahnen als notwendig fest. Woher sollte man bei der verhältnismäßig geringen Zahl des Adels alle die Offiziere nehmen, die man für eine so große Armee brauchte, namentlich wenn man das Prinzip befolgte, die höheren Stellen dem höheren Adel vorzubehalten? Da konnte es vorkommen, daß man, nur um die Stelle zu besetzen, einen Knaben oder einen unbärtigen Jüngling zum Obersten eines ganzen Regiments machte; so erzählt der Geschichtschreiber Ségur, der einem altadligen Geschlechte angehörte, von seinem Vater, nebenbei bemerkt dem Verfasser der soeben angezogenen Edikte, daß er, obgleich nicht zu den eigentlichen Günstlingen Ludwigs XV. gehörig, doch schon mit 19 Jahren Oberst des Regiments von Soissonnais gewesen sei; derselbe Gewährsmann berichtet, daß der Sohn des aus dem Siebenjährigen Kriege nicht gerade rühmlich bekannten Marschalls Richelieu die gleiche Würde schon im Alter von sieben Jahren erlangt habe, während sein Major sich schon eines reiferen Alters erfreut habe, nämlich des zwölften Lebensjahres. Natürlich war kein Gedanke daran, daß solche Kinder irgendwie Dienst thaten. Aber auch die älteren Offiziere bekümmerten sich so wenig wie möglich um ihre Obliegenheiten und lebten, dem allgemeinen Zuge folgend, wenn irgend thunlich in Paris oder Versailles. Auf diese Offiziere entfielen von den 90 Millionen des Armeebudgets 46, für die Mannschaften also nur 44. Dem entsprach das Leben des Soldaten in der Garnison. Es wird von mehreren Schriftstellern schlimmer als das eines Hundes genannt. Übermäßiges Exerzieren und Drillen, schlechte Nahrung, bei jeder Gelegenheit Stockprügel, eine Tageslöhnung von nur 6 Sous, von der Offiziere und Unteroffiziere bei passender Gelegenheit auch noch einen Teil unterschlugen, ein abscheuliches Lager in einem engen Bett, das zwei Schläfer aufzunehmen hatte, dabei keine Aussicht auf irgend welche Besserung oder Beförderung — das war die Lage des Soldatenstandes. Kein Wunder, daß in den vier Jahren von 1748—52 30000 Soldaten wegen Desertion verfolgt wurden, daß Voltaire eine Liste von 60000 Deserteuren in acht Jahren zur Kenntnis bekam, und daß 1789 vier Monate nach Eröffnung der Ständeversammlung, 16000 Fahnenflüchtige die Umgegend von

6. Französischer Fußsoldat zur Zeit Ludwigs XVI. Nach einem gleichzeitigen Stiche von H. Gravelot.

Paris unsicher machten. Auch bei der Armee des großen Friedrich kamen Desertionen vor, aber nie haben sie eine irgendwie beachtenswerte Höhe erreicht und scheinen im Anfange des Krieges häufiger gewesen zu sein, als später. Denn unter einem solchen Führer mußte sich mit der Zeit ein gewisser Korpsgeist bilden und auch die im Auslande geworbenen Soldaten begannen preußisch zu fühlen. Wie hätte bei den französischen Truppen sich ein solcher nationaler Stolz und ein Stolz auf die von ihnen zu verteidigende Sache ausbilden sollen? Sie waren ja zumeist der Auswurf ihres Volkes, heruntergekommene und verliederte junge Leute, die nicht mehr wußten, was sie mit sich anfangen sollten; weggejagte Handwerksgesellen, enterbte Söhne, allerhand Abenteurer, Vagabunden, endlich alte Zuchthäusler, die man los sein wollte, jedenfalls also zu 99 Prozent lauter Taugenichtse, die halb mit Güte, halb mit Gewalt angeworben wurden. Wenn auf diese Weise die Werbung noch nicht vollzählig war, verschritt man wohl auch zur Gewalt und preßte die Bauernsöhne zum Dienste. Auch bei den Rekrutierungen tritt wieder das häßliche System der Privilegien hervor. Es waren vom militärischen Dienste überhaupt befreit: alle Adligen und selbstverständlich alle Geistlichen, ingleichen ihr gesamtes Dienstpersonal, auch das der Klöster natürlich, alle Bürger, alle Söhne wohlhabender Landwirte, also eben alles, alles, was irgendwie durch Besitz oder Bildung oder Geburt sich vor andern auszeichnete. Welch gerechtfertigte Erbitterung mußte aus solchen Bevorzugungen hervorwachsen! Auch hier wieder lernte der Arme verstehen, daß die Wohlthaten dieses Staates für einige wenige Tausende vorhanden waren, daß aber für den nach Millionen zählenden Rest der Bevölkerung Frankreichs nur Lasten abfielen, Lasten und keine Belohnung, Pflichten aber keine Rechte.

Man versteht nun, warum so bald nach dem Ausbruch der Revolution auf die Armee kein Verlaß mehr war. Schon vorher mußte man die Gesinnung der Armee in Zweifel ziehen. Denn wie in Paris aus den Salons der Vornehmen und Reichen manches Wort der neuen Lehre hinabgestiegen war in die unteren Volksklassen, so hatten auch die Offiziere, indem sie, in der Garnison zurückbleibend und sich langweilend, sich die neuesten Nachrichten aus Paris zugehen ließen und sich mit den neuen Doktrinen befreundeten, deren Verbreitung bei den Soldaten herbeigeführt, da sie die ihnen zugegangenen Nachrichten schwerlich vor den Augen der Soldaten verbargen und dadurch diese in die neuen Gedankenkreise einführten. Manch einer der tüchtigen Unteroffiziere und Sergeanten, die in der republikanischen und napoleonischen Zeit in die Höhe kamen, mag mit stillem Behagen das neue Evangelium von Freiheit und Gleichheit gelesen haben und mit Ingrimm erfüllt worden sein über die eigne gegenwärtige Misere, die auch gar keine Änderung zum Bessern versprach. Wie sollten also diese Leute den frohmütigen Entschluß fassen, für Gott, König und Vaterland zu sterben?

Eine gesunde Regierung stützt sich nun freilich weniger auf die Bajonette der Soldaten, als auf eine gute Verwaltung, Recht und Gesetzlichkeit. Wie es mit der Verwaltung aussah, erfuhren wir schon. Mit der Rechtsprechung aber stand es auch nicht viel besser. Deshalb hatte noch Ludwig XV., allerdings mehr gereizt durch politischen Widerspruch des Parlaments von Paris als durch Gerechtigkeitsliebe bestimmt, im Jahre 1771 eine Neuorganisation des Gerichtswesens angeordnet, die zunächst vornehmlich die höheren Gerichtshöfe, die Parlamente betraf. An Stelle der Parlamente, die mit Ausnahme des von Rouen für die Normandie, aufgelöst wurden, traten neue Obergerichte. Der Sprengel des Pariser Parlaments sollte durch Neubildung von sechs Obergerichten neben dem Pariser sehr verkleinert werden, der Kauf der Ratsstellen aufhören, dafür eine strenge Prüfung der Besetzung der Stellen vorangehen; die Langsamkeit, durch die sich der bisherige Geschäftsgang ausgezeichnet hatte, sollte einer schnelleren Justiz Raum geben, vor allem die Bestechlichkeit und persönliche Be-

Rechtswesen.

**einflussung durch Androhung härtester Strafen unmöglich gemacht werden. Leider wußte sich Ludwig XVI. diese einzige gute Erbschaft seines Großvaters nicht zu nutze zu machen; er stellte am 12. November 1774 die alten Parlamente wieder her, ehe die neue Einrichtung noch recht wirkungsvoll geworden war. — Es mögen nun zur Charakteristik des Gerichtsverfahrens im alten Frankreich die Fälle erzählt werden, die schon in Verbindung mit Voltaires Namen erwähnt wurden.**

Der Prozeß gegen Calas.

Der Fall des Jean Calas zu Toulouse bildet den ersten in dieser Reihe; er ist weltberühmt geworden. Am 13. Oktober 1761 fand man den ältesten Sohn des Kaufmanns Jean Calas, Marc-Antoine, in einem Warenspeicher seines Vaters erhängt auf; es war das bald nach dem Abendessen, bei dem man sich sein Fehlen erklärt hatte durch die melancholische Gemütsart des jungen Mannes, der gern die Einsamkeit aufsuchte; zufällig war ein junger Protestant aus dem Guyenne, Namens Lavaysse, beim Abendbrot zugegen gewesen. Es war kein Zweifel, daß Marc-Antoine, der einen liederlichen Lebenswandel führte und aus diesem Grunde mit der Familie nicht im besten Verhältnisse stand, außerdem dem Spiele ergeben war und an Anfällen von Trübsinn litt, selbst Hand an sich gelegt hatte. Aber trotz alledem verbreitete sich das Gerücht, daß hier ein Mord aus religiösen Motiven vorliege. Marc-Antoine hatte nämlich, dem Beispiele eines jüngeren Bruders folgend, zum Katholizismus übertreten wollen, und dieser Schritt hatte in den nächsten Tagen ausgeführt werden sollen; so behauptete wenigstens das Gerücht; man wußte darum auch, warum an jenem verhängnisvollen Abende der junge Fremde zugegen gewesen war: er war von den Protestanten in Guyenne abgesandt worden, um den Mord ausführen zu helfen; er, der Vater, die Mutter, ein Bruder, die Schwestern, womöglich noch eine alte katholische Magd, die die Kinder erzogen hatte, mußten an der schändlichen That beteiligt sein. Die Leiche ward von den Mönchen mit Beschlag belegt, und mit allen Mitteln die Leidenschaft des Volkes aufgewühlt. Unter dem Drucke einer solchen Aufregung wurde die Familie Calas samt dem Besuche und der alten Magd verhaftet. Jean Calas, der eine geachtete Stellung in Toulouse einnahm und als wohlwollender und milder Charakter bekannt war, konnte außer seinem Rufe auch noch den Umstand zur Verteidigung anführen, daß er gebrechlich war und an geschwollenen Gliedern litt; er wies auch darauf hin, daß er jenem jüngeren Sohne kein Hindernis in den Weg gelegt habe, zum Katholizismus überzutreten; zahle er ihm ja überdies noch ein Jahrgeld; jeder Nebenumstand wies ohnehin auf die Unwahrscheinlichkeit der Anklage hin. Aber was wollte das alles gegen die Stimmung der Allgemeinheit besagen, die noch dadurch besonders aufgeregt wurde, daß man 1762 den zweihundertjährigen Gedenktag einer großen Hugenottenschlächterei zu begehen sich rüstete. Dem entsprach die Führung des Prozesses; das Ungeheuerliche, daß ein gliederlahmer Greis, eine Mutter, leibliche Geschwister ihren Sohn und Bruder ermordet hätten, fand eher Glauben, als der aus dem Vorleben des Toten sich fast von selbst ergebende Schluß auf Selbstmord. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung verurteilte das Parlament von Toulouse Jean Calas mit acht Stimmen gegen fünf zum Tode des Rades von unten auf, und zwar nach vorangegangener Tortur. Aber weder diese noch der Anblick der erneuten Todesqualen, noch schließlich das Bewußtsein, in wenigen Stunden vor einem alles sehenden, furchtbaren Richter zu stehen, haben Jean Calas zu einem Geständnisse veranlassen können. Das Urteil wurde am 9. März 1762 vollstreckt. —

Die hinterlassenen Töchter wurden ins Kloster gebracht. Dagegen wurde — und das ist so recht bezeichnend für das ganze Verfahren — der junge Lavaysse freigesprochen; als ob damit nicht das ganze übrige Urteil hinfällig geworden wäre! Die Witwe Calas entkam nach der Schweiz, sie fand Unterkunft in Ferney bei Voltaire, der durch eine der armen Leute sich annehmende Schrift eines gewissen Moulton auf diese Vorgänge aufmerksam gemacht worden war. Voltaire begnügte sich nicht mit der bloßen sittlichen Entrüstung, sondern er setzte alles daran, Vermögen und geistige Kraft, um diesen Prozeß zu Nutz und Frommen der Menschheit als eine „Infamie" für alle Zeiten zu brandmarken: Écrasez l'Infâme. Er gewann einen bedeutenden Rechtsanwalt, Élie de Beaumont, und einige andre für die Sache, er schrieb seinen Aufsatz Sur la tolérance, in dem er noch einmal den ganzen Sachverhalt der Kritik eines großen Publikums unterbreitete, zugleich aber zeigte, daß die wahre Duldung nicht etwa in dem allerdings in Frankreich gelegentlich beliebten Gehenlassen abweichender Ansichten bestehe, sondern in der positiven Anerkennung des Rechtes, in religiösen und auch in politischen Dingen seine eigne Ansicht haben zu dürfen. Durch solche Mittel gelang es, eine Revision des Prozesses zu veranlassen, wenn auch, wie natürlich, unter unendlichen Schwierigkeiten: Am 9. März 1765, also genau drei Jahre nachdem an Jean Calas ein Justizmord schlimmster Sorte vollzogen worden war, erklärte das Pariser Parlament, das von dem Toulouser die Akten eingefordert hatte, nach reiflichster Erwägung Jean Calas und seine Familie des Verbrechens für unschuldig. Ludwig XV., der Kenntnis von diesem Prozesse erlangt hatte, bewilligte der Familie einen Schadenersatz von 30 000 Livres. Es macht Voltaire alle Ehre, wenn er mit Beziehung auf diesen Fall sagt: „Kein Lächeln ist während der drei Jahre dieses Kampfes über meine Lippen gekommen; ich würde es mir für ein tiefes Unrecht angerechnet haben." —

Der Prozeß gegen Sirven.

Solche Vorkommnisse aber haben leicht ähnliche zu Begleitern, weil der Krankheitsstoff allenthalben vorhanden ist. Ebenfalls im Languedoc, und zwar im heutigen Departement Tarn lag die bischöfliche Residenz Castres. Dort lebte ein protestantischer Feldmesser Sirven (oder Surven) mit

seiner Frau und mit drei Töchtern. Die jüngste von diesen, Elisabeth, erklärte im März 1760, katholisch werden zu wollen; der Bischof entzog sie deshalb der Familie und übergab die Katechumenin den sogenannten schwarzen Damen von Castres. Das Mädchen wurde jedoch geisteskrank und wurde von den Nonnen im Oktober 1760 den Eltern wieder heimgeschickt. Offenbar um das Mädchen der bisherigen Umgebung zu entziehen und in der Hoffnung, daß ländliche Einsamkeit heilend auf ihr gestörtes Gemüt einwirken möchte, siedelten die Eltern im Juli 1761 nach dem in der Nähe gelegenen Dorfe St. Ally über. Fast ein halbes Jahr hatte die Familie da gelebt, als eines Tages die Kranke vermißt wurde. Nach einigen Tagen fand man sie in der Nacht vom 3. zum 4. Januar in einem Brunnen als Leiche auf. Man erinnere sich, daß um diese Zeit Jean Calas im Kerker saß, weil er seinen Sohn gemordet haben sollte. Auch hier war es den Leuten sofort klar, daß der Vater die Tochter umgebracht hatte; offenbar bestand ein Gesetz unter den Protestanten, das den Vätern die Ermordung der Kinder zur Pflicht machte, wenn diese zum Katholizismus übertreten wollten. Gegen die ganze Familie erging ein Verhaftsbefehl, von dem glücklicherweise Sirven zur rechten Zeit Nachricht erhielt. Er wandte sich hilfesuchend nach Genf, und Voltaire nahm sich mit demselben Eifer, den er in der Calasschen Angelegenheit gezeigt hatte, des Unglücklichen und seiner Familie an. Der Fall des Calas hatte gewissermaßen das Eis gebrochen; Voltaire wußte eine ganze Reihe gekrönter Häupter für Sirven zu interessieren. Unter den Beitragenden, die die verfolgte Familie unterstützten, findet man die Kaiserin Katharina von Rußland, die Könige von Polen, Preußen, Dänemark, auch die Regierungen von Genf und Bern. Dasselbe Parlament von Toulouse, das Calas verurteilt hatte, an dem aber gerade aus diesem Grunde Veränderungen in der Besetzung der Ratsstellen vorgekommen waren, so daß die freier denkende Partei die Oberhand gewonnen hatte, dasselbe Parlament sprach nun Sirven frei.

Ein weiterer Fall ist der des jungen de la Barre, der bei seiner Tante, einer Äbtissin in Abbeville in der Picardie, seit 1764 zu seiner Ausbildung weilte. Am 9. August 1765 sollte er ein hölzernes Kreuz von einer Brücke in die Somme gestürzt haben und sein Freund d'Etallande an der Unthat mitbeteiligt sein. Beweise hatte man für die Behauptung gar nicht, es war sogar von vielen Leuten gesehen worden, daß trunkene Soldaten den Frevel verübt haben sollten. Auch konnte das am 13. August angestellte Zeugenverhör durchaus nichts Gravierendes beibringen, als daß man de la Barre einmal leichtfertige Lieder hatte singen hören; allerdings sollten auch die beiden Freunde im Juli an einer Prozession vorbeigegangen sein, ohne das Haupt zu entblößen. Es gab aber einen Mann von Einfluß in Abbeville mit Namen Belleval; der hatte vor einiger Zeit der Äbtissin in sehr unzweideutiger Weise den Hof gemacht, hatte aber einen Korb erhalten. Dafür wollte er sich rächen und er war es, der hinter der Szene thätig war. Wirklich erfolgte eine Verurteilung des jungen de la Barre; er wurde erst gerädert und dann enthauptet, unter dem Beifallsgeschrei einer fanatisierten Menge. Seinem Freunde war es gelungen, zu entkommen; eigentlich hatte ihm die Zunge ausgeschnitten und die Hand abgehauen werden sollen. — Auch hier nahm sich Voltaire des Sträflings an und verschaffte ihm eine Offiziersstelle in der Armee Friedrichs des Großen; sonst sorgte er für die Bekanntwerdung und Brandmarkung des Verfahrens. Der Fall de la Barres.

Die drei soeben erzählten Fälle stehen im engsten Zusammenhange mit dem religiösen Eifereretume der Zeit, die an wahrer Religiosität so arm war. Gleichzeitig aber läßt das Verfahren gegen de la Barre auf eine erschreckende Leichtfertigkeit der gerichtlichen Praxis schließen, die sich offenbar in ungesetzlicher Weise durch die öffentliche Meinung, ja auch durch Geld und andres beeinflussen ließ. Das ist in einigen weiteren Fällen erkennbar, die nichts mit Religion zu thun haben, nämlich zunächst in dem Prozesse gegen Montbailli und Frau und in dem gegen den General Lally-Tolendal.

Zu St. Omer im Artois lebte im Hause ihres Sohnes Montbailli dessen alte, trunksüchtige Mutter. Infolge besonders starken Alkoholgenusses starb sie in der Nacht vom 26./27. Juli 1770 an einem Schlagflusse, der auch ärztlich festgestellt wurde. Trotzdem entsteht das Gerücht, Montbailli und seine Frau hätten die Alte erdrosselt; beide werden zu Rad und Verbrennung verurteilt, das Urteil wird am 19. November 1770 an Montbailli vollstreckt; körperlicher Umstände wegen wird es bei seiner Frau noch ausgesetzt. Voltaire macht unterdessen die Sache zur seinen, reicht eine Denkschrift beim Ministerium ein, ein neues Verfahren wird in Arras eingeleitet, der Tote und seine Frau durch den neuen Gerichtshof für unschuldig erklärt. Der Prozeß gegen Montbailli.

Graf Lally-Tolendal, einer irischen Adelsfamilie entsprossen, die sich, den vertriebenen Stuarts folgend, in Frankreich niedergelassen hatte, war durch Tapferkeit während des Bayrisch-Österreichischen Erbfolgekrieges (1740—1748) rasch in der militärischen Laufbahn gestiegen. Nachdem 1756 der Seekrieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen war, ernannte ihn Ludwig XV. im selben Jahre zum Generalleutnant und Generalkommandanten aller französisch-ostindischen Niederlassungen. Im Mai 1757 ging er nach seinem neuen Wirkungsfelde ab; die Überfahrt dauerte zwölf Monate, durch Sturm aufgehalten, aber auch durch das Übelwollen des französischen Admirals d'Aché, der mit Tolendal verfeindet war. Diese Feindschaft lähmte auch bis zu gewissem Grade die Thätigkeit des neuen Generalkommandanten, der sich übrigens bei seinem herrischen Charakter weder bei den Eingeborenen noch bei den französischen Kolonisten Der Prozeß gegen Lally-Tolendal.

beliebt zu machen verstand. Immerhin machte Tolendal im Anfang bemerkenswerte Fortschritte, bis er an der Belagerung von Madras eine unlösbare Aufgabe fand; er mußte diese Belagerung im Februar 1759 aufgeben, setzte jedoch den Krieg immer noch mit einigen Erfolgen bis in das nächste Jahr fort. Während aber die Engländer dauernd Verstärkungen erhielten, sah er seine Truppen zusammenschmelzen; Frankreich durch den Siebenjährigen Krieg aufs äußerste in Anspruch genommen und in seinen Mitteln völlig erschöpft, konnte nicht die nötige Nachhilfe bieten. Ein Treffen, das im Juli der neue englische Befehlshaber Coote den Franzosen anbot, endete mit einer vollständigen Niederlage der letzteren, die sich auf Pondichéry zurückzogen. Mit äußerster Zähigkeit und unter grenzenlosen Entbehrungen verteidigte Lally-Tolendal diese Hauptstadt der französischen Besitzungen neun Monate lang, bis endlich im Januar 1761, als Hunger, Mangel und Jammer in der Stadt ihren höchsten Grad erreicht hatten, den Engländern die Kapitulation angeboten wurde. Als Kriegsgefangener wurde er mit der Besatzung nach England geschafft.

Unterdessen hatten seine Feinde bei Hofe gegen ihn intrigiert; man sprach bald mit Entrüstung von der feigen Verräterei des Generals. Als Lally davon hörte, wirkte er sich die Erlaubnis aus, zeitweilig seiner Gefangenschaft entlassen zu werden, um sich in Paris gegen solche Anschuldigung verteidigen zu können. In Versailles versprach man ihm zwar Untersuchung seiner Sache, steckte ihn aber zunächst, nachdem man ihn ein ganzes Jahr hatte warten lassen, in die Bastille. Endlich erfolgte auch das Urteil des Pariser Parlaments; es verurteilte ihn am 6. Mai 1766 zur Strafe des Schwertes, weil er die Interessen des Königs und der Indischen Kompanie verraten habe; drei Tage darauf wurde er enthauptet. Der Sohn des Hingerichteten, der bei der Exekution des Vaters erst fünfzehn Jahre zählte, setzte sobald er herangewachsen war, alles daran, das Andenken des Vaters von diesem Flecken zu säubern. Er würde jedoch nicht zum Ziele gekommen sein, wenn nicht auch hier Voltaire helfend eingesprungen wäre. Schon auf dem Totenbette liegend, erfuhr Voltaire, daß der König Ludwig XVI. das Urteil des Pariser Parlaments kassiert habe; er schrieb am 26. Mai 1778 an den Sohn des Verstorbenen: „Sterbend richte ich mich auf, indem ich diese Nachricht erfahre; ich sehe, daß der König der Verteidiger der Gerechtigkeit ist, ich kann zufrieden sterben."

Der Prozeß Beaumarchais.

Die eben erwähnten, sich an den Namen Voltaires knüpfenden Fälle, unterstanden der Gerichtsbarkeit der alten, bezw. wiederhergestellten Parlamente. Aber auch der in den letzten Jahren Ludwigs XV. neu organisierte höchste Gerichtshof von Paris zeigte in einem merkwürdigen Prozesse keine Änderung des Systems. Dieser Prozeß ist um so interessanter, als in ihm Beaumarchais, der Dichter von „Figaros Hochzeit" und des „Barbier von Sevilla", eine Hauptrolle spielt.

Pierre Augustin Caron, der Sohn eines protestantischen Uhrmachers zu Paris (geboren 24. Januar 1732, nennt sich seit 1756 de Beaumarchais), hatte sich am Hofe Ludwigs XV. bei dessen Töchtern durch seine musikalische Beanlagung und seine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe eine bevorzugte Stellung geschaffen und in dieser dem berühmten Finanzmann Paris Duverney einen sehr großen Gefallen gethan. Infolgedessen beteiligte dieser ihn an mehreren recht gewinnbringenden Unternehmungen und bekannte, als er 1770 starb, in seinem Testamente, daß er Beaumarchais 15000 Livres schulde. Der Erbe, ein Graf La Blache, verweigerte die Zahlung. Im Oktober 1771 kam es zum Prozeß, der in erster Instanz im Februar 1772 für Beaumarchais entschieden wurde. Aber in zweiter Instanz, vor dem Pariser Obergericht, machten der Einfluß und das Geld des Beklagten ein ähnliches Urteil unwahrscheinlich. Auch Beaumarchais versucht es mit einer entsprechenden Summe bei der Frau des Referenten, des Elsässers Gözmann, läßt sich aber für den Fall des Verlustes Rückgabe des Geldes zusichern. Der Prozeß geht verloren, weil La Blache dasselbe Beweismittel, aber in noch überzeugenderer Fülle, angewandt hat, Beaumarchais aber erhält sein Geld nur zum Teil von Frau Gözmann zurück. Er wird für den Rest klagbar, schreibt vier fulminante Denkschriften gegen den Gerichtshof, die seine Sache zu einer des ganzen französischen Volkes machen und hat am 26. Februar 1774 den Triumph, den Richter Gözmann abgesetzt und dessen Frau zur Herausgabe der 15 Louisdors und zum Verlust der bürgerlichen Rechte verurteilt zu sehen. Aber auch er erleidet die letztere Strafe, nur ohne Folgen. Denn die Majorität des französischen Volkes dachte wie der Prinz Conti, der den Verurteilten zu einem großen Festmahl lud und dabei sagte: „Unser Haus ist noch gut genug, um Frankreich ein Beispiel zu geben, wie man einen so bedeutenden Bürger, wie Sie, behandeln muß."

König Ludwig XVI

In Ludwig XVI. besaß Frankreich seit 1774 einen König, der in bewußtem Gegensatze zu seinem Vorgänger, Ludwig XV., zu regieren entschlossen war. Trotzdem er erst 20 Jahre zählte (geb. 23. August 1754), als er den Thron der Capetinger bestieg, zeigte er doch großen Ernst und den besten Willen, das liederliche Regiment seines Großvaters völlig zu beseitigen. Wenn er aber auch den Ton bei Hofe anständiger machte, von dem die titulierten Dirnen, wie eine Dubarry, nunmehr verschwanden, wenn er auch selbst als musterhafter Ehemann und Familienvater ein gutes Beispiel gab, so sorgten doch schon seine Brüder, insbesondere der Graf von Artois,

7. Ludwig XVI., König von Frankreich.

Gemälde aus der Zeit seines Regierungsantrittes von Joseph Siffrein Duplessis.



Digitized by Google

dafür, daß Versailles nicht aufhörte, als der galanteste Hof von Europa betrachtet zu werden. Und man verlangt noch etwas andres als gutbürgerliche Eigenschaften vom Herrscher. Ludwig XVI. aber fehlten gerade diejenigen Vorzüge, die den Herrscher ausmachen. Das lag schon in seinem Äußern. Seine Haltung, seine Gebärden, eine frühzeitige Fettleibigkeit, etwas Ungraziöses und Linkisches in seinem Auftreten, eine stockende und verlegene Sprache, das alles war nicht geeignet, jenen Nimbus zu verbreiten, von dem man sich nun einmal gern einen König umgeben denkt; und wer hatte ein schärferes Auge dafür als gerade die Franzosen? Geistig war er nicht der dumme Tropf, für den man ihn beim ersten Anblick hätte halten mögen. Er hatte einen ganz guten praktischen Verstand, wie er z. B. die Grundmängel der 1791 vollendeten Verfassung wohl erkannte; er hatte einen ausgeprägten Rechtssinn, der ihn wohl die ungleiche Verteilung der Lasten in Frankreich erkennen und auf Abhilfe denken ließ. Sein Charakter wies eine bei seinen Vorgängern nicht zu findende Selbstlosigkeit auf, die freilich, um zu einer öffentlichen Tugend zu werden, von ihm auch seiner ganzen Umgebung hätte eingeimpft werden müssen, wie auch das sichtliche Wohlwollen, das ihm den brennenden Wunsch eingab, Frankreich glücklich zu machen, sich auf weitere Kreise hätte erstrecken müssen. Aber dazu fehlte ihm, und das sollte schließlich sein Verhängnis werden, die entschlossene Thatkraft. Seine Erkenntnis des Notwendigen, die freilich mitunter etwas zu spät kam, setzte er nicht in die That um; Mißtrauen gegen sich selbst, die Unfähigkeit, aus den schon vorhandenen Thatsachen die letzten Folgerungen zu ziehen, ehe die Zeitentwickelung seinem Entschlusse vorauseilte, der Mangel an weitem Blick, das alles hinderte ihn daran. So mußte er in dieser Zeit des Umsturzes und der Auflösung aller Dinge eine tragische Erscheinung werden, sofern man es tragisch nennen darf, wenn gutes Wollen teils an der eignen Unzulänglichkeit, teils an der Übermacht der Verhältnisse scheitert.

Gegen die Schäden, die in der vorigen Verwaltung so reichlich ans Tageslicht getreten waren, hat Ludwig ehrlich anzukämpfen versucht, obwohl ihm auch hier wieder die Konsequenz im Handeln abging. Aber gegen den Haupt- und Grundschaden des französischen Königtums konnte er nicht ankämpfen, teils weil er ihn nicht erkannt hat, teils weil jener zu alt war, zu tief sich eingenistet hatte, als daß ihn überhaupt so rasch jemand hätte beseitigen können. Man könnte ihn symbolisch in dem alten Aberglauben des französischen Volkes ausgedrückt finden, daß die Gegenwart des Königs, des zu Reims mit dem heiligen Öle Gesalbten, genüge, um alle Gebresten des Leibes zu heilen. Das von Hugo Capet gegründete Königtum, gegründet in einer wilden Zeit, da die Hand aller gegen alle erhoben war, hatte von vornherein das Vorurteil für sich, der öffentliche Wohlthäter, der gottgegebene Schützer des Rechts, der schirmende Schild und das siegreiche Schwert gegen den äußeren Feind zu sein. Die den Romanen eigentümliche Neigung für absolute Gewalt, die sich eben in jenem guten Glauben aussprach, hatte ihre klassische Befriedigung in dem Königtum Ludwigs XIV. gefunden. Die schon von Richelieu angestrebte, unter Ludwig XIV. vollendete Zentralisation aller Gewalt in den Händen des Königs war die praktische Anwendung dieses Glaubens. Freilich hatte er schon in den letzten Regierungsjahren des großen Königs, noch mehr während der entsetzlichen Wirtschaft Ludwigs XV. einen harten Stoß bekommen. Aber nur, um mit um so größerer Kraft aufzuleben, als Ludwig XVI., der „Ersehnte“, am 10. Mai 1774 zur Regierung kam. Wer würde es glauben, daß dasselbe Volk, das schon 1789 nach dem Blute des Königs dürstete, an jenem Tage seines Regierungsantritts den neuen Herrscher von früh 6 Uhr bis nach Sonnenuntergang mit donnernden Hochrufen begrüßte? Daß es dann später selig war über die Geburt des Dauphins? Dafür aber, und das ist die verhängnisvolle Schattenseite, erwartete das französische Volk, wenigstens in seinen breiteren Schichten, auch

nichts weniger als alles vom Könige. Er soll eben alle wirtschaftlichen und sozialen Schäden heilen können, und verschwinden diese nicht, so schiebt ihm ein großer Teil des Publikums die Schuld zu, daß er es nicht wolle, oder gar Schlimmeres. So bildeten sich die Leute 1789 ein, daß der König und die Prinzen, um Paris auszuhungern, das Mehl hätten in die Seine werfen lassen. Die Begründung für diesen Unsinn war entsprechend; denn auf den Einwurf, wie man so etwas glauben könne, wurde geantwortet: „Es ist doch wahr, denn die Mehlsäcke waren mit blauen Schnüren zugebunden.“ — Das große Publikum ahnte gar nicht, wie sehr gerade dem absoluten Könige in den zu allererst in Frage kommenden Dingen die Hände gebunden waren. Während man alles von ihm verlangte, alles von ihm erwartete, in bäuerlichen Kreisen, mit der ihnen eignen stumpfsinnigen Beschränktheit, mitunter sogar eine günstige Gestaltung des Wetters, durfte er auch nicht das kleinste Privileg der bevorzugten Stände antasten, ohne nicht sofort die Rückwirkung auf die eigne Stellung zu empfinden. Er hat es gewagt, der Name Turgots zeugt dafür; dessen kaum nach 1¾ Jahren erfolgter Sturz zeugt nicht nur für die in der That dabei hervortretende schwankende Haltung des Königs, sondern ebenso sehr für die Übermacht gegebener Verhältnisse. Mit andern Worten: der Privilegienstaat konnte keineswegs willkürlich von dem Inhaber der Krone geändert werden, ohne daß nicht auch gleichzeitig das absolute Königtum, die meistprivilegierte Einrichtung des Landes, zu einem konstitutionellen umgestaltet wurde. Niemand aber hat solche Umgestaltung ferner gelegen, als Ludwig XVI. Nichts war ihm unsympathischer, als die oft zum Beispiel genommene englische Verfassung; nichts war ihm selbstverständlicher als das Gottesgnadentum seines Standes, nichts unzweifelhafter als das absolute Herrscherrecht, wie er es von den Vorfahren ererbt hatte.

Darum ahnte er gar nicht, wie gewisse, an sich harmlose, aber immerhin kostspielige und keinen Nutzen bringende Einrichtungen das Königtum als eine fragwürdige Einrichtung erscheinen ließen in einem Zeitalter, das den großen Friedrich von Preußen als den ersten Diener seines Staates, als den mit Zeit und Geld haushälterischsten Regenten bewundern gelehrt hatte.

Man hat Ludwig XVI. nachgerühmt, daß er entsprechend dem Rückgange der Finanzen sich Einschränkungen aller Art auferlegt habe. Gewiß hat er seiner innersten Überzeugung nach ein übriges gethan, um jener Not zu steuern, aber das Relief, in dem diese sogenannten Einschränkungen erscheinen, besteht doch nur auf dem dunklen Hintergrunde der Verschwendungssucht Ludwigs XV. Als Friedrich Wilhelm I. von Preußen seinem verschwenderischen Vater folgte, war es sein erstes, daß er sich den Etat des königlichen Hauses bringen ließ und in kürzester Frist durch einen dicken schwarzen Strich all die unnützen Hofämter beseitigte, die lediglich als Staffage, als lebende Verzierungen eines großartig angelegten Hofhaltes gedient hatten. Es würde Ludwig XVI. nicht von fern eingefallen sein, seine Regierung in gleicher Weise zu beginnen. Doch ließ er 1775 und 1776 Reduktionen eintreten; auch später noch 1786 und 1788. Nach den ersten gab es aber immer noch königliche Garden zu Fuß und zu Roß, die jährlich 7681000 Livres verschlangen, obwohl sie nur 9050 Mann zählten und der Geldwert der damaligen Zeit diese Summe heute als mindestens fünfmal so groß berechnen läßt. Der königliche Marstall umfaßte vor den erwähnten Einschränkungen 3000 Pferde, danach immerhin noch 1857, ferner 217 Wagen und 1458 Mann Personal, deren Livreen allein jährlich 540000 Livres kosteten. Das ganze Marstallbudget betrug 1787 immer noch 6200000 Livres. Sonst gehörten zum Hofstaate des Königs Gouverneure, Untergouverneure (für die königlichen Pagen), Almoseniere, Professoren, Köche und Diener, Ärzte, Apotheker, Krankenwärter, Intendanten u. s. w., in Summa etwa 1500 Personen, die nicht etwa den eigentlichen Hof ausmachten, sondern nur zum jeweiligen Dienste für das Hauspersonal herangezogen wurden. Der König selbst hatte für seine Person 75 Almoseniere, Kapläne, Beichtväter, Küster u. s. w. Seine Gesundheit nahmen wahr: 48 Ärzte, Chirurgen, Apotheker, Augen-, Gelenk-, Hühneraugenoperateure. Dann gab es ein Musikkorps von 128, eine Bibliothek von 43, ein Zeremonienpersonal von 62 Mitgliedern, ein Aufsichtspersonal über die Wohnungen in Versailles von 69 oberen Chargen, ein Küchenpersonal von 383 Beamten mit einem Budget von 2178000 Livres. Es würde ermüden, weitere Aufzählungen zu machen von Bediensteten und Beamten, die oft zum großen Teile nur nach dem Prinzip angestellt waren, daß man ihrer Dienste unter Umständen einmal bedürfen könnte, wie z. B. die Personen, die dem Könige beim Maillespiel die Kolben und Kugeln herbeizutragen, die andern, die ihm dabei Mantel und Stock zu halten hatten, ferner solche, die die königlichen Windspiele in den Zimmern und solche, die die Maultiere, so unter Umständen das königliche

Bett zu tragen hatten, beaufsichtigen mußten. Am wundervollsten war die Charge der beiden mit je 20000 Livres für ihre Pflicht honorierten Edelleute, die jeden Morgen in Samtgewändern und den Degen an der Seite erschienen, um den königlichen Nachtstuhl zu prüfen, fortzutragen und wiederzubringen. —

Alles das wiederholte sich bei der Königin, bei den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, natürlich in einem der abnehmenden Würde entsprechend verkleinerten Maßstabe. Insgesamt zählte der königliche Haushalt und der Verwandten des Königs etwa 15000 Personen mit einem Jahresaufwand von 40—45 Mill. Livres und zwar in einer Zeit, da die Ersparungen schon begonnen hatten und man in gewissen Kreisen dem Könige vorrückte, er wolle wohl jetzt wie ein Bürger leben. Denn dieser Aufwand war nach den Anschauungen des Ancien Régime sehr gering, noch nicht einmal ein Zehntel der 477 Millionen betragenden Einkünfte. Wenn diese Summe der König ganz für sich aufgebraucht hätte, ohne auf Schuldentilgung, Besoldungen, Armeeerhaltung u. s. w. Rücksicht zu nehmen, so wäre das schließlich nur sein gutes Recht gewesen; denn eigentlich gehörten Land und Leute ihm. Aber man muß zu den genannten Zahlen noch Posten von größerer Schwere hinzusetzen: der König mußte auch alle die Schmarotzer, die sich zu Hunderten am Hofe einfanden und deren eingebildete Notwendigkeit schon erwähnt wurde, auf seine Kosten ernähren. Er mußte ihnen, wie das 1790 zum großen Skandale veröffentlichte livre rouge amtlich nachwies, für alle möglichen imaginären Verdienste Jahrgelder aussetzen. Denn warum hätten sie sonst ihre Tage am Hofe verbracht? Nach dem Ausweise dieses „Rotbuches" hatte der Finanzminister Calonne in den Jahren 1783—87 564709405 Livres an Zahlungen für allerhand Hofpersönlichkeiten geleistet; darunter figurierte der Graf von Artois mit einem Posten von 14600000 Livres Schulden, die der König für ihn bezahlt hatte im Jahre 1783, der Herzog von Polignac mit 1200000 Livres aus dem Jahre 1782; ein Marquis d'Autichamp bezog vier Pensionen: eine „für die Verdienste seines verstorbenen Vaters", eine zweite „für denselben Gegenstand", eine dritte „aus den nämlichen Gründen", und eine vierte „wegen derselben Ursachen." — Hierzu rechne man die Gehälter der auswärtigen Gesandten, der Hofwürdenträger, der Generalgouverneure u. s. w. u. s. w., und welchen Aufwand es machte, wenn der König einmal von einem seiner Schlösser zum andern übersiedelte. Solche Lokalveränderungen kosteten jedesmal in die Tausende.

Aber auch mit der Zeit wurde nicht haushälterisch umgegangen. Zwar stand der König zwischen 7 und 8 Uhr morgens auf, aber das Zeremoniell seines Aufstehens, Angekleidetwerdens, des Vorbeidefilierens der in fünf Gruppen zu dieser Feierlichkeit zugelassenen Höflinge nahm eine Zeit von mindestens drei Stunden in Anspruch. In ähnlicher Weise begleitete die Schar der Höflinge seine übrigen Herrscherthaten während des Tages. Im günstigsten Falle behielt Ludwig XVI. drei bis vier Stunden Arbeitszeit täglich über, und es wurde ihm deshalb nachgerühmt, daß er seine Zeit nicht mit unnützen Dingen verliere. Auch dieses Lob glänzt nur auf dem dunklen Hintergrunde Ludwigs XV., der für die Staatsgeschäfte im günstigsten Falle eine Stunde erübrigte. Auf den bezog sich das treffende Witzwort Friedrichs des Großen, der im Hinblick auf die zeitraubende Hofetikette meinte, wenn er König von Frankreich wäre, würde es sein erstes sein, einen andern König zu ernennen, der an seiner Statt Hof zu halten hätte.

Womit aber beschäftigte sich Ludwig außer den Zeiten, die dem Dienste der Etikette und des Regierens geweiht waren? Sein liebstes Vergnügen, das seinem schwerfälligen Körper auch am besten zusagte, war die Jagd. Für diese führte er ein eignes Tagebuch, in dem er höchstens noch nebenbei Familienbesuche, kirchliche Übungen ab und zu auch, aber im trockensten Stile, sonst ihm wichtig scheinende Begebenheiten einzeichnete. Die Tage, an denen er der Jagd nicht obliegen konnte, bezeichnete er mit einem Rien (Nichts!). Es macht einen sonderbaren Eindruck, dieses „Nichts" bei Tagen stehen zu sehen, an denen nach unsrer Meinung in der That „Etwas" passierte. So heißt es zum 11. Juli 1789: Rien; départ de M. Necker. Diese Abreise des Herrn Necker hatte den Bastillesturm vom 14. Juli zur Folge. Für diesen Tag findet sich gleichermaßen ein Rien. Zum 5. Oktober 1789, dem Tag, an dem die Weiber der Halle mit ihren Strolchen nach Versailles zogen, heißt es: Jagd bei Châtillon, 81 Stück erlegt: durch die Ereignisse unterbrochen. Und dabei beliefen sich 1779 die Schulden des Königs bei seinem Wildbrethändler auf 3500000 Livres! Später da er Paris nicht mehr verlassen durfte als ein Gefangener des Volkes, verzeichnete er in demselben Buche schweren Herzens, wo heute Jagd zu sein hätte, wo man den Hirsch am besten schießen könnte. Die Beraubung dieses Vergnügens schien alle andern Verluste zu überwiegen. Auf Grund der Angaben dieses Tagebuches kann man nachrechnen, daß er in den Jahren 1775—89 1562 Tage auf der Jagd verbracht hat, d. h. eine Jagd fällt aller drei Tage. Es kommen hinzu 149 Reisen und 223 Ausflüge zu Pferd oder Wagen, die ihn in der Regel erst gegen 3 Uhr morgens nach Hause zurückführten. — Hielt ihn aber irgend etwas von der Jagd fern, so beschäftigte er sich mit Schlosserei. Es geht die Sage, daß er an dem ihm vorgestellten Modell der Guillotine eine wesentliche Verbesserung angebracht habe durch die Verwandlung des viereckigen Beiles in ein dreieckiges, damit es in der Fallrinne nicht hängen bleiben möchte. — — —

Die Königin. Ihm zur Seite stand eine schöne, liebenswürdige Frau, Marie Antoinette, die Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia. Ihr tragisches Schicksal hat das Bild einer Märtyrerin von erhabener Seelengröße in unsagbarem Leide bei der Nachwelt hervorgebracht. Aber ihr Porträt zeigt früher andre Züge, die uns sagen, daß

*Marie antoinette*

8. Marie Antoinette, Königin von Frankreich.

Nach dem Gemälde von Elisabeth Louise Vigée Lebrun.

Digitized by Google

ihr Los sie nicht ohne eigne Schuld ereilt hat. Zunächst, und dafür ist sie natürlich nicht verantwortlich zu machen, war die ganze Heirat den Franzosen unsympathisch. Noch war in aller Erinnerung die schmähliche Niederlage von Roßbach, von der Mirabeau später einmal mit geistreicher Übertreibung gesagt hat, sie sei die Ursache der Revolution gewesen. An jener Niederlage war das österreichische Bündnis schuld, nachdem man ja in den ersten beiden Schlesischen Kriegen gelernt hatte, daß man im Bunde mit Preußen siegen könne. So erschien 1770 die eheliche Verbindung des Dauphins mit der Erzherzogin wie eine Verewigung der nicht gewünschten Bundesgenossenschaft mit Österreich. Wenn auch diese Auffassung zurücktrat, als man das junge, liebenswürdige Kind von noch nicht voll 15 Jahren — Marie Antoinette war am 2. November 1755 geboren — in Frankreich einziehen sah, so mußte sie später um so mehr hervorbrechen, als sich ihr Einfluß auf den König durchaus nicht als heilsam und förderlich für Frankreich erwies.

Ein leider von der Mutter, der Kaiserin Maria Theresia, nicht abgesandter Brief des Kaisers Joseph II., ihres Bruders, aus dem Jahre 1775 gibt uns über die schwachen Seiten, über verhängnisvolle Fehler der Königin völligen Aufschluß; schade, daß die mütterliche Zärtlichkeit Maria Theresias diesen Brief unterschlug, er würde der Königin doch wohl etwas die Augen geöffnet haben. Wir erkennen daraus, daß sie eine bedenkliche Neigung zur Intrigue hatte, offenbar um sich die Langeweile damit zu verkürzen, die sie an der Seite des trockenen Mannes reichlich plagte; um so reichlicher, als sie nach einer oberflächlich französierenden Erziehung absolut unfähig war, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Wir erkennen aus dem Briefe Josephs, ingleichen aber aus den Berichten des österreichischen Gesandten Grafen Mercy, daß sie die Kunst studierte, ihren Mann gründlich unter den Pantoffel zu kriegen. Zu weß gunsten aber? Ihre Mutter hatte ihr empfohlen, stets ein dankbares Herz für den Herzog von Choiseul zu haben, der die ganze gute französische Eheversorgung doch eigentlich zuwege gebracht hatte. Das befolgte Marie Antoinette mit großer Hingebung, zu ihrem eignen und des französischen Volkes Unheil. Choiseul zwar blieb dauernd in der Ungnade des Königs, die Marie Antoinette, trotz allen Schmollens, nicht zu beheben vermochte. Aber Leute seiner Partei waren genug in Amt und Würden. Und als einer von diesen, ein Graf Guines, der Botschafter in London war, sich dort ebensosehr durch sein Privatleben wie öffentlich durch Teilnahme an einem England schädigenden Schmuggelunfug so schwer kompromittiert hatte, daß das Ministerium Turgot Malesherbes seine Rückberufung und Bestrafung verlangen mußte, fand die Königin hierin die Gelegenheit zu einer Kraftprobe. Sie setzte dem „armen Kerl" von König — sie selbst pflegte ihn „le pauvre homme" zu nennen — mit solcher leidenschaftlichen Hartnäckigkeit zu, daß er sich schließlich zu einem Mittelwege verstand: Guines wurde zurückberufen, aber in den Herzogstand erhoben. Aber das Schlimme war, daß dies eine der Ursachen zum Abgange des Ministeriums Turgot wurde, das vielleicht einzig, allerdings bei besserer Übereinstimmung mit dem Könige, geeignet gewesen wäre, den ins Rollen kommenden Felsen der Revolution aufzuhalten.

Weniger Erfolg hatte sie, als sie gelegentlich des drohenden Bayrischen Erbfolgekrieges 1778 ihren Gatten zur Parteinahme für Österreich gegen Preußen bestimmen wollte. Namentlich seit jener Zeit begann man in gehässigem Sinne von der „Österreicherin" zu reden. — Es mag dahingestellt bleiben, ob sie an dem zweiten Falle Neckers, am 11. Juli 1789, soviel Anteil hatte, als ihr zugeschrieben wurde und noch heute wird; genug, daß sie in dem Rufe stand, dabei mitgewirkt zu haben. Jedenfalls muß bei allen diesen Dingen zugestanden werden, daß des Königs schwankende, einer energischen That unfähige Haltung eine temperamentvolle Frau, wie Marie Antoinette, geradezu zur Anteilnahme an den Staatsgeschäften herausforderte. Sie hat es, ehe noch das wirkliche Verhängnis kam, als ein großes Unglück empfunden, aus den ihr gesetzten Grenzen herausgetreten zu sein, und sich selbst mit dem Namen einer Intrigantin belegt. Aber da war es schon zu spät.

Aber es waren noch andre Dinge, die sich dem großen Publikum mehr als jene politischen Intriguen bemerkbar machten. Zunächst die völlige Mißachtung der Etikette, über deren Zwangsformen sie sich mit der liebenswürdigen Laune eines Wiener Kindes hinwegsetzte. Das sah man ihr wohl nach, solange sie noch Dauphine war; aber als Königin hätte sie erkennen sollen, daß für den im allgemeinen gut sittlichen Wiener Hof wohl fröhliche Ungezwungenheit paßte, daß aber der Hof von Versailles dringend solcher Schranke bedurfte, wenn nicht bald alles in einer wüsten Orgie enden sollte. Und während sie auf diese Weise dem Alten den Fehdehandschuh hinzuwerfen schien, war sie doch in politischen Dingen durchaus in den Anschauungen des absterbenden Zeitalters befangen. Natürlich that sie es weder den einen noch den andern recht. Damit hing zusammen, daß sie bei ihrer großen Launenhaftigkeit und jeglichem Mangel an konzentrierter, geistiger Beschäftigung auf die Mode zu ungunsten der

französischen Industrie einzuwirken begann. Auf Veranlassung einer Modistin, der Mademoiselle Bertin, bestrebte sie sich in einer gewissen Zeit der größten Einfachheit,

Der Umgang der Königin.

## Brief Kaiser Josephs II. an Marie Antoinette

vom 29. Mai 1777.

(Dieses Schriftstück, dessen erste zwei Seiten wir hier faksimiliert wiedergeben, umfaßt 26 Seiten kleinsten Formates, ganz von des Kaisers eigner Hand, und stellt das Konzept des Briefes vor, den Joseph II. der Königin am 29. Mai 1777 im Augenblicke seiner Abreise von Versailles übergab und worin er ihre bisherige Führung streng kritisierte und ihr Ratschläge über ihr künftiges Benehmen erteilte. Es ist in Ansehung der Persönlichkeiten des Schreibers und der Empfängerin eines der interessantesten historischen Dokumente, die uns aus dieser Zeit erhalten sind.)

### Übersetzung:

„Mein Herz, mein Empfinden müssen Ihnen, meine teure Schwester, bekannt sein, ebenso daß ich trotz der in den Umständen liegenden Entfernung von Ihnen kein andres Interesse an dem, was ich Ihnen rate, haben kann, als Sie selbst; das sind die Empfindungen, die mir die Feder führen.

Sie sind Gattin, das ist ein Stand, der die heiligsten und strengsten Pflichten einschließt; Sie sind Königin, das ist ein Amt, das die Erfüllung der mit ihm verbundenen Obliegenheiten verlangt. Unter diesen beiden Gesichtspunkten können Sie nicht irre gehen. Denken Sie oft darüber nach und Ihr Geist wird Ihnen mehr sagen, als ich.

Als Gattin und besonders als Frau eines Königs haben Sie Rücksichten, Pflichten und Interessen, die recht verschieden sind von denen aller andern Damen, Prinzessinnen und Frauen der Welt. Was thun Sie hier in Frankreich? Mit welchem Rechte achtet man, ehrt man Sie, wenn nicht als Lebensgefährtin des Königs? Wenn Sie auch nur einen Augenblick aufhören sollten, auf das Herz und die Entschließungen des Königs Einfluß zu haben, so würden Sie, so reizend Sie sind, schnöde behandelt werden; dieser Sturz würde an sich und auch im Vergleich mit andern entsetzlich für Sie sein. Was gibt Ihnen Halt im Herzen des Königs und vor allem in seiner Achtung? Beobachten Sie, wenden Sie alle Sorgfalt an, um ihm zu gefallen? Studieren Sie seine Wünsche, seinen Charakter, um sich ihm anzupassen? Versuchen Sie ihm vorzugsweise vor jedem andern Gegenstand und Zeitvertreib ihm Geschmack an Ihrer Gesellschaft und den Vergnügungen zu erwecken, die Sie ihm verschaffen und denen gegenüber er ohne Sie eine Leere empfinden würde? Machen Sie sich ihm unentbehrlich? Überzeugen Sie ihn, daß niemand ihn aufrichtiger liebt und seinen Ruhm und sein Glück mehr auf dem Herzen trägt, als Sie? Sieht er Ihre Anhänglichkeit einzig mit ihm beschäftigt, um ihn glänzen zu lassen, selbst ohne die geringste Rücksicht auf sich selbst? Dämpfen Sie den Ehrgeiz, auf seine Kosten zu glänzen, leutselig zu sein, wenn er es nicht ist, sich mit Gegenständen zu befassen, die er liegen läßt, endlich Ansehen zu genießen auf seine Kosten? Überzeugen Sie sich aber auch von der Notwendigkeit dieser Bescheidenheit? Bringen Sie ihm dies Opfer? Zeigen Sie eine undurchdringliche Verschwiegenheit betreffs seiner Fehler und Schwächen? Entschuldigen Sie sie, bringen Sie alle zum Schweigen, die etwas über ihn tadelnd bemerken wollen? Sind Sie ebenfalls verschwiegen über alle Ratschläge, die Sie ihm geben und die sich nicht vordrängen dürfen, ob nun die Dinge gut gehen oder nicht. Verstehen Sie sich darauf, Ihre Unterhaltung den Umständen anzupassen, denken Sie daran, durch konsequentes Betragen von ferne schon Ihre Erfolge vorzubereiten? Lassen Sie sich nicht durch Mühen, durch Ab-

Feste.

Die ganze französische Gesellschaft war von einer leidenschaftlichen Neigung für die Komödie ergriffen; wer es irgend vermochte, baute sich in seinem Hotel eine kleine Bühne und agierte mit Freunden und Bekannten vor einem eingeladenen Kreise. Auch dem königlichen Hofe blieb diese neue Mode natürlich nicht fern. Der älteste Bruder

weisungen entmutigen? [Kommen Sie dann geschickt auf Ihre Bitte zurück, ohne lästig zu fallen, ohne Eigenwillen zu bezeugen? Denn schließlich können Sie ihm gegenüber nur Wünsche haben, und nur er allein kann sowohl über Ihre Person als über die Angelegenheiten seines Landes einen eignen Willen haben. Es gibt keine Schönthuerei, die auf die Dauer wäre; ein Privatmann mag sich vor der Lächerlichkeit eines unhöflichen Betragens fürchten, aber ein König macht sich nichts daraus und kann Ihr Geschick mit einem Worte bestimmen. Vergessen Sie das ja nicht! . . . . . . .

Lassen Sie alle Königinnen Europas an Ihrem Auge vorüberziehen und unterrichten Sie sich über ihre Lebensweise; vergleichen Sie deren Alter mit dem Ihrigen und mit Ihrer Lage; verbinden Sie damit eine Betrachtung über die Nation, unter der Sie leben, und Sie werden, glaube ich, mancherlei Schwierigkeit in Ihrer Lebensführung finden, aber auch manchen Vorzug vor den andern. Vergleichen Sie z. B. die Kaiserin, die 60 Jahre zählt, Souveränin ist und Witwe. Sehen Sie da den Zwang, den sie sich auferlegt hat, und die Schicklichkeit, die sie zu wahren gewußt hat! Das ist nicht gleichgültig. Ist nicht Ihre Art ein wenig zu frei? . . . . . . Je ernster der König ist, um so mehr muß Ihr Hof Miene machen, ihm nachzuahmen. Haben Sie schon die Folgen der Besuche bei Damen erwogen, besonders bei Damen, bei denen sich alle mögliche Gesellschaft trifft und deren Sinnesart nicht geachtet wird? . . . . . . . Haben Sie die scheußlichen Folgen des Hazardspieles schon erwogen, die Gesellschaft, die sich dabei versammelt, den Ton, den es verursacht, die Zerrüttung jeder Art, die es im Gefolge hat sowohl im Vermögen als in den Sitten einer jeden Nation? . . . . . . Haben Sie die Gewogenheit, einen Augenblick an die Unannehmlichkeiten zu denken, die Ihnen schon bei den Opernhausbällen begegnet sind, an die Abenteuer, die Sie mir selbst bei der Gelegenheit erzählt haben! Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß dies zweifellos von allen Vergnügungen das auf alle Fälle unpassendste ist, namentlich aber auch wegen der Art hinzugehen; denn daß Monsieur (des Königs Bruder, der Graf von der Provence) Sie begleitet, besagt gar nichts. Wie wollen Sie da unbekannt bleiben und eine von Ihrer Stellung ganz verschiedene Rolle spielen? . . . . . . Ich muß Ihnen gestehen, daß das ein Punkt ist, der, wie ich gesehen habe, Anstoß bei allen erregt, die Sie lieben und anständig denken. Der König eine ganze Nacht in Versailles allein gelassen, und Sie mischen und mengen sich unterdessen in die Gesellschaft der Canaille von Paris! . . . . . .

Aber darf ich Ihnen an Stelle mehrerer sogenannter Vergnügen, meine teure Schwester, ein andres setzen, das sie alle reichlich aufwiegt? Es ist die Lektüre. Bitte, betrachten Sie diese Sache als etwas sehr Wesentliches und wählen Sie Bücher, die Sie zum Denken veranlassen und Sie unterrichten. . . . . Die Lektüre wird Ihnen alles ersetzen und die darauf verwandten zwei Stunden der Ruhe werden Ihnen Zeit zur Überlegung geben, was Sie während der übrigen 22 Stunden des Tages zu thun oder zu unterlassen haben.

Dieser wesentliche, einzige Punkt, ich kann ihn nicht genug empfehlen; wenn ich ihn bei Ihnen gefestigt sehe, möchte ich fast das Glück Ihres Lebens für gesichert halten. . . . . Denn so geht es nicht länger auf die Dauer und die Revolution wird grausam sein, wenn Sie nicht vorbeugen. . . . . .]

Digitized by Google

Mon Cher, mes sentimens vous doivent
etre connus ma chere Soeur, de meme qu'
eloigné par etat de vous, je ne puis avoir
autre interest, a ce que je vous conseille, que
vous meme, voila les sentimens, qui gui=
dent ma plume.
vous etes Epouse, c'est un etat qui a les devoirs
les plus sacrés, et les plus strictes, vous etes
Reine c'est une charge qui exige qu'on en
remplisse les fonctions. sous ces deux points
de vuë, vous ne pouvés vous meconoitre,
reflechissés y souvent, et votre esprit,
vous en dira plus que moi.
comme Epouse et surtout comme femme
d'un Roi vous avés des considerations, des devoirs
et des interests, bien diferends, de ceux de toutes
les autres Dames, Princesses, et femmes, du
monde; que faites vous ici en france, par
quel droit vous respecte, vous honore
l'on, que comme la compagne de leur Roi
si vous cessiés un instant, d'avoir une
influence sur le coeur, et les volontés
du Roi, vous seriés bafoué aussi jolie
que vous etes, la chute, et en soi, et par
comparaison, seroit afreuse pour vous.
a quoi tenés vous dans le coeur du Roi
et surtout a son estime examinés
vous, employés vous tous les soins à lui
plaire, etudiés vous ses desirs, son caracte=
re pour vous y conformer, tachés vous
de lui faire gouter preferablement

Brief Kaiser Josephs II. an Marie Antoinette vom 29. Mai 1777 (Seite 1 u. 2).
Facsimile des Originals im k. u. k. Staatsarchive zu Wien.

Digitized by Google

a tout autre objet ou amusement
votre compagnie, et les plaisirs que vous
lui procurés et auxquelles sans vous il
devroit trouver du vuide vous rendés
vous necessaire, a lui, le persuadés vous
que personne l'aime plus sincerement,
et n'a sa gloire et bonheur plus á coeur
que vous. voit il votre attachement
uniquement occupé de lui, de le faire
briller meme sans le moindre egard
a vous meme moderés vous votre
gloriole de briller a ses depends d'être
afable, quand il ne l'est pas, de paraitre
s'occuper d'objets qu'il neglige. enfin
de ne vouloir n'avoire de reputation
a ses depends mais le persuadés vous
de cette modestie, lui faite vous ces
sacrifices ête vous d'une discretion
impenetrable, sur ces defauts, et fai=
blesses les excusés vous faite vous taire
tout ceux qui en osent lacher quelque
chose, êtes vous de meme secrette, sur
tous les conseils, que vous lui donnés, et
qui ne doivent jamais paraitre, que
les afaires reussissent ou non. savés
vous arranger vos discours aux cir=
constances, pensés vous, a preparer
par une conduite consequente, de loin
deja les effets, est ce que vous ne
vous rebutés pas des dificultés des
refus, retournés vous adroitement

französischen Industrie einzuwirken begann. Auf Veranlassung einer Modistin, der Mademoiselle Bertin, bestrebte sie sich in einer gewissen Zeit der größten Einfachheit, indem sie sich ganz schlicht in Weiß kleidete. Der Hof machte sich zwar über diese Neuerung lustig, aber er ahmte sie nach. Augenblicklich begannen die Händler und Fabrikanten von Brokatstoffen und Seide zu klagen, daß die Österreicherin ihre Industrie absichtlich vernichte, um französisches Geld den brabantischen Leinwebern, also den Unterthanen ihres Bruders Joseph, nach Kräften zuzuführen.

Der Umgang der Königin.

An einem Hofe, wo die Frage, ob einer Dame von einer gewissen Anzahl Ahnen ein Lehnstuhl, ein gewöhnlicher Stuhl oder nur ein Taburett als Stützpunkt ihres hoffähigen Körpers gebühre, weit wichtiger erschien, als das Wohl der Provinzen, war es ein gewagtes Unternehmen, anstatt alle, nur wenige durch die königliche Gunst auszuzeichnen. Selbst wenn die Günstlinge der Königin aus lauter Heiligen bestanden haben würden, würden alle die von dem engeren Kreise Ausgeschlossenen ihre boshaften und klatschigen Bemerkungen gemacht haben. Wie viel mehr war dazu Gelegenheit geboten, wenn man den anerkannten Don Juan jener Tage, den Chevalier de Lauzun, späteren Herzog von Biron, als ihren engen Vertrauten, und den übel beleumundeten Grafen Artois als ihren täglichen Gesellschafter wahrnehmen konnte. Eine abscheuliche Auslegung solcher Verhältnisse konnte nicht ausbleiben, so wenig berechtigt sie gewesen ist. Gleichermaßen mußte man auch nach der Seite ihrer Damen hin der Königin den Vorwurf machen, daß sie sehr wenig auf deren moralischen Wert sah. Eine ihrer Hauptgünstlinge, bei der sie täglich verkehrte, eine Prinzessin Guéménée-Rohan, lebte von ihrem Manne getrennt in öffentlich bekanntem Verhältnisse mit einem andern zusammen. Mehr aber als alle andern bevorzugte die Königin eine zwar kluge, aber zu gleicher Zeit ränkesüchtige und habgierige Person, die Gräfin Polignac. Nachdem diese durch eine fingierte Bescheidenheit das Herz der Königin gewonnen, gab es nichts, was sie nicht für sich und ihre Verwandten mittels der Königin durchsetzen konnte. Hunderttausende waren die Vergünstigungen wert, die dieser Familie zu teil wurden. Dabei war gerade sie es, deren Einfluß das Herz der Königin immer mehr dem Verständnis der Dinge entfremdete. Man fühlte das wohl im Publikum und haßte die Polignacs. Um so weniger erfreut war man, als die Gräfin Polignac, übrigens auch nicht durch eheliche Treue berühmt, zur Erzieherin der königlichen Kinder genommen wurde. Später erhielt sie sogar die Herzogswürde.

Feste.

Die Bevorzugung der Polignacs zeigte nicht, daß die Königin von der durch die Finanzlage bedingten Sparsamkeit schon völlig überzeugt war. Auch andre Dinge bewiesen das nicht. In Versailles gab es in der Woche dreimal Galavorstellungen im Theater, zwei Bälle und zwei große Soupers, am Dienstag und am Donnerstag. Von Zeit zu Zeit fuhr man auch nach Paris zur Oper. Das brachte natürlich den ganzen Hofstaat mit in Bewegung; die Kosten der ganzen Expedition fielen der königlichen Kasse zur Last. War man nach Fontainebleau übergesiedelt, so gab es auch da dreimal Vorstellung und sonst abwechselnd Spiel- und Gesellschaftsabende. Im zweiten Winter, nachdem Marie Antoinette Königin geworden war, reihten sich Bälle an Bälle; namentlich beliebt waren Maskenbälle oder Kostümfeste mit kostbaren Quadrillen und Balletten. Von einem solchen Balle bei der Gräfin Polignac im Jahre 1777 kehrte die Königin erst vormittags 11 Uhr nach Hause zurück. Auch dem Spiele wurde in ausschweifender Weise gehuldigt; König Pharao regierte diese Welt, die Königin war selbst eine leidenschaftliche Spielerin. Daneben spielte man auch Liebhabertheater. Die ganze französische Gesellschaft war von einer leidenschaftlichen Neigung für die Komödie ergriffen; wer es irgend vermochte, baute sich in seinem Hotel eine kleine Bühne und agierte mit Freunden und Bekannten vor einem eingeladenen Kreise. Auch dem königlichen Hofe blieb diese neue Mode natürlich nicht fern. Der älteste Bruder

des Königs, der Graf von der Provence, besaß ein Theater, der Graf von Artois zwei, zwei auch der Herzog von Orléans. Die Königin hatte sich das ihre in ihrem Lieblingsschlosse Trianon einrichten lassen. Da spielte sie zusammen mit dem Grafen von Artois erst vor einem kleinen Kreise von 40 Personen, dann vor einem größeren Publikum. Als Rosine trat sie auf in Beaumarchais' „Barbier von Sevilla“, als Colette in dem Rousseauschen „Dorfpropheten“, und in andern Stücken, die gerade in Mode waren. Mit solchen immerhin zahmen Sachen begnügte sich aber der Hof nicht. Es wurden recht pikante Sachen aufgeführt, die an Schlüpfrigkeit nichts zu wünschen übrig ließen, und die Königin trug kein Bedenken, auch so etwas mit anzusehen, wenn sie auch nicht selbst auftrat.

Der Hof und die Gesellschaft.

Das Vorbild des Hofes wurde, wie es kaum besonders erwähnt zu werden braucht, in der Gesellschaft nachgeahmt, soweit sie überhaupt diesen Namen zu verdienen meinte. Die Gesellschaft galt alles, das öffentliche Interesse nur so viel, als es Stoff zum Plaudern in der Gesellschaft bot. Der Eudämonismus, d. h. die Lehre, daß der Mensch nur zur Freude und zum Behagen geboren sei, wie sie sich in der Litteratur der Materialisten breit machte, galt auch in der Praxis des Salonlebens. Wie könnte man sich sonst das merkwürdige Wort Voltaires erklären: „Der Mensch ist nur zur Freude geboren, und unter den Notwendigkeiten des Lebens gebührt dem Überflüssigen der erste Rang.“ Es ist natürlich halb im Scherz gesagt und erhält seine besondere Würze dadurch, daß er gerade an dieser Stelle von den Königen spricht, die die Götter nur eingesetzt hätten, um täglich Feste zu geben, und zwar mannigfaltige. Wenn man diesen Grundsatz aber befolgen wolle, so dürfe man sich ebensowenig wie der König um das Hauswesen und seine Kosten bekümmern. Lustig lebte man allerdings darauf los, als ob man im Besitze von Fortunats Glückssäcklein wäre, und die kleineren Sorgen des Haushaltes überließ man den Dienstboten. Wozu hätte denn jedes nur halbwegs auf Vornehmheit Anspruch machende Haus einen Schwarm solcher gehabt! Daß diese alle ehrlich gewesen wären, wird auch der größte Optimist nicht behaupten wollen. Es war auch kein aufmunternder Grund für diese Tugend vorhanden, ebensowenig ein abschreckender für das Gegenteil. Denn es galt nicht für vornehm, sich um solche Lappalien zu bekümmern; man hätte sich ja die Freude am Dasein dadurch vergällt. Von den immensen Schulden, die die notwendige Folge eines solchen Schlaraffenlebens waren, ist schon die Rede gewesen. Aber andre Folgen waren auch unausbleiblich. Zunächst die Auflösung des ehelichen und des Familienlebens zu gunsten des Salonlebens, also die Auflösung der Grundfesten des Staats: „Madame“ kümmerte sich nicht um „Monsieur“ und umgedreht. Er hatte seine Liebschaften und sie die ihren, ohne daß es weiter auffiel. Nur hatte man die Verpflichtung, nicht gerade einen ärgerlichen Skandal daraus werden zu lassen, etwa durch unzeitige und völlig unangebrachte Eifersucht; das war man der Gesellschaft schuldig. Es wurde Mode, daß Mann und Frau getrennten Haushalt führten und sich bei gesellschaftlichen Veranstaltungen trafen, wie andre fremde Leute. An Stelle eines wirklichen, leidenschaftlichen Gefühles, wie es ja auch nicht in diese feinabgeschliffene Gesellschaft gepaßt hätte, trat die Galanterie, die dem Auge wohlthat und dem Ohre schmeichelte, aber jedes tiefe Empfinden verflachte. Wie hätte nun in diese Umgebung eine ernsthafte, zweckentsprechende Kindererziehung gepaßt. In Wahrheit war sie gleich Null. Auch bei den Kindern strebte man nach nichts andrem als nach äußerlichem Schliff; der Tanzmeister war bei dieser Ausbildung die Hauptperson. Dazu kam ein wenig geistige Abrichtung, damit die Kleinen schon mit zwölf Jahren und darunter Theater spielen und Gesellschaften geben konnten. Sodann erfaßte in diesem Gesellschaftstreiben die Leute ein allgemeiner Taumel, voran die ersten Würdenträger des Staates und der Geistlichkeit,

9. Kostümbild aus der Zeit Ludwigs XVI.: Eine Hofdame der Königin (und zwar Marie Therese Luise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von Lamballe).
Nach einem Gemälde aus der Zeit, gestochen von Bigcot. (Galeries de Versailles.)



Digitized by Google

der sie ihre eigensten Pflichten über dem Vergnügen vergessen ließ. Wenn man nachmittags zwei Uhr zu einem Diner sich versammelte, dort geistreich plaudernd über alle möglichen Dinge die Zeit hinbrachte bis zur Theaterstunde, dann die Vorstellung besuchte, um danach ein bis in die späte Nachtzeit sich ausdehnendes Souper zu besuchen oder selbst zu geben, wo wollte man dann die Zeit zu ernsthaften Beschäftigungen hernehmen. Es mag das ja alles sehr amüsant und liebenswürdig gewesen sein, so daß Talleyrand mit Recht sagen konnte: „Wer nicht vor 1789 gelebt hat, kennt nicht die Wonne des Daseins“, aber eben hierin zeigten die privilegierten Klassen am allerdeutlichsten, daß sie Drohnen waren, die von der Arbeit andrer lebten.

Die Sentimentalität.

Aus Mangel an wirklichem Gefühl wurde diese Gesellschaft sentimental. Wenn, wie General Thiébaut erzählt, eine vom Grafen von Artois bis in die Rue Royale verfolgte und dort getötete Hirschkuh alle anwesenden Damen und andre Leute zu Thränen rühren konnte, so konnte man von denselben Damen behaupten, daß sie sich von dem Anblick des größeren menschlichen Elendes mit einem „Fi donc“ abwandten und mit Interesse einer Hinrichtung beiwohnten. Von dem falschen Bilde, das man sich von dem guten Landmann und dem braven Mann aus dem Volke bildete, ist schon die Rede gewesen; es hatte auch hier die Sentimentalität den Pinsel geführt. Eine gute Folge hatte diese Art der Anschauung. Indem man sich von ihr leiten ließ, bewunderte man die Einfachheit der Amerikaner, insbesondere Franklins, der mit kluger Berechnung seine Quäkertracht zur Schau trug. Mit der Einfachheit der Kleidung zog auch eine Weile lang Einfachheit der Sitten ein. Von den Bemühungen der Königin, auf beiden Gebieten die steife Überlieferung zu brechen, war schon die Rede. Auch die andern Angehörigen des Hofes fanden es mit einem Male reizend, so ganz Mensch sein zu dürfen, gegen die Untergebenen äußerste Liebenswürdigkeit zu zeigen, Niedrigerstehenden gegenüber in keinerlei Weise die Würde und Hoheit von früher herauszukehren. Aber auch das war vorübergehende Modesache. Neben gesuchter Einfachheit trat immer wieder bei Gelegenheit üppigste Pracht und Verschwendungssucht zu Tage, neben übertriebener Gefühlsseligkeit und Menschenfreundlichkeit äußerste Selbstsucht und Brutalität. Der Volksinstinkt ließ sich durch derartiges doch nicht betrügen. Je mehr die oberen Gesellschaftskreise durch ihre Modeneigungen sich selbst der Stärke und des Willens der Selbstverteidigung entäußerten, um so sicherer mußten sie dann vor dem Ansturme der unteren Klassen zu Grunde gehen, die man auf der einen Seite durch die Privilegienwirtschaft bis zur verzweifelten Wut gereizt, auf der andern Seite aber nach der Mode der Zeit wie ein ungefährliches Lieblingstier verzogen und frech gemacht hatte. Auch hier war die Revolution von oben her vorbereitet. — — —

## Ludwigs XVI. Regierung bis zum Ausbruche der Revolution.

### Turgots Reformversuche.

Anfänge Ludwigs XVI.

Als am 10. Mai 1774 das Ableben Ludwigs XV. bekannt wurde, waren die Befriedigung darüber und die Erwartungen, die man von seinem Nachfolger hegte, so groß, daß nach dem Zeugnisse der Frau von Campan, der Kammerdame der Königin, die Hochrufe auf Ludwig XVI. von früher Morgenstunde bis zum Abend dauerten. Die Menge hatte recht, wenn sie bei dem jungen Könige, der damals allerdings erst 20 Jahre zählte, besten Willen voraussetzte. Dieselbe Zeugin berichtet, wie er und sein junges Weib in dem ereignisschweren Augenblicke des Thronwechsels auf die Kniee gesunken seien und in inbrünstigem Gebete unter Thränen ihren Herrn und Gott um Leitung und Schutz angefleht hätten, da sie zu jung auf den Thron kämen. Leider wurde die neue Regierung sofort durch einen Beweis der Unselbständigkeit des Königs begonnen. Im richtigen Gefühle der eignen Unzulänglichkeit und in der durch

die Erfahrung der letzten Jahre hervorgebrachten Überzeugung, daß mit den Ministern Ludwigs XV. nicht fortgewirtschaftet werden könnte, schrieb Ludwig XVI. einen Brief an den greisen Ex-Minister Machauld, der in den Jahren 1754—1757 sich erst als Kontrolleur der Finanzen und dann als Marineminister ebensosehr durch seine Tüchtigkeit als Redlichkeit ausgezeichnet hatte, dann aber in Ungnade gefallen war; er bat ihn darin um seine persönliche Unterstützung und um seinen Rat. In dem

10. Anne Robert Jacques Turgot, Baron de l'Aulne.
Nach dem Pastellbilde von Joseph Ducreux.

Turgot

Augenblicke, da dieser Brief abgehen sollte, kam die älteste von des Königs Tanten, Madame Adelaide, dazwischen und ließ durch Frau von Campan den schon davoneilenden Boten zurückrufen. Ihr war eingeflüstert worden, daß Machauld ein Jansenist und Feind der Kirche sei; das vertrug ihr frommes Gemüt nicht, und so hinderte sie mit herrischer Kurzsichtigkeit einen vielversprechenden Schritt des neuen Herrschers. Noch mehr: sie veranlaßte ihn, dasselbe Schreiben in einen andern Umschlag zu stecken und an den Grafen Maurepas abgehen zu lassen, einen alten Gecken, der ohne jede Charakterfestigkeit und völlig in der alten Überlieferung lebend, kein andres Verdienst aufweisen konnte, als einst ein boshaftes Epigramm auf die Pompadour gemacht und Maurepas.

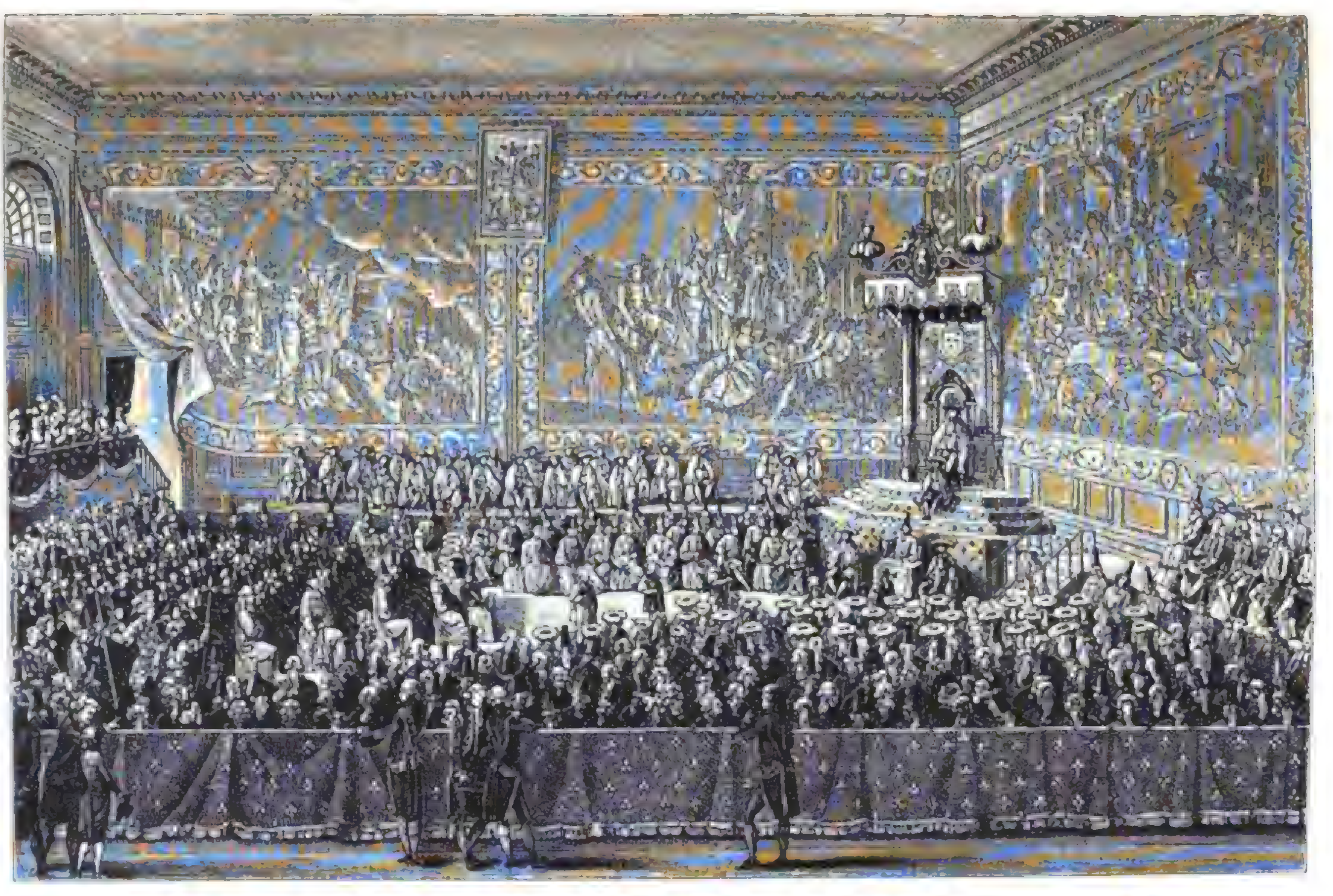
darum seit 25 Jahren die königliche Gnade in der Verbannung auf seinen Gütern vermißt zu haben.

Turgot. Immerhin erwarb er sich nun ein großes Verdienst, wenn anders man es ihm zurechnen darf. Ein Abbé de Véri, der der Schule der Physiokraten angehörte, machte die Gemahlin des leitenden Ministers auf einen Jugendfreund aufmerksam, der wohl vor manchem andern im stande sei, die französischen Finanzen in die Höhe zu bringen, da er schon bisher stichhaltige Proben seiner Fähigkeit auf diesem Gebiete, wenn auch in einem kleineren Bezirke, an den Tag gelegt habe. Es war Anne Robert Jacques Turgot, geb. 10. Mai 1727 zu Paris, durchaus in der Schule der Physiokraten vorgebildet, ohne darum der Doktrin den einzelnen Fall und seine notwendigen Forderungen zu opfern, ein Mann von Charakter und Herz, seit 1761 Intendant in Limoges. Hier hatte er auf dem Gebiete der Besteuerung und der Armenpflege Mustergültiges geleistet und sich mit nie rastender Arbeitskraft in die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eingearbeitet. Um hier ein ganzes Werk schaffen zu können, hatte er den für sein Einkommen und seine gesellschaftliche Stellung viel bedeutenderen Posten eines Intendanten in Lyon abgelehnt. Nunmehr stand er am 24. August 1774 vor dem neuen Könige, und seine Persönlichkeit, die warmherzige Art seines Denkens, die aus seinen Worten, mehr noch aus einem sofort für den König niedergeschriebenen Programm hervorleuchtete, machten es diesem klar, daß er den geeigneten Mann für das augenblicklich allerwichtigste Amt in Frankreich, für den Posten des Generalkontrolleurs der Finanzen gefunden habe.

„Ich beschränke mich", heißt es in dem Briefe Turgots an den König, „in diesem Augenblicke darauf, Ihnen die drei Worte ins Gedächtnis zurückzurufen: kein Bankrott, keine Steuererhöhung, keine Anlehen! — Kein Bankrott, weder zugestanden noch verkleidet durch gewaltthätige Zahlungsverweigerung. Keine Steuererhöhung: der Grund liegt in der Lage Ihrer Völker und noch mehr in dem Herzen Ihrer Majestät. Keine Anlehen: denn jedes Anlehen vermindert das verfügbare Einkommen; es führt nach einer gewissen Zeit entweder zum Bankrott oder zur Vermehrung der Steuer. — — — Um diese drei Sätze auszuführen, gibt es nur ein Mittel, das ist, die Ausgabe unter die Einnahme zu erniedrigen und zwar in dem Maße, daß jedes Jahr einige 20 Millionen erspart werden für die Tilgung der alten Schuld. Sonst würde der erste Kanonenschuß den Staat zwingen, den Bankrott zu erklären."

Freigabe des Mehl- und Getreidehandels. Die erste Äußerung des neuen Finanzministers war ein vom 13. Sept. 1774 datierter Staatsratsbeschluß, veröffentlicht am 21. September, der den Handel mit Getreide und Mehl in Frankreich freigab und sogar die Freigabe der Ausfuhr in Aussicht stellte. Wenn dessen erster Artikel ausdrücklich allen Personen und an allen Orten erlaubte, Getreide und Mehl zu kaufen und zu verkaufen, ohne irgend welchen polizeilichen Schereien unterworfen zu sein, wenn im dritten Artikel ausdrücklich gesagt wurde, daß der König verbiete, in seinem Namen Getreide aufzukaufen, so darf man eben nur das Verbotene sich als Wirklichkeit vorstellen, um ein Bild des unnatürlichen Zustandes zu haben, mit dem das Edikt brechen wollte. Bislang war der Getreidehandel an bestimmte Orte gebunden gewesen zum Schaden der Produzenten und Konsumenten; lediglich die Aufkäufer hatten Nutzen davon gehabt und unter ihnen war seiner Zeit Ludwig XV. der vornehmste gewesen. Der König von Frankreich unter den Kornwucherern der erste!

Beabsichtigte Steuerreform. Eine weitere Segnung für das französische Volk plante Turgot durch Beseitigung des ganzen bisherigen Steuererhebungssystems: der Staat selbst sollte durch eigne Beamte die Steuern eintreiben. Da aber zunächst die Pachtverträge mit den Generalpächtern der Staatsgefälle noch sechs Jahre liefen und bei dem jammervollen Zustande der Finanzen vor der Hand auch noch nicht abgelöst werden konnten, so suchte inzwischen Turgot wenigstens die größten Härten des alten Systems zu mildern. In dieser Thätigkeit wurde er unterbrochen durch



11. **Lit de justice, abgehalten zu Versailles am 6. August 1787. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Girardet.** (Vgl. S. 81.)

Bei solchen feierlichen Sitzungen des Parlaments saß der König nach mittelalterlichem Brauche, mit den Insignien seiner Würde bekleidet, auf einem Sitze von fünf Kissen und erteilte so den Befehl, sein Edikt zu registrieren. Zu seinen Füßen auf den Stufen des Thrones sitzt der Großkanzler, links vom König auf den hohen Sitzen die Prinzen von Geblüt und der Hochadel, rechts die kirchlichen Würdenträger, dann die Marschälle von Frankreich und die Befehlshaber der Garden. Auf den Stufen der Treppe sitzt der Obergerichtsverwalter von Paris; unterhalb des Thrones, vor einem Tische der Siegelbewahrer, auf den mit dem Lilienwappen gezierten Bänken, die den Saalgrund umgeben, die Räte des Parlaments; im Vordergrunde einige Offiziere und Würdenträger (in Federhüten); die an ihren Stäben kenntlichen Hausbeamten knieen, ferner sieht man in der Mitte des Saales die sechs Wappenherolde. Hellebardiere versehen den Wachdienst. Im Hintergrunde (links) sind die Plätze für die Zuschauer, darüber befindet sich die Loge für die Königin und ihren Hofstaat.

Digitized by Google

eine bäuerlich scheinende Volksbewegung, die bekannt ist unter dem Namen des Mehlkrieges (la guerre des farines) und ein deutliches Zeichen abgab dafür, daß die durch Turgots Edikte geschädigten Interessenten sich zu rühren begannen. Sie selbst blieben freilich dabei im Hintergrunde und setzten nur den Pöbel in Bewegung. Der Mehlkrieg begann damit, daß Bauern aus der Umgegend von Dijon am 18. April 1775 einen Angriff auf die Mehlmagazine dieser Stadt unternahmen. Dann begann die Bewegung in der Umgebung von Paris und Versailles. Mit dem Rufe: Hunger! Brot! Monopol! stürzten sich Banden von Gesindel auf Mehl- und Getreidetransporte und -Magazine und vernichteten oder verdarben die gemachte Beute; jedenfalls ein eigentümliches Mittel, um den Hunger zu stillen. Wenn die Hintermänner hofften, durch diese Unruhen den König von der Gefährlichkeit der Turgotschen Gesetze zu überzeugen, so hatten sie sich dieses Mal verrechnet. Der König machte für die Zeit der Unruhen Turgot sogar zum Kriegsminister und noch im Mai gelang es diesem, der Sache Herr zu werden.

Schutzzoll und Monopole.

Durch Schutzzoll hob er dann den französischen Krappbau, monopolisierte die Salpetergewinnung und Pulverfabrikation unter staatlichen Administratoren, deren einer der berühmte Chemiker Lavoisier war. Indem er den Pachtvertrag mit den bisherigen Unternehmern aufhob und den Staat zum Fabrikanten machte, wurde ein jährlicher Mehrgewinn von 500 000 Livres erzielt. Im Juli 1775 übernahm er den bisher ebenfalls verpachteten Betrieb der Posten auf den Staat. Mit den von ihm benannten neuen Eilpostwagen, den Turgotines, und mit der neuen Dienstvorschrift verkürzte er die Reisedauer auf das erheblichste. Jetzt fuhr man nur fünf und einen halben Tag von Paris nach Bordeaux, während man vorher 14 Tage gebraucht hatte. Natürlich erhoben auch hier die geschädigten Interessenten ein Wehegeschrei, das beim Publikum Nachhall fand, weil man sich noch nicht daran gewöhnt hatte, anders zu glauben, als daß alles von der Regierung Verordnete gemeinschädlich sei.

Aufhebung der Wegfronen und Zünfte.

Der Verstaatlichung des Postwesens schloß sich die der Wasserstraßen an. Dann kamen im Januar und Februar 1776 sechs Reformedikte im Ministerrate zur Annahme, von denen zwei von großartiger Bedeutung für den sozialen und wirtschaftlichen Zustand Frankreichs sein mußten; es waren die Aufhebung der Wegfronen und die Aufhebung der Zünfte und Meisterrechte. Mit dem ersteren Edikte wurde dem Bauer auf dem platten Lande eine recht drückende Last abgenommen und dem Staate übertragen. Wenn jener von nun an am Wegebau noch teilnahm, so that er es nicht mehr gezwungen und zum Schaden seiner eigentlichen Berufsgeschäfte, sondern freiwillig, um den vom Staate dafür ausgesetzten Tagelohn zu erhalten. Eine neue Steuer wurde freilich dadurch nötig, aber Turgot wollte sie vom Adel und Klerus aufbringen lassen und dadurch einen ersten Streich gegen die unberechtigte Privilegienwirtschaft führen. Die Aufhebung der Zünfte aber mußte besonders in den größeren Städten, namentlich in Paris, als eine große Wohlthat angesehen werden. Denn auch im Handwerk machte sich, wie schon erzählt, das Vorrecht nicht weniger breit zu ungunsten der Konsumenten und einer erschreckend großen Zahl unterstandsloser Arbeiter. Auf die Nachricht von der Annahme dieses Gesetzes, das, wie die früheren Gesetze den Getreidehandel, so jetzt die Arbeit freigab, fuhren die Altgesellen von Paris, denen nun auch eine selbstständige Zukunft zu winken schien, unter dem jubelnden Zuruf der Menge in langer Prozession durch die Stadt.

Befreiung des Weinhandels.

Wir haben die Hindernisse kennen gelernt, die das bisherige System dem Aufblühen des Weinbaues bereitete. Auch hier schuf Turgot Wandel, indem er durch Edikt vom 6. April 1776 alle Weinbannrechte ohne Ausnahme aufhob und den Handel mit Wein wie mit gebrannten Wässern freigab. Der Widerstand der Stadt Bordeaux, also auch wieder eines kleinen Bruchteils der Bevölkerung, das aus seinen Privilegien

Nutzen zog, hat dann, unterstützt durch den Fall Turgots, die Durchführung dieses sicher segensreichen Ediktes hintertrieben.

Und noch eins hatte Frankreich in jener Zeit Turgot und dessen Kollegen Vergennes zu verdanken: es ließ sich damals noch nicht zur Teilnahme an dem amerikanischen Befreiungskriege hinreißen. Der erste Kanonenschuß, so hatte Turgot schon in seinem ersten Briefe an den König geschrieben, würde Frankreich zwingen, den Bankrott zu erklären. — Aber schon zogen sich die Wolken zusammen, die für Turgot, mehr noch für ganz Frankreich Unheil bargen. Zunächst regte sich der Widerstand des Pariser Parlaments, das von jeher die Sache der Privilegierten zu der seinen gemacht hatte. Wie schon oben erzählt, wurde es am 12. November 1774 durch Ludwig XVI. Widerstand des Parlaments.

12. Chrétien Guillaume de Lamoignon de Malesherbes.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von L. Lacour.

wiederhergestellt, nachdem es 1771 aufgehoben worden war. Der König that diesen Schritt aus eignem Entschluß, ohne die Zustimmung Turgots, unter Widerspruch des Grafen von der Provence, des Ministers des Äußern Vergennes und andrer angesehener Leute. Er meinte damit das Unrecht des Staatsstreichs vom 20. Januar 1771 wieder gut machen und den Parisern einen Gefallen thun zu können. In der That war man in Paris närrisch vor Freude. Aber nun erwies sich das Parlament als Hemmschuh für die neue Gesetzgebung. Es nahm sich der durch sie Geschädigten an, deren es natürlich nicht wenige gab, und machte Front gegen den Grundsatz Turgots, daß für alle gleiches Recht und gleiche Pflichten zu herrschen hätten. In einer Eingabe für die Aufhebung der Zünfte an den König suchte es Stadt und Land als von trauernder Sorge bewegt zu schildern. Aber, wenn dies auch nicht ohne Eindruck blieb, so erzwang der König doch die Registrierung des Turgotschen Edikts über die Aufhebung der Zünfte durch eine am 12. März 1776 abgehaltene Kissensitzung (lit de justice). Das Parlament

Digitized by Google

mußte sich dabei belehren lassen, daß die Zünfte 1581 von Heinrich III. gerade unter äußerstem Widerstande des Pariser Parlaments eingerichtet worden seien.

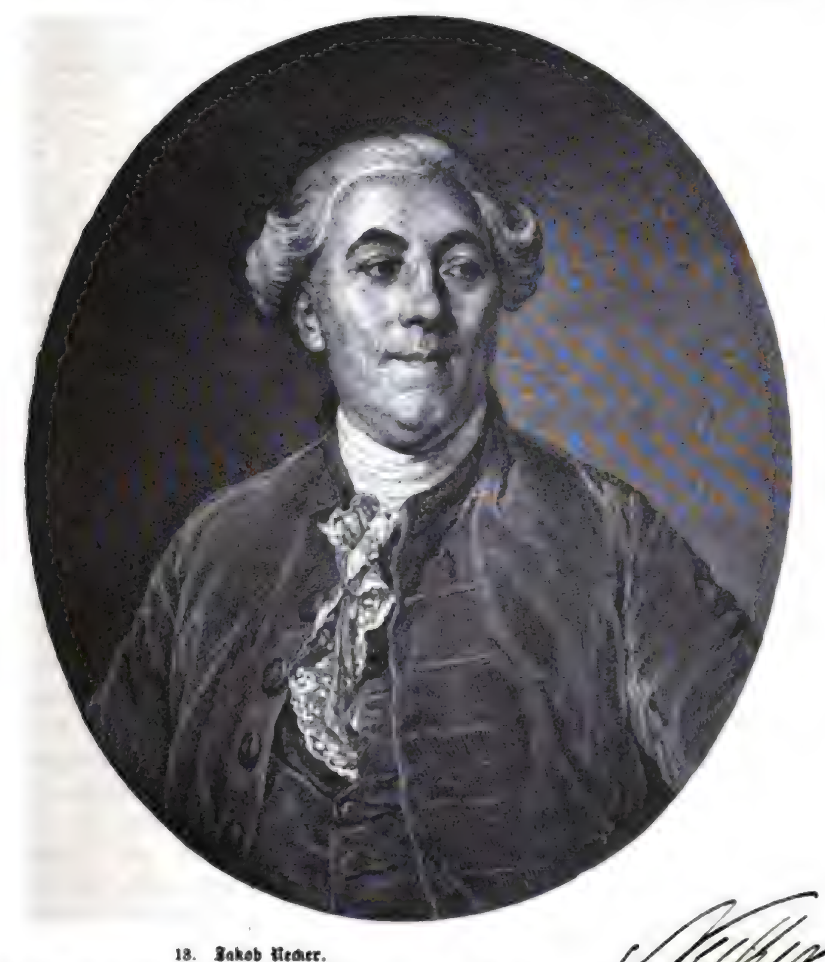
Malesherbes. Ferner gestaltete sich die Stellung Turgots zu Malesherbes, dem Minister des königlichen Hauses, nicht so befriedigend, wie er gehofft hatte. Als Lamoignon de Malesherbes im Juli 1775 in das Ministerium eintrat, konnte Turgot in ihm einen Freund begrüßen, dessen ehrenhafte Gesinnung in mancher Prüfung goldklar ans Licht getreten war. Freilich hatte man ihn zur Annahme des Amtes beinahe zwingen müssen; erst nach der dritten, dringlichst gehaltenen Aufforderung des Königs vertauschte er die stille und ungestörte Behaglichkeit seines Landgutes mit dem sorgen- und geräuschvollen Ministerposten in Versailles. Schon darum fand Turgot an ihm nicht den kampfbereiten Bundesgenossen. Überdies mußte er von ihm unaufhörlich fordern, daß er sparen solle; der Hof dagegen verstand gar nicht, was das für eine neue Mode sei und namentlich die Königin zeigte große Gereiztheit, wenn sie von dem Sparsystem in irgend einer Kinderei gehindert wurde. Malesherbes bekam also die Sache bald satt und ließ den Freund im Stich: er reichte sein Gesuch um Entlassung ein. Als Nachfolger nahm die Hofpartei einen unbedeutenden Menschen in Aussicht, einen Herrn Amelot. Gegen dessen Wahl sträubte sich Turgot, insbesondere mit Hinblick auf die Schwäche des Herrn von Maurepas, in einem langen Briefe an den König vom 30. April, in dem er nochmals sein ganzes Verhältnis zum König beleuchtete und dabei prophetisch den König vor Schwäche warnte, vor Schwäche, die Karls I. von England Haupt auf das Schafott gebracht habe. Es half nichts, die Entscheidung war schon gefallen.

Turgots Fall. Eine Denkschrift Turgots, wohl in den Anfangstagen des April 1776 eingereicht, enthielt den eigentlichen Kern seiner Pläne: sie handelte von dem, was er die Munizipalitäten Frankreichs nannte. Er verstand darunter ein System der Selbstverwaltung, das der bisherigen heillosen Zentralisation ein Ende machen sollte, und eine Volksvertretung, die aus kleineren, provinzialen Versammlungen sich langsam zu einer beratenden Gesamtkörperschaft umbilden und die Krone von Verantwortung und Arbeit einigermaßen entlasten sollte. Nie hat Ludwig XVI. ein rechtes Verständnis für konstitutionelle Formen der Staatsverwaltung gezeigt; die englische Verfassung war ihm ein Greuel. Er witterte in dem Turgotschen Vorschlag allerhand Englisches und sah durch ihn seine Macht und sein Ansehen derartig in Frage gestellt, daß er die aufgeregtesten Bemerkungen an den Rand schrieb. Turgot hat jedoch von diesen Einwänden zunächst nichts erfahren; aber er bemerkte alsbald, daß zwischen ihm und dem Könige eine ihm unerklärliche Entfremdung eingetreten war. Dazu kam jene Skandalgeschichte des Grafen Guines, die schon erwähnt wurde; die Königin nahm sich des Mannes in einer jeder Staatsklugheit ins Gesicht schlagenden Art an und verlangte vom König nicht nur die Entlassung Turgots, sondern auch dessen Inhaftierung. Das letztere that der König nun zwar nicht, dagegen entsprach er der ersten Bitte: nachdem Malesherbes am 11. Mai der erbetene Abschied gewährt worden war, erhielt Turgot am nächsten Tage seinen Abschied, ehe er noch darum gebeten hatte. Ohne Zorn ging er, dem Könige noch einen ernsten Brief sendend, in dem er seine oft geäußerte Schwarzseherei als hoffentlich unbegründet hinstellte. Bei allen Patrioten aber herrschte helle Verzweiflung. Voltaire war entsetzt über den Vorgang. Man wußte eben nicht, daß der König über einen gewissen Punkt nicht hinauszubringen war; gesetzt, daß die weiteren Pläne Turgots: eine allgemeine Grundsteuer, ein allgemeines Gesetzbuch für ganz Frankreich, Einführung von einerlei Maß, Preßfreiheit, nicht an dem Widerstande des Parlaments gescheitert wären, so würde der König sicher gegen „allgemeine Gewissens- und Glaubensfreiheit, Rückberufung der Hugenotten und Aufhebung des Edikts von Nantes“ gewesen sein. — Leute, die da meinen, die große Revolution

habe vielleicht durch die Beibehaltung Turgots vereitelt werden können, sehen an jenem 12. Mai die Katastrophe schon hereinbrechen. Jedenfalls enthielt das Turgotsche Programm alles, was man als den besten Teil der späteren Revolutionsergebnisse ansehen darf. Erlebt hat Turgot den Ausbruch der Revolution nicht mehr; er starb am 8. März 1781.

### Die Nachfolger Turgots.

Die beiden wichtigsten Gesetze Turgots, das über die Wegfronen und über die Aufhebung der Zünfte, teilten das Schicksal seiner Edikte über Freigebung des Weinhandels. Sie kamen einfach nicht zur Ausführung. Man konnte es auch um so Necker.



18. Jakob Necker.
Nach dem Gemälde von J. S. Duplessis gestochen von Aug. de St. Aubin.

weniger erwarten, als Clugny Turgots Nachfolger im Amte wurde, der mit den Worten charakterisiert wird: „vier Monate Plünderungen, von denen der König nichts erfuhr.“ Er starb glücklicherweise sehr bald und nun verfiel Maurepas auf den sonderbaren Gedanken, das Departement der Finanzen zu teilen, derart, daß der Staatsrat Taboureaux des Réaux Generalkontrolleur wurde, der Bankier Necker aber Generaldirektor des königlichen Schatzes. Diese doppelköpfige Verwaltung hielt sich aber selbstverständlich nicht lange. Am 22. Oktober 1776 eingerichtet, machte sie am



Digitized by Google

29. Juni 1777 der alleinigen Leitung Neckers Platz, der jedoch als Protestant nicht Generalkontrolleur wurde, sondern Generaldirektor der Finanzen und auch keinen Sitz im Rate des Königs erhielt. So wollte es das bestehende Recht, das Protestanten von Staatsämtern eigentlich ganz ausschloß.

Jakob Necker war der Sohn eines aus dem Magdeburgischen stammenden Professors in Genf, wo er am 30. September 1732 geboren wurde. Er ging als junger Mann nach Paris, erlernte dort das Bankgeschäft im Hause Vernet; seine Unternehmungen noch als Mitglied dieses Bankhauses glückten, 1762 machte er sich selbständig und gebot nach einer zehnjährigen Thätigkeit, immer in gleicher Weise von den Umständen begünstigt, über ein Vermögen von 6 Millionen Livres. Von da an überließ er die Leitung des Geschäftes seinem Bruder und widmete sich der Politik und insbesondere der Volkswirtschaft, ohne jedoch über einen oberflächlichen Dilettantismus hinauszukommen. Doch wurde er viel bewundert, um so mehr, als Bewunderung des Herrn Necker das Eintrittsgeld in den gern von den Größen des Tages aufgesuchten Salon der Frau Necker bildete. Diese merkwürdige Frau, ebenso ausgezeichnet durch feine Bildung, liebenswürdige Anmut des Körpers und der Seele und durch lebhaften Geist, war ebenfalls eine Schweizerin und zwar aus dem Waadtland, wo sie als Tochter des Pfarrers Curchot von Crassier 1739 geboren worden war. Ihre beschränkten Verhältnisse führten sie nach Paris, wo sie bei einer Frau von Vermenour eine Stellung als Gesellschafterin angenommen hatte. Hier lernte Necker sie kennen und führte Susanne Curchot im Jahre 1764 als seine Gattin heim. Dankbarkeit und Liebe machten sie zu einer schwärmerischen Verehrerin ihres Mannes, und seine politische Rolle ist nicht zum wenigsten auf die Propaganda zurückzuführen, die sie im Kreise tonangebender Männer an den berühmten Freitagsabenden für ihn machte.

Amtsführung Neckers.

Necker, der sich gleich dadurch gut einführte, daß er auf jedes Gehalt für sein Amt verzichtete, ging zweifellos mit dem besten Wollen an seine schwierige Aufgabe; auch mit vollkommenster Überzeugung von seiner Befähigung dafür; er hat nie Bedenken gefühlt über die Weisheit und Trefflichkeit seiner Vorschläge. Aber was gründliche Sachkenntnis und den entsprechenden Blick für das Notwendige und Heilsame anlangt, stand er weit hinter Turgot zurück. Wenn er eine Menge Finanzämter, die der Verwaltung bloß hinderlich waren, und 406 Sinekuren im Hofhalte des Königs und der Königin aufhob, so waren das zwar anerkennenswerte Maßregeln, aber eine gründliche Reform bedeuteten sie nicht. Im allgemeinen erkannte er nicht, daß, was für einen privaten Haushalt größeren Umfanges oder auch für ein kleines Gemeinwesen recht günstig sein mochte, für einen so großen Staat, dem noch allenthalben der mittelalterliche Wust anhaftete, nicht ausreichte. Er übertrug die Operationen des Bankiers auf die Staatsverwaltung; durch Revision von Kaufbriefen und Verträgen, durch Wiederheranziehung von Besitzungen, die der Krone entfremdet worden waren, durch Erhöhung des „freiwilligen Geschenkes“ des Klerus und andre kleine Mittel suchte er die Einkünfte des Staates zu erhöhen; neue Anleihen wußte er zu günstigeren Bedingungen abzuschließen. Auch soll es ihm nicht vergessen sein, daß auf seine Anregung hin 1779 die Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen abgeschafft wurde und daß er im September 1780 die Anwendung der Folter im Vorverfahren zum Zwecke der Geständniserlangung untersagte. Aber geheilt wurde die Wunde nicht, nur überpflastert.

Als jedoch die 532 Millionen, um die er die Schuldenlast Frankreichs vergrößert hatte, ausgegeben waren, sah er sich zu kühneren Schritten gedrängt. Er bedurfte einer Erhöhung der Steuern oder einer neuen Anleihe. Wie konnte aber die erdrückende Steuerlast noch erhöht werden? Um den dritten Stand leistungsfähiger zu machen, faßte er die Aufhebung der Frondienste und der Zünfte ins Auge; um ihn zugleich williger zu machen, vermochte er den König im Juli 1778 zu einem Edikte, kraft dessen zunächst im Berri ein Provinziallandtag auf zwei Jahre zusammentreten sollte, dem an Stelle des Intendanten die Erhebung der Steuern und andrer Verwaltungssachen übertragen wurde. Er sollte sich zusammensetzen aus elf Abgeordneten des ersten Standes mit dem Erzbischof von Bourges als zwölften an der Spitze, zwölf Abgeordneten des zweiten und 24 Abgeordneten des dritten Standes, nämlich zwölf

städtischen und zwölf ländlichen. Doch sollte nicht nach Ständen, sondern nach der Stimmenzahl votiert werden. Solche Provinzialversammlungen erbaten dann auch andre Generalitäten. Sie wurden das Vorbild der späteren Nationalversammlung. „Das ist ja alles Turgot!“ meinte der König mit Recht von diesen Reformplänen, aber jetzt genehmigte er sie.

Neckers Rechnungslegung.

Seit Februar 1778 war Frankreich in den von Turgot so gefürchteten Krieg mit England zur Unterstützung des amerikanischen Freiheitskampfes hineingezogen. Der Kredit Neckers, der anfänglich auch gegen eine Beteiligung Frankreichs gewesen war, hatte die ungeheueren Kosten dieses Unternehmens zu decken gewußt. Es galt nun aber, da der Markt schwieriger zu werden begann, neue Mittel zu seiner Gewinnung zu finden. Es galt, den Kapitalbesitzern, um das Geld zu möglichst günstigen Bedingungen zu erhalten, die Finanzlage Frankreichs in rosigstem Lichte zu zeigen. Necker veröffentlichte eine Rechnungslegung (compte rendu), wie er sie dem Könige erstattet hatte. Durch eine willkürliche Gruppierung und Feststellung der Zahlen, von denen weder gesagt war, woher sie genommen und wann sie gültig gewesen seien, kam Necker zu dem überraschenden Resultate, daß die ordentlichen Einkünfte Seiner Majestät im Augenblick die ordentlichen Ausgaben um 10200000 Livres überstiegen, während der Bankrott in Wirklichkeit vor der Thüre stand. Der Erfolg des Büchleins war der gewünschte. Man drängte sich, die neueste Anleihe zu zeichnen, binnen kurzem waren 236 Millionen aufgebracht. Aber diese Veröffentlichung hatte auch eine sehr bedenkliche Seite; sie zog den Schleier von vielen Dingen, denen man ihre Verborgenheit gern gegönnt hätte; das empfand man sehr übel in den obersten Kreisen. Vor allem ließ sich der Umstand nicht verhehlen, daß die unverhältnismäßigen Kosten des Hofes und die Bezüge der dem Hofe nahestehenden Aristokraten es waren, welche immer wieder das Gleichgewicht des Budgets vernichteten. Das war unverzeihlich. Bittere Reden, Angriffe jeder Art bestürmten Necker; er verlangte einen augenfälligen Vertrauensbeweis vom Könige: die Ernennung zum wirklichen Generalkontrolleur der Finanzen mit Sitz und Stimme im Ministerium. Die Stimmung bei Hofe war sehr geteilt: den aufgebrachten Gegnern standen entschiedene Gönner gegenüber. Nach einigem Schwanken siegten im Rate des Königs jene; Necker erhielt eine abschlägige Antwort. In einem kurzen Billet vom 19. Mai 1781, das weder eine Anrede noch irgend eine Höflichkeitsformel enthielt, forderte er seine Entlassung.

Nachfolger Neckers.

Zweifellos war er nicht der Mann, um das Verderben aufzuhalten. Aber nicht nur er selbst und die Seinen hielten ihn dafür, sondern vor allem das französische Publikum, und das war in solcher Lage sehr schlimm für das öffentliche Vertrauen zur Krone. Konnte und wollte diese überhaupt noch mit fähigen Ministern arbeiten? Sein Nachfolger sollte das allerdings nicht beweisen. Der Staatsrat Joly de Fleury beseitigte sofort alles, was an Necker erinnerte. Während seiner Verwaltung wurde das französische Volk mit jenem Edikte beschenkt, das alle Offiziersstellen dem Adel vorbehielt und den Unteroffizieren jede Hoffnung auf Beförderung abschnitt. Er überdauerte den Tod seines Freundes und Gesinnungsgenossen Maurepas (gest. 21. Nov. 1781). Als aber Graf Vergennes an die Spitze des Finanzausschusses trat, gab es schließlich Reibereien. Fleury machte im März 1783 einem andern Staatsrat, d'Ormesson, einem noch jungen Manne, Platz; nachdem dieser sich mit anerkennenswertem Eifer in das ihm eigentlich fremde Fach eingearbeitet hatte, kam er mit demselben Gedanken hervor, den schon Turgot gehabt: die Verpachtung der Abgaben muß durch Königliche Verwaltung ersetzt werden. Dem entsprechend hob er am 27. September 1783 die betreffenden Verträge auf. Das führte natürlich seinen Sturz herbei. Über einen Nachfolger war man in Verlegenheit; einige Leute dachten sogar wieder an Necker,

worüber der König sich sehr entrüstete. Da entdeckte der Hof denjenigen Mann, welcher in der Geschäftsführung wie im Benehmen der vollkommene Gegensatz gegen den unbequemen Genfer war. Durch die Fürsprache des Grafen von Artois wurde am Calonne. 2. November 1783 der Intendant von Lille, Charles de Calonne, 1734 geboren, mit der Verwaltung der Finanzen betraut. Mit diesem Momente begann ein märchenhafter Glanz über den Hof sich zu verbreiten. Glänzende Feste wurden veranstaltet, alle Wünsche der Prinzen und hohen Herren wurden anstandslos erfüllt. Der königliche Schatz schien vogelfrei zu sein und zugleich unerschöpflich. Woher aber diese plötzliche Fülle? Calonne verstand das Schuldenmachen aus dem Grunde. Er betrachtete Luxus und verschwenderische Pracht als Mittel zur Hebung des Staatskredits. Wer ängstliche

14. Charles de Calonne, französischer Finanzminister.
Nach einer Lithographie.

de Calonne

Sparsamkeit zeige, mache die Geldleute bedenklich, meinte er. Überdies bemühte er sich, gleich nach seinem Antritt, einige dringliche Verpflichtungen mit übergroßer Gewissenhaftigkeit einzulösen, mit dem ausgesprochenen Zwecke, durch diese pünktliche Ehrlichkeit das Vertrauen zu erhöhen und das Kapital anzulocken. Das gelang ihm auch. Anleihen über Anleihen wurden gemacht, gleichgültig zu was für Bedingungen. Einen Fehlbetrag von 600 Millionen fand er vor; vom Dezember 1783 bis dahin 1785 lieh er weitere 300 Millionen auf; die Steuerschraube wurde maßlos angezogen. Endlich aber versagten auch diese gewissenlosen Mittel. Das allgemeine Mißtrauen erwies sich unüberwindlich; selbst auf die lockendsten Versprechungen des Ministers hin wollte kein Geld mehr zum Vorschein kommen; der Hof stellte einstweilen alle Zahlungen ein. Dazu kam, daß die Hofgesellschaft, vor allem aber die Königin, aufs äußerste in der

Digitized by Google

**öffentlichen Meinung bloßgestellt und geradezu zum Gegenstande der öffentlichen Verachtung wurde, wenn auch völlig unschuldig, durch einen Prozeß, der in der Hauptsache als eine niederträchtige Intrigue des Herzogs von Orléans zu betrachten ist: durch den berüchtigten Halsbandprozeß gegen den Kardinal Rohan und Genossen.**

In die Blütezeit jener Mißwirtschaft fiel am 27. April 1784 die erste Aufführung der „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais, eines Stücks, das eine vollendete Satire war auf die Schwächen der obersten Gesellschaftskreise, ihre Laster, ihre Hohlheit, ihre Unnatur. Der jubelnde Beifall, der es hunderte von Aufführungen erleben ließ, konnte als Gradmesser für die Stimmung des gebildeten Mittelstandes von Frankreich dienen. Daß es aber auch bei Hofe, trotz des Widerstandes des Königs ein allbeliebtes Stück wurde, zeigt die staunenswerte Kurzsichtigkeit gerade der Leute, auf die das Stück gemünzt war und die doch seine gefährliche Bedeutung verkannten. Es schien wie gemacht für eine Einleitung zu dem geradezu erstaunlichen Skandal, der im folgenden Jahre zum Ausbruch kam. Der Halsbandprozeß.

Die Hauptgröße in dieser Geschichte war der Kardinal-Bischof und Großalmosenier von Frankreich, Prinz Ludwig von Rohan. In den letzten Lebensjahren Ludwigs XV. war er Gesandter in Wien gewesen und hatte sich da ebensosehr durch eine unsinnige Prunkliebe wie durch Unbekümmertheit um die Geschäfte ausgezeichnet. Diese besorgte sein Sekretär, der Exjesuit Abbé Georgel. Ein Witz, den sich dieser über Maria Theresia in einem seiner Berichte nach Versailles erlaubt und den man dort viel belacht hatte, brachte dem Gesandten, der in der That daran ganz unschuldig war, die Ungnade der Dauphine ein. Als sie Königin geworden war und der Prinz von Wien herübergeeilt kam, um sein Beileid und gleichzeitig seine Glückwünsche zum Ausdrucke zu bringen, wurde er zu seinem Entsetzen von dem jungen Königspaare gar nicht empfangen. Von Stund an beherrschte ihn der bis zur fixen Idee gesteigerte Wunsch, auf irgend eine Weise sich die Gnade der jungen Königin wieder zu gewinnen. Diese Stimmung machte sich eine überaus abgefeimte Abenteurerin, die aus eignen Gnaden zum Range einer Gräfin erhobene Jeanne de la Motte de Valois de France, zu nutze. Die beiden letzten Zusätze zu ihrem Namen erklärte sie dadurch, daß sie von einem Bastard Heinrichs II. von Frankreich abstamme. Zum Fürstbischof von Straßburg war sie in dessen für allerhand Damen und Herren von Welt gastlich geöffnetem Palaste zu Zabern in engere Verbindung getreten und hatte ihm einzubilden gewußt, daß sie früher zur Königin in freundschaftlichsten Beziehungen gestanden habe und diese demnächst auch wieder aufnehmen werde. Der Prinz war entzückt, als sie ihm bei ihrer Abreise nach Versailles ihre besondere Protektion in Aussicht stellte. Sehr bald erhielt er die Nachricht, daß die Königin, nachdem sie durch die Gräfin über die obwaltenden Mißverständnisse aufgeklärt worden sei, den früheren Groll gegen den Kardinal aufgegeben habe. Ja, sie war so gnädig, dessen bekannte Freigebigkeit für allerhand Dinge in Anspruch zu nehmen, für die der ausgesprochene Geiz des Königs kein Verständnis zeige. Beglückt sandte der Fürstbischof die verlangten ansehnlichen Summen nach Versailles zu Händen der uneigennützigen und diskreten Vermittlerin. Schließlich durfte er selbst nach Paris kommen und erhielt die Nachricht, daß die Königin ihm zur Behebung aller zwischen ihnen obwaltenden Differenzen und um ihren Dank auszusprechen, eine persönliche Unterredung bewilligen werde; gewisse Gründe machten zunächst allerdings noch Geheimhaltung notwendig, deswegen wolle man sich zu nächtlicher Stunde im Garten des Trianon zu einem Stelldichein treffen. In einer Julinacht des Jahres 1784 traf der als Musketier verkleidete Prinz an der besagten Stelle pünktlich ein, eine weißgekleidete Dame war auch bald zur Stelle, die dem in die Kniee gesunkenen Kavalier die Hand zum Kusse überließ, ihm zuflüsterte, daß die Vergangenheit vergeben und vergessen sei und ihn dann durch ein ängstliches „Man kommt!“ zu schleunigem Rückzuge veranlaßte.

Seit diesem höchsten Augenblicke des Glückes war dem Kardinal und Fürstbischof kein Opfer mehr zu hoch für die angebetete Königin; er war sogar bereit, ihr ein Geschenk zu machen, wie es fürstlicher selbst der König nicht vermocht hätte. Die Juwelierfirma Böhmer und Bassenge hatte nämlich in den letzten Tagen Ludwigs XV. ein kostbares Halsband verfertigt, das eigentlich die Dubarry hatte kaufen sollen. Da diese aber sofort nach dem Tode Ludwigs vom Hofe verwiesen wurde, so hofften die Juweliere, das Kunstwerk werde bei der jungen Königin Gnade finden. Die hätte es wohl auch gern genommen, wenn es nur nicht so teuer gewesen wäre! 1800000 Livres in einer Zeit, da der amerikanische Krieg Frankreichs Finanzen sehr in Anspruch nahm, durfte man nicht so leichtsinnig vergeuden; dafür könnte man ja zwei Fregatten ausrüsten, meinte die Königin, als ihr Herr Böhmer das Schmuckstück anbot. Sie blieb auch fest, als der Juwelier ihr es noch einmal vorlegte. Böhmer aber konnte sich nicht entschließen, sein schönstes Werk wieder auseinander zu nehmen, wie ihm die Königin selbst riet; mit einer Art Fatalismus erwartete er einen Käufer. Und schließlich schien er doch mit seiner Hoffnung recht zu behalten. Am 29. Januar 1785 wurde er mit Seiner Eminenz in dessen Pariser Palaste handelseins: unter der Bürgschaft des Fürstbischofs verkaufte er das Halsband an die Königin von Frankreich um den Preis von 1600000 Livres, zahlbar in fünf gleichen Raten, und zwar die erste in sechs Monaten, die nächsten vier in je drei Monaten. Die Gräfin la Motte eilte mit diesen schriftlich aufgesetzten Bedingungen nach Versailles und brachte sie mit der Unterschrift zurück: „Bon — Marie Antoinette de France.“ Am 1. Februar

wurde das Halsband Sr. Eminenz überreicht und von dieser sofort der liebenswürdigen Vermittlerin übergeben, um nach der Meinung des beglückten Kardinals den würdigsten aller Nacken zu schmücken, in Wirklichkeit, um von den Helfershelfern der sogenannten Gräfin in Amsterdam und London versilbert zu werden. Ein kolossaler Betrug war gelungen unter Zuhilfenahme eines recht geringfügigen Apparates. Ein Handschriftenfälscher, genauer Bekannter der sauberen Gräfin, hatte die ab und zu notwendigen Billette der Königin für den Kardinal angefertigt, eine Dirne aus dem Palais-Royal, das dem Herzog von Orléans gehörte, mit Namen Gay d'Oliva, hatte in jener Nacht die Königin dargestellt; dieser Teil der Intrigue scheint unter der Regie des Herzogs zustande gebracht worden zu sein. Der Herzog gehörte zu den persönlichen Feinden der Königin, seitdem sie seine unzweideutigen Bewerbungen mit Würde zurückgewiesen hatte.

Die Katastrophe ließ nicht lange auf sich warten. Als am 30. Juli die Herren Böhmer und Bassenge die verabredete Rate nicht bezahlt bekamen, wie natürlich, wandten sie sich unmittelbar an die Königin, die nicht wenig erstaunt war und meinte, Herr Böhmer habe wohl aus Kummer über das nicht verkaufte Meisterwerk seinen Verstand eingebüßt. Dann ergab sich zur beiderseitigen Bestürzung, daß die Königin ihren Namen zu einem raffinierten Betruge hatte herleihen müssen. Am 15. August 1785 wurde der Fürstbischof in der Galerie des Oeil de Boeuf zu Versailles verhaftet, als er eben im Begriff stand, zum Feste Mariä Himmelfahrt eine Messe zu celebrieren. Der König nahm ihn in Gegenwart der Königin ins Verhör und gab dem völlig fassungslosen Kirchenfürsten vollauf Gelegenheit, von seiner unverschämten und frechen Beurteilung der Königin als auch von seiner ganz unglaublichen Dummheit und Leichtgläubigkeit Zeugnis abzulegen. Schon in der Unterschrift Marie Antoinette de France hätte er die Fälschung erkennen müssen; denn es war weder Sitte, so zu unterschreiben, noch auch hatte die Königin ein Recht auf den Zusatz de France, da sie ja eine Österreicherin war. Der König ließ nun dem Fürstbischof samt den andern Beteiligten, deren man habhaft geworden war, den Prozeß vor dem Parlament von Paris machen. Und hier geschah das weitere Unglaubliche. das Parlament sprach den Kardinal am 31. Mai 1786 abends 10 Uhr frei, ihn, der die Königin einer feilen Dirne gleich geachtet hatte. Und das Publikum begrüßte diesen Urteilsspruch mit einem Jubel, als ob das Palladium der Freiheit und ein edler Märtyrer gerettet worden sei. In erschreckender Weise trat der blinde Haß der Pariser Bevölkerung bei dieser Gelegenheit zu Tage, den sie gegen die „Österreicherin" empfand. Als drei Jahre später bei der Eröffnung der Generalstände auch die Königin erschien, wurde sie von dem Gassenpublikum mit dem höhnenden Rufe empfangen: „Hoch der Herzog von Orléans!" Der ganze Schrecken jenes abscheulichen Prozesses trat ihr damit vor die Seele und sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe, wie ihre Hofdame, Frau von Campan, berichtet. — — — —

*Calonnes Versuche.*

Einem Manne von dem vollendeten Leichtsinne eines Calonne hätte man kaum zutrauen sollen, daß er in der nunmehr unerträglich gewordenen Finanznot die sittliche Kraft und den Mut zu einem Reformwerke fand, das die Pläne Turgots und Neckers vereinigte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man dem Einflusse des gerade damals in Paris anwesenden Grafen Gabriel Riquetti de Mirabeau bei dem Entstehen dieses Reformentwurfes große Stücke einräumt. Der Minister legte ihn im Dezember 1786 dem Könige vor und erhielt dessen Genehmigung. Obenan stand darin Entlastung des dritten Standes durch Aufhebung der Steuervorrechte des Klerus und des Adels, überhaupt die Ausgleichung der Leistungen aller Stände mit Hilfe der schon von Turgot und Necker angestrebten Provinzialversammlungen. Dazu traten umsichtige Zollgesetze und Handelsverträge, Neuordnung im königlichen Domänen- und Forstwesen. Dies aber konnte nur gelingen, wenn diesem Reformentwurfe auch wirklich Gesetzeskraft gegeben wurde. Dazu aber wieder bedurfte es der Registrierung seitens des Parlamentes. Allein die engherzige, auf ängstliche Verteidigung der eignen Gerechtsame gerichtete Art des Parlaments war zu bekannt, als daß jemals dessen Zustimmung hätte erhofft werden können. So verfiel denn der stets Gewandte auf ein Auskunftsmittel, das wie eine Abschlagszahlung an die öffentliche Meinung erscheinen konnte. Er schlug dem Könige die Berufung der Notabeln vor.

*Berufung der Notabeln.*

Die Notabeln waren ein Beirat der Krone, der ganz auf der Berufung des Königs, nicht auf der Wahl des Volkes, wie die Generalstände, beruhte. Überdies hatten sie nur beratende, nicht beschließende Stimme. Stimmten sie dem Minister bei, so waren alle Schwierigkeiten gelöst; traten sie ihm entgegen, so mußten sie in den Augen des Volkes sich gehässig, ihn aber populär machen. — Seit 1626 waren sie nicht berufen gewesen. Ludwig schwankte daher ob des Ungewöhnlichen des Vorschlags;

endlich jedoch gab er seinem Minister recht. Am 22. Februar 1787 traten die Notabeln zusammen. Die Versammlung bestand aus 7 Prinzen, 14 Prälaten, 36 Herzögen, Grafen und Marquis, 12 Mitgliedern des königlichen Rates, 38 Abgeordneten der Parlamente, 12 Abgeordneten der Provinzialstände und 25 Vertretern der größeren Städte des Reichs. Die Scharfsichtigkeit der öffentlichen Meinung, der vollständig das Vertrauen zu der Persönlichkeit des Ministers abging, erkannte die schwache Seite des Planes, ehe ihr noch nähere Kenntnis von den Vorschlägen Calonnes zu teil wurde: jedermann sah, daß diese Notabeln berufen waren, um als Vertreter einer Nation, die sie nicht mit diesem Vertrauen beschenkt hatte, unter Hintansetzung eigner Meinung zu allen Vorschlägen der Krone ja zu sagen. Mirabeau entsetzte sich über den leichtfertigen Spott, der, aus dieser Stimmung immerhin erklärlich, bei solchem Ernste der Entscheidung sich allenthalben breit machte. In Versailles fand man einen Theaterzettel angeschlagen: „Der Herr Generalkontrolleur hat eine neue Schauspielertruppe angeworben, die bei Hofe spielen wird. Als großes Stück wird gegeben ‚Die falschen Vertraulichkeiten‘, als kleines ‚Die Zustimmung wider Willen‘. Darauf folgt ein Ballett, allegorische Pantomime nach der Komposition des Herrn von Calonne, betitelt ‚Das Faß der Danaiden‘."

Nachdem der König am 22. Februar 1787 durch eine Thronrede die Versammlung eröffnet hatte, erstattete Calonne Bericht über die Lage der Finanzen und seine umfassenden Reformentwürfe. Von dem Niedergange der ersteren und dem wachsenden Defizit wußte er nur Trauriges zu berichten, ohne jedoch genaue Angaben über den Betrag des letzteren zu geben, ein Versteckspiel, das gar nicht im Einklange stand mit den folgenden Auseinandersetzungen und sich bald rächen sollte. Ohne Rückhalt sprach er über die Mißbräuche als die Quelle aller Übel, über die Mißbräuche, von denen schon so oft die Rede gewesen sei. Am folgenden Tage las er sechs Denkschriften vor, die das erste seiner die Reform behandelnden Hauptstücke bildeten; nämlich über die Provinzialversammlungen, die Grundsteuer, die Rückzahlung der Schulden des Klerus, die Taille, den Getreidehandel, die Fronden. Die Beratung dieser Regierungsvorlagen wurde von der in sieben Abteilungen, sogenannte Büreaus, eingeteilten Versammlung unter der Leitung der sieben Prinzen von Geblüt vorgenommen, und am 9. März rücksichtlich der beiden ersten Punkte als einhelliger Beschluß verkündet: Im Prinzip sei man für Provinzialversammlungen, nicht aber in der vorgeschlagenen Form, dagegen sei die auch auf die Mitheranziehung der ersten beiden Stände zur Grundsteuer bezügliche Vorlage abzulehnen, wenigstens nicht eher darauf einzugehen, ehe nicht die genauesten Nachweise über das Defizit und überhaupt die finanzielle Lage des Staates gegeben sei. Da trat nun in voller Blöße die ganze Selbstsucht der Privilegierten hervor, von denen der naive Optimismus Calonnes eine vollständige Zustimmung erwartet hatte, und hing sich nur das Mäntelchen staatskluger Vorsicht um, d. h. die Herren verlangten Kenntnis von dem eigentlichen Stande der Finanzen als unerläßlich bei so wichtiger Frage. Und dabei blieb es, obwohl sich der Minister zunächst den Anschein gab, als sei alles ganz gut und schön. Als man ihn aber immer wieder bei dem wunden Punkte der Finanzen anfaßte, da rächte er sich, obwohl über die Verhandlungen völliges Amtsgeheimnis walten sollte, durch Veröffentlichung seines Programms, um durch die öffentliche Meinung auf die Starrköpfigen den nötigen Druck auszuüben. Aber diese war, lediglich aus Haß gegen den Minister auf Seiten derer, die ihm opponierten, und da die Angegriffenen sich in einer energischen Eingabe an den König wandten wider den Neuerer und Verräter des Amtsgeheimnisses, dieser aber den Minister nicht mit den als letztes Mittel verlangten Haftbriefen (lettres de cachet) versehen wollte, so mußte am 9. April 1787 Calonne seiner Wege gehen.

Calonnes Sturz.

Loménie de Brienne.

Sein Nachfolger war der bisherige Staatsrat Fourqueux und nach dessen sehr kurzer Amtsführung Loménie de Brienne, der Erzbischof von Toulouse und Führer der Opposition bei den Notabeln. Auch an Necker war gedacht worden, natürlich auch diesmal unter entrüsteter Ablehnung des Königs. Im übrigen mochte dieser auch Loménie nicht, weil er den neumodischen Priester darstellte, dessen Glaubensstärke sich lediglich im Meßgewande aufbewahrte. Aber Brienne war geschmeidig, überredend, sprach sehr gut und besaß, wenn auch kein Genie, so doch ein gewisses Talent für die Geschäfte. Er ließ die Gedanken Calonnes, wenn anders es dessen gewesen waren, nicht ganz fallen, aber er schwächte sie etwas ab; er begnügte sich damit, seine Forderungen an die Notabeln auf die Grund- und die Stempelsteuer zu beschränken, ohne

15. Etienne Charles de Loménie, Graf de Brienne.
Nach einer Lithographie.

jedoch den Anspruch aufzugeben, daß auch die privilegierten Stände der „Ankündigung des Bedürfnisses", d. h. der allgemeinen Besteuerung unterworfen werden müßten. Er gab die Etats seines Vorgängers den wißbegierigen Notabeln preis, die jedoch ohne besonderen Erfolg daran herumrechneten, denn die einen kalkulierten das Defizit auf 200 Millionen, die andern nur auf 100, schließlich kam man überein, einen Fehlbetrag von 140 Millionen für genügend zu befinden. Viel Zweck hatte solche Berechnung nicht mehr, denn die Calonne für solche Kenntnisnahme versprochene Thätigkeit auf reformatorisch-gesetzgeberischem Gebiete ließ gänzlich auf sich warten, und so that Loménie das Klügste, was er thun konnte: er ließ den König die so vielverheißende Notabelnversammlung am 25. Mai 1787 auflösen. Ganz ohne Erfolg schied sie aber doch nicht: sie brachte den französischen Unterthanen das Geschenk der ständisch geordneten Provinzialversammlungen mit nach Hause, wie sie schon Turgot und nach ihm Necker, nur nicht mit so scharfer Betonung des den ersten beiden Ständen gebührenden Vorsitzes, geplant hatten. Übrigens waren die Neckerschen Provinziallandtage eigentlich nur Kontrollbehörden des Intendanten; diese Behörde, die einzige, deren Würde nicht käuflich war und eine Art Staatsbeamtentum darstellte, blieb bei Necker

bestehen, wenn auch unter eine mißtrauische Beaufsichtigung gegeben. Die Erlasse Loménies erwähnten diese Leute gar nicht mehr, ohne jedoch ausdrücklich ihre Stellung aufzuheben. Das bildete dann den Grund zu so vielen Wirrnissen und zu einem solchen Weckruf an die aufrührerischen Elemente des Landes, daß man mit Recht diese Provinzialversammlungen als den Grundstock der kommenden Revolution ansehen darf.

Verweisung des Parlaments.

Schon in der Notabelnversammlung war das Wort „Ständeversammlung“ gefallen; Lafayette hatte diese Parole ausgegeben. Es war dem Pariser Parlamente vorbehalten, sie weiter zu geben. Es verlangte zunächst, ohne dazu irgend welche Berechtigung zu haben, eine genaue Einsicht in die Finanzen. Als der König dieses Verlangen abschlägig beschied, faßte das Parlament am 16. Juli 1787 den Beschluß, daß nur die Generalstände das Recht haben dürften, neue Steuern zu verwilligen. Somit sah sich

*„Ah! la basse-cour se révolte! . . . Éloignez-vous, canards! . . .“*

16. Spottbild von 1787 auf die Verbannung des Parlaments nach Troyes.
Darunter die Worte: Oho! der Geflügelhof revoltiert, marsch fort mit euch Enten!
(Mit dem Wortspiel basse-cour = Geflügelhof, oder auch = gemeiner Gerichtshof.)

der König gezwungen, zwei neue Gesetze, eines über eine Stempelabgabe, wie sie schon für einige Provinzen bestand und heute in allen Staaten von Wechseln, öffentlichen Urkunden und dergleichen erhoben wird, und ein andres über die uns schon bekannte Grundsteuer in einer Kissensitzung am 6. August 1787 registrieren zu lassen. Dagegen erhob am 13. August das Pariser Parlament Einspruch; ihm sekundierten die Provinzialparlamente, und zwar alle zusammen führten sie eine Sprache, die völlig dem Rousseauschen Wörterbuch entnommen war. Unmittelbar darauf, in der Nacht vom 13.—14. August ergingen den königlichen Befehle an die Parlamentsräte, durch die sie aus Paris nach Troyes ausgewiesen wurden. Bis zum 19. September, also wirklich einen vollen Monat, hielt das Parlament dies Martyrium aus, dann machte es seinen Frieden mit dem Könige auf Grund eines Kompromisses: die Regierung ließ Stempel- und Grundsteuer fallen und erhielt dafür die Erhebung eines zweiten Zwanzigsten auf fünf Jahre bewilligt, also doch eine Steuer, freilich eine solche, durch die die Herren Parlamentsräte nicht so getroffen wurden, wie durch jene andern; sie hatten deshalb



Digitized by Google

auch mit bezug auf Stempel= und Grundsteuer das Votum abgegeben, sie seien unmoralisch. Diese Inkonsequenz des Handelns, hervorgegangen aus persönlichem Interesse, mußte natürlich großes Aufsehen erregen.

Königliche Sitzung am 19. November. Neuer Widerstand der Parlamente.

Die Einigkeit des Parlamentes mit dem Könige war von kurzer Dauer. Gegen das Versprechen, im Jahre 1792 die schon von so vielen Seiten geforderten Reichsstände einzuberufen, verlangte der König am 19. November 1787 zur Deckung des Defizits einen Kredit von 420 Millionen. Es geschah das in einer sogenannten séance royale, die sich von dem lit de justice, der feierlichen Kissensitzung, durch die Erlaubnis unterschied, seiner Meinung Ausdruck geben zu dürfen. Da machte der König den unbegreiflichen Fehler, daß er ohne zwingende Ursache — denn die Sitzung schien eine günstige Abstimmung erwarten zu lassen — plötzlich den Debatten ein Ende machte und unter Wiederholung des Versprechens, die Reichsstände einberufen zu wollen, die widerspruchslose Registrierung anbefahl; d. h. er verwandelte ohne weiteres die séance royale in ein lit de justice. Während der Schreiber dem Befehle des Königs nachkam, wagte der Herzog von Orléans einen schüchternen Hinweis auf das Ungesetzliche des Befehles, wurde aber barsch vom Könige angefahren. Er wurde dann auf eins seiner Landgüter verbannt, und zwei Parlamentsräte, Fréteau und Sabatier, die sich ebenfalls in der Opposition gehalten, verhaftet. Daran knüpfte sich ein erbitterter Kampf des Parlaments gegen die lettres de cachet, deren Verderblichkeit es genau in dem Augenblicke erkannte, als sie gegen zwei seiner Mitglieder angewandt wurden. Es kassierte die Registrierung vom 19. November und auch die zweite Erhebung des Zwanzigsten, und als Brienne und der wieder ins Ministerium getretene Lamoignon de Malesherbes einen Gewaltstreich gegen das Parlament planten, erließ es am 3. Mai 1788 eine in unerhört heftiger Sprache gefaßte Rechtsverwahrung. Diese Schrift gab Veranlassung zur weiteren Verhaftung zweier Parlamentsmitglieder, der Herren d'Esprémenil und Goislard, und zwar unter Umständen, die sehr aufreizend wirken mußten. Der mit der Verhaftung betraute Offizier, ein Vicomte d'Agout, mußte die beiden aus der feierlichen Versammlung des Gerichtshofes herausholen, war aber genötigt zu warten, bis sie sich selbst angaben, da die Kollegen jede Auskunft über die dem Manne unbekannten Richter verweigerten.

Die Justizreform von 1788.

Trotz dieser Anzeichen einer völligen Parlamentsrevolution ging die Regierung dennoch ihren Weg weiter. Der König berief am 8. Mai 1788 ein lit de justice und ließ in sechs Edikten eine völlige Justizreform verlesen, die noch weit über die des Kanzlers Maupeou von 1771 hinausging. Zunächst wurde den Parlamenten alle und jede politische Wirksamkeit entzogen; sie verwandelten sich in das, was sie eigentlich sein sollten, in oberste Gerichtshöfe mit Landgerichten und Amtsgerichten als ihnen unterstehenden Instanzen. Dann wurde dem Strafprozeß eine der Humanität des Jahrhunderts entsprechende Abänderung zu teil: für die Vollstreckung eines Todesurteils sollte, um etwa noch entlastenden Momenten Geltung zu verschaffen, ein Monat Zeit gegeben und überdies die königliche Unterschrift erforderlich sein. Dann schaffte diese Gesetzgebung die noch übrigen Reste der Folter ab und beschäftigte sich sogar mit der Entschädigung unschuldig Verurteilter und ihrer bürgerlichen Wiederherstellung. Trotz der unleugbaren Trefflichkeit dieser Reform, die König Ludwigs Herzen und Verstand alle Ehre machte, sträubten sich die Parlamente, an der Spitze natürlich das Pariser, der neuen Gesetzgebung sich zu fügen, indem das letztere erklärte, sie enthielte einen völligen Umsturz der Monarchie und sei ein Ausfluß des Despotismus. Die Parlamente weigerten sich von da an, ihre richterlichen Funktionen fernerhin auszuführen und sahen sich dabei von der blinden, öffentlichen Meinung beifällig unterstützt. In der Bretagne und dem Dauphiné kam es zu den ärgerlichsten Auftritten, bei denen Blut floß und die königliche Autorität sich schon als gänzlich am Boden liegend bewies.

17. Königliche Sitzung abgehalten am 19. November 1787 im Palais de Justice zu Paris. Nach der gleichzeitigen Zeichnung von Meunier und Girardet gestochen von Cl. Niquet. Im Hintergrund links thront der König, zu seiner Rechten sitzen die Pairs. Der Herzog von Orléans hat sich zum Protest erhoben.



Digitized by Google

Loménies Entlassung.

Aus dem Erzählten könnte man für das Ministerium Brienne nur ein gutes Zeugnis ableiten; aber das Gute, das wir kennen gelernt, entstammte zum wenigsten dem Geiste des Erzbischofs von Sens, der sich nur dadurch, und zwar übel genug, bekannt machte, daß er sich solange es ging, nach Kräften bereicherte. Die wachsende Finanznot zwang ihn, seine Genossen vom ersten Stande um ein don gratuit von 1 800 000 Livres zu bitten. Man verweigerte es ihm. Nunmehr griff er zum letzten noch übrigen Mittel, das schon unter seinen Vorgängern als Heilmittel empfohlen worden war; durch Erlaß vom 8. August 1788 wurden die Generalstände auf den 1. Mai des folgenden Jahres 1789 einberufen. Doch auch dieser Schritt nutzte ihm nichts mehr; seine Finanzerlasse vom August des Jahres 1788 bedeuteten den Bankrott und erregten allgemeine Bestürzung. Da bat er um seine Entlassung; sie wurde ihm am 24. August 1788. Mit reichen Gnadengeschenken und Erwirkung des Kardinalshutes zog er sich von seiner Stellung zurück. Über seinen Nachfolger konnte kein Zweifel sein: die öffentliche Meinung kannte keinen andern Namen als Necker.

Necker zum zweitenmal Minister.

Mit heiterer Unbefangenheit trat Necker das jetzt ganz besonders schwierige Amt des Generalkontrolleurs an, als ob es eben nur seiner bedürfe, um das schwankende Staatsschiff wieder in glatten Kurs zu bringen. Und wirklich kehrte sofort das Vertrauen zurück: die Rente stieg an einem Morgen um 30 Prozent. Die Barzahlungen der königlichen Kassen konnten wieder aufgenommen, den Beamten ihr rückständiger Gehalt gegeben werden. Er selbst schoß, um die dringendsten Ausgaben zu decken, der Staatskasse zwei Millionen vor und sein Kredit machte auch andrer Leute Gelder für den Staat flüssig; doch mußte er zunächst den von Brienne schon angeordneten Zwangskurs für die Noten der Diskontobank beibehalten. Jedenfalls wurde er jetzt der wichtigste Minister, der sich gleich einem englischen Lord-Schatzmeister fühlte.

Aber seine politische Wirksamkeit entsprach nicht seiner finanziellen. Die Wiederherstellung der Parlamente am 23. September 1788 bezeichnete eine völlige Niederlage der Regierung. Die heimkehrenden Bekämpfer des Despotismus wurden mit frenetischem Jubel empfangen und auf ihre Rechnung beging der Pöbel auf der Place Dauphine und am Pont Neuf Ausschreitungen, die schon ganz den Charakter künftiger Zeiten trugen. Aber dieser Freudenrausch der Popularität, den das Parlament in vollen Zügen genoß, sollte nicht lange dauern. Am 25. September legte Necker ihm das Edikt, betreffend die Berufung der Generalstände, zur Registrierung vor: es registrierte dasselbe, aber mit dem Zusatze, daß die Reichsstände zusammentreten sollten „nach der im Jahre 1614 beobachteten Form.“ Dieser wohlberechnete Zusatz schlug den allgemeinen Wünschen grob ins Gesicht; jene aristokratische Vertretung, in der sich der dritte Stand in einer ganz unbeschreiblichen Weise geringgeschätzt gesehen hatte, wollte niemand. Mit einem Male fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen, und sie erkannten, daß sie in den Parlamenten gerade ihren Feind, die Privilegierten, mit thörichter Hartnäckigkeit unterstützt hatten. Vorbei war es nun mit jener erschlichenen Popularität, kein Mensch wollte mehr etwas von dem Parlamente wissen. Auch Necker selbst wollte keineswegs jene halb mittelalterlichen Generalstände. Sie würden nur die Opposition gegen die Regierung verstärkt haben. Um sich bei seiner eignen politischen Unfähigkeit in dieser wichtigen Frage Rats zu erholen, verfiel er auf einen sehr sonderbaren Entschluß: er berief nochmals die Notabeln, um mit ihnen die vorzunehmende Reform der Reichsstände zu beraten. Ihnen legte er den Gedanken vor, dem dritten Stande, da ja in den alten Generalständen so viele Teile der Bevölkerung unvertreten wären, die doppelte Zahl von Vertretern zu gewähren. Allein von den sieben Büreaus der Notabeln teilte nur dasjenige, in dem der Graf von Provence den Vorsitz hatte, Neckers Meinung, und auch hier kam die Stimmenmajorität nur durch eine besondere Gunst des Zufalls zustande. Bei der Abstimmung standen sich die Stimmen gleich; nur hatte

der alte Graf Montboissier noch zu stimmen. Aber er war eingeschlafen; aufgeweckt, fragte er seinen Nachbar, den liberalen Herzog von Larochefoucauld: „Was sagt man?" „Man sagt Ja", antwortete dieser. So stimmte der alte Graf ohne weiteres mit Ja und gab den Ausschlag. Der Charakter der Versammlung zeigte sich in einer Schlußeingabe an den König: die Herren Notabeln beschwerten sich darin erbittert über die augenblickliche Zeitströmung und stellten ihre finanzielle Mitwirkung lediglich dann in Aussicht, wenn der dritte Stand aufhören wolle, an ihren unanfechtbaren Rechten zu rütteln. Als ob es jetzt sich noch um die Geldfrage als Hauptsache gehandelt hätte! Leider war das, wie sich später ergeben wird, auch die Ansicht Neckers.

Berufung der Generalstände.

Am 12. Dezember wurden die Notabeln wieder entlassen. Zwei Wochen später erstattete Necker seinen Bericht an den König, in dem er sich für viele Vorschläge auf die Zustimmung der Notabeln stützen konnte. Danach sollte die Zahl der Deputierten nicht unter 1000 betragen; auch Protestanten sollten wählbar sein, nicht minder Pfarrer als Vertreter des Klerus; der dritte Stand sollte auch Mitglieder andrer Stände zu seinen Vertretern wählen dürfen. Der Hauptpunkt aber war, und hierin wich Necker durchaus ab von den Beschlüssen der Notabeln, daß der dritte Stand noch einmal soviel Vertreter entsenden solle, als jeder der beiden andern Stände. Als Gründe dafür führte Necker „das Brausen der allgemeinen Meinung an, die Erregtheit der Geister, die öffentliche Meinung, die man bedürfe, um durchzukommen." Was aber die Vermehrung der Stimmenzahl sollte, wenn noch weiter nach Ständen abgestimmt würde, das ließ Necker als offene Frage und bewies dadurch eine beklagenswerte Halbheit. — Der König gab seine Zustimmung. So erfolgte denn am 24. Januar 1789 das königliche Edikt, welches die Wahlordnung bestimmte. Die Hauptpunkte derselben waren: es sollte nach Ämtern (bailliages) gewählt werden, die Anzahl der Deputierten sich nach der Größe der Bevölkerung und der Höhe der Abgaben eines jeden Amtes richten. Es ward in zwei Graden gewählt, zuerst Wahlmänner, dann durch diese die Deputierten. Die Wünsche und Beschwerden der Wahlkreise dürfen den Deputierten in Gestalt von Instruktionen (cahiers) nach alter Sitte mitgegeben werden. Die Wählbarkeit ist nicht an Grundbesitz oder Abgabenhöhe geknüpft.

Nunmehr begann jedes Amt seine Beschwerden zu sammeln, seine Beschwerdeschrift abzufassen. Darüber erhitzten sich die Köpfe. Zu groß und zu zahlreich waren die Leiden, die sie bisher mit stiller Ergebung getragen haben! Mit dem 7. Februar beginnen die königlichen Edikte, welche für die einzelnen Ämter die Vornahme der Wahlen zu den Generalständen befehlen. — Ein dumpfes Grollen, wie das Rollen fernen Donners, macht sich in diesen Monaten vernehmbar. Die Menschen scheinen ihren Charakter zu verändern: sie werden argwöhnisch und ungefügig. Und dies Volk beruft gerade jetzt der König zur Selbstregierung.

## Ausbruch der Revolution.

### Der Winter 1788/89. Die Wahlen zu den Generalständen.

Harter Winter. Hungersnot

Das Jahr 1788 hatte infolge langanhaltender Dürre eine schlechte Ernte gebracht; ein furchtbarer Hagelschlag, der im Juli niederging, hatte auf der ganzen Strecke zwischen der Normandie und Bretagne alle Erntehoffnungen vernichtet. So ging man zagend in den Winter hinein. Und dieser Winter von 1788—89 war der kälteste des Jahrhunderts seit 1709. Ende Dezember fror die Seine zwischen Paris und Havre zu; in den Cevennen gingen alles Getreide und das gesamte Viehfutter des Gebirges zu Grunde; ganze Kastanienwälder vernichtete der Frost. In der Provence und im Languedoc erfror der dritte Teil der Ölbäume, und die übrigen litten so sehr von der Kälte, daß man erst zum dritten Jahre wieder Frucht von ihnen erwarten durfte.

Endlich kam das Frühjahr. Nun traten die Flüsse über ihre Ufer; zwei Monate lang hielt die Rhone die ganze Ebene überschwemmt. Überall zeigten sich die Folgen der Ungunst der Zeiten. Im Frühling 1789 machte sich die Hungersnot noch empfindlicher als bisher fühlbar; und doch hatte man noch Monate bis zur nächsten Ernte! Der Preis des Brotes stieg immer höher; bald kostete ein Pfund 4, ja 5 Sous und mehr. Dabei herrschte allgemeine Arbeitslosigkeit; die Regierung hatte hier und da Werkstätten errichtet, wo jedoch der Tagelohn nur 12 Sous betrug. (Der damals meistgebräuchliche Livre Tournois, der 1795 vom beinahe gleichwertigen Frank abgelöst wurde, hatte 20 Sous und galt 80 Pfennige; der Sou = 4 Pfg., doch kann man den Wert des damaligen Geldes gegenüber dem heutigen als doppelt so hoch annehmen.) Viele Unglückliche lebten von Haferbrot, andre aßen nasse Kleie oder schimmelige Gerste; dazu enthielt das Getreide so viel Mutterkorn, daß das Brot schwärzlich aussah und erdig schmeckte, und daß der Genuß Halsentzündungen und Unterleibsschmerzen verursachte. Und doch waren viele außer stande, auch nur eine so ekelhafte und ungesunde Nahrung zu kaufen. Vergeblich versuchten die Besitzenden, die Geistlichkeit und die Seigneurs zu helfen; die Zahl der Hungrigen war zu groß und wuchs von Woche zu Woche. In Lothringen, wird berichtet, war das Volk halb tot vor Hunger. Namentlich aber steigt die Zahl der Brotlosen in Paris unglaublich; in dem einen Faubourg St. Antoine zählt man an 30000. Alles mögliche Gesindel, zerlumpt, unheilvoll, furchtbar von Aussehen, mit großen Stöcken bewaffnet, zieht sich, oft Hunderte von Meilen weit her, nach Paris zusammen.

Überhandnehmende Anarchie.

Verzweiflung ergriff das unglückliche Volk. Es sammelte sich um die Getreidewagen, um die Bäckerläden; schreiend und fluchend brach es in die Bäckereien ein; wer bezahlen konnte, bezahlte; wer nicht, nahm das Brot mit Gewalt weg. Mit Messern und Stöcken bewaffnet sammelten sich die Bauern und zwangen die Pächter, die Getreide auf den Markt bringen wollten, es ihnen zu willkürlich billigem Preise zu verkaufen. Die Regierung schickte Wagen mit Korn in die ärmsten Gegenden; aber ganze Haufen von Männern und Weibern legten sich mit Äxten und Heugabeln in den Hinterhalt und überfielen die Wagenzüge. Man mußte den Wagen militärische Bedeckung beigeben und mit Säbelhieben die Bauern zurücktreiben, damit sie nicht den Pferden in die Zügel fielen. Aus vielen größeren Städten Frankreichs, wie Rouen, Amiens, Nantes, Lyon, von kleineren nicht zu reden, liefen Nachrichten bei der Zentralregierung ein, daß Haufen von Hungrigen eingedrungen waren; sie plünderten die Kornböden der Kaufleute und zwangen die eingeschüchterten städtischen Behörden, ihnen in allem zu Willen zu sein, namentlich ihnen Korn unter dem Werte zu verkaufen. Die Gendarmen waren viel zu schwach, den Wütenden entgegenzutreten: allenthalben herrschten Gesetzlosigkeit und Aufruhr.

Alsbald erschienen nun unter den vom Hunger aufgestachelten Massen noch gefährlichere Elemente. Die Schmuggler, die Vagabunden kamen scharenweis aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln hervor; als die Verwegensten stellten sie sich an die Spitze der Banden. Nun werden nachts Pachthöfe überfallen, ausgeplündert und mit Brandlegung bedroht. Man erkennt das Gesindel an seinen Lumpen, an seinen wilden Gestalten, auch an seinem fremdartigen Dialekt. Fünfundzwanzig maskierte und mit Flinten bewaffnete Menschen überfallen in Uzès, einer Provinzialstadt wenig nördlich von Nîmes, einen Notar, schlagen ihn nieder und verbrennen alle seine Papiere; als sieben davon verhaftet werden, nimmt die ganze Pöbelmasse für sie Partei und befreit sie wieder aus den Händen der Polizei. Ein andrer Schwarm bemächtigt sich der Stadt Rouen, erbricht die Vorratskammern, plündert die Kornspeicher, wirft Feuer in die verhaßten Fabriken, raubt, was erreichbar ist, und weicht erst, als Militär gegen

die Stadt aufgeboten wird, nach viertägiger Brandschatzung von dannen. Es sind Hunderte von Aufständen gegen die gesetzliche Ordnung, von denen in diesen ersten Monaten des Jahres 1789 in Frankreich berichtet wird; nirgends wird ihnen mit fester Entschiedenheit entgegengetreten; die Kopflosigkeit der Behörden vergrößert das Unheil. Ausgezogen, um Brot sich zu verschaffen, endigen die wilden Scharen der Hungrigen unter der Anführung verwegener Gesellen mit Brandstiftungen und Mordthaten. Und während so die Bande der Ordnung allenthalben zerreißen, ergeht an die aufgeregten Massen der Befehl des Königs, sich Vertreter zu wählen und ihre Beschwerden vorzubringen: müssen sie nicht meinen, mit ihrem gesetzlosen Handeln vollkommen im Rechte zu sein?

„A Il faut espérer qu'en jeu-là finira ben tot."

18. Flugblatt aus der Zeit der Wahlen für die Generalstände.
Unter dem ohne weiteres verständlichen Bilde die bedeutsamen Worte: „Hoffentlich wird dieses Spiel bald ein Ende haben!"
(Vgl. das Gegenstück S. 131.)

„Seine Majestät hat den Wunsch ausgedrückt, daß es selbst in den entlegensten Teilen seines Reiches jedem Bewohner ermöglicht werde, seine Wünsche und Beschwerden mitzuteilen", heißt es in dem königlichen Edikte vom 24. Januar 1789 über die Einberufung der Generalstände. Was der König damit will, ist der großen Masse so lange unklar, bis man ihr einredet: von nun an soll der Hunger aufhören; die Märkte werden von nun an immer reichlich mit billigem Getreide beschickt werden; man wird den Kornwucherern, unter denen man alle Pächter, Getreidebesitzer, Getreidehändler versteht, ordentlich zu Leibe gehen; der Bäcker muß das Pfund Brot für zwei Sous verkaufen; alle Abgaben auf Mehl, Getreide, Wein, Salz u. s. w. werden wegfallen, ebenso die Gemeindesteuern, die herrschaftlichen wie geistlichen Zehnten; vor allem ist von nun an freie Jagd und freie Holzung gestattet. Auch will der König nicht mehr, daß an ihn Steuern gezahlt werden. Solche Gedanken sucht man nun auch allenthalben, meist mit blutiger Gewalt, in die Wirklichkeit umzusetzen. Was thut aber die Zentralleitung dagegen? Nichts. Man hat ja gelernt, daß das Volk gut und tugendhaft ist: es wird sich schon besinnen und die Milde und Weisheit des Königs, die Schlechtigkeit seiner augenblicklichen Führer erkennen.

War etwas geeignet, die Köpfe nicht aufzuklären und zu beruhigen, sondern aufzuregen und zu erhitzen, so war es die Flut von Schriften, die infolge der Aufforderung der Regierung über Frankreich hereinbrach. Wer immer sich befähigt fühlte, in der brennenden Frage des Tages ein Wort mitzureden, versäumte nicht, seine Meinung in Gestalt einer Flugschrift dem aufhorchenden Publikum mitzuteilen. Cerutti veröffentlichte seine „Denkschrift für das französische Volk", Rabaut St. Etienne seine Flugschriften.

Betrachtungen über die Interessen des dritten Standes, Target, der dann später Ludwig XVI. verteidigen sollte, es aber nicht that, seine „Petition“, d'Entraigues „Die Rechte der Ständeversammlungen“, etwas später Camille Desmoulins sein „Freies Frankreich“ u. a. m., deren Namen uns später begegnen werden. Fast alle spiegelten das wilde Wogen der Zeit wider und kämpften mit feurigem Ungestüm gegen Despotismus, gegen Priesterschaft und Herrentum. Unendlich aufreizend wirkte auch der 1788 erschienene Katechismus des dritten Standes; da hieß es gleich auf der ersten Seite: „Was bist du? Ein Bauer. Was ist ein Bauer? Ein Mensch, ein Bürger, ein Glied des dritten Standes. Was ist der dritte Stand? Der Nährvater des Staates,

19. Abbé Emanuel Joseph Sieyès.
Nach einer Lithographie von Delpech.

sein edelster Verteidiger. Inwiefern ist er der Nährvater? Durch den Ackerbau, den Handel, die Handwerke, die er allein zum Vorteil aller betreibt. Wie sein edelster Verteidiger? Weil er sich allem widmet, indem er alles opfert, ohne andre Entschädigung noch Hoffnung als 5 Sous, das Spital und den Tod“ u. s. w. Keine Schrift aber erreichte durch ihre völlig auf der Höhe des philosophischen Jahrhunderts stehende Logik einen solchen Erfolg, wie die im Januar 1789 erschienene und sofort mehrfach aufgelegte Schrift des Abbé Sieyès: „Qu'est ce que le Tiers-État“ („Was ist der dritte Stand?“).

Sieyès. Der Abbé Emanuel Joseph Sieyès, geb. 1748 in Fréjus, Generalvikar des Bischofs von Chartres, hatte schon einige Monate zuvor durch seinen „Versuch über die Privilegien“, der zu dem Ergebnis gelangte, sie müßten abgeschafft werden, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Ungleich größer war indessen jetzt das Aufsehen, welches jene zweite Schrift machte. In drei

Wochen waren 30000 Exemplare davon verkauft. Sie begann mit den Worten: „Der Plan dieser Schrift ist sehr einfach. Wir haben uns drei Fragen zu stellen. 1. Was ist der dritte Stand? Alles! 2. Was ist der dritte Stand bis jetzt gewesen? Nichts. 3. Was verlangt er? Etwas zu sein. Zwar könnte er mehr verlangen, denn er ist eine vollständige Nation — 96 Prozent des Volkes gehören ihm zu; es ist im höchsten Grade abgeschmackt, zu wollen, daß die Nation gemacht sei für die „Aristokraten". Indessen, führt er weiterhin fort, man wird einwenden, der dritte Stand allein kann nicht die Generalstände bilden. Um so besser: er wird eine „Nationalversammlung" zusammensetzen! — Alles in allem: Sieyes verkündet den dritten Stand als den zukünftigen Souverän Frankreichs, ganz im Sinne von Rousseau, und schließt die beiden ersten Stände unbedingt aus.

In den Städten bildeten sich Klubs, in denen eifrig über das debattiert wurde, was alle Köpfe bewegte. Die Klubs korrespondierten miteinander über die Instruktionen, die man den zu wählenden Deputierten mitgeben wolle, über die Beschwerden, die man zu führen habe. Das Landvolk trug Pfarrei für Pfarrei seine Beschwerden zusammen, dann wurden diese nach Wahlbezirken zusammengefaßt zu einheitlichen Schriften; das sind die so bekannt und berühmt gewordenen Cahiers (Hefte), die eine ganze Leidensgeschichte des französischen Volkes enthalten. Nichts durfte vergessen werden: hier verlangten die Bauern das Recht, eine Flinte zur Abwehr der Wölfe besitzen zu dürfen, dort klagten sie dem Könige, daß ihre Hunde Knüppel am Halse tragen müßten. Denn dem Könige galt alles: er wolle ja, daß es mit ihnen besser würde; er könne es also auch unmöglich tadeln, daß sie das Ihrige dazu thäten und sich z. B. das notwendige Brotkorn nähmen, wo sie es fänden. Vielfach kam es auch vor, daß die Advokaten in den kleinen Städten nach eignem Gutdünken Beschwerdeschriften ausarbeiteten und Abschriften davon an die schwerfälligen Dörfler hierhin und dorthin, wo sie gerade verlangt wurden, für Geld verkauften. Es kam auch gar nicht darauf an, ob die Einzelheiten alle paßten: in der Gesamtheit waren die Beschwerden fast allenthalben dieselben. *Wahlvorbereitungen.*

Der Wahltag rückte heran; Wahlversammlungen wurden gehalten. Nicht selten kam es dabei zu Tumulten; namentlich zeigte sich der Adel in manchen Gegenden tief verstimmt: in der Bretagne wollte er gar nicht wählen; dort hatten sich nämlich die Gegensätze zwischen den privilegierten Ständen und dem dritten Stande in der zweiten Hälfte des Jahres 1788 so weit zugespitzt, daß es im Januar 1789 in der Stadt Rennes zu einem richtigen Gefechte kam, das sich wesentlich von den sonst zur selben Zeit beliebten Brotkrawallen unterschied. — Dagegen hielten im ersten Stande die hartbedrängten kleinen Pfarrer fest untereinander zusammen: nicht einen Prälaten wählten sie. Im dritten Stande spielten die Dorfanwälte, die Unterrichter und kleinen Advokaten die größte Rolle. In Dorf und Stadt drängten sie sich an den dritten Stand heran unter dem Vorwande, ihn zu unterstützen und aufzuklären. Sie suchten die Wähler zu überreden, ihnen ihre Stimme zu geben; dann würde der dritte Stand stark genug sein, alle Angelegenheiten des Reiches zu leiten und den Adel samt allen Privilegien abzuschaffen. Alle Amtsbezirke und Pfarreien waren „gespickt mit Leuten des Gesetzes", die sich über alles eine Meinung anmaßten, alle Welt überragen wollten und alle Wege versuchten, um ihre Wahl durchzusetzen. Im Wirtshause wurden den Leuten mit allerlei Schriften die Köpfe verdreht zu gunsten von Kandidaten aus dem richterlichen Stande, und im Momente der Abstimmung den Wählern bereits beschriebene Wahlzettel in die Hand gedrückt.

Betrachten wir das Ergebnis. Zu Deputierten des dritten Standes wurden gewählt: 4 Priester, 15 Edelleute, 29 Bürgermeister (Maires), 12 Ärzte, 4 Schriftsteller, 5 Finanzbeamte, 178 Landleute, Bauern und Bürger, 2 Obergerichtsräte und 372 Advokaten und Unterrichter, zusammen 621; zu Deputierten des Adels: 19 Obergerichtsräte und 266 Edelleute, zusammen 285; zu Deputierten der Geistlichkeit: 96 Prälaten, 7 Mönche, 205 Pfarrer, zusammen 308. Die extremen Parteirichtungen *Ergebnis der Wahlen.*

waren also am stärksten vertreten, die Fortschrittspartei und die Altkonservativen; an Vertretern der besonnenen Mitte fehlte es sehr, was auf den Gang der Verhandlungen nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Dem Adel würden noch 22 Stimmen zugekommen sein, wenn nicht, wie schon bemerkt, der Adel der Bretagne die Vornahme der Wahlen verweigert hätte. Eine noch empfindlichere moralische Schädigung des Adels in der öffentlichen Meinung lag darin, daß sich eine Anzahl seiner Mitglieder zu Vertretern des dritten Standes hatte wählen lassen.

Stellung des Hofs.

Man blieb bei Hofe der Meinung, die einberufenen Generalstände in allem als Fortsetzung der alten Stände des Jahres 1614 anzusehen. Danach wurde das Zeremoniell festgestellt, die Kleidung den Deputierten vorgeschrieben, alles geregelt. Daraus ergab sich für den dritten Stand eine fortgesetzte Reihe von Demütigungen, die empfindlich

Geistlichkeit. Adel. Dritter Stand.

20—22. Tracht der Vertreter der drei Stände nach der Anfang 1789 festgesetzten Ordnung. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

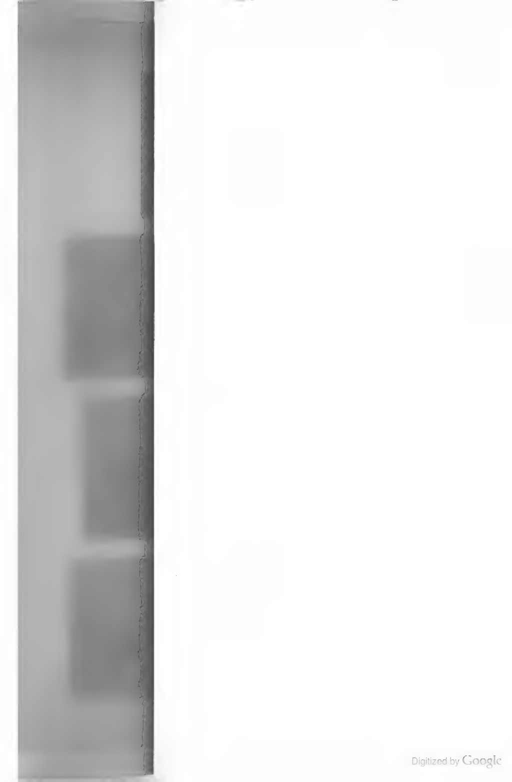
und reizbar machen mußten, wenn man auch nicht gerade bis zu der alten Forderung, daß seine Vertreter knieend zum Könige zu sprechen hätten, zurückkehrte. Manches Ungeschick, auch wohl etwas Übelwollen des Großzeremonienmeisters Marquis von Brézé kam dazu, den Unterschied noch empfindlicher zu machen.

## Die Generalstände.

Eröffnung der Generalstände.

Am 3. Mai 1789 wurden die Generalstände in Versailles dem Könige vorgestellt: vor den Vertretern der Geistlichkeit und des Adels öffnete man beide Flügelthüren, vor denen des dritten Standes nur eine; das wurde sehr bemerkt. Am folgenden Tage versammelten sich die Deputierten in der Kirche Notre Dame und begaben sich von hier in feierlichem Zuge, den Hof und die Minister an der Spitze, in die des heiligen Ludwig, um der Eröffnungsmesse beizuwohnen. Das schönste Wetter begünstigte die erhebende Feier. Tausende von Zuschauern waren von allen Seiten, zumal von Paris, herbeigeströmt und begrüßten in freudiger Erregung den König mit brausendem Zuruf. Die Deputierten zogen einher, nach Ständen streng gesondert, zuerst die

Digitized by Google


Digitized by Google

Stellun
Hof

Eröffn
der Ge
stän

Geistlichkeit in weiten Röcken, großen Mänteln, viereckigen Baretts oder in violetten Gewändern und gestickten Chorhemden; ein Musikkorps trennte die Prälaten von den Pfarrern. Dann folgte der Adel in prunkvoller Kleidung; die Aufschläge an den Röcken und die Westen waren von strahlendem Goldbrokat; dazu kamen breite gestickte Spitzenhalstücher und aufgeschlagene Hüte mit weißen Straußenfedern, wie sie zu den Zeiten König Heinrichs IV. Sitte gewesen waren. Den Schluß machte der dritte Stand, in bescheidenes Schwarz gekleidet, mit kurzen Mänteln und schlichtem Musselinhalstuch; die Hüte waren ohne Federn und Schleife.

Die Predigt hielt der Bischof von Nancy, mehr politisierend als erbaulich. Der kirchliche Charakter trat auch anderweit zurück: man klatschte laut, als er von der Gewährung öffentlicher Freiheiten sprach, von Gleichheit und Menschenrechten; aber ein hörbares Murren ging durch die Kirche, als er mit dem Gebete schloß: „Empfange, o Gott, die Gebete der Geistlichkeit, die Gelübde des Adels und das unterthänige Flehen des dritten Standes!“ Man wollte nichts von einer solchen Scheidung der Stände wissen.

Am 5. Mai fand die Eröffnung der Generalstände im Saale „der kleinen Feste“ (Salle des Menus) statt. Die Tribünen des Saales waren mit Zuschauern überfüllt. Nach der Ordnung des Jahres 1614 wurden die Deputierten eingeführt, die der Geistlichkeit und des Adels durch die große Eingangsthür, die des dritten Standes durch eine Hinterthür. Jene wurden rechts und links vom Throne aufgestellt, diese im Hintergrunde des Saales. Die Minister traten ein: Necker wurde mit Beifallsrufen empfangen. Zuletzt erschienen, von den Prinzen und einem glänzenden Gefolge umgeben, der König und die Königin, mit lautem, freudigem Zurufe begrüßt. Der Monarch im Kronornat ließ sich auf dem Throne nieder und bedeckte sein Haupt. Alsbald setzten auch Adel und Geistlichkeit die Hüte auf. Ihrem Beispiele folgten viele Deputierte des dritten Standes, andre schwankten. „Bedeckt euch!“ rief man diesen zu. „Nehmt den Hut ab!“ ertönte es von andrer Seite. Der König machte der Unruhe sofort ein Ende, indem er seinen Hut wieder abnahm.

Sichtlich in tiefer Bewegung erhob sich der König. Lautloses Stillschweigen lagerte sich über den weiten Saal; voll Erwartung richteten sich alle Blicke auf den Thron. Frankreich steht an einem Wendepunkte seiner Geschichte; wird Ludwig das befreiende Wort aussprechen?

„Meine Herren“, begann der König, „der Tag, nach welchem Mein Herz sich so sehr gesehnt hat, ist endlich erschienen, und Ich sehe Mich umgeben von den Vertretern der Nation, welche zu regieren ich Mir zum Ruhme schätze. Ein langer Zeitraum ist seit der letzten Versammlung der Reichsstände verflossen, und obschon die Zusammenberufung der Reichsstände abgekommen zu sein schien, so habe Ich doch kein Bedenken getragen, einen Gebrauch wieder herzustellen, der dem Königreiche neue Kraft verleihen und der Nation neue Quellen des Wohles erschließen kann.“ Das war vielversprechend; nun aber folgten nur Ankündigungen von Ersparnissen in den Ausgaben und Klagen über die Unruhe der Gemüter, ohne daß irgend eine zufriedenstellende Maßregel angekündigt worden wäre. Man hätte, namentlich im dritten Stande, gern von dem Verfassungswerke etwas vernommen, das doch nach der Meinung der Gebildeten die Hauptaufgabe sein mußte; ohne eine solche schien ihnen die bevorstehende Arbeit gar keinen Rechtsboden zu haben. Davon aber hörte man aus der Rede des Königs gar nichts. Dagegen hieß es: „Ich werde Ihnen ein treues Bild der Finanzlage vor Augen führen lassen, und im voraus bin ich gewiß, daß Sie nach dessen Prüfung die wirksamsten Mittel vorschlagen werden, um sie für immer in Ordnung zu bringen und den öffentlichen Kredit zu befestigen. Dies große und heilsame Werk, das die Wohlfahrt des Reiches nach innen und sein Ansehen nach außen verbürgen soll, wird Ihre wesentlichste Aufgabe sein.“ Die Schlußworte des Königs dagegen zeugten wenigstens von gutem, nicht voreingenommenem Wollen. „Alles“, schloß er, „was man von der innigsten Teilnahme am öffentlichen Wohl erwarten kann, alles, was man von einem Souverän, welcher der erste Freund seines Volkes ist, verlangen kann, Sie können, Sie müssen es von meinen Gesinnungen hoffen. Meine Herren, möge eine glückliche Übereinstimmung in dieser Versammlung herrschen, möge dieser Zeitpunkt ewig denkwürdig werden für das Glück und das Heil des Königreiches! Dies ist die Hoffnung Meines Herzens, dies Mein heißester Wunsch, dies endlich ist der Lohn, den Ich von der Geradheit Meiner Absichten, von der Liebe zu Meinem Volke erwarte!“ Rede des Königs.

Jedenfalls folgte der lauteste Beifallsjubel der Versammlung diesen Worten. Man erwartete, daß der König die politischen Ratschläge und Pläne, denen man mit Begier entgegensah, nunmehr durch den Mund seiner Minister erteilen würde.

Der Großsiegelbewahrer Barentin nahm das Wort; aber seine Stimme war so schwach, daß für die Fernstehenden die Rede so gut wie ganz verloren ging. Er erklärte, daß die Aufgabe der Versammlung bestehen würde in der Prüfung und Bewilligung der Auflagen, in der Umgestaltung der Zivil- und Kriminalgesetzgebung und in der Beratung eines Preßgesetzes, durch welches den Ausschreitungen der Presse vorgebeugt werden solle. Im übrigen aber sei die Regierung allen „gefährlichen Neuerungen“ abgeneigt. Die Hauptsache indessen war, daß er auf die wichtigste Frage, ob die Deputierten nach Ständen getrennt oder zu einer Kammer vereinigt beraten und abstimmen sollten, einging; denn von dieser hing die ganze Zukunft ab. Wurde die Abstimmung nach Ständen bestimmt, so war die doppelte Vertreterzahl dem dritten Stande unnütz: er war dann von vornherein überstimmt, und an eine Reform der unerträglichen Zustände war nicht zu denken. Aber hatte die Regierung nicht durch die Bewilligung der doppelten Vertreterzahl an den dritten Stand mittelbar der Abstimmung nach Köpfen zugestimmt? Barentin dämpfte alle Erwartungen durch die Erklärung, daß die frühere Form der Beratung nach Ständen nicht geändert und die neue Form der Beratung und Abstimmung nach Köpfen nur mit der freien Zustimmung der Reichsstände und mit der Bewilligung des Königs eingeführt werden solle.

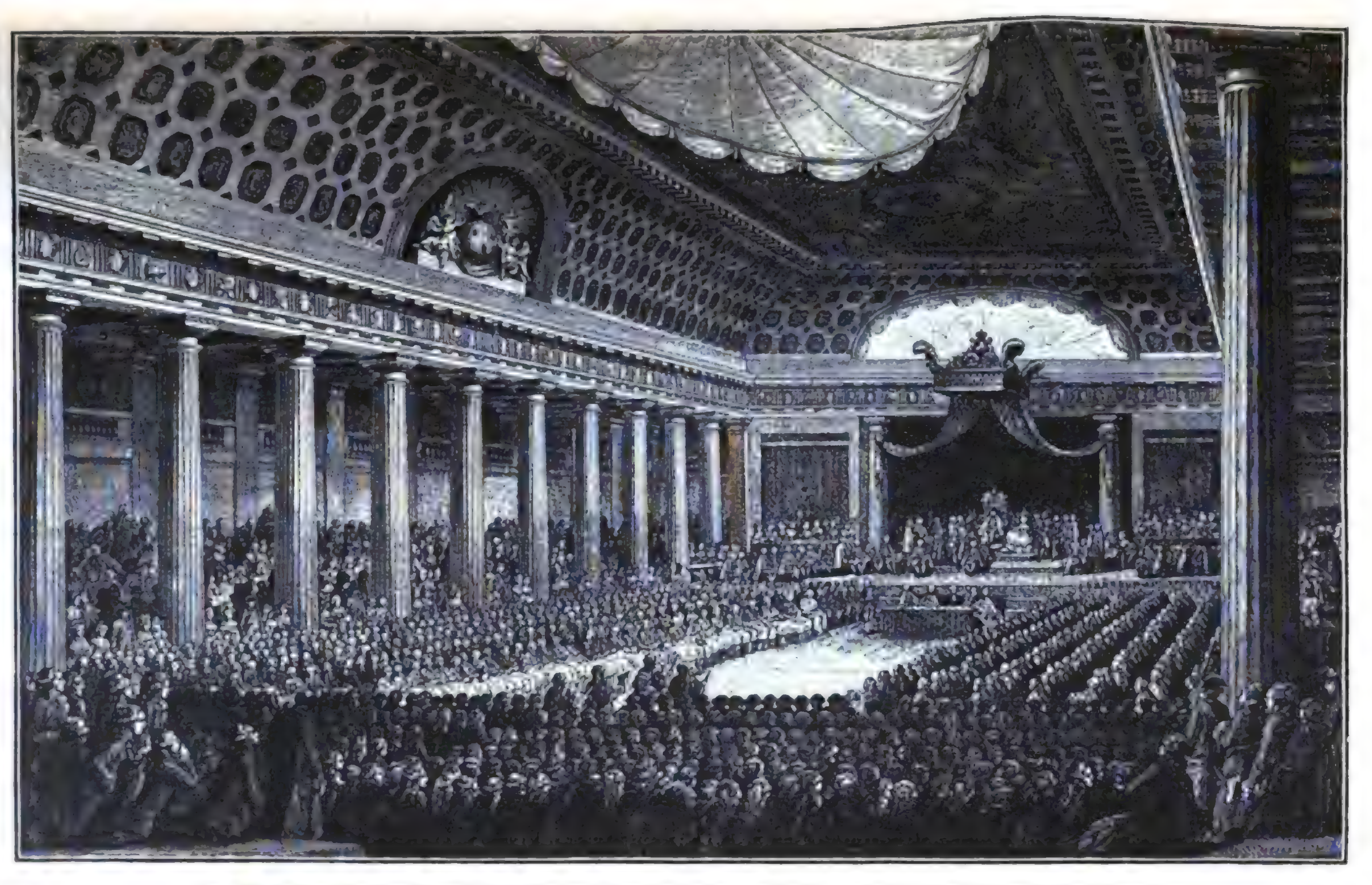
Neckers Rede und Stellungnahme.

Die gesunkene Hoffnung indes belebte sich von neuem, als Necker mit einer Miene voll Zuversicht, ja Siegesgewißheit das Wort nahm. Nichts bezeichnet die eitle Selbstgefälligkeit des Mannes deutlicher als die Erwartung, durch eine tödlich langweilige Vorlesung von drei Stunden die Stimmung der Stände zu beherrschen. Aus einem umfangreichen Manuskripte las er Zahlen über Zahlen vor, aus denen sich ergeben sollte, daß das Defizit Frankreichs nur 56 Millionen betrüge, die wohl durch Ersparnisse eingebracht werden könnten, daß also nicht die finanzielle Notlage, sondern nur die freie Gnade des Königs die Berufung der Generalstände veranlaßt habe, wofür diese durch Eingehen auf die Gedanken der Regierung sich dankbar zu bezeigen hätten.

Durch raffinierte Zahlengruppierung wollte er verdecken, daß die schwebende Schuld, der die Regierung rat- und mittellos gegenüberstand, zehnmal so groß war, als er eingestand; durch ein Umgehen der Abstimmungsfrage wollte er es mit keiner Partei verderben; durch Ermüdung alle abspannen und einschläfern; durch Höflingsworte in seiner Stellung sich befestigen. Der Hauptfehler Neckers lag aber tiefer, nämlich in seiner völligen Unfähigkeit, die Situation, ihre Wichtigkeit, ihre Gefährlichkeit, zu übersehen. Für ihn war die Geldfrage die Hauptsache; er hoffte auf das Entgegenkommen der beiden privilegierten Stände, er hoffte mit ihrer durch die Not der Zeit geförderten Freigebigkeit jene Frage zur Zufriedenheit zu lösen. Im übrigen waren ihm ja die modernen Ideen recht wohl bekannt; er vermochte ihnen aber bei mangelndem politischen Blick nicht die Wichtigkeit beizumessen, wie andre Leute es thaten, und da der König als echter Bourbon gegen alles Englische eine große Abneigung hegte, so fiel es Necker schon darum nicht ein, an die englische Verfassung sich anlehnende Vorschläge zu machen.

Parteien am Hofe.

Die Stimmung bei Hofe war geteilt. Neben einer kleineren Partei, die den neueren Ideen sich nicht verschlossen, war natürlich eine größere vorhanden, die von jenen nichts wissen wollte. Das Streben der reaktionären Hofpartei ging dahin, die Stände, sobald sie das nötige Geld beschafft hätten, wieder heimzusenden. Sie sah in den Ständen eine Bedrohung der eignen Stellung; Reformen jeglicher Art wollte sie vorbeugen, da diese nur auf Beschränkung der Privilegien hinauslaufen konnten. Zu



**23. Die Eröffnung der Generalstände am 5. Mai 1789. Nach dem Original des königl. Hofmalers C. Monnet gestochen von Helmann.**

Links vom Throne des Königs, auf einem niedrigeren Fauteuil, sitzt die Königin, die Prinzessinnen haben Tabourets, die Prinzen Klappstühle. An den Stufen des Thrones zur Linken desselben, ist ein Armsessel für den Siegelbewahrer, auf der andern Seite ein Klappstuhl für den Großkanzler; die Großen und die Damen des Hofes sind auf der Estrade im Halbkreise zur Linken und Rechten aufgestellt. Unterhalb der letzten Stufen befinden sich die Staatsminister vor einem Tische; zu ihrer Rechten sind auf Bänken 15 Staatsräte placiert und 20 Berichterstatter, die zur Sitzung eingeladen sind, zu ihrer Linken die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden der Provinzen. Am andern Ende des Saales gegenüber dem Thron stehen die Wappenherolde. Der ganze Vordergrund ist besetzt mit Abgeordneten des dritten Standes. An den Seiten, einander gegenüber sitzen die beiden ersten Stände. Den Dienst im Saale versehen Leibgarden, deren Posten zwischen den Säulen vor den Zuschauern aufgestellt sind.

Digitized by Google

dem Zwecke müsse unbedingt die Trennung der Stände aufrecht erhalten und die beiden ersten Stände gewonnen werden, um durch diese den dritten Stand zu demütigen: das war ihre Meinung.

Ihren Mittelpunkt hatte diese Partei in den Salons der Gräfin von Polignac, der Freundin der Königin; hier fanden die Besprechungen statt, zu denen man die hervorragendsten Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit heranzog; hier hatte man jene den dritten Stand demütigenden Etikettevorschriften festgesetzt. Das einzige, was dieser Partei fehlte, war ein Haupt; keines ihrer Mitglieder besaß ein so entschiedenes geistiges Übergewicht, um die politische Führung übernehmen zu können. Durch Geburt wenigstens ragte am meisten der Graf von Artois, des Königs Bruder, hervor: aber zum Führer war er nicht geeignet. Wenn man die Königin hätte für diese Partei gewinnen können! Man gab sich alle Mühe darum, da sie gerade nicht selten bei ihrer Freundin verkehrte; schien doch die Unpopularität, in der Marie Antoinette stand, sie auf festeren Anschluß an eine große und mächtige Partei hinzuweisen. Allein die Königin war zu klug, für Parteizwecke sich und ihren Einfluß beim Könige mißbrauchen zu lassen, welche ihrer im ganzen gemäßigten Sinnesrichtung entgegenstanden. Sie hielt sich nicht zurück, aber sie schloß sich auch nicht an.

Viel weniger in sich geeinigt waren die Gegner der Reaktion in den Kreisen des Hofes; unter ihnen ragte am meisten als Prinz von Geblüt der Herzog Louis Philipp von Orléans (geb. 1747) hervor. Aber selten wohl hat eine gute Sache einen unwürdigeren Vertreter gehabt. Nicht Teilnahme für das Volk trieb ihn an, sondern die schiefe Stellung, in welche seine Falschheit und Lasterhaftigkeit ihn bei Hofe gebracht hatten. Eine leicht gewonnene Popularität beim großen Haufen war sein Lohn. Es unterliegt keinem Zweifel, daß bei mehreren aufrührerischen Szenen, so bei den Volksaufläufen auf dem Pont Neuf im September 1788, seine Hand im Spiele war und daß er nachmals eine noch verhängnisvollere Thätigkeit entwickelt hat. Von seiner Beziehung zur Halsbandgeschichte ist schon die Rede gewesen.

*Haltung des Königs.*

Unentschlossen und unselbständig, wie er war, schwankte der König zwischen beiden Richtungen; sein Handeln machte den Eindruck, als probiere er immer nur; fand er Widerstand, so trat er zurück. Natürlich raubte ihm dieser Mangel an Festigkeit mehr als alles Ansehen und Geltung. Er war bereit, für sein Volk Opfer zu bringen, die königlichen Gerechtsame zum Besten des Ganzen einschränken zu lassen; eine fleißige Lektüre der Cahiers hatte ihm zu diesem liberalen Standpunkte verholfen. Aber daß er es thun würde, wenn eine ganze Partei bei Hofe sich ihm entgegenstelle, ließ sich von ihm nicht erwarten; es war nicht der unmittelbare Einfluß des Polignacschen Kreises, sondern eine übel angebrachte Rücksichtnahme auf denselben, was ihn immer wieder beirrte. Das Ministerium Neckers war der Ausdruck der Reformgedanken des Königs; die Königin unterstützte dasselbe, soweit es ihr möglich war, ohne darum als Parteigenossin Orléans' zu erscheinen; aber ihr Einfluß überwand nicht immer die Eigenart ihres Gemahls.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die scharf ausgeprägten Gegensätze innerhalb der Reichsstände sich aneinander messen mußten. Der Adel vertrat durchaus die Reaktion, der dritte Stand die Reform, die Geistlichkeit teilte sich zwischen diesen Gegensätzen, denn die zahlreichen Pfarrer fühlten einen starken Zug zum dritten Stande. In einem Briefe verrät die Königin offen ihre innere Parteistellung; sie freue sich darüber, schreibt sie, daß der dritte Stand die Aristokraten „demütigen“ solle. Das war auch die Meinung dieses Standes: aber wie es anfangen?

*Bewußter Zweck der Versammlung.*

Die meisten Deputierten, zumal des dritten Standes, waren politisch unerfahrene Leute, in völliger Unklarheit darüber, wie sie die Aufträge ihrer Wahlkreise ausführen sollten; überdies waren sie einander fremd. Ihnen allen standen jedoch die Finanzschwierigkeiten des Staates nicht mehr im Vordergrunde. Ihre Gedanken gingen auf eine Erneuerung des ganzen französischen Staatswesens. Dahin lauteten auch die Instruktionen, welche ihre Wähler ihnen mitgegeben hatten. Erstrebt sollte werden: Volksvertretung, Abschaffung aller Feudalrechte, Preßfreiheit, Sicherheit der Person und des Eigentums, Verantwortlichkeit der Minister, gleiche Verteilung der Steuern, kurz die Aufrichtung eines verfassungsmäßigen Rechtsstaates. Ja, die Weisungen der Stadt Paris

für ihre Deputierten des dritten Standes — Sieyès gehörte dazu — schärften ihnen ganz besonders ein, keiner Steuer, keinem Anlehen ihre Zustimmung zu geben, bevor nicht die wesentlichsten Grundlagen der Verfassung vereinbart und verbürgt seien. Vollständig treffen alle Weisungen für Abgeordnete des dritten Standes in der Forderung überein, daß sich die Deputierten als Bevollmächtigte der **ganzen Nation**, nicht nur eines Standes anzusehen und darum eine Abstimmung nach Köpfen, nicht nach Ständen zu verlangen haben.

24. Louis Philipp, Herzog von Orléans.
Nach einem Schwarzkunstblatte von Levachez.

Die Abstimmungsfrage.

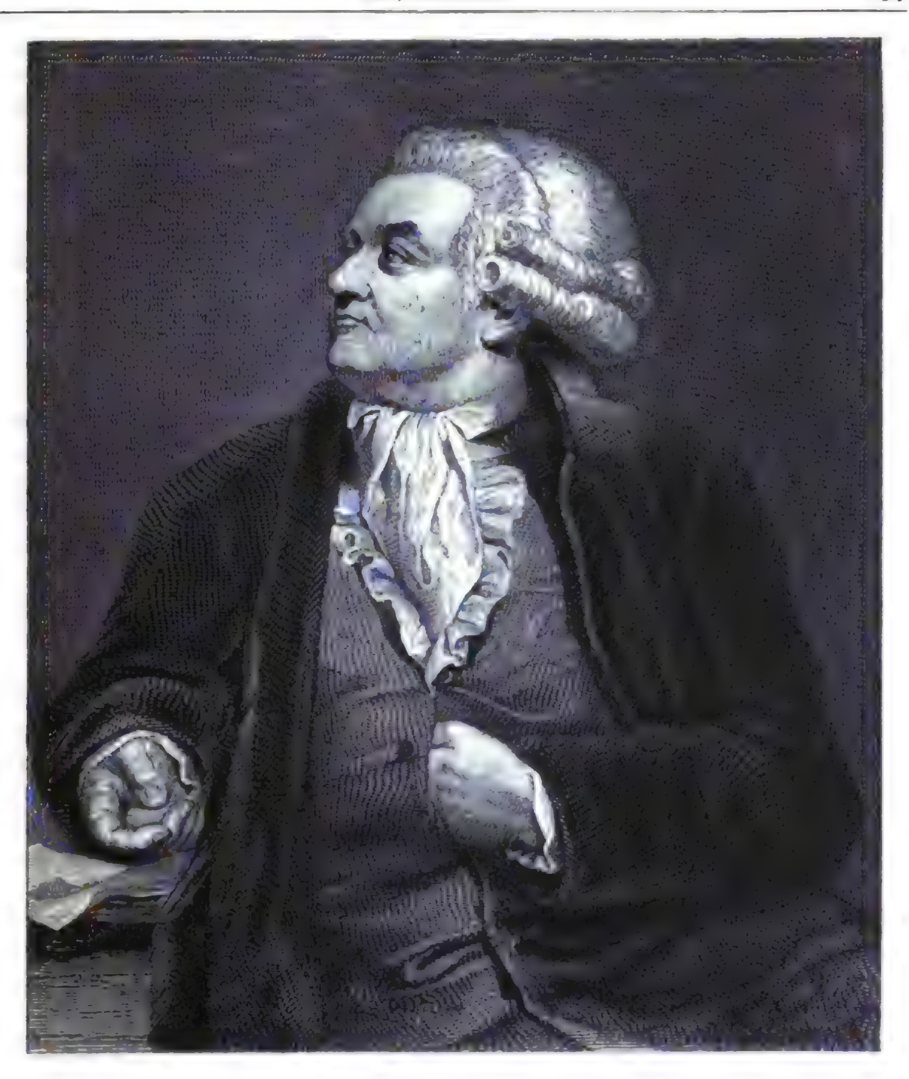
Und dies war die Frage, die zunächst erledigt werden mußte; denn die Regierung hatte unter sonstiger Festhaltung am Alten es den Ständen doch überlassen, sich frei zu verständigen, wie sie beraten und abstimmen wollten. Die Geschichte gab keinen Wink, denn von 1560—1614 hatten die Stände einzeln getagt, von 1355 aber bis 1560 hatten gemeinsame Verhandlungen stattgefunden. Was sollte nun gelten? Ließ sich erwarten, daß die beiden ersten Stände zu gunsten des dritten, welchen die Regierung auf halbem Wege im Stiche gelassen hatte, auf die Abstimmung nach Ständen Verzicht leisten würden? Schon der zweite Tag brachte Aufklärung darüber. Den Deputierten des dritten Standes, als des zahlreichsten, war der Eröffnungssaal zu seinen Beratungen angewiesen worden. Hier versammelten sie sich daher am 6. Mai; indes die

Deputierten der andern Stände erschienen nicht, obwohl der königliche Befehl, sich an dem genannten Tage zu versammeln, an alle drei Stände ergangen war. Infolgedessen stellte der Abgeordnete des dritten Standes für Aix in der Provence, Graf Mirabeau den Antrag, daß man demnach zunächst unthätig bleiben wolle. Man betrachtete den Antragsteller mit Mißtrauen und Abneigung, aber seinen Antrag nahm man an.

Mirabeau. Der Argwohn gegen Mirabeau war nicht ungerechtfertigt, wenigstens für jeden, der um sein vergangenes Leben wußte, das eine Anklage sowohl gegen ihn wie gegen das ganz alte Frankreich war. Gabriel Honoré Riquetti Graf von Mirabeau war am 9. März 1749 zu Bignon in der Provence geboren. Die Familie stammte aus Italien; aus Florenz waren die Arrighetti in das südliche Frankreich eingewandert und hatten von ihrer Besitzung den Namen Mirabeau sich beigefügt. Honorés Vater lebte als Seigneur auf seinen Gütern, gegen seine Bauern ein wahrer Menschenfreund, gegen seine Familie ein Tyrann. Die Eindrücke, die der Knabe im Elternhause empfing, waren trostlos; die Eltern lebten in offenem Zwiespalt miteinander, die Vermögensverhältnisse gerieten mehr und mehr in Zerrüttung. Heranwachsend nahm der Knabe Partei für seine Mutter und überwarf sich darüber mit seinem Vater, der von jeher schon Abneigung gegen seinen Erben gezeigt hatte, zumal seit dem Kinde die Blattern das Gesicht zerrissen und zu abschreckender Häßlichkeit entstellt hatten. Im Charakter glichen sich Vater und Sohn: sie waren beide echte Mirabeaus, trotzig und energisch, beredt in Worten, schwer zu bemeistern. Aber bei Honoré fügte zu der Heißblütigkeit des Provençalen die unwürdige Behandlung, die er erfuhr, jene verhaltene Glut, welche dem in seiner Kraftentwickelung unnatürlich gehemmten Genie eigen ist.

Der Vater schickte den fünfzehnjährigen Jüngling in eine militärische Erziehungsanstalt und steckte ihn dann nach drei Jahren in ein Reiterregiment in der Provinz. Das ganze Garnisonstädtchen war bald von ihm bezaubert; aber er beging so viel leichtfertige Streiche, daß er sich nach Paris flüchten mußte. Der Vater war außer sich, verschaffte sich einen Haftbrief für seinen Sohn und ließ ihn auf der Insel Rhé ins Gefängnis sperren. Bald aber bot sich Besseres, das vielleicht den Vater ganz und gar von dem verwilderten Sohne befreite. Die Genuesen hatten die Insel Corsica 1768 an Frankreich verkauft, aber das wilde Räubervolk wehrte sich gegen den neuen Herrn. Einem dorthin bestimmten Regimente wurde Gabriel eingereiht. Aber er entging den Flinten wie den Dolchen der Corsen und kehrte zurück als ein bewährter Offizier, dem seine Mannschaft mit Begeisterung anhing, mit einem Hauptmannspatent in der Tasche. Er versöhnte sich durch seinen Oheim mit dem Vater, wurde zum Landwirte gemacht und verheiratet, um durch eine reiche Mitgift der eignen Familie zu Hilfe zu kommen. Aber die Spekulation schlug fehl, die Ehe war sehr unglücklich; um sich zu betäuben, stürzte er sich in Zerstreuungen und Schulden. Sofort aber hatte der alte Graf wieder einen Haftbefehl bei der Hand und ließ seinen unverbesserlichen Sohn wie einen Verbrecher in Festungsmauern einschließen, zuerst in Manosque, dann in Schloß If, endlich in Fort Joux. Von hier aus entfloh er, nachdem seine Frau einen Versöhnungsversuch kalt zurückgewiesen, mit der jungen Frau des Präsidenten Monnier in Pontarlier. Unter falschem Namen lebten die Flüchtigen eine Zeitlang in Amsterdam; litterarische Arbeiten verschafften notdürftig den Lebensunterhalt, während in Pontarlier ein Prozeß gegen den Entführer angestrengt und er in Abwesenheit zum Tode verurteilt wurde. Endlich durch die Spione des eignen Vaters entdeckt, wurde er ausgeliefert und in die Kasematten von Vincennes gebracht. Vier Jahre schmachtete er in dem feuchten Kerker, unter Entbehrungen aller Art mit eiserner Energie rastlos seine Studien fortsetzend; endlich erlangte er die Freiheit wieder und die Revision des Prozesses in Pontarlier; seine hinreißende Beredsamkeit verwandelte das Todesurteil in eine kurze Gefängnishaft.

Sein nächstes Ziel war England, mit dessen Verhältnissen er sich vertraut machte; dann ging er nach Berlin, und zwar im geheimen Auftrag des Ministers Calonne. Er hielt sich hier vom Frühjahr 1786 bis Januar 1787 auf und studierte den Staat Friedrichs des Großen. Er sprach noch bei dessen Lebzeiten zuerst die Wahrheit aus, daß die Maschinerie des preußischen Staates verrostet sei und daß nur die Größe des Königs ihre Mängel verdecke. Durch seine Schrift über Preußen hatte er sich einen Namen als Schriftsteller gemacht; in der Zeit des Kampfes der Regierung mit dem Parlamente wurde er deshalb aufgefordert, seine Feder für die Monarchie in Bewegung zu setzen. Er lehnte ab, nicht weil er nicht Monarchist gewesen wäre, aber weil ihm die Verteidigung der absoluten Monarchie gegen seine Überzeugung ging. Und doch war er, völlig mittellos und tief in Schulden steckend, auf solche Schriftstellerei angewiesen. Es kam die Berufung der Generalstände. „Der Tag ist gekommen, da auch das Talent eine Macht sein wird", schrieb er seinem Oheim; er warf sich hinein in die Bewegung: er wollte in der Provence zum Deputierten gewählt werden. Aber zur Reise nach der Provence, zur Wahlagitation, zu seinem Unterhalt bedurfte er Geld. Er scheute sich nicht, die geheimen Berichte über den Hof von Berlin, für die er schon bezahlt war, die ihm nicht gehörten, für deren Nichtherausgabe er soeben erst aus dem Ministerium 300 Louisdor erhalten, doch in einem besonderen Buch zu veröffentlichen. Das that ihm gesellschaftlich natürlich den größten Schaden, größeren als sein ganzes bisheriges Abenteurerleben. Der Adel der Provence, den er anfangs hatte vertreten wollen, wies infolgedessen seine Kandidatur zurück. Unverzüglich trat er als



Le comte De Mirabeau

25. Gabriel-Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau.

Nach dem Original von L. Massard gestochen von Weber. (Galeries de Versailles.)

Bewerber für den dritten Stand auf. Man hatte in der Provence nicht vergessen, mit wie hinreißender Beredsamkeit er nach seiner Freilassung aus Vincennes vor den Gerichten seine Sache gegen seine Frau, die er verachtete, und deren großen Familienanhang geführt hatte: Marseille und Aix wählten ihn zum Deputierten; er nahm für Aix an; so kam er nach Versailles. Noch hielt man sich dort von ihm fern; aber in wenig Wochen bewährte sich auch hier seine wunderbare Gabe, die Gemüter seinem Willen unterzuordnen. Eine machtvolle Persönlichkeit, eine dröhnende Stimme unterstützten ihn; selbst in seiner Häßlichkeit lag etwas Dämonisch-Anziehendes. Ihn störte keine Illusion einer friedlichen Entwickelung der Dinge, einer rosigen Zukunft. Mit unfehlbarer Sicherheit sah er die Revolution kommen; sie einzudämmen war sein Ziel.



Digitized by Google

Einigungsversuche des dritten Standes.

Das erste Geschäft, welches den Reichsständen oblag, war die Prüfung der Wahlen. Sofort wurde also die Abstimmungsfrage brennend: sollte, konnte der dritte Stand in eine Beratung und Abstimmung nach Ständen, die in jeder Frage für ihn Niederlage bedeutete, willigen? Er wartete am 6. Mai einige Stunden auf die andern Stände; als er aber erfuhr, daß diese getrennte Beratung begonnen hätten, ging er um zwei Uhr auf Mirabeaus Antrag auseinander, ohne etwas zu thun, was man als eine selbstständige Konstituierung oder als eine Zustimmung zu dem Benehmen der beiden andern Stände hätte deuten können. Was aber nun? Ehe die Vollmachten der Abgeordneten des dritten Standes nicht geprüft waren und eine Konstituierung nicht erfolgt war, war keine Verhandlung mit den andern Ständen möglich. Er ließ sie daher noch einmal, aber privatim, einladen zu kommen und die gemeinsamen Wahlprüfungen zu beginnen.

Natürlich erschienen sie auf diese Einladung nicht. Vielmehr begann der **Adel** am 11. Mai die Wahlprüfungen seiner Deputierten in geschlossener Standesversammlung für sich: mit Schroffheit drängte er vorwärts. Er fühlte einen Rückhalt an dem Polignacschen Kreise, der es an Aufmunterungen nicht fehlen ließ. Es fiel Necker auf, daß es gerade Mitglieder des neuen Adels waren, welche in der herbsten Weise für die Aufrechterhaltung der Sonderstellung eintraten; und wirklich umfaßte die Minorität, welche bereit war, den Wünschen des dritten Standes entgegenzukommen, fast ausschließlich Seigneurs vom höchsten Range. Selbstverständlich gehörte ebenso wie der Marquis von Lafayette auch der Herzog von Orléans dazu. Aber es waren nur 47, zu schwach an Zahl — noch nicht ein Fünftel — um durchzudringen.

Anders schon stand es bei der **Geistlichkeit**; zwar überwog auch hier noch der Standesgeist, aber nur mit geringer Majorität (133 gegen 113). Daher fand hier der Vorschlag einiger Mitglieder des dritten Standes ziemlich bereitwillige Zustimmung, der Klerus möge durch seine Vermittelung eine Verständigung zwischen den beiden andern Ständen herbeiführen. Allein mehr wurde dadurch nicht erreicht, als daß der Adel mit der Geistlichkeit sich bereit erklärte, auf die Standesprivilegien bei der Besteuerung Verzicht zu leisten; als ob das noch die Hauptfrage gewesen wäre. Auf seiner Sonderberatung erklärte der Adel mit aller Bestimmtheit beharren zu wollen. Daraufhin entsandte der dritte Stand auf den Antrag Mirabeaus eine Deputation an die Geistlichkeit und ließ diese „im Namen des Gottes des Friedens, dessen Diener die Geistlichen wären“, auffordern, mit dem dritten Stande einträchtig zusammenzutreten.

Jetzt mischten sich auf Befehl des Königs einige Regierungskommissare in die Verhandlungen, ohne irgend welchen Erfolg zu erzielen, so daß der dritte Stand zu dem Entschlusse kam, die Hilfe des Königs direkt anzurufen. Allein der gerade in diese Tage fallende Tod des Dauphin ließ diesen Gedanken unangemessen erscheinen — und doch war schon ein Monat über den Verhandlungen verflossen, und allenthalben wurden Stimmen der Ungeduld im Volke laut. Dennoch behauptete der dritte Stand mit voller Klarheit seine vorsichtig abwartende Stellung; auch durch die Aufforderung der Geistlichkeit, vor allem zur Erleichterung der Not des Volkes durch rasche Sorge für die notwendigen Mittel mitzuwirken, ließ er sich von der Hauptfrage nicht ablenken: er glaubte darin nur einen Fallstrick des Klerus zu erkennen.

Verloren indes waren diese Wochen der Unthätigkeit in Wahrheit nicht: sie hatten um vieles die Situation aufgeklärt; sie hatten die verblendete Hartnäckigkeit des Adels gezeigt, das unsichere Suchen und Tasten der Geistlichkeit, die Unschlüssigkeit des Königs, die Lauheit und Unzuverlässigkeit Neckers; sie hatten den dritten Stand in sich gefestigt, ihn die fähigen Köpfe in seiner Mitte kennen gelehrt, ihm Vertrauen zu sich gegeben. In diese Zeit, nämlich Ende Mai, fallen die Verhandlungen Mirabeaus durch die Vermittelung des Abgeordneten Malouet mit der Regierung. Es war der Zweck

Mirabeaus auf der einen Seite, diese zu vernünftigem und konsequentem Handeln zu vermögen, anderseits seinen wachsenden Einfluß in der Versammlung zu gunsten der Monarchie zu verwenden. Die alberne und hochfahrende Art Neckers, der Mirabeau wie einen Darlehen heischenden Bittsteller behandelte, ließ es zu keiner Aussprache kommen.

Am 9. Juni endlich wurden die Verhandlungen geschlossen: die Regierung ließ nun die Dinge gehen, wie sie wollten. Schon am 10. machte Mirabeau der Thatenlosigkeit ein Ende; er forderte in der Versammlung des dritten Standes die Aufmerksamkeit der Versammelten für einen sehr wichtigen Antrag, den ein Deputierter von Paris stellen wollte. Welch ein Gegensatz, als er die Rednerbühne dem schüchternen schwächlichen Sieyès abtrat, und dieser mit dünner Stimme, dazwischen hüstelnd, das Wort nahm!

In wenig Worten wies Sieyès auf die Winkelzüge der andern Stände hin, denen der dritte „eine freimütige und leidenschaftslose Haltung“ entgegengesetzt habe; jetzt aber sei es Zeit, die Unthätigkeit zu beendigen; er beantrage daher, die Herren vom Klerus und Adel durch eine letzte Aufforderung zur gemeinsamen Prüfung der Wahlvollmachten einzuladen, dabei ihnen aber zu eröffnen, daß sie, wenn sie die Teilnahme ablehnten, als nicht erschienen in das Protokoll eingetragen werden würden, und daß der dritte Stand ohne sie, als Versammlung der Reichsstände sich konstituieren würde. Mit allgemeinem Beifall wurde dieser Antrag angenommen, nur die „Aufforderung“ in eine „Einladung“ gemildert: er war die erste That der Deputierten, eine That von der allergrößten Tragweite.

Am 12. Juni 1789 wurden die Deputationen zu dem Adel und Klerus gesandt und eine Adresse an den König gerichtet, worin der dritte Stand sein Verfahren rechtfertigte. Noch am Abend desselben Tages wurde mit den Wahlprüfungen begonnen. Die beiden andern Stände erwiderten, sie wollten die Einladung in Beratung nehmen. Allein der dritte Stand, alles Wartens müde, fuhr auch am folgenden Tage ohne weiteres in den Wahlprüfungen fort. Das verfehlte des Eindruckes nicht. In derselben Sitzung noch erschienen drei Pfarrer, um fortan an den Beratungen des dritten Standes teilzunehmen. Das war der erste Erfolg: lautes Beifallklatschen bewillkommnete die Neueintretenden. Andre folgten an den folgenden Tagen.

### Die Nationalversammlung.

Die „Nationalversammlung“.

Am 15. Juni waren die Wahlprüfungen beendigt: Sieyès beantragte, daß die Versammlung sich konstituiere. Nicht mehr als dritter Stand; denn das war sie durch den Beitritt jener Pfarrer nicht mehr: aber als was sollte sie sich bezeichnen? Es handelte sich nicht nur um einen Namen, sondern um die Bezeichnung der ganzen politischen Stellung der Versammlung. Mirabeau warnte auf das eindringlichste vor einem Namen, den man der Versammlung bestreiten könne: der Name müsse vielmehr für alle Zeiten passen, der Entwickelung fähig sein, im Notfalle der Nation zu Schutz und Trutz als Waffe dienen können. Er schlug als einen solchen vor „Vertreter des französischen Volkes“. Allein es gab Leute, die in dem Worte „Volk“ einen verächtlichen Nebengeschmack finden wollten und sich ihm entgegensetzten. Sieyès brachte in Antrag: „Versammlung der anerkannten und bestätigten Vertreter der französischen Nation“. Das wiederum erschien zu schwerfällig. Da erhob sich Legrand aus Berry, ein unbedeutender Mensch, und beantragte einen Namen, der schon sonst mehrfach gebraucht war, in Sieyès' Flugschrift, in der Instruktion der Stadt Paris: „Nationalversammlung“. Das schlug durch.

Mirabeau stemmte sich unter dem schäumenden Unwillen der Versammlung dagegen; man wollte nichts von der Beschränkung der eignen Macht hören; man fühlte sich als Vertretung der Nation im Rousseauschen Sinne und ignorierte geflissentlich, daß der neue Name ohne Anfrage bei der Regierung und ohne Genehmigung des Königs gewählt war. Und doch war diese Versammlung noch wesentlich monarchisch gesinnt. Sieyès zog seinen Antrag zurück, der Name „Nationalversammlung“ wurde angenommen.

Konstituierung der Nationalversammlung.

Mitternacht war vorüber. Trotzdem war die Meinung, daß die Versammlung unverzüglich als Nationalversammlung sich zu konstituieren habe. Diesen entscheidenden Schritt suchte eine erhebliche Anzahl von Deputierten um jeden Preis noch aufzuhalten; denn er bedeutete gewissermaßen das Verbrennen der Schiffe hinter sich. Die Sitzung wurde äußerst erregt: immer heftiger erhitzten sich die Geister. Die beiden Parteien, zu den Seiten einer langen Tafel gereiht, bedrohten sich leidenschaftlich mit Worten und Gebärden. Hunderte von Zuschauern auf den Galerien, ja im Sitzungssaale selbst schreien und toben und bedrohen die opponierenden Abgeordneten mit Fäusten und

26. Jean Silvain Bailly, Präsident der Nationalversammlung.
Nach einem Schwarzkunstblatte von Levachez.

Stöcken. Dazu heult draußen der Sturm; mit Heftigkeit pfeift der Wind durch den Saal. Präsident war der gelehrte Bailly, Deputierter von Paris. Unbeweglich saß er eine Stunde inmitten des Tumultes und ließ die wild Erregten sich austoben. Dann erst wandte er sich an die Versammlung und wußte sie zu bestimmen, den entscheidenden Beschluß bis zum folgenden Tage auszusetzen. So ging unter veränderter Stimmung am 17. Juni die Konstituierung der Nationalversammlung mit Ruhe und Würde vor sich. Gegen 491 zustimmende Abgeordneten stimmten nur noch 90 mit nein; man sagte, daß über 200 aus Furcht vor dem Pöbel ihre Meinung vom vorhergehenden Tage geändert hätten.

Beschlüsse der Nationalversammlung.

Die ersten Beschlüsse, welche unverzüglich danach die Nationalversammlung faßte, waren von höchster Bedeutung: sie bekräftigte, um den Gang der Verwaltung nicht aufzuhalten, die Forterhebung der Steuern in Gesetzesform; doch sollte die Steuer-

erhebung an dem Tage aufhören, an dem eine Trennung von Versammlung und Regierung erfolgen würde. Um ferner der Möglichkeit eines Staatsbankrottes vorzubeugen, erklärte die Versammlung, wie sowohl die Klugheit als die Ehre gebot, die Staatsgläubiger unter die Bürgschaft der Nation gestellt; endlich beschloß sie, sich ungesäumt mit den Ursachen der Hungersnot und des allgemeinen Elends beschäftigen zu wollen, und setzte zu diesem Zwecke einen besonderen Ausschuß ein.

Stimmung bei Adel und Geistlichkeit.

Diese Maßregeln, ebenso angemessen als entschlossen, setzten den Hof und die andern Stände in Bestürzung. Eine dichtgedrängte Volksmenge umlagerte das Schloß und wartete auf das Ergebnis der Beratungen des Adels und der Geistlichkeit. Im Sitzungssaale des Klerus ging es sehr stürmisch her; die Pfarrer erhoben sich gegen die Prälaten; es kam zur Abstimmung: mit 149 Stimmen gegen 115 trugen sie den Sieg davon, draußen von den Volkshaufen mit Jubelgeschrei begrüßt, während der Gegenpartei Verwünschungen nachtönten. Der Adel war entgegengesetzter Ansicht; er wandte sich an den König und beschwor ihn, die Vermessenheit des dritten Standes niederzudrücken und die untergrabenen Rechte der Aristokratie zu stützen. Das Parlament war der Bundesgenosse des Adels: es bot dem Könige an, auf der Stelle ihm alle Steuern zu bewilligen, wenn er sich entschließen wolle, die Reichsstände wieder zu entlassen. Man erkennt, wie sehr auch die Parlamentsräte sich vor dem dritten Stande fürchteten.

Das Verhalten des Königs.

Nachdem in dieser Weise eine bemerkenswerte Zersetzung in den ersten beiden Ständen vor sich gegangen war, hätte der König um so eher die Sache des dritten Standes zu der seinigen machen dürfen, als er finanzielle Hilfe nur vom ersten Stande in größerem Umfange erwarten durfte; und gerade dieser zeigte das größte Entgegenkommen gegen den dritten Stand. Leider erwies sich der Einfluß des gegnerisch gesinnten Adels stark genug, um den König zwar nicht zu einem geradeswegs gewaltthätigen Schritt, aber, was vielleicht noch schlimmer war, zu einer Schikane zu veranlassen. Am rührigsten vielleicht war der Polignacsche Kreis, der Graf von Artois voran; man drängte sich um den König, man bestürmte ihn mit Bitten; endlich entführte man ihn von Versailles nach Marly, um ihm dort, wo er allen entgegengesetzten Einflüssen entzogen wäre, eine entscheidende Maßregel abzulocken. Necker machte dem Könige einige schwächliche Vorstellungen, die Ludwig nicht unbillig fand, und entwarf daraufhin einen Plan, der, wie kaum anders von ihm zu erwarten war, nach beiden Seiten hin schielte: der König solle für solche Fälle, die allgemeine Angelegenheiten beträfen, die Vereinigung der Stände befehlen, im übrigen aber die Stände als solche bestehen lassen, jedoch alle Sonderprivilegien aufheben. Angekündigt solle dies alles in einer königlichen Sitzung werden. Allein in Marly wurde soviel an diesem Plane herumgeändert, daß nicht vielmehr als die königliche Sitzung von dem ursprünglichen Entwurfe übrig blieb. Sie wurde auf Montag den 22. Juni angesetzt, damit an dem sitzungsfreien Sonntage der Saal zu der prunkvollen Szene hergerichtet werden könne. Da aber kam die Nachricht, daß die Geistlichkeit beschlossen hätte, in der Sitzung des 20. Juni mit der Nationalversammlung sich zu vereinigen. Das mußte auf jeden Fall verhindert werden. Es wurde daher der Befehl gegeben, die Vorbereitungen in dem Saale schon am Sonnabend vorzunehmen, um dadurch die Sitzung der Nationalversammlung unmöglich zu machen. Bailly, erst am Morgen der Sitzung von diesem Befehle benachrichtigt, begab sich an die Pforte des Ständesaales, um den sich versammelnden Abgeordneten die Mitteilung zu machen. Er fand alle Thüren mit Gardisten besetzt; der diensthuende Offizier empfing ihn mit Ehrerbietung, berief sich aber auf den strengen Befehl. Die Deputierten langten nach und nach an; einige Hitzköpfe wollten die Gardisten überwältigen und den Eintritt in den Saal erzwingen. Bailly beschwichtigte sie; man beratschlagte in den Korridoren. Einige wollten nach Marly

ziehen, um vor den Fenstern des Königs ihre Sitzung dennoch zu halten; andre schlugen den Saal im Ballhause des Grafen Artois vor, welches dem Schlosse gegenüberlag. Dieser Vorschlag drang durch; dorthin begab man sich.

Der Eid im Ballhause.

Dieser Saal, in welchem der Hof mitunter dem Ballspiele obzuliegen pflegte, war sehr umfangreich, aber seine Wände waren kahl und öde; Sitze fehlten ganz. Die Deputierten mußten stehen, was dazu beitrug, die Unruhe der Verhandlungen zu steigern. Dazu drängte sich das Volk zu Tausenden auf dem Platze und stand Kopf an Kopf vor und in den Fenstern, mit Zurufen die Reden begleitend. Es waren Müßiggänger, die aus Paris herbeigekommen waren, Neugierige, unruhige Köpfe, Kaffeehaushelden, zukünftige Klubgrößen, dazwischen aber auch viel Pöbel aus beiden Hauptstädten, arbeitslose Gesellen, Sackträger und fremd zugelaufenes Gesindel, jeden Augenblick bereit, mit Steinen zu werfen oder mit den Fäusten dreinzuschlagen. Es wurde der Vorschlag gemacht, die Nationalversammlung solle sich nach Paris begeben. Tosendes Zujauchzen von draußen her. Aber mußte dann nicht die Versammlung ganz unter die Herrschaft des müßigen und rauflustigen Pöbels geraten? Bailly widersetzte sich dem Vorschlage; er sah die Gefahren, die der Versammlung drohten, voraus; vor allem fürchtete er eine Trennung. Daher schlug Mounier, ein gemäßigter Mann, den Deputierten vor, sich eidlich zu verbinden, daß sie nicht eher, als bis die Verfassung des Königreiches eingerichtet und auf sicheren Grundlagen befestigt sein würde, voneinander trennen wollten. Mounier selbst äußerte drei Jahre später (1792): „Dieser verhängnisvolle Eid war ein Attentat auf die Autorität des Monarchen. Wie sehr bereue ich heute, ihn vorgeschlagen zu haben.“ Der Antrag wurde mit jubelnder Zustimmung aufgenommen und sogleich die Eidesformel entworfen.

Mit lauter Stimme sprach Bailly den Eid zuerst: jede Silbe war draußen deutlich zu verstehen. Tausendfach antwortete die Menge: „Es lebe die Nationalversammlung! Es lebe der König!“ In der Mitte des Saales steht Bailly, um ihn scharen sich die Abgeordneten, und die Hand gegen ihren Präsidenten hin erhebend wiederholen sie ihm das feierliche Gelübde und unterzeichnen mit ihren Namen die eben beschworene Erklärung unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ Sonst war von der Genehmigung des Königs keine Rede weiter. Nur ein Deputierter, Martin von Auch, hatte den Mut, sich der allgemeinen Erregung entgegenzusetzen; er fügte seinem Namen das mutige Wort „Opponent“ hinzu. Sofort erhob sich um ihn ein großer Lärm. „Ich weigere mich“, entgegnete Martin ruhig, „eine Verpflichtung zu übernehmen, welche nicht die Bestätigung des Königs hat.“ Das steigerte nur den Lärm; Bailly, um besser verstanden zu werden, stieg auf den Tisch und bestritt dem Verwegenen das Recht, Opposition zu bilden; doch die Versammlung, aus Achtung vor der Freiheit eines jeden von ihnen, ließ sich schließlich doch den Zusatz gefallen. Doch man rief seinen Namen der draußen versammelten wüsten Menge zu, die mit einem Wutgeheul antwortete und drohte, ihn in Stücke zu reißen. Martin, von der Szene überwältigt, stürzte mit dem Ausrufe zu Boden: „Ich werde dran sterben!“ Man hob ihn auf und rettete ihn durch eine geheime Hinterthür vor der drohenden Menge. Aber tagelang wagte er es nicht, in den Sitzungen zu erscheinen: so groß war in jenen Tagen schon der Terrorismus, den die Pöbelrotten ausübten!

Vereinigung des ersten mit dem dritten Stande.

Die Entschlossenheit, welche der Schwur im Ballhause ausdrückte, versetzte Hof und Adel in die größte Bestürzung. Der Eid im Ballhause war noch mehr als die Konstituierung der Nationalversammlung ein revolutionärer Schritt, der formell genommen ungültig war und ungültig wurde, wenn die Regierung den Mut hatte, seine Ungültigkeit und sei es mit Waffengewalt durchzusetzen. Aber dieser rettende Mut fehlte. Zunächst verschob der König die auf den 22. Juni angesetzte Sitzung auf den folgenden Tag. Erst am Abend wurde Bailly von dem Aufschub Mitteilung gemacht, und damit am 22. nun nicht eine Sitzung der Nationalversammlung stattfände, wurden kleinliche Mittel angewandt, welche der gewöhnliche Behelf einer Regierung sind, die das Vertrauen zu sich verloren hat. Der Graf von Artois ließ für den Tag den Saal des Ballhauses belegen, so daß die Nationalversammlung, als sie wie am Sonnabende

darin tagen wollte, die Thür verschlossen fand. Allein kurz entschlossen, begab sie sich in die Kirche des heiligen Ludwig, und hier vollzog sich nun das denkwürdige Ereignis der Vereinigung der Hälfte des ersten Standes mit dem dritten. In feierlichem Zuge erschienen, der Erzbischof von Vienne an der Spitze, 149 Geistliche in der Kirche, um ihre Sitze in der Nationalversammlung einzunehmen. Eine allgemeine Bewegung ergriff die Versammlung und teilte sich der Menge mit, welche sich Kopf an Kopf an den Kirchthüren drängte; alle Herzen schienen vereint; wer mochte jetzt noch zweifeln, daß die Nationalversammlung das souveräne Volk darstelle?

Die königliche Sitzung am 23. Juni.

Der Tag für die königliche Sitzung, der 23. Juni, war gekommen, trübe und regnerisch, als bedeute er nichts Gutes. Die Mitglieder der Nationalversammlung waren angewiesen, sich auf dem Schloßhofe zu versammeln, um von hier durch eine Hinterthür eingelassen zu werden. Da standen sie, schutzlos dem Regen preisgegeben: man wollte sie demütigen, wenn man sie auch nicht beugen konnte. Bailly klopfte dreimal an die Thür: es wäre noch nicht Zeit, antwortete man ihm immer wieder von innen. Endlich öffnete sich die Pforte: die Mitglieder der Nationalversammlung traten ein und fanden die Abgeordneten der beiden andern Stände längst auf ihren Sitzen gereiht; für diese war es ja früher Zeit gewesen. Die Minister traten ein: Necker fehlte darunter; er wollte durch seine Abwesenheit den Anschein erwecken, als stimme er dem ganzen Vorgange nicht bei. Endlich erschien der König; aber wie verschieden war die allgemeine Stimmung von derjenigen, welche am 5. Mai jede Brust geschwellt hatte! Vereinzelte Zurufe aus den Reihen des Adels und der Geistlichkeit begrüßten ihn; der dritte Stand blieb stumm; auf allen Gesichtern lag eine gewisse Bedrücktheit. Der König erhob sich: mit strengen Worten erteilte er den Ständen Verweise und Befehle, aber ein jeder fühlte deutlich, daß Ludwig nur der Mund war, durch den andre sprachen, in so offenbarem Widerspruche standen die herben Worte mit der sanften, zitternden Stimme, die sie aussprach, mit den verlegenen Gebärden, die sie begleiteten. Das Ende der Versammlung bewies dann den völligen Zusammenbruch der alten Macht.

König Ludwig tadelte die Verzögerung, welche die Stände noch gar nicht zu den Geschäften, zu denen er sie berufen, hätte kommen lassen, und ließ durch einen Staatssekretär eine Erklärung verlesen, welche damit begann, daß sie alle Beschlüsse, welche der dritte Stand für sich gefaßt habe, für null und nichtig erklärte. Hieran schloß sich eine Reihe freisinniger Verheißungen, die sich auf das Geldbewilligungsrecht der Stände, auf Abschaffung der Taille, der Fronden, der Leibeigenschaft, der Haftbriefe, auf Reform der Rechtspflege, auf Erweiterung der Preßfreiheit bezogen, aber als Grundlage die Beratung und Abstimmung der Generalstände nach Ständen festhielten. Das war mehr als einst Turgot erstrebt hatte, aber alles war von dem guten Willen der privilegierten Stände abhängig gemacht; es war der Versuch eines Staatsstreichs zu gunsten der Aristokratie. Allein ließ sich durch einen solchen Gewaltakt alles wieder beseitigen, was die letzten Wochen gezeitigt hatten? In tiefem Groll vernahmen die Mitglieder der Nationalversammlung die Schlußworte des Königs, die er an die Stände richtete: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen früh in den abgesonderten Beratungsräumen, Stand für Stand, zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden!"

Damit stieg der König die Stufen des Thrones hinab und verließ den Saal. Ihm folgte der Adel und ein Teil des Klerus. Die Mitglieder der Nationalversammlung blieben auf ihren Sitzen zurück, unbeweglich, in tiefem Schweigen. Einige Minuten vergingen. Der Großzeremonienmeister Marquis von Brézé kehrte in den Saal zurück und wandte sich an Bailly: „Sie haben die Befehle des Königs gehört?" Bailly zögerte, dann antwortete er: „Ich werde diejenigen der Versammlung verlangen." Da

erhob sich Mirabeau; in leidenschaftlicher Bewegung trat er vor und donnerte Herrn von Brézé die Worte entgegen: „Wir haben die Gedanken gehört, die man dem Könige eingegeben hat. Sie aber, der Sie hier weder Platz noch Stimme, noch das Recht zu reden haben, Sie sind nicht der Mann, uns an seine Rede zu erinnern. Gehen Sie hin und sagen Sie denen, welche Sie herschickten, daß wir hier sind durch den Willen des Volkes, und daß wir nur von hier weichen werden durch die Gewalt der Bajonette!"

Von allgemeinem Händeklatschen begleitet verließ Herr von Brézé den Saal. Arbeiter kamen, um die Bänke fortzuschaffen; Truppen durchzogen den Saal; die königliche Leibwache stellte sich an den Thüren auf. Aber die Versammlung ließ sich durch nichts beirren. „Wir sind heute noch", sagte Sieyès, „was wir gestern waren; treten wir in Beratung!" Mirabeau bestieg die Tribüne: die Nationalversammlung beschließt die Unverletzlichkeit ihrer Mitglieder.

Schwäche des Königs.

Brézé erstattete dem Könige Bericht. „Sie wollen nicht fortgehen?" antwortete der König. „Gut, so mag man sie da lassen; ich will nicht, daß ein einziger Mensch wegen meines Streites umkomme." Unterdessen umringte der Adel den König und die Königin, erstattete seine Glückwünsche wegen des so wohl gelungenen „lit de justice" und erneuerte das Gelöbnis der Treue und Ergebenheit. Da tönte lauter Lärm von dem Schloßplatze herauf: eine tobende Volksmenge bringt Necker tausendfaches Hoch dafür, daß er der königlichen Sitzung nicht beigewohnt habe. Der König, hierdurch in Bestürzung versetzt, ließ den Minister, der, wie man sagte, im Sinne hatte, nach der königlichen Sitzung seinen Abschied zu verlangen, rufen und bat ihn im Vereine mit der Königin, von solcherlei Gedanken abzustehen. Unschwer gab Necker nach, begab sich hinunter zu der aufgeregten Menge und verkündete ihr, die Reihen durchschreitend, seinen Entschluß zu bleiben, was mit erneuten Hochrufen aufgenommen wurde.

Der König hatte die Trennung der Stände befohlen; es wurde daher die Verbindung zwischen den Sälen gesperrt, die Eingänge mit Wachen besetzt und niemand als die Deputierten eingelassen. Es war die Majorität der Geistlichkeit, welche zuerst den Bann brach. Den Erzbischof von Vienne an der Spitze erschien sie am folgenden Tage wiederum im Versammlungssaale des dritten Standes; zwei Mitglieder der Minorität des Adels, Edelleute aus dem Dauphiné, schlossen sich ihr an. Das gab moralische Kräftigung: die Nationalversammlung war wieder beisammen!

Um dieselbe Stunde ging es in der Adelskammer sehr erregt zu: mit heftigen Worten platzten die Geister aufeinander; der Herzog von Caylus legte sogar die Hand an seinen Degen. Das Ergebnis war, daß am 25. Juni die Minorität, noch fünfundvierzig stark, unter der Führung des Herzogs von Orléans sich in den Sitzungssaal der Nationalversammlung begab und dieser sich anschloß. Pöbelhaufen zwangen durch Drohungen und Steinwürfe den greisen Erzbischof von Paris, diesem Beispiele zu folgen; ihn begleitete Talleyrand, Bischof von Autun. Fort und fort wuchs die Zahl der Mitglieder der Versammlung; aus allen Teilen des Reiches liefen Adressen ein, welche unter lebhafter Versicherung der Anhänglichkeit den Beifall der Städte und Provinzen aussprachen. Mitunter füllte die Verlesung der eingegangenen Adressen die ganze Sitzung aus. Auch Deputationen erschienen mit Glückwünschen. Der deutlichste Beweis aber für die Niederlage des Königs wurde durch diesen selbst erbracht, als er am 27. Juni den Mitgliedern des Klerus und des Adels durch gleichlautende Briefe den Befehl zustellen ließ, sich unverzüglich mit der Nationalversammlung zu vereinigen. Was wenige Tage vorher von allen Gutgesinnten als ein ewigen Ruhmes würdiger Schritt des Königs aufgefaßt worden wäre, wurde nun als ein der feindlichen, nunmehr unterlegenen Macht abgerungener Sieg angesehen. Von diesem Standpunkte aus aber hat sich von nun an das Königtum von der Nationalversammlung behandeln lassen müssen.

Digitized by Google

## Wachsende Unruhen in Paris. Der Bastille-Sturm.

Den ewigen Unruhen und fortgesetzten Ausschreitungen des großen Haufens in Versailles und Paris zu wehren, wurden nach und nach 15 Regimenter in der Nähe der beiden Hauptstädte zusammengezogen, durchgehends fremde Truppen, die noch nicht von dem revolutionären Geiste, wie die in Paris garnisonierenden, angesteckt waren. Allein ihre Zahl war eine so große, mindestens 30000 Mann, daß diese Truppenanhäufung eher wie eine Bedrohung als wie ein Schutz aussah, zumal der alte Marschall von Broglie an ihre Spitze gestellt war, dessen starr am Alten festhaltenden Sinn man kannte. Truppen-zusammen-ziehungen.

*Le souhait accompli.*
*„V'la comme j'avions toujours désiré que ça fût."*

27. Flugblatt auf die Vereinigung der drei Stände.
Darunter die Worte:
Der erfüllte Wunsch: „So hatten wir es ja immer gewünscht!"

Auf diese Truppen bauten die widerstrebenden Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit ohne Vorwissen des Königs allerhand Umsturzpläne, deren Ursprung in den Polignacschen Kreis zurückreichte. Allgemach gelang es indessen, die Königin und dann auch den König dafür zu gewinnen, denen der Anspruch der Nationalversammlung, der wahre Souverän Frankreichs zu sein, selbstverständlich unerträglich war. Dann fiel hier und da ein unvorsichtiges Drohwort: man ahnte, daß etwas gegen die Nationalversammlung im Werke war, aber niemand wußte sicher zu sagen, was. Mirabeau beurteilte die Sachlage richtig: „Das System der Regierung", sagte er zu einem Freunde, „ist abgeschmackt und wahnwitzig. Anstatt sich eine Partei in der Versammlung zu bilden, überläßt sie diese sich selbst und schmeichelt sich, sie entweder mit Gewalt zu unterjochen oder sie durch die leeren, schwülstigen Redensarten des Herrn Necker zu zähmen." Wie konnte da ein gutes Ende erwartet werden?

„Die Familie ist vollständig", sagte Bailly, als nach der Weisung des Königs der Rest des Adels in einer dichten Gruppe in der Nationalversammlung sich einstellte. Aber nur zu dem Zwecke gemeinsamer Wahlvollmachtsprüfungen war die Vereinigung erfolgt: über die von der Nationalversammlung gewollte Abstimmung nach Köpfen war damit noch nichts entschieden; doch war es klar, daß diese Art der Abstimmung nunmehr unvermeidlich sein werde. Zwar wollte eine Anzahl der Abgeordneten sich hinter den Instruktionen ihrer Wähler verstecken, aber Talleyrand beantragte, die Gültigkeit

der Forderungen der Wähler zu annullieren, und Sieyès beugte einer Debatte darüber mit dem raschen Worte vor, daß es dazu einer Beratung nicht mehr bedürfe. Vielmehr ging man jetzt daran, was ja alle cahiers einmütig verlangten, eine **Verfassung** zu entwerfen. Ein Ausschuß wurde sofort gewählt, um sie vorzubereiten. Der Eindruck dieses längst ersehnten Beschlusses war außerordentlich. „Die Revolution ist beendigt", sagte man. „Es lebe die Königin!" schrie die Menge, die sich auf dem Schloßplatze drängte; und Marie Antoinette erschien auf dem Balkon des Schlosses mit ihrem kleinen Sohne auf dem Arme vor den freudig Erregten.

Sofort aber schlug die Stimmung wieder um, als sich neue Nachrichten von den fortschreitenden Truppenzusammenziehungen verbreiteten. Mirabeau brachte die Sache in der Nationalversammlung mit heftigen Worten zur Sprache und legte den Entwurf einer Adresse vor, durch welche der König um die Wiederentfernung der Truppen gebeten wurde, die „alle Straßen und Wege sperrten, die Brücken und öffentlichen Spaziergänge in militärische Posten verwandelten". Sein Antrag wurde augenblicklich angenommen, die Adresse durch eine Deputation von 24 Mitgliedern dem Könige überreicht. Ludwig nahm sie sehr kühl auf und erwiderte, daß die Zusammenziehung der Truppen keinen andern Zweck habe, als die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und den Schutz, den er der Nationalversammlung schuldig sei. Wenn übrigens dieselbe Besorgnisse hege, so wolle er sie nach Noyon oder Soissons verlegen und sich selbst nach Compiègne begeben.

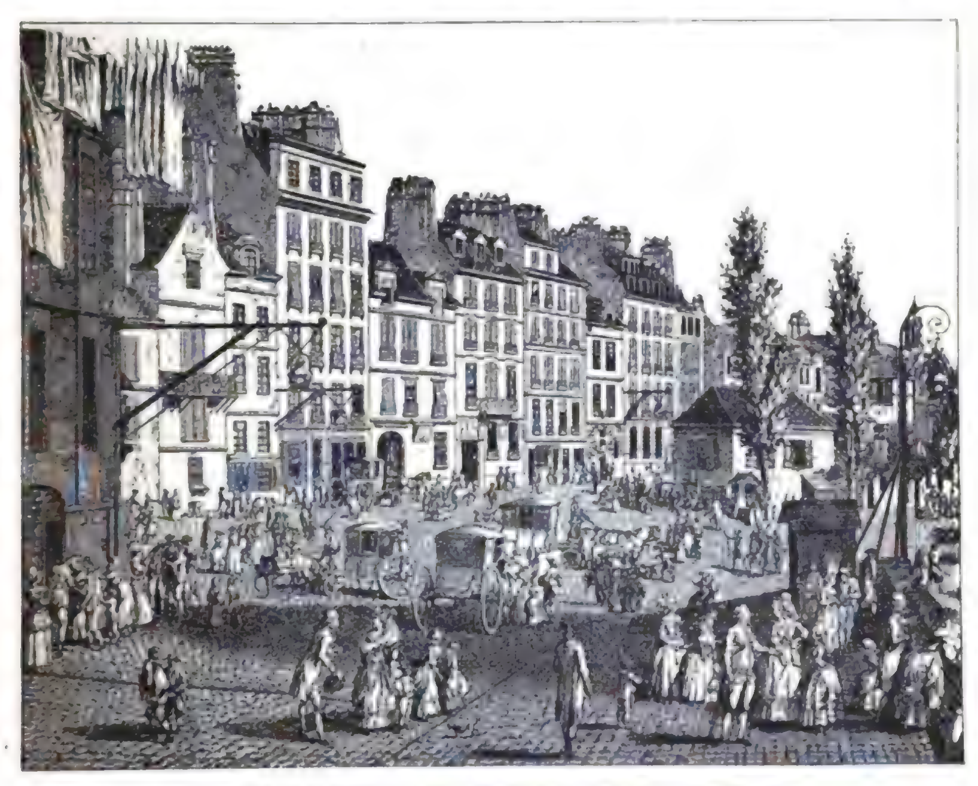
Das ganze Benehmen des Königs in dieser Frage trug also nicht dazu bei, Vertrauen zu erregen. Man sah im Gegenteil einem Staatsstreich entgegen, der ganz im Sinne der Polignacs und ihres Anhanges gewesen wäre. Aber merkwürdig: die Nationalversammlung beunruhigte sich darüber weniger; sie fuhr alsbald in der Beratung der Verfassung fort. Mounier, der Berichterstatter des vorbereitenden Ausschusses, stellte den Antrag, daß der Verfassung eine Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers vorauszusenden sei. Darauf nahm Lafayette das Wort und las eine von ihm verfaßte Erklärung der Menschenrechte vor. So ganz vergaß man die Not der Zeit, ja das Bedürfnis des Tages, daß man statt mit dem schreienden Jammer des Volkes oder mit der drohenden Gefahr des Staatsstreichs sich mit philosophischen Ideen und abstrakten Theorien zu beschäftigen begann. Um so aufgeregter aber zeigte sich der Versailler und Pariser Pöbel. Unter solchen Umständen war die Entlassung **Neckers** geradezu verhängnisvoll. Es ist schon mehrfach angedeutet worden, daß Necker nicht entfernt der war, für den man ihn schätzte. Aber das Volk glaubte an ihn und empfand es als ein Attentat auf seine Souveränität, als man von seiner Entlassung hörte.

Neckers Entlassung. Das Ministerium Broglie.

Es war Sonnabend, den 11. Juli. Necker hatte in den letzten Tagen gegen den König geäußert, er sei bereit, falls der König mit seinen Diensten unzufrieden sei, sich zurückzuziehen. Er war jedoch in seiner Stelle gelassen worden, um den Verdacht wegen der Truppenzusammenziehungen zu widerlegen. Jetzt waren diese beendigt. Der Minister wollte sich eben abends mit einigen Gästen zu Tische setzen, als er ein Handbillet des Königs erhielt, worin ihn dieser aufforderte, jetzt sein Versprechen, sich zurückzuziehen, zu erfüllen, und zugleich die bestimmte Hoffnung aussprach, daß er seinen Abgang vor jedermann geheim halten werde. Ohne ein Wort zu sagen, bestieg Necker nach Beendigung der Mahlzeit mit seiner Frau einen Wagen wie zu einer Spazierfahrt und begab sich nach Brüssel und von dort nach der Schweiz. Zugleich mit Necker erhielten noch einige andre Minister ihre Entlassung, an deren Stelle der Marschall **Broglie**, **Breteuil**, ein Mitglied des Polignacschen Kreises und Vertrauter des Grafen von Artois, und der frühere Intendant **Foulon**, dem man schandbare Erpressungen und Plünderungen in Menge nachsagte, berufen wurden. — Die

**reaktionäre Hofpartei nahm plötzlich die Maske ab und zeigte, daß sie den König jetzt vollständig in ihrer Hand habe. Was für einen Eindruck mußte das im Volke machen, vollends in Paris, wo es längst schon wie in einem Hexenkessel brodelte und schäumte.**

Die engen und unglaublich schmutzigen Straßen waren dasjenige, was in dem Paris vor der Revolution jedem Fremden zuerst auffiel. Die Stadt bestand aus einem Gewirre von Häusern, die häufig sechs bis sieben Stockwerke zählten, so daß Montesquieu in den „Persischen Briefen“ seinen Perser Rica schreiben läßt, die Häuser von Paris wären so hoch, daß man schwören möchte, sie wären nur von Sterndeutern bewohnt. Das Äußere der Häuser war gewöhnlich geschwärzt, schmutzig und verfallen; viele sahen infolge hohen Alters bauchig aus oder hingen vorn über. — Die Straßen waren eng und winkelig, ohne Trottoir; der Rinnstein befand sich in der Mitte. Allen Unrat warfen die Pariser auf die Straße, Straßenreinigung Die Stadt Paris



28. Verkehr in Paris (am Quai St. Paul) zur Zeit vor der Revolution.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

kannte man nicht. Namentlich hinter den Prellsteinen an den Ecken und hinter den Steigsteinen vor den Thüren, die stehen geblieben waren, obgleich man seit einem Jahrhundert nicht mehr auf Maultieren ritt, zu deren Besteigen man sie ursprünglich hatte hinsetzen lassen, sammelte sich der Kehricht in dichten Haufen und erfüllte die Straßen mit einem widrigen, fauligen Geruch. Bei Regenwetter waren die Straßen unpassierbar; Herren und Damen ließen sich dann von handfesten Sackträgern durch den flutenden Rinnstein tragen.

Von beiden Seiten ragten in die Straßen hinein weit vorspringende Gossen, welche ihren Inhalt rücksichtslos auf die Vorübergehenden ausschütteten, und Schilder und Handwerkszeichen, so groß, daß sie häufig die engen Straßen noch mehr verdunkelten. Ein eigentümliches Ansehen gaben den Häusern die entweder an Stangen vorgestreckten oder auf die Mauer aufgemalten Hausabzeichen, nach denen die Häuser benannt wurden, denn eine fortlaufende Numerierung kannte man noch nicht. Sie hatten häufig $2^1/_2$—3 m im Durchmesser, waren meist in hellen Farben, oft mit Vergoldung gemalt, mit der Zeit freilich sehr eingeräuchert. Vielfach waren Inschriften hinzugefügt, die durch ihren Hohn gegen alle Orthographie den Bildungsstand der Bewohner widerspiegelten.



Digitized by Google

Das Innere der Häuser entsprach dem Äußern; steile enge Treppen, dunkle schmale Gänge führten zu den niedrigen Stuben, in denen Handelsleute, kleine Handwerker, untergeordnete Beamte wohnten. In den Bodenkammern unter dem Dache hauste Gesindel, Bettler, heruntergekommene Leute. Tausende von Häusern standen gar nicht an der Straße, sondern waren nur über Höfe oder durch Seitenthorwege zugänglich. Selbst das Stadthaus war eng und winkelig, kaum für eine Stadt dritten Ranges gut genug.

Verkehr.

Wenn alle die Bewohner von sechs oder sieben übereinander gebauten Häusern, meinte schon Montesquieus Perser, auf die Straße herniedersteigen, so muß es ein großes Gedränge geben. Und wirklich war das Straßengewühl ganz unbeschreiblich, zumal die Buden auf den Plätzen, die Verkaufsstände, die in allen belebteren Straßen sich befanden, den Verkehr überaus beengten. Dazu kam der Lärm der Wagen, der Ausrufer und Hausierer, der Straßenmusikanten, der in den Straßen St. Honoré oder St. Denis so groß war, daß es ganz unmöglich war, mit seinem Begleiter etwa durch Worte sich zu verständigen. Besonders arg trieben es die Straßenhändler, welche mit gellender Stimme einander zu überschreien bestrebt waren. Da tönte es wirr den ganzen Tag durcheinander: „Kleine Pasteten, ganz warm! Schöne Sträuße! Besen, Besen! Lotteriegewinne! Schönen Salat! Kauft meine Kochlöffel! Wasser, Wasser! Rattentod! Hasenfelle! Alte Hüte! Nüsse, große Nüsse! Austern in der Schale! Frische Karpfen!“ Dazwischen rasselten die Lastwagen, erklangen Drehorgeln oder Flöten, riefen dreiste Bettler die Vorübergehenden an. In schnellster Gangart fuhren die Karossen der Vornehmen die Straßen entlang; häufig fuhren sie dabei, rechts und links alles mit Kot bespritzend, sich gegenseitig in die Räder; dann gab es einen Auflauf; keiner wollte ausweichen, das galt für Ehrensache bei den Kutschern; selbst die jämmerlichste Droschke würde keinem Hofwagen ausgebogen sein. Die Kutscher bedrohten sich mit den Peitschen oder schimpften in unflätigen Ausdrücken aufeinander, unbekümmert darum, daß vielleicht ein Erzbischof oder eine Herzogin im Wagen saß.

Auch sein Gefährliches hatte dieser Straßenwirrwarr. Infolge des unsinnig raschen Fahrens der Wagen wurden täglich, zumal an den Straßenecken, Personen übergefahren. Doch gegen vornehme Leute wagte die Polizei nicht einzuschreiten. Einige Mitleidige fanden sich, welche die Verwundeten aufhoben; waren sie schon tot, so schaffte man, ohne weitere Notiz von dem Vorfalle zu nehmen, die Leichen in die Morgue. Hierhin wurden auch diejenigen gebracht, welche in der Seine gefunden waren, ohne daß man sich die Mühe machte, erst irgend welche Wiederbelebungsversuche mit den Ertrunkenen anzustellen; so groß war die Gleichgültigkeit. Erst im Jahre 1782 wurden an den Ufern der Seine zu diesem Zwecke einige Sanitätswachen eingerichtet. Nur wenn der Tod eines Menschen offenbar durch ein Verbrechen herbeigeführt war, zeigte die Polizei sich etwas reger; doch waren solche Fälle selten. Mit dem Ausbruche der Revolution jedoch wurden die Straßen von Paris, zumal nachts, wirklich unsicher. Straßenbeleuchtung war zwar vorhanden, aber sie war sehr dürftig. Spärlich waren an den Häusern Laternen angebracht, welche, nicht mit Öl, sondern mit tierischem Abfallfette gespeist, einen düsteren Schein auf einige Schritte verbreiteten, zur Zeit des Vollmondes aber, auch bei bedecktem Himmel, niemals brannten. Man ging deswegen in der Regel mit eigner Handlaterne aus; auch konnte man stets von nachts herumwandernden Händlern dergleichen kaufen.

Bettler und Vagabunden in Paris.

Eine arge Plage der Stadt waren die Bettler, die alle Stadtthore umlagerten, in die Kirchen sich eindrängten und scharenweis die Straßen durchzogen, um durch Erheuchelung von allerhand Gebrechen von dem Mitleide zu leben. Viele davon, von der Polizei aufgegriffen, hatten schon sechs- oder achtmal im Gefängnisse gesessen, kehrten aber doch stets, obgleich nur gegen das Versprechen künftiger Arbeitsamkeit entlassen, wieder zu ihrem früheren faulen Leben zurück. Tausende standen nahe am Bettel: 1786 zählte Paris 200000 Personen, deren ganzer Besitz den Wert von 200 Frank noch nicht erreichte, und von diesen waren nach drei Jahren 120000 so weit, daß sie ohne öffentliche Unterstützung ihr Leben nicht mehr erhalten konnten. Entsetzlich hohe Zahlen für eine Stadt von 650000 Einwohnern, wie sie Paris damals beherbergte: Daher kam es, daß ein so großer Teil der Pariser kraftlos, bleich, klein und verkümmert aussah. Unter dieser Bevölkerung der Höfe und der Dachkammern gab es fast gar keine Kinder: die meisten starben bald nach der Geburt an Kraftlosigkeit oder schlechter Ernährung. Diesen Ausfall ersetzte indes mehr als reichlich die stete Zuwanderung aus der Provinz: 1789 konnte man annehmen, daß von je 30 Parisern nur einer in Paris geboren war. Es waren zum großen Teile die bedenklichsten Elemente, die sich Paris zuwandten, um sich in dem großen Menschengewühle zu verbergen: unzünftige Handwerker, existenzlose Arbeiter, Schelme aller Art; viele zogen direkt aus den Zuchthäusern und Bagnos nach der Hauptstadt, bereit, ihre Faust zu jeder Unthat herzugeben. Solange die Ordnung noch galt, hielten sie sich vorsichtig verborgen; sobald sich aber diese lockerte, kamen sie wie „Kloakenratten“ aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Im Frühjahr 1789 sah man Leute in Paris auf den Straßen erscheinen, wie man sie niemals vorher gesehen hatte, in abenteuerliche, zerfetzte Lumpen gehüllt, manche halbnackt, aber alle mit schweren Stöcken versehen und halb finster, halb höhnisch die Vorübergehenden musternd. Es war die Hefe von Paris, ja von Frankreich, die mit der Gärung emporstieg.

Verbreitung der revolutionären Ideen.

Die neuen Ideen von Freiheit und Gleichheit, von Menschenrechten und Volkssouveränität waren aus den Salons langsam, aber stetig in immer tiefere und breitere Schichten der Pariser Bevölkerung, bis zu den Handwerkern, Hökerinnen und Soldaten

hinab, gedrungen. Hatten denn die Gebildeten nicht laut genug davon in Gegenwart ihrer Bedienten, in Kaffeehäusern und auf den Promenaden gesprochen? Der Proletarier legte sich nun das aufgefangene Wort nach seiner Weise zurecht; der philosophische Sinn war ihm gleichgültig, er verstand nur die praktische Seite. „Herr Herzog“, sagte ein Lastträger zu dem Herzoge von Liancourt, „jetzt sitzen Sie noch in Ihrer Kutsche; nächstes Jahr werde ich darin sitzen!“ Die revolutionären Flugschriften thaten das übrige. An die Portale der Paläste gelehnt sah man die Lakaien stehen, Sieyès' „Was ist der dritte Stand?“ in der Hand. Noch mehr sprach den großen Haufen an Camille Desmoulins' „Freies Frankreich“.

C. Desmoulins.

29. Camille Desmoulins.

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Camille Desmoulins. Camille Desmoulins war 1760 zu Guise in der Picardie geboren und hatte sich in Paris als Rechtsanwalt niedergelassen. In seiner eben erwähnten Schrift beschreibt er die Stimmung von Paris folgendermaßen: „Paris fordert wie das übrige Frankreich die Freiheit mit lauter Stimme. Die infame Polizei, dies Ungeheuer mit 10000 Köpfen, ist offenbar gelähmt an allen Gliedern. Ihre Augen sehen, ihre Ohren hören nicht mehr. Nur noch die Patrioten erheben ihre Stimme. Die Feinde des öffentlichen Wohles schweigen oder werden, wenn sie zu reden wagen, sofort von der Strafe ereilt, die Abfall und Verrat verdienen. Auf den Knieen müssen sie um Gnade flehen. Linguet ist ausgestoßen von den Abgeordneten, in deren Mitte sich der Unverschämte eingeschlichen hatte; Maury ist von seinem Wirt aus der Wohnung getrieben, Desprémesnil von den eignen Lakaien ausgepfiffen worden; den Siegelbewahrer hat man beschimpft, angespieen inmitten seiner Leute; der Erzbischof von Paris ist mit Steinen beworfen, ein Condé, ein Conti, ein Artois sind öffentlich den unterirdischen Göttern geweiht worden. Der Patriotismus greift um sich, reißend, wie ein ungeheurer Brand. Die Jugend ist in Flammen, die Greise legen das Heimweh nach vergangenen Tagen ab, sie schämen sich ihrer.“

Digitized by Google

Réveillon.

Am 21. April hatten in Paris die Wahlversammlungen in allen Stadtvierteln begonnen. Wochenlang sah man täglich lange Reihen von Wahlmännern durch die Straßen ziehen; denn auch nachdem die Abgeordneten gewählt waren, fuhren sie fort, sich zu versammeln, um von diesen Versammlungen aus das Verhalten ihrer Abgeordneten in den Generalständen zu überwachen, ja geradezu zu leiten. Sie kamen sich als die Auftraggeber vor, denen die Beauftragten zu folgen hätten. Ihnen schwebte als Ziel die völlige Umgestaltung des Staates auf liberalster Grundlage vor, worin der große Haufe ganz mit ihnen einverstanden war. In einer solchen Versammlung verbreitete sich am 25. April, einem Sonnabend, das Gerücht, es hätte der Buntpapierfabrikant Réveillon gesagt, daß eine Arbeiterfamilie von 15 Sous den Tag wohl leben könne. Zwar konnte es nicht wahr sein, denn Réveillon gab in seiner Fabrik selbst dem geringsten Arbeiter 25 Sous. Überdies hatte Réveillon, früher selbst Fabrikarbeiter, während der Arbeitsstockung des letzten Winters von seinen 350 Arbeitern keinen entlassen, sondern alle ohne Abzug in seinem Lohn behalten; aber danach fragten die Tagelöhner, die Gesellen, die fremden Landstreicher nicht. Mit Keulen bewaffnete Banden rotteten sich zusammen, hemmten den Verkehr und schleuderten Verwünschungen gegen Réveillon. Der Unfug nahm am Sonntag und Montag zu. Erst gegen Mitternacht dieses Tages gelang es, die Menschenhaufen zu zerstreuen. Allein am nächsten Tage begann der Tumult von neuem: „1500—1600 Kerle", so beschreibt sie ein Augenzeuge, „in Lumpen gehüllt, von Schnaps stinkend, ziehen nach dem Hause Réveillons, das eine Polizeiwache von 30 Mann verteidigt, erobern es, zerschlagen und verbrennen die Möbel und Geräte, stehlen das Silberzeug und fallen im Keller ohne Unterschied über die Wein- und Firnisfässer her, bis sie teils betrunken, teils vergiftet daliegen". Polizei zu Fuß und zu Pferd, französische und Schweizer Garden rückten jetzt vor und gaben auf die Meuterer Feuer. Aber so verzweifelt wehrten sich die betrunkenen Banden, daß sie erst wichen, als Kanonen gegen sie aufgefahren wurden. Das gab etwas Respekt; noch aber hörte um Mitternacht ein Polizeispion den Anführer einer der zurückgetriebenen Banden seine Leute anfeuern, von neuem an die Arbeit zu gehen, aber die Verwegenheit war doch gebeugt. Am folgenden Tage wenigstens raunten die Banden einander zu: „Hier in Paris ist nichts mehr zu machen; die Behörden haben zu gute Maßregeln getroffen: gehen wir nach Lyon!" — Über zweihundert von diesen Aufwieglern waren getötet und vierzig verhaftet. Es stellte sich heraus, daß sich unter diesen kaum einer befand, der nicht die Brandmarke des Galeerensträflings trug oder schon einmal öffentlich ausgepeitscht worden war. Von solcher Art waren die Rädelsführer der Krawalle: Not, Verbrechen und die neuen gärenden Theorien waren ihre Werber. Mit dem Ehrennamen „Patrioten" deckten sich alle.

Das Militär war es gewesen, das bei diesem ersten Ausbruche der revolutionären Leidenschaften die Ordnung wieder hergestellt hatte. Allmählich aber wurden auch die Soldaten von der allgemeinen Gärung ergriffen. Auch hier können wir Desmoulins hören: „Diese Soldaten in ihrer achtjährigen Sklaverei, diese Helden, die gedrückter sind als unsre Lakaien und sogar mit Stockschlägen gezüchtigt werden, die auf den Galeeren büßen müssen für eine Desertion, die im Frieden nie ein Verbrechen, bisweilen sogar eine Pflicht sein kann, und im Kriege selbst nur mit Entehrung und so bestraft werden sollte, wie Rom die Flüchtlinge von Cannä züchtigte; diese Soldaten, die wir befreien wollen, werden nicht auf ihre Wohlthäter schießen; in Masse werden sie sich ihren Verwandten, ihren Landsleuten, ihren Erlösern anschließen, und die Adligen werden mit Staunen nur den Auswurf der Armee, einen Haufen von Mördern und Vatermördern um sich sehen."

30. **Kampf in der Vorstadt St. Antoine am 28. April 1789.** Nach dem gleichzeitigen Original von Beny und Girardet gestochen von Pelissier und Niquet.

Der hier dargestellte Vorgang spielt sich in einiger Entfernung vom Hause Réveillon ab, das sich links in der Rue de Montreuil befindet und hier durch die ersten Häuser verdeckt ist. Die französischen Garden, mit einem Hagel von Steinen und Ziegeln, die man von verschiedenen Häusern schleuderte, empfangen, geben Feuer auf die Aufrührer und richten ein großes Blutbad unter ihnen an. — Rechts die Rue de Faubourg-Saint-Antoine, im Hintergrunde das Thor Barrière du Trône.

Meuterei der Truppen.

Zuerst zeigte sich der Geist der Widersetzlichkeit bei dem Regimente der französischen Garde, das in Paris kaserniert war; es murrte laut darüber, daß die jungen Offiziere sich fast gar nicht mehr um den Dienst kümmerten und selbst nach Revuen das Regiment nicht einmal bis in die Kaserne zurückgeleiteten. Die Antwort war, daß ihm verboten wurde, überhaupt die Kaserne zu verlassen. Allein nach einigen Tagen übertraten die Gardisten diesen Befehl, und von ihren Unteroffizieren angeführt, zogen sie in langem Zuge durch die Straßen und begaben sich in den ihnen wohlbekannten Garten des Palais-Royal. Von der Menge umringt, von den Patrioten beglückwünscht, wurden sie mit Wein und Eis bewirtet und zur Desertion aus einem Stande verleitet, in dem man sie durch übermäßiges Exerzieren abmatte und durch Prügel abstrafe. Das wirkte. Als daher elf von den Rädelsführern dieser Insubordination verhaftet und in das Militärgefängnis der Abtei gesperrt wurden, schrieben diese an ihre patriotischen Freunde im Palais-Royal und baten sie um Hilfe. Ein junger Mensch stieg auf einen Stuhl und las den Brief laut vor; sofort setzte sich ein großer Haufe nach der Abtei in Bewegung, sprengte mit Hammer und Brechstange das Gefängnisthor, befreite die Gefangenen, führte sie im Triumphe nach dem Palais-Royal und umstellte sie mit Wachen, um ihre Wiederergreifung zu verhindern. Einem Gesuche um Begnadigung wurde von dem Könige wirklich für den Fall Gewährung zugesagt, daß die Ordnung wieder hergestellt werden würde. Daraufhin wurden die Gardisten zwar sofort in das Gefängnis zurückgeführt, durch ein königliches Begnadigungsschreiben aber unverzüglich wieder in Freiheit gesetzt.

31. Französische Garde in Dienstuniform.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Die Folge der bewiesenen Milde des Königs war, daß fünf Sechstel der französischen Garden den unruhigen Köpfen sich anschlossen, daß die Artillerie diesem Beispiele folgte und daß auch die Dragoner erklärten, wenn man ihnen befehlen würde, auf die Bürger zu schießen, so würden die ersten Schüsse auf ihre Offiziere gerichtet sein. So nahm der Abfall der Truppen immer größere Verhältnisse an, und die Zuversicht der Patrioten wuchs in demselben Grade, wie sie die bewaffnete Macht sich ihnen anschließen sahen.

Das Palais Royal.

Der Garten des Palais-Royal war vordem der Sammelplatz der feinen Welt gewesen, die unter seinen alten, schönen Bäumen in gewählter Toilette vor oder nach der Oper sich zu ergehen und zu konversieren pflegte. Der Herzog von Orléans

indes hatte, seit ihm das Schloß gehörte, eine Anzahl der Bäume weghauen und Läden und Kaffeehäuser, von denen er eine große Rente zog, einrichten lassen. Dadurch hatte das Palais-Royal ganz seinen Charakter verändert. Neben den Weinstuben waren Spielhöllen — man zählte deren dort 31 — entstanden; über 200 öffentliche Mädchen hatten sich in dem Schlosse eingenistet. Damit war auch das Publikum ein ganz andres geworden; Abenteurer, Studenten, Schreiber, untergeordnete Schriftsteller und Künstler, Arbeiter ohne Arbeit, Kaufmannsdiener ohne Stelle, kurz Müßiggänger jeder Art füllten den Garten und die Galerien des Palais-Royal nicht selten zu Tausenden. Ruhige Bürger, Leute, die etwas auf sich hielten, würde man dort vergebens gesucht haben.

32. Befreiung der Soldaten aus dem Militärgefängnis in der Abtei, am 30. Juni 1789.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Prieur.

Hier wurden die neuesten Nachrichten verbreitet, die Vorgänge in Paris und Versailles besprochen; Debatten entspannen sich, Reden wurden aus dem Stegreife gehalten, jeder ließ seiner Leidenschaftlichkeit die Zügel schießen, denn hier fühlte sich jeder frei, unbekannt unter Unbekannten, ohne Verantwortung für seine Worte. Täglich erschienen in diesen erregten Tagen neue Flugschriften, manchen Tag mehr als ein Dutzend; man drängte sich in die Buchläden, um sie zu kaufen; wem es gelungen, der stieg wohl auf einen Stuhl und las sie vor. Je unverhüllter sie die Ziele der allgemeinen Bewegung angaben, um so lauter war der Beifall; lärmende Zustimmung fand Camille Desmoulins, wenn er die Gunst der Zeit in seinem „Freien Frankreich“ in die Worte zusammenfaßte: „Nun das Vieh in der Schlinge steckt, müßt ihr es erdrosseln. Vierzigtausend Paläste, Hotels, Schlösser und zwei Fünftel aller Güter Frankreichs werden der Lohn der Tapferkeit sein!“ Diese Sprache verstanden alle; denn das wollten alle. „Vor drei Tagen“, schreibt Desmoulins an seinen Vater,



Digitized by Google

„hat ein vierjähriges Kind voll Intelligenz und gut angelernt während eines halben Tages wenigstens zwanzigmal auf den Schultern eines Packträgers die Runde um den Garten gemacht. Es schrie: „Beschluß des französischen Volkes. Die Polignac verbannt auf 100 Meilen von Paris. Condé item. Conti item. d'Artois item. Die Königin .... das wage ich nicht zu wiederholen."

Im Mittelpunkte stand ein Podium, aus Brettern errichtet. Stets war es voll junger Leute, die da in parlamentarischer Manier Beratungen hielten; Anträge wurden gestellt, Beschlüsse gefaßt. Als Feinde des Vaterlandes wurden hier die Brüder des Königs und die Gräfin von Polignac verfemt; Plakate wurden hier abgefaßt, um, in den Straßen angeklebt, das Volk aufzuhetzen. Keinerlei Widerspruch wurde geduldet; ein junger Abbé äußerte sich ungünstig über Necker: sofort wurde er ausgepeitscht. Zwei Husarenoffiziere, also von einem nicht patriotisch gesinnten Regimente, betraten den Garten: man schleuderte die Stühle nach den „Polichinells", so daß sie schleunigst flüchten mußten. Ein Mann, den man für einen Polizeispion hielt, wurde wie ein Hirsch durch den ganzen Garten gehetzt, dann warf man mit Steinen nach ihm, riß ihm ein Auge aus und stürzte ihn endlich ins Wasser.

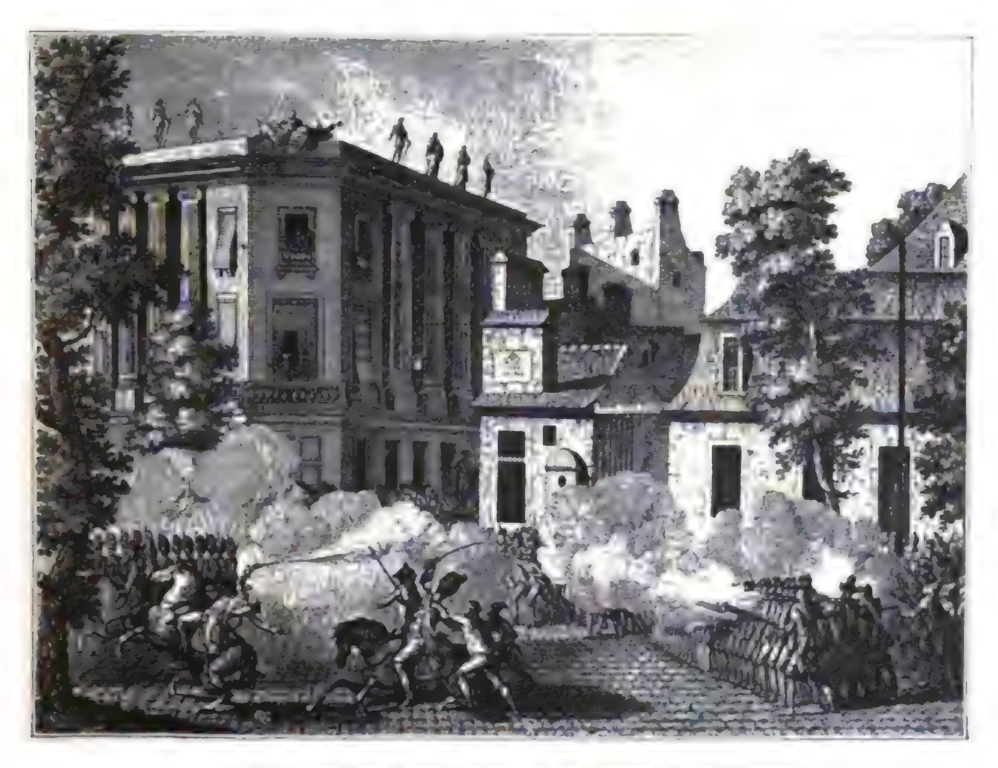
Das war der Geist, der im Palais-Royal herrschte. Von hier trugen ihn die Gardisten in ihre Kaserne; denn Abend für Abend sah man sie hier. Sie waren die begünstigten Liebhaber jener leichtfertigen Dirnen; sagte man doch, daß die meisten Soldaten nur darum in das Regiment der französischen Garde eintraten, um auf Kosten der armseligen geschminkten Geschöpfe zu leben. Man kann sagen, das Palais-Royal war das Hauptquartier der revolutionären Bewegung.

Wirkung von Neckers Entlassung.

Es war um Mittag des 12. Juli, als sich im Palais-Royal die Nachricht verbreitete, daß Necker entlassen sei. Es war Sonntag, die Zahl der Besucher daher noch größer als gewöhnlich. Eine ungeheuere Aufregung bemächtigte sich der versammelten Tausende. Ein Geschrei des Ingrimms erhob sich, man drängte sich zusammen, jeder wollte reden. Camille Desmoulins stieg auf einen Tisch, eine Pistole in der Hand. „Mitbürger", ruft er, „es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich komme von Versailles: Necker ist entlassen! Diese Entlassung ist die Sturmglocke einer Bartholomäusnacht für die Patrioten: heute abend werden sämtliche schweizer und deutschen Bataillone vom Marsfelde ausrücken, um uns zu erwürgen. Nur eine Rettung bleibt uns: zu den Waffen!" Laut tobend rief man ihm Beifall zu. „Es bedarf", fährt er fort, „eines Erkennungszeichens für die Patrioten: wollt ihr grün, die Farbe der Hoffnung, oder rot, die Farbe des freien Cincinnatusordens?" „Grün! grün!" antworten tausend Stimmen. Der Redner pflückt ein Baumblatt ab und steckt es an seinen Hut: alle folgen seinem Beispiel, in einer Viertelstunde sind die alten Kastanienbäume des Gartens fast entlaubt.

Die Menge wälzte sich hinaus in die Straßen. Man ließ die Theater und Tanzlokale zum Zeichen der Trauer schließen, man holte die Wachsbüsten des Herzogs von Orléans und Neckers herbei, umhüllte sie mit Trauerflor und trug sie im Triumphe durch die Straßen, indem man alle Begegnenden nötigte, sich anzuschließen oder wenigstens den Hut abzunehmen. In der Straße St. Honoré, in der Nähe des Vendômeplatzes, begegnete dem Zuge eine Abteilung des Dragonerregiments Royal-Allemand. Diese gerieten mit den zahlreichen Soldaten der französischen Garde, die den Zug begleiteten, aneinander; denn schon längst bestanden Reibungen zwischen den beiden Regimentern. Die deutschen Dragoner zogen sich nach den Tuilerien zurück, wurden aber dort mit einem Hagel von Steinen und Flaschen empfangen. Der Tumult setzte sich bis in den Tuileriengarten hinein fort, in welchem sich zahlreiche Sonntagsspaziergänger befanden. Der Fürst Lambesc, welcher die Dragonerabteilung befehligte,

ging mit der größten Rücksicht und Geduld vor. Er ließ seine Leute eine Salve in die Luft geben; sofort aber fiel ein Dutzend Personen seinem Pferde in Mähne und Zügel. Von ihnen sich frei zu machen, tummelte der Fürst sein Pferd herum und schwang den Säbel. Erst als ein Mensch die Brücke, welche in den Garten hineinführte, sperren und dadurch den Truppen den Rückweg abschneiden wollte, schlug er ihn mit der flachen Klinge über den Kopf, duldete aber nicht, daß die Dragoner, obgleich sie von den Terrassen aus mit Steinwürfen und sogar mit Schüssen angegriffen wurden, Gewalt gegen das Volk anwandten.



33. Die französischen Garden schießen auf das Regiment Royal-Allemand
(auf dem Boulevard der Chaussee d'Antin; zur Linken das Palais Montmorency, zur Rechten das Depot der Garden).
Nach der gleichzeitigen Zeichnung von Prieur gestochen von Berthault.

Konflikt unter den Truppen.

Die Kunde von diesen Vorgängen verbreitete sich in ungeheuerlicher Übertreibung sofort in der Stadt. Die französische Garde ergriff ihre Waffen und zog vor die Kaserne der Dragoner. „Wer da?“ rufen sie ihnen zu. „Royal-Allemand.“ — „Seid ihr für den dritten Stand?“ — „Wir sind für die, welche uns Befehle geben.“ Eine scharfe Salve, die mehrere tötet und verwundet, ist die Antwort. Dann ziehen die Gardisten im Sturmschritt mit gefälltem Bajonette nach den Tuilerien und stellen sich zwischen dem Volke und den Dragonern auf: eine Stellung, welche sie die ganze Nacht hindurch behaupten.

Abzug der Truppen.

Nunmehr erhielten andre Truppen vom Marsfelde her den Befehl vorzurücken; sie wurden aber von der französischen Garde mit Flintenschüssen empfangen. Ein Schweizerregiment wurde zum Angriffe auf die Garde vorkommandiert, allein es weigerte sich. Die andern Regimenter folgten diesem Beispiele, so daß ihr Kom-

mandant Besenval endlich den Rückzug befehlen mußte, schon um das Äußerste, einen Kampf königlicher Truppen gegen königliche Truppen zu vermeiden. Somit blieb die Stadt nun sich selbst überlassen, d. h. der Herrschaft des Gesindels.

Die Nacht vom 12. auf den 13. Juli.

Denn das Volk hatte mit wildem Eifer nach Waffen gesucht, das Pflaster aufgerissen und Barrikaden zu bauen begonnen. Die ganze Nacht setzte sich der Tumult fort; überall wurde Sturm geläutet. Banden, mit Stöcken und Lanzen bewaffnet, zogen durch die Straßen und erbrachen unter dem Vorwande, Brot und Waffen zu suchen, die Häuser. Die Bürger schlossen sich angstvoll in die Häuser ein, zitternd für Habe und Leben. Schmuggler steckten in mehreren Vorstädten die Zollbarrieren in Brand.

Errichtung der Bürgerwehr.

Noch am Abende des 12. Juli hatten die Wahlmänner sich versammelt. Die Schutzlosigkeit der Stadt verlangte dringend besondere Maßregeln. So erfolgte denn am Morgen des 13. Juli, während die Sturmglocke Freiwillige zusammenrief, der Aufruf zur Errichtung einer Bürgerwehr, aus der dann die Nationalgarde sich entwickelte. In Zeit von vier Stunden war der Plan dazu entworfen, gedruckt und angeschlagen worden. Jedes der 60 Standquartiere sollte ein Bataillon zu 800 Mann bilden. Man gab ihnen als Abzeichen die Nationalkokarde, nicht das Grün von gestern, denn grün war die Farbe des Grafen von Artois, sondern die Stadtfarben von Paris: blau und rot, denen weiß — die Farbe der Lilien im bourbonischen Wappen — hinzugefügt wurde, um die Vereinigung von Bürgern und Soldaten anzudeuten. Die französische Garde, die, dem Befehle des Königs, von Paris abzumarschieren, ungehorsam, ganz zum Volke übergetreten war, wurde der militärische Mittelpunkt der neuen Garde.

Ausschreitungen des Gesindels.

Während sich die Bürgerwehr noch organisierte, verübte das Gesindel in der Stadt ungestraft die ärgsten Räubereien. Eine Rotte brach, mit Äxten bewaffnet, in das Lazaristenkloster ein, zerstörte die Schränke, die Bücher und Heiligenbilder der Mönche; dann stieg sie in die Keller hinab, schlug den Fässern den Boden aus, berauschte sich bis zur Sinnlosigkeit und ließ den Wein in Strömen fließen, so daß man dort am folgenden Tage 30 Personen, Männer und Weiber, fand, die im Weine ertrunken waren. Andre Banden wieder brachen in die Waffenhandlungen, andre in das Zeughaus ein und schleppten, was sie von Waffen fanden, daraus hinweg. Auch die ganze Nacht hindurch machte solch Gesindel, dessen Menge man auf 50000 Köpfe schätzte, jetzt um so gefährlicher, als es bewaffnet war, die Straßen unsicher, ließ sich die Häuser öffnen und, was an Getränken, Geld und Waffen vorhanden war, ausliefern. Ganz Paris war in Gefahr, ausgeplündert zu werden. In dieser Gefahr drängte sich alles herbei, um sich in die Listen der Nationalgarde einzeichnen zu lassen. Die Bürger kauften den herumziehenden Strolchen ihre Gewehre für 3 Frank und ihre Säbel für 12 Sous ab; man ergriff auch einige Missethäter und hängte sie ohne weiteres auf. Aber noch fehlte viel, daß die Herrschaft der Menge gebrochen gewesen wäre.

Im Stadthaus waren die Wahlmänner versammelt, die sich unter dem Vorstande der Kaufmannschaft, der die Funktionen eines Oberbürgermeisters ausübte, als Stadtobrigkeit konstituiert hatten. Hunderte von Menschen drängten sich in dem engen Saal, selbst wieder von Tausenden von der Straße her gedrängt; die Sitzreihen fielen um, das Täfelwerk krachte, die Schranken des Büreaus wurden bis an den Stuhl des Vorsitzenden herangeschoben. Da ließ man sechs Fässer Pulver in den Saal bringen und erklärte den Eindringlingen, daß das ganze Stadthaus, wenn sie nicht Verstand annehmen und sich entfernen würden, in die Luft gesprengt werden würde. Das Geschrei, das Heulen und Singen waren betäubend; keiner wußte recht, was er eigentlich wollte (14. Juli 1789).

Ein großer Haufe, drängend und gedrängt, zog nach dem Invalidenhotel. Im Vorhofe standen die Artilleristen mit brennenden Lunten bei ihren Geschützen; aber in einem Augenblicke erfüllte die Menge den ganzen Hof. Niemand leistete ihr Widerstand; Tausende von Flinten und mehrere Kanonen wurden ihre leichte Beute. Zwar hatte der Gouverneur 20 Soldaten kommandiert, von den Gewehren die Hähne abzuschrauben; aber in sechs Stunden hatten sie im ganzen 20 abgeschraubt. So war auch hier die Stimmung unter den Soldaten.

Nun wälzten sich die Massen nach der Bastille und beschossen von zehn Uhr morgens an bis in die Nachmittagsstunden die 13 m hohen und 9 m dicken Mauern mit — Flintenkugeln. Man hatte nur das Verlangen, irgend etwas zu thun; was, war gleichgültig. Die Bastille war überdies den Parisern verhaßt: sie galt ihnen für das Zwing-Uri des mittelalterlichen Despotismus. Als Citadelle von Paris erbaut, um den Verkehr der Hauptstadt mit dem südlichen Binnenlande zu beherrschen, diente sie jetzt nur noch als Staatsgefängnis und Arsenal. Drohend indes schauten ihre Kanonen auf die Vorstadt St. Antoine herab. Schon im Jahre 1782 hatte König Ludwig sich mit dem Gedanken getragen, der Abneigung der Pariser nachzugeben und die Bastille abtragen zu lassen; er legte eben wenig Gewicht auf das Fort. Die 82 Invaliden, die die Besatzung bildeten, waren nichts als bewaffnete Gefängniswärter, die als solche kaum noch etwas zu thun hatten. Außerdem hatte der Kommandant de Launay noch etwa 40 Schweizer vom Regiment Salis-Samaden zur Verfügung, die ihm Besenval zur Verstärkung geschickt hatte, jedenfalls keine Macht, die bedrohlich gewesen wäre. Sturm auf die Bastille.

Man forderte den Gouverneur auf, sich zu ergeben; denn man wollte sich in den Besitz der großen Pulvervorräte setzen, die in den Kellern der Bastille lagern sollten. Allein de Launay wies das zurück, versprach jedoch neutral zu bleiben; nur wenn man ihn angriffe, würde er sich verteidigen. Auf die Flintenschüsse, die doch einen vorwitzigen Invaliden verwundet hatten, antwortete er gar nicht, ließ sogar, als man ihn darum bat, die Kanonen aus den Schießscharten zurückziehen und die Besatzung schwören, nur im Falle eines Angriffes zu schießen. Er sah in der Volksmenge, die sich vor der Festung ansammelte, gewissermaßen nur aufgeregte Kinder, mit denen man Nachsicht haben müsse. Die Deputation, die zu ihm entsendet wurde, lud er zum Frühstück ein und ließ sie ruhig die Festung besichtigen. Selbst als die erste Zugbrücke rasselnd niederfiel — die Angreifer hatten mit Äxten die Ketten durchschlagen — that er nichts, um die Belagerer fern zu halten.

Diese beratschlagen unterdes, wie sie dem mächtigen Steinbau beikommen können. Ein Zimmermann will eine Art Wurfmaschine konstruieren, ein Bierwirt eine Spritze Mohnöl mit Phosphor gegen die Festung spritzen und sie dann in Brand stecken. Ferner schleppt die Menge Stroh herbei, um die Wohnhäuser am Eingange der Bastille damit in Brand zu setzen. Erst als das Strohfeuer hoch aufschlägt und die zweite Zugbrücke bedroht, läßt der Gouverneur de Launay einen Kartätschenschuß auf die Angreifer abfeuern. — Nachdem sich die Besatzung der Bastille und die Angreifer ein paar Stunden erfolglos herumgeschossen hatten, gelang es einem Schweizer Hulin aus der Nähe von Genf, einem sonst ganz wackeren Manne, den aber die Behandlung seines berühmten Landsmanns Necker in die Reihen der Aufständischen geführt hatte, etwa nachmittags zwei Uhr zwei vor dem Stadthaus stehende Kompanien der französischen Garde durch eine aufreizende Ansprache zur Teilnahme an dem Sturme zu bewegen; unterwegs schloß sich ihnen Élie, ein Offizier vom Infanterieregiment Königin an, außerdem noch 400 Bürger mit fünf Geschützen. Die Grenadiere drangen in den Außenhof der Bastille ein; die eine Zugbrücke war, wie erzählt, durch Zertrümmerung

der Halteketten herabgefallen, nun sollte die zweite daran kommen, da wird auf dem Turm La Bassinière eine weiße Fahne aufgezogen. Durch eine Spalte der Zugbrücke wird ein Blatt Papier herausgereicht, das Hélie in Empfang nimmt; es wird darauf die Übergabe der Festung angeboten gegen die Zusicherung freien Geleits auf Ehrenwort. Andernfalls würde man sich mit Hilfe der 20000 Pfund Pulver, die in der Bastille lagerten, in die Luft sprengen. In der That hatte de Launay die Absicht, das zu thun; einer seiner Leute, der dann von der Menge zum Dank dafür massakriert wurde, hielt ihn fast mit Gewalt davon ab. Hélie las jenen Zettel Hulin und den Gardisten vor, diese erklärten sich einverstanden, die kleine Zugbrücke sank, als man darinnen das Versprechen freien Geleits entgegengenommen, und $4\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags waren die angreifenden Garden unter Hulins und Hélies Leitung im großen Innenhof der Bastille.

34. Umzug mit den befreiten Gefangenen der Bastille (14. Juli 1789).
Nach dem gleichzeitigen Originale von Monnet gestochen von Vinkeles.

Die Niedermetzlung der Besatzung.

Sie fanden die kleine Besatzung zum Abmarsche bereit aufgestellt, de Launay trat ihnen in bürgerlicher Kleidung entgegen und wurde von Hulin umarmt. Nun aber zeigte es sich, daß man mehr versprochen hatte, als man halten konnte; denn über die große Zugbrücke, deren sie sich bemächtigt, drangen wüste Haufen unter Führung eines gewissen Maillard und fielen über die Invaliden und Schweizer her, die die Gardisten vergeblich mit eigner Lebensgefahr zu decken suchten. Was von ihnen übrig bleibt, wird nach dem Stadthause geschleppt. Es gelingt dort Hélie nach fast übermenschlichen Anstrengungen, den meisten von diesen Leuten das Leben zu retten. Nur ein paar Kanoniere werden nach dem Grèveplatze geschleppt und dort gehängt. Unterdessen hatte man auch daran gedacht, die Staatsgefangenen, die in den Kerkern der Bastille schmachten sollten, zu befreien. Man bringt die Opfer des Despotismus ans Tageslicht: es waren ihrer sieben; vier davon saßen wegen Fälschung in Haft, zwei waren

Digitized by Google

Wahnsinnige, und der letzte, der Graf Solages, war auf die Bitte seines eignen Vaters eingekerkert worden!

Die Ermordung de Launays.

Der Gouverneur de Launay war bei dem Eindringen der wütenden Menge in die Bastille durch einen Degenstich in die rechte Schulter verwundet worden. Hélie und Hulin nahmen ihn in ihre Mitte und suchten ihn, indem sie ihn wegführten, auf jede Weise zu schützen; aber die wilden Rotten erkannten ihn, stachen ihn mit Bajonetten und Piken und rissen ihm die Haare aus. „Man muß ihm den Kopf abschneiden", schrie einer; „er muß gehenkt werden", ein andrer. „Nein, man binde ihn an den Schweif eines Pferdes", rief ein dritter und warf ihm einen Stein an den Kopf. „Man gebe mir den Tod!" schrie der Gepeinigte auf, das Ende seiner Qualen herbeisehnend, und wie in Verzweiflung gab er einem seiner Peiniger einen Fußtritt.

35. Die Köpfe von de Launay und Flesselles werden vor dem Stadthause auf Piken herumgetragen (14. Juli 1789). Nach dem gleichzeitigen Originale von Monnet gestochen von Binkeles.

Augenblicklich stürzte sich die Menge auf ihn, schleuderte den riesenstarken Hulin beiseite, durchbohrte den Gouverneur mit Bajonetten und warf ihn in eine Pfütze, selbst auf den Leichnam noch wütend losschlagend. „Er hat uns verraten; die Nation verlangt seinen Kopf!" Der Mensch, der den Fußtritt erhalten hatte, kniet nieder und schneidet mit einem Taschenmesser dem Toten den Kopf ab. Der Kopf wird auf eine Heugabel gesteckt und unter gräßlichem Mutwillen weiter getragen. So geht der Zug ins Palais-Royal.

Der Gerichtshof im Palais-Royal.

Im Palais-Royal hatte sich aus den Stammgästen eine Art Gerichtshof aufgethan, der weder mit Worten noch mit Todesurteilen sparsam war. In der Nacht vom 13. zum 14. Juli hatte er ein Verzeichnis derjenigen Personen aufgestellt, die er zum Tode verurteilte. Diese Proskriptionsliste war gedruckt, öffentlich angeschlagen und den Verurteilten zugesandt worden. Obenan standen darauf der Graf von Artois,

Digitized by Google

der Fürst Lambesc, die neuen Minister Marschall Broglie und Foulon, sowie dessen Schwiegersohn Berthier. Hinzugefügt war, daß jedem, der den Kopf eines der Geächteten herbeischaffe, eine Belohnung zugesichert würde.

Flesselles' Ermordung.

Während des ganzen 14. Juli blieb dieser Gerichtshof versammelt. Hier erhob jemand gegen Flesselles, den Vorstand der Kaufmannschaft und Vorsitzenden der Wählerversammlung im Stadthause, die Anklage auf Verrat. Seit 24 Stunden verspreche er dem Volke immer Waffen, liefere aber keine; die ins Stadthaus gebrachten Kisten enthielten Lumpen, aber keine Gewehre. Er habe ferner, wurde ihm schuld gegeben, an de Launay geschrieben: „Halten Sie wacker stand; ich halte indessen die Pariser mit Kokarden und Versprechungen hin.“ Das genügte. Die Menge stürmte nach dem Stadthause, um den Verräter des Volkes ins Palais-Royal zu holen. Freilich war die Beschuldigung eine leere Erfindung, aber die Unzahl der wild aufgeregten Menschen, die sich plötzlich lärmend und tobend in den Sitzungssaal des Stadthauses hineindrängten, verwirrte Flesselles. „Fort ins Palais-Royal mit dir!“ schrieen hunderte von Stimmen ihn an, „dort sollst du gerichtet werden!“ Damit stürzten sie auf ihn los, umringten ihn und schleppten ihn mit sich fort. Sie waren noch nicht weit gekommen, als ein junger Mensch einen Pistolenschuß auf den Greis abfeuerte und ihn niederstreckte. Sofort wurde dem Verwundeten ebenfalls der Kopf abgeschnitten, auf eine Pike gesteckt und im Triumphe davongetragen. — —

Es war schon Nacht, als die Nachricht von diesen Vorgängen und von der Eroberung der Bastille nach Versailles kam. Der König hatte sich schon zur Ruhe begeben. Allein der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt, dem sein Amt als Obergarderobenmeister zu jeder Zeit freien Zutritt zum Könige gewährte, kam an das Bett des Königs, weckte ihn und erstattete ihm Bericht von dem, was sich während des Tages in Paris zugetragen hatte. „Das ist also eine Revolte?“ rief Ludwig aus und setzte sich erschrocken aufrecht im Bette hin. „Nein, Sire“, erwiderte der Herzog, „das ist eine Revolution!“

## Sieg der revolutionären Bewegung.

### Die Folgen des Bastillesturmes. Anarchie in ganz Frankreich.

Der Bastillesturm ist, wie aus dem Erzählten hervorgeht, also keineswegs eine so heroische That gewesen, als die er bis auf den heutigen Tag gefeiert wird. Aber die Bedeutung, die diesem Vorgange als einer Thatsache mangelt, wird ihm durch den sinnbildlichen Charakter verliehen: in der Eroberung und darauf folgenden Zerstörung der Bastille sah nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa die Vernichtung des alten Régime. Es zeigte sich hier übrigens zum erstenmal in ganz klarem Lichte, daß die Macht den Händen des Königs entglitten war; aber nicht die Nationalversammlung hatte sie aufgefangen, sondern die wilde, wütende Menge.

Ludwig in der Nationalversammlung.

Zunächst freilich folgte in Paris dem Rausche des Sieges eine plötzliche Ernüchterung; die eben noch hoch gefeierten Bastillestürmer verschwanden, ja sie wagten nicht einmal, sich als Teilnehmer an der Erstürmung zu bekennen; eine jähe Furcht war über alle gekommen, daß die in der Nähe der Stadt lagernden Truppen unversehens einrücken und sie für ihre Kühnheit zur Rechenschaft ziehen könnten. Auch die Nationalversammlung war nicht ohne Besorgnis; obgleich sie auf die Deputationen, die sie während der letzten Tage mit der wiederholten Bitte um Zurückziehung der Truppen an den König gesandt hatte, nur unbefriedigende Antworten erhalten, beschloß sie doch am 17. Juli die Absendung noch einer neuen Deputation, als der Herzog von Liancourt mit der Meldung erschien, der König sei im Begriffe selbst zu erscheinen.

36. König Ludwig XVI. im Alter von 31 Jahren.

Nach dem Gemälde von J. Boze gestochen von V. L. Henriquez.

16

Digitized by Google

Ludwig hatte, bestürmt durch die Ereignisse, die sich in Paris zugetragen hatten, den Entschluß gefaßt, sich mit der Nationalversammlung zu versöhnen und zu diesem Zwecke sich persönlich zu ihr zu begeben. So unerwartet kam der Versammlung diese Ankündigung, daß sie, freudig bewegt, mit lauter Zustimmung sie aufnahm. „Warten Sie noch ab", riet jedoch Mirabeau, „bis der König uns seine guten Absichten zu erkennen gegeben hat. Ehrfurchtsvoll, aber ernst sei der Empfang: das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige." Der König trat ein, nur von seinen beiden Brüdern begleitet; stehend, den Hut in der Hand, erklärte er, daß er sich der Nationalversammlung, die er bisher noch niemals mit diesem revolutionären Namen bezeichnet hatte, anvertraue, und daß er den Befehl zur Entfernung sämtlicher Truppen gegeben habe, was die Versammlung der Hauptstadt mitteilen möge. Der Präsident wiederholte in seiner Erwiderung auf die Rede des Königs die Bitten, welche die Nationalversammlung im Begriffe gewesen war durch eine neue Deputation ihm vorzutragen. Die zusagende Antwort, welche der König darauf gab, wurde mit lautem Beifall von den Deputierten aufgenommen: alle erhoben sich von ihren Sitzen, umgaben den Monarchen und geleiteten ihn zu Fuß in das Schloß zurück. Nur mit Mühe war durch das Volk, welches dicht gedrängt den Schloßplatz erfüllte, ein Weg zu bahnen; auf vielen Gesichtern sah man Rührung. Die Königin stand auf dem Balkone, ihren kleinen Sohn auf dem Arme: da brach der Jubel los, ganz Versailles erschien trunken vor Freude.

Zurückziehung der Truppen.

Freudige Stimmung in Paris.

Aus Besorgnis vor den Truppen hatte man in Paris angefangen Barrikaden zu errichten. Nun erschien die Deputation der Nationalversammlung mit der Nachricht von der völligen Versöhnung des Königs, den die Hofpartei bisher durch allerhand Vorspiegelungen in die Irre geführt hätte, in der Versammlung; man faßte wieder Vertrauen; laut äußerte sich die Freude. Der Abgeordnete Lally-Tolendal erstattete Bericht: man setzte ihm einen Blumenkranz auf und führte ihn an das Fenster des Rathauses, um ihn der unten versammelten, dicht gedrängten Menge zu zeigen. Bailly wurde zum Maire von Paris berufen, Lafayette das Kommando über die Nationalgarde übertragen. Dann begaben sich alle in Begeisterung nach der Kirche Notre Dame, wo ein Tedeum angestimmt wurde. Viel Volks begleitete den feierlichen Zug, wobei man die Soldaten der französischen Garde mit denen der Nationalgarde vertraulich Arm in Arm gehen sah. Bei der Rückkehr von Paris kam der Deputation schon die Nachricht entgegen, daß das bisherige Ministerium entlassen und Necker zurückberufen wäre. Mit Jubel wurde er bei seiner Rückkehr empfangen; aber so wenig zeigte er sich den Verhältnissen gewachsen, daß ein Jahr später von seinem Abgange kaum jemand Notiz nahm.

Beginn der Emigration.

Zugleich mit dem Rückmarsche der um Paris und Versailles zusammengezogenen Regimenter in ihre Garnisonen begannen auch die Auswanderungen; etwa 20 Mitglieder des höchsten Adels verließen unter dem Schutze der Truppen den Hof, erschreckt durch den Bastillesturm und die Ächtungslisten, in die man sie im Palais-Royal eingetragen hatte. Unter ihnen befanden sich außer dem Grafen von Artois, dem Bruder des Königs, der Herzog von Bourbon und andre Häupter der alten Hofpartei; manche wählten aus Vorsicht sogar Verkleidungen, wie die Gräfin Polignac, die die Kleider ihrer Kammerfrau anlegte. Im Staatsrate wurde darüber verhandelt, ob nicht auch der König sich wenigstens in die Nähe der Grenze, etwa nach Metz, begeben solle; allein Ludwig schloß die Beratung mit den Worten: „Ich bin entschieden zu bleiben!" Er gab die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der Wirrnisse der Zeit nicht auf.

Die Flucht der Adelshäupter wurde auch für die Fremden, von denen Paris einen merklichen Teil seiner Einkünfte bezog, das Signal, Frankreich zu verlassen: nur

drei Engländer, erzählt man, wären in Paris zurückgeblieben, um den weiteren Verlauf der Dinge aus der Nähe zu betrachten. Auch der mecklenburgische Baron Schlabrendorf hatte den Mut, die Entwickelung der Revolution mitzuerleben. Das Beispiel der ersten Emigranten fand von Woche zu Woche mehr Nachahmer; im September waren es wöchentlich schon gegen 3000, sämtlich reiche Leute, die das Vaterland im Stiche ließen. Bald war die Schweiz so überfüllt von ihnen, daß in manchen Städten die Häuser so viel an Jahresmiete einbrachten, wie sie überhaupt wert waren. Ein Strom von Emigranten wandte sich auch nach Deutschland und überschwemmte die rheinischen Bistümer;

87. Marie Joseph Paul Roch Yves Gilbert Motier, Marquis von Lafayette, Kommandant der Nationalgarde.

Nach einem Schwarzkunstblatt von Levachez.

ihr Hauptquartier war Koblenz. Feige hatten sie den König verlassen, um sich selbst in Sicherheit zu bringen: jetzt erfüllten sie die Zeitungen mit wütenden Phrasen, bettelten bei den deutschen Höfen umher, warben um die Einmischung fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten Frankreichs und machten so die Lage des Königs nur noch schwieriger und gefahrvoller.

Besuch des Königs in Paris.

Bailly, der neue Maire von Paris, war der Meinung, daß es sehr zur Beruhigung der Gemüter beitragen würde, wenn der König sich in Person in der Hauptstadt zeige. Diesem Rate folgte Ludwig, so sehr auch die Königin, von bangen Ahnungen erfüllt, dagegen war. Er nahm das Abendmahl, durchdrungen von dem Ernste des



Digitized by Google

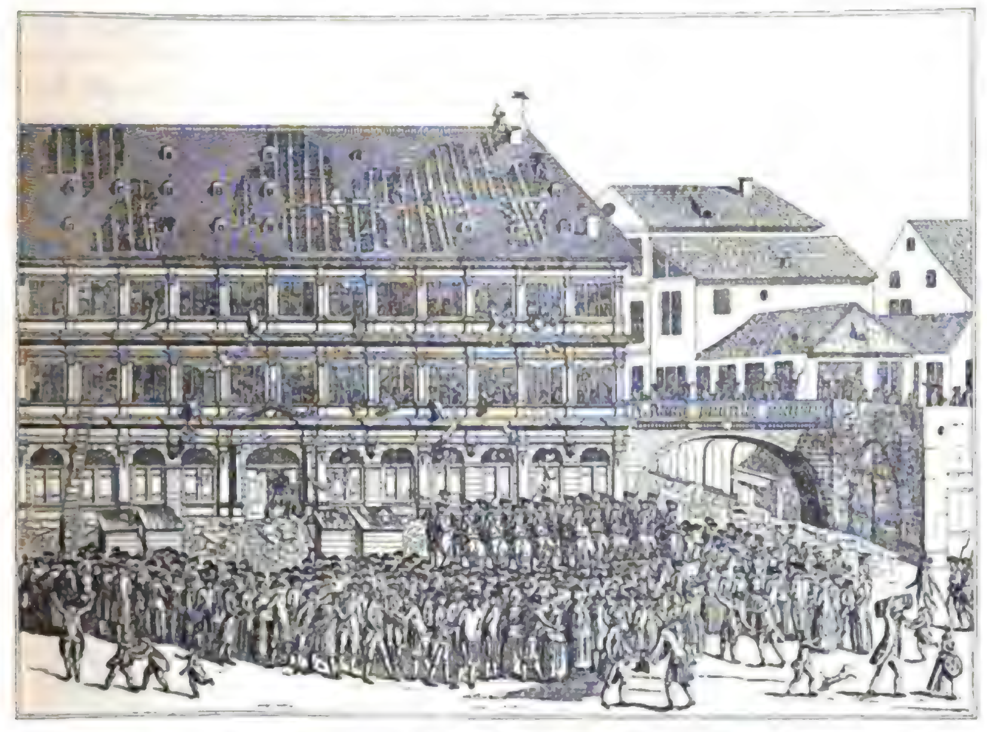
Schrittes, den er vorhatte, und fuhr nach Paris; die berittene Leibwache, die ihn begleitete, ließ er in Sèvres zurück. Am Stadtthore von Paris empfing Bailly den König und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, dieselben, welche zwei Jahrhunderte zuvor König Heinrich IV. waren übergeben worden. „Damals", fügte er hinzu, „hat sich der König sein Volk erobert, aber heute ist es das Volk, welches sich seinen König wiedererobert." In allen Straßen standen dichte Reihen Volks, zum Teil bewaffnet, untermischt mit Soldaten, Weiber mit dreifarbigen Bändern, zerlumpter Pöbel und elegant Gekleidete durcheinander. Viele zeigten eine finstere Miene; ein Schuß sogar fiel in der Nähe des Königs und tötete eine Frau; dann erhob sich der Ruf: „Es lebe die Nation!" Nur vereinzelte Stimmen riefen dazwischen: „Es lebe der König!" Als der Zug bei dem Rathause anlangte, überreichte Bailly dem Könige die Nationalkokarde. Ludwig steckte sie an seinen Hut, trat ans Fenster und empfing mit sichtlicher Freude die Lebehochs, die nunmehr das unten auf dem Grèveplatze dicht gescharte Volk ihm zurief. Die Anrede, die der König an die Versammelten richtete, war kurz und ungekünstelt: sie gipfelte in den Worten: „Mein Volk kann stets auf Meine Liebe rechnen!" Lally-Tolendal erwiderte darauf mit dem Ausdrucke freudiger Dankbarkeit.

Bis Sèvres war ihrem Gemahle die Königin entgegengefahren. Als er dort wieder eintraf, warf sie sich an seine Brust und bedeckte ihn mit Küssen; denn sie hatte gefürchtet, daß sie ihn aus Paris niemals zurückerhalten würde. Seit dieser Zeit begann sie unverhohlen eine deutliche Abneigung gegen die Revolution zu zeigen, so daß nicht bloß ihr Bruder Joseph mehrfach in seinen Briefen seine Unzufriedenheit mit einer solchen Unbedachtsamkeit aussprach — freilich unbedacht war sie von jeher gewesen — sondern auch die alte Abneigung des Volkes gegen die „Österreicherin" sich mehr und mehr in grollenden Haß verwandelte.

Die Empörung des Volkes in den Provinzen.

Die Anarchie, unter der Frankreich während der ersten Monate des Jahres 1789 gelitten hatte, verwandelte sich unter dem Eindrucke der Begebenheiten, die sich in Paris und Versailles zugetragen hatten, in einen Krieg aller gegen alle, namentlich war es die Nachricht von dem Bastillesturm, die wie ein Feuerbrand in den aufgehäuften Zündstoff fiel. Noch saß der König auf seinem Throne, aber niemand gehorchte ihm mehr; vielmehr setzte sich unter dem niederen Volke, das bisher unter den Staatslasten so schwer geseufzt hatte, die Meinung fest, er wünsche gerade, daß das Volk von seinen Drängern und Peinigern sich befreie. Bald glich das ganze östliche Frankreich einem Waldbrande, der mit unwiderstehlicher Gewalt alles vernichtet. Gar keine oder ganz ungenügende Maßregeln der Abwehr wurden dagegen ergriffen; die Übelthäter gingen fast stets straflos aus und wurden dadurch immer verwegener gemacht. Eine allgemeine Zerstörungswut bemächtigte sich des französischen Volkes; ein furchtbarer Haß gegen alles, was bisher Geltung gehabt hatte, trat zu Tage. Nirgends fehlte es an solchen Leuten, die ihn immer von neuem schürten und anfachten; namentlich gab es unter den Deputierten des dritten Standes viele, die an ihre Wähler regelmäßige Hetzbriefe schrieben, ferner Advokaten, Unterrichter, die, durch ihre Armut verbittert, sich jetzt auf ihre Wichtigkeit viel zu gute thaten und alles in den schwärzesten Farben darstellten. Diese aufreizenden Briefe wurden in Stadt und Dorf vorgelesen und durch Abschriften bis in die entlegensten Dörfer verbreitet. Viele dieser Deputierten verfaßten Aufrufe an ihre Wähler, worin sie „im Namen des Königs" das Volk zur Selbsthilfe aufforderten. Diese Plakate wurden öffentlich angeschlagen und mit wilder Freude gelesen: stand doch darin geschrieben, daß man die Edelleute, welche auf ihre Privilegien nicht gutwillig verzichten wollten, ohne weiteres totschlagen dürfe und dafür nicht nur nicht bestraft, sondern sogar noch belohnt werden würde. Tags darauf wurde dann in allen Dörfern ringsum Sturm geläutet und

die Hetzjagd begonnen. Die Opfer, auf die man fahndete, waren die öffentlichen Beamten und die Aristokraten. So ging es aber auch in den Städten zu. Jede Stadt wollte ihren Bastillesturm haben. An Gesindel und erhitzten Köpfen fehlte es ja nirgends. Am 19. Juli erstürmten zu Straßburg einige hundert Strolche, denen sich Arbeiter, Handwerker und Sackträger anschlossen, das Rathaus, so daß die versammelten Ratsherren nur mit Mühe durch eine Hinterthür entwischen konnten. Alles, was darin an Möbeln, Akten und Urkunden gefunden wurde, wurde zertrümmert, zerrissen und aus dem Fenster geworfen; im Keller wurde allen Weinfässern der Boden ausgeschlagen, so daß der Wein einen fünf Fuß tiefen See bildete, in dem — ganz



88. Der Aufruhr in Straßburg und die Verwüstung des Rathauses (19. Juli 1789).
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

wie in Paris — mehrere der siegreichen Stürmer ertranken. Die Soldaten lachten zu dem Unfug, der noch bis zum 21. Juli währte, rührten aber keine Hand, um ihm zu steuern. Dies Beispiel fand während der nächsten Tage im Elsaß Nachahmung, dann auch anderswo, indem die Zerstörungsfurie' im allgemeinen ihren Weg von Osten nach Westen nahm. In Rouen standen an der Spitze der Tumultuanten ein Advokat und ein Schauspieler, welcher den Harlekin auf der Bühne darzustellen pflegte; in Besançon ein entlassener Galeerensträfling und der Gehilfe eines Tierbändigers; in Troyes führte die mit Dreschflegeln und Heugabeln bewaffnete Rotte ein Tischlergeselle an.

Wehe dem Beamten, der in die Hände solcher Rotten fiel! Der ganze Ingrimm, den Salzsteuer und sonstige Verzehrsteuern in dem Herzen des ausgepreßten, mißhandelten und ausgepfändeten Volkes aufgespeichert hatten, entlud sich jetzt auf das Haupt der Beamten: das Mildeste war, daß man sie wegjagte; viele entrannen nur

Digitized by Google

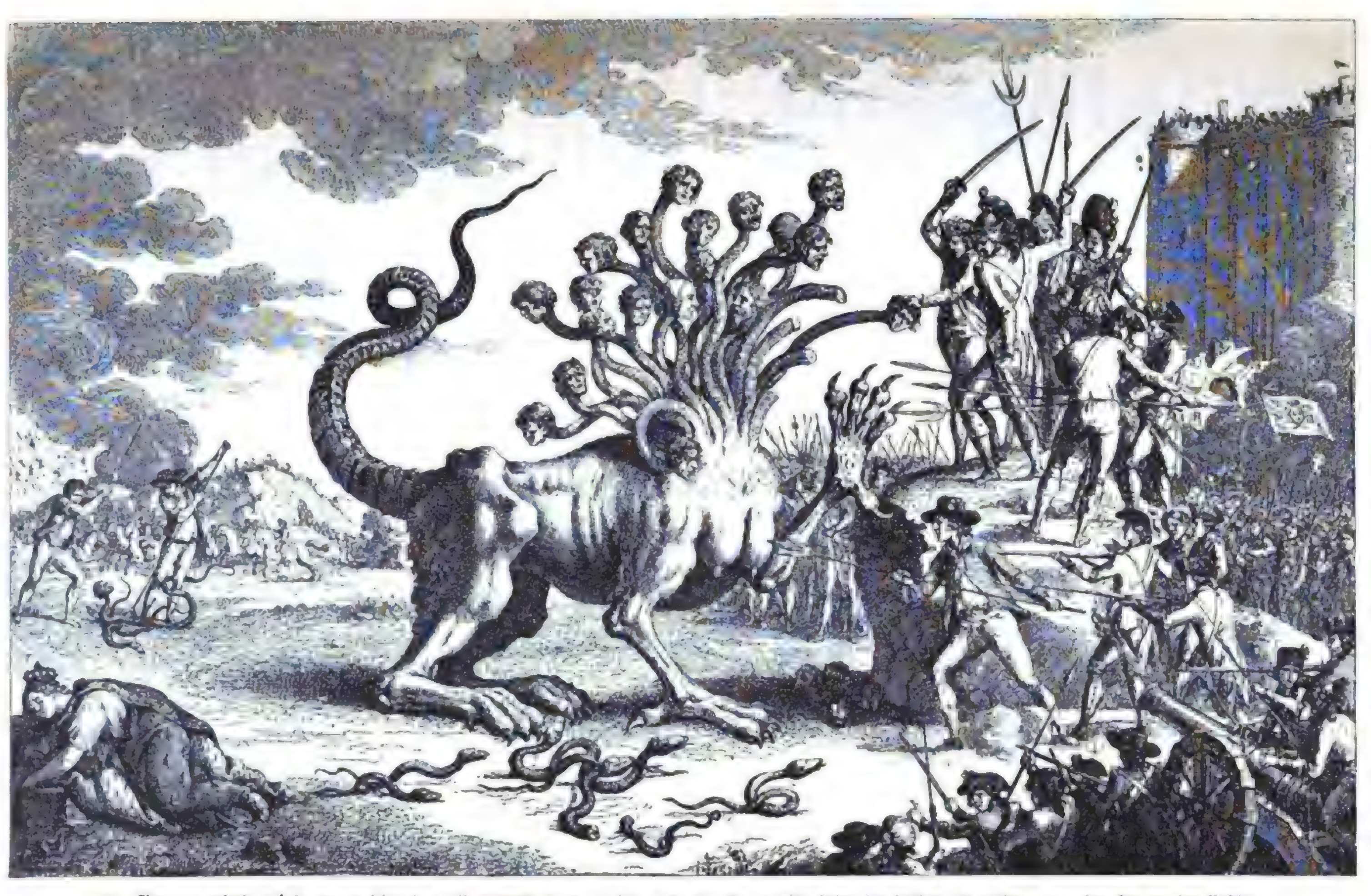
mit genauer Not dem Tode, den die Sensen der wütenden Bauern ihnen drohten; allein ihre Häuser wurden verwüstet, ihr Hab und Gut verbrannt. Es war kaum nötig, daß die Bauern außerdem Steuerverweigerung proklamierten; denn es war niemand da, Steuern zu erheben. Kein Zollwächter hütete mehr die Grenzen; kein Exekutor wagte sich in ein Dorf. Die Schmugglerbanden walteten frei; in ganzen Wagenzügen wurde Tabak und Salz aus Deutschland und den österreichischen Niederlanden eingepascht. Damit versiegten die Staatseinnahmen zu einer Zeit, in der die allgemeine Not erhöhte Anforderungen an den Staat stellte. Necker, der unterdessen wieder zurückgerufene Finanzminister, entwarf am 7. August der Nationalversammlung ein trostloses Bild davon.

Kaum war den Bauern ein Recht verhaßter gewesen als das Jagdrecht. Jetzt ging, da alle Ordnung aufhörte, jeder, der eine Flinte sich verschaffen konnte, auf die Jagd; die Getreidefelder wurden niedergetreten, in manchen Gegenden Hasen und Rebhühner ganz ausgerottet; Hirsche und Rehe wurden zu Tausenden niedergeschossen, mit gestohlenem Holze gebraten und an Ort und Stelle verzehrt. Selbst in Versailles wurde der König wiederholt nachts durch die Schüsse der Wilddiebe aufgeweckt, die in dem Parke jagten. Nicht selten drangen die Bauern in die Höfe der Gutsherrschaft ein und schossen die Tauben weg, um sie dann dem Seigneur zum Kaufe anzubieten.

Die Aristokratenhetze.

Wirre Gerüchte von dem Widerstande, den in Versailles der Adel dem dritten Stande entgegensetzen sollte, drangen zu den Ohren der „Patrioten“ auf den Dörfern. Sie nahmen an, daß die Edelleute in der Provinz die Gesinnungen ihrer Standesgenossen bei Hofe und in den Reichsständen teilten, daß überhaupt alle „Aristokraten“ sich gegen das Volk verschworen hätten; die Hetzbriefe der Deputierten thaten zudem das ihrige. So zogen sie denn in bewaffneten Haufen aus zu einem Vertilgungskriege gegen die Aristokraten. Für „Aristokraten“ aber galten den Patrioten nicht mehr bloß die Mitglieder des Adels und der höheren Geistlichkeit, sondern jeder, der sich durch Titel, Stellung oder Lebensweise von dem großen Haufen unterschied, überhaupt jeder, der etwas zu verlieren hatte. In der Gegend von Belfort brach dieser wilde Krieg, der an Greueln die Bauernkriege vergangener Jahrhunderte noch überbot, zuerst aus; mit rasender Schnelle pflanzte er sich dann von hier aus weiter fort; allenthalben hörte man die Berufung darauf, daß der König es den Patrioten verstattet habe, sich zunächst selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Wutentbrannt stürzte sich die Menge auf die Schlösser der Seigneurs, verwüstete sie und brannte sie nieder. Im Ober-Elsaß wurde damit eine Treibjagd auf die Juden verbunden, von denen in weniger als einer Woche 1200 Familien über die Grenze gejagt wurden. In Schlössern und Abteien wurde alles zerschlagen und verwüstet: „denn“, hörte man sagen, „es ist an der Zeit, daß jetzt der dritte Stand herrsche; wir gehorchen nur den bestimmten Weisungen Seiner Majestät.“ Nicht Haß oder Rache gegen einzelne Personen schürte den Krieg, sondern er galt der ganzen Klasse der Aristokraten; in der Auvergne z. B. erklärten die Bauern, es thäte ihnen leid, gegen ihre guten Seigneurs so übel vorgehen zu müssen; sie hätten aber die Überzeugung, es thun zu müssen; sie begingen die ärgsten Räubereien, ohne sich jedoch als Räuber zu betrachten.

Doch oft genug gesellte sich zur Raublust auch Mordgier. „Metzeln wir den Adel nieder!“ ertönte das Feldgeschrei. In greulichen Henkerqualen, mit denen die dem Tode geweihten Opfer hingemartert wurden, zeigte sich die Wut und Grausamkeit der wilden Rotten. Im Languedoc wurde ein Herr von Barras vor den Augen seiner Frau in Stücke geschnitten; dem Ritter d'Ambly riß man alle Haare aus und erstickte ihn dann in einem Misthaufen; einem andern brannte man die Hände ab; der Major Belsunce wurde zerstückelt, ein Weib riß ihm das Herz heraus und verzehrte es roh.



89. Chasse patriotique à la grosse bête, d. i. „Patriotische Jagd auf das große Ungeheuer“: die Hydra der Aristokratie erschlagen von den Siegern der Bastille.
Stich von Roze Lenoir aus dem Jahre 1789.

Digitized by Google

Endlos war die Reihe dieser Mordthaten. „Noch siebenundzwanzig Köpfe haben wir abzuschlagen!“ rief eine Bande aus beim Wegziehen von der rauchenden Trümmerstätte. Fast in jeder Provinz wurde die Mehrzahl der Schlösser und Klöster ein Opfer der Verwüstung. Am 31. Juli hatte Lally-Tolendal ein Verzeichnis von 36 Schlössern, die in einer einzigen Provinz der Wut der Bauern zum Opfer gefallen waren und zwar unter haarsträubenden Gewaltthaten gegen die Eigentümer und ihre Familien. Wochen vergingen, bevor von den größeren Städten aus, die nach dem Beispiele von Paris zur Aufrechterhaltung der Ordnung Bürgergarden gebildet hatten, dem Morden und Brennen auf dem Lande Einhalt gethan wurde.

Paris nach dem Bastillesturm.

Der Hauptherd der Revolution bleibt jedoch immer Paris. Hier sammeln sich alle die bisher verkannten politischen Intelligenzen, die zur Ausübung ihres staatsmännischen Berufes keiner andern Weisheit bedürfen, als der im Gesellschaftsvertrag niedergelegten. Hier sammeln sich alle dunklen Existenzen, denen die Provinz nicht genug Ausbeute verspricht, hier Deserteure aus allen möglichen Regimentern. Durch den Abzug der Truppen war Paris sich selbst überlassen und nun auch von der Sorge befreit, welche einen Tag nach dem Bastillesturme auf dem Pöbel gelegen hatte. Jetzt wurden den Bastillestürmern Belohnungen bewilligt und die Abtragung der alten Zwingburg angeordnet. Allein zugleich mit den Truppen hatten auch die letzten Fremden Paris verlassen, und die Zahl der Emigranten, welche das Wirrsal der Hauptstadt hinter sich zu lassen eilten, wurde mit jedem Tage größer. Auf der Stelle zeigte sich die Wirkung davon; die Handwerker, welche dem Luxus irgend welcher Art dienten, rasteten, denn die besten Kunden waren davon gegangen und die übrigen schränkten ihre Ausgaben nach Möglichkeit ein: 1200 Perückenmacher mit 6000 Gesellen wurden brotlos, 6000 Lakaien und Lohndiener lungerten jetzt stellenlos allenthalben umher. Jedermann vermied es, sich einen neuen Rock machen zu lassen, denn das hätte ihn gar zu leicht in den Verdacht, „Aristokrat“ zu sein, bringen können. Infolgedessen fehlte es den 2800 Schneidermeistern und ihren 5000 Gesellen mit einem Schlage an Arbeit, und nicht minder den heimlichen Winkelschneidern, deren Zahl man auf 4000 abschätzte. Ganz ähnlich stand es mit den Tausenden, die von dem Verfertigen der eleganten „Pariser Artikel“ bis dahin ihren Lebensunterhalt gewonnen hatten. Alle diese brotlosen Handwerker hielten Versammlungen, um sich über die Frage zu beraten, wie ihrer Not abzuhelfen sei, und bestürmten mit ihren Anträgen die Stadtverwaltung; die Lohndiener verlangten, daß man alle Savoyarden, die ihnen Konkurrenz machten, aus der Stadt vertriebe, die Schneidergesellen, daß man ihnen täglich zwei Frank zum Lebensunterhalt aus der Stadtkasse bezahle, die Schustergesellen, daß jeder, der Schuhe unter einem bestimmten Preise verkaufe, aus dem Lande verbannt werde. Haufenweise zogen die früher wohlhabenden Meister, selbst viele Kaufleute, durch die Stadt und boten sich zu jeder Arbeit für einen Livre auf den Tag an, um nur nicht zu verhungern.

Staatsunterstützung des Pöbels.

Staat und Stadt mußten den Bäckern Unterstützungen zahlen, um den Preis des Brotes niedrig zu erhalten. Brot und Wasser war die einzige Nahrung von vielen Tausenden; von früh morgens an waren die Bäckerläden umlagert: wie viele Stunden gingen dadurch den Arbeitern verloren! Der niedrige Brotpreis erweckte eine neue Gefahr; denn von den Dörfern strömten die Bauern in die Stadt, in der sie bald ganz verwilderten. In der Woche nach dem 14. Juli gab es über 30000 fremde Vagabunden und Bettler vom Lande in Paris. Die bösesten Gäste indes waren die Deserteure; scharenweis strömten sie von allen Regimentern herbei. Ihre Löhnung empfingen sie nach wie vor, die Nationalversammlung votierte jedem von ihnen 50 Livres; außerdem ließen die Stadtbezirke, die sich jetzt als selbständige Gemeinden

40. Foulons Ermordung auf dem Grèveplatz. Nach dem Original von Monnet von M. Ginkeles und D. Brydag.

aufthaten, es sich nicht nehmen, sie zu bewirten. Ein einziger Stadtbezirk gab in wenigen Tagen aus, oder blieb vielmehr schuldig, 14000 Frank für Wein und Cervelatwurst, womit er neu ankommende Deserteure bewirtet hatte. Bei allen Tumulten standen diese zuchtlosen Soldaten in der ersten Reihe: Arm in Arm mit den Dirnen des Palais-Royal, das jetzt größere Bedeutung erlangt als das Stadthaus, sah man sie durch die Straßen ziehen, jeden Augenblick bereit, ihre Waffen gegen jeden zu gebrauchen, den die Volkshetzer ihnen bezeichneten, und mit rauher Stimme das wilde Revolutionslied singend, das damals aufgekommen war: „Ah ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne!“

Ermordung Foulons und Berthiers.

Fast täglich fanden Zusammenrottungen und Angriffe auf „Aristokraten“ statt. Wessen Persönlichkeit irgend über die Menge hervorragte, dessen Leben hing an dünnem Faden. Eine Verleumdung, ein Zufall, ein unbedachtes Wort, ein Irrtum genügten, um die Menge aufzuhetzen und zum Mord anzustacheln. Bailly und Lafayette gaben sich die erdenklichste Mühe, solche Unglückliche zu retten. Der letztere hat in der Zeit vom 14.—23. Juli mit eigner Lebensgefahr 17 Personen aus den Händen eines wütenden Pöbels befreit. Am 22. Juli wurde der entlassene Minister Foulon ergriffen und unter gräßlichen Martern getötet; am selben Tage hatte sein Schwiegersohn Berthier das gleiche Schicksal; ihre Köpfe wurden auf Piken triumphierend ins Palais-Royal getragen, das Herz Berthiers, von einem Soldaten des Regiments Royal Cravate ihm aus der Brust gerissen, von einem Koch auf eine Gabel gespießt und nach demselben Orte gebracht. So groß war die Verwilderung der Masse, daß man einige Tage später einen Haufen Straßenjungen durch die Straßen ziehen sah, die unter dem Beifalle der Umstehenden in Nachahmung des eben Erzählten die Köpfe von zwei getöteten Katzen einhertrugen. Jene beiden Opfer der Volkswut hatten sich aber durchaus in ihrem Amte um das Gemeinwohl mit Daransetzung eignen Vermögens verdient gemacht. Thörichte Gerüchte von Äußerungen, die sie gethan haben sollten, veranlaßten ihre Ermordung.

Bailly, der sanfte und feinsinnige Gelehrte, war in keiner Weise dem Amte, Stadtoberhaupt zu sein, gewachsen. Er sagt selbst, daß die Versammlung der Gemeindevertreter sich daran gewöhnt habe, die Verwaltung allein zu führen und den Maire total zu vergessen. Täglich schwebte er in Furcht, daß eine Empörung des Pöbels ausbrechen möchte, die den letzten Rest von Ordnung hinweggerissen haben würde. „Nur an regnerischen Tagen“, sagte er, „kann ich aufatmen.“

Die Größen des Palais-Royal.

Viel größeren Einfluß besaßen die Redner des Palais-Royal: wer dort am lautesten tobte, war am meisten angesehen. Hier brauchte man keinen Präsidenten um das Wort zu bitten, nicht erst stundenlang zu warten, bis man auf der Rednerliste an die Reihe kommt; man steigt auf einen Stuhl und überschreit die andern, die gerade sprechen, oder wird von ihnen überschrieen. Doch kam es auch vor, daß die sich drängenden Massen selbst ihren Lieblingsrednern so viel Ruhe verschafften, daß man sie verstehen, daß man sich durch ihre wilden Phrasen hinreißen lassen konnte. Freiheit war das Stichwort in aller Munde; aber wie viel Eitelkeit, wie viel Rachsucht barg sich darunter!

Camille Desmoulins, der immer gern Gehörte, gab sich selbst den Beinamen „Generalprokurator der Laterne“; denn sein Grundsatz war, daß alles, was hervorragte, an den Laternenpfählen der Straßen aufgehängt werden müßte. „Es macht mir Vergnügen“, pflegte er zu sagen, „alle, die mich gering geschätzt haben, meine Macht fühlen zu lassen, alle, die das Schicksal höher gestellt hat als mich, auf mein Niveau herabzuziehen.“ Dies Bekenntnis entsprach seiner sozialen Stellung. Er war ein junger Advokat von 29 Jahren, ohne Praxis, der eine möblierte Stube bewohnte und von kleinen Gelegenheitsschulden lebte. Von ihm kam im September 1789 der „Discours de la lanterne aux Parisiens“ heraus; die Laterne am sogenannten Königseck, an der man am 14. Juli jene unglücklichen Kanoniere aus der

Bastille und dann Foulon gehenkt hatte, nennt sich darin die Königin der Laternen. Noch jünger war Loustalot, der eben erst von Bordeaux nach Paris gekommen war, um sich hier Advokatenpraxis zu erwerben. Auch Danton war aus der Provinz, aus Arcis an der Aube, einem kleinen Städtchen in der Champagne, nach Paris gekommen, ebenfalls Advokat, aber so wenig vom Erfolge begünstigt, daß er sich wöchentlich von seinem Schwiegervater, einem Limonadenverkäufer, das nötige Geld geben lassen mußte, um seinen Haushalt zu bestreiten. Jetzt aber im Palais-Royal war er mit seiner Donnerstimme und der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens ein großer Mann. Brissot war ein verkommenes Genie; jahrelang hatte er sich in England und Amerika herumgetrieben und lebte nun in Paris kümmerlich von litterarischen Arbeiten untergeordneter Art. Alle diese Leute waren Phantasten mit einem gewissen schwärmerischen Zuge des Wesens, aber doch erfüllt von jenem tiefen Groll, den das verkannte Genie gegen die Menschheit zu empfinden pflegt. Rache dagegen war es, was den Marquis d'Huruge in das Palais-Royal führte; er hatte wegen Familienstreitigkeiten lange in der Bastille gesessen und war jetzt bis zum Wahnsinn gegen König und Regierung aufgebracht. Ähnliche Gründe bewegten den Arzt Marat; er war ein verunglückter Gelehrter, den einmal der Physiker Charles bei einem wissenschaftlichen Betruge auf frischer That ertappt hatte; auch seine schriftstellerischen Versuche hatten keinen Erfolg gehabt, so daß er endlich froh sein mußte, ein Unterkommen bei dem Grafen von Artois als Stallarzt zu finden.

*„J'savais bèn, qu' j'aurions not' tour."*

41. Flugblatt vom Jahre 1789.
Gegenstück zu dem Bild S. 87.
Darunter die Worte:
„Ich wußte es ja, daß wir an die Reihe kommen würden."

**Beeinflussung der Nationalversammlung.**

Jetzt ging das Bestreben dieser Leute dahin, in die Verwaltung der einzelnen Quartiere der Hauptstadt gewählt zu werden, um dadurch die mehr zufällige Macht, die sie im Palais-Royal gewonnen hatten, auf eine Art geordnete Grundlage zu stellen; mehreren gelang es, wie Danton. Ihre hauptsächlichste Aufgabe indessen sahen sie darin, Einfluß auf die Beschlüsse der Nationalversammlung in Versailles zu gewinnen. So wurden sie nicht müde, der hungernden und aufgeregten Menge zu erklären, daß sie „der einzige gesetzliche Souverän im Staate" sei, und daß die Deputierten in Versailles als ihre Beauftragten nur dazu da seien, um den Volkswillen auszuführen. Durch rohe Gewalt, durch Drohung und Einschüchterung wußten sie dies Ziel zu erreichen. „Es ist an der Zeit", schrie man im Palais-Royal, „die unwissenden, bestochenen und verdächtigen Deputierten nach Hause zu schicken!" Man ließ die Nationalversammlung benachrichtigen, daß 2000 Briefe in die Provinz geschickt werden würden, um Volk und Wähler über das Betragen ihrer Abgeordneten aufzuklären; man schrieb Drohbriefe an alle diejenigen Deputierten, die nicht nach dem Willen der Menge stimmten, in denen man ihnen ankündigte, daß sie mit ihren Familien und mit ihren Häusern für ihre Stimmen Bürgschaft leisteten, so daß viele Abgeordnete es vorzogen, selbst Hetzbriefe an ihre Wähler zu schreiben, um sich dadurch als unverdächtig darzustellen. Bei nicht wenigen war die Drohung mit den Proskriptionslisten nicht ohne Wirkung auf ihre Abstimmung. Mehr als einmal standen die Beschlüsse der Nationalversammlung im Gegensatze zu den Vorberatungen.

Die Galerien.

Um aber die Deputierten stetig zu überwachen und niemals zu einem Gefühle der Sicherheit kommen zu lassen, auch nach Umständen in die Verhandlungen unmittelbar eingreifen zu können, wurden die Galerien des Sitzungssaales der Nationalversammlung stets mit Patrioten des Palais-Royal besetzt, Männern und Weibern, die, wenn es zum Schreien kommen sollte, nach verabredeten Zeichen und Stichworten sich richteten. „Die Galerien sind unbestechlich", sagte voll Stolz Camille Desmoulins, „sie vertreten die Hauptstadt." — Die Weiber standen unter dem Kommando eines liederlichen, aber früher durch große Schönheit ausgezeichneten Mädchens, Théroigne, der Tochter eines wohlhabenden Landmannes in Méricourt bei Lüttich. Wegen eines Fehltrittes aus ihrem Elternhause verwiesen, war sie nach Paris gekommen, wo sie sich einem zuchtlosen Leben hingegeben hatte und bald unter den Mädchen des Palais-Royal eine hervorragende Rolle zu spielen begann; jetzt hatte sie sich auf die Politik geworfen, verteilte die Rollen auf den Galerien und gab das Zeichen zum Zischen oder zum Händeklatschen, stundenlang mit gespannter Aufmerksamkeit den Debatten folgend. Anfang 1790 betrug die Anzahl der von der radikalen Partei Gedungenen 750 Personen, deren Lohn anfangs 5, dann 2 Livres täglich betrug. Bei sehr langen Sitzungen fand eine regelmäßige Ablösung auf den Galerien statt. Die Männer hier waren zum großen Teile Soldaten von der französischen Garde, die man in Bürgerkleidung steckte, handfeste Leute, die gegen mißliebig stimmende Deputierte ihre schweren Fäuste ausstreckten und ihnen die „Laterne" in Aussicht stellten. Genau wurden hier die Abstimmungslisten aufgeschrieben und in das Palais-Royal geschickt, von wo sie den Zeitungen in der Hauptstadt wie in der Provinz zugesandt wurden. Bei besonderen Gelegenheiten zogen außerdem einige tausend Menschen aus dem Palais-Royal, von d'Huruge oder einem andern Rädelsführer angeführt, nach Versailles, um durch erhöhten Tumult vor dem Sitzungssaale den Meinungsäußerungen der Galerien größeren Nachdruck zu geben.

So begannen die Hitzköpfe, die Hungerleider, die Schiffbrüchigen der Gesellschaft die Herrschaft über die gesetzlichen Autoritäten an sich zu reißen, ohne daß es jemand wagte, ihnen irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen. In den Beschlüssen der Nationalversammlung trat es immer deutlicher zu Tage, daß hinter den Abgeordneten noch eine andre Gewalt stand, welche, ohne mitzustimmen, die Vertreter der Nation lenkte und oft in Wahrheit die Gesetze machte.

## Die Anfangsthätigkeit der Nationalversammlung.

Geschäftsordnung der Nationalversammlung.

Der letzte störrige Überrest des Adels hatte sich infolge des Bastillesturmes mit der Nationalversammlung vereinigt, und die Abstimmung nach Köpfen war nunmehr zum einstimmigen Beschlusse der Versammlung erhoben worden. Vierzehn Tage später wurde die Geschäftsordnung der nunmehr einheitlichen Versammlung bekannt gemacht. Danach war es erlaubt, das Manuskript auf die Rednerbühne mitzubringen und die Reden abzulesen. Abgestimmt wurde entweder durch Aufstehen oder durch Namensaufruf, was besonders die Mitglieder der Linken zur Einschüchterung der Furchtsamen in Antrag zu bringen pflegten. Den Zuhörern auf den Galerien war jede Einmischung in die Verhandlungen verboten, eine Bestimmung, die jedoch niemals Beachtung fand. An Tagesdiäten wurden für jeden Abgeordneten am 12. August 18 Livres festgesetzt. Die Präsidentschaft wechselte alle vierzehn Tage.

Die Parteien in der Nationalversammlung.

Die Versammlung umfaßte wesentlich drei Richtungen: derjenigen, die die Revolution überhaupt nicht wollten, derjenigen, die die angebahnte Reform durchführen, und derjenigen, die völligen Umsturz wollten. Allmählich pflegten diese Gruppen sich auch gruppenweis zusammenzusetzen: die erste zur Rechten des Präsidentenstuhls; ihren äußersten Flügel, der ganz aus reaktionär gesinnten Mitgliedern des Adels bestand, nannte man die Schwarzen. Die zweite und dritte Gruppe saß mehr zur Linken des Präsidentenstuhls; ihren äußersten Flügel bildete „der Winkel des Palais-Royal". Die Unentschiedenen oder Furchtsamen nahmen ihre Plätze in der hinteren Vertiefung des Sitzungssaales.

Die Führer der Rechten.

Auf der Rechten waren die Hauptredner Cazalès und Maury; jener war von der Ritterschaft des Amtes Rivière-Verdun zum Abgeordneten gewählt worden, dieser als Mitglied des ersten Standes für Péronne in der Picardie. Als die Vereinigung wider ihren Willen stattfand, verließen beide Versailles; Cazalès, um sich nach Toulouse zu begeben, Maury, um nach Péronne zu gehen. Sie wurden aber beide unterwegs verhaftet und zur Ausübung ihrer Abgeordnetenpflicht gezwungen. Cazalès (geb. 1757), vorher Dragonerrittmeister im Regimente „Königin", besaß eine außerordentliche Rednergabe; er war einer der ersten, der kein Manuskript auf die Tribüne mitnahm, sondern ganz frei zu sprechen wagte. Er sprach mit raschem Flusse, lichtvoll und bündig; Gedanken wie Ausdrucksweise waren kühn, so daß sie selbst Mirabeau Anerkennung abnötigten. Abt Maury (geb. 1746) dagegen erregte gewöhnlich

einen Sturm von Opposition; seine Reden sprühten von glücklichen Einfällen, sie waren geistreich, oft beißend, voll von Schlagfertigkeit; ein Mann von mächtiger Stimme und von unerschütterlichem Mute liebte er es, sich auch mit der Faust auf der Rednerbühne zu behaupten, wenn sie ihm von schreienden und tobenden Gegnern streitig gemacht wurde. Er war der bedeutendste Verteidiger der Rechte des Klerus, widersetzte sich energisch und mit guten Gründen gegen die Einziehung der geistlichen Güter und die sich daran knüpfende Assignatenausgabe, führte überhaupt konsequent seinen konservativen Standpunkt durch. Weit hinter ihnen stand Mirabeaus jüngerer Bruder André Boniface (geb. 1754), nach seiner Gestalt und zum Unterschiede „Tonnen-Mirabeau“ genannt, dessen jähzornige Ausfälle ganz die Leidenschaftlichkeit seiner Familie atmeten. Er hatte am nordamerikanischen Befreiungskriege teilgenommen und nach seiner Rückkehr vom Hof ein Dragonerregiment zu Perpignan erhalten. Der Adel von Limoges hatte ihn als seinen Vertreter entsandt.

Die gemäßigte Linke.

An der Spitze der gemäßigten Linken, der Konstitutionellen, standen die Anhänger Neckers und Schüler Montesquieus, denen die englische Verfassung als das zu erreichende Ideal vorschwebte. Zu ihnen gehörte der hochgebildete, aber etwas eigensinnige Mounier, der stets auf

42. Jacques Antoine Marie de Cazalès,
Mitglied der französischen Nationalversammlung.
Nach einer Lithographie.

Cazales

das Vermitteln bedachte Malouet und der schwärmerische Graf Lally-Tolendal. Zu ihnen hielt sich auch der Bischof von Autun, Talleyrand-Périgord, der mit dem Worte wie mit der Feder gleich gewandt in die Erörterung der politischen Fragen einzugreifen verstand. Er war es, der sich große Verdienste um die Vereinigung der Stände erwarb, und der dann später erfolgreich für die Zivilkonstitution des Klerus eintrat.

Demokratische Partei.

Diese bisher genannten Männer waren der Meinung, daß die politische Reform weit genug geführt wäre; darin aber setzte sich ihnen die entschiedene Linke, die demokratische Partei, entgegen. Mirabeau und Sieyès führten diese an; ihr Mittelpunkt war der bretonische Klub, dessen Stifter und Leiter der beredte junge Advokat Le Chapelier war, engverbunden mit den beiden Brüdern Karl und Alexander Lameth, die sich später jedoch zu den Gemäßigteren hielten. Neben Mirabeau wußte der junge scharfsinnige Protestant Barnave sich geltend zu machen. „Er ist“, meinte Mirabeau, „ein Baum, der einmal ein Schiffsmast werden wird.“ So glänzend bekundete sich Barnaves Rednergabe. Er war Advokat aus Grenoble. Auch Lafayette gehörte zu dieser Partei. Seine Eitelkeit setzte ihn in geheimen Gegensatz zu Mirabeau, dessen Bedeutung die seine zu überstrahlen begann. Einseitig eingenommen für die neuen Ideen der Revolution, für Menschenrechte und dergleichen, war er nicht im stande, deren politische Tragweite zu übersehen. Aus idealem Enthusiasmus schloß sich auch der Herzog von Larochefoucauld den Demokraten an, während der Elsässer Advokat Rewbel (sprich: Rebell) aus Colmar, der unverhohlen zu Gewaltmaßregeln im Interesse des Volkes riet, fast schon über die Partei hinausging.

Digitized by Google

Robespierre.

Den „Winkel des Palais-Royal“ bildete eine nur kleine Gruppe von Abgeordneten, zu denen der Republikaner Pétion und Maximilian Robespierre (eigentlich de Robespierre, wie er sich auch bis zum 19. Juni 1790 unterschrieb), Advokat aus Arras, gehörten. Die Verehrer Robespierres haben es schon damals geliebt (und thun es auch heute noch), aus ihm den vollkommenen Gegensatz zu Mirabeau zu machen: wie bei diesem seine politische Größe die fleckenvolle Vergangenheit vergessen machte, so wurden für Robespierre sittliche Reinheit, Unbestechlichkeit, kurz Tugenden jeder Art geltend gemacht, um seine politische Armseligkeit, seinen Mangel an Begeisterung, Mut und Offenheit, da sie nun einmal nicht geleugnet werden konnten, aufzuwiegen. Bei seinem Mangel an Rednergabe übte Robespierre keinen Einfluß in der Versammlung aus; aber mit Zähigkeit trachtete er danach, oft zu sprechen, um genannt zu werden, und kam immer wieder auf seine früheren Behauptungen zurück, so daß Mirabeau den Grundzug

43. Jean Sifrein Maury, Mitglied der französischen Nationalversammlung.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Mariage.

L'abbé Maury

des Fanatikers schon damals in ihm erkannte, wenn er von Robespierre sagte: „Er glaubt wirklich, was er sagt.“ Freilich goß er ein andermal wieder die Lauge seines Spottes über ihn aus, wenn er mit Rücksicht auf das unbefriedigte Aussehen Robespierres ihn mit einer Katze verglich, die Essig getrunken hätte. Robespierre war eigentlich Vertreter des vierten Standes, denn niemand hat mit solcher Ausdauer und Überzeugungstreue von den Tugenden des großen Haufens, des Volkes gesprochen. Nach seiner hundert- und aber hundertmal geäußerten Meinung war das Volk gar nicht im stande, Unrecht zu thun. Es konnte bloß irregeleitet worden sein, fand aber in seinem natürlichen Instinkte immer den rechten Weg wieder. In dem peuple Robespierres gab es keine Laster des Reichtums, keine Krankheit der Verbildung und der falschen Zivilisation. Hier war alles kerngesund und edel, echt und unverfälscht. Man sieht in ihm allenthalben den Bewunderer und Schüler Rousseaus, „dieses ebenso gefühlvollen wie beredten Denkers“, wie er ihn nannte.

Im ganzen, darf man sagen, umfaßte die damalige Nationalversammlung die interessanteste und geistvollste Gesellschaft, die das alte Frankreich aufzuweisen hatte.

Digitized by Google

Nationalversammlung und Bauernrevolte.

Der Ausbruch des allgemeinen Bauernkrieges hatte auch die Nationalversammlung erschreckt: Lally-Tolendal beantragte, einen Aufruf an das Volk zur Wiederherstellung der Ruhe und Gesetzlichkeit unter Strafandrohung für die Übelthäter zu richten. Allein die Zuhörer auf den Galerien zeigten sich im höchsten Grade darüber aufgebracht; denn dem Palais-Royal lag gerade daran, die Unruhe in den Provinzen weiter zu verbreiten, nicht aber zu hemmen. Und wirklich erzwangen es die wilden Drohungen der Galerien, daß Lally-Tolendals Antrag nicht bloß abgeschwächt, sondern

44. Trophime Gérard, Marquis von Lally-Tolendal, Mitglied der französischen Nationalversammlung.

Nach dem Gemälde von J. Green gestochen von H. de Górés.

Lally-Tolendal

nach den lauten Wünschen der ungebärdigen Galerien geradezu umgekehrt wurde, so daß jetzt neben einer zahmen allgemeinen Ermahnung zur Ruhe und Ordnung die Strafandrohungen gegen die Machthaber gerichtet wurden, welche dem Volke wehethäten oder früher wehegethan hätten.

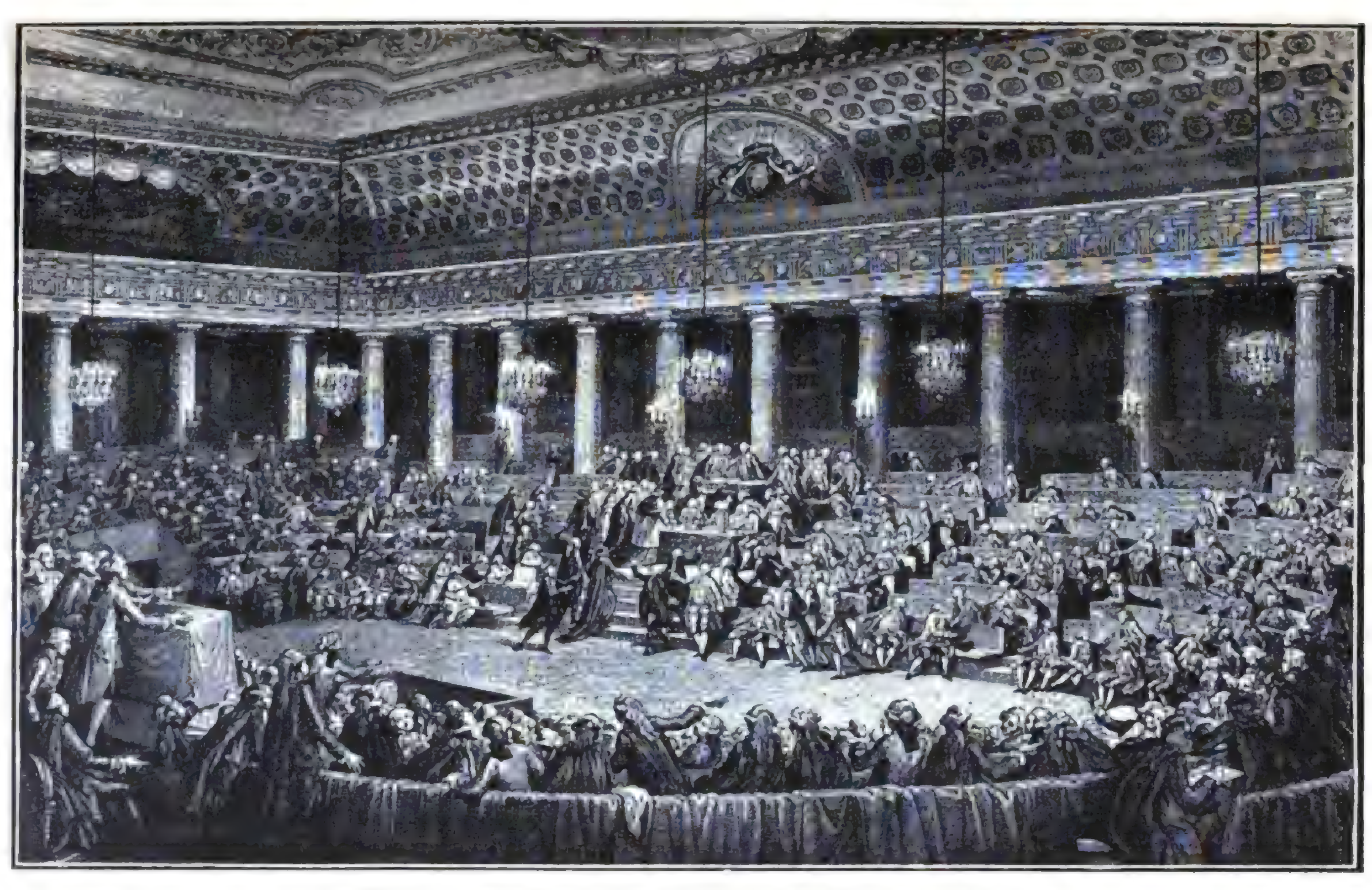
Und anstatt sich mit den brennendsten Fragen des Tages zu beschäftigen, anstatt so bald als möglich dem der Anarchie mit jedem Tage mehr zueilenden Lande eine Verfassung und damit eine feste Regierungsform zu geben, wandte sich die Nationalversammlung ganz im Sinne Lafayettes wieder der Beratung der allgemeinen Menschenrechte zu, welche durch die revolutionären Julitage unterbrochen worden war. In der geheimen Vorberatung sprachen sich von den 30 Büreaus, in die die Versammlung

Digitized by Google

sich teilte, 28 dahin aus, jetzt, da die allgemeine Not, der Geldmangel und die Unruhen in Paris alle Zeit und Kraft erforderten, von der Beratung jener allgemeinen Grundsätze Abstand zu nehmen. Als jedoch dem entsprechend in der öffentlichen Sitzung darüber Beschluß gefaßt werden sollte, erhoben die Galerien zugleich ihre rauhen Stimmen und ihre kräftigen Fäuste dagegen: die Wirkung war, daß die Majorität der Abgeordneten jetzt für die sofortige Beratung der Menschenrechte stimmte. Mit Worten, die nach unsrer heutigen Anschauung durchaus überzeugend hätten sein müssen, stemmte sich Mirabeau gegen diesen Beschluß: ihm erschien es vor allem notwendig, sich den drängenden Verfassungsfragen zu widmen, nicht aber in luftigen Theorien sich zu verlieren; Grégoire, ein schlichter Dorfpfarrer, stellte am Morgen des 4. August den schüchternen Antrag, wenigstens die Beratung der Pflichten der Menschen mit der der Rechte verbunden zu sehen: allein Furcht bleibt Furcht; solche altmodische Zumutungen wurden völlig überstimmt; das Palais-Royal, das allem entgegen war, was zur Linderung der wirklichen Notstände hätte führen können, trug den Sieg davon.

Die Abendsitzung des 4. August.

Am Abend desselben Tages verlas der Deputierte Target einen Ausschußantrag, durch den sich die Versammlung mit einer Proklamation an die empörten Provinzen wenden sollte, damit dem verbrecherischen Treiben Einhalt geschähe; aber wodurch? Durch die Erklärung, daß alles beim alten bleiben sollte, bis die Versammlung anders beschließe, natürlich erst nach der genauen Redaktion der Menschenrechte. — Nichts beweist so sehr die völlige Verranntheit der Versammlung in Ideen ohne Rücksicht auf die wirkliche Lage, als dieser Beschluß, der glücklicherweise durch das energische Auftreten zweier namhafter Edelleute, gegenstandslos wurde. Deren Verdienst beruht darin, daß sie im rechten Augenblick ein Mittel fanden, um den Staat vor dem Äußersten und die Versammlung vor völliger Verachtung zu retten. Der Vicomte von Noailles, Lafayettes Schwiegersohn, trat zunächst auf und erklärte, daß der Gärung in Dorf und Stadt nicht durch Gewaltmaßregeln zu steuern sei, sondern daß die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit abgestellt werden müßten: dazu aber habe die Versammlung seit nun schon drei Monaten noch nichts gethan; er beantrage daher den Aufruf an die Gemeinden mit der Zusage zu beginnen, daß die Lasten des Staates gleichmäßig auf alle Unterthanen verteilt und jede Art persönlicher Dienstbarkeit abgeschafft werden würde. Den Eindruck seiner Worte verstärkte der Herzog von Aiguillon gleichfalls mit dem Antrage auf gleiche Verteilung der Abgaben und Beseitigung aller Privilegien. Er verzichtete für seine Person damit auf ein Einkommen von mehr als 100000 Frank, denn er war einer der reichsten Grundbesitzer Frankreichs. Eine lebhafte freudige Erregung ging durch die ganze Versammlung. Die Erläuterung zu diesem hochherzigen Antrage gab ein schlichter Landmann aus der Bretagne, den seine Standesgenossen zum Deputierten gewählt hatten, Leguen von Kerengal, durch eine beredte Schilderung der Lage jener „Arbeitstiere", der leibeigenen Bauern. Unwillen und Begeisterung mischten sich; die Aufregung ging in hohen Wogen: ein Antrag folgte auf den andern, ein Wetteifer der Entsagung ergriff die Versammelten. Der Vicomte Beauharnais beantragte Gleichheit der Strafen für alle Stände, der Bischof von Nancy entsagte den feudalen Abgaben zu gunsten der Armen seines Sprengels, der Marquis Foucault sprach für die Abschaffung der Pensionen des Hofadels, der Bischof von Chartres für die Abschaffung des Jagdrechtes. Lauter Beifall begrüßte jeden neuen Antrag: die ganze Versammlung war wie im Rausche. Lally-Tolendal schrieb einen Zettel an den Präsidenten: „Niemand ist mehr Herr seiner selbst: schließen Sie die Sitzung!" Allein Le Chapelier, damals Präsident, war nicht der Meinung, dieser Begeisterung Einhalt zu thun. Mitternacht war



45. Die Abendsitzung vom 4. August 1789. Nach dem Originale von Monnet gestochen von Helman.



Digitized by Google

schon vorüber; doch immer neue Anträge wurden eingebracht. So stürmisch war die Sitzung, daß es nicht einmal möglich war, alle genau zu Protokoll zu bringen. Pfarrer verzichteten auf den Zehnten und auf die Stolgebühren, Edelleute auf die Gutsgerichtsbarkeit, städtische Deputierte beantragten Abschaffung des Amtskaufes, Wegfall der Gerichtssporteln, Seigneurs Aufhebung der Leibeigenschaft, Beseitigung der adligen Taubenschläge. Jeder wollte den andern überbieten in Freudigkeit, der Nation zu dienen. Den Beschluß machten der ehrwürdige Erzbischof von Paris durch den Antrag, der allgemeinen Empfindung durch ein Te Deum Ausdruck zu geben, und Lally-Tolendal durch den Vorschlag, den König als „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ öffentlich auszurufen.

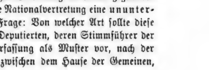
Es war 2 Uhr nachts, als der Präsident die Sitzung schloß mit der kurzen Aufzählung der gefaßten Beschlüsse: Abschaffung der Leibeigenschaft und der Vorrechte der Kirche in jeglicher Gestalt; käufliche Ablösung der Fronden; Abschaffung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit; Unterdrückung des ausschließlichen Jagdrechts, der Taubenhäuser und Kaninchengehege; Umwandlung der Zehnten in Geld und Abkäuflichkeit aller Zehnten; Abschaffung aller Geldvorrechte und Steuerbefreiungen; Gleichheit der Steuerpflicht vom Beginne des Jahres 1789 an; Zulassung aller Bürger zu sämtlichen zivilen und militärischen Stellen und Ämtern; Unentgeltlichkeit der Rechtspflege und Abschaffung der Käuflichkeit der Ämter; Aufhebung der Sondervorrechte der Provinzen und Städte, Paris, Lyon, Bordeaux u. s. w.; Abschaffung der Pfründenhäufung, der ohne Recht erlangten Pensionen und Umbildung der Zünfte. Sechs Stunden hatten genügt, um den tausendjährigen Staatsbau Frankreichs zu zertrümmern; nicht nur die feudalen Privilegien waren zerschmettert, sondern auch jene Errungenschaften, welche den privilegierten Ständen im Laufe der Zeit waren abgekämpft worden. Man kann wohl sagen, daß diese große Zahl von Aufhebungen langjährig genossener Rechte Umwälzungen und Besitzverluste in sich schloß, deren Umfang zunächst noch niemand übersehen konnte. Frankreich war durch die sich überstürzende Hast der begeisterten Nacht ein großes Trümmerfeld geworden. Jetzt also galt es, wieder aufzubauen und auf dem gewonnenen Felde den Staat der neuen Zeit zu errichten.

Die Menschenrechte.

Zunächst aber fuhr man in der Beratung der „Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers“ fort, so sehr sich Mirabeau dagegen stemmte, daß man jetzt schon eine Vorrede zu einer Verfassung schreibe, die noch gar nicht existiere, für deren Gestaltung man sich durch solche Erklärungen die Hände binde. Die „Menschenrechte“ waren eine Erfindung der abtrünnigen englischen Kolonien in Amerika und Grundgesetz eines sich eben erst als Nation und Staat bildenden Volkes. Ihr Hauptvertreter war Lafayette, obwohl sie auch schon in einzelnen cahiers gefordert waren. Man kann den Antrag Lafayettes auf drei Hauptsätze zurückführen: alle Menschen sind frei und gleich („vor dem Gesetze“ fügte man dann auf des besonnenen Mirabeau Veranlassung hinzu); alle Menschen haben das Recht zum Widerstand gegen Unterdrückung; alle Souveränität hat ihren Ursprung im Volke, kein einzelner darf eine Autorität ohne ausdrückliche Übertragung ausüben. Es folgten dann noch eine Reihe von Artikeln, die als Folgerung aus dem Vorhergehenden für den einzelnen Religions- und Preßfreiheit in Anspruch nahmen, ferner Sicherheit der Person und des Eigentums, Unterwürfigkeit gegen das Gesetz, dem man selbst oder durch seine Vertreter zugestimmt hat, Teilung der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalt. — Daß und wie diese Sätze gerade im Augenblick der Auflösung des französischen Staates gefährlich wirken mußten, erkannte vor allem Mirabeau. Wenn man den Menschenrechten gemäß beschließen wollte, dann gab es keine gesetzlichen Einschränkungen der politischen Freiheit, keine Möglichkeit, den bewaffneten Widerstand solcher zu brechen, die sich dem Gesetze nicht

fügen wollten, keine Einschränkung der Wahlfreiheit, also auch keinen Senat, so republikanisch auch immer er sonst sein mochte, kein Veto.

Endlich, am 26. August, war man mit den Menschenrechten zum Abschluß gekommen. Am 27. August konnte sich nunmehr die Versammlung zur Beratung der Verfassung wenden. Beratung der Verfassung. Drei Fragen kamen hier zunächst in Betracht. Frankreich hatte zu schwer darunter gelitten, daß seit fast zwei Jahrhunderten die Nation ohne Vertretung der Krone gegenüber gewesen war; daher wurde beschlossen, daß nunmehr die Nationalvertretung eine ununterbrochene sein solle. Hieran knüpfte sich die zweite Frage: Von welcher Art sollte diese Nationalversammlung sein? Einer großen Zahl der Deputierten, deren Stimmführer der Graf Lally-Tolendal war, schwebte die englische Verfassung als Muster vor, nach der die Gesetze zustande kommen durch Übereinstimmung zwischen dem Hause der Gemeinen,



46. Erinnerungsmedaille auf die Sitzung vom 4. August.
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen zu Wien.)

dem Hause der Lords und der Krone. Allein wenn auch der von den Anhängern Montesquieuscher Staatsweisheit vorgeschlagene Senat keineswegs einem Hause der Lords glich, sondern nur diejenigen Mitglieder der Nationalvertretung vereinigen sollte, welche durch ein höheres Alter und größeren Grundbesitz ausgezeichnet wären, so war doch die Majorität für die Ungeteiltheit der Nationalvertretung, also für nur eine Kammer. Und welches endlich sollte die Stellung der Krone zu dieser einen Kammer sein? Sollte der König die Befugnis haben, durch seine Einsprache die Beschlüsse der Kammer zu beseitigen — was man das absolute Veto der Krone nannte — oder Das Veto. nur diejenige, die Ausführung der Kammerbeschlüsse hinauszuziehen, das aufschiebende Veto? Darüber erhitzten sich die Köpfe sehr, und nicht bloß in der Nationalversammlung, teils wegen der Wichtigkeit der Sache, teils weil der lateinische Name das Verständnis irre führte oder der Kern der Frage unklar blieb. „Weißt du, was das ist, das Veto?“ fragte ein Bauer einen andern. „Nein!“ „Nun gut, so nimm einmal an, du hast deine Schüssel voll Suppe vor dir stehen, und der König sagt zu dir: Wirf sie um! dann mußt du sie umwerfen.“ — Im Palais-Royal indessen war man mehr geneigt, Veto für einen Aristokraten zu halten, den man an der nächsten Straßenlaterne aufhängen müsse. Allenthalben zeigte sich die größte Besorgnis wegen des Veto. „Herr Graf“, flehte mit Thränen in den Augen eine Frau aus dem Volke Mirabeau an, „wenn der König das Veto hat, sind wir Knechte, und es bedarf dann

keiner Nationalversammlung mehr." Paris und die Menge des Palais-Royal waren natürlich nicht bloß gegen das absolute Veto der Krone, sondern überhaupt gegen jedes Veto. Anonyme Drohbriefe wurden den Abgeordneten zugesandt, bei denen man die entgegengesetzte Ansicht voraussetzte, selbst dem bei der Menge sonst sehr beliebten Mirabeau; ja endlich wurde eine Adresse nach Versailles gesandt, in der der Nationalversammlung befohlen wurde, mit den Beratungen über das Veto so lange inne zu halten, bis die Provinzen ihre Meinung darüber würden abgegeben haben. Überdies ergingen die Haufen auf den Galerien sich in den wüstesten Drohungen: mehr als 600 Deputierte müßten aus der Versammlung gejagt und vor Gericht gestellt werden; Verrat und Bestechung wurden ihnen vorgeworfen. Von den Abgeordneten des dritten Standes waren mehr als 300 entschlossen, für das absolute Veto zu stimmen; aber das Toben der Galerien, das sich bei jeder Stimme, die dafür abgegeben wurde, erhob, schüchterte viele ein, so daß schließlich im ganzen aus allen drei Ständen nur 325 Stimmen dafür sich aussprachen, darunter Mirabeau, während 673 Stimmen dagegen ausfielen und dem Könige nur ein für zwei aufeinanderfolgende Legislaturen aufschiebendes Veto zusprachen. Ein wichtigeres Recht als das des Veto wäre das Auflösungsrecht gewesen. Der Entwurf des Ausschusses hatte es dem Könige in der That vorbehalten, aber die Versammlung lehnte auch dies ab. — Man fügte diesen Beschlüssen noch die Unverletzlichkeit der königlichen Person und das Erbfolgerecht der Krone hinzu und ersuchte dann den König nicht um die Bestätigung aller dieser gefaßten Beschlüsse, denn deren bedürfe es nicht, sondern nur um die öffentliche Verkündigung derselben.

### Der Zug nach Versailles und seine Folgen.

*Der Zug nach Versailles vorbereitet.*

Der König zögerte, während schon die Pariser Umsturzpartei sich anschickte, sich der Staatslenker Frankreichs zu bemächtigen, um diese dauernd unter ihre Aufsicht und noch unbedingter als bisher unter ihre Leitung zu bekommen. Am Sonntag den 30. August war es abends im Palais-Royal noch erregter als gewöhnlich zugegangen; man hatte davon gesprochen, den König nach Paris zu bringen, und alle „tugendhaften Bürger und unbestechlichen Patrioten" aufgefordert, sich sofort nach Versailles zu begeben. Denn die Erregung der Gemüter bedurfte neuer Nahrung, wenn sie nicht ermatten sollte. „Wir bedürfen", schrieb Loustalot, „des Hereinbrechens einer neuen Revolution." Kehrten Ruhe und Ordnung zurück, so war es eben mit Macht und Ansehen der Patrioten vorüber. Den ganzen September hindurch wurde darum immer wieder von neuem auf die Notwendigkeit eines Zuges in Masse nach Versailles hingewiesen, um die Rotten dadurch in Atem zu erhalten. Gegen Ende des Monats sprach man schon öffentlich in Versailles davon, daß Paris bald kommen und den König und die Nationalversammlung sich holen würde.

*Das Fest des Regiments Flandern.*

Ein unbedeutender Vorgang in Versailles wurde gehörig aufgestutzt, um endlich den Plan des Palais-Royal in Szene zu setzen.

Der sich immer mehr steigernden Aufregung der Hauptstadt gegenüber, durch welche Versailles sich bedroht sah, war im Einverständnis mit der Versailler Munizipalität — so nannte man die in den Städten jetzt neugewählten Stadtverwaltungen — von der Regierung das Regiment Flandern nach Versailles beordert worden. Die Offiziere der adligen Leibgarde, die den regelmäßigen Dienst in Versailles hatte, luden am 1. Oktober diejenigen des neu angelangten Regimentes, um sich gegenseitig kennen zu lernen, zu einem Fest ein, welches im Opernsaale stattfand. Man bat die Königin zu erscheinen, allein sie lehnte es ab und gab erst den wiederholten Bitten nach. Als sie dann mit dem Könige, der eben erst von einer Jagd zurückkehrte, eintrat, empfing sie der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" und die Offiziere des fremden Regimentes fügten hinzu: „Wir wollen beide auf Tod und Leben verteidigen!" Dazu spielte die Tischmusik die Opernarie: „O Richard, o mein König, die Welt verläßt dich." Augenzeugen versichern, daß in der allgemeinen Freude weder gegen die Nationalversammlung, noch gegen die Patrioten, noch gegen sonst jemand eine Schmähung ausgestoßen worden sei; vielmehr hätten die sämtlichen Offiziere das Königspaar nur voll loyaler Begeisterung in seine Gemächer zurückgeleitet.

Dieser Vorgang wurde von den Patrioten zu einem Funken angeblasen, um die erregten Massen wieder gehörig in Flammen setzen zu können. Man reizte die Volkshaufen auf durch die Lüge, daß die Offiziere die Nationalkokarde mit Füßen getreten hätten; man erbitterte die darbende Menge durch Erzählungen von den üppigen Schwelgereien jenes Festes, während doch das Kouvert nur 3¾ Frank gekostet hatte. Das wirkte um so mehr, als die Angst vor einer Hungersnot, deren Schrecken Loustalot in den grellsten Farben seinen Hörern im Palais-Royal vorführte, immer größer wurde und vor den Bäckerläden tumultuarische Szenen stattfanden. Zugleich wurden Anstalten getroffen, die Flandrer unschädlich, d. h. zu Patrioten zu machen. Man lud sie ins Palais-Royal ein, traktierte sie dort und beschenkte sie mit Sechsfrankstücken. Überdies wurden 60 Mädchen aus dem Palais-Royal nach Versailles gesandt, um dort die Bekehrung des Regimentes durch ihre Künste zu vollenden.

Am 5. Oktober wurde der Zug nach Versailles unternommen. Es war bestimmt, daß Weiber vorangehen sollten, denn gegen diese würden die Truppen schwerlich von ihren Waffen Gebrauch machen. Früh morgens holte sich ein junges Mädchen aus einer Wachtstube eine Trommel und schritt trommelnd und „Brot! Brot!“ schreiend Der Zug nach Versailles.

47. Zug der Weiber nach Versailles am 5. Oktober 1789.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

durch die Straßen. Andre sammelten sich um sie, fast alle jung, weiß gekleidet, frisiert und gepudert; sie lachten, sangen und tanzten, als ginge es zu einer Landpartie. Die Théroigne war darunter, in eine rote Amazonenjacke gekleidet. Manche hatten auch ihre Liebhaber, meist Deserteure, mitgebracht, die sie aber in Weiberkleider gesteckt hatten. — Rasch vergrößerte sich die Schar; Wäscherinnen, Nähterinnen schlossen sich freiwillig an, Bürgerfrauen, welche dem Zuge begegneten, wurden gezwungen sich anzuschließen, indem man ihnen mit dem Abschneiden der Haare drohte; handfeste Fischweiber wurden für Geld angeworben. Allerhand Gesindel, wie es bei jedem Tumult zu Tage kommt, Vagabunden, Diebe, Sträflinge, schloß sich hinten an oder zog sofort nach Versailles voraus; viele hiervon waren gedungen; ein Mann in einer schmutzigweißen Jacke machte sich bemerkbar, der mit Goldstücken spielte. Fehlte es doch nicht an Fanatikern, die ihre Ersparnisse hervorholten, um sie für die Revolution zu opfern, auch nannte man laut genug den Herzog von Orléans als den, von dem mancher dieser Louisdore herstamme: strebte er doch, wie viele wußten, danach, den König zu verdrängen und sich zum Generalstatthalter des Königsreichs zu machen. — Eine

Digitized by Google

Schar von einigen hundert Weibern zog zunächst nach dem Stadthause, ohne daß die Nationalgarde ihnen den Eintritt wehrte. Hier verübten sie allerhand Unfug, zwei aus dem Haufen liefen mit brennenden Fackeln umher, um die Akten in Brand zu stecken: denn „seit der Revolution habe die Munizipalität ja nichts andres gethan, als Papier verschmiert.“ Endlich kam Maillard, der Gerichtsdiener war, dazu und wehrte dem Unfuge, während die übrigen Tausende auf dem Grèveplatze vor dem Rathause warteten, ohne recht zu wissen, was sie nun weiter vornehmen sollten. Maillard erbot sich, den ganzen Haufen nach Versailles zu führen; Versailles war das Schlagwort, das in der Luft lag; es wurde angenommen, war Maillard doch überdies einer der Bastillestürmer. So setzte sich denn die ganze Menge in Bewegung; es mochten gegen 8000 Weiber und einige hundert Männer sein; auch mehrere Kanonen schleppte man mit und einige Tröge, um darin die Köpfe der Leibgarden zurückzubringen.

Die Weiber in der Nationalversammlung.

Gegen 3 Uhr gelangte man nach Versailles. Maillard begab sich, von einigen Weibern begleitet, in die Nationalversammlung und verlangte, daß eine Deputation an den König abgesandt würde, um diesem die Not des Volkes vorzustellen; aber der kleinen Schar drängten Hunderte nach, Weiber und Männer, die mit Piken und Stöcken bewaffnet waren; sie besetzten die Galerien, sie drängten sich in den Beratungssaal, sie mischten sich unter die Deputierten, setzten sich auf deren Plätze, umringten den Präsidenten mit drohenden Worten, so daß dieser schließlich seinen Platz einer Frau überließ. Noch größer war der Lärm auf den Galerien; ein Fischweib führte dort das große Wort. „Wer ist der Redner?“ rief sie hinunter. „Man bringe den Schwätzer zur Ruhe; es handelt sich gar nicht um diese Dinge, es handelt sich um Brot. Unser Mütterchen Mirabeau soll sprechen: ihn wollen wir hören!“ Die Versammlung gab der schreienden und drohenden Menge nach und erließ eine auf die Verpflegung bezügliche Verordnung; auch die geforderte Deputation machte sich nun auf den Weg zum Könige, von einer Schar lärmender Weiber und bewaffneter Männer begleitet. Der König war auf der Jagd; man mußte fünf Stunden warten, bis er zurückkehrte. Unterdessen hatte die große Masse der Weiber sich nach dem Schloßhofe gewandt, wo die Leibgarde, die Schweizer, eine Anzahl Dragoner, das Regiment Flandern und die Versailler Nationalgarde unter Waffen standen. Trotz des Verbotes schlichen sich die Mädchen in die Reihen der Soldaten. „Haltet euch zu uns!“ flüsterten sie ihnen zu und versprachen für diesen Fall ihnen alles mögliche; Théroigne zudem verteilte Geld an alle Soldaten, die es annehmen wollten. Ehe der Tag zu Ende ging, waren die meisten Soldaten entschieden, es mit dem Volke zu halten.

Das Volk beim König. Annahme der Menschenrechte.

Endlich kehrte der König von der Jagd zurück; die Minister baten ihn um Befehle für die Truppen. „Nicht doch“, antwortete er, „gegen Weiber! ihr scherzt.“ Ausdrücklich wurde den Truppen verboten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und ein Teil der Regimenter zurückgezogen. So machte sich der König in seinem eignen Palaste zum Gefangenen. Einen schon damals am selben 5. Oktober ihm vom Ministerium gemachten Vorschlag, Versailles an der Spitze des Regiments Flandern zu verlassen, lehnte er ab mit dem Worte: „Ein König und fliehen?“ — Der Präsident Mounier führte die Deputation der Weiber bei dem Könige ein; ein hübsches Blumenmädchen aus dem Palais-Royal, Madeleine Chabry, von ihren Genossinnen Louison genannt, war zur Sprecherin ersehen. Als sie jedoch dem Könige gegenüberstand, überwältigte sie der Eindruck: ohnmächtig sank sie nieder. Schnell ins Bewußtsein zurückgerufen, wollte sie dem Könige voll Ehrfurcht die Hand küssen; allein Ludwig umarmte sie und stellte den Befehl aus, unverzüglich Getreide für Paris zu beschaffen, indem er auf Mouniers Vorstellung, um das Volk zu beruhigen, zugleich die Artikel der Menschenrechte und der Verfassung, welche schon seit langem ihm vorgelegt waren, ohne Ein-

schränkung genehmigte. „Ha, verdammt!“ rief ein Mädchen, ein Papier in der Hand schwingend, als die Deputation die Treppe hinabstieg, den unten Wartenden entgegen, „wir haben den Kerl zum Unterschreiben gezwungen!“

Bei den in dem Sitzungssaale der Nationalversammlung Harrenden erregte das Dekret des Königs große Freude: eine Anzahl der Frauen kehrte mit Maillard auf Wagen, die der König zur Verfügung gestellt hatte, sofort nach Paris zurück. Den drinnen, auf dem Schloßhofe und in der Nähe Zurückbleibenden wurden Lebensmittel gereicht, die unter Lärm und allerhand unflätigen Späßen verzehrt wurden. Da das aber naturgemäß nicht rasch genug vor sich ging, so fiel die Menge inzwischen über ein krepiertes Pferd her, dessen Fleisch gebraten und gegessen wurde. Endlich schaffte der Regen, der schon um 5 Uhr nachmittags begonnen hatte, und die Kälte der Nacht Ruhe; die Haufen verteilten sich, nach Obdach suchend. Die Nationalversammlung jedoch blieb versammelt; um nicht müßig zu bleiben, nahm sie gegen Mitternacht die Sitzung wieder auf, die sie nachts gegen 4 Uhr beendigte.

LA POULLE D'AUTRYCHE

*„Je digère l'or, l'argent avec facilité; mais la constitution, je ne puis l'avaler.“*

48. Spottbild auf die Königin vom Jahre 1789.

Schon die erste Bezeichnung des Blattes enthält ein beleidigendes Wortspiel; die doppelte Beziehung des Wortes „autruche“ ist durch die übereinandergestellten Buchstaben angedeutet. Es folgen die Worte: „Ich vertrage Gold und Silber ganz leicht, aber die Konstitution, die kann ich nicht hinunterkriegen.“

Lafayettes Ankunft.

Gegen 11 Uhr erst traf von Paris die Nationalgarde ein. Nicht eher als nachmittags 4 Uhr hatte sich Lafayette von der Stadtverwaltung den Befehl geben und sich von der drohend werdenden Haltung seiner Truppen dazu drängen lassen, nach Versailles zu marschieren. Er gönnte dem Könige, der sich am selben Morgen noch ausweichend über die Menschenrechte in einer Botschaft an die Nationalversammlung geäußert hatte, diese tüchtige Lektion. Wenn er mürbe war, wollte er erscheinen und die Annahme der von ihm selbst so hoch gehaltenen Menschenrechte erzwingen. Unterwegs hatte er die Nationalgarde mehrmals zur Ordnung ermahnt und dicht vor dem Einmarsche in Versailles den Eid der Treue und des Gehorsams wiederholen lassen. Sofort begab er sich zum Könige, dem der zuversichtliche Ton, in welchem sich jener für Ruhe und Ordnung verbürgte, wieder Vertrauen einflößte, so daß er den Gedanken an Flucht jetzt endgültig fallen ließ. Die Bewachung des Schlosses nach der Stadtseite wurde der Nationalgarde anvertraut, die Truppen zog man zurück und wies die Leibgarde auf den Dienst ausschließlich im Innern des Schlosses an, während die reitende Leibgarde auf Befehl des Königs noch in der Nacht Versailles verließ.

Nächtliche Ausschreitungen.

Nach einem kurzen Besuche beim Minister Montmorin begab sich Lafayette zur Ruhe, weil nach seiner Meinung alle Vorsichtsmaßregeln getroffen seien. Aber kurz nachdem er verschwunden, wurde die Kaserne der Leibwache angegriffen, genommen und geplündert. Und kaum dämmerte trübgrau der Morgen — es war etwa 5 Uhr, so sammelten sich Rotten des wüstesten Gesindels wieder vor den geschlossenen

Gittern des Schlosses. Blutdürstige Redensarten wurden laut, namentlich gegen die Königin. „Sie allein ist die Urheberin aller Übel, an denen wir leiden. . . . . Sie muß gemordet und gevierteilt werden. . . . . Wo ist die verdammte Metze? Wir wollen ihr den Kopf abschneiden, das Herz ausreißen, die Leber braten! . . . .“ Schimpfworte wurden den Leibgardisten zugerufen, eine Seitenpforte erbrach man, ohne daß die Nationalgarde es hinderte, und nun ergoß sich ein Strom des Pöbels in das Schloß. Zwei Leibgardisten fielen ihm in die Hände; sie wurden niedergemacht; ein Mensch, der mit seinem langen, schwarzen Barte Malern als Bandit Modell zu stehen pflegte, schnitt den Gardisten die Köpfe ab und hob sie mit blutigen Händen triumphierend in die Höhe. Man steckte sie auf Piken, und eine Rotte machte sich alsbald auf, um sie als Zeichen des Sieges nach Paris zu bringen. Wütend drängte die Menge des Gesindels weiter vor; die Leibgardisten wichen zurück. Die Königin, auf das äußerste bedroht, hatte kaum noch Zeit, nur in Nachtkleidern, sich in die Zimmer des Königs zu flüchten. Auch dorthin stürzte sich die Menge; die Leibgarde verrammelte die Thür, welche zu den Gemächern des Königs führte. Schon wich die Thür den von außen donnernden Axthieben, da erschien als Retter in der Not Lafayette und befahl der Nationalgarde, das Schloß von den Pöbelrotten zu säubern. Die Pläne des Herzogs von Orléans waren vereitelt. Heulend wich das Gesindel bis in den Marmorhof zurück, indem tausend Stimmen zu den Fenstern des Königs hinaufschrieen: „Der König nach Paris!“ Das Geschrei pflanzte sich weiter fort, und über den weiten Schloßplatz hin rief die zahllose Menge: „Der König nach Paris!“ Ludwig trat auf den Balkon und versprach dem Willen des Volkes nachzukommen. „Es lebe der König! Es lebe die Nation!“ war die laute Antwort.

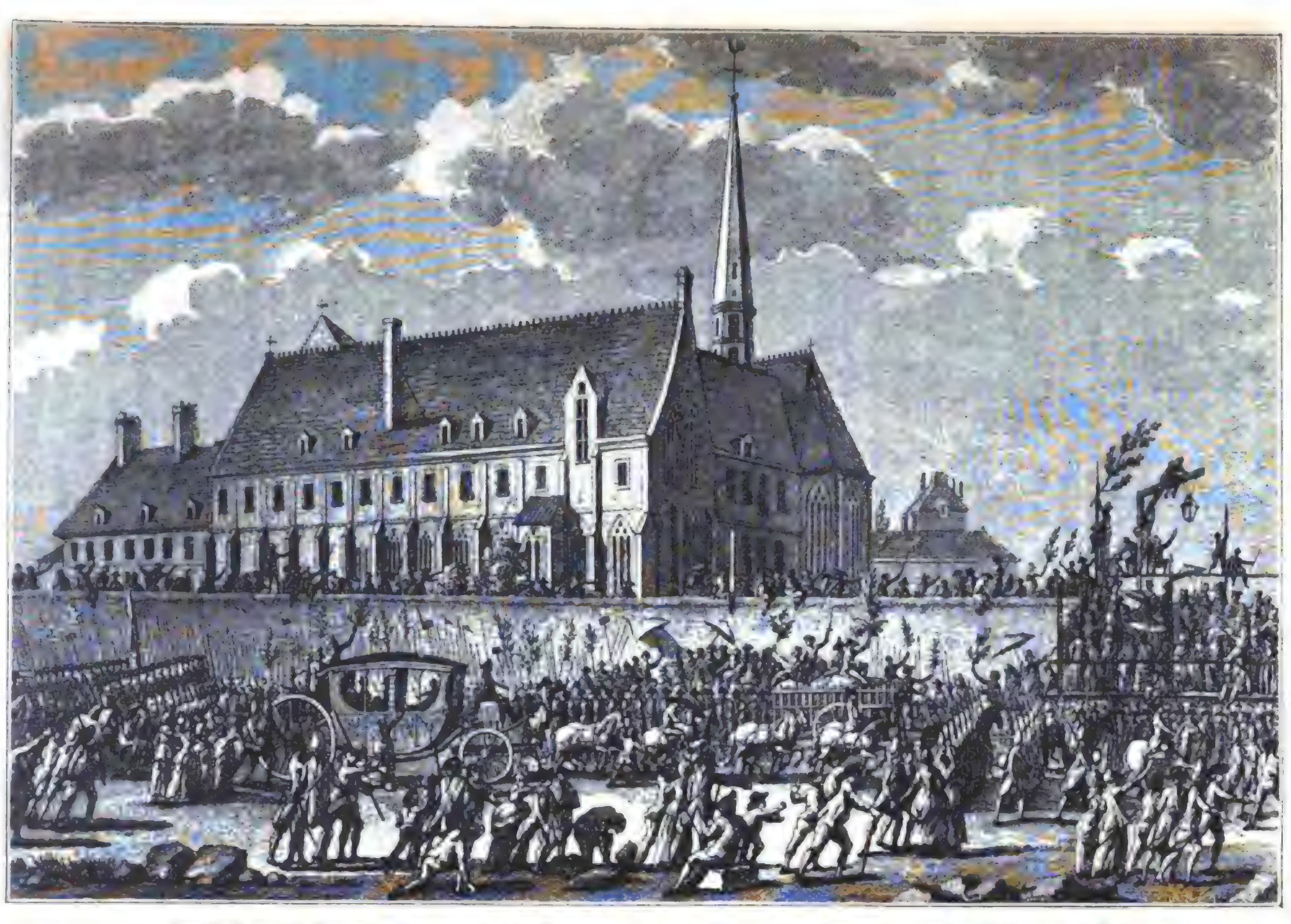
Gefahr des Königs und der Königin.

Auch die Königin mit ihren beiden Kindern war auf den Balkon getreten. „Keine Kinder!“ rief die Menge ihr drohend zu; sie trat zurück, denn sie erkannte wohl, daß man sie allein als Ziel für die erhobenen Flinten haben wolle. Konnte sie bei dem Könige bleiben? In der Nacht hatte sie mit beherztem Entschlusse es zurückgewiesen, den König, ihren Gemahl, zu verlassen. „Was ist jetzt,“ fragte Lafayette die Königin, „Ihre persönliche Absicht?“ „Ich kenne das Schicksal, das mich erwartet“, antwortete sie beherzt, „aber meine Pflicht ist, zu den Füßen des Königs zu sterben und in den Armen meiner Kinder.“ „Gut, Majestät, kommen Sie mit mir“, war Lafayettes Erwiderung, indem er auf den Balkon zuschritt.

„Was! Ich allein auf den Balkon! Haben Sie nicht die Zeichen gesehen, die man gegen mich gemacht hat?“ „Ja, Majestät, treten wir hin!“ — Ohne ein Wort zu entgegnen, trat die Königin mit ihm auf den Balkon: dieser Anblick erregte die Menge, drohendes Getöse erhob sich, es war nicht möglich, sich verständlich zu machen. Da beugte sich Lafayette hinab und küßte ehrerbietig die Hand der Königin. Die Wirkung dieses Anblicks auf die Menge war überraschend; jäh schlugen die überreizten Nerven ins Gegenteil um: die Wut verwandelte sich in Rührung, und tausendstimmig ertönte der Ruf: „Es lebe der General! Es lebe die Königin!“ Der König, der sich einige Schritte entfernt gehalten hatte, trat jetzt auch auf den Balkon und sagte — nach Lafayettes eignem Bericht — im Tone gerührter Dankbarkeit: „Was können Sie für meine Garden thun?“ „Bringen Sie mir einen!“ antwortete Lafayette, und dem Gardisten, der kam, reichte er seine Kokarde, umarmte ihn — und das Volk rief: „Es leben die Gardes du Korps!“

Aufbruch nach Paris.

Man weinte, man umarmte einander, die Nationalgardisten setzten der königlichen Leibwache ihre Mützen auf: man beschloß, sofort nach Paris aufzubrechen. In der Mitte des ungeheuren Zuges befanden sich in Hofwagen die königliche Familie und hundert Deputierte, die nach Beschluß der Nationalversammlung dem Könige das



19. **Der König und die Königin nach Paris geführt** (6. Oktober 1789). Nach dem Original von Monnet gestochen von R. Vinkeles und D. Vrydag.



Digitized by Google

Geleite nach Paris geben sollten. Daran schlossen sich die Kanonen, auf denen viele Weiber sich einen Sitz gesucht hatten; darauf folgte ein Wagenzug mit Mehl zur Verproviantierung der Hauptstadt, dann die königliche Leibgarde beritten, von denen jeder Gardist einen Soldaten der Nationalgarde hinter sich hatte aufsitzen lassen, endlich die übrigen Mitglieder der Pariser Nationalgarde. Voran zog wieder betrunkenes Weibergesindel, dann die ganze übrige Volksmenge zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen. An ihrer Spitze die Mordgesellen, die die Köpfe der beiden ermordeten Gardes du Korps auf der Spitze ihrer Piken einhertrugen und in Sèvres angekommen nicht verfehlten, diese Köpfe von einem Perückenmacher sauber frisieren und pudern zu lassen. Gar sehr verlangsamte die ungeordnete Menge den Zug: erst am Abend erreichte er Paris, wo die Weiber, singend und tanzend, mit dem Rufe ihn ankündigten: „Wir werden keinen Mangel an Brot mehr haben; hier bringen wir den Bäcker und die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen!"

Der Herzog von Orléans hatte es anders erwartet. „Der Tropf lebt noch", schrieb er und befahl seinem Bankier, nichts auszuzahlen, denn „das Geld ist nicht verdient". Welche Absichten er dabei hatte, braucht nicht erst auseinandergesetzt zu werden. Aber er war nicht der einzige, der das Unheil angestiftet. Zum mindesten hatte Lafayette um den Zug gewußt und es mit seinen Absichten durchaus vereinbar gefunden, ihn zunächst nicht zu hindern. Das Äußerste hatte er natürlich nicht gewollt.

Nach einem kurzen Empfange auf dem Rathause begab sich die königliche Familie nach dem Tuilerienpalaste, der seit einem Jahrhunderte nicht mehr bewohnt und nicht im geringsten zur Aufnahme des Königs in Stand gesetzt worden war. Damit war Ludwig ganz unter den Einfluß der Hauptstadt gestellt, welche selbst wieder durch die Patrioten des Palais-Royal geleitet wurde. Die Revolution hatte den König als Geisel in ihre Gewalt gebracht.

### Die Finanznot. Die Thätigkeit der Nationalversammlung in Paris.

Die Finanzlage.

Neben den Beratungen über Menschenrechte und Verfassung hatte in den beiden letzten Monaten die Versammlung zu Versailles sehr ernstlich die Finanzfrage beschäftigt. Ein erster Bericht Neckers, am 7. August erstattet, bewies, daß in dem neuen befreiten Frankreich die Steuererhebung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß. Die von Necker verlangte und von der Versammlung genehmigte Anleihe von 30 Millionen hatte nach seinem zweiten Bericht vom 27. August nur für 2600000 Livres Zeichnung gefunden, weil die Volksvertretung den von Necker verlangten Zinsfuß von 5% auf $4^1/_2$ herabgesetzt hatte. Aber auch die nunmehr zu 5% genehmigte Anleihe von 80 Millionen brachte nichts. Nach vier Wochen erschien am 24. September Necker, um einen dritten Bericht zu erstatten. Er beantragte, daß die Nationalversammlung eine außerordentliche Steuer bewilligen möchte, welche ein Viertel des Jahreseinkommens eines jeden betragen und nur Personen von weniger als 40 Frank Jahreseinkommen und Tagelöhner nicht treffen solle. Mit hinreißenden Worten, unter Hinweis auf den drohenden Staatsbankrott, empfahl Mirabeau dies dem Vaterlande darzubringende Opfer. „Catilina ist vor den Thoren — diese tollen Worte haben Sie jüngst gehört aus Anlaß eines lächerlichen Antrags des Palais-Royal, einer knabenhaften Meuterei, die nur in der Einbildung von Schwachköpfen oder in den bösen Plänen einiger schlechtgesinnten Menschen Bedeutung haben konnte" — schloß er seine viel bewunderte Rede vom 26. September, „Catilina ist vor den Thoren, und man beratschlagt noch! Und wahrlich, uns umgab weder ein Catilina noch Gefahren, noch Parteiungen, noch Rom; aber heute ist der Bankrott da, der scheußliche Bankrott: er droht euch zu verschlingen, euer Eigentum, eure Ehre — und Sie beratschlagen noch!" — Der Erfolg dieser Rede entsprach

den Beifallsspenden, die sie unterbrochen hatten. In namentlicher Abstimmung, die etwas über $1\frac{1}{2}$ Stunde dauerte, wurde beschlossen: „In Erwägung der Dringlichkeit der Umstände und nach Anhörung des Berichtes des Ausschusses der Finanzen nimmt die Versammlung vertrauensvoll den Plan des ersten Ministers der Finanzen an.“ Freilich sollte der Erfolg bald zeigen, daß auch dieses Mittel die erhoffte Rettung nicht brachte.

Übersiedelung der National-versammlung.

Am 6. Oktober in der Morgenstunde hatte Mirabeau einen Antrag eingebracht, der bald recht weitgehende praktische Folgen haben sollte: „Der König und die Nationalversammlung sind untrennbar während der gegenwärtigen Tagung.“ Er wurde einstimmig angenommen. Da nun, wie eben erzählt, der König am selben Tage nach Paris übersiedelte, so mußte nun auch die Versammlung nachfolgen. Nun liegt es auf der Hand, wie auf diese Weise König und Nationalversammlung erst recht unter

*„Bravo, mesdames! c'est donc vot' tour.“*

**50. Dons patriotiques.**

Dieses Flugblatt bezieht sich auf eine etwas theatralische Szene, die — in Nachwirkung des „délire patriotique“ vom 4. August — sich am 7. September zutrug. Seit dem Moment, da Necker die Finanznot des Staates enthüllt hatte, war die Idee aufgetaucht, ihr abzuhelfen durch freiwillige patriotische Spenden. Mehrere Deputierte hatten den Anfang gemacht, eine Anzahl Bürger, Soldaten, Richter folgten dem gegebenen Beispiele. Den größten Eindruck aber machte die Opfergabe der Künstlerinnen. In der Sitzung vom 7. September — die Nationalversammlung debattierte über die wichtigsten Fragen der Verfassung — erbat der Präsident Gehör für einige Bürgerinnen, die gekommen waren, ihre Kleinodien für das Vaterland zu opfern. Von donnerndem Beifall begrüßt, traten sie ein, und die jüngste der Damen setzte die Kassette mit den Gaben auf den Tisch des Hauses. Diese That erregte allgemeine Begeisterung, und mit oft rührendem Opfermut wetteiferten edle Herzen, dem Staate ihr Scherflein darzubringen. Freilich war all der Opfermut umsonst, alle die Gaben, so bedeutend sie in manchen Fällen für den einzelnen waren, nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

die Herrschaft des Pariser Pöbels kommen mußten, und man dürfte sich wohl über den Mangel an richtigem Blick bei Mirabeau wundern, wenn wir nicht aus zwei geheimen Denkschriften von ihm wüßten, welche Pläne er mit seinem Antrage im stillen verband. Dem Könige und dessen Bruder, dem noch am Hofe weilenden Grafen von der Provence, legte er dringlichst ans Herz, Paris sobald als möglich, aber am hellen lichten Tage, wenn irgend thunlich an der Spitze einiger getreuen Regimenter, zu verlassen und sich nach Rouen zu begeben. Dann hätte natürlich, im Falle des Gelingens, die Versammlung auch dahin folgen müssen. So freilich kam es ganz anders.

Die National-versammlung in Paris.

Die Übersiedelung der Nationalversammlung von Versailles nach Paris erfolgte dann nicht ganz zwei Wochen später, als die des Königs; am 19. Oktober wurde die erste Sitzung, zunächst in dem erzbischöflichen Palaste, abgehalten. Aber es war eine



Digitized by Google

**stark gelichtete Versammlung, die sich in Paris wiederfand. Unter dem Eindrucke der Oktoberunruhen und der öffentlichen Beschimpfungen, die in den nächsten Tagen besonders die geistlichen Deputierten und überhaupt die Abgeordneten der Rechten durch Pöbelhaufen zu erleiden hatten, waren nicht weniger als 300 Abgeordnete aus der** Versammlung ausgetreten, denen in den nächsten Wochen noch 120 nachfolgten. Mounier, Lally-Tolendal und andre hatten sich in die Provinz begeben; der Herzog von Orléans war, freilich aus einem ganz andern Grunde, unter dem Vorwande einer diplomatischen Sendung nach England entfernt worden, andre erschienen wenigstens nicht mehr in den Sitzungen. Meistens waren dies Mitglieder der gemäßigten Richtung: war doch „Mäßigung jetzt ein Verbrechen geworden“. Schon am 21. Oktober mußte die Versammlung auf Andrängen des Pariser Gemeinderats wegen der Ermordung des ganz unschuldigen Bäckers François ein Kriegsgesetz erlassen; die Entfaltung der roten Fahne und dreimalige Aufforderung an die Massen zum Auseinandergehen sollten die Einleitung zum Angriff bilden. Das gefiel den Herren vom Palais-Royal schlecht. Aber zu ihrer Genugthuung sahen sie die Versammlung doch immer mehr unter die Herrschaft der Pariser Straßendemagogen kommen. „Die öffentliche Meinung“, so schildert ein Deputierter die Lage der Versammlung, „diktiert heute ihre Verfügungen mit dem Schwerte in der Hand.“ Und Mirabeau klagt: „Unter der Diktatur der Demagogen versinkt man im Schlamm!“ Das war der Sieg der Revolution.

Das Sitzungslokal. In einem ungeheuern Saal, der für 2000 Personen groß genug gewesen wäre — es war eigentlich eine Reitbahn, der nördlichen Seite des Tuileriengartens gegenüber gelegen — hielt die Versammlung nach der Übersiedelung aus dem Hause des Erzbischofs ihre Sitzungen ab; selbst die stärkste Stimme reichte kaum aus, ihn auszufüllen. Ganz unmöglich war dies aber bei dem steten Geräusch der Sondergespräche, Zwischenrufe und der mannigfaltigsten Störungen, das in dem Saale zu herrschen pflegte; manchmal erhoben sich hundert Deputierte auf einmal und gestikulierten voll Ungeduld gegen die Redner. „Sie bringen mich um, meine Herren“, rief ein Präsident, daran verzweifelnd, auch nur einige Ruhe herzustellen. Dazu kam der Lärm der Galerien, die klatschten, zischten, mit den Füßen stampften, je nachdem ihnen der Redner gefiel oder nicht. Daher kam es, daß die Redner mehr deklamierten als sprachen, manche sich sogar mehr an die Galerien als an die Versammlung wandten; jeder war darauf aus, so schön und effektvoll wie möglich sich hören zu lassen; die sachliche Erörterung war dabei Nebensache, denn die macht keinen Effekt. „Die Beratungen“, so beschreibt ein praktischer Amerikaner eine Sitzung der Pariser Nationalversammlung, „sind gleich Null; mehr als die Hälfte der Zeit vergeht mit Zurufen und unnützem Geschwätz.“

Die Klubs. Jakobinerklub. Je mehr das politische Ansehen der Nationalversammlung im Abnehmen begriffen war, um so mehr machte sich der Einfluß des **Jakobinerklubs** bemerklich. Der „Bretonische Klub“ war mit der Nationalversammlung nach Paris übergesiedelt, wo er den Namen „**Gesellschaft der Verfassungsfreunde**“ sich beilegte und auch Nichtdeputierte unter seine Mitglieder aufnahm. Er hielt seine Sitzungen in dem alten Jakobinerkloster in der Straße St.-Honoré nahe der Reitbahn ab, dem nunmehrigen Hause der Nationalversammlung. Es war für die Entwickelung dieses Klubs ein bedeutsames Ereignis, als er am 1. April 1790 **Robespierre** zu seinem Präsidenten erwählte. Bald wurde der Klub der Tummelplatz der heftigsten Leidenschaften. Hier wurde in einem ärmlichen Saale bei trübem Kerzenlicht die Thätigkeit der Nationalversammlung geprüft; hier wurde von wütenden Rednern der Volksgrimm angeschürt; hierher vor seine Schranken lud der Klub diejenigen Abgeordneten, welche nicht nach dem Sinne des großen Haufens gesprochen oder abgestimmt hatten. Und sie kamen; selbst ein

Digitized by Google

Brief Jean Paul Marats vom 28. Mai 1790.

Digitized by Google

# Brief Jean Paul Marats

vom 28. Mai 1790.

## Übersetzung:

Paris, den 28. Mai 1790.

Meine Herren, wenn es schrecklich ist für einen ehrlichen Schriftsteller, dessen Eifer sich zuweilen beim Anblick des Unglücks erhitzte, das dem Vaterland drohte, dessen Herz aber stets rein war, durch eine niedrige Bande hungriger, mit Skandal und Abscheulichkeiten handelnder Sudler seine Feder entehrt und seinen Namen verschrieen zu sehen, so ist es nicht weniger betrübend für ihn, gezwungen zu sein, seine Zeit mit unnützen Gesuchen zu verlieren, um diesem unehrlichen Handel und dieser schändlichen Räuberei ein Ende zu machen. Als ein Ordnungs- und Friedens-Freund beehre ich mich, meine Herren, meine Klage Ihnen direkt einzureichen, welche ich bis jetzt erfolglos an die Polizeiverwaltung gerichtet. Von ihrer Gerechtigkeitsliebe erwarte ich den bestimmten Befehl, die Urheber, Drucker, Herausgeber und Verbreiter der falschen Schriften zu verhaften, welche unter meinem Namen erscheinen, sowie das ausdrückliche Verbot des Wiederbegehungsfalles und die Erlaubnis, dieses Verbot öffentlich anzuschlagen.

Eben jetzt erfahre ich, daß der Kommandant des Distrikts Saint-Louis-en-l'Isle zwei Dutzend Exemplare meines Blattes soeben hat in Beschlag nehmen lassen. Der zum Komitee geführte Kolporteur legte dar, er habe alle Förmlichkeiten erfüllt, er verkaufe den echten, mit Namen des Urhebers und Adresse des Druckers versehenen Volksfreund; man antwortete ihm, es wäre gerade derjenige, welchen man suchte, da die unechten keiner Aufmerksamkeit würdig wären. Ich verlange, meine Herren, die Zurückerstattung jener Exemplare; ich bitte Sie, bei Ihrem diesbezüglichen Befehl dem Polizeikommandanten einzuschärfen, er solle künftig umsichtiger sein.

Was würde denn sonst aus der Sicherheit der gesetzliebenden Bürger werden, wenn es ihnen nichts nützt, die Gesetze zu achten, und wenn sie die den Übertretern gebührende Strafe allein tragen.

Empfangen Sie, meine Herren, die ehrfurchtsvollen Gefühle, welche ich stets gegen rechtliche, obrigkeitliche Personen tragen werde.

Marat, der Volksfreund.

An die Herren des Polizeigerichtes.

Paris ce 28 May 1790.

S'il est affreux, Messieurs, pour un écrivain honnête, dont le zèle s'exhalta quelquefois à l'avisée des malheurs dont la Patrie étoit menacée, mais dont le cœur fut toujours pur, de voir sa plume deshonorée, et son nom diffamé par une vile tourbe de barbouilleurs faméliques, marchands de Scandale et d'atrocités; il n'est pas moins affligeant pour lui d'être obligé de se morfondre en vaines Sollicitations pour arrêter cet infame trafic, ce honteux brigandage. Ami de l'ordre et de la paix, j'ai l'honneur, Messieurs, de vous adresser directement ma plainte, jusqu'ici portée sans succès aux administrateurs de la police. J'attends de votre équité un ordre positif pour arrêter et saisir les auteurs, imprimeurs, publicateurs et colporteurs des faux écrits qui paroissent sous mon nom: de même que la défense expresse de récidiver, et la permission d'afficher cette défense.

J'apprends à l'instant que le comandant du district de St Louis en l'isle, vient de faire saisir deux douzaines d'exemplaires de ma feuille. Les colporteur

A MM. du tribunal de Police

Brief Jean Paul Marats vom 28. Mai 1790.

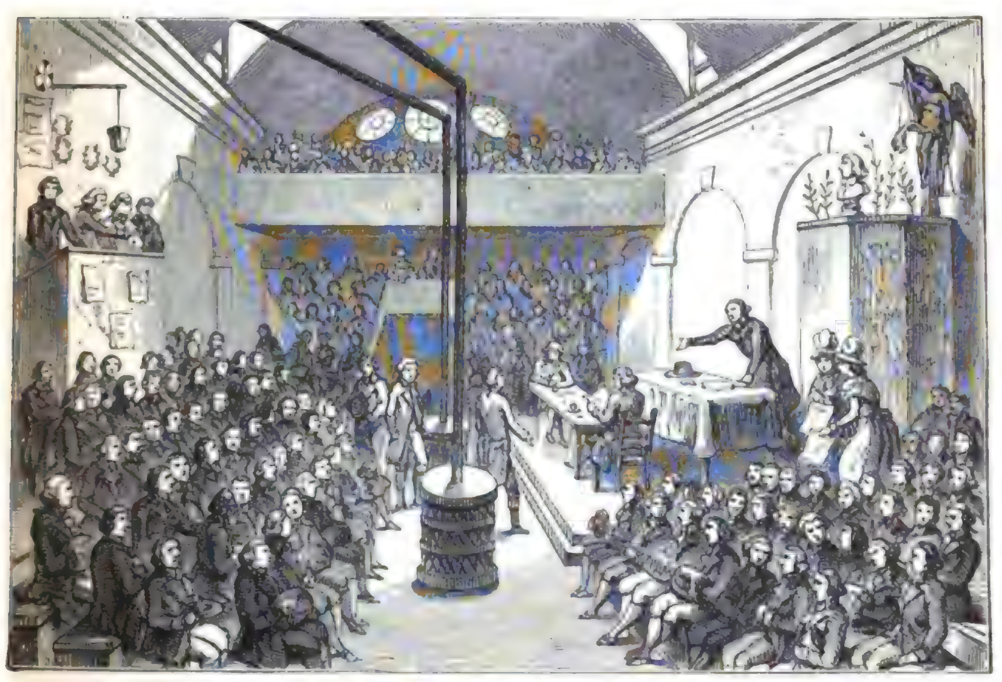
conduit au comité; ayant représenté qu'il étoit en règle, qu'il vendoit les vrais ami du peuple, portant nom d'auteur et adresse d'imprimeur; vu la réponse que c'étoit précisement celui qu'on cherchoit: les faux ne méritant aucune attention. Je reclame, Messieurs, la restitution de ces exemplaires: je vous prie d'accompagner l'ordre que vous donnerez à ce sujet, d'une injonction au commandant d'agir dorénavant plus circonspect à l'avenir

Quelle seroit donc dorénavant la sauvegarde des citoyens amis des loix, s'il ne leur sert de rien de les respecter, et s'ils portent seuls la peine due aux infracteurs

Agréez, Messieurs, les sentimens respectueux que j'aurai toujours pour des magistrats integres.

Marat, l'ami du Peuple.

Mirabeau hielt es für angemessen, zu erscheinen und sich zu verteidigen. Hier spielte die Théroigne eine hervorragende Rolle; ausgestattet mit natürlicher Rednergabe verstand sie es, durch ein glückliches Wort, durch eine Bewegung mit der Reitpeitsche, die Massen zu entflammen oder auch die erregten zu beruhigen, so daß die Parteihäupter sich eifrig um ihre Gunst bewarben. — Bald zählten die Mitglieder des Klubs nach Tausenden; und in den Provinzen entstanden sehr bald Nachahmungen, die sich ebenso um die Klubs der Provinzialhauptstädte scharten, wie diese um den Pariser. Ende 1790 betrug die Zahl der Jakobinerklubs gegen 300, von denen manche, wie der in Marseille, über 1000 Mitglieder hatten. Doch war solche zahlreiche Mitgliedschaft nicht die Regel. Im Gegenteil entsprach die Gesamtzahl der Zugehörigen durchaus nicht der großen Zahl der Klubs. Er zählte in seiner Blütezeit insgesamt etwa 300000 Mitglieder. Die Stärke der Jakobiner bestand in ihrer



51. Eine Sitzung des Jakobinerklubs. Nach Viette.

straffen Organisation. In jedem Klub gab es einige Eingeweihte, die sich den Pariser Führern zur unbedingten Verfügung gestellt hatten und in den Bezirksklubs auf die Anwerbung völlig ergebener Mitglieder stets bedacht waren. Alle Klubs standen in Briefwechsel untereinander und schickten sich häufig Abgesandte aus ihrer Mitte zu, so daß das ganze Reich von dieser Organisation umfaßt war und die Befehle, welche von Paris kamen, bis in die fernste Provinzialstadt willige Ausführung fanden. Auf dieser straffen Einheit beruhte die Macht der Klubs, deren Armee die Raufbolde, die Vagabunden und die Verzweifelten bildeten, die nichts mehr zu verlieren hatten, also bei jedem Umsturz nur gewinnen konnten. Sie wurden aufgereizt, ihren Leidenschaften wurde geschmeichelt, so daß die Pöbelherrschaft schon anfing, ihren Schatten über ganz Frankreich zu werfen.

Wilder noch als bei den Jakobinern ging es in dem Klub zu, der als eine besondere Sektion des Jakobinerklubs unter Dantons Vorsitz in dem alten Kloster der strick- Die Cordeliers.

tragenden Franziskaner oder **Cordeliers** im Juli 1790 sich aufgethan hatte. Hier fanden sich die Hauptleute des Palais-Royal zusammen, ein Desmoulins und **Marat**, der hier in wütenden Reden zunächst einmal 800 Köpfe verlangte, wenn es in Frankreich besser werden sollte. Allein der Einfluß der Cordeliers reichte nicht über Paris hinaus.

Parteilitteratur.

Die gefährlichste Waffe dieser Klubs waren ihre **Journale**, kleine Blätter in Oktav, oft mit Holzschnitten verunziert, aber triefend von Haß und Erbitterung. Sie drangen wie Feuerbrände — denn keinerlei Vorschrift zügelte sie — in jede Hütte; Loustalots Blatt z. B. zählte 200000 Abonnenten. Und der Bildungsstand von neun Zehnteln der damaligen Franzosen war ein solcher, daß das gedruckte Wort, schon

52. Der Teufel und seine Ehehälfte die Jakobiner auf die Welt setzend. Satirisches Zeitbild.
Nach einem Stich in der Sammlung des Baron Vinck d'Orp zu Brüssel (aus Herteault).
Man liest darunter die Worte: Der Teufel, nachdem er lange darüber nachgedacht, wie er das schönste Reich der Welt am besten verderben könne, freute sich über seinen herrlichen Einfall (die Revolutionäre): „Ich lache nur zu deinen Anstrengungen“, sagte da seine höllische Ehehälfte, „da sieh meinen Jakobiner an!“ Der Teufel war starr vor Staunen.

weil es gedruckt war, ihnen imponierte. Doch auch die Gegenparteien suchten, wie das obige Bild beweist, mit gleicher Waffe zu dienen.

Die Feuillants.

Auf Lafayettes Anregung stifteten später, im Juli 1791, auch die gemäßigten Mitglieder der Nationalversammlung, aus dem Jakobinerklub ausscheidend, unter der Führung der beiden Lameth u. a., einen eignen Klub, der im Kloster der **Feuillants** (Cistercienser) tagte. Danach nannte sie das Volk, während sie selbst an dem alten Namen des Jakobinerklubs „Gesellschaft der Verfassungsfreunde“ festhielten. Ihr Einfluß sank nach der Auflösung der Constituante mit der zunehmenden Demokratisierung von Paris.

Mirabeau und Lafayette.

Von großer Wesenheit für die weitere Entwickelung der Revolution war das Verhältnis **Mirabeaus** zu Lafayette und zum Hofe. Wir sahen schon, daß die politische Befähigung des freiheitsbegeisterten Generals, der sich gern den Helden zweier Welten

Digitized by Google

nennen hörte, nicht gleichen Schritt hielt mit seinem in Nordamerika erworbenen Enthusiasmus für freiheitliche Institutionen. Er war nicht im stande, den weitsehenden politischen Betrachtungen und Zielen Mirabeaus den gebührenden Wert beizulegen. Es kam hinzu, daß seine Eitelkeit in dem gewaltigen Tribunen mit banger Sorge einen Nebenbuhler witterte, den man auf jede Art zurückhalten müsse. Das bewies sich namentlich in der sehr wichtigen Frage, ob die Mitglieder der Versammlung einen Ministerposten annehmen, und ob die Minister in der Versammlung gegenwärtig sein dürften. Eine Anregung dazu hatte Mirabeau schon am 29. September 1789 gegeben, ohne daß sie zunächst bei der Versammlung Beachtung gefunden hätte. Am 6. November kam er darauf zurück bei Gelegenheit einer Debatte über die immer weiter sinkenden Finanzen. Er stellte den Antrag: „Die Minister seiner Majestät werden eingeladen, in der Versammlung beratendes Stimmrecht auszuüben.“ Uns erscheint heutzutage der in dem Antrage erstrebte Zustand ganz natürlich, da nur aus einer verständigen und entgegenkommenden Zusammenwirkung von Regierung und Volksvertretung ein gedeihliches Ergebnis sich entwickeln kann, und so können wir gerade aus der Entscheidung dieser Frage die politische Reife der Versammlung erkennen. Die für den Antrag sprechenden Gründe hatte Mirabeau schon wochenlang vorher in seinem Courier de la Provence mit überzeugender Logik dargethan, und er entwickelte sie nochmals in seiner Empfehlung des Antrags. Die Versammlung aber ging am 6. November nicht weiter auf den Antrag ein und vertagte sich auf den 7. November. Am Abend des 6. November aber bildete sich ein Komplott gegen den Antrag Mirabeaus, d. h. gegen das Ministerium Mirabeau, das er im Schoße trug, und diesem Komplott stand Lafayette nicht fern. Derselbe Graf Montlosier, der die Vertagung beantragt hatte, ein Mitglied der Rechten, nach ihm Lanjuinais, ein Mitglied der Linken, sprachen sich gegen den Antrag aus, als ob er die Despotie zurückzuführen im stande sei. Beratendes Stimmrecht sei so viel, wie beschließendes; das sei aber gegen das heilige Grundgesetz von der Teilung der Gewalten, dies Palladium aller Freiheit. Man sieht hier den Fehler in der Anschauung Montesquieus von der englischen Verfassung, von dem früher die Rede war, seine praktischen Früchte tragen. Die Krone aber setzte dem Ganzen ein sonst wenig bekannter Redner mit Namen Blin auf, der ähnlich einer schon von Lanjuinais vorgetragenen Meinung beantragte: „Kein Mitglied der Versammlung solle während der Dauer dieser ganzen Session ins Ministerium treten können.“ Trotz der glänzenden Abfertigung, die Mirabeau diesem mit großem Beifalle aufgenommenen Antrage zu teil werden ließ, wurde der Antrag doch angenommen und damit sowohl dem Gemeinwesen als Mirabeau ein großer Schlag versetzt. Mirabeau sah sich von nun an, wenn er nicht aus der Versammlung austreten und sich dadurch selbst mundtot machen wollte, von seiner eigentlichen Bestimmung ausgeschlossen; der Schmerz hierüber mußte sich verschärfen, wenn er das immer wieder gegen ihn durchbrechende Mißtrauen im Hinblick auf seine Vergangenheit nicht ganz ungerechtfertigt finden konnte.

Mirabeaus Ministerantrag.

„Ich kann nicht glauben“, sagte Mirabeau in seiner Widerlegung des Blinschen Antrags, „daß der Antragsteller im Ernste beabsichtigen sollte, den Wahrspruch herbeizuführen, daß die Auslese der Nation ein gutes Ministerium nicht in sich bergen könnte; daß das Vertrauen, das die Nation einem Bürger schenkt, ein Grund sein müsse, ihn von dem Vertrauen des Königs auszuschließen; daß der König, der sich in diesen schwierigen Umständen an die Vertreter der großen Familie um Rat gewandt hat, nicht berechtigt sein sollte, sich diesen Rat von denjenigen Abgeordneten zu holen, die er selber wählen möchte! . . . . . . Ich kann mir nicht vorstellen, daß, was bei unsern Nachbarn ein Mittel der öffentlichen Wohlfahrt ist, bei uns eine Quelle von Übeln sein sollte. Ich kann ferner nicht glauben, daß man wider das Ministerium die Beleidigung vorhätte zu denken, daß, wer ihm angehöre, schon durch diese Thatsache allein der gesetzgebenden Versammlung verdächtig sein müsse . . . . Nein, an keine von all diesen Konsequenzen kann ich glauben und deshalb überhaupt nicht an den anscheinenden Zweck des vorliegenden Antrags. Ich muß deshalb, um den Absichten des Antragstellers gerecht zu werden, annehmen, daß irgend ein geheimer Beweggrund ihn rechtfertigt, und ich will versuchen, diesen zu erraten.

„Ich glaube, meine Herren, es kann nützlich erscheinen, ein bestimmtes Mitglied der Versammlung nicht ins Ministerium kommen zu lassen. Da es aber, um einen so vereinzelten Vorteil zu erreichen, nicht angemessen ist, ein großes Prinzip zu opfern, so schlage ich in Abänderung des Antrags vor, die Ausschließung vom Ministerium bloß über die Mitglieder der Versammlung auszusprechen, die der Antragsteller zu fürchten scheint, und diese will ich Ihnen jetzt kenntlich machen. Nur zwei Personen sind in der Versammlung, welche die geheime Zielscheibe des Antrags sein können .... Wer sind diese beiden Mitglieder? Sie haben sie schon erraten, meine Herren: es ist entweder der Antragsteller oder ich.

Ich nenne zuerst den Antragsteller, weil es denkbar ist, daß er in der Angst seiner Bescheidenheit oder in der Unsicherheit seines Mutes auf die Befürchtung gekommen wäre, ihm könnte solch großer Beweis von Vertrauen zu teil werden, und da wollte er sich für diesen Fall ein Mittel der Ablehnung sichern, indem er eine allgemeine Ausschließung durchsetzte. Ich nenne sodann mich selbst, weil durch allerhand Gerüchte, die im Volke umgehen, bei gewissen Personen Befürchtungen, bei andern vielleicht auch Hoffnungen entstanden sind .... So stelle ich denn den Abänderungsantrag, die verlangte Ausschließung einzuschränken auf den Herrn von Mirabeau, Abgeordneten der Gemeinen von Aix. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich um den Preis meiner Ausschließung dieser Versammlung die Hoffnung erhalten kann, mehrere ihrer Mitglieder, die alle meines Vertrauens und alle meiner Achtung würdig sind, in dem geheimen Rate der Nation und des Königs zu sehen, die ich nicht aufhören werde, als untrennbar zu betrachten."

Neuordnung der Verwaltung.

Dem im Vorstehenden charakterisierten Geiste der Nationalversammlung entsprach namentlich der die zukünftige Verwaltung betreffende Teil der Verfassung. Sie arbeitete auf die gänzliche Dezentralisation Frankreichs hin; man bereitete dadurch, ohne auf Mirabeaus Warnungen zu hören, die völlige Anarchie vor. Es war ein ganz neues Frankreich, das aus dieser Verfassungsarbeit hervorwuchs.

Jede der alten Provinzen, aus deren Vereinigung Frankreich entstanden war, zeigte besondere Eigentümlichkeiten, hatte besondere Erinnerungen. Diese historisch gewordene Verschiedenheit konnte nicht mehr in einem Staate geduldet werden, der auf der neuen Grundlage der Gleichheit aufgebaut werden sollte: daher wurde das Reich in 83 Departements eingeteilt ohne jede Berücksichtigung der alten Provinzialgrenzen. Daraus ergab sich dann später das unbedingte Übergewicht der Hauptstadt über die Provinz; erst von da an konnte man mit gutem Rechte sagen: Paris ist Frankreich. Denn jedes Departement, 4500—5750 qkm umfassend, war zu klein, um ein eigenartiges Leben in sich zu entwickeln und dadurch irgend welche Widerstandskraft gegen den Einfluß der Hauptstadt zu gewinnen: ein Umstand, der für die spätere Geschichte Frankreichs oft verhängnisvoll geworden ist. Jedes Departement zerfiel in Distrikte oder Arrondissements, diese in Kantone, diese in Gemeinden oder Munizipalitäten, deren sich im ganzen 43000 ergaben. Danach war auch die Nationalvertretung geregelt; doch setzte man gegen die soeben in den Menschenrechten ausgesprochene Gleichheit fest, daß ein gewisses Einkommen erforderlich sein sollte, um zum Abgeordneten, und ebenso, wenngleich in geringerer Höhe, um zum Wahlmanne gewählt zu werden; ja selbst Urwähler sollte nur derjenige sein, der eine Steuer im Werte von mindestens drei Tagelöhnen zahle. Aus Wahlen gingen auch für die Gemeinden die Maires, für die Departements die Verwaltungsbeamten hervor. Selbst die Justizbeamten wurden in Gemäßheit des Gesetzes vom 16. August 1790 gewählt. Die alten Parlamente wurden beseitigt; für Kriminal- und Preßvergehen wurden Geschworenengerichte eingeführt, gegen deren Urteile man bei gewählten Oberrichtern Berufung einlegen konnte.

Umgestaltung der Armee.

In der Armee sah man nur eine Handhabe der königlichen Macht; darum beschloß die Versammlung, dem gesetzgebenden Körper allein stehe es zu, die Verwendung des Heeres im Reiche, den Sold aller Grade, die Form der Aushebung, die Aufnahme und Anwerbung fremder Soldaten und das militärische Strafrecht zu bestimmen. Man entschied sich in der Folge dafür, daß die Regimenter des stehenden Heeres sich ergänzen sollten durch Freiwillige. Der Sold der Gemeinen wurde erhöht, der Zugang zu den Offiziersstellen jedem Talente eröffnet, dem Soldaten jedes bürger-

liche Recht vorbehalten für die Zeit, in der er sich nicht im aktiven Dienste befände. Neben dem stehenden Heere, das entsprechend dem immer mehr der Republik zutreibenden Zivilstaate, immer mehr seinen monarchischen Charakter einbüßte, und vor allem schon während des Jahres 1789 jede Disziplin verlor, gab es nach der neuesten Verfassung und in Übereinstimmung mit den neuen Grundsätzen eine **Nationalgarde**, eine Bürgerwehr, ihrem Charakter nach am besten vergleichbar mit der, älteren Generationen unsres Zeitalters noch erinnerlichen Kommunalgarde. Für die französische Nationalgarde war es selbstverständlich, daß sie ihre Offiziere wählte. Es bedarf keines besonderen Hinweises, welch eine Disziplin von solchen noch dazu nur auf Zeit gewählten Offizieren zu erwarten war. Im übrigen wählten auch die Freiwilligen des stehenden Heeres ihre Offiziere selbst; es mag gleich hier bemerkt werden, daß

Pour former une constitution vraiment libre, c'est à dire vraiment juste et sage, le premier point, le grand point, le point capital, c'est que toutes les lois soient consenties par le peuple, après un examen réfléchi, et surtout après avoir pris le tems d'en voir le jeu; ce qui suppose l'esprit national déjà mûr et l'opinion publique formée sur tous les points fondamentaux

Marat

53. Faksimile eines Schreibens Marats.

Übersetzung:

Um eine wahrhaft freiheitliche, d. h. eine wahrhaft weise und gerechte Verfassung zustande zu bringen, ist der erste Punkt, der große Punkt, der Kernpunkt, daß alle Gesetze gebilligt werden vom Volke, nach wohlüberlegter Prüfung und vor allem, nachdem man sich die Zeit genommen, ihre Wirksamkeit zu sehen, was ein bereits reifes Nationalgefühl und eine öffentliche Meinung voraussetzt, die über alle Hauptpunkte sich klar ist.

zwar aus diesen Reihen die bedeutendsten Offiziere der Republik hervorgegangen sind, daß aber eben diese Freiwilligenregimenter samt ihren tüchtigen Offizieren sehr bald lernten, mit Verachtung auf das Pöbelregiment herabzusehen.

Im Zusammenhange mit der Armee soll noch erwähnt werden, daß am 22. Mai 1790 die Versammlung sich besonders unter dem Einflusse Mirabeaus bestimmen ließ, entgegen gewohnten unpolitischen Vorschlägen, dem König ein Wort zu gönnen bei der Beratung von **Krieg und Frieden**. „Der Krieg kann nur erklärt werden durch einen Beschluß der Nationalversammlung, der auf den ausdrücklichen und notwendigen Antrag des Königs erfolgt und von ihm gutgeheißen wird.“

Die Geistlichkeit.

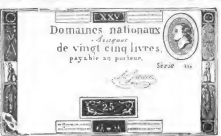
Tiefer jedoch ging die Umgestaltung, welche die **Geistlichkeit** traf. Bildeten die Geistlichen bisher einen Staat im Staate, so wurden sie jetzt in Beamte des Staates umgewandelt. Ihr großer Grundbesitz gab ihnen die größte Freiheit der Stellung; auf den Antrag Talleyrands, des Bischofs von Autun, vom 10. Oktober 1789 wurde er ihnen genommen, und sie dafür auf Gehälter angewiesen, die der Staat künftig an sie wie an andre Beamte bezahlen sollte. Am 12. Juli 1790 brachte die National-

**versammlung das neue Kirchengesetz zum Abschluß. Durch Wahl wurden von nun an für die Gemeinden die Pfarrer, für die Departements die Bischöfe bestellt, so daß die äußere Gestaltung der Kirche ganz verändert wurde; der Glaube blieb durchaus unberührt. Der neugewählte Bischof hatte vor seiner Weihe in Gegenwart der Gemeindebehörden, des Volkes und des Klerus einen feierlichen Eid abzulegen: sorgsam zu wachen über die Gläubigen der ihm anvertrauten Diözese, treu zu sein der Nation, dem Gesetze und dem Könige und mit aller Kraft die Verfassung aufrecht zu erhalten. Den gleichen Eid hatten die neugewählten Pfarrer zu leisten.**

Das neue Frankreich.

Die Wahlbestimmungen.

Es gibt also in Frankreich nach der neuen Verfassung 83 Departements, 574 Distrikte, 4760 Kantone, 42894 Gemeinden. Dies Gesetz stammte vom 26. Februar 1790. Aber schon vorher hatte man sich über die wahlfähigen und wahlbaren, über die aktiven und passiven Bürger entschlossen. Am 22. Dezember 1789 war Wähler geworden, wer eine direkte Steuer im Geldwerte eines dreitägigen Arbeitsverdienstes zahlte, nicht Dienstbote oder Bankbrüchiger war und ein Jahr in seinem Wahlbezirke gewohnt hatte. Dieser Wähler war aber keineswegs befugt, seinen Kandidaten sofort zu wählen, sondern er erkor sich, etwa in der Weise, die heute in Preußen üblich ist, Wahlmänner. Diese Wahlmänner, deren einer auf 100—150 Aktivbürger kam, mußten die Steuerfähigkeit eines zehnfachen Arbeitsertrages nachweisen können. Damit war so gut wie nichts gesagt, denn daß die Wahlmänner keine andern als halbwegs wohlhabende Leute in die




64. Assignat aus dem Jahre 1790.

Man vergleiche diesen Assignat, der noch das Bild des Königs trägt, mit dem S. 246 abgebildeten aus der Zeit der Republik.

Departements wählen würden, war selbstverständlich. Erst diese Departementswahlmänner wählten den Kandidaten zur Nationalversammlung; der aber mußte mindestens eine Mark Silbers (= 55 L.) an Einkommensteuer zu entrichten fähig sein oder entsprechenden Grundbesitz haben. Gegen diese Beschränkungen des Wahlrechts, die neben den Aktivbürgern zu nichts berechtigte Passivbürger schufen, hat Robespierre sich gewandt, und die letzte Beschränkung wurde schließlich auch nicht durchgesetzt. Sie sprach ja auch gegen die Menschenrechte. Dagegen brachte die Partei der Rechten eine Erhöhung des Zensus der Wahlmänner durch; leider galt sie für diese Wahlperiode noch nicht, und so wurde den Radikalen für die Wahl zur gesetzgebenden Versammlung der Sieg. — Abgesehen von diesem Wahlzensus war jede Ungleichheit aufgehoben; auch das Bekenntnis sollte, wie man hierbei feststellte, keinen Unterschied ausmachen; sogar den Juden wurde Gleichstellung verheißen und im folgenden Jahre auch durchgeführt.

Mit der Wahl der Abgeordneten ist aber die Thätigkeit der Wahlmänner noch nicht erschöpft. Sie wählten in jedem Departement die 36 Beamten zu dessen Verwaltung, in jedem Distrikt 12 Beamte zu dessen Verwaltung; nach der neuen Kirchenverfassung wählen sie auch den Bischof des Departements. Die übrigen Wahlen fallen den Aktivbürgern zu. Es ist geradezu erstaunlich, wieviel dies Volk, das bisher der bescheidensten Rechte zur Verwaltung seiner eignen Angelegenheiten entbehrt hatte, nun auf einmal zur Verwaltung des Ganzen zu wählen hatte.

Es waren insgesamt zu wählen: 745 Deputierte, 83 Bischöfe, 409 Kriminalrichter, 3700 Zivil- und 5000 Friedensrichter, 20000 Beisitzer, 40000 Gemeindesteuereinnehmer, 46000 Pfarrer, außerdem tausende und abertausende von Beamten niederer Funktionen, wie Gerichtsdiener, Gendarmen, Exekutoren, Aktuare, Totengräber u. s. w. Man konnte berechnen, daß auf je 34 Mann im Reiche ein Verwaltungsbeamter kam. Da darf man sich nicht wundern, wenn der beschäftigte Bürger das ewige Wählen satt bekam und die Wahlen einer geschäftigen Minderheit, d. h. den Jakobinern überließ. Nachdem die erste Freude an der schönen neuen Einrichtung verraucht ist, etwa nach den ersten sechs Monaten, erscheinen allenthalben in Frankreich, selbst in Paris, mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten nicht an der Urne; es gibt Orte, wo nur drei Zehntel ihrer Wahlpflicht genügen. Auch zu den Ämtern ist kein Zudrang, denn sie sind schlecht besoldet; trotzdem ist die Verwaltungsmaschine bei der Unzahl der Beamten höchst kostspielig.

Digitized by Google

Wenngleich erst im Jahre 1791 (Gesetz vom 17. Juni) erfolgt, mag gleich hier der Aufhebung der gewerblichen Schranken, des Zunftzwanges, gedacht werden. Schon Turgot hatte ihn im wesentlichen 1776 beseitigt; sechs Monate später war er wieder eingeführt, wenn schon in veränderter Zahl und Art: von 110 aufgehobenen Zünften blieben 21 überhaupt aufgehoben, die übrigen wurden in 44 zusammengezogen. Noch 1791 aber wurden von der soeben gewährten Gewerbefreiheit Bäcker und Fleischer insofern ausgenommen, als man sie einer staatlichen Kontrolle unterstellte. Namentlich streng hielt man es mit den Bäckern; sie unterstanden einer staatlichen Prüfung und Konzession, ihre Zahl richtete sich nach der Einwohnerschaft (auf 1800 Einwohner ein Bäcker); sie mußten einen mindestens drei Monate ausreichenden Getreidevorrat, nach Maßgabe ihres Geschäfts, bereithalten. Das Stadtregiment machte die Taxe und hielt die etwa dadurch Geschädigten aus einer gemeinsamen Kreditkasse schadlos. Gewerbefreiheit.

### Die Schaffung der Assignaten. Mirabeaus Thätigkeit und Ausgang.

Die eingezogenen Güter der Geistlichkeit sollten die Mittel an die Hand geben, den trostlosen Finanzen des Staates aufzuhelfen. Infolge der Unruhen in Stadt und Land war ein großer Teil der Steuern uneinziehbar geworden; aus gleichem Grunde hatte die „patriotische Abgabe eines Viertels vom Einkommen", die man am 26. September 1789 beschlossen, ein klägliches Ergebnis geliefert; dadurch waren die Staatseinnahmen immer mehr gesunken, während die Zuschüsse zu den Ernährungskosten der Stadt Paris dem Staate eine ungeheure und immer noch höher anschwellende Ausgabe auferlegten. Wachsende Finanznot.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, wie mit der Überhandnahme der Pöbelunruhen in Paris die wohlhabenden Fremden und die reichen Vornehmen der Stadt den Rücken kehrten, wie dann allmählich Leute von einigem Besitz, die die Hauptstadt nicht verlassen konnten oder mochten, ihre Ausgaben thunlichst einschränkten, um nicht die Aufmerksamkeit habgieriger Demagogen auf sich zu ziehen. So nahm der Erwerb ab; nicht an allen Tagen und nicht allen Bummlern konnte man mit revolutionärer Arbeit, Kleinrevolten, Galeriendienst in der Nationalversammlung, Aufzügen und dergleichen lohnende Beschäftigung bieten. So schuf man öffentliche Werkstätten, in denen für ganz nutzlose Erdarbeiten an eine Durchschnittszahl von 12000 sogenannten Arbeitern ein Tagelohn von je 20 Sous gezahlt wurde, der höchste Tagelohn im damaligen Frankreich überhaupt. Trotzdem die Regierung — denn der Staat und nicht die Stadt Paris bezahlte diese Kosten — $2\frac{1}{2}$ Millionen Livres für die Stiftung ähnlich nutzbringender Einrichtungen in den Provinzen auswarf, stieg in Paris die Zahl der Lohnempfänger im Oktober 1790 auf 19000, im Frühling 1791 auf 31000. Zu diesem Anwachsen beschäftigungslosen Proletariats trug nicht wenig der billige Preis des Brotes bei, der künstlich ebenfalls durch Mitwirkung der Staatskasse erzielt wurde. Denn diese überließ den Pariser Bäckern das Mehl, dessen Mahl- und Transportkosten sie außerdem noch getragen, um die Hälfte des Preises, so daß in Paris das Brot etwa halb so teuer war wie in den meisten Departements. Dann zahlte der Staat bis zum Schlusse des Jahres 1790 der Pariser Nationalgarde etwa 8 Millionen für Sold und Einkleidung, trug mit 2 Millionen Livres die Kosten der Pflasterung und Beleuchtung, ließ sich eine Million für Zerstörung der Bastille abrechnen, legte 17 Millionen für die Beschäftigung der städtischen Arbeiter aus, kurz, binnen 20 Monaten, vom Anfang der Revolution an gerechnet, hat das ganze Reich mehr als 90 Millionen Livres für eine Stadt von ungefähr 600000 Einwohnern aufzubringen gehabt oder, richtiger, für deren beschäftigungsloses und arbeitsscheues Proletariat.

Entsprechend war das Staatsdefizit zu einer Höhe gestiegen, welche den gefürchteten Staatsbankrott in sehr bedrohliche Nähe rückte. Durch die Einziehung der geistlichen Güter sollte dem gewehrt werden; hätte man sie indes sofort verkauft, so würden sie im Werte ungeheuer gesunken sein. Es wurden die Güter daher den Munizipalitäten der Nachbarstädte zu einem Preise, wie ihn diese anboten, überlassen, zugleich aber nach dem Beschlusse vom 19. April 1790 im Betrage von 400 Millionen Livres Assignaten ausgegeben, verzinsliche Schatzscheine, welche hypothekarisch auf jene Güter eingetragen waren und in Stücken zwischen 1000 und 200 Livres, verzinslich zu $4\frac{1}{2}$ Prozent, ausgegeben werden sollten. Mit lauter Befriedigung, jedoch nicht ohne begründeten Widerspruch der Abgeordneten Abbé Maury und Cazalès, wurde diese Maßregel begrüßt; sie schien auch nichts Bedenkliches zu haben, solange der Betrag der ausgegebenen Assignaten den Wert der als Pfand dafür haftenden Güter nicht überstieg, so daß der Staat im stande blieb, sein Versprechen zu halten, daß die Assignaten zu ihrem vollen Betrage von den Käufern der Güter in Zahlung sollten angenommen werden. Die Assignaten.

Allein sehr bald nötigte die weiterfressende Finanznot, neue Assignaten drucken zu lassen. Mirabeau war es, der, obgleich anfangs Gegner des neuen Papiergeldes und im Grunde auch nie an dessen dauernden Erfolg glaubend, am 27. September 1790 die Vermehrung der Assignaten und zwar im Betrage bis zu 1000 Millionen der Versammlung empfahl. Diese beschloß denn am 30. September 1790 eine Vermehrung um 800 Millionen, so daß im ganzen 1200 Millionen in Umlauf sein sollten. Die zur Tilgungskasse zurückkehrenden Scheine sollten verbrannt, die Summe von 1200 Millionen nicht überschritten werden. Schon im Juni 1791 sah man sich zu einer neuen Emission von 600 Millionen über jene 1200 hinaus genötigt. Sofort fiel der Kurs der Assignaten um 8—10 Prozent. Natürlich, je mehr Assignaten, desto tiefer ihre Entwertung. Man mußte also die Hypothek vermehren und trat, nachdem die geistlichen Güter aufgebraucht waren, der Frage der Beschlagnahme der Emigrantengüter näher. Es wurde aber dadurch, daß man einen großen Teil der neuen Scheine zu kleineren Beträgen verausgabte bis herab zu 5 Livres, auch der kleine Mann in direkte Mitleidenschaft gezogen und dieser begann sich nun an dem durch den schwankenden Kurs der Assignaten hervorgerufenen Börsenspiel zu beteiligen. Es dauerte daher gar nicht lange, so nahmen die Kaufleute und Händler die alten Livresscheine mit dem Bilde des Königs lieber und mit viel geringerem Abzuge als die neuen Assignaten.

Zur Förderung des Verkaufs der geistlichen Güter war den Munizipalitäten große Freiheit gelassen, um durch einfache Geschäftsform, mäßige Abschlagszahlungen, weite Termine für den Rest, Käufer anzulocken. Mit Vergnügen bemerkte man denn auch, daß im September 1791 für 964 Millionen Livres Güter verkauft waren. Man hat dabei zunächst den zur selben Zeit fast auf das Doppelte gestiegenen Betrag der Assignaten im Auge zu behalten; was aber noch viel schlimmer war: jene 964 Millionen waren nur zum kleinsten Teile durch Zahlungen gedeckt; eine übergroße Anzahl von Käufern waren Schwindelkäufer gewesen, die die Wälder niedergeschlagen, die Felder ausgesogen, die Gebäude auf Abbruch verkauft hatten, dann verschwunden waren und dem Hauptgläubiger Staat ein entwertetes Besitztum hinterlassen hatten. Mit dem Frühling 1791 begann der Kurs der Assignaten zu schwanken; der Staat lebte von Assignaten; ein Sinken auch nur um 1 Prozent bedeutete für ihn Millionen; die Zahlungen an den Staat durften in Assignaten geleistet werden, das war ja überhaupt ihre eigentliche Existenzberechtigung. Somit lag es im Interesse der Käufer und Scheinkäufer, den Kurs herabzudrücken, weil die Staatskasse doch gezwungen war, für voll anzunehmen. So gesellte sich dem Güterschacher das Börsenspiel hinzu und ergriff zu ihrem und des Staates Unheil auch die ländliche Bevölkerung. Neue Erschütterungen, Fortführung der Revolution im Sinne des zunehmenden Pauperismus konnten nicht ausbleiben. Selbstverständlich liefen auch bei der Masse der ausgegebenen und unschwer nachzumachenden Assignaten eine erkleckliche Anzahl von Falsifikaten um. Als später England der Koalition gegen Frankreich beigetreten war, duldete es zu Lambeth eine Assignatenfabrik. Als Gegenleistung machten die Franzosen englische Banknoten nach.

**Mirabeaus Verbindung mit dem Hofe.**

Allenthalben bei den Debatten über die neuen Gesetze stand Mirabeau im Vordergrunde und bewies, daß er der bedeutendste Kopf der Versammlung war. Aber man kann einem Zeitungsschreiber der äußersten Linken nicht ganz Unrecht geben, wenn er in jenen Tagen Mirabeau zurief: „Mehr Tugend, Herr von Mirabeau, mehr Tugend, und weniger Talent, sonst droht dir die Laterne!“ Mirabeaus Geldnot führte ihn in eine Stellung zum Hofe, die zwar seinen politischen Grundsätzen nicht widersprach, ihn aber zunächst innerlich nicht befriedigte, ihm äußerlich nicht die angestrebten Ergebnisse brachte und dann überhaupt, trotz der vielseitigsten, immer neue Auswege findenden Begabung des Mannes seine ganze politische Existenz und Wirksamkeit in Frage stellte.

Durch Vermittelung des Grafen von der Mark und des österreichischen Bevollmächtigten Grafen Mercy ist Mirabeau am 10. Mai 1790 in den geheimen Dienst des Königs getreten. Es war ein Schritt von ungewohnter Selbständigkeit für einen Ludwig XVI., daß er den schneidigsten Führer der Opposition auf seine Seite zog. Hatte ja der Graf von der Provence, des Königs ältester Bruder, von ihm Mirabeau gegenüber geäußert, der Charakter Ludwigs gliche zwei geölten Billardkugeln; man solle einmal versuchen, diese zusammenzuhalten. Diesmal zeigte sich der König endgültig entschlossen, die Talente Mirabeaus für sich nutzbar zu machen. Allerdings war es ein teurer Handel. Zunächst galt es 208000 Livres Schulden für Herrn von Mirabeau zu bezahlen, ungerechnet die Kleinigkeit von 400 Louisdors, die er dem Grafen

[illegible]

[illegible]itized by [illegible]

## Schreiben des Grafen Mirabeau für die Königin Marie Antoinette bei Gelegenheit der Einsendung einer politischen Denkschrift gerichtet an den Grafen La Marck.

### Übersetzung:

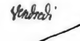
Hier sind, lieber Graf, die ersten beiden Teile. Sie muß darauf aufmerksam gemacht werden, 1° daß der Montmorin sie vom Lesen kennt, und daß er damit äußerst zufrieden ist, daß er sie aber noch nicht in Händen hat, und daß er das Manuskript erst Sonnabend Abend besitzen wird, wenn es vollständig fertig ist; daß sie aber die Teile nach und nach besitzen und so, vorausgesetzt, daß sie sich eingehender hinein vertiefen will, einen ziemlich bedeutenden Vorsprung vor dem Minister haben wird. 2° daß es absolut nötig ist, daß er zu ihrem Anhänger wird, und daß uns nur diese letzte Hoffnung auf Rettung bleibt. 3° daß der größte Beweis der Aufopferung, den ich geben konnte, darin besteht, einen Plan unter solchen Umständen zu liefern, und ich muß sagen, daß, wenn er aufgegeben wird, nach sehr kurzer Frist alle Pläne unausführbar sein werden, und daß es sogar nicht mehr möglich sein wird, sich einen Plan überhaupt zu bilden; daß man also vorliegende Denkschrift nicht etwa so, wie soviel andre Noten, behandeln soll, deren Zusammenfassung und Anwendung sie indessen ist, und die man bloß mit dem Interesse der Neugierde gelesen hat; daß man sich aber sagen soll: hier ist ein Ziel und ein System; entweder dieses oder ein andres; man muß aber anfangen, sofort anfangen und nicht mehr zaudern; denn sonst gehen wir zu Grunde und wir gehen zu Grunde ohne jede Hoffnung auf Rettung. Dies ist so sehr wahr, mein Freund, daß es unmöglich ist, es zu übertreiben, und ich bin davon unendlich durchdrungen (überzeugt), denn ich habe den Abgrund niemals so tief sondiert, als beim Überlegen vorliegender Denkschrift. 4° daß sie diese Mitteilung dem Montmorin gegenüber streng geheim halten muß, und daß sie ihm raten soll, mir viel Vertrauen zu schenken, denn er ist doch ein Höfling durch und durch, dieser Rat wird Eindruck auf ihn machen, und es will mir scheinen, daß sie sich nicht besser seiner versichern und sich mehr Aussichten auf Erfolg verschaffen kann. Guten Tag, lieber Graf; heute früh werde ich Fricot sehen und in einen Pfuhl der Schande eindringen.

(Freitag.)

voilà, cher comte, les deux premières parties.
il faut qu'elle soit avisée 1°. que le Montmorin les
connoît pour les avoir lues, et qu'il en est extrêmement
content, mais qu'il ne les a pas encore, et qu'il ne
possédera le manuscrit que samedi soir s'il est entière-
=ment fini, [illegible] qu'elle l'aura elle partie, par partie,
et qu'ainsi pour peu qu'elle veuille s'en pénétrer, elle
aura une avance assez imposante sur le ministre 2°.
qu'il faut absolument qu'il devienne sien, et que nous
n'avons plus que cet espoir de salut 3° que la plus
grande marque de dévouement que je puisse donner est
de fournir un plan dans les circonstances, et qu'en
l'abandonnant je dois dire que très peu de moments
encore, et tous seront irréparables, et il ne sera plus
même possible de s'en faire un; qu'ainsi l'on ne doit
point traiter ce mémoire comme on a fait de tant
de notes dont après tout il n'est guère que le résumé et
l'application, et que l'on n'a [illegible] ici qu'avec l'intérêt

Faksimile eines Schreibens des Grafen Mirabeau für die Königin Marie Antoinette, gerichtet an den Grafen La Marck.

De la curiosité; mais que l'on doit se dire : voila
un but et un système; ou celui-là, ou un autre; mais il
faut commencer, tout à l'heure commencer, et
ne plus varier; car autrement nous perirons, et nous
perirons sans espoir de salut. cela est mon Ami;
cela est vrai à un point qu'il est impossible de leur
exagerer, et j'en suis infiniment penetré, parce qu'onfin
je n'ai jamais sondé si profon=
dement l'abime qu'en meditant ce mémoire. 4°. qu'il
faut qu'elle me tienne bien religieusement le secret de
cette communication envers le Montmorin, et
qu'elle l'engage à me donner beaucoup de confiance,
car au fond, il est courtisan, cette recommandation lui
pesera, et il me semble qu'elle ne peut pas être mieux
sûre de lui ni se donner une plus grande chance de
succès. Bonjour cher comte je verrai ce matin Frirot;
et penetrerai dans ce bourbier d'infamie



Vendredi

von der Mark schuldete. Sodann erhielt Mirabeau ein monatliches Gehalt von 6000 Livres durch Vermittelung des Erzbischofs von Toulouse ausbezahlt, und endlich händigte der König dem Grafen von der Mark vier Schatzanweisungen auf je 250000 Livres lautend ein, die Mirabeau im Falle gut geleisteter Dienste nach Schluß dieser ersten Versammlung erhalten sollte. Und was leistete Mirabeau dafür? Er versah den König mit einer ganzen Reihe geheimer Denkschriften, denen man fast sämtlich nachrühmen darf, daß sie die Lage ausgezeichnet überschauen und Ratschläge geben, wie sie des politischen Scharfblicks des Mannes würdig sind. Aber der Hof achtete leider nicht auf solche Winke eines Kundigen; vielfach hemmte die Unentschlossenheit des Königs, mehr noch das Mißtrauen, das man in Mirabeaus Ehrlichkeit setzte, die Ausführung seiner Pläne, am meisten vielleicht die stille Gegnerschaft Lafayettes, den bei Hofe zu erschüttern für Mirabeau fast Selbstzweck wurde.

Wir kennen Mirabeaus Ansicht von der Notwendigkeit eines starken und in der Exekutive unbeschränkten Königtums, wissen also, daß der Hof mit Unrecht ihm Vertrauen versagte, wissen dadurch ferner, daß Mirabeau bei seinem letzten Schritte sich nicht verkaufte, sondern nur für das bezahlt wurde, was auch ohnedies seine Überzeugung gewesen wäre. Aber das Publikum urteilte anders. Die Unvorsichtigkeit Mirabeaus, der nunmehr im Besitze eines bisher nicht genossenen sicheren Einkommens und im Genusse geordneter Finanzen, sofort auf größtem Fuße zu leben begann, brachte die Jakobiner auf die rechte Fährte. Es waren noch nicht zwei Wochen seit jenem Pakte mit der Regierung vergangen; infolge eines zwischen Spanien und England drohenden Konfliktes über den Besitz des Nootkasundes an der Küste von Kalifornien, sah sich Frankreich zu einer kriegerischen Rüstung veranlaßt; da kam die Frage auf die Tagesordnung der Versammlung, ob die souveräne Nation dem Könige das Recht übertragen solle, über Krieg und Frieden zu beschließen. Es gelang Mirabeau am 22. Mai die Entscheidung über Krieg und Frieden durch seinen Antrag zwischen König und Volksvertretung zu teilen und damit gegenüber den radikalen Anforderungen der Linken einen Sieg für die heimlich vertretene Sache zu erringen. Aber es war ein Pyrrhussieg; er hatte seinen anfänglichen Antrag ummodeln müssen nach Ideen, die gegen ihn Barnave vorgebracht hatte; er hatte sogar, um das zu vertuschen, sich eine nachträgliche Fälschung in seiner ersten Rede über diesen Gegenstand erlaubt. Aber es war doch ein Sieg, freilich ein auch in andrer Beziehung schwer errungener: am entscheidenden 22. Mai 1790 wurde ein Pamphlet verteilt, auch Mirabeau wurde es beim Eintritt in die Versammlung in die Hand gedrückt; es führte den Titel: „Trahison Découverte du Comte de Mirabeau" („Der entdeckte Verrat des Grafen Mirabeau"); es wies ganz unverblümt auf die Erkaufung des großen Volkstribunen hin. Man muß staunen, daß es dem merkwürdigen Manne doch gelang, mit der Gewalt seiner Persönlichkeit und seiner Rede wenigstens den besten Teil der von ihm vertretenen Sache zu retten. Dann aber finden wir ihn als Vertreter der Vorschläge, die den König am schmerzlichsten berühren mußten: er tritt mit aller Macht ein für die Zivilverfassung der Geistlichkeit, für die Assignaten, an deren Zweckmäßigkeit er selbst nicht glaubte. Warum? Er gewann sich dadurch die Jakobiner, die ihn sogar für eine Zeit zu ihrem Vorsitzenden machten. Einen noch tieferen Grund offenbarte er dem Hofe; er wollte diese Versammlung, die doch nichts Ersprießliches zu Tage förderte, in den Augen der Nation so furchtbar wie möglich kompromittieren, vielleicht den Bürgerkrieg herbeiführen, um so dem König die alte Stellung wiederzugewinnen. Darum war er für die extremsten Maßregeln.

Anacharsis Clootz. Abschaffung der Adelstitel.

Zum erstenmal nahte der Jahrestag des Bastillesturms heran. Es war besonders der Gedanke der Anhänger der konstitutionellen Monarchie, diesen Tag durch ein allgemeines Verbrüderungsfest zu feiern, welches durch die „Konföderation" der gesamten Nationalgarden und Soldaten des Königreichs und durch die Wiederholung des Eidschwurs der Treue den feierlichen Bund des französischen Volkes zur Freiheit und Gleichheit darstellen sollte. In weitesten Kreisen fand dieser Plan freudige Zustimmung; aus allen Departements wurde die Absendung von Deputationen nach Paris beschlossen, jedes Bataillon Nationalgarde, jedes Linienregiment sollte vertreten sein. — Ein eigentümliches Vorspiel fand das Fest durch eine Prozession aller Nationen, welche in der Nationalversammlung am 19. Juni erschien, um derselben den Dank der ganzen Menschheit für ihre freisinnigen Gesetze auszusprechen und um die Aufnahme aller in Paris anwesenden Fremden in die französische Föderation zu bitten. Es war eine Maskerade, aber doch sehr ernst gemeint. Der Führer des Aufzugs war ein preußischer Baron vom Niederrhein, der, in Paris erzogen, dort schon seit Jahren sich aufhielt, Johann Baptist von Kloz; aus Abneigung gegen das Christentum hatte er seine Vornamen abgelegt und nannte sich Anacharsis Clootz; ein überspannter Mensch, Genosse Camille Desmoulins', dessen Reden im Palais-Royal ihm den Kopf verdreht hatten. Er mietete eine Anzahl von Menschen und kleidete sie aus den Garderoben der Pariser

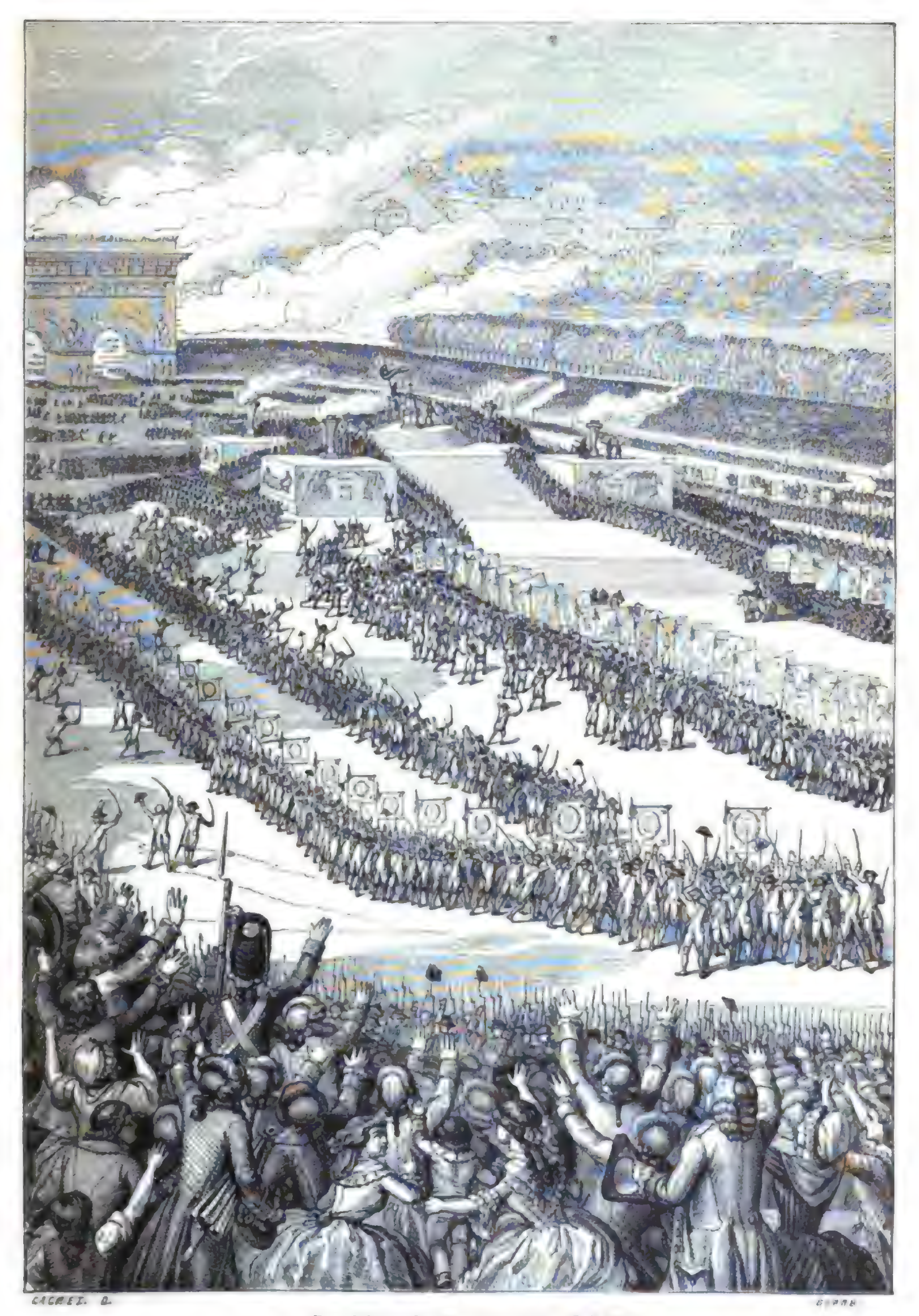
Theater in die Nationaltrachten der hervorragendsten Völker der Erde; so machte er sie zu Vertretern der Menschheit und zog dann an ihrer Spitze in den Sitzungssaal der Nationalversammlung, die er in pomphaften Worten anredete als Prophet eines neuen Weltbürgertums. Die Szene, obgleich einem Possenspiel zum Verwechseln ähnlich, verfehlte doch bei den leicht erregbaren Franzosen eines bedeutenden Eindrucks nicht. Die Versammlung klatschte Beifall; eine Art demokratischer Begeisterung war entzündet, welche ein Nachspiel zu der patriotischen Opfernacht des 4. August zu Wege brachte. Der Abgeordnete Lambel beantragte die Abschaffung der Adelstitel Baron, Marquis, Graf; Lafayette fügte noch Prinz hinzu, ein andrer die Anreden Hoheit, Exzellenz, Eminenz. Der Herzog von Montmorency, der seinen Stammbaum noch über Chlodwig hinaufführte, schlug ein Verbot der Wappen vor, der Marquis von Noailles verlangte die Beseitigung der Livreen. Alles wurde angenommen; nach amerikanischem Vorbilde sollten als „Bürger" alle einander gleich sein, und die Cidevants — so nannte man spottweise nun die „früheren" Edelleute — sich nicht mehr nach ihren Besitzungen, sondern mit ihrem Familiennamen nennen. Zwar setzte diese Umnennung sich nicht fest — Mirabeau blieb immer Mirabeau; nur drei Tage lang wurde die Welt durch den Namen Riquetti in die Irre geführt — aber Camille Desmoulins begann von jetzt an den König nur noch als den „Bürger Capet" zu bezeichnen. Mirabeau sah mit Recht in dem ganzen Vorgange eine Kinderei, die den wirklichen Wert der Versammlung verdeutliche.

**Das Föderationsfest (14. Juli 1790).** Es begannen die Vorbereitungen zur Feier des 14. Juli. Auf dem Marsfelde am linken Seineufer waren 1200 Personen beschäftigt, den weiten Platz zu einem ungeheuren Amphitheater für 300000 Menschen umzugestalten. Bald kam ihnen ganz Paris dabei zu Hilfe; Geistliche, Soldaten, Leute aus allen Ständen griffen zu Spaten und Schaufel, selbst vornehme Damen stellten sich in die Reihen der Arbeiter. Mit wehenden Fahnen, unter Trommelklang zog man zur Arbeit und schaffte, jeder nach seinen Kräften, bis beim Anbruche der Nacht das Signal ertönte, welches den Feierabend ankündigte. In der Mitte erhob sich auf Stufen eine Art langgestreckter Pyramide, 8 m hoch, der Altar des Vaterlandes, zur Seite eine bedeckte Tribüne, blau mit vergoldeten Zieraten, für den König und seine Familie. Ein Triumphbogen, der Seine gegenüber, führte zu dem Festplatz; über den Fluß war eine Schiffbrücke geschlagen.

Auf dem Boulevard der Oper versammelten sich am 14. Juli 1790 in der Frühe die Deputationen der Departements und empfingen hier ihre 83 Banner. Dann setzte sich der Zug in Bewegung: voran die Pariser Nationalgarde, die Wahlmänner, die Beamten der Munizipalität; hierauf folgte ein Bataillon Kinder, die Mitglieder der Nationalversammlung und ein Bataillon Greise; den Beschluß machten 40000 Soldaten und eine zweite Abteilung der Pariser Nationalgarde. Lafayette, auf einem prachtvollen Schimmel reitend, kommandierte das Ganze. Unter Kanonendonner zog der Zug durch den Triumphbogen in das Amphitheater ein, das seit dem frühen Morgen schon Hunderttausende von Menschen füllten. Um den Altar standen 200 Priester in weißen Gewändern, mit dreifarbigen Gürteln, der Bischof von Autun an der Spitze. Der König ließ sich auf dem Throne nieder, mit keinem Abzeichen seiner Würde geschmückt.

Es regnete heftig; aber nichts vermochte die freudige Begeisterung zu dämpfen, welche die ganze ungeheure Festversammlung durchwogte. Ein Orchester von 1200 Musikern leitete durch Musik die patriotische Feier ein. Talleyrand weihte die Nationalfahne und die Banner der 83 Departements. Dann folgte die Messe unter dem Schalle von 300 Trommeln und rauschender, kriegerischer Musik. Nun schritt Lafayette die Stufen zu dem Altare empor und sprach mit lauter Stimme den Bundeseid, Treue gegen Nation, Gesetz und König gelobend; unter Kanonendonner und Waffengeklirr folgten die Deputationen, Fahnen flatterten in der Luft, hochgeschwungen blitzten die Säbel; alle riefen wie mit einer Stimme: „Ich schwöre!" — „Es lebe die Nation! Es lebe der König!" rufen jubelnd hunderttausend Stimmen, das Schmettern der Trompeten, das Wirbeln der Trommeln übertönend. Die höchste Begeisterung offenbart sich; vieler Augen füllen sich mit Thränen. Die Nächststehenden stürzen sich auf Lafayette und küssen ihm Rock und Hände. Da erhebt sich der König; die Hand nach dem Altar ausstreckend, spricht er den Eid. Das düstere Gewölk, das den Himmel verhüllt, zerreißt, ein Sonnenstrahl bricht hindurch und trifft das Haupt des Königs, während er der Verfassung Treue gelobt. Das ruft einen neuen Freudensturm hervor; die Königin, in tiefer Bewegung, hebt ihren Sohn empor, dem jubelnden Volke entgegen; auch ihr rufen alle laute, freudige Lebehochs zu.

Ein Tedeum beschloß die Feier. Abends um 6 Uhr verkündete Kanonendonner das Ende. Aber der Festlust war noch lange nicht Genüge geschehen; noch eine volle Woche lang reihte sich Fest an Fest. Am Sonntage sammelte man sich auf dem Platze, wo früher die Bastille gestanden



55. **Das Fest der Konföderation am 14. Juli 1790.**

Nach dem gleichzeitigen Original von Monnet gezeichnet von J. Gagniet.

Digitized by Google

hatte. Jetzt waren dort Bäume gepflanzt, 83 nach der Zahl der Departements, nur zur Seite lag ein Trümmerhaufen mit Ketten umwunden, zum Gedächtnis der zerstörten Zwingburg. Lampengehänge zogen sich von Baum zu Baum; und dazwischen wogte das Gewühl der Tanzenden die ganze Nacht hindurch.

Es war wirklich, als wenn ein Hauch der Brüderlichkeit durch alle die fröhlichen und glücklichen Menschen ginge. Aber das Föderationsfest war der letzte der „schönen" Tage der Revolution.

Widerstand der Geistlichkeit.

Die Bestimmung der Nationalversammlung, daß alle Geistlichen den Bürgereid zur Anerkennung der neuen Gesetze betreffs des geistlichen Standes, die man unter dem Namen der „Zivilkonstitution des Klerus" zusammenfaßte, leisten sollten, erweckte den ersten wirklichen Widerstand gegen die Revolution, einen Widerstand, den diese nicht im stande war, ganz zu überwinden. Der Sinn war, die Geistlichkeit aus der Herrschaft des Papstes zu lösen und dem Nationalgesetze zu unterwerfen. Der König zögerte mit seiner Bestätigung des Beschlusses: er hatte den Papst um Anerkennung der neuen Gesetze über den Klerus gebeten, aber eine streng ablehnende Antwort erhalten. Dennoch entschloß er sich auf das Drängen der Nationalversammlung zur Bestätigung; allein nicht mehr als der dritte Teil der geistlichen Mitglieder der Nationalversammlung entschloß sich zur Ablegung des Eides; und im Lande waren der dazu Willigen noch weniger. Damit war aber der Apfel der Zwietracht unter das Volk geworfen. Die Anhänger der alten Kirchenverfassung wurden von den „Patrioten" befehdet, erneut begann der Banden- und Bürgerkrieg zu toben, und ihm gegenüber gab es nichts, was einer staatlichen Gewalt gleich sah.

Die unbeeidigten Priester.

Die unbeeidigten Priester (prêtres réfractaires) hielten es für ihre Pflicht, bei ihren Gemeinden auszuharren; und in den strengkatholischen Departements am Rhein, in der Vendée, in der Bretagne und Normandie hielten auch die Gemeinden an ihren alten Pfarrern fest: sie hatten sie getauft und getraut; ihre Messe galt ihnen für die einzig gute; sie hatten nicht Lust, ihre Kirchen einem dahergelaufenen Ketzer, den erst die Gendarmen in sein Amt hatten einführen müssen, zu überlassen. Den neu anlangenden „verfassungsmäßigen" Priestern wurde dann jeder Widerstand entgegengesetzt; die Weiber zischten sie in der Kirche aus, nachts wurden ihnen die Fenster eingeworfen, die Kirchendiener weigerten sich, die Glocken zur Messe zu läuten, und wenn die neuen Priester es selbst thun wollten, so drohte die Menge, sie zu ermorden oder zu Tode zu prügeln; ja häufig wurde der neue Priester mit Steinwürfen wieder von dannen gejagt.

Man verhaftete die Priester, welche aus Gewissensbedenken den Eid verweigerten; aber verurteilt konnten sie nicht werden, da sie sich nirgend einer Störung der öffentlichen Ruhe schuldig gemacht hatten. Doch wurden sie für die Freunde der Revolution zu einem Gegenstande des Hasses: viele Handwerker und Kaufleute sahen die Ursache für das Daniederliegen der Geschäfte in der Widerspenstigkeit der Priester; man nannte sie „Fanatiker", was etwa dieselbe Wirkung hatte wie die Bezeichnung als Aristokrat, und sie der Wut des Pöbels preisgab. Die Bauern, die anfänglich mißtrauisch gegen die neuen Gesetze waren, hatten dann binnen wenigen Monaten den größten Teil der geistlichen Güter an sich gebracht. Diese zahllosen neuen Herren des früheren geistlichen Landbesitzes waren nun sämtlich gegen die unbeeidigten Priester, in denen sie eine Bedrohung ihres neuen Besitzes sahen; und doch trauten sie ihnen allein es zu, eine wirklich gültige Sündenabsolution erteilen zu können. Das trat namentlich um die Oster- und Pfingstzeit auch in den folgenden Jahren recht zu Tage; Empfang des Sakraments, Firmelung wurden von Tausenden verlangt. Daher zogen sie in ganzen Haufen aus, um die Widerspenstigen zur Ablegung des Eides mit Gewalt zu zwingen. Und diese Bewegung erhielt eine Art gesetzlicher Sanktion, indem am 27. November 1790 die Versammlung beschloß, daß alle Geistlichen bis zu einem gewissen Termine den Eid auf die Verfassung zu leisten hätten, widrigenfalls sie ihrer Ämter und bürgerlichen Rechte verlustig gehen sollten. Die Bestätigung des Königs für dieses Gesetz ließ bis zum 26. Dezember auf sich warten. Man begnügte sich aber nicht damit, auf unbeeidigte Priester Jagd zu machen, sondern man suchte auch alle jene heim, die als deren Anhänger bekannt oder auch nur verdächtig waren. Wie immer bei solchen Gelegenheiten schlossen sich Vagabunden und Banditen an, so daß der unselige Bauernkrieg gegen die Aristokraten neue Nahrung erhielt, und allenthalben die Überfälle und Brandschatzungen, die Grausamkeiten und Mordthaten wieder begannen, wie früher gegen die Aristokraten, so jetzt gegen die „Fanatiker", in Wahrheit gegen alle Besitzenden. Die Behörden aber sahen allenthalben ohnmächtig zu; ohne irgend welche Exekutivgewalt mußten sie sogar noch gute Miene zum bösen Spiele machen, wenn sie sich nicht auch als Anhänger unbeeidigter Priester behandelt sehen wollten.

Digitized by Google

Auf militärische Hilfe zur Wiederherstellung der Sicherheit des Lebens und Eigentums war nicht zu rechnen; denn die Soldaten waren in den meisten Regimentern ganz unzuverlässig geworden. In Brest hatten sich die Matrosen der Kriegsschiffe, in Nancy die Soldaten von den Linienregimentern in offener Meuterei gegen ihre Offiziere erhoben, so daß es in letztgenannter Stadt nur mit Aufbietung äußerster Energie dem General Bouillé, einem Vetter Lafayettes, möglich geworden war, die Ordnung wiederherzustellen.

Neckers Abgang.

Die Jakobiner ergingen sich daraufhin in maßlosen Anklagen gegen die Minister, in der Hoffnung, deren frei werdende Stühle selbst in Besitz zu nehmen. Sie suchten der Sache den Anschein zu geben, als hätten die Minister dem Grafen Bouillé den Auftrag zur Anwendung von Gewalt gegen die patriotischen Meuterer gegeben. Die Folge war, daß die Minister wirklich abdankten und damit dem Beispiele Neckers folgten, den schon im September 1790 ein feindseliger Volksauflauf gedrängt hatte, seine Entlassung zu nehmen.

So sehr hatte die öffentliche Meinung zu Neckers Ungunsten umgeschlagen, daß derselbe Mann, dessen Entlassung im vorigen Jahre die Unruhen vom 12.—14. Juli, die Erstürmung der Bastille hervorgerufen hatte, nicht einmal ungefährdet nach der Heimat reisen konnte. Die Bevölkerung von Arcis sur-Aube hielt ihn, obwohl er mit Pässen ordnungsmäßig versehen war, als verdächtig fest, und erst das Einschreiten der Versammlung machte ihm die Fortsetzung der Reise möglich. Der „Baron von Coppet“, wie ihn Camille Desmoulins spottweis zu nennen pflegte, zog sich nach dieser in der Nähe von Genf gelegenen Herrschaft zurück und ist dort am 9. April 1804 im 72. Lebensjahre gestorben.

Mirabeau und der Hof.

Indes die Zeit der Jakobiner war noch nicht gekommen. Mirabeau wäre der rechte Mann gewesen, an die Spitze des Ministeriums zu treten, wenn nicht die Nationalversammlung selbst sich der Möglichkeit einer parlamentarischen Regierung mit Ministern aus der Majorität der Versammlung durch den schon erwähnten Beschluß beraubt hätte, daß kein Deputierter Minister werden dürfe. Daher mußte Mirabeau in der haltlosen und unfruchtbaren Stellung eines Ratgebers bei Hofe verharren, in der er sich aufrieb. Allmählich erlahmte ihm die Hoffnung, daß sich der König zu einem energischen Handeln, um die Lebensfähigkeit der Krone zu retten, aufraffen würde. „Die Königin ist der einzige Mann bei Hofe“, pflegte Mirabeau voll Unmuts zu sagen, wenn er durch seinen Vertrauten, den Grafen von der Mark hörte, wie sie einzelnen seiner Vorschläge mit Entschiedenheit und Feuer zugestimmt hatte.

Aber auch die Königin war nur halb und halb mit seinen Plänen einverstanden. Sie hegte ein tiefes Mißtrauen gegen diesen dämonischen, rätselhaften Mann, dessen Thaten je länger je weniger seinen Worten entsprachen. Sie gewährte ihm am 3. Juli 1790 insgeheim eine Audienz in St.-Cloud, und hingerissen von ihrer Anmut und ihrem Geiste, soll er damals ausgerufen haben: „Madame, die Monarchie ist gerettet!“ Sein Verhältnis zum Hofe wurde jedoch dadurch nicht besser, und konnte es auch bei den von ihm selbst unterstützten Beschlüssen der Nationalversammlung nicht werden. Dagegen war jene Audienz, die übrigens in Gegenwart des, wie immer, so auch hier apathischen Königs stattgefunden hatte, nicht unbemerkt geblieben. Fréron in seinem Orateur du peuple, Marat im Ami du peuple verarbeiteten die ihnen zu Ohren gedrungenen Gerüchte in ihrer Weise und gaben so zu dem unsinnigen Gerücht Veranlassung, als herrschten zwischen Mirabeau und der Königin sehr intime Beziehungen.

Mirabeaus Ausgang.

Die Hoffnungslosigkeit seiner Bestrebungen drückte Mirabeau nieder: der riesenhafte Körper gab dem Drucke des Gemütes nach. Kein Wunder, denn nach den aufregenden Debatten langer Nachtsitzungen durchschwärmte er den Rest der Nacht mit seinen Freunden oder Freundinnen, oder brachte ihn am Schreibtische in angestrengter Arbeit zu. Im März 1791 ergriffen ihn öftere Anfälle von Bewußtlosigkeit; er hatte, wenn er die Rednerbühne verließ, ein Gefühl tödlicher Erschöpfung. Am 27. März sank er auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr erstehen sollte.

Die Kunde von seiner Erkrankung ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Den ganzen Tag umlagerte eine ängstlich harrende Volksmenge seine Wohnung: es mußten gedruckte Bulletins über sein Befinden ausgegeben werden. Täglich ließ sich der König nach seinem Ergehen erkundigen; der Jakobinerklub sandte eine Deputation, an deren Spitze Barnave, der Gegner Mirabeaus in der Debatte über die Kriegs- und Friedensfrage, stand. Wenn die furchtbaren Schmerzen,

die ihn quälten, nachließen, erhob sich seine Seele in ahnungsvollen Ausblicken. „Ich nehme mit mir", sagte er, „das Totengewand der Monarchie, die Aufrührer werden sich in die Fetzen teilen." Ein andermal warnte er vor Pitt, als dem Feinde Frankreichs: „indessen", setzte er hinzu, „wenn ich länger gelebt hätte, so glaube ich, daß ich ihm Kummer bereitet haben würde." Ein Freund legte ihm die Kopfkissen zurecht. „Ja, stütze nur den Kopf", dankte ihm Mirabeau, „ich wollte nur, ich könnte ihn dir vermachen." Nach stundenlanger Sprachlosigkeit kehrte ihm am Morgen des 2. April unerwartet die Sprache wieder: er redete zehn Minuten lang so lebhaft und so rührend, daß alle Anwesenden in Thränen zerflossen. Dann trat der Krampf wieder ein und schloß ihm den beredten Mund für immer. Es war Sonnabend den 2. April um $8^1/_2$ Uhr morgens.

„Ich habe in diesem Augenblicke", eröffnete der Präsident der Nationalversammlung am Abend die Sitzung, „eine sehr schmerzliche Pflicht zu erfüllen." Ein dumpfes Geflüster ging durch den Saal: „Er ist tot!" Jedermann wußte, wer gemeint war, ganz Paris trauerte; die Theater wurden geschlossen; der Jakobinerklub setzte auf acht Tage seine Sitzungen aus. Einstimmig beschloß die Nationalversammlung, die neue Genovevakirche zu einem Pantheon für die Asche großer Bürger des Vaterlandes zu weihen und Mirabeau als ersten dort beizusetzen. Ein Trauerzug von fast einer halben Meile Länge geleitete ihn dorthin, wie Paris einen solchen noch niemals gesehen, England nur, als es den großen William Pitt (den älteren) begrub: so groß war die Verehrung, die ihm jeder nachtrug.

Man kann nicht leugnen, daß die beiden letzten Lebensjahre des großen Mannes einen tragischen Charakter aufweisen. Die Schatten der Vergangenheit fallen allenthalben auf seine Laufbahn, und frühere Schuld erzeugt neue, die ihn nicht aus ihren Banden läßt, bis ihn der seelische Kampf auch körperlich überwältigt. Man hat wohl gemeint, ein Mirabeau wäre noch in der Lage gewesen, wenn er zur rechten Zeit an die rechte Stelle gesetzt worden wäre, der Revolution einen andern Charakter zu geben, den trüben Strom der Anarchie einzudämmen. Wer den Mirabeau dieser letzten beiden Jahre genau studiert, wird ihn dem der vergangenen Jahre entsprechend finden und jenen Gedanken aufgeben. Doch kann man das eine stets von ihm rühmen: seine Gesichtspunkte waren immer am weitesten gefaßt, seine Anschauung der jeweiligen Lage war fast immer eine großartige. Das empfand auch der große Haufe, trotz aller Verdächtigungen und Aufhetzungen der anarchistischen Führer. Immer aufs neue erkannte das Volk in ihm den gewaltigsten Anwalt seiner Interessen, so wenig er es oft in Wirklichkeit war. Aber die Kühnheit und Unerschrockenheit seines Auftretens, die Schlagfertigkeit seiner Antworten riß die Hörer immer wieder auf seine Seite; sie empfanden, daß er sie auf eine höhere Stufe hob. Sie mochten mit Groll im Herzen und mit dem Wunsche, ihn zu vernichten, in die Versammlung gekommen sein — sie verließen am Ende doch die Versammlung als Bewunderer des großen Mannes. Man hat ein gutes Bild von der Stellung Mirabeaus und von dem, was er wohl im innersten Winkel seines Herzens trotz aller Selbstsucht und Frivolität wirklich empfand, wenn man die Worte heranzieht, die sich in jener berühmten Rede vom 22. Mai 1790 finden, während ihm allenthalben die Schmähschrift entgegengehalten wurde: Der entdeckte Verrat des Grafen Mirabeau. Als er die Tribüne bestieg, rief ihm der Abgeordnete Volney zu: „Nun, Mirabeau, gestern auf dem Kapitol, heute auf dem tarpejischen Felsen?" Darauf er, nach einigen Sätzen gegen Gehässigkeit, Verleumdung und Terrorismus der Parteimeinungen: „Auch mich wollte man vor wenig Tagen im Triumph von dannen tragen und jetzt schreit man in den Gassen: der große Verrat des Grafen Mirabeau! — Ich bedurfte dieser Lehre nicht, um zu wissen, daß es nur wenige Schritte sind vom Kapitol zum tarpejischen Felsen; aber der Mann, der für Vernunft und Vaterland streitet, gibt sich so leicht nicht besiegt. Wer das Bewußtsein hat, daß er sich wohl verdient gemacht hat um sein Land und ihm noch immer nützlich ist; wer nicht hascht nach leerem Flitter; wer die Erfolge des Tages verschmäht um echten Ruhmes willen; wer die Wahrheit sagen und die öffentliche Wohlfahrt fördern will, unbekümmert um die schwankende Meinung des Volkes: der Mann trägt in sich selbst den Lohn seiner Dienste, die Wonne seiner Mühen und den Preis seiner Gefahren; seine ganze Ernte und das einzige Los, das ihn reizt, das Los eines großen Mannes, erwartet er von der Zeit, der nie bestochenen Richterin, die allen ihr Recht widerfahren läßt." — —

## Die Flucht des Königs.

Fluchtpläne des Königs.

Noch oft wandten sich in der Nationalversammlung die Blicke dem leeren Sitze zu, von dem aus die Debatten so oft die rechte Steuerung erhalten hatten. Auch der König sollte Mirabeau vermissen. Noch im April faßte der König den Gedanken, sich durch die Flucht seiner Bedrängnis und Ratlosigkeit zu entziehen. Alle königlichen Gerechtsame hatte er sich geduldig eine nach der andern nehmen lassen; aber daß es ihm am 18. April verwehrt worden war, nach St.-Cloud zu fahren, um dort die Messe bei einem unbeeidigten Priester zu hören, konnte er nicht überwinden. Er beschloß, sich, wenn auch nicht wie die noch immer steigende Zahl der Emigranten außer Landes, so doch an die Grenze seines Landes zu der Armee Bouillés nach

**Montmédy zu begeben. Von dort aus hoffte er dem Lande nach Berufung einer neuen Versammlung eine Verfassung geben zu können, die auch der Monarchie Gerechtigkeit widerfahren ließe. Im schlimmsten Falle, der wohl auch eingetreten wäre, wollte er über die Grenze gehen, aber nur um sich zu retten, nicht um nach dem Wunsche der Emigranten das alte Frankreich mit kriegerischer Faust wieder herzustellen. Die Nacht vom 20. auf den 21. Juli wurde für das Unternehmen in Aussicht genommen. Gelingen konnte es nur, wenn es mit der größten Vorsicht ins Werk gesetzt wurde. Aber weder wurde der Plan vollständig geheim gehalten, noch die Ausführung mit der nötigen Umsicht und Thatkraft ins Werk gesetzt. Die Geschichte dieser unglücklichen Flucht ist eine verhängnisvolle Kette von Ungeschicklichkeit und Pflichtverletzung, Thorheit und Unvorsichtigkeit, Mangel an Energie und Verrat.**

**Verhandlungen mit Breteuil und Bouillé.**

Des Königs Umgebung hatte schon oft den Gedanken einer Flucht gehabt, und gleicherweise argwöhnte der Pariser Pöbel eine solche. Das Verlassen der Stadt, aber am hellen Tage, inmitten treu gebliebener Truppen hatte, wie wir erfuhren, auch Mirabeau dem Könige angeraten, kurz nachdem man den letzteren nach Paris überführt hatte. Schwerlich glaubte er dann später selbst noch an die Ausführbarkeit des Gedankens, da die Unzuverlässigkeit der Truppen mit jedem Tage zunahm. So konnte der abenteuerliche Plan entstehen, den König mit Gewalt zu entführen. Das nahm die royalistische Partei Ende 1789 ernstlich in Aussicht, wie die um diese Zeit entdeckte und niemals ganz aufgeklärte Verschwörung von Favras es beweist, die unter andern Zielen auch dieses hatte. Ähnliche Entwürfe legten einige Herren vom Adel im März 1790 vor. Der König fand sie unter seiner Würde und lehnte ab.

Bis zum Oktober 1790 wies Ludwig überhaupt jeden Gedanken an Flucht als zu gewagt von sich und versuchte es auf gütlichem Wege mit der Versammlung sich zu verständigen, obwohl ihm das Nachgeben in gewissen Fragen überaus sauer wurde, namentlich in den kirchlichen. Die Königin dachte schon im Juli 1790 ernstlich an Flucht. Damals wäre sie vielleicht noch leichter ausführbar gewesen; die königliche Familie hielt sich ja außerhalb der Stadt in St. Cloud auf. Von hier aus wurden die ersten Fäden zu der nachmals wirklich unternommenen Flucht angesponnen, und zwar zunächst zwischen dem Hofe und dem in Solothurn lebenden Exminister Breteuil. Die Vermittelung übernahm der Bischof von Pamiers, der Gedanke selbst war von Breteuil ausgegangen. Dieser riet: Der König knüpfe durch einen passenden Emigranten die nötigen Verbindungen mit den auswärtigen Höfen an und begebe sich dann zu gelegener Zeit, wenn alles genügend vorbereitet ist, nach Metz unter den Schutz des Generals Bouillé. Nur zögernd gab der König dem Bischof die nötigen Vollmachten und beauftragte Breteuil mit den auswärtigen Verhandlungen. Er empfand anfangs namentlich gegen Bouillé einiges Mißtrauen. Es war unberechtigt. Der General war nicht nur ein guter Royalist, er war auch ein schneidiger Soldat, der, wie schon erwähnt, im August 1790 die Meuterei der Regimenter in Nancy mit großer Energie unterdrückt hatte.

Dieser Mann sandte im Dezember seinen 21jährigen Sohn Ludwig nach Paris, um mit dem Könige zu unterhandeln. Er empfahl an Stelle von Metz als Zufluchtsort die drei Grenzfestungen Besançon, Valenciennes und Montmédy unter Betonung der letzten, die dann auch von Ludwig angenommen wurde. Von den zwei dahinführenden Wegen, nämlich der geraden Straße über Châlons und St. Ménéhould oder dem Umweg in der Richtung auf Chimay durch die Ardennen, wählte Ludwig den ersten, weil ihn der zweite zu zeitweiligem Verlassen des französischen Bodens gezwungen hätte. Bei der schwankenden Charakterart des Königs fand sich Bouillé berechtigt, eine schriftliche Erklärung des Königs, die ihn an das Unternehmen band, zu verlangen. Der König gab sie. Als vorläufiger Termin für die Entweichung war irgend ein passender Tag des Frühjahrs 1791 in Aussicht genommen worden. Am 9. Januar 1791 war Ludwig Bouillé wieder in Metz.

**Verhandlungen mit Österreich.**

Leider hatten sich gerade um die Zeit dieser Verhandlungen die Aussichten des Unternehmens verschlechtert. An Stelle des bisherigen gut royalistischen Kriegsministers war mit dem Sturze des Ministeriums Necker ein Freund Lafayettes, Duportail, ins Ministerium getreten und sah Bouillé, dem er offenbar mißtraute, scharf auf die Finger. Er verringerte auch dessen ihm nach der Affaire von Nancy übertragene weite Vollmachten und schränkte sein Amtsgebiet ein. Trotz aller Schwierigkeiten nach dieser Seite und obgleich er seinen Offizieren alles verheimlichen mußte, war Bouillé Ende April mit seinen Vorbereitungen, als Dislozierung der zum Zwecke notwendigen Truppen, Verproviantierung von Montmédy, Umwechselung bedeutender Papiergelder in klingende Münze, fertig geworden. Aber eine Schwierigkeit war noch nicht behoben: es fehlte eine bindende Abmachung mit Österreich; ohne dessen Hilfe glaubte aber Bouillé an kein Gelingen des Planes. Die Österreicher sollten Truppen an der Grenze zusammenziehen zum Schutze, wie es den Anschein haben sollte, der durch die Neuerungen in Frankreich geschädigten und bedrohten Reichsfürsten. Diese drohende kriegerische Verwickelung sollte dem General die Möglichkeit von Truppenzusammenziehungen und eine freiere Bewegung ermöglichen. Dieselben österreichischen Truppen sollten dann aber bei der Unzu-

verlässigkeit der eignen Regimenter dem Aufenthalte in Montmédy als Stützpunkt dienen, unter Umständen auch Ludwig einen letzten Zufluchtsort sichern. Allerdings war Österreich augenblicklich nicht in der Lage, eine Verwickelung mit Frankreich herbeizuwünschen; Leopold II. sah sich durch die belgischen Unruhen und die orientalischen Wirren völlig in Anspruch genommen; Josephs II., seines Bruders, unüberlegte Politik hatte ihm diese üble Erbschaft vor wenigen Monaten erst hinterlassen (gest. 20. Februar 1790). Leopold wünschte wohl, der Schwester und dem Schwager zu helfen, aber nichts lag ihm jetzt ferner als eine Schilderhebung im dynastischen Interesse. Etwaige Anwandlungen in dieser Richtung wurden entschieden und mit Erfolg von dem alten Kaunitz niedergehalten, dem langjährigen Berater des Hauses Österreich, für den es einen andern Gesichtspunkt nicht gab als die Macht eben dieses Hauses. So erreichte man nichts, als einige Truppenbewegungen im Luxemburgischen, die von Bouillé und seinen Mittelspersonen mit Geschick so ausgenutzt wurden, daß die öffentliche Meinung allgemein an den Krieg glaubte und Bouillé seine Maßregeln treffen konnte, sich sogar durch den ihm abgeneigten Kriegsminister dafür belobt sah. Aber mit der Aufstellung eines Korps von 10000 Mann, die französischerseits verlangt und nach langem Drängen kaiserlicherseits mit halben Worten zugestanden waren, beeilte man sich in Belgien durchaus nicht. General Mercy, obwohl Vertrauter der unglücklichen Königin und Adressat ihrer immer dringlicher werdenden Hilferufe, war durchaus Werkzeug der Kaunitzschen Politik und von Haus aus sehr vorsichtig angelegt.

**Der 18. April 1791.** Unterdessen wurde aber der Aufenthalt in Paris für die königliche Familie so unerträglich, daß man mit oder ohne österreichische Hilfe zu entweichen beschloß. Man streckte zunächst einen Fühler aus, indem der Hof bekannt werden ließ, daß der König das Osterfest (es fiel der Ostersonntag auf den 24. April) in St.-Cloud zu begehen gedenke und sich am 18. April dahin begeben werde. Sofort bemächtigte sich die demokratische Presse und Parteileitung der Sache, die Massen und die Nationalgarde wurden bearbeitet, und als Ludwig am 18. in der Mittagsstunde abfahren wollte, setzte sich die Menge dem entgegen, die Nationalgarde meuterte und erging sich in gemeinen Schimpfreden gegen den König, die Behörden weigerten sich, und wohl schließlich nicht mit Unrecht, das Aufruhrgesetz zu proklamieren — es hätte sich ja doch niemand zur Durchführung gefunden — so sah sich nach zweistündigen vergeblichen Versuchen der König genötigt, mit den Seinen wieder in den Palast zurückzukehren. Als am 19. April der Abgeordnete Malouet auf die ganz skandalösen Vorgänge des vorigen Tages zurückzukommen versuchte und nach ihm Virieu und Cazalès von der Rechten, beide Männer von trefflicher Denkungsart und anständiger Gesinnung, da wurden sie durch den Ruf: „Zur Tagesordnung!“ übertönt, denn man unterhielt sich an diesem Tage — über die Marine. Ganz recht rief da Virieu: „Die Frage der öffentlichen Ordnung ist die Tagesfrage!“

**Der König und die Versammlung.** Von diesem Augenblicke an befand sich der König in einem Zustand, den er längst als solchen hätte erkennen sollen: in dem Zustande der Notwehr, die alle Mittel erlaubt. Nunmehr erst begann er ein System, wie es nicht anders zu erwarten war: er begann die Versammlung zu belügen, indem er sich jedem Gesetzesvorschlag so geneigt wie möglich zeigte, alles sanktionierte, den Abgeordneten direkt oder indirekt, namentlich das letztere, Schmeicheleien und Belobigungen zukommen ließ. So nannte ein Schriftstück, das wenige Tage nach des Königs an die Nationalversammlung ergangener Beschwerde verfaßt worden ist und am 23. April in der Versammlung zur Verlesung kam, die Behauptung, daß der König nicht frei sei, eine „abscheuliche und abgeschmackte Verleumdung“. Diese Berichtigung erzeugte allgemeinen Beifall. Trotz aller gefühlvollen Reden dachte man aber beiderseitig anders als man sprach, und selbst der Umstand, daß der König am Ostertag der Messe eines beeidigten Priesters beiwohnte, brachte keine Änderung hervor. Im Gegenteil, die Demütigungen und feindlichen Maßregeln mehrten sich. Am 1. Mai beschloß die Versammlung, der Besuch der politischen Versammlungen sei Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen zu gestatten, da die Soldaten dieselben Rechte wie die andern Bürger hätten; sie fänden dort Aufklärung über ihre politischen Rechte und Pflichten und Nahrung für ihren Patriotismus. Am 11. Juni that man einen weiteren Schritt zur Auflösung der Armee: man setzte eine Erklärung unbedingter Anhänglichkeit an die Verfassung, die Nation und den König und eines Versprechens, sich nie an irgend einer Verschwörung wider diese zu beteiligen, für die Offiziere auf; wer sie nicht unterschrieb binnen einer vom Könige festzusetzenden Frist, solle sich als mit einem Viertel seines Gehalts entlassen ansehen. Damit, wußte man, wurden die royalistisch gesinnten Offiziere aus dem Heere gedrängt. Eine besondere Kränkung war es für den König, als die Versammlung ihm am 4. Juni das Begnadigungsrecht nahm, als man ihn am 11. Juni zwang, ein Dekret gegen den emigrierten Prinzen Condé zu unterzeichnen.

**Entschluß zur Flucht.** Inzwischen harrte die königliche Familie vergeblich auf Nachrichten von dem Herannahen des versprochenen österreichischen Hilfskorps. Bouillé drängte zur Abreise. Er erklärte, bei der wachsenden Untreue der Truppen und im Hinblick auf den bevorstehenden Eid der Offiziere, über den 1. Juni hinaus nicht warten zu können. Aber gerade Anfang Juni war eine Rate der Zivilliste im Betrage von 2 Millionen fällig. Dann hatte man nicht daran gedacht, daß eine demokratische Kammerfrau beim Kronprinzen gerade Dienst hatte, deren Ablösung erst abgewartet werden müßte. Nach längerem Schwanken entschied sich endlich in der Nacht vom 12.—13. Juni der König gegenüber dem Herzog von Choiseul, den Bouillé noch am 10. nach Paris geschickt hatte, endgültig für die Nacht vom 20. zum 21. Juni. Eine kurz vorher mit dem ebenfalls von Bouillé geschickten Hauptmann Goguelat getroffene Vereinbarung für die

Nacht des 19.—20. Juni wurde damit aufgehoben. Am 15. Juni abends erhielt Bouillé diese Nachricht in Metz, und noch in der Nacht ergingen die Befehle an die einzelnen Truppenteile, ihren Marsch um 24 Stunden aufzuschieben, die auch noch rechtzeitig überall anlangten. Am nächsten Morgen verließ der General unter dem Vorwande einer Rundreise wegen der österreichischen Bewegungen Metz.

Axel von Fersen

Die notwendigen Vorbereitungen zur Flucht besorgte der schwedische Graf Axel von Fersen mit großer Aufopferung und Umsicht. Seine Schönheit, sein liebenswürdiges, wenn auch sehr ruhiges und zurückhaltendes Wesen hatten ihn sehr bald nach seinem Erscheinen am französischen Hofe, 1778, zum Liebling der Königin gemacht, die übrigens nach einem Berichte des damaligen, mit Fersen befreundeten schwedischen Gesandten tiefer für ihn empfunden zu haben scheint. Axel wandte sich aber 1779 nach Amerika und nahm mit Auszeichnung an dem Freiheitskriege teil. Nach Frankreich 1783 zurückgekehrt, erhielt er vom König ein Obersten-Patent und das Regiment Royal-Suédois. Er ging jedoch zunächst nach Schweden zurück und sah Frankreich erst im Oktober 1788 wieder. König Gustav III. hatte ihn geschickt, um neben dem offiziellen Gesandten

56. Graf Axel von Fersen im Alter von 28 Jahren.

Nach einer während seines Aufenthalts zu Paris gemalten Miniature (jetzt im Besitz der Gräfin Luise von Gyldenstolpe geb. von Fersen).

Aus Klinkowström, „Le comte de Fersen et la cour de France“.

Schwedens, dem Herrn von Staël, als sein politischer Agent zu wirken, besonders im Interesse der königlichen Familie. Daß er ein energischer Mann war, bewies er dadurch, daß er zweimal während der Revolutionszeit in seinem Regimente ausgebrochene Meutereien mit Kraft unterdrückte. Ohne diesen durchaus zuverlässigen und selbstlosen Mann hätte die ganze Flucht wohl schwerlich stattfinden können. Zunächst besorgte er lange vor der Flucht 400000 Livres bares Geld teils aus eignen Mitteln, teils durch Borg. Eine Frau Stegelmann, die Witwe eines Petersburger Bankiers, und deren Tochter, Frau von Korff, die Witwe eines russischen Obersten, hatten ausgeholfen. Ihre Namen benutzte Fersen auch, mit Wissen der Inhaber, um einen Reisewagen für den König zu bestellen, da ja die Hofkutschen für den heimlichen Anschlag unbrauchbar waren. Der Eigensinn des Königs, oder wer in der Familie sonst daran schuld war, bestand auf einem Reisewagen, der dem königlichen Range angemessen wäre und die ganze Familie aufnehmen könnte samt der gouvernante de France, der Frau von Tourzel und einem Reisemarschall, der als praktischer Mann den Reisenden allenthalben behilflich sein könnte. Demgemäß bestellte Fersen am 22. Dezember 1790 eine sechssitzige sogenannte Berline beim Sattler Louis für Frau von Korff. Der Wagen war sehr groß, schwer, braun angestrichen, im Innern sehr üppig eingerichtet, aber im übrigen für seinen Zweck so unpraktisch wie nur möglich. Diese Arche kostete 6000 Livres. Als sie fertig war, nahm Fersen sie in sein Haus.

Fersen hatte ursprünglich gemeint, daß die königliche Familie getrennt fliehen sollte; auch Ludwig Bouillé hatte dazu geraten. Die Königin widersetzte sich dem energisch. Prinzessin

Digitized by Google

Elisabeth, des Königs Schwester, sollte mit Monsieur und Madame, d. h. mit dem Bruder des Königs, dem Grafen von der Provence und dessen Gemahlin entweichen; deren Flucht sollte gleichzeitig mit der des Königs, aber in andrer Richtung, ins Werk gesetzt werden. Aber sie bestand darauf, mit dem Bruder zu fliehen. Somit waren in der sechssitzigen Kutsche schon fünf Plätze für die Familie in Anspruch genommen, es mußte also entweder die Gouvernante oder der männliche Begleiter zurückbleiben. Man gab Frau von Tourzel den Vorzug, sei es nun, daß diese, was sie selbst in ihren Aufzeichnungen natürlich energisch bestreitet, auf ihrer Mitnahme bestanden hat, sei es, daß die Laune der höchsten Herrschaften bestimmend war. Außerdem hatte man, ohne sie jedoch in ihre Bestimmung einzuweihen, noch drei Leibwächter, lauter Edelleute, in den persönlichen Dienst genommen, die man in der Zwischenzeit zu allerlei Besorgungen, namentlich zum Kurierdienste verwandt hatte. Es waren die Herren von Valory, von Moustier und von Maldent; Graf Fersen bezeichnete sie später in seinem Tagebuche als bons à rien. Ihre Auswahl hatte nach Anweisung der Königin der Major Agoult von der Garde Française, ohne über deren eigentlichen Zweck unterrichtet zu sein, ausgesucht. Ursprünglich sollte gerade er der Begleiter der Reisenden sein. Am 17. Juni wurde Moustier vom Könige eingeweiht.

**Der Abend des 20. Juni.**

An dem verhängnisvollen Tage der Flucht wurde die gewöhnliche Tagesordnung geflissentlich eingehalten, damit auch nicht der leiseste Grund eines Verdachtes gegeben werden könnte. Und doch war eigentlich das Ganze schon verraten. Die Garderobenfrau der Königin, Rochereuil, hatte auf Grund verschiedener untrüglicher Wahrnehmungen dem Maire von Paris, Bailly, Anzeige von der beabsichtigten Flucht gemacht, die Bailly in ritterlicher Weise ignoriert hatte. Schlimmer war, daß diese Frau, falls das Gerücht wahr ist, eine Liebschaft mit Gouvion, Lafayettes Freund und Generaladjutanten bei der Nationalgarde, hatte. Gerade nun die von der Rochereuil innegehabten Zimmer boten einen verhältnismäßig ungestörten Ausgang. Die Königin hatte sie, angeblich für ihre erste Kammerfrau am 11. Juni in Besitz genommen, eine Änderung, die die Rochereuil weiterzumelden nicht versäumte. Am Abend des 20. um neun Uhr fand, wie gewöhnlich, das Abendessen mit Monsieur, Madame und Madame Elisabeth statt. Hier gab der König dem Bruder den Befehl, sich in derselben Nacht nach Longwy zu verfügen. Der Prinz hatte schon lange fliehen wollen und hatte, völlig vorbereitet, nur des Befehles geharrt. Die beiden Kinder des Königs waren schon zu Bett gebracht; gegen zehn Uhr verließ die Königin die übrigen, um sie aus dem Bett holen und durch die treue Kammerfrau Brunier ankleiden zu lassen. Dann hatten die königlichen Herrschaften noch gegen elf Uhr das altherkömmliche Coucher, d. h. das feierliche vor Zeugen stattfindende Zubettgehen, über sich ergehen zu lassen, um sich dann sofort wieder anzukleiden. Dann verließen zuerst die Kinder mit Frau von Tourzel und Herrn von Maldent, dann Madame Elisabeth, dann der König, endlich die Königin das Schloß, um alle in einem zweispännigen Mietwagen nacheinander Platz zu finden, der, vom Grafen Fersen selbst gefahren, schon seit $10^{1}/_{4}$ Uhr erst in der Cour des Princes gehalten und dann nach Aufnahme der „Kinder Frankreichs" nach dem nur 200 Schritte von den Tuilerien entfernten Petit Carrousel gefahren war, der Abmachung gemäß. Herr von Maldent, der auch die Königin führte, hatte so wenig Ortskenntnis oder so wenig Kopf, daß er mit seiner Begleiterin — von einer Schildwache zurechtgewiesen werden mußte. Doch langten beide ohne wesentlichen Zeitverlust am Wagen an. Um Mitternacht war die Familie vereint, und Fersen fuhr nach der Porte St. Martin, wo der oben erwähnte Reisewagen harrte. Die eventuell vorzuzeigenden Pässe hatte Fersen ebenfalls besorgt; sie lauteten auf die Familie Korff mit Kindern und Bedienung. — In dem Augenblicke, da die Königin mit ihrem Begleiter durch das Schloßportal schritt, fuhr Lafayettes Wagen von Fackelträgern begleitet aus den Tuilerien weg. Gegen 11 Uhr hatte Gouvion, der die Schloßwache hatte, eine schriftliche Anzeige der Rochereuil empfangen, die er Bailly zusandte. Dieser lag gerade krank und hatte Lafayette rufen lassen, der war dann nach dem Schloß gefahren, hatte Gouvion Instruktionen gegeben, dieser dann die Thür zu der vorerwähnten früheren Wohnung der Rochereuil von fünf Offizieren bewachen lassen — alles glücklicherweise um etwa eine Viertelstunde zu spät, die Flüchtlinge hatten noch den letzten möglichen Augenblick abgepaßt. Gegen 1 Uhr lag Paris hinter ihnen.

**Die Fahrt des Königs.**

Bis Bondy fuhr Fersen auf dem Bocke neben seinem eignen Kutscher mit, dann trennte er sich von der königlichen Familie. In Claye, der nächsten Poststation, fand man die beiden vorausgeschickten Kammerfrauen, die Brunier und Frau Neuville. Ungehindert fuhren die Reisenden weiter bis Châlons und der 18 km hinter Châlons liegenden kleinen Station Pont de Sommeville. Je weiter man sich von Paris entfernte, um so vergnügter und — unvorsichtiger wurde der König. Er stieg oft aus, namentlich auch gern an den Stationen, wo doch stets Bettler herumlungerten und Leute herumstanden. In Châlons wurden die Reisenden erkannt; aber auf die von einem Manne dem Bürgermeister gemachte Anzeige ging dieser nicht weiter ein. Er stellte es dem Manne frei, Lärm zu schlagen, wenn er seiner Sache sicher sei, er habe aber auch die Verantwortung. Bald kam jedoch die amtliche Bestätigung. Hauptmann Bayon, von der Nationalversammlung geschickt, war zufällig auf die richtige Spur geraten, des Königs Sorglosigkeit, die auffallende Kutsche erleichterten es ihm, Erkundigungen einzuziehen. In Chaintrix, dem letzten Postort vor Châlons, mußte er einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen. Er schickte den Sohn des Postmeisters nach Châlons voraus. Die dortigen Behörden schickten den Postmeister Viet hinter dem König her und dieser fand dann in St. Ménéhould an dem Postmeister Drouet einen hilfsbereiten Kollegen.

**Pont de Sommeville.** Pont de Sommeville hatte für den König insofern große Wichtigkeit, als es der erste Ort war, der im Bezirke des Generals Bouillé lag. Dort sollten 40 Husaren unter der Leitung des uns bekannten Herzogs von Choiseul, ihres Obersten, den König erwarten und weiter geleiten, bis andre auf der Straße nach Montmédy aufgestellte Posten ihn in Empfang nahmen, dann aber sollte er vor St. Ménéhould die Straße nach Paris auf 20 Stunden absperren. Den Leuten und auch den eignen Soldaten gegenüber sollte man allenthalben, um die militärischen Bewegungen zu rechtfertigen, von einer Kriegskasse reden, die erwartet würde. Der Herzog von Choiseul war zehn Stunden vor dem Könige am 20. Juni nachmittags 2 Uhr von Paris abgefahren, mit ihm der Friseur der Königin Léonard; beide hatten in Montmirail übernachtet; am 21. früh 11 Uhr kamen sie in Pont de Sommeville an, eine Stunde später erschien von Metz kommend die erwartete Husarenabteilung von 40 Mann unter Leitung des oben erwähnten Hauptmanns Goguelat und des Leutnants Boudet. Somit war alles in Ordnung. Aber ein Zwischenfall trat ein, der verhängnisvoll werden sollte. Die Bauern des benachbarten Gutes der Herzogin von Elbeuf, die sich geweigert hatten, einige trotz des 4. August 1789 noch bestehende Abgaben zu zahlen, waren mit militärischer Exekution bedroht worden; sie meinten, in dem Pikett Choiseuls sei diese Exekution nun gekommen, rotteten sich zusammen und riefen auch die Bauern der benachbarten Dörfer durch die Sturmglocke herbei. Die Sache wurde also ungemütlich. Als nun gar auf Befragen des Postmeisters dieser erzählte, es sei am Morgen erst eine Kriegskasse von Metz mit 600000 Livres mit der Post durchgekommen, benutzte Choiseul dies als Vorwand zum Abmarsche, indem er zu Goguelat sagte: „Das war gewiß die Kasse, auf die wir warteten; Herr von Bouillé wußte gewiß nicht, daß man sie auf diese Art befördern würde; so sind wir überflüssig und können fort." Den Friseur Léonard schickte er mit gleichlautenden Zetteln, daß die Kasse heute anscheinend nicht durchkommen werde, an die Befehlshaber der Abteilungen in St. Ménéhould und Clermont, und daß er selbst nunmehr abziehe, um sich mit Herrn von Bouillé zu vereinigen. Woher aber nahm er die Berechtigung der Ansicht, daß die „Kriegskasse" anscheinend nicht mehr komme? Weil der König um 3 Uhr nachmittags noch nicht da war. Herr von Goguelat hatte bei der Bestimmung der Reiseroute die Wegmaße nach seinen Erfahrungen gegeben und die Fahrzeit auf 15 Stunden angegeben. Aber er hatte den Weg in einem leichten Wagen gemacht; das schwere Ungetüm von Reisewagen brauchte mehr Zeit, man hatte auch nicht an allen Stationen sogleich frische Pferde vorgefunden, endlich hatte man erst um 1 Uhr Paris im Rücken gehabt, und so langte man erst gegen 6 Uhr nachmittags in Pont de Sommeville an. Das waren nun zwar Umstände, die Goguelat und Choiseul nicht wissen, aber sich denken konnten. Vor allem aber konnte man erst dann genau Kenntnis von dem Mißlingen der Abfahrt des Königs von Paris haben, wenn der eigens zu solcher Berichterstattung in Bondy, der ersten Station, aufgestellte Kurier angelangt war. Dieser sollte sich $3^1/_2$ Stunde nach dem Termine, der für die Ankunft des Königs in Bondy angesetzt war, in Bewegung setzen. Eher als $^1/_2$5 Uhr nachmittags konnte dieser nicht eintreffen; ihn mußten Choiseul und Goguelat erst auf jeden Fall erwarten, ehe sie ihren folgenschweren Schritt thaten. Zwar behauptet der erstere in seinen Aufzeichnungen, bis $^1/_2$6 Uhr gewartet zu haben. Er läßt sich jedoch nach seinen eignen Angaben widerlegen, und man kann ihm mit ihrer Hilfe und mit Heranziehung der uns überlieferten Ankunftszeiten des von ihm vorausgeschickten Léonard nachweisen, daß er bald nach 3 Uhr seinen Posten verlassen haben muß. Er handelte aber auch weiterhin gegen seine Instruktion, indem er von der Straße nach Ménéhould bei Orbeval abwich, um einen Waldweg nach Varennes zu benutzen, der sich dann recht beschwerlich und gefahrvoll zeigte. $^1/_2$1 Uhr nachts kamen sie in Varennes an, das 45 km von Pont de Sommeville entfernt liegt. Hätte Choiseul seiner Anweisung gemäß wenigstens vor St. Ménéhould die Straße beobachtet, so hätte der Postmeister Viet nicht durchkommen können. Goguelat schloß sich dem Herzog an, obgleich sein Posten in Varennes war, um so mehr, als er eigenmächtig Änderungen da getroffen, die mit den Pariser Fluchtabmachungen nicht stimmten. In Varennes nämlich waren besondere Pferde für den König aus Metz angekommen, keine Postpferde. Diese hatte Goguelat nach einem andern Punkte der Stadt dirigiert, als nach Paris gemeldet worden war, so daß der Kurier Valory den Vorspann nachher gar nicht finden konnte. Nicht also in den Pariser Verhältnissen ist der eigentliche Grund des Mißlingens der Flucht zu sehen, sondern in der Kopflosigkeit und Unzuverlässigkeit der beiden Offiziere; dazu trat dann die Unzuverlässigkeit auch andrer Offiziere und Meuterei der Gemeinen an den andern Plätzen.

**St. Ménéhould.** Zunächst jedoch machten sich die Folgen für den König noch nicht bemerklich. Er erreichte St. Ménéhould gegen $^1/_2$8 Uhr. Dies Städtchen, damals von noch nicht 4000 Einwohnern, befand sich seit dem vorigen Tage in großer Aufregung. Zunächst waren die Husaren Choiseuls durchgekommen und hatten sich nicht beim Maire gemeldet, obgleich sie über Nacht blieben. Auch hatten sie Zwistigkeiten mit den Bürgern bekommen. Ein paar Stunden nach ihrem am 21. früh erfolgten Abmarsche erschien der Kapitän d'Andoins mit einem Offizier und dreißig Dragonern, die sich mit der Bevölkerung nur zu gut vertrugen. — Als der König ankam, freute er sich die Dragoner zu sehen, wunderte sich aber, daß sie abgesattelt hatten; es war das die Folge der von Léonard überbrachten Botschaft. Noch kam der König mit neuem Vorspann aus St. Ménéhould hinaus, aber die Entscheidung über ihn war schon gefallen. Der Postmeister Drouet im genannten Orte war ein fanatischer Jakobiner; er war vor allen andern mißtrauisch geworden durch das plötzliche Erscheinen von Linientruppen; überdies hatte ihn

Digitized by Google

Goguelat in seinen materiellen Interessen geschädigt, indem er zur Rückbeförderung seines Wagens nach Varennes Pferde im Gasthof mietete, die billiger waren, als die des Postmeisters. Die seltsame große Kutsche erweckte seine ganz besondere Aufmerksamkeit; er glaubte die Königin zu erkennen, die er früher einmal gesehen. Den König kannte er nicht; er verglich aber den Mann im Wagen mit einer 50-Livres-Note, die er bei sich hatte. Irrtum war jedoch möglich; so ließ er den Wagen zunächst abfahren, äußerte aber doch nunmehr seinen Verdacht. Das genügte, um die Nationalgarde des Ortes auf die Beine zu bringen; sie hinderten d'Andoins und seine Leute aufzusitzen und dem Könige nachzureiten. Daß man sich hätte durchschlagen können, bewies der wackere Wachtmeister Lagache; die Gefahr war sowieso nicht groß, da die biederen Kommunalgardisten — kein Pulver hatten. Aber d'Andoins streckte auf Aufforderung der Gemeindeverwaltung mit seinen Dragonern nicht ungern die Waffen, nachdem er sich über die ihnen angethane Vergewaltigung ein Zeugnis hatte ausstellen lassen. Ein Verhör Drouets vor dem Gemeinderat Farcy, der den König kannte, bestätigte den Verdacht Drouets. Indem kam Postmeister Viet aus Châlons an, der durch die amtliche Mitteilung und genaue Beschreibung der Reisegesellschaft und ihres Vehikels den Verdacht zur Gewißheit machte. Drouet, ein gedienter Kavallerist und sein Freund Guillaume, ein früherer Dragoner, erhielten den Auftrag, den Wagen zu verfolgen und im günstigen Augenblicke zu sistieren.

Der König hatte unterdessen bis Clermont en Argonne die größere Hälfte des Wegs nach Varennes zurückgelegt, 4 lieues = 18 Kilometer. Dort stand Oberst Damas, ein Mann, dem Bouillé selbst das Zeugnis der Zuverlässigkeit und mit Recht gegeben hat, mit 100 Dragonern vom Regiment Monsieur-Dragons. Hier dieselbe Ungewißheit wegen der zu kurz angegebenen Reisezeit, dann der Unglücksbrief Choiseuls; dieselbe Aufregung der Bevölkerung und dann eine Entlassung der Dragoner in ihre teilweise nicht in Clermont befindlichen Quartiere, gerade eine halbe Stunde, bevor der König selbst kommt. Da jedoch Valory dem Obersten mitteilen konnte, daß der König bisher incognito gereist sei und auch weiter so zu reisen beabsichtige, so verließ der König Clermont, ohne daß die Dragoner alarmiert wurden. Nur schickte Damas nach einiger Zeit den Wachtmeister Remy mit fünf Dragonern hinter dem Wagen her. Der ritt — es ist kaum glaublich, aber wahr — zwei Stunden in gestrecktem Galopp, ohne des königlichen Wagens ansichtig zu werden, weil er sich auf der Straße nach Verdun und nicht nach Varennes befand! Diese zweigt allerdings gleich hinter Clermont dahin ab. Man sieht aber, daß es vielleicht auch dieser Patrouille möglich gewesen wäre, Drouet abzufangen, wenn sie den richtigen Weg eingeschlagen hätten. Übrigens wollte Damas nur auf d'Andoins warten, der ja jede Minute von Ménéhould kommen mußte. Unterdessen brachte gegen Mitternacht ein von Varennes abgeschickter Husar die beruhigende Meldung, daß er die beiden Wagen, den königlichen und das Cabriolet der Kammerfrauen, halbwegs getroffen habe. Natürlich wußte er nicht, wen diese Wagen enthielten. Da kam Lagache, der bei der Verfolgung eines Reiters, wahrscheinlich Drouets, vom Wege in den Wald abgekommen war, und meldete die Katastrophe von St. Ménéhould. Nunmehr galt es bloß noch die teilweise abliegenden Dragoner zu alarmieren. Das dauert aber lange: nach einer Stunde sind erst zwanzig Dragoner bei einander; man hört auf den Dörfern die Sturmglocke läuten, die Bevölkerung strömt aus den Häusern, sie sieht die Reiter auf schäumenden Pferden, die Stadtbehörde kommt und fordert Damas zum Bleiben auf. Er sieht nun allgemach seine Leute fast beisammen und kommandiert: „Marsch!“ Da sitzt auf den Zuruf der Menge die Mehrzahl der Dragoner unter dem Rufe „Vive la nation“ ab, und nur wenige Getreue hauen sich unter der Führung des Grafen Damas, eines Offiziers und zweier Wachtmeister durch. Wir erkennen daraus den schrecklichen Zustand der Armee und wie berechtigt Bouillés Bestehen auf österreichische Mitwirkung war. Aber diese war trotz aller Versprechungen am 21. Juni noch eben so weit entfernt, wie bei Beginn der Verhandlungen.

Die Katastrophe in Varennes.

Varennes war ein Städtchen von etwa 1500 Einwohnern. Das Flüßchen Aire, das dann in die Aisne mündet, und die Ausläufer der Argonnen teilen die Stadt in eine obere und eine untere. Wer von Clermont kommt, gelangt zunächst in die obere Stadt. Der Reisende nach Dun-Stenay-Montmédy mußte damals erst einen Thorweg passieren zwischen einer jetzt nicht mehr vorhandenen Kirche und ihrem Turme, ehe er den Abhang hinunter über die Airebrücke in die untere Stadt gelangte. Dort lag das Gasthaus Au Grand Monarque; dort waren die für den König bestimmten Pferde eigenmächtig von Goguelat untergebracht und daran hatten auch die Offiziere, die in Varennes die dorthin geschickten Soldaten befehligten, nichts geändert, aber ebensowenig bei dem oberen Eingang der Stadt eine zuverlässige Person aufgestellt, um die Ankommenden von der Umstellung zu unterrichten. Daß der jüngere Bouillé, der Bruder des uns bekannten Unterhändlers, allerdings ein sehr junger Mann, hier den Befehl führte und die Last der Verantwortung hatte, läßt wieder einen tiefen Blick in den Zustand der Armee thun. Da auch der ganze für den König bestimmte Wagenpark in diesen Tagen nach Varennes gekommen war, so waren die Bürger von Varennes selbstverständlich in noch größerer Aufregung, als die der anderen kleinen Städte, in denen sich Militär gezeigt hatte. Doch gerade hier hatte man einen Schlüssel für derartige Dinge: die Nähe der Österreicher, der wahrscheinlich zu erwartende General Bouillé. Schrieb doch der ehrsame Syndikus der Stadt, Sauce mit Namen, befriedigt an den in der Nationalversammlung sitzenden Bürgermeister: „Generale, Obersten, Adjutanten, das alles dränge sich nur so in der guten Stadt Varennes.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Die beiden jungen Rittmeister, Graf Bouillé und sein Genosse Graf Raigecourt, warteten mit Ungeduld auf den König oder auf Goguelat, der ja voranreiten sollte. Léonard kam und mit ihm die Unglücksnachricht Choiseuls. Doch gaben die beiden das Spiel nicht auf. Während wegen der späten Stunde die übrigen Offiziere zum Schein sich zur Ruhe begaben, auch die beiden Rittmeister wenigstens ihre Lichter löschten, befahl der jüngere Bouillé dem Unterleutnant Rohrig, der nicht in das Geheimnis eingeweiht war, die sechzig Husaren sich marschfertig halten zu lassen. Der Mann suchte, soweit es möglich war, dem Befehle nachzukommen, denn die Leute saßen in den Kneipen, und es war ganz gut, daß das Sammeln innerhalb ihres Quartiers, eines Klosters, vor sich ging, da man ja die Bevölkerung nicht aufstören wollte; aber im entscheidenden Momente fehlte es an diesen Leuten, an deren in der Oberstadt gelegenem Quartier der König unbemerkt vorbeikam; überdies waren sie auch unzuverlässig und wahrscheinlich noch nicht alle bei einander. So waren weder Husaren da, noch Pferde, als der König anlangte; Valory fand dann wenigstens, während Moustier sich nach den Husaren umsah, die Pferde; aber die Postillone weigerten sich, wegen der Ermüdung ihrer Tiere, auch nur bis zur Unterstadt weiterzufahren. Das machte einen Aufenthalt von 35 Minuten.

67. Die Anhaltung des Königs vor der Brücke von Varennes (21. Juni 1791).
Nach Monnet, gestochen von R. Vinkeles und D. Vrydag.

Währenddessen sprengten Guillaume und Drouet an dem haltenden Wagen vorbei, die Insassen wohl erkennend. Sie gewinnen den Wirt „Zum goldenen Arm“; der stürzt zu Sauce; der Stellvertreter des Bürgermeisters und der Befehlshaber der Nationalgarde werden auf die Beine gebracht; Sauce läßt seine Kinder aufstehen und „Feuer“ durch die Stadt rufen. Drouet und einige Genossen verrammeln die Brücke durch einen umgestürzten Möbelwagen, der zufällig in der Nähe stand. In dem Thorwege werden die Reisenden nunmehr vom Gemeinderat und Drouet und wer sonst dazu gekommen ist, aufgehalten. Man verlangt die Pässe. Sie lauten auf Frau von Korff. Sauce wird unschlüssig, Drouet drängt, schließlich werden die Fremden genötigt auszusteigen und in das Haus des Herrn Sauce sich zu begeben. — Was thun die jungen Herren unten im Grand Monarque? Kein Versuch, nach der Oberstadt zu gelangen und die im Kloster befindlichen Husaren mobil zu machen: sie reiten ab nach Dun und Stenay, um den General Bouillé von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Mittlerweile langten, den Eintritt in die Stadt am oberen Ende erzwingend, Choiseul und Damas fast zu gleicher Zeit an. Sie hatten noch etwa 40 Mann bei sich, meistens Husaren Choiseuls. Nachdem dieser den Soldaten eröffnet, worum es sich handelte, drangen sie zum Könige vor. Dieser war unterdessen völlig erkannt worden. Den Vorschlag der beiden Offiziere,



Digitized by Google

ihn mit Gewalt durch die Menge zu bringen, lehnte der König ab. Er hatte mit den Leuten ausgemacht, die Nationalgarde von Varennes sollte ihn am nächsten Tage nach Montmédy bringen. Die qualvolle Nacht verging unter mancherlei Verhandlungen — am Morgen erschienen die Häscher der Nationalversammlung. Es waren Bayou und ein gewisser Romeuf, der sich in Châlons angeschlossen hatte; letzterer der Königin bekannt und im innersten Herzen entschlossen zu helfen; aber Bayou und die Umstände hinderten ihn. Noch ein Hoffnungsstrahl winkte: von Dun, das 20 km von Varennes liegt, erschien gegen 6 Uhr, von Rohrig benachrichtigt, Rittmeister Deslon mit 60 Husaren vor dem verbarrikadierten Thor; es gelang ihm sogar, mit dem König zu sprechen; aber da seine Soldaten von Metz unpassende Patronen mitbekommen hatten, so ließ sich nichts ausrichten. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr gab der König allen Widerstand auf und befahl selbst die Rückfahrt.

General Bouillé war am 21. Juni mit einigen Offizieren von Stenay, 40 km von Varennes, nach 9 Uhr abends auf Dun zu geritten. Er erwartete den König zwischen 2 und 3 Uhr und zog sich dann wieder auf Stenay zurück. Dicht vor den Thoren dieser Stadt stießen der junge Bouillé und Raigecourt auf ihn und erzählten, was sich um Mitternacht zugetragen. Wären sie statt um 1 Uhr schon um 12 aufgebrochen und hätten ihre Pferde nicht geschont, so konnte die Alarmierung der deutschen Truppen in Stenay entsprechend früher erfolgen und Bouillé kam dann gerade im Augenblicke der Abfahrt an, nicht, wie es nun nicht anders möglich war, erst um 9 Uhr. Die Überlegung, daß unterdessen, ehe man den König erreiche, dieser hinter den Mauern von Clermont oder St. Ménéhould für Kavallerie unerreichbar war und die offenbar schwankende Zuverlässigkeit des Oberstleutnants Wendel, dessen Reiter Bouillé einzig bei sich hatte, auch die Unlust der letzteren weiter zu reiten, zwangen Bouillé die Verfolgung aufzugeben. Man erzählte später, er habe nach diesen Ereignissen seinen jüngeren Sohn nicht mehr sehen wollen.

Monsieur und Madame entwichen, wie wir wissen, in der Nacht vom 20./21. Juni ebenfalls und zwar auch unerkannt aus ihrer Wohnung, dem Palais de Luxembourg und erreichten glücklich die Grenze. Freilich entbehrte ihre Reise des zweifelhaften Schutzes durch meuterische Reiter. Auch fuhren Monsieur und Madame getrennt, jedes auf einer andern Straße, in zwei gewöhnlichen Postkutschen, je von einem Kavalier und einer Hofdame begleitet, aber sonst ohne Gefolge. Obgleich nicht jede Banknote seine Züge trug, zeigte sich Monsieur doch so wenig als möglich außerhalb des Wagens.

Paris und die Flucht.

In Paris war die Flucht des Königs am Morgen des 21. Juni ruchbar geworden, und zwar erhielt Lafayette, doch wohl als einer der ersten, gegen 7 Uhr morgens die Nachricht. Weil Stunden vergehen konnten, ehe die Nationalversammlung zusammentrat, sandte er auf eigne Faust und zwar nach allen möglichen Richtungen hin, Verfolger ab mit einem offenen Briefe an die Behörden: die Feinde des Vaterlandes hätten den König entführt, und alle Nationalgarden und Bürger sollten ihn anhalten.

Trotz dieses sofortigen Einschreitens richteten sich gegen Lafayette zügellose Schmähungen, weil er die Tuilerien schlecht bewacht hätte. Der General suchte die aufgeregte Menge zu besänftigen; er stellte den Drohenden vor, daß sie ja alle durch die Flucht des Königs 20 Sous gewinnen würden, da es nun einer königlichen Zivilliste nicht mehr bedürfe. Es ist dabei zu bemerken, daß Lafayette sogleich von einer „Flucht" des Königs sprach und in diesem Sinne handelte, während man dessen Abreise als solche doch eigentlich nicht bezeichnen konnte, denn das freie Bewegungsrecht war dem Könige nicht beschnitten, wenn man nicht das Gesetz vom 29. März 1791 „über den Aufenthalt der öffentlichen Beamten" (!) in Anwendung bringen wollte, dahinlautend, daß der König sich während tagender Nationalversammlung nur 90 km im Höchstmaße von dem Orte der Tagung entfernt halten dürfe.

Des Königs Rückfahrt nach Paris.

Sobald die Nachricht von den Vorgängen in Varennes in der Hauptstadt anlangte, schickte die Nationalversammlung drei Deputierte dem Könige entgegen, um ihn nach Paris zurückzugeleiten. Zwei derselben nahmen in dem königlichen Wagen selbst Platz, Barnave zwischen dem Könige und der Königin, Pétion gegenüber auf dem Platze der Frau von Tourzel, mit welcher der dritte in einem Beiwagen folgte. Die Rückfahrt ging langsam; allerorten rottete sich das Volk zusammen in sehr erregter Stimmung, so daß der greise Marquis von Dampierre ermordet wurde, als er nur den Versuch machte, sich dem Wagen zu nähern. Tausende von Nationalgarden sorgten für die Sicherheit des Zuges. Anfänglich herrschte Schweigen im Wagen; die Königin,

welche den Dauphin auf ihrem Schoße hielt, war voll unmutigen Kummers. Endlich redete der König Barnave an; das Gespräch kam bald auf die Flucht. Barnave, ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, antwortete so rücksichtsvoll und doch mit so richtigem Urteil, daß die Königin ihren Schleier lüftete und mit der anmutigen Würde, die ihr eigen war, an der Unterhaltung teilnahm. So wurde hier der Grund zu dem Vertrauen gelegt, das die Königin fortan gegen Barnave hegte, und zu der persönlichen Ergebenheit, welche der junge Deputierte von da an dem Königspaare bewies.

Die Konstituante.

Am 25. Juni in der achten Abendstunde traf der Zug in Paris ein. Dort hatte sich Ludwig einen schlechten Empfang durch die Denkschrift bereitet, die er dem Minister Laporte nach seiner Abreise der Nationalversammlung zu übergeben befohlen hatte. Er, der wiederholt seine Übereinstimmung mit der Nationalversammlung betont hatte, schien

58. Pierre Joseph Marie Barnave,
Mitglied der französischen Nationalversammlung.
Nach einer Lithographie.

nach dieser Denkschrift an eine Gegenrevolution zu denken. Das erschütterte das Zutrauen zu seiner Aufrichtigkeit. Die Versammlung antwortete durch eine Proklamation, in der sie sich als konstituierende Versammlung bezeichnete, ein Name, der ihr seitdem geblieben ist, mit dem Sinne, daß sie als die alleinige Vertreterin des souveränen Volkes der Zustimmung des Königs zu ihren Beschlüssen überhaupt nicht bedürfe. Damit war thatsächlich das Königtum zur Seite geschoben; der Jakobinerklub war für völlige Abschaffung, und in den Volkshaufen zeigte sich das Gefühl, daß es mit dem Königtum jetzt vorbei wäre, in dem wilden Eifer, mit dem sie an öffentlichen Gebäuden die königlichen Wappen zertrümmerten. Die Nationalversammlung wünschte jedoch soweit noch nicht zu gehen und hielt namentlich an der Fiktion fest, als ob die Feinde der Verfassung den König entführt hätten. Bouillé kam ihr dabei zu Hilfe, indem er ihr eine Denkschrift zusandte, in der er alles auf sich nahm. Infolgendessen ächtete

man ihn, der mit seinen Getreuen Zuflucht in Luxemburg gesucht hatte, und beschloß die einstweilige Aufhebung der königlichen Gewalt, bis die Verfassung vollendet sein würde. Von der Rechten und den Gemäßigten protestierten 290 Abgeordnete gegen diesen Beschluß und erklärten, daß sie nunmehr auf die Teilnahme an den Versammlungen Verzicht leisteten. Zwar war die Stimmung der Parteien schon seit langem eine höchst gereizte geworden: Schimpfwörter waren einander zugeschleudert worden, selbst Thätlichkeiten nicht ausgeblieben, mehrfach Duelle vorgekommen; aber doch war es unklug, in so erregter Zeit durch Teilnahmlosigkeit zu protestieren. Übrigens spalteten sich auch die Jakobiner. Die Gemäßigten traten aus und bildeten unter Führung der beiden Lameth, Duports und Barnaves einen eignen Klub, der unter dem alten Namen „Gesellschaft der Verfassungsfreunde“ am 16. Juli 1791 im Kloster der Feuillants zusammentrat und nach ihm seinen Namen erhielt. Es waren doch immerhin 306 Deputierte, zu denen nach der noch zu erzählenden Niederwerfung der Sturmpetition vom 17. Juli noch etwa 60 weitere Mitglieder traten. Mit dem Zusammentritt der Legislative sank die Mitgliederzahl auf 162, bis schließlich am 18. August 1792 die Auflösung erfolgte.

Suspension des Königs.

Wie ein Gefangener wurde der König nunmehr in den Tuilerien überwacht; Soldaten der Nationalgarde standen vor allen Thüren und verwehrten es ihm, das Schloß zu verlassen. „Zurück!“ riefen die Schildwachen ihm zu, das Bajonett fällend. „Kennt ihr mich denn nicht?“ fragte der König die Wächter. „Doch, Sire!“ antworteten sie unerschütterlich. Nur des Morgens in aller Frühe, bevor der Garten der Tuilerien dem Publikum geöffnet wurde, war es Ludwig verstattet, sich dort zu ergehen. —

### Die Beendigung des Verfassungswerkes. Auflösung der Konstituante.

Unverantwortlichkeit des Königs.

Die Nationalversammlung fuhr mit der Beratung der Verfassung fort; um die Mitte des Juli kam sie an diejenigen Fragen, die vor andern die Gemüter bewegten: die Unverantwortlichkeit und die Unverletzlichkeit des Königs. Darüber ging der zweite Jahrestag des Bastillesturms fast unbemerkt vorüber. Bei den Verhandlungen sprach zuerst Pétion, ein rauher Republikaner, gegen die Unverletzlichkeit; Robespierre unterstützte ihn mit der Behauptung, der Wunsch der Nation sei durchaus dagegen. Allein Barnave wies beide in einer schönen und gedankenreichen Rede zurück; mit beredten Worten trat er für den König ein. „Es ist Zeit“, schloß er, „daß die Revolution ein Ende nehme; sie hat ihr Ziel erreicht: die Nation ist frei, alle Franzosen sind gleich. Mehr wollen heißt wollen, daß unsre Freiheit aufhöre und unsre Verschuldung beginne!“ Er riß die Versammlung mit sich fort: sie beschloß in seinem Sinne.

Die dichte Menge der Galerien zwar protestierte; sie hatte lebhaft Robespierre Beifall geklatscht und einem andern Redner laut zugestimmt, der unter Mißbilligung der Versammlung den König einen gekrönten Räuber genannt hatte. Barnave ließ sich nicht beirren: er trotzte dem Jakobinerklub, dessen Milizen die Leute auf den Galerien waren. Deren Leiter war ein verkrüppelter Zwerg mit Namen Saule, der früher mit Geheimmitteln, einer Salbe gegen Kreuzschmerzen, die er für Fett von Gehängten ausgab, hausieren gegangen war, in der Revolution aber an der Mauer des Tuileriengartens dicht bei dem Sitzungssaale der Nationalversammlung ein Kaffeehaus errichtet hatte, wo er die Galeriemilizen mit Anweisungen, was sie zu brüllen und wie sie sich mit ihren Beifallsrufen einzurichten hatten, versah; bei wichtigen Sitzungen aber übernahm er auch selbst die Anführung.

Sturmpetition vom 17. Juli.

Der Unmut über die Niederlage der Patrioten machte sich laut in den Klubs Luft: es wurde beschlossen, eine Adresse dagegen am Sonntage, dem 17. Juli, im Marsfelde auszulegen, dort massenhaft zu unterzeichnen und dann dem Könige selbst

Digitized by Google

# Brief Ludwigs XVI. an Kaiser Leopold II.

vom Juli 1791.

## Übersetzung:

Jedermann in Europa kennt die Liebe des Königs für seine Völker und die edelmütige Art, mit der er sich bei der Einberufung der Versammlung der Generalstände und bei allen Gelegenheiten betragen hat seit der Eröffnung dieser Versammlung; die Güte und der Edelmut des Königs sind durch zahllose Beleidigungen gegen ihn und seine Familie und durch die Gefangenschaft vergolten worden, worin er seit beinahe zwei Jahren gehalten wird. Der König hatte sich auf alle persönlichen Opfer gefaßt gemacht, welche man von ihm verlangen würde, und darauf, alle Qualen des Zustandes zu erleiden, in welchem er gehalten wird, indem er hoffte, daß das Wohl des Reichs aus den Arbeiten der Repräsentanten der Nation entstehen, und daß er im allgemeinen Wohl den Trost seines Unglücks finden würde. Da er aber jetzt sieht, daß die Nationalversammlung zu Ende geht, daß jede Art Regierung zerstört ist, daß die Klubs sich der ganzen Autorität bemächtigt haben, sogar über die Versammlung, daß es nicht mehr zu hoffen ist, daß sie oder die neue Versammlung die von ihr begangenen Fehler wieder gut machen kann, wenn der Geist der Klubs darin gleichfalls herrscht, und daß der Rest von Macht und Autorität, welcher ihm übrig bleibt, unnütze ist, um das Gute zu bewirken und das Übel zu verhindern, so hatte nach diesen Erwägungen der König sich entschlossen, einen letzten Versuch zu machen, seine Freiheit wieder zu erlangen und sich mit den Franzosen zu vereinigen, welche das Wohl ihres Vaterlandes wirklich wünschen. Es ist aber den Anschlägen der Aufrührer gelungen, seinen Plan scheitern zu lassen, er befindet sich noch in Haft und Gefangenschaft in Paris. Der König hat beschlossen, Europa den Zustand bekannt zu geben, in welchem er sich befindet, und indem er seine Leiden dem Kaiser, seinem Schwager, anvertraut, zweifelt er nicht, daß derselbe alle Maßregeln treffen wird, welche sein edelmütiges Herz ihm einflößt, um dem Könige und Königreiche Frankreichs zu Hilfe zu kommen.

Ludwig.

Personne en Europe ~~n'ignore~~ l'amour du Roy pour
ses Peuples, et la maniere genereuse dont il s'est
comporté pour la convocation des Etats Generaux
et ~~depuis~~ dans toutes les occasions depuis l'ouverture
de ~~cette~~ assemblée, les bontés et la generosité du Roy
ont été payés par des outrages sans nombre faits
a lui et a sa famille, et par la captivité où on le
tiennent depuis pres de deux ans. le Roy s'etoit
resigné a tous les sacrifices personels qu'on
exigeoit de lui, et a endurer toutes les peines de l'etat
ou il etoit reduit, esperant que le bien du
Royaume sortiroit des travaux des representants
et qu'il trouveroit la consolation de ses maux dans le bien general
de la Nation; mais voyant et prevoyant que l'Etat est
tombé a sa fin, que toute espece de Gouvernement est
detruit, que les clubs se sont emparés de toute
autorité, meme au dessus de l'Assemblée, qu'il n'est
plus d'espoir qu'elle puisse corriger les fautes qu'elle
a faites, ni meme la nouvelle legislature si l'esprit des
clubs y domine de meme, et que le reste de jouissance.

Faksimile eines Briefes Ludwigs XVI. vom Juli 1791 an Kaiser Leopold II.
Das eigenhändig geschriebene Original befindet sich im k. k. Staatsarchiv zu Wien.

d'autorité qui reste au Roy est inutile pour operer le bien et pour empecher le mal. d'apres ces considerations le Roy avoit resolu de faire un dernier effort pour recouvrer sa liberté, et pour se rallier aux françois qui desirent veritablement le bien de leur patrie, mais les ennemis des princes ont reussi a faire manquer ses projets, il se trouve encore arreté et retenu prisonnier dans Paris.

le Roy a resolu de faire connoitre a l'Europe ~~[illegible]~~ se trouve, et en confiant ses peines a l'Empereur son beau frere, il ne doutte pas qu'il ne prenne toutes les mesures que son cœur genereux lui dictera pour venir au secours du Roy et du Royaume de France.

Louis

zu überbringen. Das war Robespierres Gedanke; die Ausführung aber war Maillard, dem Brauer Santerre und Jourdan, dem Banditenmodelle, übertragen. Es kamen gegen 6000 Unterschriften zusammen, zu einem großen Teile nur Kreuze, denn von sämtlichen Bewohnern Frankreichs konnte damals nur etwa eine Million lesen und noch weniger schreiben. Dabei kam es zu sehr tumultuarischen Szenen; zwei Menschen hatten sich unter dem Altar des Vaterlandes auf dem Marsfelde versteckt, sie wurden hervorgezogen, aber als unverdächtig wieder freigelassen; der Pöbel jedoch stürzte sich auf sie und ermordete sie. Gegen 8 Uhr abends führte Lafayette die Nationalgarde heran, aber die Rotten warfen mit Steinen nach ihr und schossen selbst auf Lafayette. Nun wurde die rote Fahne entfaltet. Nach dem Martialgesetze, das, wie schon erzählt, die Nationalversammlung bald nach ihrer Übersiedelung nach Paris erlassen hatte, war dies das Zeichen, daß gegen die Tumultuanten, wenn eine dreimalige Aufforderung, sich zu zerstreuen, fruchtlos bliebe, Waffengewalt angewendet werden würde. Die Nationalgarde antwortete auf die Steinwürfe mit einer Salve — aber in die Luft. Die Antwort war ein höhnisches Geschrei und Pistolenschüsse, durch welche zwei Gardisten getötet wurden. Nun erfolgte eine scharfe Salve, die an 30 Menschen niederstreckte; die Gardisten wollten nun auch die Kanonen, die sie bei sich hatten, abfeuern, allein Lafayette hinderte es, denn schon stob laut heulend die Pöbelmasse auseinander. Das gab einen großen Schrecken bei den „Patrioten“. Die Führer waren natürlich nicht mit auf dem Marsfelde gewesen. Danton, Legendre, Desmoulins, Fréron verbrachten diesen Sonntag in Fontenay bei des ersten Schwiegervater. Robespierre folgte der Einladung eines Tischlers Duplay. Am folgenden Tage entwarf er für den Jakobinerklub eine demütige Adresse an die Versammlung, in der ihre Weisheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Wachsamkeit gelobt wurde. Denn der Klub fürchtete seine Schließung, so sehr hatte ihm die Anwendung der Gewalt imponiert. Auch an den folgenden Tagen hielten sich die Häupter Marat, Danton, Santerre ängstlich in Verstecken verborgen; Desmoulins und Marats Journale hörten auf zu erscheinen. Die Nationalversammlung billigte auf Barnaves Antrag die angewandte Strenge, unterließ aber gegen den Jakobinerklub, was die Hauptsache gewesen wäre, jede Maßregel. Daher erholten sich die Patrioten bald wieder von ihrer Bestürzung, und ehe eine Woche um war, war alles wieder beim alten.

Beendigung des Verfassungswerkes.

Das Verfassungswerk war beendet, auch die Schlußdurchsicht zu Ende geführt. Barnaves Hoffnung, bei dieser Durchsicht noch manche Bestimmung abschwächen zu können, hatte sich nicht erfüllt, da die Rechte und die Gemäßigten, auf die er sich hätte stützen können, teils an den Verhandlungen nicht mehr teil genommen hatten, teils durch hartnäckiges Festhalten an ihren Protesten gegen alles, was seit zwei Jahren geschehen sei, eine Verständigung ganz unmöglich machten. Bei diesen Schlußverhandlungen gelang es Robespierre, die Streichung der ihm verhaßten Mark Silber (= 55 Livres) durchzusetzen, die den geringsten Zensus für die Wählbarkeit ausmachte. Dafür siegte die Rechte mit ihrem Antrag, den Ministern eine Ministerbank im Saale anzuweisen, auf der sie jederzeit erscheinen und das Wort ergreifen konnten. Nur gab es keinen Mirabeau mehr, der davon den geeigneten Gebrauch hätte machen können. Am Abend des 3. September begab sich eine Deputation von 60 Mitgliedern der Nationalversammlung, von Fackelträgern begleitet, zum Könige und überreichte ihm die Verfassungsarbeit. „Sie enthält“, sagte der Präsident in seiner Ansprache, „die unverjährbaren Rechte des französischen Volkes und wird dem Reiche ein verjüngtes Leben geben.“ Ludwig bat sich Bedenkzeit aus. Am 13. September vernahm die Versammlung die Botschaft des Königs mit seiner zustimmenden Erklärung, worin er zugleich an den Erlaß einer allgemeinen Amnestie mahnte. Am Morgen des 14. September fügte die

Versammlung noch den Beschluß hinzu, daß das Gebiet von Avignon, welches dem Papste gehörte, als 84. Departement (Vaucluse, Petrarca zu Ehren genannt) dem französischen Reiche einverleibt werden, und daß die Juden volles Staatsbürgerrecht erhalten sollten. Ferner beschloß die Versammlung unbedingte Amnestie, Aufhebung aller Strafverfolgungen wegen politischer und militärischer Vergehen seit 1. Juni 1789, Abschaffung des Paßzwanges, sowie des Ediktes gegen die Ausgewanderten und Freigebung der Auswanderung.

Ludwig beschwört die Verfassung.

Eine Stunde danach erschien der König in der Versammlung; die Königin und der Hof befanden sich in einer Seitenloge. Stehend leistete Ludwig, während die Deputierten sitzen blieben, den Eid auf die Verfassung; mit jubelnden Zurufen geleitete Versammlung und Volk den König in sein Schloß zurück; hier aber warf er sich in tiefster Seelenerschütterung in einen Sessel; Thränen entflossen seinen Augen: er weinte um den Untergang der französischen Monarchie.

Wie man bei Hofe über die Verfassung dachte, beweist ein Brief der Königin an den uns bekannten Grafen Mercy vom 26. August 1791. Sie schreibt darin: „Nächste Woche wird man dem Könige die Verfassungsurkunde übergeben. Der Bericht, den ich gelesen habe und den Herr von Beaumetz vor der Versammlung erstatten soll, ist ein Haufen von Unsinn, Frechheit und Lobsprüchen auf die Versammlung. Sie haben ihren Beleidigungen die Krone aufgesetzt, indem sie dem Könige eine Wache gaben. Es ist nicht möglich, so weiter zu leben; für uns handelt es sich nun nur darum, die Leute einzuschläfern und ihnen Vertrauen zu uns einzuflößen, um sie nachher desto besser zu prellen. Angesichts der Lage hier ist es unmöglich, daß der König seine Annahme versage.“ In gleichem Sinne hat sie dann am 8. September an den Kaiser selbst geschrieben. Außerdem bat sie ihn, sich ja nicht der Emigranten anzunehmen, von denen sie ganz mit Recht große Gefahren für sich und den König voraussah.

Am 30. September endigte die Nationalversammlung ihre Thätigkeit; vorher erließ sie noch ein Dekret, worin sie es Gesellschaften, Klubs, Bürgervereinen u. s. w. verbot, als politische Genossenschaft gegen die verfassungsmäßigen Behörden aufzutreten oder Deputationen und Bittschriften an diese zu senden. Dies war besonders gegen den Jakobinerklub gerichtet, der sich nach den Julitagen nach der Ausscheidung aller lauen Mitglieder neukonstituiert und es verstanden hatte, die Hunderte der Provinzialklubs sich unwandelbar treu zu erhalten. Dadurch blieben die Jakobiner die einzige fest organisierte Macht in dem der Anarchie verfallenen Frankreich. Die bedeutendsten Mitglieder waren damals neben Robespierre, der sie alle an Klugheit, Zähigkeit und — Bosheit überragte, Pétion, Grégoire, Brissot, Collot d'Herbois und der aus England wieder zurückgekehrte Herzog von Orléans mit seinem Sohne, dem Herzoge von Chartres.

Robespierre.

Maximilien Marie Isidore de Robespierre, wie er sich selbst bis zur Abschaffung des Adels am 19. Juni 1790 nannte und schrieb, war im Jahre 1758 in Arras geboren; sein Vater war ein liederlicher Advokat, der früh starb. Nach dem Tode der Mutter nahm sich der Bischof von Arras des Knaben an und ließ ihn in dem Kollegium Louis le Grand in Paris erziehen, wo er der Schulkamerad Camille Desmoulins' war. Durch nichts als durch seinen Hochmut machte er sich hier bemerklich. Später ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und erreichte, daß ihn der dritte Stand als Abgeordneten nach Versailles schickte. In Paris gab er das „Politische Tageblatt“ heraus, hatte jedoch damit keinen Erfolg; mehr zog er durch seine revolutionären Reden in den Kaffeehäusern die Aufmerksamkeit auf sich. Seiner führenden Stellung im Jakobinerklub ist schon gedacht worden. In der Nationalversammlung trat er in den Vordergrund, seit Mirabeau ihr entrissen worden war. Von da ab begann seine Redeweise anmaßender zu werden. Am 6. April 1791, also vier Tage nach Mirabeaus Tode, schloß er eine Rede gegen eine geplante Neuorganisation des Ministeriums mit den Worten: „voici l'instruction essentielle, que je présente à l'assemblée nationale“ (das ist im wesentlichen die Unterweisung, die ich der Nationalversammlung vorlege). Am folgenden Tage setzte er es durch, daß kein Mitglied der Versammlung vor Ablauf von vier Jahren nach Schluß der gegenwärtigen Tagung ins Ministerium eintreten könne. Am 16. Mai stellte er den Antrag auf Ausschließung sämtlicher Mitglieder der konstituierenden Versammlung von der gesetzgebenden Versammlung, die im Oktober zusammentreten sollte, und fand betäubenden Beifall. Zwei spätere Anträge von ihm fielen dagegen ab. Zunächst der auf Abschaffung der Todesstrafe, den er am 30. Mai durch eine von Empfindsamkeit triefende Rede empfahl. Die Versammlung schloß sich seiner Meinung nicht an und erhielt dafür das ungeteilte Lob Marats im Ami du peuple,

de Robespierre

59. Maximilien Marie Isidore de Robespierre.
Nach dem Gemälde von Adelaide Labille Guiard.

Digitized by Google

vielleicht das einzige Mal seit ihrem Bestehen. Vor welcher Verlegenheit hat dieser Beschluß den späteren Robespierre geschützt! Was hätte er ohne Todesstrafe anfangen sollen. Ingleichen lehnte die Versammlung am 8. Juni einen von Robespierre befürworteten Antrag Röderers ab, das ganze Offizierkorps aufzulösen. Wir wissen, daß sie ein andres Mittel fand, um das Offizierkorps seiner aristokratischen Elemente zu entledigen. Einen durchschlagenden Erfolg hatte er aber mit der Rede, die er nach der Flucht des Königs im Jakobinerklub hielt. Ein ungeheures Komplott, sagte er, wäre im Gange, der Hof, die Minister und die Mehrheit der Nationalversammlung umfassend, um mit Hilfe des Königs und der Tyrannen des Auslandes die Freiheit zu vernichten und alle Patrioten zu ermorden. Zwar schärfe er durch diese Enthüllung tausend Dolche gegen sich, aber er bringe gern sein Leben der Wahrheit, der Freiheit und dem Vaterlande zum Opfer. Die Erfindung dieses Komplotts war wirksam; der Eindruck der Rede war bedeutend. Camille Desmoulins rief begeistert aus: „Wir wollen alle mit dir sterben!" und 800 Anwesende verbanden sich durch einen Eid, Robespierres Leben zu beschützen. Dadurch erschien dieser mit einem Male als das Haupt der Partei, und Marat ruhte nicht, in seinem „Volksfreund" immer wieder auf das Komplott zurückzukommen und die Patrioten damit, wenn sie anfingen ruhiger zu werden, wieder aufzuschrecken. Später hatte Robespierre wieder einigen Erfolg mit einer Rede, die er zu gunsten der rebellierenden Schwarzen Haitis, das damals französische Kolonie war, hielt, wenn auch nicht sein, sondern Barnaves gemäßigterer Antrag durchdrang; aber als am 30. September nach dem Schlusse der Nationalversammlung die Deputierten den Sitzungssaal verließen, empfingen dichtgedrängte Volkshaufen draußen Robespierre und Pétion mit Blumenkränzen und lärmendem Zuruf: dies waren ihnen die Männer der Zukunft!

Inhalt der Verfassung.

Die Verfassung des Jahres 1791 umfaßte in etwa 2500 Bestimmungen die völlige Umformung des französischen Staates. Sie begann mit der Erklärung der allgemeinen Menschenrechte, der sich die Aufhebung der feudalen Vorrechte anschloß. Dann folgten die Bestimmungen über Gleichheit der Besteuerung, Glaubensfreiheit, Preßfreiheit, Selbstregierung der Gemeinden, Schutz der persönlichen Freiheit und des Briefgeheimnisses, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Wahl der Beamten und der Pfarrer, Armen- und Waisenpflege. Hieran schlossen sich die Dekrete über die Departementaleinteilung, über Bürgerrecht und Zivilehe, über die Volksvertretung und das Wahlrecht; den Beschluß bildeten die Festsetzungen über die Stellung des Königs und sein Vetorecht, über Verantwortlichkeit der Minister und einiges von geringerer Bedeutung.

Innerhalb dieser Grundzüge haben sich seitdem die politischen Anschauungen der gemäßigten Parteien gehalten; ja man kann sagen, daß sie das politische Leben der Völker bis heute beherrschen. Die ganze Verfassungsbewegung des 19. Jahrhunderts fußt auf dieser Verfassung: über ihre Forderungen ist man nicht hinausgegangen. Die Schwierigkeit der Aufgabe der konstituierenden Versammlung lag darin, daß sie, als der altfranzösische Staat zusammenbrach, ohne Tradition, ohne an Vorhandenes anknüpfen zu können, den Neubau durchzuführen hatte: das läßt das Werk vielfach unfertig, nur wie einen Versuch erscheinen. Namentlich muß nochmals daran erinnert werden, wie die Bestimmungen über Rechtspflege und Verwaltung lediglich geeignet waren, ein Chaos zu schaffen und erst die Anarchie und damit die Gewaltherrschaft energischer Minoritäten großzuziehen. Ferner war das Königtum durch diese Verfassung dermaßen aller Rechte entkleidet, daß man Gründe für seine Existenzberechtigung kaum noch auffinden konnte, und es nur eine Frage der Zeit und der Umstände war, wann es fallen sollte. Und blieben nicht zwei große innere Aufgaben völlig unerledigt: die Reform des bürgerlichen Rechts und die Neubildung des mit der Kirche zerrütteten Unterrichtswesens? Freilich müssen wir auch für die Entstehung einer solchen Verfassung, wie billig, den Druck in Anschlag bringen, welchen die Galerien, welchen die Patrioten, die sich drohend aus dem Hintergrunde erhoben, fort und fort auf die Beratungen und Abstimmungen ausübten; so wird es begreiflich, daß die Verfassung in vielen Bestimmungen radikaler werden mußte, als die Sachlage es erforderte, ja als es in der Meinung der Mehrheit der Abgeordneten lag. Das Gesamtergebnis stand so, daß das Wort der Kaiserin Katharina von Rußland seine Richtigkeit behielt: Frankreich habe 1200 Gesetzgeber, denen niemand als der König gehorche.

## Die gesetzgebende Versammlung und der Krieg gegen die erste Koalition.

### Parteiverhältnisse in der gesetzgebenden Versammlung.

Die Notwendigkeit einer Umgestaltung des französischen Staates hatte für jeden Einsichtigen zu Tage gelegen. Die Umgestaltung hatte sich vollzogen, aber Beruhigung der Gemüter war nicht eingetreten. Frankreich war auf eine schiefe Ebene gestellt, auf der es weiter und weiter hinabgleiten mußte: denn die neue Verfassung gab den vorwärts drängenden Gewalten kein ausreichendes Gegengewicht, weder in einem Oberhause, noch in einem lebenskräftigen Königtum. An vielen Orten erhoben sich zwar Stimmen, daß man jetzt die Revolution schließen müsse; ein weitverbreitetes Ruhebedürfnis gab sich kund. Denn kein Einsichtiger konnte sich verhehlen, daß, wenn es so weiter ginge, Frankreich rettungslos in den Abgrund der Anarchie stürzen müsse: das aber war es gerade, was der hauptstädtische Pöbel und seine Führer wünschten!

Zusammentritt der gesetzgebenden Versammlung.

Schon im Mai hatte die Nationalversammlung bei der Anordnung der Neuwahlen auf den Antrag Robespierres beschlossen, daß keines von den Mitgliedern der Nationalversammlung in die neue Volksvertretung gewählt werden dürfe. Das sah freilich selbstlos aus, war aber doch gar nicht so gemeint und überdies sehr gefährlich: denn nun mußte die neue Vertretung, die man die gesetzgebende Versammlung nannte, sich aus solchen Mitgliedern zusammensetzen, denen nicht nur die Erfahrung und Einsicht abging, welche die Nationalversammlung in zweijährigem Ringen sich erworben hatte, sondern auch diejenige Pietät fehlte, welche der Urheber naturgemäß für sein Werk empfindet; ihnen stand vielmehr die Verfassung der Nationalversammlung als etwas Fremdes gegenüber, das sie keine Neigung fühlten zu erhalten oder auch nur zu schonen. Ihre politische Leitung mußte sich durch die Klubs ermöglichen, und das sah Robespierre ganz richtig voraus.

Charakter der Versammlung.

Am 1. Oktober 1791 ward die gesetzgebende Versammlung eröffnet. Sie bestand aus 745 Abgeordneten: lauter neue Gesichter, fast alles junge Leute, noch nicht 30 Jahre alt. Advokaten bildeten mehr als die Hälfte, gegen 400, dazu kamen 70 Schriftsteller und etwa 20 Geistliche. Von einem andern Gesichtspunkte aus betrachtet, waren die Neugewählten zum großen Teile Emporkömmlinge der Neuordnung der Dinge. Es befanden sich in der gesetzgebenden Versammlung 246 Departementsverweser, 109 Bezirksverweser, 125 Friedensrichter und öffentliche Ankläger, 68 Bürgermeister und sonstige Gemeindebeamte, das sind schon 566 öffentliche Beamte, abgesehen von einigen Offizieren der Nationalgarde und gewählten Priestern, Leute, die sich gewöhnt hatten, ihren Wählern gegenüber Nachgiebigkeit zu zeigen und das Bedürfnis des Pöbels an Gemeinplätzen und Phrasen zu decken. Dagegen zählte die neue Versammlung in ihren Reihen keinen einzigen Aristokraten aus dem revolutionären Frankreich, keinen Großgrundbesitzer, keinen hervorragenden Fachmann auf dem Gebiete der Diplomatie oder der Finanzen oder des Militärwesens.

Die Parteien.

Man wollte die Parteispaltungen der Nationalversammlung vermeiden. Aber Parteiunterschiede machten sich sehr bald geltend: die uns schon bekannten Klubs begannen in ihren alten Lokalen und mit ihrem alten Namen ihre politische Thätigkeit aufzunehmen. Die Feuillants wollten jetzt erst recht an Verfassung und Königtum festhalten, die Jakobiner dagegen beides umstürzen. Unter den Jakobinern finden wir die alten Führer der königfeindlichen Partei mit den Rousseauschen Prinzipien, vor allem Robespierre. Ohne Bedauern hatte er seinen Sitz in der Nationalversammlung in Hände übergehen sehen, von denen er bald erkannte, daß sie für ihn und seine Partei thätig sein sollten. Die Eitelkeit und politische Unerfahrenheit der jungen Leute, die voller unklarer, sentimentaler Freiheitsideen einem Idealstaate der

Freiheit zustrebten, lieferte sie an die schlimmsten Demagogen aus. Indem sie sich diese gefallen ließen und fürs erste wenigstens gemeinsame Sache machten mit Chabot, Couthon, Merlin, Bazire u. a. in der Versammlung, mit Danton, Robespierre, sogar Marat außerhalb der Versammlung, vermeinten sie an ihnen Werkzeuge zur Verwirklichung ihrer Ideen zu haben, während in Wahrheit das gerade Gegenteil der Fall war.

Die Jakobinermütze; die Sansculotten.

Seit dem April 1792 fehlte es den Jakobinern und ihrem Anhange auch nicht an einem äußeren Kennzeichen ihrer Gesinnung. Man erinnert sich, daß im August 1790 das Schweizerregiment Château-Vieux zu Nancy einen scheußlichen Aufruhr gemacht hatte, den dann Bouillé blutig zu Boden warf. Die Nationalversammlung hatte dem schneidigen General am 3. September 1790 ihre Anerkennung unter dem einzigen Widerspruche Robespierres ausgesprochen. Von den meuterischen Schweizern aber waren vierzig, die dem Blutbade entrannen, auf die Galeeren nach Brest geschickt worden. Am 31. Dezember 1791 wurden sie von der neuen Versammlung begnadigt; ihre Reise nach Paris gestalteten die Jakobinerklubs zu einem Triumphzug. Am 9. April 1791 begehrten sie die Ehre einer Sitzung. Sie ward ihnen zu teil. Collot d'Herbois pries sie als Helden und Märtyrer der Freiheit. Schließlich paradierten sie unter Trommelschlag und Geleit von Pikenmännern durch den Saal. Dann wurde ein großes Volksfest gefeiert, bei dem alle Anwesenden, um jeden Unterschied auszugleichen, die Sträflingsmütze trugen. Seitdem war die rote Mütze der Galeerensträflinge zur patriotischen Kopfbedeckung erhoben. Nur Robespierre setzte sie nicht auf: sie paßte nicht zu der zierlichen Haartour, die er trug. Auch sonst schloß er sich der Vernachlässigung der Kleidung, wodurch die Patrioten damals anfingen, dem Pöbel sich anzuähneln, nicht an: er trug sich stets mit gleicher Sorgfalt, ein zierlich gefaltetes Jabot zu gelbseidener Weste. Auch die Deputierten hielten noch auf Äußeres, wenn auch Puder, Schuhschnallen und die dreieckigen Hüte damals unter ihnen zu verschwinden begannen; doch erregte es Mißbilligung, als Brissot mit kurzgeschnittenem glatten Haare in der Sitzung erschien.

60. Ein Jakobiner.
Nach dem Gemälde von Fragonard gestochen von L. Massard.

Indessen das Wort „Sansculotten", womit man jene, welche keine Kniehosen (culottes), sondern bequeme lange Pantalons trugen, überhaupt in der Kleidung sich vernachlässigten, vornehmlich also den Pöbel und seine Freunde, bezeichnete, stammte schon aus einem Scherze in der Nationalversammlung her. Abt Maury, während einer Rede durch die Zwischenrufe zweier patriotischer Weiber auf der Galerie gestört, hatte dem Präsidenten zugerufen: „Bringen Sie doch diese beiden Sansculotten zum Schweigen!" So war das Wort auf das Galeriepublikum übertragen worden und hatte dann seinen Weg weiter gemacht.

Zwischen diesen beiden Parteirichtungen hielten sich die „Unabhängigen", anfangs über 200 stark; doch ging bald, während sich mehrere von ihnen den Feuillants zuwandten, ein größerer Teil, durch Drohungen bei den Abstimmungen eingeschüchtert, zu

den Jakobinern über. (Man wandte nämlich, um dem Galeriepöbel sofort die mißliebig Stimmenden kenntlich zu machen, Abstimmung durch Erhebung von den Sitzen oder durch namentliche Abgabe der Stimmen sehr häufig an.) So schwand die Gruppe sehr zusammen, lächerlich gemacht durch den Namen „Bäuche“, den man ihnen gab, weil ein Teil von ihnen regelmäßig um die Mittagszeit aus der Versammlung zu verschwinden pflegte, um zu Tische zu gehen.

Auch die Feuillants, anfangs 162 Mitglieder stark, nahmen schnell ab; dieser Klub wurde am 28. März vom jakobinischen Pöbel gesprengt; binnen kurzem verlor die Partei in der Versammlung gegen 100 Mitglieder und zählte gar im August 1792 deren nur noch zwanzig. — Von den Jakobinern, die sich selbst „Jakobinerpatrioten“ nannten, zweigte sich wieder eine besondere Partei ab, welche noch weit über sie hinausging, offen den Umsturz alles Bestehenden durch Gewalt predigte und nicht müde wurde, die Pöbelmassen aufzureizen. Ihre Führer waren Chabot, ein früherer Kapuzinermönch, ein roher Wüstling, und der Advokat Couthon, an beiden Füßen gelähmt, hinter dessen sanften Gesichtszügen und milder Stimme niemand den blutgierigen Sinn argwöhnen konnte. In der Versammlung hatte diese Partei die höheren Sitze eingenommen, während die übrigen Jakobiner die niedrigeren vor und neben ihnen inne hatten. Daher wurde es allmählich Sitte, diese Demagogen als den „Berg“ zu bezeichnen und die übrigen Jakobiner als die „Ebene“.

Die hervorragendste Gruppe unter den Jakobinerpatrioten bildeten die Abgeordneten aus der Gironde. Es waren meist Leute, gleich gewandt mit dem Worte wie mit der Feder, voll Ehrgeiz und hoher Ansprüche. Ihr Ideal war die Errichtung einer Republik, etwa wie die römische zur Zeit der Scipionen gewesen war; gegen den Pöbel zeigten sie Verachtung. Hervorragend unter ihnen erschien durch feurige Rede Vergniaud aus Bordeaux (geb. 1758 zu Limoges), hochsinnig und beredt, dabei aber sorglos und zu dauernder Anspannung unfähig. Der girondistischen Gruppe schlossen sich bald auch noch andre Abgeordnete zumal aus dem feurigen Süden an, wie der jugendlich begeisterte Barbaroux aus Marseille, den man wegen seiner Schönheit Antinous nannte. Der Vereinigungsplatz aller war damals der Salon der Frau Roland. Roland de la Platière, geboren im Jahre 1734, hatte sich in der Verwaltung der Manufakturen in Rouen ausgezeichnet und war später als Deputierter Lyons in die Nationalversammlung gesandt worden. Einige Zeit nach deren Schlusse hatte er sich in Paris niedergelassen, wo sich bald die Girondisten ebenso durch seinen ehrenwerten Charakter und durch sein umfangreiches Wissen angezogen fühlten, wie durch den Geist seiner Frau. Diese, 20 Jahre jünger als ihr Mann, war die Tochter des Kupferstechers Phlipon; durchaus von der Ideologie des Zeitalters erfüllt und von derselben Selbstzufriedenheit beseelt, die die ganze girondistische Partei charakterisierte, hatte sie sich aus Plutarchs und Rousseaus Schriften ein Ideal von Staaten und Heroen gebildet, für das sie, wie sie selbst dafür begeistert war, so auch die jungen Girondisten zu entflammen suchte. So übte sie auf diese durch die Kühnheit ihrer Gedanken und durch den unerschütterlichen Glauben an die Durchführbarkeit des Traumgebildes, für das sie schwärmte, den größten Einfluß aus. Das gab ihrem Salon historische Bedeutung. Auch die konservative Partei der Feuillants zählte eine durch ihren Geist ausgezeichnete, die Roland an Klarheit weit überragende Dame zu den ihren, die Tochter Neckers, die mit dem schwedischen Gesandten in Frankreich, dem Baron von Staël-Holstein, verheiratet war. Wir verdanken ihrer Feder eine treffliche, wenn auch abfällige Kritik der girondistischen Partei.

Die Gironde.

Nach dem Schlusse der Nationalversammlung hatte sich Robespierre auf einige Wochen in seine Heimatstadt Arras begeben; als er von dort zurückkehrte, war er

**erstaunt, nicht mehr für das Haupt der Jakobiner zu gelten: seine Stelle hatte Brissot, der Führer der Jakobinerpatrioten in der gesetzgebenden Versammlung, eingenommen.**

Brissot. Jean Pierre Brissot, geboren 1754, eines Gastwirts Sohn aus Chartres, hatte sich lange Jahre in England und Amerika herumgetrieben und nannte sich seitdem Brissot de Warville. Er war nicht ohne Talent, besaß mannigfaltige Kenntnisse und viel Rednergabe. Beim Ausbruche der Revolution fand er sich in Paris ein, in einem Rocke mit zerrissenen Ellbogen, wußte aber bald im Palais-Royal eine bedeutende Rolle zu spielen, so daß er eine Stelle in der

61. Anne Louise Germaine, Baronin von Staël-Holstein.
Gemälde von François de Gérard
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Pariser Munizipalität erhielt. Angenehm im persönlichen Verkehre, rührig in allen Geschäften, von brennendem Ehrgeiz erfüllt, gewann er Bedeutung unter den Girondisten, zu denen er sich hielt, und durch diese im Klub der Jakobiner. Von ewiger Unruhe erfüllt, nach neuem jagend, war er es, der zuerst das Königtum als eine Lüge gegen die allgemeine Gleichheit, als eine Sklaverei für eine souveräne Nation bezeichnete.

**Robespierre konnte es nicht ertragen, durch seinen alten Freund und früher ergebenen Anhänger verdunkelt zu werden; durch Verleumdungen und Verdächtigungen suchte er Brissots Stellung wankend zu machen, durch Wortparade mit Tugend und Rechtschaffenheit sich selbst zu heben: ein Mensch ohne Schwung und Seele, aber zäh**

Digitized by Google

und ausdauernd, wußte er, während Eitelkeit und Scheelsucht ihn verzehrten, die Leute an den Adel seiner Gesinnung, mit dem er selbstgefällig prunkte, glauben zu machen. Damit begann sein Krieg gegen Brissot, der sich bald zu einem Gegensatze der Jakobiner und Girondisten gestaltete. Um Robespierre sammelten sich der frühere Schauspieler Collot d'Herbois, der Herausgeber des „Bürgerfreundes" Tallien, der ganz verlotterte Billaud-Varennes, der Vorstadtfleischer Legendre, Anacharsis Cloots, Marat, Danton, der Theaterdichter Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins. Da die letzten

62. Jean Pierre Brissot, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung.
Nach einem Stich von Levachez.

vier zugleich die Leiter des Cordeliersklubs waren, so hielten sich auch die Cordeliers und die Pöbelrotten, die sie anführten, zu Robespierre.

Auch nach andrer Seite hin sahen die Girondisten ihren Einfluß geschwächt. Bailly schied aus der Stadtverwaltung; zugleich wurde die Stelle eines Generals der Nationalgarde, welche Lafayette inne hatte, eingezogen. Paris, nunmehr in 48 Sektionen geteilt, stellte sechs Legionen Nationalgarde, deren Anführer den Oberbefehl in regelmäßigem Wechsel unter sich führen sollten. Die Hoffnung Lafayettes, jetzt zum Maire von Paris an Baillys Stelle gewählt zu werden, erfüllte sich nicht: die Wahl traf

Digitized by Google

vielmehr **Pétion**, der sich zwar anfangs zu den Girondisten, später aber mehr zu den Jakobinern hielt. Damit hörte die Mairie auf, für Ruhe und Gesetzlichkeit zu sorgen; die Nationalgarde wurde nach und nach in die jakobinischen Gärungen hineingezogen, besonders seitdem ihr eine Art Landsturm, welche aus dem nicht stimmberechtigten Pöbel, aus den „Passivbürgern“ gebildet und mit Piken bewaffnet war, beigegeben worden war. Syndikatsvertreter von Paris wurde **Danton**.

Stellung des Königs zur Versammlung.

Einer Versammlung gegenüber, wie die eben geschilderte, mußte auch ein bedeutenderer Mensch, als Ludwig XVI. es war, in der äußersten Verlegenheit sein; er hatte von Anfang an die schwierige Aufgabe, ihr gegenüber sowohl die durch die soeben geschaffene Verfassung gewährleisteten Rechte der Krone als auch die des ruhigen, der Verfassung entsprechenden Bürgers zu schützen. Denn die gesetzgebende Versammlung, berufen, diejenigen Gesetze zu erlassen, welche die Ausführung der Verfassung sicherten, begann ihre Thätigkeit mit der Aufhebung von Verfassungsbestimmungen. Dazu wurde der König gleich am empfindlichsten Punkte angegriffen. Am 7. Oktober schon, also kurz nach Eröffnung der Versammlung, zogen **Couthon** und **Claude Fauchet**, den seine jakobinische Gesinnungstüchtigkeit zum Bischof von Calvados (in der Normandie um die alte Stadt Caen gelegen) gemacht hatte, gegen die **eidverweigernden Priester** los, von ihrem augenblicklichen Standpunkte aus natürlich mit Recht; denn die verfassungsmäßigen Priester hatten weder Gemeinden noch Kirchen in der Bretagne, in der Normandie und in vielen andern Gegenden, dafür allerhand Bedrohungen und Lebensgefahr. Anderseits gewährleisteten die berühmten Menschenrechte auch diesen Anhängern des Alten das Recht der Freiheit und des Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Aber natürlich schwebte den in solchen Dingen durchaus gebildeten Gesetzgebern jenes Kapitel aus dem Contrat social über die Staatsreligion vor, das den Feind der anerkannten Staatsreligion mit dem Tode bedroht.

Die eidverweigernden Priester.

Die Emigranten.

Das zweite Angriffsobjekt der Versammlung waren die **Emigranten**. Wir wissen, daß sie sich mitnichten der Sympathie des Hofes erfreuten, den sie in hirnlosester Weise kompromittierten. Welche Beängstigung, die nur die Folge ihrer Albernheit ist, spricht nicht aus den Briefen Marie Antoinettes! Mit ihren kläglichen Rüstungen, die Worms und Ettenheim zum Mittelpunkte hatten, während sie selbst, unter dem Schutze des Erzbischofs von Trier Koblenz zum Abbild von Versailles in seiner liederlichsten Zeit machten, mit ihren bombastischen Deklamationen gegen die derzeitigen Machthaber, lieferten sie den beredten und fanatischen Führern des Umsturzes alle Waffen in die Hände, die sie sich nur zur Verdächtigung und Anfeindung des Königspaares wünschen konnten. Somit erfolgte am 9. November ein Edikt gegen die Emigranten, in dem ihnen Einziehung ihrer Güter angekündigt wurde, wenn sie nicht bis zum Jahresschlusse zurückkehrten, am 29. November ein weiteres Edikt, durch das den eidverweigernden Priestern ihr Jahrgeld entzogen wurde. Beide Edikte verstießen gegen die von der konstituierenden Versammlung gewährten Rechte der Freizügigkeit und Auswanderung einerseits, und des Pensionsempfangs der nicht Eid leistenden Priester anderseits. Aber man konnte vielleicht die Umstände zur Entschuldigung heranziehen, die namentlich im letzteren Falle auch die kirchliche Anarchie Frankreichs voll bestätigte. Je mehr man sie in Rechnung zieht, um so mehr muß man sich über die Gleichgültigkeit wundern, mit der die Versammlung am 12. November und 19. Dezember das Veto des Königs gegen die beiden Gesetze zur Kenntnis nahm. Die Ursache liegt in dem neuen Interesse, das die Versammlung beherrschte und auch den König zu leiten schien.

bie

les.

il s

de

gra

vou

cette

Digitized by Google

n me donner le plutot qu'il vous sera possible
relaircissements que je vous demande et come
n'importe qu'on sache qu'il n'a pas dépendu
moi de remplir les fonctions et les devoirs du
des militaires qui m'ont été accordés je
prévieus que je compte faire connoitre et
lettre et votre réponse.

J'ai l'honneur d'etre monsieur votre
tres humble et tres obeissant serviteur.

LPJ d'Orléans

gitized by Google

## Die Kriegserklärung an den König von Böhmen und Ungarn. Anfänge des Krieges.

Am 25. August 1791 waren in dem Hoflager des sächsischen Kurfürsten zu Pillnitz oberhalb Dresden der deutsche Kaiser Leopold mit dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm II. zusammengekommen. Dort erschien auch mit großem Gefolge, unter dem sich der frühere Finanzminister üblen Angedenkens Calonne befand, der Graf von Artois und schlug auf Grund seines mitgebrachten Planes einen sofortigen Angriffskrieg gegen Frankreich vor. Wir kennen die politische Stellung Leopolds II. und werden uns darum nicht wundern, daß er jedes derartige Vorgehen rundweg ablehnte. Das Gleiche that der preußische König. Nur eine Erklärung der beiden Souveräne wurde er ermächtigt zu veröffentlichen, datiert Pillnitz, den 27. August 1791, in der die beiden Majestäten ihr Interesse an dem Wohlergehen der französischen Königsfamilie kundgaben und auch die andern Souveräne zu einer Verständigung darüber einluden, wie das übrigens schon am 6. Juli des Jahres von Kaiser Leopold von Padua aus geschehen war. Ein kriegerisches Eingreifen würde jedoch nach jener Erklärung von Österreich und Preußen erst dann erfolgen, wenn zwischen König und Nationalversammlung bei freier Entschließung des ersteren eine Verständigung über eine monarchische Verfassung nicht möglich geworden wäre. Da der König, wie schon erzählt wurde, am 13. September der Versammlung die Annahme der Verfassung anzeigte und am 14. September sich darauf vereidigen ließ, so bezeichnete Fürst Kaunitz in einem Rundschreiben an die Höfe von Petersburg, Stockholm, Berlin, Madrid, Neapel vom 12. November 1791 die Gefahren, die das Paduaner Schreiben des Kaisers berührt habe, als nicht mehr dringlich. Gleichzeitig zeigte er an, daß der Kaiser nunmehr, da die königliche Familie ihrer Haft entlassen worden sei, kein Bedenken mehr getragen habe, den französischen Botschafter in Audienz zu empfangen. Zusammenkunft in Pillnitz.

Somit schien die Möglichkeit irgend welcher kriegerischen Verwickelung vollständig ausgeschlossen zu sein. Aber gerade jetzt wurde sie, die von der konstituierenden Versammlung gefürchtet worden war, von der gesetzgebenden herbeigesehnt. Der chaotische Zustand des Landes war die Ursache dieser Sinnesänderung. Alle obrigkeitlichen Ämter waren ohne Macht und Ansehen, die Staatskasse war leer, die Assignaten fielen immer mehr im Werte, das soziale Elend nahm mit dem wirtschaftlichen zu, die Steuern gingen kaum mehr ein, Handel und Wandel stockten, die Kolonie Haiti befand sich in offener Empörung, das Land war von Parteiungen zerrissen, wozu namentlich der schon besprochene Gegensatz der eidweigernden und beeidigten Priester beitrug — gegen alle diese Übel helfe, so meinten die Abgeordneten der Gironde, nur der Krieg. In diesem Sinne sprach Brissot am 20. Oktober, am 16. Dezember; in dasselbe Horn stießen Isnard und Vergniaud. Ja, zu unserm Erstaunen sehen wir auch den König mit einemmal sehr kriegerisch gestimmt. Am 14. Dezember erschien er selbst in der Versammlung und machte die Mitteilung, daß er dem Kurfürsten von Trier eine letzte Frist, den 15. Januar 1792, gestellt habe, bis zu welcher er den Truppenansammlungen und allen feindseligen Veranstaltungen ein Ende zu machen habe, widrigenfalls er in ihm nur noch einen Feind Frankreichs sehen und bei der Versammlung auf Krieg antragen werde. Diese Mitteilung erregte bei den Abgeordneten brausenden Jubelruf der Zustimmung, und das war es, warum man sein Veto vom 12. November nunmehr zu vergessen gewillt war und das wenige Tage nach dieser Szene im Parlament am 19. Dezember eingelegte Veto wider das Priestergesetz ruhig hinnahm. Kriegslust der Gironde.

Was aber vermochte den König zu solchem Schritte? Seit 6. Dezember 1791 hatte er einen neuen Kriegsminister, den 36jährigen Grafen Narbonne, der trotz Kriegspläne des Königs

seiner altadligen Abstammung anfänglich revolutionär gesinnt, doch an derselben Stelle, wie Barnave, Duport, die Lameth und andre gleicher Richtung, später seinen Neigungen Halt geboten hatte. Er drängte den König zum Kriege, aber nur zu einem Kriege gegen den Kurfürsten von Trier und die Herren, die an der „Pfaffengasse“ wohnten, nicht aber zum Kriege gegen eine größere Macht, um mittels dieses Krieges ein neues, monarchisch gesinntes Heer zu schaffen, um mittels dieses Heeres dem Könige, der sich unterdessen aus Paris begeben haben müßte, etwa nach Fontainebleau, eine neue und gesicherte, seiner Würde entsprechende Stellung zu verschaffen. Diesen Gedanken unterstützten die schon genannten Gesinnungsgenossen, auch Lafayette, die Baronin Staël, Mallet du Pan, der ausgezeichnete und klarblickende Redakteur des Mercure de France. Der Plan gefiel insbesondere der Königin, auch der König war ihm nicht gerade abgeneigt, nur hätte man ihm auch hier wieder mehr Energie wünschen mögen, und vor allem fehlte ihm der rechte Glaube an die Sache.

So vielversprechend dieser Anschlag auch sein mochte, er hatte eine sehr schwache Seite: wenn der Kurfürst von Trier klein beigab und die Versammlung sich mit diesem kleinen Unternehmen nicht zufrieden gebend, auf eine Ausdehnung des Krieges hinarbeitete, für den sie am 30. Dezember einen Kredit von 20 Millionen bewilligte — was dann? Und würde sich wirklich aus der Armee, wie sie jetzt war und wie wir sie in ihrer ganzen Unzuverlässigkeit bei der Flucht des Königs kennen gelernt haben, ein Werkzeug der Monarchie machen lassen? Im übrigen erklärten sich die Jakobiner gegen den Krieg, wenigstens Robespierre, der hinter einem solchen Unternehmen jetzt und später immer das drohende Gespenst einer Militärdiktatur auftauchen sah und im vorliegenden Falle mit feiner Nase die Unwahrheit der königlichen Politik und ihre eigentlichen Ziele witterte. Doch war er mit seinem Anhange diesmal in der Minorität. Die öffentliche Meinung war für den Krieg.

Bündnis zwischen Österreich und Preußen.

Indessen am 6. Januar 1792 gab der Kurerzbischof von Trier die vom Könige gewünschten Garantien für die Einstellung aller feindseligen Maßregeln, obgleich schon am 21. Dezember 1791 der österreichische Marschall Bender eine Erklärung abgegeben hatte, daß er zum Schutze des bedrohten Kirchenfürsten im Falle eines Angriffs von französischer Seite einzugreifen beauftragt sei. Diese Erklärung, die am 31. Dezember in Paris eingelaufen war, gab Brissot am 17. Januar Gelegenheit, die Notwendigkeit eines Krieges gegen den Kaiser zu konstatieren. Der König wurde darauf am 25. Januar zu einer drohenden Note ermächtigt. Der Kaiser blieb jedoch zunächst bei seiner zuwartenden Politik, nur schloß er durch seinen Gesandten, den Fürsten Reuß, am 7. Februar mit Preußen einen Freundschafts- und Schutzvertrag und setzte seine Truppen in Bereitschaft, um einem Angriffe getrost entgegensehen zu können; selbst angreifend vorzugehen lag auch jetzt noch nicht in seiner Absicht.

Notenwechsel zwischen Wien und Paris.

In Beantwortung der vorerwähnten französischen Note erließ am 17. Februar 1792 Fürst Kaunitz ein Schreiben an die französische Regierung, das bezüglich der Kriegsfrage maßvoll gehalten war, aber den Jakobinern, oder wie er sie allgemeiner mit Beziehung auf die Girondisten nannte, der republikanischen Partei ordentlich den Text las. „Die Wühler dieser Partei“, heißt es da, „sind überzeugt davon, daß die Mehrheit der Nation von ihrer Republik oder vielmehr ihrer Anarchie nichts wissen will, und da sie daran verzweifeln, sie so weit fortzureißen, wenn im Innern die Ruhe wiederkehrt und nach außen der Frieden fortdauert, so richten sie alle Anstrengungen darauf, die Wirren im Innern zu schüren und mit dem Auslande Krieg zu beginnen.“ Nichts war treffender als jener Hinweis des erfahrenen alten Staatskanzlers auf die Mehrheit der Nation, die eher an alles andre dachte, als an Krieg. Aber wie schon bei den Wahlen die geschäftige Minderheit unter Benutzung des Pöbels und seiner

Leidenschaften vielfach den Sieg davongetragen, so terrorisierte sie in der Versammlung durch die gleichen Mittel, namentlich durch entsprechende Verwendung der Galeriekohorten die friedlich gesinnte Mehrheit in der Versammlung. Die Bekenner des Friedens waren es bloß in Gedanken, nicht auch mit dem Munde, dazu fehlte ihnen der Mut. Sie ließen die andern handeln und blieben bei einer Frage von so unendlicher Tragweite schließlich ganz aus den Sitzungen weg; durchaus das, was sich die Gegner hätten wünschen können. Von diesen letzteren war es wieder Brissot, der gegen den durchaus friedliebenden Minister des Auswärtigen de Lessart am 10. März die Anklage auf Hochverrat beantragte und durchbrachte. Um dem gleichen Schicksale zu

63. Charles François Dumouriez.

Nach dem Original von Beritò gestochen von G. Zatta.

entgehen, reichten nun auch die andern Minister ihre Entlassung ein. Brissot, der neue „Ministermacher“, bildete das neue Kabinett aus lauter Girondisten. An de Lessarts Stelle trat Dumouriez, ein talentvoller Mann, aber unruhig und ohne Festigkeit der Überzeugung; Clavière, der Freund Brissots und früher Mirabeaus, übernahm die Finanzen, Roland, der Mann der berühmten Frau, das Innere, de Graves, der kurz vorher an Narbonnes Stelle getreten war, behielt das Ministerium des Kriegs, weil er eng mit der Gironde zusammenhing. Auch Lacoste, der neue Marineminister und Duranton, ein Advokat aus Bordeaux, dem man das Portefeuille der Justiz gab, waren Girondisten; doch gehörten sie einer sehr gemäßigten Richtung an.

Tod Leopolds (1792).

Damit war der Krieg entschieden; er war es auch von einer andern Seite her. Am 9. März hatte man am Hofe die erschreckende Nachricht von dem nach nur viertägiger Krankheit am 1. März erfolgten Ableben des Kaisers Leopold erhalten; diese Nachricht warf alle angesponnenen Pläne durcheinander; die bitteren Thränen Marie Antoinettes galten nicht nur dem Bruder, sondern auch dem Verluste des letzten Retters, auf dessen europäische Verbindungen sie ihre äußersten Hoffnungen gesetzt hatte. Dem König aber in seiner Bestürzung fehlte nun jeder Mut, um gegen eine Neubildung des Ministeriums dieser Art irgend welchen Schritt zu thun. Von den Absichten und Ansichten des neuen Herrschers, Franz II., wußte man noch nichts, wenigstens in Paris nicht. Wie hätte man auch bei einem erst im 55. Lebensjahre stehenden Vater die Blicke schon auf den 22jährigen Sohn lenken sollen. Er war weit entfernt davon, die zuwartende Haltung des Vaters zu billigen; er war überzeugter Absolutist und fanatischer Gegner der Revolution; er gab sich willig dem Einflusse der Emigranten hin; er war nicht der Mann danach, sich irgend etwas von der republikanisch gesinnten französischen Volksvertretung bieten zu lassen.

Die Kriegsentscheidung

In Paris hatte sich Dumouriez nach seiner Beförderung zum Minister sofort zu den Jakobinern begeben, die rote Mütze aufgesetzt und von der Güte seines Patriotismus gesprochen. Am 18. und 27. März sandte er Noten nach Wien, in denen er in einem bis dahin in der Diplomatie ganz ungewöhnlichen Tone eine Erklärung verlangte, ob Österreich, um Frankreich zufrieden zu stellen, alle gegen dasselbe geschlossenen Verträge auflösen und alle seine Truppen zurückziehen wolle oder nicht, in welch letzterem Falle es den Krieg als erklärt zu betrachten habe. Als Frist zur Erklärung war der 15. April angesetzt. Am 19. April kam die österreichische Antwort; sie verlangte Entschädigung der durch die Beschlüsse vom 4.—5. August 1789 auf ihren Besitzungen im Elsaß geschädigten Reichsfürsten, eine gleiche für den Papst wegen der diesem entrissenen Grafschaft Avignon, und endlich geeignete Maßregeln zur Unterdrückung aller den Frieden Europas störenden Maßregeln des französischen Volkes durch die französische Regierung. — Nach Mitteilung dieser Note in der gesetzgebenden Versammlung verlas Dumouriez noch eine Botschaft des Königs, daß er am nächsten Tage selbst erscheinen werde.

Der Krieg, den Ludwig am wenigsten von allen gewünscht hatte, war also unvermeidlich; ein an Leib und Seele gebrochener Mann, erschien er am 20. April, von den Ministern umgeben, in der Versammlung und forderte zunächst Dumouriez auf, alle die von Österreich gegebenen Veranlassungen zur Aufnahme der Feindseligkeiten der Versammlung darzulegen. Darauf sagte der König mit zitternder Stimme: „Sie haben den Bericht gehört, der auch meinem Ministerrat erstattet worden ist; dessen Anträge sind einstimmig beschlossen worden; ich selbst habe den Beschluß angenommen; er entspricht dem oft ausgesprochenen Wunsche der Nationalversammlung. Ich habe alle Mittel, den Frieden zu erhalten, erschöpft; jetzt, jetzt“ — hier drohten Thränen seine Stimme zu ersticken, „habe ich der Verfassung gemäß förmlich auf Krieg gegen den König von Böhmen und Ungarn anzutragen.“ Die Worte des Königs wurden mit hellem Jubel aufgenommen, der in merkwürdigem Gegensatz zu dessen eigner Gemütsstimmung stand. Darauf vertagte man sich bis zum Abend, um nunmehr über den Antrag Ludwigs zu beschließen. Nur zwei Abgeordnete erhoben ihre Stimme gegen den Krieg, d. h. nur den einen ließ man ausreden, den andern unterbrach sofort der stürmische Ruf: „Zur Abstimmung! Krieg! Krieg! Schluß!“ Ohne irgend welche ernsthafte Beratung beschloß die Versammlung mit allen gegen sieben Stimmen einen Krieg, der 22 Jahre lang Europa in Atem halten, seine Gefilde mit Blut tränken und Frankreich den Meister der revolutionären Geister bringen sollte.

Dumouriez.

Der neue Minister des Auswärtigen, Charles François Dumouriez hatte schon eine reiche und bewegte Vergangenheit hinter sich. Er stammte aus einer armen Adelsfamilie der Provence; doch ist er in Cambrai geboren (25. Januar 1739). Sein Vater war bei der Kriegsverwaltung. Hartköpfigkeit ließ es ihn nicht weiter als zum Kriegskommissar bringen. Mit achtzehn Jahren trat Charles François in das französische Heer und kämpfte gegen Friedrich den Großen. Bald aber wurde er gefangen genommen, erst 1761 ausgewechselt und erhielt 1763 seinen Abschied. In dieser Zeit überwarf er sich seiner Heirat wegen mit seinem Vater und ging darum mit 100 Louisdor in der Tasche nach Paris, wo er bald einen Gönner an dem mächtigen Minister Choiseul fand. In dessen Diensten bereiste er als politischer Geheimagent Corsica, Spanien, Portugal, war in Corsica nach dessen Erwerbung als Generaladjutant thätig, ging dann nach Polen, um gegen die Russen zu wirken, mußte aber nach dem Sturze seines Gönners nach Frankreich zurückkehren, wo er mit Choiseul gegen den neuen Machthaber Aiguillon intrigierte. Dafür wanderte er in die Bastille. Erst Ludwig XVI. ließ ihn frei und ernannte ihn zum Kommandanten von Cherbourg mit dem Range eines Generalmajors. Mit Eifer trat er in die revolutionäre Bewegung ein, zunächst Lafayette nahe stehend, dann die Partei offen oder insgeheim wechselnd, wie es sein persönliches Interesse gerade zu erfordern schien, immer bereit auf beiden Achseln zu tragen. Bald hielt er es mit Mirabeau, bald mit den Republikanern, bald war er im Jakobinerklub, bald ließ er den König seiner Ergebenheit versichern; allen zeigte er sich dienstfertig und rühmte allen seine Dienste. Madame Roland sagt von ihm in ihren Memoiren: „Ich glaubte in ihm einen sehr geistreichen Lebemann, einen kecken Glücksritter zu erkennen, der sich über alles lustig machen mußte, außer über seinen Nutzen und seinen Ruhm.“ Charakter und Prinzipien haben ihn nie gehindert, diese beiden letzten Ziele zu verfolgen.

Anfänge des Krieges.

Selten dürfte ein Krieg von einer Nation, die so gänzlich unvorbereitet war, mit gleicher Leichtfertigkeit vom Zaune gebrochen worden sein. Die Kassen waren leer, nichts war vorbereitet, kein Kriegsplan vorhanden, und vor allem die Armee in voller Auflösung, ohne Disziplin, die Gemeinen mißtrauisch und aufsässig gegen ihre Offiziere, durch und durch jakobinisiert. Man machte sich im Ministerium jedoch keine großen Sorgen: eine schöne Proklamation an die Belgier, meinte man, und sie fallen Frankreich zu wie eine reife Frucht; die österreichischen Soldaten warten nur auf die Parole „Freiheit und Gleichheit“, um zu ihren französischen Kameraden überzugehen. Der Vorstoß nach Belgien wurde den Generalen Theobald Dillon, Rochambeau und Lafayette übertragen. Die Garnison von Lille unter General Dillon sollte sich Tournais und damit der Scheldelinie bemächtigen, die Vorhut des Generals Rochambeau unter Generalleutnant Biron von Valenciennes aus nach Mons und von da auf Brüssel marschieren, Lafayette von Metz aus die Maaslinie bis Namur gewinnen. Am 28. April wurde in der That der Vorstoß von Biron und Dillon unternommen, aber er scheiterte so kläglich, daß auch Lafayette in Givet, das er am 29. erreicht hatte, stehen blieb.

Generalleutnant Biron hatte sich Quiévrains und des dahinter liegenden Bossu am 29. April bemächtigt, am letzteren Orte wollte er sein Nachtquartier nehmen. Da saßen abends 10 Uhr die Dragoner des 5. und 6. Regiments ohne Befehl plötzlich auf und ritten unter dem Rufe: „Wir sind verraten“ davon. Einige zurückzubringen gelang den vereinten Bemühungen Birons und des Obersten Dampierre. Die andern ritten bis Valenciennes zurück, wo sie ihren Ruf wiederholend einritten: „Wir sind verraten, Biron ist davongelaufen“. Infolgedessen mußte Biron am 30. April den Rückzug antreten, wurde aber in diesem Augenblicke von dem österreichischen General Beaulieu angegriffen. Ohne Widerstand zu leisten, rissen die Franzosen, „Sauve qui peut“ schreiend, aus und machten erst in Valenciennes Halt. Das ganze Lager, Geschütze, Munition, Proviant fielen in die Hände der Sieger. Überdies hatten die Franzosen 300 Mann Tote und Verwundete.

General Dillon hatte am 28. April bei Baisieu die Grenze überschritten. Er verfügte über 8 Schwadronen, 6 Bataillone und 6 Geschütze. Hinter Baisieu kam es zu einem kleinen Vorpostengefecht, bei dem etwa drei oder vier Tiroler Schützen den Franzosen in die Hände fielen. Da begannen die Österreicher, die etwa 3000 Mann stark waren, Geschützfeuer. Niemand wurde getroffen, aber der Schreck vor dem ungewohnten Kanonendonner war so groß, daß die Franzosen sich sofort in wildester Flucht auflösten, auch in Baisieu nicht zum Stehen zu bringen waren und Verrat schreiend wie die Leute Birons, nach Lille zurückflüchteten. Dort massakrierten sie zunächst ihre Gefangenen, hängten dann den Genieoberst Berthois und hieben seinen Leichnam in Stücke. Den General Dillon aber, der verwundet worden war, schossen und stachen sie nieder, schleiften seinen Leichnam durch die Straßen und verbrannten ihn auf einem öffentlichen Platze. Da nimmt es nicht wunder, wenn General Lafayette bei solchem Zustande der Truppen nicht weiter vorzurücken wagte.

Wühlereien gegen den König. Die moralische Insurrektion vom 20. Juni 1792.

Wirkung der Niederlage auf Paris.

Die Mißerfolge auf dem Kriegsschauplatze verfehlten nicht ihre Rückwirkung auf Paris auszuüben. Wenn sich auch Dumouriez in seinen Hoffnungen auf belgische Erfolge gründlich verrechnet hatte, über die Ursache des Mißerfolges befand er sich nicht im unklaren. Er sorgte für ein strenges Disziplinargesetz für die Armee, das die Robespierre und Marat und Danton mit Wutgeheul begrüßten, das aber doch in der

64. Jean Marie Roland de la Platière.

Nach dem Gemälde von F. Bonneville gestochen von Aug. S. Audin.

Versammlung angenommen wurde, er ließ neue Aushebungen veranstalten und für Proviant und Munition Sorge tragen, er entfernte den General Rochambeau, der freilich keine Schuld hatte, aber mißliebig geworden war, namentlich auch bei den Helden von Baisieu, und ersetzte ihn durch Luckner. Aber die wachsende Schwierigkeit der äußeren Verhältnisse, von denen die große Menge natürlich nichts ahnte, nämlich die sehr kühle Haltung Englands, die Sicherheit, daß auch Preußen zu den Waffen greifen würde, die Unmöglichkeit, Sardinien mit Krieg zu überziehen, was man gleichzeitig mit dem belgischen Unternehmen ins Auge gefaßt hatte — eine Unmöglichkeit deswegen, weil das auf dem Papiere stehende Heer von dem ihm bestimmten General Montesquiou nicht vorgefunden wurde — veranlaßten den

Digitized by Google

Servan Kriegsminister. Wühlereien gegen den König.

bisherigen Kriegsminister de Graves schon am 5. Mai 1792 abzudanken; seine Stelle erhielt Servan, zwar ein wackerer Offizier, aber ein in der Wolle gefärbter Girondist, der trotz persönlichen und amtlichen Verkehrs mit Ludwig XVI. von der Überzeugung nicht abgebracht werden konnte, daß Ludwig ein blutdürstiger Tyrann sei, eine Überzeugung, die in den Faubourgs St. Marcel und St. Antoine durchaus verbreitet war und von den jakobinischen Führern geflissentlich genährt wurde. Man nannte ihn da einen Karl IX., nach dem bekannten König der Bartholomäusnacht; man verglich ihn mit Damiens, der einst, wenn auch vergeblich, den Mordstahl auf Ludwig XV. gezückt hatte. Damiens, hieß es da, wurde mit den ärgsten Folterqualen bestraft, weil er Frankreich von einem Ungeheuer befreien wollte. Ludwig XVI. aber,

65. **Marie Jeanne Roland, geb. Phlipon.**
Nach dem Gemälde von David lithographiert von Langlamé.

der den Mordstahl auf alle Franzosen zücke, dessen Attentat 25 millionenmal ärger sei, lasse man unbestraft. „Aber — zittert Tyrannen! Es gibt noch Scävolas!“ Solche Dinge auszusprechen erscheint uns in Ansehung der Persönlichkeit Ludwigs XVI. geradezu komisch; daß sie aber geglaubt wurden, ist ebenso unbegreiflich, als es wirkliche, unleugbare Thatsache ist. Und was sagte man erst alles der Königin nach! Von ihr war es ausgemacht, daß sie mit dem Kaiser in persönlicher Verbindung stand, ihm alle Pläne verriet und dadurch die Niederlagen herbeiführte. Bei der ohnmächtigen, jeder Verbindung mit dem Staatsorganismus baren, argwöhnisch beobachteten Königsfamilie hätte die einfache Frage: wie denn in aller Welt? schon die rechte Antwort geben müssen. Aber das wegen seiner Albernheit sich selbst verurteilende Gerücht fand nicht nur Verbreitung durch den Volksmund, sondern auch Bestätigung

Digitized by Google

durch girondistische Journale — von den jakobinischen gar nicht zu reden — und Roland wollte sogar, einem sublimen Gedanken seiner berühmten Frau folgend, die Angelegenheit zu einer ministeriellen Eingabe benutzen. Dabei hatte, wie urkundlich festgestellt worden ist, Marie Antoinette seit dem Ableben ihres Bruders überhaupt keine Verbindung mehr mit dem Wiener Hofe. Wußte man ja noch im Mai am französischen Hofe nicht das geringste über die Stellung und die Absichten Franz' II.

Finanzielle Notlage.

Aber all diesen Angriffen lag Berechnung zu Grunde, denn der augenblickliche Stillstand der kriegerischen Ereignisse ließ die Sehnsucht nach normaler Entwickelung, nach friedlichem Verkehr mit andern Völkern, nach einem Aufschwung von Handel und Industrie immer deutlicher hervortreten. Dazu die kolossalen Kosten eines Krieges, der, obwohl kaum geführt, doch immer neue Summen verschlang. Schon am 27. April wurden 300 Millionen neuer Assignaten bewilligt; am 15. Mai wurde beschlossen, die Bezahlung der früheren Verbindlichkeiten über 10000 Livres bis auf weiteres ruhen zu lassen, da ja nur — reiche Leute, alte Finanzbeamte, Bankiers, Spekulanten durch die Maßregel betroffen würden. Unter solchen Umständen bedurfte man zur Auffrischung der patriotischen Gesinnung derartiger Gerüchte. Inzwischen hatte man ja auch die tugendhaften Bürger des Brester Bagnos gefeiert; auch defilierten am 29. April die drei Bataillone des Faubourg St. Antoine, trotz des Gesetzes, aber natürlich mit Einwilligung der Versammlung, durch den Sitzungssaal, davon zwei Bataillone Pikenträger, etwa 1500 Mann.

Benehmen des Pöbels gegen den König.

Daß man bei solcher Bearbeitung der Massen dem Könige nicht nur mit Nichtachtung begegnete, sondern daß ihm, wo er sich öffentlich zeigte, sogar Pöbelhaufen mit unflätigen Schimpfworten und wüsten Drohungen hintennach liefen, kann nicht mehr wundernehmen. Auch einige „patriotische" Abgeordnete zeichneten sich auf diesem Gebiete aus. Chabot z. B., als er gelegentlich einer Abordnung vor dem Könige erschien, hielt es nicht der Mühe wert, vor diesem den Hut abzunehmen. Daß Dumouriez solche jungenhafte Gesinnungstüchtigkeit ekelhaft fand und persönlich nie die schuldige Achtung außer Augen setzte, gewann ihm in etwas das Vertrauen des Königs. Im übrigen war er weit davon entfernt, sich mit seinen girondistischen Kollegen auf die Dauer zu vertragen.

Beginn des Konfliktes zwischen König und Minister.

Wären vom Kriegsschauplatze, wenn von einem solchen überhaupt geredet werden darf, günstige Nachrichten eingelaufen, so hätten die neuen Minister, insbesondere Roland, sich wohl noch eine Weile mit dem Könige vertragen. So aber verlangte der Mißerfolg einige „patriotische" Maßregeln zur Rettung des Staats, Maßregeln, die die Aufmerksamkeit des souveränen Volkes zunächst auf andre, wenn auch nicht gerade wichtigere Dinge lenkte. Da waren immer die eidweigernden Priester zur Hand. Der von seiner bewundernden Gemahlin wegen seiner Tugendhaftigkeit stets gepriesene Minister des Innern, Roland, fand es mit seiner Tugend durchaus vereinbar, persönlich die Nationalversammlung zu strengeren Maßregeln gegen diese Priester zu mahnen, obwohl er die Stellung des Königs kannte und wissen mußte, daß damit sofort ein unheilbarer Konflikt geschaffen wurde; daß er dabei als Minister eine amtliche Niederträchtigkeit beging, darauf mag nur zur persönlichen Beurteilung hingewiesen werden. Kurz und gut, infolge dieser Anregung ging zunächst am 27. Mai ein Gesetz in der Nationalversammlung durch, das über eidweigernde Priester auf Antrag von zwanzig Bürgern des Ortes Ausweisung verhängte. Aber man ging noch weiter, man scheute sich nicht an des Königs eigne Person heranzutreten. Man fand mit einem Mal in der königlichen Leibgarde, die in unwandelbarer Treue zu ihrem Herrn stand, verdächtige Subjekte vor; außerdem überschreite die Zahl der Gardisten das erlaubte Maß; die gesetzgebende Versammlung beschloß daher die Truppe aufzulösen und den Dienst in den Tuilerien der Nationalgarde zu übertragen; so wurde der König wehrlos gemacht. Endlich aber beantragte der neue Kriegs-

minister Servan, lediglich im Einverständnis mit Roland und Clavière, ohne Befragung der übrigen Kollegen und des Königs, daß jeder Kanton des Reiches zum Jahrestag des Bastillesturms fünf Bewaffnete zum Verbrüderungsfeste senden möge, zusammen etwa 20000 Mann (die sogenannten Fédérés). Das war das Heer, das sich die Gironde bilden wollte, um einerseits der jakobinischen Armee der Hauptstadt die Wage halten zu können und um nicht von Lafayette abhängig zu sein. Die Tribünen jubelten Beifall, der Vorschlag wurde am 6. Juni angenommen.

Spaltung im Ministerium.

Durch diese Vorgänge kam natürlich Spaltung ins Ministerium. Dumouriez war nicht gesonnen, sich von den girondistischen Kollegen einfach majorisieren zu lassen; im übrigen war er zu gescheit, als daß er nicht die Gefahren des Beschlusses vom 6. Juni erkannt hätte und daß ihm nicht die Priesterstreitigkeiten gleichgültig gewesen sein sollten. Gleichwohl erkannte er die augenblickliche Bedeutung derselben und die Unmöglichkeit für den König darum herumzukommen. Und nun gab Roland selbst dem Ministerium den letzten Stoß, indem er am 10. Juni, noch ehe die Ministerkrisis entschieden war, dem König einen ebenso albernen, wie taktlosen und unverschämten Brief seiner geistvollen Frau überreichte, in dem sich die Schülerin Plutarchs eine umfängliche Kritik der königlichen Politik gestattete; natürlich wurde durch gleichzeitige Veröffentlichung die bewundernswerte Stilübung der freimütigen Patriotin der Allgemeinheit nicht vorenthalten. So schied Roland und mit ihm, was rein girondistisch war, am 13. Juni aus dem Ministerium; Dumouriez trat an die Stelle Servans, des Kriegsministers, zwei Freunde von ihm an die Rolands und Clavières. Da er jedoch, lediglich der Nützlichkeit der Sache wegen auf Annahme der beiden Dekrete drang — Priester und Freiwillige betreffend, das dritte über die Leibgarde hatte der König in seiner übel angebrachten Selbstverleugnung schon bestätigt — so mußte er am 17. seinen Posten ebenfalls quittieren. Er übernahm im Nordheer ein Kommando. So blieb dem König nur ein Ministerium Lafayette, der in letzter Zeit gegen Dumouriez dieselbe Feindseligkeit gezeigt hatte, wie einst gegen Mirabeau, oder ein solches mit Feuillants. Das erstere war eben Dumouriez' wegen unmöglich; so blieb das letztere. Duranton und Lacoste, die sich in letzter Zeit durchaus von den Rolands entfernt hatten, blieben im Ministerium; sie gewannen noch drei ehrenwerte Männer, darunter den streng konservativen Terrier de Monciel als Minister des Innern; lange sollte auch dieses Ministerium nicht existieren.

Entlassung des Ministeriums Roland.

Die moralische Insurrektion vom 20. Juni.

Es schien, als wenn der König entschlossen wäre, allem jakobinischen Wesen sich entgegenzusetzen. Man tobte und wütete in girondistischen Kreisen über den Ministerwechsel; der Jakobinerklub hallte wider von wilden Drohungen gegen „Monsieur Veto" und gegen Lafayette. In den Vorstädten entwickelte sich jene unheimliche Geschäftigkeit, wie sie revolutionären Ausbrüchen voranzugehen pflegt. Vielleicht waren die Girondisten ihr nicht ganz fremd, wenigstens thaten sie nichts dagegen; jedoch nur untergeordnete Parteihäupter waren im Vordergrunde sichtbar. Der exaltierte Saint-Huruges, der Brauer Santerre, der Fleischer Legendre, der Bürger Alexandre u. a. hatten in St. Antoine und St. Marceau das große Wort. „Wir müssen uns der Sache annehmen", meinten sie, „ein Stoß — und das Königtum bricht zusammen!" Und dieser Stoß sollte die „moralische Insurrektion" vom 20. Juni sein.

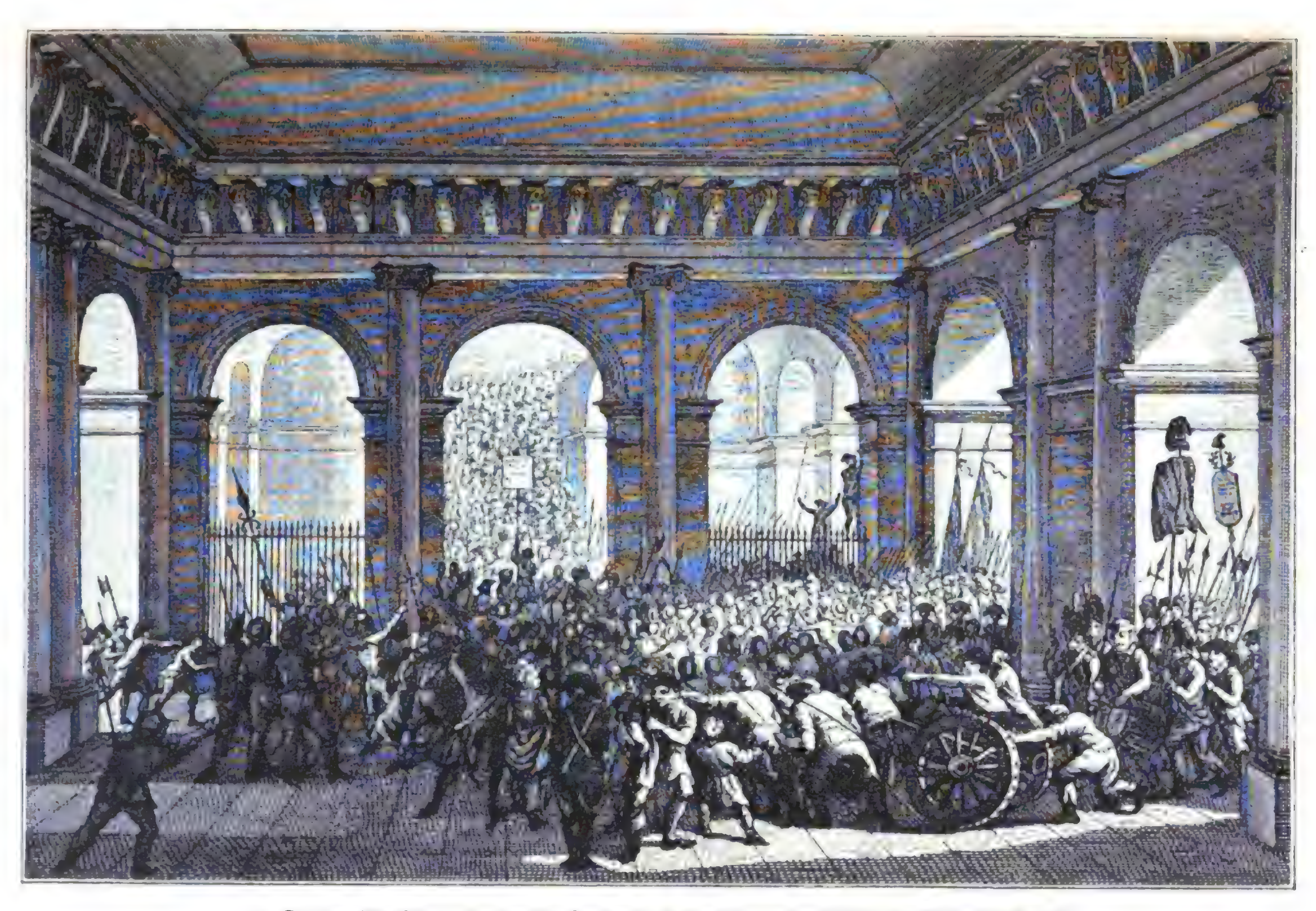
Schon längst ging man in diesen Kreisen der jakobinischen Bevölkerung damit um, dem 20. Juni, dem Tage des Ballhausschwurs, durch irgend eine Feier besondere Bedeutung zu verschaffen. Die Neueinteilung von Paris in 48 Sektionen mit ihrer durch die Verfassung gewährleisteten Selbständigkeit erleichterte ein solches Unternehmen, wie es der Bierbrauer Santerre in der Vorstadt St. Antoine im Einverständnis mit dem Bürger Alexandre aus der Vorstadt St. Marceau für den 20. Juni plante, nämlich zur Feier des Tages „Herrn und Frau Veto" einen Besuch abzustatten. Sie waren Bataillonschefs der Nationalgarde in ihren durchaus jakobinischen Vierteln. Eine Anzahl verruchter Banditen stand ihnen jederzeit zu Gebote, wie

der rohe Fleischer Legendre, der Pole Lazowski, der die Kanoniere von St. Marceau befehligte, der Italiener Rotondo, der sich früher vom Unterricht in der englischen Sprache ernährte, Fournier, ein Auvergnate, den man wegen eines früheren Aufenthaltes in St. Domingo den „Amerikaner" nannte, ein Mensch, der nach der Beschreibung der Frau Roland ganz das Äußere eines Piraten hatte, Huguenin, ein heruntergekommener Winkeladvokat, der schon alles mögliche gewesen war, der frühere Marquis St. Huruge, mit dem Beinamen „Vater Adam", ein Kerl von ganz unglaublicher Pöbelhaftigkeit, der übrigens vor Jahren unter der Anklage des Kindesmords und Straßenraubmords gestanden und sich der Bestrafung nur durch schleunige Flucht nach England hatte entziehen können, u. a. m. Diese Leute also beschlossen eine „moralische Insurrektion"; sie wollten am 20. Juni der Nationalversammlung und dem König einen bewaffneten Besuch abstatten, beiden „auf die Umstände bezügliche Petitionen" übergeben und zum Andenken an die historische Bedeutung des Tages auf der Terrasse der Feuillants einen „Freiheitsbaum" pflanzen. Diesen Beschluß, der ganz und gar gegen die noch in den letzten Tagen der Konstituante angenommenen Bestimmungen der Verfassung verstieß, brachte der Pole Lazowski am 16. Juni dem Generalrat des Departements mündlich zur Kenntnis. Als darauf der Generalrat unter Hinweis auf die Verfassung einen abschlägigen Bescheid gab, erklärten Lazowski und Genossen, nichts werde sie an der Durchführung ihrer Absicht hindern. Und so geschah es auch. Der mit der jakobinischen Partei eng verknüpfte Pétion wußte seine Stellung als Maire zu benutzen, um die Befehle des Generalrats zu hintertreiben oder eigentlich in das Gegenteil zu verwandeln, indem nachher die gegen die Tumultanten aufgebotenen Nationalgarden an dem skandalösen Zuge teilnahmen.

**Der Pöbel in der gesetzgebenden Versammlung.**

Trotzdem daß allenthalben an den Straßenecken rote Plakate, die die Departementsverwaltung hatte ankleben lassen, alle Ansammlungen im Sinne der Santerreschen Feier des 20. Juni verboten, war der Janhagel der Vorstädte St. Marcel und St. Antoine schon früh 5 Uhr am 20. Juni auf dem Platze, um ja nichts von dem Volksfeste einzubüßen. Buntscheckig sah die Menge aus, buntscheckig war auch ihre Bewaffnung. Piken, alte Säbel, Schustermesser und Degenklingen an Stöcken, Feuerzangen, alte Flinten, Knüppel, Heugabeln bildeten die Wehr dieser Verkörperungen der Volkssouveränität; so kommt einer, der an einer drei Meter langen Stange eine Säge trägt. Später stürzen sich Pikenträger im Hauptquartier des Militärarsenals Val-de-Grâce auf die Kanonen und schleppen sie weg, ohne Widerspruch bei der Nationalgarde zu finden. Den großen Mai- oder Freiheitsbaum — eine Pappel — hat man auf einen Karren geladen. Doch die Geduld der Leute wird auf eine harte Probe gestellt, es vergehen Stunden, bis endlich gegen ½12 Uhr der Brauerpatriot Santerre erscheint und die Führung des Haufens übernimmt. Dieser zählt, die müßigen Gaffer nicht mitgerechnet, anfänglich gegen 1500 „Genossen", aber er vergrößert sich im Weitermarschieren beim Passieren jeder neuen Straße. Es sind etwa 10000 Menschen, die gegen 2 Uhr an der Reitbahn im Norden der Tuilerien, dem Sitzungslokal der gesetzgebenden Versammlung erscheinen. Dort hatte man sich unterdessen darüber gestritten, ob man dem anrückenden Haufen dem Antrage der Girondisten Guadet und Vergniaud entsprechend die „Ehren der Sitzung" erweisen oder ihn überhaupt draußen lassen solle. Das erstere durfte eigentlich auf keinen prinzipiellen Widerspruch mehr stoßen, nachdem man am 9. April des Jahres die Bagnosträflinge in feierlicher Sitzung empfangen hatte. Ehe man jedoch zu einem Resultate kam, flogen die Thüren auf, und unter den Klängen des Revolutionsliedes Ça ira wälzte sich eine wüste Menge durch den Saal, schreiend, pfeifend, singend, tobend, brüllend, die einen tanzend, andre gehend, Bewaffnete und Unbewaffnete, Pikenträger und Nationalgardisten, Männer, Weiber, Kinder — Gestalten, die die Hölle ausgespieen zu haben schien. In ihrer Mitte tauchen hier und da dreifarbige Fahnen auf, von denen eine dann dem Präsidenten der Versammlung verehrt wird. Einer Standarte gleich wird eine alte Kniehose, wie das ancien régime sie zu tragen pflegte, auf einer Stange getragen mit der Legende: „Vivent les sansculottes". Auch andre Inschriften liest man: „Nieder mit dem Veto!" „Nehmt euch vor Ludwig XVI. in acht!" „Das Volk ist es müde zu leiden!" „Freiheit oder Tod!" Es erscheint ein Trupp, dem ein schwarzgekleideter Mann vorausmarschiert; auf einer Pike trägt er das noch blutende Eingeweide eines Schweins; darüber steht mit roten Buchstaben zu lesen: „Geschlinge eines Aristokraten." Nach einer andern Quelle war es das Herz eines Kalbes; für die Beurteilung des Geschmacks und der Stimmung dieser Leute macht das keinen Unterschied. Herr Huguenin macht den Sprecher dieser Menge; nachdem er das Unglück bedauert hat, daß freie Menschen sich in die grausame Not versetzt sehen, ihre Hände in das Blut der Verschwörer zu tauchen, spricht er folgenden unverständlichen Unsinn: „Die Verschwörung ist aufgedeckt, die Stunde ist gekommen und der Baum der Freiheit, den wir pflanzten, wird in Frieden grünen. Das Volk will es und sein Kopf ist mehr wert, als der eines gekrönten Despoten. Dieser Kopf ist der Geschlechterbaum der Nationen und vor diesem kraftvollen Kopfe muß das schwache Schilfrohr sich beugen." Er erfreut dann die Versammlung durch die Erzählung von der Eiche und dem Schilfrohr, ergeht sich in Betrachtungen über Demosthenes, Cicero, Catilina, und wird endlich von dem Strome mit hinausgewirbelt.

Um 4 Uhr des Nachmittags war der Durchmarsch beendet, und nun begab sich die Horde, die nun schon lange genug auf den Beinen war, um gründlich müde und — betrunken zu sein, nach der damals sehr engen Place du Carrousel; man gelangt von da sofort an die Seine, und im Schlosse gab man sich der Hoffnung hin, daß die Menge die Brücken über den Fluß



66. Die „moralische Insurrektion“ vom 20. Juni 1792. Nach dem Original von Prieur gestochen von R. Binkeles.

zur Rückkehr nach den Vorstädten benutzen werde. Da munterte Santerre und mit ihm seine Helfer, die sich nach der Vorstellung in der Versammlung wieder an die Spitze begeben hatten, das Volk auf, doch nicht des eigentlichen Zwecks zu vergessen und dem König auch einen Besuch abzustatten. Von den 20 Bataillonen Nationalgarde, die der Maire Pétion, wenn auch nur ungern, als verstärkte Schloßwache gestellt hatte, standen auf der am meisten bedrohten Ostseite allein fünf und im Schlosse selbst am Eingange eins, ferner noch 100 berittene Gendarmen, also ausreichende Mannschaft, um dem schlecht bewaffneten Gesindel zu begegnen. Aber das Kommando lag in den Händen eines Gesinnungsgenossen des Maire; Herr Romainvilliers behauptete in diesem entscheidenden Augenblicke ohne Verhaltungsbefehle zu sein und verschwand unmittelbar darauf spurlos. Soeben protzte man draußen die mitgebrachten Kanonen ab, um das Gitterthor einzuschießen, als man von innen den Ruf hörte: „Schießt nicht, es wird schon aufgemacht!" Und thatsächlich, von unbekannter Hand geöffnet, lassen die Thorflügel den Menschenschwall herein, der so dichtgedrängt und stark ist, daß er eine Kanone bis in das dritte Zimmer des ersten Stockwerks mitschleppt.

**Der Pöbel in den Tuilerien.**

Im großen Empfangssaale des Oeil de Boeuf, dessen Thüren ihren Schlägen sich öffnen, treffen die Eindringlinge auf den König; es befinden sich bei ihm seine Schwester, die mutige und aufopfernde Madame Elisabeth, drei Minister, der Marschall Mouchy, einige andre Höflinge, endlich der Hauptmann Acloque von der Nationalgarde mit einigen Gardisten. Noch eben zuvor hat der König die Hand eines der Gardisten ergriffen und ihm gesagt: „Ich habe keine Furcht. Legen Sie mir Ihre Hand aufs Herz: es ist rein und ruhig!" Diese Leute stellen den König in die eine Fensternische, Madame Elisabeth in die andre. Man hält die letztere für die Königin, und die Gute bittet die Höflinge, den Irrtum nicht zu berichtigen: sie will für ihre Schwägerin sterben, damit diese sich vielleicht mit den Kindern rettet. Das Getöse und das Gebrüll sind entsetzlich. Flüche und Verwünschungen durchschwirren die Luft: „Nieder mit Monsieur Veto! Zum Teufel das Veto! Die patriotischen Minister müssen zurückgerufen werden! Er muß es unterschreiben, eher gehen wir nicht!" Das ist noch das Zahmste, was der König zu hören bekommt, und dabei werden Piken und Säbel gegen ihn gezückt. Trotz des Lärms verschafft sich der Fleischer Legendre Gehör. „Mein Herr!" schreit er den König an, und als dieser durch eine Handbewegung sich die unstatthafte Anrede zu verbitten scheint, schreit er nochmals: „Ja, mein Herr! hören Sie uns an. Sie sind dazu da, uns anzuhören. Sie sind ein Gleißner; Sie haben uns immer betrogen; Sie betrügen uns noch jetzt. Aber nehmen Sie sich in acht; Ihr Maß ist voll, und das Volk hat es satt, Ihr Spielball zu sein." Hierauf verlas er eine „auf die Umstände bezügliche" Petition, die an Unverschämtheit des Tones und Entstellung der Thatsachen nichts zu wünschen übrig ließ. Der König antwortete ruhig, er werde thun, was die Verfassung und die Dekrete ihn zu thun hießen. Erneutes Gebrüll und Getobe. Ein junger Mensch schreit den König immer von neuem an: „Sire, Sire, im Namen der zehntausend Seelen, die mich umgeben, fordere ich die Wiederernennung der patriotischen Minister, die Sanktion der Gesetze über die Priester und die 20000 Mann — oder Sie werden sterben!" Und in der That ist die Ermordung des Königs damals beschlossene Sache gewesen. Dessen feste Haltung und seine treu ausharrende Umgebung haben den Stahl der Mörder abgestumpft. Es wendet sich sogar die Stimmung zu seinen gunsten, als er eine jener bekannten Jakobinermützen, die ihm ein Kerl aus dem Haufen gereicht hatte, ruhig aufsetzte. Irgend eine Dame der Halle schwingt einen Säbel, dessen Spitze mit der dreifarbigen Kokarde und einem Blumenstrauße geschmückt ist. Der König läßt ihn sich geben, hält ihn empor und ruft: „Vive la nation!" Ein Gardist aus der Menge reicht ihm ein Glas Wein mit den Worten: „Sire, Sie müssen Durst haben, fürchten Sie nichts, wenn ich's Ihnen anbiete; ich bin ein rechtschaffener Mann, und damit Sie ohne Furcht trinken, will ich zuerst trinken, wenn Sie's erlauben." „Gewiß, mein Freund", erwidert der König, „gewiß will ich aus Ihrem Glase trinken!" Und unter jubelndem Beifall ruft er mit erhobenem Glase: „Volk von Paris, ich trinke auf dein Wohl und auf das der französischen Nation." Jedenfalls hat nun die Menge Gelegenheit genug gehabt, statt eines zweiten Karls IX., statt eines wütenden Despoten, der von dem Blute der Franzosen lebt, einen ganz gutmütigen, behaglich und freundlich aussehenden und redenden Gevattersmann zu finden, der sich vom gewöhnlichen Spießbürger nur durch das Band des Ludwigsordens und durch eine dem Haufen allerdings nicht ganz erklärliche, aber imponierende Würde unterscheidet.

Ähnlich erging es der Königin, dem „österreichischen Panther", wie die Faubourgblätter sie zu nennen beliebten. Mit ihren Kindern und einigen Damen des Hofes hatte sie sich in der Salle du Conseil hinter einen großen Tisch in etwas geborgen. Hier drang der Brauerpatriot Santerre ein, gab sich aber den Anschein eines Beschützers, indem er sich mit seinem breiten Rücken zwischen die Massen und die Königin schob. Man konnte ja nicht wissen, welche Folgen das alles hatte. Hier erging sich die Menge erst recht in Beschimpfungen der unflätigsten Art. Ein Mädchen pflanzte sich gerade vor die Königin hin und schimpfte ihr ins Angesicht. Die Königin fragt: „Habe ich Ihnen jemals ein Unrecht zugefügt?" — „Nein, aber Sie machen die Nation unglücklich!" — „Man hat Sie getäuscht. Ich habe den König von Frankreich geheiratet, ich bin die Mutter des Dauphins geworden, ich bin Französin. Ich werde mein Vaterland niemals wiedersehen; nur in Frankreich kann ich glücklich oder unglücklich sein; ich war glücklich, als ihr mich liebtet!" — Da bricht das Mädchen in Thränen aus und ruft:

„Ach, Madame, verzeihen Sie mir; ich kannte Sie nicht, sehe aber jetzt, wie gütig Sie sind!“ — Herrn Santerre freilich paßt dieser Umschwung der Stimmung nicht; er schreit: „Hinaus mit ihr, das Frauenzimmer ist besoffen!“ —

Rückzug der Aufrührer.

Über zwei Stunden hat diese Qual gedauert, da erscheinen die Abgeordneten Isnard und Vergniaud und ganz zuletzt Pétion mit der frechen Lüge, er habe eben erst vernommen, in welcher Lage Se. Majestät sich befänden. Er redet die Menge folgendermaßen an: „Bürger! Ihr habt dem erblichen Vertreter der Nation euren Wunsch zu erkennen gegeben. Weiter könnt ihr nun nicht gehen; der König kann und darf doch nicht auf eine in Waffen übergebene Petition antworten. Der König wird in Ruhe überlegen, was zu thun ist. Ohne Zweifel wird euer Beispiel nachgeahmt werden durch die 83 Departements, und der König wird nicht umhin können, dem klar ausgesprochenen Wunsche des Volkes zu willfahren!“ Doch waren es wohl weniger

67. Jérôme Pétion de Villeneuve,
seit dem 18. November 1791 Maire von Paris.

Nach einem Schwarzkunstblatt von Levachez.

diese der Masse schmeichelnden, dem Könige gegenüber insolenten Worte des Maire, als die nunmehr eintretende Reaktion, die Müdigkeit, die Unklarheit, was man nun eigentlich noch sollte und wollte, was die Leute endlich aus dem Schlosse trieb. Erst abends gegen 8 Uhr konnten König und Königin sich in die Arme schließen und ihre geretteten Kinder ans Herz drücken. Alle konnten sie die Empfindung haben, daß dieser Tag sie fest und groß gefunden.

Zwei Züge mögen zum Schlusse noch nachgetragen werden. Von dem Maire Pétion sagt Madame Roland in ihren Memoiren: „Er ist ein wirklicher Ehrenmann und ein guter Mensch; er ist ganz unfähig, auch nur das geringste zu thun, was die Rechtlichkeit verletzen könnte, oder auch irgend jemand das leiseste Unrecht oder den kleinsten Kummer zuzufügen!“ — Und der andre. In dem Augenblicke, da die Massen in die Tuilerien eindrangen, sah ein junger Offizier, der mit seinem Freunde aus einem Speisehause der Rue St. Honoré gekommen war, der Sache zu. „Wie konnte man solch Gesindel hineinlassen!“ rief er entrüstet aus. „Man hätte ihrer 400 oder 500 mit Kanonen wegfegen sollen, die übrigen wären dann von selber gelaufen!“ — Der Augenzeuge, der diese praktische Betrachtung machte, hieß Napoleon Buonaparte. — —



Digitized by Google

### Weitere Umtriebe gegen das Königtum.

Umschlag der Stimmung in Paris.

Während der nächsten Tage machte sich ein völliger Umschlag der Stimmung in Paris und außerhalb bemerklich; ein Gefühl der Scham überkam die Bürger wie die Nationalgarde, daß sie es zu so unwürdigen Szenen hatten kommen lassen. Zwei weitere Versuche der Cordeliers, am 21. und 25., den Sturm auf die Tuilerien zu wiederholen, wurden dadurch und durch vorsichtige Warnungen Pétions verhindert.

Die Stimmung der besseren Elemente der Bürgerschaft machte sich in einer von mehr als 20000 Unterschriften bedeckten Petition verständlich, in der die Bittsteller auf strenge Bestrafung des ungesetzlichen Haufens und seiner Führer antrugen. Natürlich behaupteten die Jakobiner, der größte Teil der Unterschriften sei erschlichen, wie man auch dem Publikum glaublich zu machen suchte, jene Emeuten vom 21. und 25. Juni seien von Royalisten angezettelt, um Kapital wider die Jakobiner daraus zu schlagen. Großen Eindruck auf Leute von einigermaßen anständiger Gesinnung machte die königliche Proklamation vom 22. Juni, die den Minister des Innern, Terrier de Monciel, zum Verfasser hatte: „Nicht ohne Schmerz werden die Franzosen vernommen haben, daß ein von einigen Verschwörern irregeleiteter Volkshaufe mit gewaffneter Hand in die Wohnräume des Königs eingedrungen ist, eine Kanone bis in den Saal der Garden geschleppt, die Thüren seines Zimmers mit Äxten eingeschlagen und dort unter frechem Mißbrauche des Namens der Nation versucht hat, die Genehmigung zweier Dekrete mit Gewalt zu erzwingen, die ihnen Se. Majestät kraft seines verfassungsmäßigen Rechtes verweigert hatte. Den Drohungen und Beleidigungen der Empörer hat der König nichts als sein gutes Gewissen und die Liebe zum öffentlichen Wohle entgegengestellt. Der König weiß nicht, bis wohin man es noch treiben wird, aber er hat das Bedürfnis, der französischen Nation zu sagen, daß keine Gewaltthat, zu welchen Ausschreitungen sie auch greifen mag, ihm jemals die Zustimmung zu Dingen entreißen wird, die er als der öffentlichen Wohlfahrt feindlich erkennt. Ohne Klagen gibt er seine Ruhe, seine Sicherheit preis; ohne Schmerz opfert er selbst den Genuß der Rechte, die allen Menschen zukommen und in denen das Gesetz ihn wie jeden Bürger schützen sollte. Aber als erblicher Vertreter der französischen Nation hat er ernste Pflichten zu erfüllen, und wenn er seine Ruhe opfern muß, so genießt er gegenüber seiner Pflicht keinerlei entsprechendes Recht" u. s. w.

Lafayette in Paris

Es fehlte nur an dem rechten Manne, um diese Veränderung der öffentlichen Meinung zu gunsten Ludwigs zu benutzen. Zwar verließ Lafayette auf die Nachricht vom 20. Juni sein Kommando; aber er ging, innerlich wie äußerlich unvorbereitet, nach Paris: selbst dem ihm befreundeten Kriegsminister Lajard erschien er unerwartet am 28. Juni. Was wollte er ohne bewaffnete Macht? An der Barre der Versammlung gab er seinen entrüsteten Gefühlen Ausdruck; das war sein erstes Auftreten. Die Linke des Hauses hatte mit Schrecken gargwöhnt, er käme vielleicht an der Spitze einiger Regimenter. Da er nur mit seinen Redensarten kam, blieb ihm der Hohn der Gegner nicht erspart — und die Verdächtigung. Guadet sprach von einem modernen Cromwell. Im übrigen begrub man seine Anträge in einer Kommission, während die Tribünen durch drohendes Murren ihre Ansicht äußerten. Darauf begab er sich zum König, um diesem schätzenswerte Mitteilung von seinem Jakobinerhaß, zugleich aber auch von seinem unentwegt amerikanischen Glaubensbekenntnis zu machen. Der König war höflich aber kühl, und auch hier ging er unverrichteter Sache weg. Als dann Madame Elisabeth meinte, man müsse doch das Vergangene vergessen und die dargebotene Hand erfassen, meinte die Königin: „Lieber untergehen, als sich durch Lafayette und die Konstitutionellen gerettet wissen." Er war übrigens, wie er sogleich bewies, zu einer Rettung gar nicht im stande, weil ihm der energische Wille fehlte, oder weil energische Schritte seinem Glaubensbekenntnisse widersprachen und seine politische Vergangenheit ausgelöscht hätten. Als er nämlich in seiner Wohnung eine bewaffnete Sprengung des Jakobinerklubs in Erwägung brachte, erklärten sich seine Freunde aus der Departementsverwaltung dagegen, weil die Maßregel ungesetzlich sei. Da kam eine Abordnung von einigen Bataillonen Nationalgarde. Sie hatten einen Maibaum vor Lafayettes Thür gepflanzt, ihm eine Ehrenwache gegeben und stellten sich ihm zu augenblicklicher Sprengung des Jakobinerklubs zur Verfügung. Nun war es Lafayette, der von Ungesetzlichkeit und dem Nicht-Geben-Wollen eines schlechten Beispiels sprach,

um dann doch wieder auf einen ganz gleichen Gedanken zu kommen. Er forderte seine Freunde auf, mit ihrem Anhang abends in die Champs Elisées zu kommen und von da aus unter seiner Führung gegen den Klub zu marschieren. Leider zählte der Held zweier Welten zur gegebenen Stunde nur ein Häuflein von knapp hundert Menschen, mit denen er nichts anzufangen wußte. Er verschob das Unternehmen auf den nächsten Tag und fand — etwa 30 Leute am Platze. Somit war an ein rettendes Wagnis von dieser Seite nicht zu denken. Lafayettes Reise nach Paris war ein Schlag ins Wasser; sie hatte der Sache des Königs nur geschadet und dem Unternehmer den grimmigen Haß der Jakobiner zugezogen. Lafayette kehrte zum Heere zurück. Er ahnte wohl nicht, daß, ehe noch zwei Monate vergangen sein würden, er sich auf der Flucht vor den eignen meuternden Soldaten in eine ungewisse Zukunft befinden würde.

Viel tieferen Eindruck als Lafayettes Anerbieten machte auf Ludwig der Plan, den die Freunde des Königtums, der durchaus treffliche, ebenso kühldenkende wie warmherzige Minister des Innern Terrier de Monciel voran, entwarfen: der König solle sich aus Paris entfernen, mit Hilfe der Nationalgarde den Jakobinerklub sprengen und die gesetzgebende Versammlung auf Grund einer großen Manifestation der Departements zum Behufe einer Änderung der gänzlich unbrauchbaren Verfassung auflösen. Allein Ludwig konnte den Mut nicht finden, den dies Wagnis erforderte; er setzte seine Hoffnung je länger um so vertrauensvoller auf die fremden Mächte. Neue Fluchtvorschläge.

Trotz des Erfolges vom 20. Juni, wenn er auch zunächst nur ein moralischer blieb und die besser Gesinnten aus ihrer Lethargie aufgerüttelt hatte, waren der König und der Hof in einer völlig ratlosen und hilflosen Lage. Zwar das Ministerium stand ihm mit gutem Rat bei, und Leute wie Lally-Tolendal im Einverständnis mit dem alten General Luckner und Lafayette planten erneut eine Entfernung aus Paris, aber es gebrach nach so furchtbaren Erfahrungen und so herben Enttäuschungen dem Königspaare an Mut. Der König versuchte sogar sich der Versammlung zu nähern. Aber da er Fühlung nahm mit dem charakterlosesten, wenn auch zahlreicheren Teile der Legislative, so nutzte das nichts; die Freude der Gemäßigten dauerte kaum 24 Stunden, denn daneben versuchte man Pétion, gegen den übrigens ebenso wie gegen den Prokurator Manuel die Untersuchung wegen der Vorgänge des 20. Juni schwebte, und sogar Danton durch Gaben aus der königlichen Zivilliste zu gewinnen. Genommen haben sie das Trinkgeld, gehandelt haben sie danach nicht. Ratlosigkeit des Königs.

Auch die Gironde fuhr fort auf dem einmal betretenen Wege, das Königtum zu Falle zu bringen. Das war das Einzige, was sie noch mit Jakobinern und Cordeliers teilte, im übrigen konnte auch ein ungeübtes Auge schon jetzt den wachsenden Unterschied zwischen Parlaments- und Straßendemagogen bemerken. Jene benutzten die Ereignislosigkeit des Kriegsschauplatzes, rückgängige Bewegungen der Generale, deren ständige Klagen über Disziplinlosigkeit und Mangel an genügender Verpflegung zu einem Angriff auf den wehrlosen König, der in seiner Art ein schlimmeres Attentat darstellte, als die Ereignisse des 20. Juni. Was jemand sich ausdenken konnte an Beschwerden und Klagen über den Stand der Dinge, die Lage der Armee, ihre Unzulänglichkeit, schlechte Verpflegung, mangelhafte Ausbildung, unfähige Führung, über die Fruchtlosigkeit der gesetzgebenden Versammlung u. a. m., alles das ward von Vergniaud in seiner dem König selbst als Verteidigung in den Mund gelegten Rede damit entschuldigt, daß die Verfassung ihn ja zu gar nichts anderm verpflichte. Nachdem der Redner am 3. Juli auf diese perfide Weise den König gebrandmarkt hatte, konnte er auf den eigentlichen Zweck seiner Rede kommen, nämlich zu dem Antrage, es solle von der Versammlung auch ohne königliche Genehmigung die Formel ausgesprochen werden dürfen: „Das Vaterland ist in Gefahr.“ Sobald das geschehen sei, hätten sich alle Behörden des Reichs in „Das Vaterland in Gefahr!“

Digitized by Google

Permanenz zu erklären, alle Nationalgarden und waffenfähigen Freiwilligen müßten aufgeboten werden, alle Bürger angeben, was sie an Schießbedarf besäßen, alle Franzosen und auch die in Frankreich wohnenden Fremden die dreifarbige Kokarde tragen, wer andre Abzeichen, etwa gar gegenrevolutionäre an sich hätte, solle sofort gerichtlich verfolgt und mit dem Tode bestraft werden. Dieser Antrag ward angenommen, und nun handelte es sich nur noch um den Tag, an dem dies Losungswort des allgemeinen Aufruhrs ausgesprochen, über ganz Frankreich der Belagerungs-

68. Pierre Victurnien Vergniaud, Mitglied der französischen gesetzgebenden Versammlung.
Nach dem Original von F. Bonneville gestochen von H. Lips.

zustand verhängt und die Diktatur der gesetzgebenden Versammlung erklärt werden sollte, oder aber auch die Diktatur einer solchen Körperschaft, die es verstehen würde, aus der Permanenz den größten Nutzen zu ziehen.

Vergniauds Rede. (3. Juli.)

„Es ist wahr", so läßt Vergniaud in jener Rede den König sagen, „die Armeen, die ich ins Feld habe rücken lassen, waren zu schwach, aber die Verfassung bestimmt die Stärke nicht, die ich ihnen hätte geben sollen; es ist wahr, ich habe sie zu spät versammelt, aber die Verfassung gibt dafür keinen Zeitpunkt an; es ist wahr, daß Reservelager sie hätten unterstützen sollen, aber die Verfassung verpflichtet mich nicht, Reservelager zu bilden; es ist wahr, daß ich den Generalen, als sie siegreich (!) in Feindesland vorrückten, befohlen habe, stehen zu bleiben: aber die Verfassung verpflichtet mich nicht, Siege zu erfechten, sie verbietet mir sogar, Eroberungen zu machen; es ist wahr, man hat versucht die Armee durch umfänglichere Entlassungen von Offizieren und durch allerhand Ränke aufzulösen, und ich habe nichts gethan, um diese fortwährenden Entlassungen und Ränke aufzuhalten: aber die Verfassung hat nichts vorgesehen, was ich bei solchen Vergehen

Digitized by Google

hätte thun sollen; es ist wahr“ — u. s. w. u. s. w. Am Schlusse aber dieser mittelbaren und unmittelbaren Lügen heißt es: „O König, der du ohne Zweifel mit dem Tyrannen Lysander geglaubt hast, daß die Wahrheit nicht höher im Preise stehe wie die Lüge, und daß man die Männer mit Eiden betrügen müsse, wie man Kinder mit Spielzeug beruhigt, der du Liebe zum Gesetz nur vorgespiegelt, um dir die Macht ihm zu trotzen zu erhalten, der du die Verfassung nur angenommen, um nicht vom Thron herabgestürzt zu werden, der du die Nation nur darum durch Vertrauen sicher gemacht, um den Erfolg deiner Treulosigkeit nicht zu gefährden — du willst uns heute durch heuchlerische Beteuerungen hintergehen? Nein, Nein! Mensch, den der Edelmut der Franzosen nicht zu rühren vermochte, Mensch, der nur für die Herrschaft eines Despoten Empfindung hat — du hast dein Gelübde auf die Verfassung nicht erfüllt! Du bist nichts mehr für diese Verfassung, nichts mehr für dies Volk, das du so feige verraten hast!“ —

Am Tage bevor Vergniaud diese Brandrede gegen das Königtum hielt, faßte man einen Beschluß, der das Veto des Königs gegen die sogenannten Fédérés, d. h. gegen die je fünf Mann aus jedem Kanton, in illoyaler Weise umging. Dieser Beschluß verhieß solchen Nationalgarden, die zur Feier des 14. Juli nach Paris kämen, freies Quartier in der Hauptstadt bis zum 15.; danach sollten sie in ein Lager bei Soissons abrücken; Voraussetzung für das letztere war natürlich, daß die patriotischen Bürger mit dieser Maßregel einverstanden waren. Der König widersprach nicht, ja in Übereinstimmung mit seiner oben gekennzeichneten Politik ließ er der Versammlung seine persönliche Teilnahme am Feste des 14. Juli mitteilen und seine Absicht, den Verbrüderungseid entgegennehmen zu wollen. Das erregte, zur Abwechselung, wieder einen Begeisterungssturm, bei dem sich Abgeordnete entgegengesetzter Parteien um den Hals fielen und sich den Bruderkuß applizierten. Von langer Dauer war die Komödie schon deshalb nicht, weil zur selben Stunde das Urteil des Departements über den Maire Pétion und den Prokurator Manuel einging, lautend auf Amtsenthebung wegen ihrer mehr als zweifelhaften Rolle am 20. Juni, und weil zugleich eine Petition des Pariser Gemeinderats einlief, die sich für die beiden „vrais hommes de bien“, um mit Madame Roland zu reden, verwendete. Während nun in den folgenden Verhandlungen der König als persönlichst beteiligter um seine verfassungsmäßige Entscheidung in dieser Sache herumzukommen suchte, bestand die Gironde in wohlerkennbarer Absicht darauf, daß er sein Votum abgebe. Infolgedessen sehen wir Pétion am 14. Juli wieder als Maire figurieren, dieweil Manuel — man erkannte daran die tyrannische Art des Königs — noch bis zum 23. Juli zu warten hatte!

Weitere Vorstöße gegen das Königtum.

Während der geschilderten Vorgänge in der gesetzgebenden Versammlung und während der König im Widerspruch mit seinem Minister Terrier de Monciel auf kurze Zeit eine versöhnliche Richtung zur Schau trug, dauerten die Fluchtberatungen innerhalb des Ministerrates fort. Am 9. Juli war Ludwig für den Plan gewonnen; aber Bedenken von andrer Seite, denen die Königin sich anschloß, Bedenken, die uns, meist rücksichtlich der Unfähigkeit Lafayettes und der Unzuverlässigkeit der bewaffneten Macht, nicht ungerechtfertigt erscheinen, brachten den König am folgenden Tage zum entgegengesetzten Entschlusse, in Paris bleiben zu wollen. Vollständig überrascht und ohne Schlüssel für solche Unbeständigkeit, erbaten die Minister ihre Entlassung und erhielten sie. Dieser plötzliche, allen Unbeteiligten natürlich ganz unerklärliche Ministerwechsel, den die Gironde nicht verfehlte in einer für sie schmeichelhaften und hoffnungsreichen Weise zu interpretieren, trug mit dazu bei, daß man sich des Vergniaudschen Vorschlags erinnerte und am 11. Juli in Gemäßheit eines von einem Zwölferausschuß durch den Mund Héraults de Sechelles erstatteten Berichtes über die Lage die verhängnisvolle Parole ausgab: „Citoyens, la patrie est en danger.“

Ministerwechsel. Beschluß, das Vaterland in Gefahr zu erklären.

Während dieser Beschluß verschiedene Formalitäten, wie Übermittelung des Beschlusses an die Exekutivgewalt, von dieser an die Departementsdirektorien, insbesondere die Stadtverwaltung von Paris u. s. w., durchmachte, ging mittlerweile die Feier des 14. Juli vor

sich. Als der König auf dem Festplatze erschien — der Sicherheit wegen trug er unter der Weste ein feines Panzerhemd — begrüßte ihn kein Ruf Vive le Roi, um so häufiger dagegen das drohende Vive Pétion ou la mort, denn man wußte zunächst noch nicht, daß der tugendhafte Maire vom König wieder zu Gnaden angenommen sei. Pétion verschönte übrigens sehr bald, allenthalben mit stürmischem Beifall begrüßt, das Fest durch seine Gegenwart. Eine Woche später, am 22. Juli, einem Sonntage, und an dem darauffolgenden Montage erfolgte die öffentliche **Bekanntmachung** jenes verhängnisvollen Edikts in den Straßen von Paris und dann späterhin in den Provinzialstädten. Stürmisch revolutionäre Bewegung mußte dadurch an die Stelle konstitutionellen Fortschreitens treten.

**Verkündigung des „Patrie en danger".** Die Bekanntmachung des Beschlusses vom 11. Juli geschah selbstverständlich in durchaus theatralischer Weise. An den genannten Tagen, dem 22. und 23. Juli, verkündeten die Lärmkanonen eines am Pont Neuf aufgestellten Artillerieparks durch drei Schläge früh 6 Uhr und dann von Stunde zu Stunde den Bürgern von Paris und Umgegend die gefährliche Lage des Vaterlandes. In allen Vierteln erdröhnte die Lärmtrommel und zwei amtliche Aufzüge durcheilten die Stadt. An der Spitze eines jeden marschierte eine Abteilung Kavallerie mit Trompetern und Trommlern, einer ganzen Musikbande und sechs Kanonen. Daran schlossen sich zwölf Munizipalbeamte zu Pferde; hinter ihnen wurde eine dreifarbige Fahne getragen mit der Aufschrift: „Citoyens, la patrie est en danger!" Inmitten der freien Plätze und an den Straßenecken hatte man schon vorher halbkreisförmige Tribünen und darauf Zelte angebracht. Das

69. Verkündigung des „Patrie en danger". Anwerbung von Freiwilligen.
Nach Duplessis-Bertaux.

Ganze war mit dreifarbigen Bändern und Eichenkränzen geschmückt. Man erblickte auf dem Podium ein über zwei Trommeln gelegtes Brett; das stellte den Amtssitz des Schreibers dar, der auf dem davorstehenden Tische die Listen ausgebreitet hatte, um darin die zum Kampfe gegen den Landesfeind sich stellenden Freiwilligen einzutragen. Kam nun der vorgeschilderte Zug an einen solchen Platz, so machte er Halt, die Trikolore wurde geschwenkt, die Trommler schlugen einen Wirbel, dann verlas ein Gemeindebeamter den Beschluß der Legislative. Während sich der Zug weiter zum nächsten Stellungsplatze bewegte, legten die Nationalgarden ihre Fahnen auf der Tribüne nieder, stellten sich im Halbkreise auf, den Schreiber in der Mitte, und sahen dem Schauspiele der Freiwilligeneinzeichnung zu. Und wenigstens an jenen beiden Tagen kamen Freiwillige die Menge; die künstlich geschürte Erregung, namentlich der jungen Leute, schien ein Ziel gefunden zu haben. Natürlich fehlte die jakobinische Verhetzung und Verleumdung nicht. „Wo wollt ihr hin, ihr Unglücklichen?" zischte sie den patriotischen Jünglingen zu. „Unter was für Offizieren wollt ihr ins Feld rücken? Die führenden Offiziere sind fast alle von Adel — ein Lafayette wird euch zur Schlachtbank führen. Hört ihr das grausame Lachen hinter den Wetterläden der Tuilerien nicht, mit dem man über euren edlen, aber blinden Eifer lacht?"

Man lachte wahrlich nicht hinter den Wetterläden der Tuilerien. Früh morgens beim Spaziergang im Garten wurde der König mit Schimpfreden verfolgt; trat die Königin ans Fenster, so hörte sie sofort die niederträchtigsten und gemeinsten Worte und abscheuliche Gassenhauer von unsäglicher Schmutzigkeit. Man verteilte Bilder, die Ludwig à la lanterne darstellten, und Lieder, von denen eins den bezeichnenden Kehrreim hatte:

Wir kriegen dich Louis, mein Dickchen,
Tralala, tralala,
Nach Türkenart beim Genickchen!
Jawohl mein Freund, ja ja!

Der Tuileriensturm vom 10. August 1792 und seine Folgen.

Als am 10. Juli Ludwig XVI. sein Feuillants-Ministerium verabschiedete, hatte der Exminister Roland seinen Parteigenossen, den Provençalen Barbaroux angewiesen, den Weitermarsch der von ihm Ende Juni aus Marseille nach Paris beorderten 600 „Männer, die zu sterben wissen“, einstweilen zu inhibieren. Der Grund ist sehr durchsichtig: man hatte wieder Aussicht auf einen Ministerposten und fühlte eine royalistische Anwandlung. Man begann über den Unfug vom 20. Juni zu reden; am 19. Juli fand der Zwölferausschuß Lafayettes Erscheinen in Paris nicht der geforderten Anklage wert; schon begannen die Jakobiner über den Verrat der Gironde zu toben. Aber da der König noch nichts zu merken schien, ließen am 20. Juli Vergniaud, Guadet und Gensonné durch den Hofmaler Boze dem König ein Schreiben zustellen, worin sie die Bildung eines girondistischen Ministeriums als das einzige Rettungsmittel nachdrücklich hervorhoben. Die Antwort des Königs war am 23. Juli die Bildung eines zweiten Feuillants-Ministeriums. Die Wut der Gironde war groß. Die Marseiller Patrioten durften nunmehr weiter marschieren; Lafayette wurde angeklagt, Luckner zum Marsche auf Paris aufgefordert zu haben. Doch besann man sich und wagte noch einen zweiten Versuch, diesmal mit stärkerem Drucke, indem man durch Guadets Mund in der Versammlung eine Adresse an den König beantragte, er solle ein girondistisches Ministerium wiederherstellen. Bei dieser Gelegenheit bewarf das Galerienpublikum Brissot, der gegen Königsmörder zu sprechen wagte, mit faulem Obst. Der König aber, der nochmals durch die Hand seines Hofmalers das girondistische Angebot erhielt, lehnte am 28. Juli ganz bestimmt ab. Nunmehr waren die Girondisten wieder sehr königfeindlich, fanden aber keinen rechten Glauben mehr; namentlich die Jakobiner und Cordeliers gossen ihre Verachtung in vollen Schalen über sie aus. An der Vernichtung des Königtums arbeiteten aber beide emsig weiter.

Versuche der Girondisten ins Ministerium zu gelangen.

70. Nationalgardist und Fédéré.
Nach dem Gemälde von H. Baron gestochen von L. Massard.



Digitized by Google

Das Manifest des Herzogs von Braunschweig.

Zu allem Unglück wurde in den Anfangstagen des August das überaus thörichte Manifest bekannt, das sehr wider seinen Willen Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der Anführer der vereinigten preußischen und österreichischen Heere am 25. Juli unterzeichnet hatte, ehe man die französische Grenze überschritt. Von dem sonst sehr maßvollen Mallet du Pan verfaßt, aber durch Zusätze der Emigranten verschärft, war es trotz der Einsprache Ludwigs XVI. veröffentlicht worden. Es drohte, falls die königliche Familie irgendwie gefährdet werden sollte, mit exemplarischer Rache und völliger Zerstörung von Paris. Für das Leben und die Sicherheit des Königspaares machten die verbündeten Monarchen die ganze Nationalversammlung, die Departements- und Munizipalitätsverwaltung, die Nationalgarde u. s. w. mit ihrem Kopfe verantwortlich. Dieses Manifest fiel wie eine Brandrakete in den Zunder der revolutionären Aufregung. Sie gab den unmittelbaren Anstoß zu dem Aufruhr des 10. August, der das Königtum beseitigte.

Der erste mißlungene Versuch.

Für den Abend des 26. Juli hatte der Jakobinerklub die bis dahin in Paris angelangten Föderierten und die „guten Bürger“ zu einer kleinen Festlichkeit nach der „Goldenen Sonne“ entboten, einer Schenke in der Nachbarschaft der zerstörten Bastille. Föderierte und Patrioten sollten auf diesem geheiligten Boden ein Verbrüderungsfest feiern und dadurch das Band des Patriotismus zwischen Paris und den Departements enger knüpfen. Während man draußen tanzte, sang und trank, hielten in einem Hinterzimmer der genannten Kneipe Santerre, der Brauerpatriot, der Pole Lazowski, der Elsässer Westermann, Fournier „der Amerikaner“ und andre Größen zweiten und dritten Ranges eine Beratung ab, die zu dem Ergebnis führte, daß man sich der Tuilerien durch einen Handstreich bemächtigen und den König zur Abdankung zwingen wollte. Bei diesem Unternehmen sollte jedoch nicht die Trikolore als Schlachtzeichen dienen, sondern rote Fahnen, von denen Herr Fournier schon ein Muster mitgebracht hatte. Man las darauf in schwarzen Buchstaben: „Résistance à l'oppression! Loi martiale du peuple souverain contre la rébellion du pouvoir exécutif.“ In den Tuilerien aber hatte man Kunde von solchen Plänen erhalten, und der Generalkommandant der Nationalgarde, Mandat, ein verfassungstreuer Ehrenmann, hatte seine Gegenmaßregeln getroffen. Übrigens erfuhr Herr Pétion, der, wie er sich später selbst gerühmt hat, von Stunde zu Stunde unterrichtet wurde von dem, was vorging, daß die von den Verschworenen erwartete Nationalgarde von Versailles nicht kommen könne. Also begab sich Herr Pétion nach dem Festplatze, natürlich in seiner Eigenschaft als Maire, um da auf Ordnung zu sehen; nebenbei gab er den Genossen einen deutlichen Wink, daß es für heute nichts sei und daß man ruhig nach Hause gehen solle. Am nächsten Tage erschien er vor den Schranken der Nationalversammlung, um über seine Bemühungen um die öffentliche Sicherheit unter den gewöhnlichen Weihrauchspenden für das gute, vernünftige und gesetzliche Volk Bericht zu erstatten, und unter hämischer Andeutung, daß das umlaufende Gerücht von einem Sturme auf die Tuilerien wahrscheinlich auf ein verfehltes Manöver des Hofes zurückgehe, die Massen zu einem unüberlegten Schritt zu verleiten. Entsprechend brachten die Zeitungen Nachrichten von Waffen- und Munitionsanhäufungen in den Tuilerien.

Die Marseiller Föderierten.

Am 30. Juli langten die Marseiller Föderierten in Paris an, rechte Banditengestalten, der Abschaum der Hafenbevölkerung eines internationalen Handelsplatzes. Barbaroux war ihnen mit zwei Parteigenossen nach Charenton entgegengeeilt und hatte die würdigen Abkömmlinge der Phokäer dort am 29. begrüßt. In der Hauptstadt wurden sie von dem vorstädtischen Pöbel mit Umarmungen empfangen, ihnen die Trümmer der Bastille gezeigt, entsprechende Ansprachen an sie gehalten; dann wurden sie nach der Mairie geführt. Es waren übrigens im ganzen nicht mehr als 516 Mann. Gegen 1/2 5 Uhr nachmittags zogen sie, von einer großen Menschenmenge geleitet, in die Champs-Elysées ein, wo in einer Wirtschaft ein Zweckessen stattfinden sollte. Das Unglück wollte, daß um dieselbe Zeit eine Anzahl Grenadiere des Bataillons Filles-Saint-Thomas aus dem benachbarten Speisehause eines gewissen Dubertier heraustraten, wo sie auch ein Festmahl gehabt hatten. Weil sie sich aus den wohlhabenderen Kreisen der Cité rekrutierten und sich immer als wackere Verteidiger der Ordnung und des Königtums gezeigt hatten, waren sie natürlich beim Pöbel verhaßt. Kaum wurden sie dem Janhagel sichtbar, als dieser sie mit Schmutz und Steinen bewarf. Während die meisten der Angegriffenen dem ungleichen Kampfe auszuweichen versuchten, setzten sich einige doch zur Wehr. Sofort hörte man trommeln, und einige Dutzend Leute schreien: „Zu Hilfe, ihr Marseiller!“ Noch hatten diese sich in ihrem Wirtshause nicht niedergelassen; sofort stürzten sie, den Säbel in der Faust aus Thüren und Fenstern auf die fliehenden Grenadiere. Ein junger Börsenagent, mit Namen Duhamel, sucht sich mit seiner Pistole zu verteidigen; sie versagt. Er flieht in ein Kaffeehaus der nahen Rue St. Florentin, wird dort ergriffen und in Stücke gerissen. Den andern Grenadieren gelang es die Drehbrücke zu erreichen, die damals den Tuileriengarten von der Place Louis XV. schied Diese wurde hinter ihnen geschlossen; natürlich tobte nun der Hause draußen über die Hilfe, die den Verrätern, den Volksmördern im Königsschlosse würde. Das war das erste Auftreten der Marseiller. Bald erfreuten sich die tiefgebräunten,

sehnigen, zerlumpten Gestalten allgemeinen Ansehens beim Pariser Pöbel, und die feurige Kriegshymne, die sie mitgebracht hatten — der Ingenieurhauptmann **Rouget de Lisle** hatte sie als „Schlachtgesang“ für die Rheinarmee gedichtet — von ihnen mit südlichem Feuer vorgetragen, machte in Paris einen solchen Eindruck, daß sie als **Marseillaise** bald das allgemeine Schlachtlied der Revolution wurde.

Der Gedanke einer Absetzung des Königs war längst in den Klubs ausgesprochen und von den Rednern der Gironde in der Versammlung oft berührt worden. Ausdrücklich aber beantragt wurde sie durch die Sektion **Mauconseil**, deren Namen deshalb von den Jakobinern in Bonconseil umgeändert wurde. Sie erklärte am 4. August der Volksvertretung, der Stadtverwaltung und allen Bürgern von Paris, daß sie Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzosen anerkenne. Ihr Vorsitzender und Wortführer war ein „patriotischer“ Schneider! Von ihrem Beschluß wurden auch die übrigen Sektionen in Kenntnis gesetzt. Das ging sehr rasch, dank einer von Herrn Pétion getroffenen sinnreichen Einrichtung; sie hieß **Bureau central de correspondance entre les quarante-huit sections de Paris**. Dieses Zentralbüreau saß permanent auf dem Stadthause und versorgte von da aus durch Eilboten die 48 Sektionen oder Wahl- und Amtsdistrikte der Stadt mit den bei ihm einlaufenden Nachrichten und empfing solche zur Weiterverbreitung von den Sektionen. Auch andre Sektionen gaben nunmehr ähnliche Erklärungen ab, aber, wie man aus den Protokollen ersieht, waren es vielfach eigenmächtige und von wenigen ausgehende Deklamationen. Andre Sektionen protestierten sogar energisch dagegen. Immerhin wurde der Ruf „Déchéance“ (**Absetzung**) populär und immer stärker in den Straßen gehört. Mit Mühe bewog man die Schreier sich bis zum 9. August zu gedulden, an dem die Entscheidung fallen solle.

**Absetzungsantrag der Sektion Mauconseil.**

Die Erregung der Massen wurde auf alle mögliche Weise geschürt, namentlich durch allerhand unsinnige Gerüchte. So stürzte am Abend des 2. August, die Sitzung sollte soeben geschlossen werden, ein Haufe Männer und Frauen vor die Schranken der Nationalversammlung und schrie: „Rache, Rache! Man vergiftet unsre Brüder!“ Kaum konnte man die Wütenden durch das Versprechen einer sofort abzusendenden Kommission beruhigen. Und was war es? Dem Gerücht nach hatte man in Soissons, dem Lager der Föderierten, in das für diese bestimmte Brot Gift und Glassplitter gebacken. In Wahrheit hatten ungezogene Kinder ein Fenster in der betreffenden Bäckerei eingeschlagen und davon waren Splitter in den Teig gefallen, der natürlich, soweit er ungenießbar geworden war, sofort beseitigt wurde. Schon aber erzählte man sich von 170 Todesfällen und 700 schweren Erkrankungen. — Ferner wollte man die klarsten Beweise von einer aristokratischen Verschwörung haben, die in der Nacht vom 9./10. August von den Tuilerien aus losbrechen sollte. Es half nichts, daß der Minister des Innern Herrn Pétion als den Maire ersuchen ließ, alle Räume der Tuilerien einer genauen Durchsicht zu unterziehen und sich von dem Nichtvorhandensein der behaupteten Waffenanhäufungen zu überzeugen. Das Gesuch wurde abgelehnt, damit die Verdächtigungen fortbestehen konnten.

Am 8. August weigerte sich die Volksvertretung mit einer Zweidrittel-Majorität, den „großen Feind“ Lafayette in Anklagezustand zu versetzen. Diesmal nahm das Galeriepublikum die Freisprechung mit finsterem Schweigen hin, um sich den Ausdruck seiner Gefühle für später aufzusparen. Aber nach Schluß der Sitzung lauerte der Pöbel den hervorragendsten Abgeordneten, die für Lafayette gestimmt hatten, auf und mißhandelte und bedrohte sie aufs äußerste. Die Klagen der betroffenen Abgeordneten, soweit sie es überhaupt gewagt hatten, am folgenden Tage in der Sitzung zu erscheinen, wurden von den Galerien mit betäubendem Hohngeschrei beantwortet; überhaupt schien dieses Publikum die Sitzung abzuhalten; es gelang dem Präsidenten nicht mehr Ruhe zu stiften. Einige Versuche, diesen Terrorismus des Janhagels zu brechen, wurden niedergeschrieen und niedergepfiffen. So erklärten die gemäßigten Abgeordneten, erst dann wiederkommen und an den Sitzungen teilnehmen zu wollen, wenn die Versammlung sich wieder ihrer unbeschränkten Freiheit erfreuen würde. Sie überließen damit freilich das Feld den Girondisten und Jakobinern und einigen eingeschüchterten sonstigen Abgeordneten. Da kann das weitere Verhalten der Versammlung nicht wunder nehmen. Den Meldungen des Departements-Direktoriums gegenüber, daß 900 Bewaffnete nach Paris gekommen seien, daß man, **wenn bis dahin nicht die Absetzung des Königs ausgesprochen wäre, um Mitternacht Sturm läuten** und den Generalmarsch schlagen würde, angesichts ferner der offenbaren Mitschuld Pétions, der sich vor den Schranken der Versammlung geradezu weigerte, die öffentliche Gewalt in Anwendung zu bringen, unter dem Eindruck endlich einer Mitteilung des Justizministers, daß die Gesetze ohnmächtig seien und er für nichts mehr einstehen könne — was beschloß das hohe Haus all dem gegenüber? „Eine philosophische Ansprache an das Volk zu erlassen, eine Belehrung über die Art und Weise, wie es seine Souveränität auszuüben habe!“ Danach ging man zur einfachen Tagesordnung über. Die Tagesordnung bestand aber nicht etwa in der Absetzung des Königs. Man hatte andre Dinge zu beraten, z. B. die persönliche Sicherheit des ehrenwerten Maires, und ließ getrost Mitternacht herankommen, weil man dann die Lösung der Frage geeigneteren Händen, die das Wort Verantwortung und Rechenschaft in ihrem Wörterbuche nicht zu führen brauchten, überlassen konnte.

**Terrorismus der Galerie in der Versammlung.**

**Die Sitzung vom 9. Aug.**

Von Seite der „Patrioten“ ging man denn auch rüstig zu Werke. Wir erinnern uns, daß auf dem Stadthause das permanente Büreau für die Verbindung der Sektionen untereinander gebildet worden war. Natürlich gehörten die dort sitzenden Leute durchweg den Vorstadtdemagogen an. Nun war die Losung ausgegeben, daß für den Fall der nicht ausgesprochenen Absetzung des Königs Bevollmächtigte der einzelnen Sektionen auf dem Stadthause erscheinen sollten, um

**Das Zentralbüreau in der Nacht vom 9. auf den 10. August.**

weitere geeignete Schritte zu beraten, und zwar sollten diese Kommissare bis 11 Uhr nachts da sein, obschon ja die der Nationalversammlung gestellte Frist bis 12 Uhr dauerte, ein Beweis, wie ehrlich das ganze Manöver gemeint war. Zur festgesetzten Stunde hatten aber erst sechs Sektionen ihre Vertrauensmänner entsandt; einen namhaften Zuwachs konnte man bei der vorgeschrittenen Stunde kaum noch erwarten. So griff man zu einem energischen Betrug. Auch die Wahlausschüsse der Sektionen mußten nämlich seit der Ingefahrerklärung des Vaterlandes permanent sitzen. Man schickte also rasch Boten nach den betreffenden Lokalen, die da auch einige wenige Bürger für das Wohl des Vaterlandes schnarchend fanden. Nachdem man sie geweckt und von dem Abgrunde unterrichtet hatte, vor den das Vaterland soeben um Mitternacht des 9./10. August zu stehen gekommen war, wählten die schlaftrunkenen Biedermänner ein paar aus ihrer Mitte und widmeten sich darauf ihrer anfänglichen Thätigkeit. Es mag dafür ein Beispiel angeführt werden. In der Sektion des Arsenals saßen sechs(!) Patrioten als Vertreter von mindestens 1400 Wählern; sie wählten drei aus ihrer Mitte, um die Meinung jener 1400 Wähler in der wichtigsten Frage seit der Errichtung des französischen Königtums zu vertreten. Als nun etwa — die Nacht war natürlich unterdessen vorgeschritten — auf diese Weise 20 Sektionen vertreten waren, beschlossen sie aus ihren Bezirken je 25 Bewaffnete herbeizurufen, und man hatte dann auch bald eine hübsche Ehrenwache erprobter Kerls beisammen, die sich vor dem Teufel nicht gefürchtet hätten.

*Die Stadtregierung in den Händen der Rebellen.*

Eines fehlte noch, um dem ganzen Unternehmen die Krone aufzusetzen: man mußte die Stadtregierung an sich reißen. Auch deren Vertreter saßen permanent, d. h. die meisten hatten sich nach Hause begeben, ohne Ahnung, was in dieser Nacht ihre gewissenhafteren Kollegen für Erfahrungen sammeln würden. Der Zentralausschuß nämlich, höchstens von 25 Sektionen besetzt, drang ohne Umstände in den Sitzungssaal des eigentlichen Ortsausschusses, nahm dem rechtmäßigen Stadtrat ohne alle Schwierigkeiten seine Funktionen ab und schickte ihn einfach nach Hause, „im Namen des souveränen Volkes“.

*Pétion im Schlosse.*

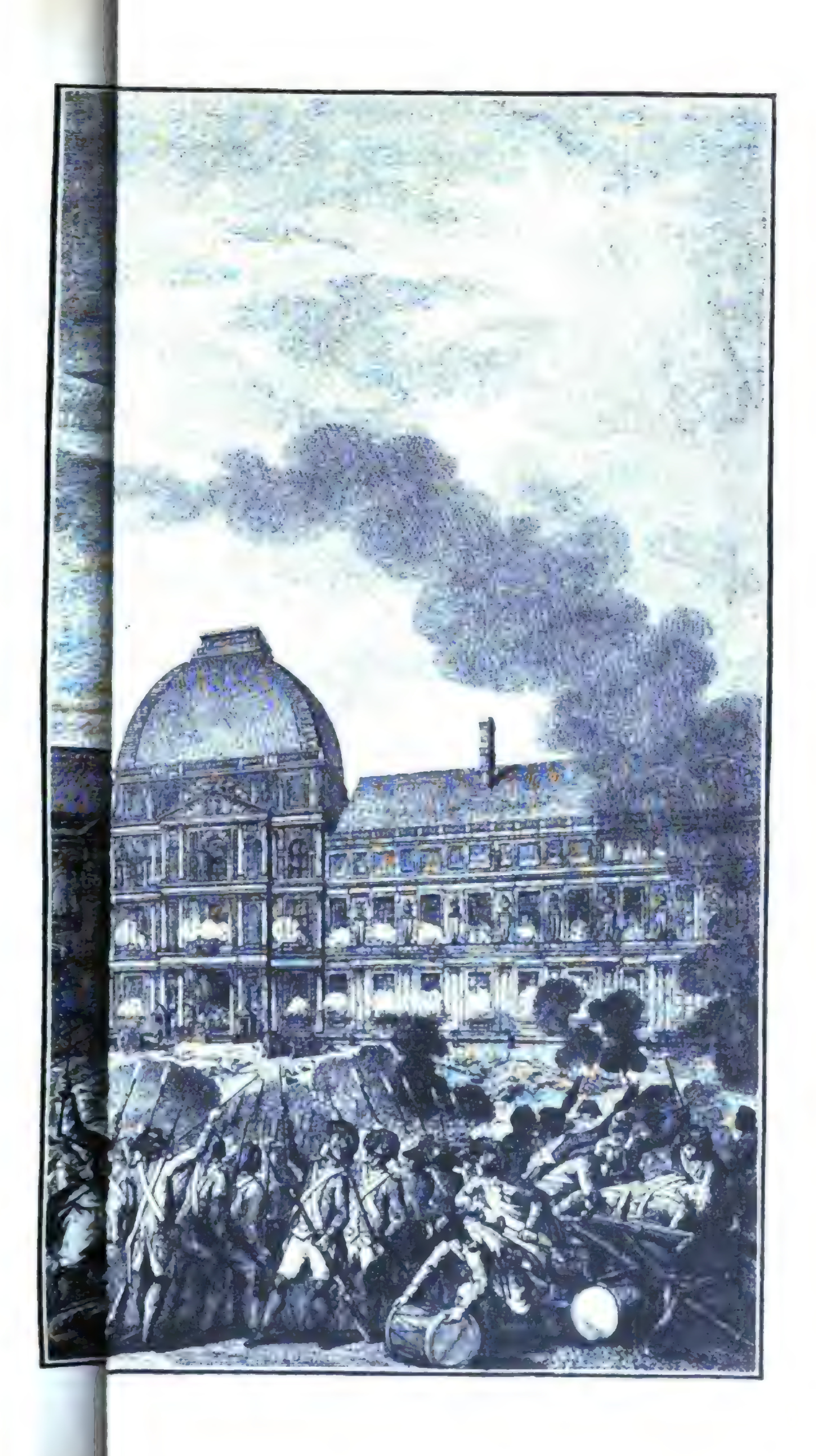
Die andauernd einlaufenden Nachrichten von der wachsenden Gärung in Paris hatten es für den König wünschenswert erscheinen lassen, Herrn Pétion nach dem Schlosse zu entbieten. Ganz wohl mag es diesem nicht gewesen sein, als er gegen 11 Uhr nach den Tuilerien fuhr; er hatte auch schon an ein Mittel gedacht, sich jede Verlegenheit zu ersparen. Das Examen des Königs ist für einen Mann wie er leicht zu bestehen; trotzdem wird es ihm etwas schwül zu Mute. Um davon zu kommen, erklärt er, zur Sicherheit des Königs sei es dringend notwendig, daß er die inneren und äußeren Posten revidiere. Leider erscheint gerade Mandat, der Befehlshaber der Nationalgarden in der Thür, um vor allem anzufragen, warum seine Truppen im Schlosse keine Patronen erhielten; manche Leute hätten nur vier Schuß, während die Marseiller erhielten, was sie wollten. Da findet es Pétion plötzlich sehr heiß im Saale; er fordert den Departementssyndikus Röderer auf, mit ihm an die Luft zu gehen. Dieser schlägt es ihm ab. So wandelt er allein im Tuileriengarten auf und nieder und hofft auf die Erlösung, die endlich nach einer Zeit peinlichsten Harrens erscheint. Seine Freunde in der Nationalversammlung — wir wissen, wie sie augenblicklich zusammengesetzt ist — haben gefunden, daß man ihn offenbar in den Tuilerien als Geisel zu behalten, ja wahrscheinlich zu massakrieren beabsichtigt. Er wird also vor die Schranke der erlauchten Versammlung citiert und zur Überbringung des Befehls werden ein paar Pedelle unter dem Schutze von Gendarmen abgeschickt; sie bringen ihn denn auch wohlbehalten und ungekränkt wieder, und man gibt nun dem würdigen Patrioten, damit er sich nicht mehr so zu fürchten braucht, eine Schutzwache von 400 Mann; offiziell allerdings diktiert man ihm aus verschiedenen wichtigen Gründen Hausarrest; die 400 sollen hübsch aufpassen, daß er nicht ausreißt.

*Mandats Ermordung.*

Es war eine wundervolle Nacht, jene Nacht vom 9./10. August. Welch Gegensatz zwischen den in majestätischer Ruhe um ihre Pole kreisenden Gestirnen und dem fieberhaften Treiben, wie es in den demokratischen Vierteln der Hauptstadt herrschte! Da, genau als die Glocken die Stunde der Mitternacht angekündigt haben, erschallen aus den Sektionen Gravilliers, Lombards und Mauconseil die Sturmglocken; bald antwortet es von den übrigen Türmen. In diesen schauerlichen Ton mischt sich das Getöse des Generalmarsches für die Aufrührer, während die zum gesetzmäßigen Widerstande bestimmten Truppen durch das gewöhnliche Zeichen zum Sammeln berufen werden. Aber die Revolte will noch nicht recht vorwärts gehen; fast die ganze Nacht verstreicht, ehe eine namhafte Zahl von Aufrührern auf den Beinen ist. In St. Antoine besinnt sich der Brauerpatriot Santerre so lange, ob er denn wirklich marschieren soll, daß ihn der Elsässer Westermann mit gespannter Pistole an seine Pflicht mahnen muß. Danton führt anfangs die Marseiller, verschwindet aber bei passender Gelegenheit. Auch die andern Hetzer und Hauptführer sind entweder gar nicht zu finden oder halten sich an gesicherten Orten auf. Jedenfalls ist trotz aller Ruhmredigkeit und aller Blutdürstigkeit der Worte noch kein rechter Zug in der Sache. Die Umstände kommen den Rebellen zu Hilfe, in erster Linie, daß auch in der Verteidigung des Schlosses ein einheitlicher und energischer Oberbefehl seit den Morgenstunden dieses Tages fehlt. Der Oberbefehlshaber der Garden, Mandat, hatte sich von Pétion die Vollmacht schriftlich geben lassen, im gegebenen Falle die Gewalt durch die Gewalt zurückzudrängen. Er hatte dann entsprechende Maßregeln getroffen, um nicht nur das Schloß selbst zu verteidigen, sondern namentlich auch die Brücken und Zugänge zum Karussellplatze und zum Tuileriengarten zu besetzen, und auf diese Weise die Vereinigung der links der

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Seine aus St. Marcel und der rechts der Seine aus St. Antoine kommenden Banden zu hindern. Davon wußte man auf dem Stadthause, und um diese Maßregeln in irgend einer Weise zu kreuzen, namentlich die Vollmacht Pétions unschädlich zu machen, wurde Mandat früh 5 Uhr dahin befohlen. Dort bemächtigte sich seiner statt der gesetzlichen Behörde sofort der uns bekannte Zentralausschuß, dessen Leitung der grimme Danton hatte. Man verhörte ihn, entsetzte ihn seines Postens, den Santerre erhalten sollte, und verlangte doch von ihm, daß er noch als Kommandant die Hälfte der zum Schutze des Schlosses aufgebotenen Truppen zurückzöge. Dessen weigerte sich der brave Mann. Sofort wurde seine Abführung nach dem Abteikerker anbefohlen; aber kaum aus dem Stadthause getreten, wurde er von Rossignol, einem Spießgesellen Dantons, über den Haufen geschossen. Dadurch wurden nun auch die von ihm gegebenen Befehle illusorisch; denn auf Befehl des Stadthauses wurden die Nationalgarden von den Brücken zurückkommandiert.

71. Schweizer Gardist Ludwigs XVI.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Die Nacht in den Tuilerien.

Die königliche Familie hatte eine bange Nacht zugebracht. Das Lärmzeichen der Turmglocken war auch hier vernommen worden. Was sollten die nächsten Stunden, was der herauf dämmernde Tag bringen? Aber die Nacht blieb ruhig. Einige Stunden gönnte man sich darum Ruhe; man legte sich angekleidet auf die Sofas. Blutigrot ging die Sonne des 10. August auf. „Oh, wie wunderschön!“ rief Madame Elisabeth, die liebenswürdige Schwester des Königs, der Königin zu. „Wie wunderschön!“ wiederholte diese mit einem leichten Schauder: sie fühlte, daß die Sonne dieses Tages ihre Strahlen noch einmal in Blut tauchen würde. Doch war man angesichts des strahlenden Morgens besserer Hoffnung. Da kam die Nachricht, daß man Mandat erschossen hatte. „Nun ist alles verloren“, meinte die Königin völlig niedergeschlagen. Wie würden sich nun die Truppen verhalten? Am Abend vorher war das Nachtmahl der königlichen Familie, wie Frau von Campan, eine der vertrauten Hofdamen der Königin, erzählt, durch einen wüsten Lärm und Streit vor der Thür des Zimmers unterbrochen worden. Beim Nachsehen gewahrte Frau von Campan die beiden Posten im Begriff, sich in die Haare zu fahren, weil der eine es mit dem Könige halten wollte, der andre mit dem Volke. Das war bezeichnend für die ganze Nationalgarde. Unbedingt rechnen konnte man nur auf die im Schlosse stationierten Schweizer und auf die besseren Elemente unter der Nationalgarde. Der König kam auf den Gedanken, die Leute selbst aufzusuchen und eine Art Revue abzuhalten. Freilich fehlte ihm zu solchem Akte im wesentlichen alles: Figur, Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Rednergabe. Zudem bemerkte man, daß von seiner Perücke die eine Seite, auf der er geschlafen hatte, nicht gepudert war. Als er zunächst auf den nach dem Karussellplatze führenden Balkon trat, brauste ihm ermunternd der Zuruf entgegen: „Vive le roi!“ Als er aber dann hinunterging, war dieser Zuruf auf andern Seiten des Schlosses entschieden der schwächere, ja neben „Vive la nation!“ hörte man auch solche Rufe, wie „Nieder mit dem Veto!“ „Hoch die Sansculotten!“ „Nieder mit dem dicken Schwein!“ — Er kam schweigend und gebrochen zurück. Die Königin meinte zu Madame Campan, zu solchen Sachen habe er das Zeug nicht, dieser Schritt habe mehr geschadet als genützt.

Das Erscheinen der Aufständischen.

Zwischen 7 und 8 Uhr erschienen unter Westermanns Führung die ersten Scharen der Aufständischen auf dem Karussellplatz, der vor dem vorderen Tuilerienhofe lag. Man bereitete sich in den Tuilerien zum Kampf vor. Auch etwa 200 Edelleute hatten sich im Laufe des

vorhergehenden Tages eingefunden, um den König mit ihren Leibern zu decken. Freilich waren viele schlecht bewaffnet. Madame de Campan berichtet, wie mehrere Feuerzangen auseinandergerissen und sich mit den Hälften bewaffneten.

Der König nach der Nationalversammlung.

Jetzt gegen $^1/_2$9 Uhr erschien der Departementssyndikus Röderer. Er hatte unterdessen nochmals die Stimmung der Truppen geprüft: „Eure Majestät haben keine fünf Minuten zu verlieren. Es gibt nur in der Nationalversammlung noch Sicherheit für Sie. Die Ansicht des Departements ist, daß Sie sich ohne Verzug dahin begeben müssen. Es sind nicht genug Leute vorhanden, um das Schloß zu verteidigen: auch ist nicht einmal die Gesinnung aller gut. Die Kanoniere, die wir bloß zur Verteidigung aufgefordert haben, haben die Ladung aus den Geschützen gezogen!" — Der König machte noch einige Einwände, namentlich auch die Königin, in der sich Mut und Stolz gegen den angeratenen Schritt aufbäumten. Röderer fuhr eindringlich fort: „Sire, die Stunde drängt; wir sprechen keine Bitte mehr aus und wollen uns auch nicht die Freiheit nehmen, Ihnen einen Rat zu geben, wir haben nur noch einen Entschluß zu fassen und bitten Sie um die Erlaubnis, Sie fortziehen zu dürfen!" Noch ist der König unschlüssig. Er fürchtet Verrat; er traut Röderer nicht ganz, den er eine Weile prüfend ansieht. Dann ruft er mit erhobener Rechten: „Gut denn, geben wir, weil's sein muß, auch noch den letzten Beweis unserer Vaterlandsliebe." Er thut einen Schritt vorwärts, da begegnet er dem vorwurfsvollen Blicke der Königin. Doch auch dies hält ihn nicht zurück. „Marchons", wiederholt er, und gefolgt von seiner Familie überschreitet er die Schwelle nicht nur des Königshauses, sondern auch der Königsherrschaft. Zwischen den Reihe bildenden Grenadieren und 200 Schweizern geht der traurige Zug durch den Tuileriengarten, nicht ohne Stockung und drohende Gefahr: vornweg Röderer, dann der König mit dem Minister des Auswärtigen. Am Arme des Marineministers geht die Königin und führt an ihrer linken Hand den Dauphin, dessen andres Händchen die Gouvernante Frau von Tourzel preßt. Es folgen die übrigen Familienangehörigen von den andern Ministern begleitet. — Die heiße Augustsonne des heißen Jahres 1792 hatte die Bäume schon ihrer Blätter fast beraubt. Der kleine Dauphin fand das Spazieren durch das raschelnde Laub sehr drollig. Er warf es mit seinen Füßen empor nach den vor ihm Schreitenden. „Seht, wie viele Blätter", rief der König aus, „wie viele Blätter schon; sie fallen zeitig in diesem Jahre!" Es war ein ahnungsvolles Wort, das durch das gedrückte Schweigen der übrigen klang. Endlich gelangte man an das an der Nordseite des Tuileriengartens gelegene Haus der Nationalversammlung. Hier wird das Gedränge am Eingang groß, auch die feindseligen Kundgebungen wachsen. Ein riesiger Gardist hebt den Dauphin empor. Die Königin schreit auf. Er beruhigt sie, er will das Kind wirklich bloß schützen. Er trägt es bis in die Versammlung und setzt dann den Kleinen nicht ohne Schalkhaftigkeit auf dem Tische des Hauses nieder.

Der Angriff auf das Schloß.

Sobald der König das Schloß verlassen hatte, marschierte auch die Nationalgarde, der nur oblag, die Person des Königs zu schützen, und mit ihr die Gendarmerie ab, und die nach Abzug der eben erwähnten 200 noch übrigen 750 Schweizer, durch ihren Fahneneid auszuharren verbunden, zogen sich in das Innere des Schlosses zurück, in der Erwartung, daß die Volksmasse jetzt keinen Angriff auf das Schloß mehr unternehmen würde. Allein die vorderste Rotte der Aufrührer schlug mit Äxten das große Portal des Gitters ein und stürzte sich in den Hof, zwar die dort zurückgelassenen Kanonen gegen das Schloß richtend, aber doch mit Zeichen einer friedlichen Gesinnung. Die Schweizer warfen ihr daher zur Erwiderung ihre Patronen aus den Fenstern zu und ließen sie ruhig in das Schloß eindringen und die große Haupttreppe sich hinaufdrängen. Währenddessen aber fiel ein Haufe Pikenmänner über die Schweizerschildwachen her und stach sie nieder. Da gaben die Schweizer zuerst aus den Fenstern Feuer und dann auch auf die Meuterer, welche die Treppen besetzt hatten. Mit wildem Geschrei stürzten sich jetzt die Massen die Treppe hinab; die Schweizer drangen in geschlossener Reihe ihnen nach durch die Vorhalle auf den Hof und gaben aus einer dort aufgestellten Kanone Feuer auf die Marseiller, von denen eine Anzahl getroffen zu Boden stürzte. Unter fortwährenden Salven zogen sich die Marseiller zurück; der Hof wurde frei, nach allen Seiten floh voller Entsetzen das Volk auseinander.

Die Ermordung der Schweizer.

In diesem Augenblicke des Sieges überbrachte man den Tapferen den Befehl des Königs, nicht zu feuern, sondern sich zu ihm in die gesetzgebende Versammlung zu begeben. Soweit sie von diesem Befehle Kunde bekamen, folgten sie ihm. So verlor das Schloß den besten Teil seiner Verteidiger. Sofort aber ließ Westermann wieder seine Sektionen vorrücken; ohne viel Widerstand zu finden, drangen sie bis zur Vorhalle und zur Treppe vor, und, jetzt Herren des Schlosses, begannen sie ein entsetzliches Gemetzel. Die abgeschnittenen Schweizer warfen ihre Gewehre weg und flehten um Gnade: sie wurden fast alle mit Piken niedergestochen; auf die Hofdienerschaft wurde in den Zimmern eine förmliche Hetze veranstaltet; man sah die Théroigne in wilder Wut an der Spitze eines Haufens Marktweiber, einen jungen, royalistisch gesinnten Zeitungsschreiber mit eigner Hand niederhauen. Die wenigsten entkamen; der Boden war von Blut überströmt. Die kostbaren Möbel und Geräte wurden in vandalischer Wut zertrümmert und Feuer angelegt, um auch die Trümmer zu vernichten. Andre wieder ergriffen dies und das von dem reichen königlichen Hausrat und brachten die Beutestücke wie Siegestrophäen in den Sitzungssaal der gesetzgebenden Versammlung. — Der Charakter des Tages, der den Memoiren jener Zeit zufolge noch durch eine Menge blutiger Einzelzüge entmenschter, pöbelhaftester Grausamkeit besonders geschildert werden könnte, mag wenigstens durch den einen Zug vervollständigt werden, daß man am Abend des 10. August den verdienten Patrioten Marat, den „Freund

# EXTRAIT
## DU PROCÈS-VERBAL
## DE L'ASSEMBLÉE NATIONALE.

Du 10. aoust 1792.

L'AN QUATRIÈME DE LA LIBERTÉ.

---

Le roi est suspendu, il restera en otage, l'assemblée nomera les ministres. Lecointe puyraveau

Faksimile des Dekrets der Nationalversammlung vom 10. August 1792, durch das Ludwig XVI. vorläufig der Königswürde entsetzt wurde.

Auszug aus dem Protokoll der Nationalversammlung vom 10. August 1792. Im vierten Jahre der Freiheit. Der König ist suspendiert, er bleibt in Gewahrsam. Die Versammlung wird die Minister ernennen. Lecointe-Puyraveau, Schriftführer.

des Volkes", wie er nach seinem blutdürstigen, den Massenmord predigenden Schandblatte nachher sogar offiziell genannt wurde, im Triumph nach dem Stadthause brachte. Es war ihm zu gönnen; denn wenige Wochen vorher war ihm der Boden von Paris so heiß unter den Füßen geworden, daß er nach dem mißlungenen Streiche des 20. Juni dem uns bekannten Girondisten Barbaroux dringend anlag, ihn, als Reitknecht verkleidet, mit nach dem sonnigen und sichereren Süden zu nehmen. Bald nach dem 10. August erhielt er im Stadthause eine besondere Berichterstattertribüne für sich ganz allein. — —

„Ich komme, meine Herren", so hatte König Ludwig die gesetzgebende Versammlung bei seinem Eintritt in den Sitzungssaal angeredet, „um ein großes Verbrechen zu verhüten, und ich glaube, daß ich jetzt nirgends mehr Sicherheit finden kann, als in Ihrer Mitte." Vergniaud, damals Präsident der Versammlung, erwiderte, daß der König sich auf die Festigkeit der Versammlung verlassen dürfe. Somit ließ sich Ludwig neben dem Präsidentenstuhl nieder; allein Chabot erhob sich: die Gegenwart des Monarchen beeinträchtige die Freiheit der Beratungen. Daraufhin überwies man der königlichen Familie die Loge der Stenographen, die durch ein eisernes Gitter von dem Saale abgetrennt war. Dies jedoch beschloß man wegzureißen, damit der königlichen Familie in jedem Augenblick die Flucht in den Sitzungssaal offen stand. Der König legte selbst im Verein mit mehreren Deputierten Hand an, bis es entfernt war. Hier nahmen die unglücklichen Flüchtlinge Platz; der junge Dauphin schlief bald auf dem Schoße der Königin ein; neben dieser saßen ihre Tochter und ihre Schwägerin; den Hintergrund nahmen einige Herren des Hofes ein, welche die Königsfamilie nicht verlassen wollten, während 50 Mann Schweizer und Nationalgardisten ringsum Wache standen. Der König war der einzige, welcher seinen Gleichmut bewahrte: er folgte mit Aufmerksamkeit den Verhandlungen und unterhielt sich sogar zwischendurch mit Vergniaud und andern Deputierten, die an die Loge traten. — Deutlich klangen vom Schlosse die Gewehrsalven und die Kanonenschüsse herüber, bis um 11 Uhr tausendstimmiges Jubelgeschrei sich erhob, den Sieg des Pöbels zu verkündigen, und gleich darauf eine freudetrunkene Menge, viele darunter mit Blut bespritzt, mit allerhand Trophäen in den Saal gestürzt kam. Auch gefangene Schweizer schleppte man mit, schenkte ihnen aber der Versammlung zu Ehren das Leben. Anklagen und Schmähreden wurden gegen die königliche Familie ausgestoßen; dann drangen andre Pöbelhaufen ein: alle wollten berichten, was sie gethan hätten.

*Der König in der Nationalversammlung.*

Unterdessen begannen in der gesetzgebenden Versammlung die Verhandlungen über die Wiederaufrichtung einer „ausführenden Gewalt". Alle Angriffe auf das Königtum, alle Beschimpfungen seiner Person, alle Verurteilungen seiner Handlungen mußte der König mit anhören, ohne daß ihm ein Wort der Erwiderung verstattet war. Vergniaud entwarf das Dekret, durch welches Ludwig XVI. vorläufig der Königswürde entsetzt, ein Erziehungsplan für den Dauphin vorgezeichnet und ein Nationalkonvent zur endgültigen Regelung dieser Fragen einberufen werden sollte. Der Volksmasse, welche draußen zu Tausenden lagerte und alle Zugänge versperrte, genügte das nicht: tobend verlangte sie völlige Aufhebung des Königtums. Vergniaud aber wies sie zurück: die Versammlung habe das Königtum unschädlich gemacht; über dasselbe zu richten ginge über ihre Vollmacht, das würde Sache des einzuberufenden Konventes sein.

*Suspension des Königs.*

Inzwischen hatte auch der neue Gemeinderat der Empörer im Rathause seine Thätigkeit begonnen. Das erste, was er that, war, daß er die Entfernung der Büsten des Königs, Lafayettes und Baillys aus seinem Sitzungssaale anordnete. Nun suchte er sich mit der Nationalvertretung in Verbindung zu setzen; eine Deputation wurde an diese entsandt, deren Sprecher Danton war. Er berichtete über die außerordentlichen Maßregeln, die zu ergreifen sie genötigt gewesen wären, zumal über die Beseitigung der Munizipalität und die Übertragung des Kommandos der Nationalgarde

*Die Deputation des Gemeinderats.*

an Santerre; Vergniaud erklärte, daß die gesetzgebende Versammlung alles, was geschehen wäre, gut heiße und dem neuen Stadtrate nur Ordnung und Frieden anempfehlen wolle.

Verfügungen der Nationalversammlung.

Die Verhandlungen wandten sich wieder dem Königtume zu. Die Versammlung erklärte alle Dekrete, gegen welche der König sein Veto eingelegt hatte, jetzt für rechtskräftig. Mit der Errichtung des stehenden Lagers für ein Jakobinerheer sollte unverzüglich begonnen werden. Zugleich wurde die Entsendung von Kommissaren beschlossen, die bei den im Felde liegenden Armeen und in den Hauptstädten der Provinz alle höheren Militär- und Zivilstellen, wenn es ihnen nötig erscheine, anderweitig besetzen sollten.

Der König im Luxembourg.

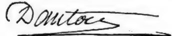
Endlich ging der Unglücksfreitag zu Ende; Mitternacht war schon lange vorüber, als die Sitzung schloß: über 15 Stunden hatte die königliche Familie in der engen Stenographenloge, die 4 m Breite und 6 m Höhe hatte, zugebracht. Jetzt wurde sie nach dem Palaste des Luxembourg geführt, wo sie nach der Bestimmung der Versammlung bis zum Zusammentritte des Konventes bleiben solle. Vier enge Zimmer überwies man ihr zur Wohnung: im ersten wohnten die wenigen Herren des Gefolges, im zweiten der König, in den beiden letzten die Königin mit ihren Kindern und der Prinzessin Elisabeth. Das Weib des Schloßwartes war die einzige Bedienung, welche verstattet ward. — Draußen aber tobte der Pöbel die ganze Nacht hindurch und fuhr fort zu verfolgen und niederzumetzeln alles, was er für aristokratisch hielt.

Das neue Ministerium.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Versammlung sich an Stelle des suspendierten Königs als Souverän fühlte und danach handelte. Mit dem Ministerium machte sie den Anfang: sämtliche Minister setzte sie ab und berief die früheren girondistischen Minister Roland, Clavière und Servan in ihre alten Stellen; für die Marine ernannte sie den Mathematiker Monge, einen eifrigen Jakobiner, für die auswärtigen Angelegenheiten Lebrun, einen früheren Journalisten aus Lüttich, der ein Angestellter des Generals Dumouriez war; endlich zum Justizminister wählte sie, weil sie ihn für unentbehrlich hielt, Danton. — Darüber war es spät geworden. Danton hatte sich schon zu Bette gelegt, als seine Freunde Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine zu ihm gestürzt kamen, ihn aufweckten, ihm seine Erwählung mitteilten und ihn sofort um Anstellung im Justizministerium baten. Mit großer Ruhe nahm er die Nachricht auf; die Kanonenkugel, meinte er, welche er gegen die Tuilerien abgefeuert, müsse ihn wohl in sein Ministerium getragen haben.

Danton.

Georges Danton, zu Arcis an der Aube am 28. Oktober 1759 geboren, war bis zur Revolution ein bettelhafter Winkeladvokat in Paris, der das wenige, was er verdiente, unbekümmert um seine Familie, in groben Ausschweifungen vergeudete. In allen Höhlen des Lasters war er bekannt; jedem fiel die herkulische Gestalt und das breite Gesicht von dem Zuschnitte einer Negerphysiognomie, von Blatternarben zerrissen, auf; aber wenn er mit struppigem Haar, in einer alles verachtenden Kühnheit auf einen Stuhl stieg, so riß er die Massen des Volkes fort, sowohl durch eine ungestüme, von einer Stentorstimme unterstützte Beredsamkeit, als auch weil er ihnen durch seine allerdings nur gegen sie bewiesene Furchtlosigkeit imponierte. Er kannte weder Rücksicht auf Moral, noch Begeisterung für Ideale, noch Glauben an Tugend; mit wilden, sich überstürzenden Worten befahl er, und alle gehorchten ihm. Nicht Herrschsucht trieb ihn; ihm war die Herrschaft nur ein Mittel, um ungezügelt seinen wüsten Leidenschaften, vor allem der Sinnlichkeit, die die aufgeworfenen Lippen verrieten, frönen zu können. Er war der Genosse der Orgien des Herzogs von Orléans, doch ohne sich an ihn zu fesseln; er nahm das Geld, durch das der Hof ihn zu gewinnen strebte, und fuhr fort gegen das Königtum zu donnern. In seinen Ansichten ein vollkommener Sansculotte, war er doch ohne Rachsucht, und in derselben Stunde, wo er mit tobender Leidenschaft zum Morde aller Aristokraten aufrief, gegen den bedrohten Einzelnen voll Mitgefühl: mehr als einen hat er gerettet oder doch gewarnt vor den Greuelszenen, die er selbst veranlaßt hatte. Sein Entwickelungsgang, wie er ihn selbst beschreibt, ist typisch auch für andre Größen der Revolution: „Das alte Régime hat einen großen Fehler gemacht. Von ihm bin ich in einer der Schülerherbergen des Collège du Plessis aufgezogen worden. Ich bin da mit vornehmen Herren aufgewachsen, die meine Kameraden waren und




72. Georges Jacques Danton.

Nach einem vermutlich von Jean Baptiste Greuze herrührenden Gemälde (in Privatbesitz).

mit mir in freundschaftlichem Umgange lebten. Nach Beendigung meiner Studien hatte ich nichts; ich war im Elend und suchte eine Stellung. Die Advokatenbank von Paris war unzugänglich; es kostete große Anstrengung, da aufgenommen zu werden. Ins Militär konnte ich nicht eintreten, da ich ohne Ahnen und Gönner war. Die Kirche bot mir auch keine Aussicht. Eine Stelle konnte ich mir nicht kaufen, da ich keinen Heller besaß. Meine alten Kameraden drehten mir den Rücken. Ich blieb ohne Stellung und erst nach langen Jahren gelang es mir, eine Advokatenstelle bei den Conseils du Roi zu erringen. Die Revolution brach aus; mit allen, die mein Los teilten, warf ich mich hinein. Das alte Régime hat uns dazu gezwungen, indem es uns ausbilden ließ, ohne unsern Talenten eine Laufbahn zu eröffnen." — Der gefürchtete Abgott des Pöbels, war Danton durch den 10. August mit einem Schlage eine Macht in Paris geworden.

Wachsende Macht des Stadthauses.

Schon in den nächsten Tagen trat der Gegensatz zwischen der Nationalvertretung und dem neuen aus eigner Machtvollkommenheit erstandenen Gemeinderate offen zu Tage, um sofort die Ohnmacht der ersteren an den Tag zu legen. Denn der letztere,



Google

der sich den Sturz des Königtums allein zurechnete, war nicht gesonnen, sich unter die gesetzgebende Versammlung zu stellen und die Macht, welche der Sieg des 10. August ihm gegeben hatte, sich wieder aus der Hand nehmen zu lassen. War ja auch am 11. August, als das gefährliche Schießen vorüber war, Robespierre wieder auf dem Stadthause erschienen, zwar jedes mit Verantwortung verknüpfte Amt weit von sich weisend, aber als Sprecher und Vertreter des souveränen Volkes. Am selben Tage bewilligte die ohnmächtige Nationalversammlung dem patriotischen neuen Gemeinderat von Paris einen monatlichen Sold von 850000 Livres, nachzuzahlen seit Anfang des Jahres,

78. Jean Paul Marat.
Nach einem Schwarzkunstblatt von Levachez.

Marat

was nahe an sieben Millionen austrug. Dieser bemächtigte sich zunächst der Polizei und ernannte aus seiner Mitte einen Überwachungsausschuß, um die Bürger zu beobachten, Denunziationen entgegenzunehmen und Verhaftungen anzuordnen. Die wütendsten Patrioten saßen darin, den Vorsitz hatte der blutgierige Marat.

Marat. Jean Paul Marat war am 24. Mai 1744 zu Boudry im Fürstentum Neuenburg geboren. In seinen zwanziger Jahren war er nach England gegangen, wo er zehn Jahre als Sprachlehrer zubrachte. Dann kehrte er nach Frankreich zurück, um ein weiteres Jahrzehnt als Stallarzt der Hofhaltung des Grafen Artois anzugehören. In dieser Zeit veröffentlichte er mehrere Schriften über das Feuer, das Licht, die Elektrizität, in denen er Newton zu widerlegen sich Mühe gab, natürlich ohne Beifall zu finden. Schon 1774 in Edinburg hatte er ein Schriftchen herausgegeben „The chains of slavery“ (die Sklavenketten), das er 1792 auch französisch er-

scheinen ließ. So fand ihn die Revolution vorbereitet. Er war unermüdlich als Publizist thätig. Im September 1789 gründete er den Publiciste parisien, den er bald umtaufte in Ami du peuple. Dieser Name wurde seit dem 21. September 1792 abgelöst durch einen dritten: Journal de la république Française. Der Ton seiner Veröffentlichungen war auf den niedrigsten Proletariergeschmack berechnet. Verleumdungen, Drohungen, Denunziationen, beständige Aufrufe zu Aufruhr und Ermordung der Aristokraten und schlechten Bürger, Verteilung der Reichtümer an die Armen, das waren die stets von ihm mit bewundernswerter Abwechselung behandelten Themata. Im August 1789 hatte er schon in einem andern Blatte verlangt, daß man die 800 Bäume des Tuileriengartens in ebensoviele Galgen umwandeln und sämtliche Deputierte, zu oberst Mirabeau, daran hängen sollte. In diesem Tone hatte er fortgeschrieben, oftmals verfolgt, aber immer wieder auftauchend mit neuen bluttriefenden Redensarten. So rief jetzt ein von ihm verfaßter Maueranschlag vom 10. August dazu auf, die Munizipalität, die Friedensrichter, die Departementsverwaltung, sogar die Nationalversammlung durch Denunzieren

*„Les Animaux Rares.“*

**74. Spottbild auf die Überführung der königlichen Familie in den Temple.**

**In der Sammlung des Barons von Vink d'Orp zu Brüssel.**

Der Titel dieser gehässigen Karikatur lautet: Die seltenen Tiere oder „Die Überführung der königlichen Menagerie in den Temple.“ Der König ist darin dargestellt als ein Puter, die Königin als eine Wölfin, Prinzessin Elisabeth, der Dauphin und die Dauphine als junge Wölfe. Der Sansculotte spricht: „Verfluchte Tiere, wir mästeten sie mit unserm Blute und sie wollten uns erwürgen lassen!“ Der Truthahn sagt: „Hilf, Lafayette, sonst führt man mich zur Guillotine!“ Die Wölfin (3): „Ach, verfluchte Jakobiner, sie haben alle meine Pläne zu Schanden gemacht. — Die kleinen Wölfe (4): „Sie werden wohl kleine Hühner verschlingen.“ Am Fuße des Thores des Temple liest man: Azile aux bancroutiers (Asyl für Bankbrüchige).

von ihren volksfeindlichen Elementen zu säubern. In gleichem Tone ließ er sich in seinem Blatte vernehmen, für das er sich aus der Staatsdruckerei nach dem 10. August vier Pressen hatte ausfolgen lassen. Was irgend noch Namen und Bedeutung hatte, wurde von ihm mit dem giftigsten Hasse scheelsten Neides verfolgt und als Auswurf, als Verräter, als krätzig, krebsig, verfault, infam u. s. w. denunziert. Galt er auch vielen Leuten als halbverrückt und lächerlich, er war eine Macht geworden, mit der auch Danton rechnete, in dessen Dienst er nunmehr trat. Was jener zu sagen sich scheute, das schrie Marat gerade heraus und machte es zum Glaubensbekenntnis der großen Menge. Die furchtbaren Mordszenen des September, von denen bald zu erzählen sein wird, sind durch ihn dem Volke im voraus mundgerecht gemacht worden.

**Das Revolutionstribunal.**

Das nächste war die Forderung der schleunigsten Bestrafung der Verteidiger der Tuilerien, der Verschworenen des 10. August, wie man sie nannte. Das Verfahren der gewöhnlichen Gerichte schien dem Gemeinderat viel zu langsam: er sandte daher eine Deputation an die Nationalvertretung unter Robespierres Führung und forderte gebieterisch die Einsetzung eines außerordentlichen Kriegsgerichtes durch je einen



Digitized by Google

Deputierten der Sektionen. Nach einigem Zögern willigte die Versammlung ein: das war der Anfang des Revolutionstribunals. Im Jakobinerklub wurden diese Maßregeln beraten und dieselben Leute führten sie dann als Mitglieder des Gemeinderates aus.

Die königliche Familie im Temple.

Auch die Bewachung der königlichen Familie übernahm der Gemeinderat. Im Palaste des Luxembourg erschien sie zu schwierig; es wurde daher mit Zustimmung der gesetzgebenden Versammlung am 13. August die Übersiedelung der königlichen Familie in die alte Abtei des Temple, eines von den Tempelrittern erbauten festen Schlosses angeordnet. Die Nationalversammlung hatte die Unterbringung des Königs im Palaste des Justizministers beantragt; er hätte da ja unter der Aufsicht des neuen Justizministers Danton gestanden. Aber das war dem Gemeinderate noch zu vornehm; er wollte wirkliche Kerkerhaft, und dafür eignete sich der Temple recht gut. Durch verschiedene Außenwerke wurde das alte Gebäude zu einer kleinen Festung umgeschaffen; eine Abteilung der Nationalgarde versah den Wachdienst und zwölf Kommissare des Gemeinderates waren ununterbrochen in einem Zimmer versammelt. Ohne ihre Erlaubnis war der Eintritt niemand verstattet. —

75. Der Temple zu Paris.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

Hier wohnte die königliche Familie in dem größeren Turme; der König hatte ein Stockwerk inne, die Königin mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin ein andres. Clery, ein alter treuer Diener des Königs, war der einzige, der zur Bedienung zugelassen war. Das tägliche Leben verfloß mit vollkommener Gleichmäßigkeit. Um 9 Uhr frühstückte man im Zimmer des Königs, um 10 Uhr versammelte sich die ganze Familie bei der Königin. Hier beschäftigte sich Ludwig mit der Erziehung seines Sohnes, las mit ihm Corneille und Racine und unterrichtete ihn in der Geographie. Zugleich unterwies die Königin ihre Tochter; alsdann beschäftigten sich die Frauen mit Stickereien und Näharbeiten. Von 1—2 Uhr wurde ein Spaziergang in dem kleinen Garten des Temple gemacht in Begleitung mehrerer Mitglieder des Gemeinderates und Offiziere der Nationalgarde. Danach wurde zu Mittag gespeist: eine Küche mit dreizehn Köchen war dafür in einem Nebengebäude angelegt. Nach Tische hielt der König eine kurze Ruhe; unterdessen nahm Clery mit dem Dauphin in einem Nebenzimmer allerhand Leibesübungen vor. Den weiteren Nachmittag füllte gemeinschaftliche Lektüre aus; das Abendessen nahm man zusammen ein, dann zog sich jeder in sein Zimmer zurück. Der König pflegte nun noch einige Stunden zu lesen; Montesquieu, Hume und die Nachfolge Christi waren seine gewöhnliche Lektüre, daneben einige lateinische und italienische Klassiker.

Sehr drückend war die tägliche Berührung mit den rohen und rücksichtslosen Mitgliedern des Gemeinderates, meist unwissenden Handwerkern aus den Vorstädten; noch mehr das stete Mißtrauen, womit dem Könige begegnet wurde: Papier und Feder wurde ihm nicht gewährt, alle schneidenden Werkzeuge, Messer und Schere ihm genommen, so daß die Königin nicht im stande war, die Löcher in ihrem Kleide wieder auszubessern. Dazu kam das tägliche Durchsuchen der Zimmer nach irgend verbotenen Dingen. Von der Außenwelt sollte der König ganz

Digitized by Google

abgesperrt gehalten werden; aber Clery wußte das doch zu umgehen. Er hatte einen Zeitungsausrufer bestochen, täglich unter seinem Fenster die neuesten Nachrichten auszurufen; und abends, wenn der König sich zu Bett gelegt hatte, flüsterte er sie ihm leise zu.

Lafayettes Flucht.

Auf diese Weise erfuhr Ludwig auch das Schicksal Lafayettes, auf den er vielleicht immerhin noch einige Hoffnung gesetzt hatte. Lafayette hatte Nachrichten von den Vorgängen des 10. August in seinem Lager von Sedan, das er als Befehlshaber der Nordarmee inne hatte, im Laufe des 12. und der folgenden Tage mehrfach erhalten. Seine Soldaten hingen an ihm, soweit von einem solchen Verhältnis bei dem damaligen Zustand der Armee noch die Rede sein konnte. Jedenfalls wäre ein Marsch auf Paris zur Wiederherstellung der Ordnung unter geschickter Benutzung der einlaufenden Greuelnachrichten nicht unmöglich gewesen. Diesen Schritt wagte Lafayette nicht. Er hatte den Gedanken, unter Mithilfe sämtlicher Departementsdirektorien, deren Ohnmacht sich doch schon allenthalben herausgestellt hatte, eine Art Kongreß zu bilden, um den Ungesetzlichen von Paris gesetzlich zu Leibe zu gehen. Er war und blieb eben der vollständige Idealist, den dann Napoleon, etwas hart zwar, als einen niais (Einfaltspinsel) bezeichnet hat. Die sehr bald unter Führung eines gewissen Kersaint erscheinenden Kommissarien der Nationalversammlung ließ er durch den Maire von Sedan gefangen setzen, die Einwirkung der Jakobiner auf seine Soldaten konnte er nicht hindern; er hätte eben auch hier sofort das Eisen schmieden müssen. Von Paris schickte man neue Kommissarien; Lafayette fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken. Nachdem er Luckner den Oberbefehl übergeben, verließ er am 19. abends das Hauptquartier, begleitet von 23 Offizieren und etwa 1000 Soldaten. Er wollte über Belgien England erreichen. Zur selben Stunde beschloß in Paris die Nationalversammlung seine Anklage wegen Hochverrats. Am nächsten Tage fiel er den Österreichern in die Hände; als er sich weigerte, über die Aufstellung der französischen Armeen Rechenschaft zu geben, wurde er gefangen genommen und nach Olmütz in harte Haft gebracht, aus der ihn erst nach mehreren Jahren Napoleons Machtspruch erlöste.

## Einwirkung der Revolution auf die Nachbarländer.
## Der Beginn des Krieges der ersten Koalition.

In ihren Anfängen entsprach die Französische Revolution den in Deutschland gangbaren Ideen durchaus und konnte auch als ein Vorbild für dort nötige Verbesserungen angesehen werden. Bedeutende Schriftsteller nahmen daher lebhaften Anteil daran: Klopstock bedauerte, daß nicht Deutschland an Stelle Frankreichs den Anfang gemacht hätte, Vernunftrecht statt Schwertrecht einzuführen; Wieland verfaßte eine Adresse an die Nationalversammlung; Schiller sprach seine lebhafte Zustimmung zu der Befreiung der Geister aus; Jean Paul hegte den Gedanken einer allgemeinen Republik; Fichte schwärmte für die Befreiung der Völker. — Besonders die Jugend zeigte sich von Begeisterung für die aus Frankreich herüberkommenden neuen Ideen ergriffen. Bald kam es auch zu Versuchen, die Französische Revolution durch die That nachzuahmen. In der Pfalz und in Baden, am ganzen Rhein, der alten Pfaffenstraße entlang, ja bis nach Sachsen hinein, rotteten sich die Bauern zusammen, um den Druck ihrer Feudalherrschaften wie in Frankreich abzuschütteln, um dem Treiben der kleinen Tyrannen mit Gewalt ein Ende zu machen. Besonders in den geistlichen Gebieten wuchs die Gärung, und reichsfreie Äbte und Äbtissinnen mußten schleunigst vor ihren aufgeregten Unterthanen flüchten.

Das waren bedenkliche Erscheinungen. Aber dazu kam nun immer neue Kunde von den Greueln, welche der patriotische Pöbel in Paris und andern Städten Frankreichs verübte; da trat ein Umschwung der öffentlichen Meinung ein. Man sähe jetzt,

meinte Klinger, daß in der menschlichen Natur etwas Teuflisches läge. Klopstock nahm öffentlich seine früheren Sympathien in der Ode „Mein Irrtum“ zurück, und Schiller wollte eine Adresse für den bedrohten König nach Paris senden. Zugleich begannen jetzt auch die Regierungen sich den revolutionären Ideen entgegenzustellen; am Rhein wurde eine Anzahl von Beamten, welche Annäherung an diese Ideen gezeigt hatten, abgesetzt. In ähnlicher Weise gingen auch andre außerdeutsche Staaten vor. In Spanien wurden die französischen Flugblätter verboten, und viele Leute vor die Inquisition gezogen; in Neapel wurde auf die neuen Menschenrechte gefahndet, welche heimlich im Lande verbreitet worden waren; die Kaiserin von Rußland ließ Voltaires Bild aus ihrer Gemäldegalerie entfernen.

Die Emigranten.

Diese sich kundgebende Abneigung gegen die Revolution nach Kräften zu schüren, waren nun vor allem die Emigranten beflissen, die ganz Westdeutschland in Erregung versetzten. Sie suchten die Revolution als gemeingefährlich darzustellen und die Sympathien der Fürsten für sich und ihren König wachzurufen. Dabei kamen ihnen sehr die Übergriffe zu statten, welche die Revolution gegen die deutschen Fürsten im Elsaß wie gegen den Papst sich hatte zu Schulden kommen lassen. Übrigens war ihr Treiben in Koblenz und den sonstigen kleineren und größeren geistlichen Residenzen am Rhein derartig anmaßend und sittenlos, daß sich die Bevölkerung jener Gegenden nicht wundern konnte, solche Leute aus Frankreich verwiesen zu sehen.

Übergriffe gegen die deutschen Fürsten im Elsaß.

Durch die Dekrete des 4. August 1789 waren alle Herrenrechte ohne Entschädigung abgeschafft worden. Dies traf mehrere deutsche Fürsten im Elsaß, deren Rechte bei den früheren Friedensschlüssen gewährleistet worden waren. Sie machten daher der Nationalversammlung Vorstellungen, die indessen weder jene Beschlüsse aufheben, noch den Beeinträchtigten Entschädigung gewähren wollte. Die Sache wurde daher bei dem deutschen Reichstage anhängig gemacht, der im August 1791 sich dahin aussprach, daß die Rechte der benachteiligten Fürsten zu schützen wären: eine Entscheidung, welcher der deutsche Kaiser Leopold II. beipflichtete, wie es nicht minder einige Monate später Preußen that. Man schlug auf deutscher Seite die erlittenen Verluste an Steuern, Zehnten, Fronden und Patrimonialgefällen auf 100 Millionen Livres an; betroffen waren besonders die drei geistlichen Kurfürsten, Württemberg wegen der Grafschaft Mömpelgard, Zweibrücken und viele Reichsritter.

Einverleibung von Avignon.

Nicht minder bedrohlich für die alte Staatsordnung erschien die am 14. September 1791 noch von der Konstituante verfügte Annexion der päpstlichen Grafschaft Venaissin mit der Stadt Avignon an Frankreich. Seit Jahrhunderten gehörten beide dem päpstlichen Stuhle; allein eine revolutionäre Partei hatte die Obrigkeit gestürzt und die Nationalversammlung um Einverleibung in Frankreich gebeten. Es war darüber zu einem greuelvollen Bürgerkriege in Avignon gekommen; allein die Nationalversammlung hatte erklärt, daß sie auf Grund des ausgesprochenen Volkswillens die Einverleibung des Gebietes vollziehe: eine offenbare Verletzung der bestehenden völkerrechtlichen Verhältnisse.

Friedrich Wilhelm II.

Aus allen diesen Umständen glaubte man zu erkennen, daß die Bewegung, welche die Französische Revolution in Frankreich erregt hatte, auch für die Nachbaarstaaten sehr gefährlich werden könnte. Solche Gedanken stiegen namentlich in dem damaligen König von Preußen Friedrich Wilhelm II. auf, der unter der Leitung seines vertrauten Lehrers und Beraters, des berüchtigten Joh. Christoph Wöllner, gegen die ganze Freigeistigkeit des Jahrhunderts im allgemeinen, insbesondere gegen die seines königlichen Oheims Friedrich II. eine mehr gefühlsselige und mystische, als auf charakterfester Überzeugung begründete Abneigung sich zu eigen gemacht hatte. Auch er erkannte die Nichtsnutzigkeit der meisten französischen Emigranten, obwohl sie gerade

an ihm einen fürstlich freigebigen Beschützer fanden: binnen zehn Monaten spendete er ihnen, natürlich aus Staatsmitteln, fünf Millionen Livres. Aber bei dem eigenartigen Charakter dieses Monarchen, der zwischen frömmelndem Mystizismus und der Lust zu Ausschweifungen hin und her schwankend, doch nicht jeder größeren Empfindung bar war, läßt es sich verstehen, was ihm die Waffen gleichsam zu einem Kreuzzuge gegen das demokratische und gottlose Frankreich in die Hand drückte.

76. Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig.
Nach einem Kupferstiche von Schröder (1792).

Von der Zusammenkunft in Pillnitz und ihren neutralen Ergebnissen war schon die Rede; auch von dem Bündnis, das noch Leopold II. am 7. Februar 1792 mit Preußen hatte abschließen lassen. Dann erfolgte der Tod Leopolds am 1. März 1792, die Kriegserklärung Frankreichs an Österreich und die obenerwähnten kläglich verlaufenden Operationen Frankreichs in Belgien. In den Verhandlungen, die vom 19. bis 21. Juli in Mainz geführt wurden, trat Preußen dem Kriege gegen Frankreich bei, so sehr man sich französischerseits Mühe gegeben hatte, es davon abzuhalten. Als Oberbefehlshaber sollte nach preußischem Vorschlag die Leitung übernehmen Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Neffe des Helden aus dem Siebenjährigen Kriege, unter dem er auch gefochten hatte. Er galt infolgedessen für einen so ausgezeichneten Preußen tritt dem Kriege bei.

Digitized by Google

Feldherrn, daß noch im Juli 1792 die Girondisten den abenteuerlichen Plan hatten, ihn als ihren Heerführer in dem soeben vom Zaune gebrochenen Kriege gegen Österreich zu gewinnen.

Ferdinands von Braunschweig Stellung zum Feldzuge.

Trotz seines Ruhmes war er nicht die geeignete Persönlichkeit zur Führung des Kriegs. Er haßte und verachtete die Emigranten; er mißtraute ihren Angaben über die Unzufriedenheit der Majorität der französischen Bevölkerung mit den augenblicklichen Zuständen, namentlich ihren Versicherungen, daß man einem etwaigen Einmarsch der preußisch-österreichischen Truppen mit Sehnsucht entgegensähe. Er fand auch, übrigens nicht mit Unrecht, die Rüstungen Preußens und Österreichs ungenügend für einen so großen Feldzug. Sein Plan ging zunächst nur bis zu einem Vorstoß gegen die Maas; bis dahin mußte sich entschieden haben, ob, wie die Emigranten nicht müde wurden zu versichern, der bessere Teil des französischen Volkes gemeinsame Sache mit seinen „Schutzengeln und Befreiern" machen würde. Leider hatte er nicht den Mut, dem kriegslustigen König von Preußen seine Bedenken immer klar und ohne Rücksicht auf königliche Launen vorzutragen, so daß dann seine Pläne an Halbheit und Hinterhaltigkeit litten. Denn dem König lag an einem raschen Vorstoß auf Paris, wie namentlich General Bouillé ihn empfahl; so sollte dem König Luft und dem royalistisch gesinnten platten Lande Mut zu einer Erhebung gegen den Despotismus gemacht werden. Dafür aber verfügte der Herzog nicht über eine genügende Truppenzahl. Er hatte 42000 Mann Preußen; die österreichische Waffenhilfe aber blieb hinter den billigsten Erwartungen zurück, sowohl was ihre Stärke, als ihre Ausrüstung anlangte; sie zählte 36000 Mann und hätte fast das Doppelte betragen sollen.

Anfängliche Erfolge.

Nach langen Vorbereitungen entschloß sich der Herzog endlich, von Koblenz aufzubrechen. Im Augenblick, wo er die Grenze des feindlichen Landes überschritt, erließ er jenes unselige Drohmanifest, das nur darauf berechnet zu sein schien, die Energie der Jakobiner aufs äußerste zu entfachen; es hat zwar nicht den Umsturz des französischen Thrones bewirkt, aber doch die Wut der Menge gegen das Königtum in hohem Maße angestachelt. Mit methodischer Schwerfälligkeit und fast absichtlicher Langsamkeit, immer allein darauf bedacht, keine Verluste zu erleiden, führte er die Armee vorwärts. Der König hatte sich mit seinen beiden ältesten Söhnen zum Heere begeben und trieb unablässig, fast ungeduldig zu größerer Eile; aber Ferdinand ließ sich dadurch ebensowenig irre machen, wie durch den ungeheuren Troß von Emigranten, der sich, ihm zum Ärger, dem Heere angeschlossen hatte. — So ging der Marsch durch Lothringen unter großen Mühseligkeiten — der Regen hatte alle Wege aufgeweicht — in die Champagne hinein. Die Festung Longwy fiel am 26. August ohne viel Gegenwehr. Dagegen dachte Montmédy nicht an Übergabe. Der Herzog mußte den österreichischen General Clerfait zur Belagerung zurücklassen. Er selbst wandte sich gegen Verdun und beschoß es in der Nacht vom 31. August zum 1. September mit allem Nachdrucke, so daß es am 2. September kapitulierte. Der Kommandant Beaurepaire jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Die abziehende Garnison rief den Preußen ein drohendes „Auf Wiedersehen auf den Ebenen von Châlons" zu. Die Bürgerschaft zeigte eine eisige Kälte, nächtlicherweile wurde ein preußischer Offizier durch einen Einwohner meuchlings erdolcht, unterwegs hatte man mehrfach auf die Truppen aus den Häusern geschossen — das also war die von den Emigranten verheißene Sympathie der Bevölkerung. Während der Herzog jedoch den Emigranten deswegen die härtesten Dinge sagte, blieb er dem Könige gegenüber bei seinem unterwürfigen Tone, so daß seine festbegründete Meinung sich nur die Form bescheidener Mutmaßungen gestattete, also auch nicht Einwirkung auf den König gewann. Selbst aber die Lage der Dinge zu erkennen, war der letztere unfähig.

77. **Die Schlacht von Valmy am 20. September 1792. Gemälde von H. Vernet in der Galerie zu Versailles, gestochen von Aubert.**

Hier ist der Augenblick dargestellt, wo dem General Kellermann ein Pferd unter dem Leibe getötet wurde. Um ihn verschiedene Generale (darunter der Herzog von Chartres) und Generalstabsoffiziere. Die Division des Herzogs von Chartres verteidigt die Anhöhe, auf der die Windmühle steht. Die Ambulanz ist beim Hause des Müllers errichtet. Die Truppen links von der Mühle bis zum Dorfe Gislancourt sind von der Division des Generals Valence. In der Nähe der Mühle stehen mehrere Bataillone Freiwillige. Die französische Armee macht Front gegen Châlons und Paris; vor ihr sind die preußischen Batterien, hinter denen man den Meierhof von La Lune sieht und die Kolonnen der Armee des Herzogs von Braunschweig.

Valmy. Wenn es nach des Herzogs Kopfe ging, so trat man nach Kenntnisnahme der französischen Stimmung klugerweise den Rückzug an; da aber der König für den Marsch auf Paris schwärmte, so ließ der Herzog nach einem unnötig langen Aufenthalt in Verdun weiter marschieren, ohne mit seiner Neigung bei der Sache zu sein. Und doch blieb zunächst das Glück den verbündeten Waffen günstig. Am 20. September hatten die Koalitionstruppen die feindlichen Generale Dumouriez, Kellermann und Beurnonville bei Valmy an den Argonnen in einer Stellung vor sich, die bei geschickter Benutzung des Terrains den Preußen den Sieg gesichert haben würde. Ein starkes Artilleriefeuer brachte die Truppen Kellermanns in Verwirrung, die Preußen

Refrains Patriotiques.

| | | |
|---|---|---|
| *Si vous aimez la danse,* | *Dansons la carmagnole,* | *Ah! ça ira, ça ira, ça ira,* |
| *Venez, accourez tous.* | *Vive le son, vive le son,* | *Le Peuple en ce jour sans cesse répète:* |
| *Boire du Vin de France (bis)* | *Dansons la carmagnole,* | *Ah! ça ira, ça ira, ça ira,* |
| *Et danser avec nous.* | *Vive le son du canon.* | *Réjouissons nous, le bon temps viendra.* |

78. Pariser Flugblatt auf den Rückzug der Verbündeten (1792).

rückten unter klingendem Spiele vor, um — mit einem Mal Halt zu machen. Dieses Halt ermöglichte es den Franzosen, sich wieder zu ordnen, und nun blieben die beiden Parteien in ihren Stellungen, ohne vorzugehen, und beschossen sich bis nachmittags 5 Uhr in einer Kanonade, wie sie auch erfahrene Militärs sich nicht entsannen je erlebt zu haben. Dann wurde das völlig resultatlose Gefecht abgebrochen. Am nächsten Tage begann Dumouriez Unterhandlungen, die zu einem Waffenstillstand führten. Und eine Woche später, am 29. und 30. September, traten dann die Preußen den Rückzug aus der Champagne auf Verdun zu an, begleitet von Hunger und Krankheit, die beide die Reihen der Preußen lichteten. Die Bedenklichkeit des Herzogs, die allerdings in der Übermacht befindlichen Franzosen anzugreifen, ferner die Überlegung, daß man auch im Falle eines Sieges nicht stark genug sei, ihn auszunutzen, dies beides ist als die

Digitized by Google

Ursache für des Herzogs unerklärliches Betragen anzusehen. Die moralische Wirkung dieser einer Niederlage gleichkommenden Kanonade von Valmy hatte er offenbar nicht mit in Berechnung gezogen. Den Franzosen waren Mut und Selbstbewußtsein gewachsen, den Preußen in gleichem Grade gesunken. Vorbei war es mit dem alten Ruhm preußischer Unüberwindlichkeit und Tapferkeit. Darum war auch die Stimmung im Heere eine überaus gedrückte, besonders bei den Offizieren. Es war für sie ein geringer Trost, als ihnen Goethe, der die Kampagne in Frankreich mitgemacht und beschrieben hat, sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen: ihr seid dabei gewesen.“ Goethe hatte erkannt, was es bedeutete, daß das monarchische Europa vor dem revolutionären Frankreich zurückwich.

Rückzug der verbündeten Armeen.

Der weitere Rückmarsch der Verbündeten ging auf Koblenz; die Franzosen ließen sie in Ruhe ziehen, da Dumouriez der Hoffnung lebte, er könne die Preußen von dem Bündnisse mit Österreich durch einen Separatfrieden abziehen. Während er und seine Untergenerale Westermann und Kellermann von einem preußischen Bündnis und allerhand damit verknüpften politischen Neugestaltungen träumten, gingen die Preußen nur zum Schein auf die Ende September begonnenen Unterhandlungen ein, um die vereinigten Truppen mit Sicherheit durch die Argonnenpässe zu bringen. Trotzdem aber die österreichischen Regimenter sich des gleichen Vorteils erfreuten und der österreichische Geschäftsträger, Prinz Reuß, von den stattfindenden Verhandlungen aufs gewissenhafteste unterrichtet wurde, faßte die österreichische Regierung in Brüssel doch einen gänzlich unbegründeten Verdacht gegen die Vertragstreue des preußischen Königs und zog am 8. Oktober die Korps der Generale Clerfait und Hohenlohe nach Belgien zurück. Infolgedessen mußte am 13. Oktober Verdun geräumt werden, am 22. auch Longwy und bald danach befand sich kein deutscher Soldat mehr auf französischem Boden.

## Septembermorde und Ausbreitung der Revolution über den Rhein.

Die Wahlen zum Konvent.

Es ist schon darauf aufmerksam gemacht worden, wie sich seit dem 10. August das Machtverhältnis der Nationalversammlung und des Pariser Gemeinderats zu gunsten des letzteren verschob. Die Legislative hatte sich nicht getraut, in Sachen des Königtums ja oder nein zu sagen, während der Pöbel von Paris darüber schon längst im klaren war. Sie hatte dem in nächster Zeit zusammentretenden Konvent die Entscheidung überlassen; kein Wunder, daß man sie als kaum noch existierend ansah, als sie am 11. August die Urwahlen der Wahlmänner auf den 26. August, die Wahl der Abgeordneten durch die letzteren auf den 2. September ansetzte. Diesmal hatte Robespierre, natürlich mittelbar, da er nicht Mitglied der Versammlung war, alle die Beschränkungen, die die Konstituante für die Wahl eines Deputierten festgesetzt hatte, in Wegfall gebracht. Gleichzeitig ließ er bestimmen, daß die Wahlen der Abgeordneten von Paris im Jakobinerkloster unter Namensaufruf und Nennung des Kandidaten öffentlich vor sich zu gehen habe. In Übereinstimmung mit dieser Auffassung der Wahlfreiheit stand ein einfaches Verbot des Gemeinderats wider alle royalistischen Zeitungen; das war die jakobinische Auffassung der Preßfreiheit.

Mordthaten im Gefängnis von Orléans.

Unterdessen forderte Marat unablässig zur Niedermetzelung der in den Pariser Kerkern sitzenden „Verbrecher des 10. August“ auf. Denn der auf Robespierres Antrag zu deren Aburteilung errichtete Sondergerichtshof, zu dem er übrigens selbst gehörte, arbeitete der Menge zu langsam: in den ersten drei Tagen erst fünf Hinrichtungen! Man besinnt sich am 23. August auf Angeklagte, die im Gefängnis von Orléans sitzen. Der Gemeinderat fordert die Versammlung am 23. August auf, die Verräter nach Paris überführen zu lassen. Da sie sich am 25. August noch sträubt, nehmen die uns bekannten Patrioten Fournier und Lazowski die Sache in die Hand; in Begleitung

von 12—1500 Mann, angeblich sind es Nationalgarden, in Wahrheit Föderierte aus Marseille, aus Brest und Bordeaux, rücken sie aus; Pariser sind natürlich auch dabei. Eigentlich hätten diese wackeren Leute schon längst gegen den Feind marschiert sein sollen, da das Vaterland ja „in Gefahr" war. Die Nationalversammlung hatte auch demgemäß bestimmt, aber der Gemeinderat widersprochen. Folglich blieben die Marseiller noch etwa 2 Monate in Paris, um dann — nach Marseille zurückzukehren! — Zunächst also sind sie auf dem Wege nach Orléans. Die Versammlung beschließt am 26. August die Sicherung der Gefängnisse von Orléans durch eine entsprechende Truppenmacht. Das mit der Ausführung beauftragte Ministerium (Danton) entsendet zwei Kommissare, Bourdon und Dubail, um den Auftrag der Versammlung gemeinsam mit den Banden Fourniers und Lazowskis auszuführen! Kaum kann man sich eine stärkere Verhöhnung der sogenannten Volksvertretung denken. Natürlich fallen die genannten Kopfabschneider mit ihren Banden in Orléans über die Gefangenen her und morden sie, wie sie es schon zu Versailles mit einem von Orléans geschickten Trupp Verdächtiger gethan haben.

Daß man die letztere nicht fragte, als man wenigstens für Paris den Artikel der Verfassung aufhob, der nur den Aktivbürgern, also den einigermaßen arbeitenden und besitzenden Pariser, zum Eintritt in die Nationalgarde für befähigt erklärte, bedarf kaum noch der Erwähnung. Bei der Furchtsamkeit und Zurückhaltung der besitzenden Viertel kam bei einer nach den 48 Sektionen und in Kompanien organisierten neuen Nationalgarde das besitzende Element ganz in den Hintergrund. Pikenmänner und Kanoniere bildeten nunmehr die Stärke einer städtischen Revolutionsarmee, die sich wesentlich aus den volkreichen Vorstädten St. Marcel und St. Antoine rekrutierte.

Gironde und Gemeinderat.

Die Gironde sah sich angesichts so vieler Beweise, daß man sie, wenigstens in Paris, gleich Null taxierte, in einer wenig erquicklichen Situation. Republikaner waren sie doch auch und sahen sich trotz alledem an die Wand gedrückt. Ein lehrreiches Beispiel für solche, die unter Zuhilfenahme sogenannter volkstümlicher Leidenschaften mit der Republik kokettieren. Schon behauptete die Maratsche Presse von ihnen, daß sie im Solde des Braunschweigers ständen und ihre Belohnung vorweg empfangen hätten. Es kam hinzu, daß der Pariser Gemeinderat immer offener dem Kommunismus vorarbeitete. Zu gunsten des besitzlosen Pöbels war schon im Januar über die Güter der Emigranten verfügt worden. Jetzt begann man Grundrenten und Hypotheken aufzuheben; Robespierre erklärte es durch seine Mundstücke für notwendig, eine Regierung zu schaffen, „die den Armen über seine kleinen Bedürfnisse erhebt und den Reichen unter sein Übermaß herabsetzt." Das waren Dinge, die seit Mitte des Monats die Versammlung beschäftigten. Da begann die Versammlung, soweit sie girondistisch war, und das war sie der Mehrzahl nach, sich zu ermannen. Am 30. August traten unter Rolands Führung verschiedene Redner auf, die den am 10. August zusammengetretenen sogenannten Gemeinderat aller möglichen unpatriotischen Dinge anklagten, bis herab auf einen Silberdiebstahl eines der ehrenwerten Mitglieder, und von der Nationalversammlung den Beschluß errangen: der durch Usurpation entstandene Gemeinderat sei aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben. Hatte aber der Gemeinderat noch ganz vor kurzem durchgesetzt, daß Neuwahlen für die ihm seit dem 10. August verfeindete und von ihm in Anklagezustand versetzte Oberbehörde, die Departementsverwaltung, nicht stattfanden, so war es ihm ein Kleines, auch jetzt die Vorschläge der Gironde überflüssig zu machen. Danton sprach am selben Abend so überzeugend gegen den Beschluß, indem er von verdächtigen Royalisten sprach, die auch in der Versammlung noch die Mehrheit hätten, und machte dabei eine so eigentümliche Gebärde nach dem Halse, daß man sich gänzlich anders besann. Als am folgenden Morgen eine Depu-

tation der Jakobiner vor der Versammlung erschien, um im Namen der Kommune gegen den Beschluß des gestrigen Tages Einspruch zu erheben, da erinnerte sich niemand mehr seiner leichtfertigen Verleugnung patriotischer Gesinnung: man verwies den schon gefaßten Beschluß noch einmal zur Berichterstattung an eine Zwölferkommission, d. h. man ließ ihn in der Kommission begraben.

Die eidweigernden Priester.

In derselben Sitzung vom 31. August verlas der Gerichtsschreiber der Pariser Kommune, Tallien, eine von Robespierre verfaßte Adresse, in der es unter anderm hieß: „Aufständische Priester haben wir festgenommen und eurem Beschluß entsprechend einschließen lassen; in wenigen Tagen wird der Boden der Freiheit von ihnen gesäubert sein!“ Dieser Satz war, wie die Ereignisse lehrten, doppelsinnig; zunächst konnte man ihn nur im Sinne eines Beschlusses vom 23. August verstehen, nach dem eidweigernde Priester binnen 14 Tagen, mit einer geringen Wegzehrung versehen, über die Grenze abzuschieben seien. Der Girondist Cambre hatte ursprünglich ihre Deportation nach Guayana beantragt, der Girondist Brissot dagegen gesprochen, weil man die Kolonie nicht mit unverbesserlichen Priestern verderben dürfe. Daß man diese Leute gefangen setzte und, wenigstens aus der Umgebung von Paris haufenweis nach den Pariser Gefängnissen schaffte, war durchaus nicht im Sinne des Gesetzes; es war aber im Sinne der Jakobiner.

Vorbereitung zu den Septembermorden.

Die bevorstehenden Wahlen zum Nationalkonvent machten diesen, den Jakobinern, um so mehr Sorgen und Schmerzen, als sie selbst ihn mit großer Machtvollkommenheit ausgestattet hatten. Wie, wenn sich dieser feindlich und energischer zeigte, als seine beiden Vorgängerinnen? Dem mußte auf alle Fälle vorgebeugt werden, und so beschloß man in den leitenden Kreisen der Jakobiner und Cordeliers, Danton an der Spitze, durch eine unerhörte Bluthat dies Bürgertum so einzuschüchtern, daß es die Wahlen den Jakobinern überließ. Die Einleitung hierzu bildete in der Nacht vom 29./30. August eine von Danton in der Versammlung beantragte und von ihr genehmigte Haussuchung nach versteckten Waffen und Verdächtigen. Von den letzteren kamen dann noch im Laufe des 30. August manche frei; viele Bürger entflohen zur großen Befriedigung des Gemeinderats, der ihr liegendes Vermögen sofort für die Patrioten einzog. Mit den Verdächtigen aber füllte man die Gefängnisse. Der furchtbare Gedanke Marats, sich dieser „Volks- und Freiheitsfeinde“ zu entledigen, hatte bei Danton Wurzel geschlagen. Entweder sie — oder ich. Dazu begannen nun seit dem 27. August ungünstige, aber nicht gerade aufregende Nachrichten vom Kriegsschauplatze (Longwy) einzulaufen. Man benutzte sie zur weiteren Aufhetzung, denn der Beschluß, sich des von Marat gegebenen Rezeptes zu bedienen, stand, wie aktenmäßig nachgewiesen ist, schon fest, ehe man noch eine Ahnung von Longwy hatte. Danach wollte man das alte Frankreich vom neuen durch einen furchtbaren Strom Blutes trennen und zu gleicher Zeit, entsprechend dem System der Einschüchterung, für einen günstigen Ausfall der Konventswahlen „gearbeitet“ haben.

In Danton haben wir also die eigentlich treibende Kraft der ganzen Mordunternehmung zu erkennen, wenn schon nicht er, sondern Robespierre sich an das Einernten der politischen Früchte machte. Er war es, der die Versammlung, die zum mindesten eine deutliche Ahnung hatte von dem, was bevorstand, zu dem oben erwähnten Vollmachtsdekrete bestimmte. „Die Sturmglocke, die gleich ertönen wird, ist kein Zeichen der Gefahr, sondern der Angriff selbst auf die Feinde des Vaterlandes. Das Vaterland ist im Begriff sich zu retten; die Kommune ist mit einem großartigen Beispiel vorangegangen; an euch ist es, die erhabene Bewegung des Volkes zu unterstützen. Wir fordern die Todesstrafe gegen jeden, der nicht ausziehen will. Wir fordern die Todesstrafe gegen jeden, der mittelbar oder unmittelbar die Unternehmung der Regierung hindert. Nur Kühnheit, Kühnheit und immer Kühnheit — und das Vaterland ist gerettet!“ — Solcher hochtrabender Redensarten bediente sich Danton aber bewußterweise nur zu bestimmtem Zwecke. Er hat über das eigentliche Ziel der Morde einige Wochen nach dem 2. September zum Grafen Ségur geäußert: „Wir gehören zum Gesindel, wir sind aus der Pfütze hervorgegangen. Ginge es nach den gewöhnlichen menschlichen Grundsätzen, so würden wir bald wieder in der Pfütze liegen. Wir können nur herrschen, wenn wir es verstehen, den Leuten

Schrecken einzujagen.“ Und ähnlicher Gedankengang liegt einem Worte zu Grunde, das er dem jungen Herzog von Orléans, dem nachmaligen König Louis Philipp sagte: „Wir Pariser sind verdammte Kerle; man muß zwischen ihnen und den Emigranten einen Blutstrom fließen lassen.“ Daß man das gründlich besorgte, beweisen die Zahlen und die Berichte über die bis zur Unglaublichkeit fürchterlichen Einzelheiten.

Der Überwachungsausschuß.

Als leitender Mittelpunkt diente für die Vorbereitung und Leitung der Massenschlächterei der Überwachungsausschuß, dem der Gemeinderat das Recht gab, sich nach freier Wahl und nach Bedürfnis selbst zu ergänzen. So konnten Danton und Robespierre auch da thätig sein, ohne dem Anschein nach an der Spitze der Sache zu stehen. Da hielten mit ihnen gemeinsamen Rat Marat, Billaud-Varennes, Manuel, Tallien. Es ging dabei zu, wie bei den Proskriptionen am Ende der römischen Republik: man

79. **Le Patriote exclusif.**

Nach einem gleichzeitigen Stich (jetzt in der Sammlung des Barons von Vink d'Orp zu Brüssel). Dieser Stich, besonders unter den Gemäßigten verbreitet, stellte dar den Jacobin septembriseur, der in der Schreckenszeit als der einzig wahre Patriot angesehen wurde, der Patriote exclusif! Man liest auf seinem Hute: „Liberté“, auf einer Freiheitsmütze, die er als Anhängsel trägt: „Egalité“, auf der Klinge seines Dolches: „Fraternité“, auf dem Lauf seiner Pistole: „oder der Tod.“ Aus einer Tasche hängt ein Certificat de civisme (Bürgerschein), aus der andern ein Haftbefehl.

machte sich gegenseitig Konzessionen, hatte aber doch verschiedene Zwecke und Standpunkte. Robespierre wollte nur mit Priestern und Adel aufgeräumt wissen; Danton war es der Beute wegen um die Wohlhabenden zu thun; Marat meinte, wenn die andern Kerle wären, wie er, so würden mindestens 10000 Verräter niedergehauen. Robespierre hatte es schon jetzt auf Brissot und Roland abgesehen, Danton widersprach, aus Klugheitsrücksichten. Auch über die Todesart war man nicht einig. Marat wollte die Gefängnisse anzünden und die Insassen verbrennen lassen; ein andrer wollte sie ersäufen; Billaud drang mit seinem Vorschlage durch, daß er eine Anzahl Totschläger auftreiben wolle, die die Sache in die Hand nehmen sollten.

Die Schlächterei des 2. September.

Als Tag für das große Unternehmen wurde der 2. September festgesetzt. Hierbei kamen den Mordanstiftern auch noch die Umstände zu Hilfe, denn die Nachricht von der Einschließung Verduns und am nächsten Tage von dessen Übergabe drang nach

**Paris und erregte unbeschreibliche Aufregung. Danton benutzte sie, um der Nationalversammlung eine unumschränkte Vollmacht für sich zu entreißen, die er dann natürlich für seine blutigen Zwecke ausnutzen wollte. Gleichzeitig fand Servan die Gelegenheit günstig, um sich 4 Millionen Kredit für den Krieg auszubitten. Dann stürmte Danton hinaus nach dem Marsfelde, um die dorthin entbotenen Freiwilligen anzureden. Vom Stadthause aber begaben sich die Eingeweihten nach den Sektionen und riefen die schon harrenden Mordgesellen zum Werke auf. Während nachmittags gegen 3 Uhr das Blutbad begann, setzten sich Danton und seine Genossen mit ihren Damen zu einem Festmahle.**

Es war Sonntag den 2. September, nachmittags; müßiger Pöbel lungerte allenthalben in den Straßen umher; Arbeiter, Handwerker gingen spazieren. Sechs Wagen mit eidweigernden Priestern fuhren von dem Rathause nach der Abtei. Der Pöbel beschimpfte und bedrohte sie; einer der Gefangenen war unbedacht genug, mit einem Stocke nach einem Kerle zu schlagen. Sofort stürzte sich die ganze Rotte auf die Gefangenen, die eben in das Gefängnisthor einfuhren und ermordete 18 davon. Die Bande drang mit ein; zwölf traten unter Maillards Vorsitz in einem Zimmer zu einer Art Gerichtshof zusammen und ließen sich nach der Reihe alle Insassen des Gefängnisses vorführen. Erschien ihnen einer unverdächtig, so riefen sie: „Es lebe die Nation!" und man ließ ihn laufen; hieß es aber — das war das Stichwort — „Man kann ihn freilassen!" oder „Nach La Force!" (einem andern Gefängnisse), so war damit sein Todesurteil gesprochen. Auf dem Hofe stand eine Rotte Mordgesellen, mit Keulen, Piken, Säbeln bewaffnet, dazwischen städtische Beamte mit ihren dreifarbigen Schärpen; ringsherum saßen Weiber und schauten unter rohen Bemerkungen zu, wie die Mordbande über die Opfer herfiel, sie niederschlug und nicht selten mit den Leichen noch gräßliches Spiel trieb. Etwas später als in der Abtei begann das Morden in La Force. Unter den Gefangenen befand sich die Prinzessin Lamballe, die Freundin der Königin. Ein Säbelhieb über den Kopf streckte sie zu Boden: die Bande stürzte sich auf sie, zerstückelte den Leichnam, schnitt den Kopf ab und steckte ihn auf eine Pike. Ein Tumult erhob sich vor dem Temple, die Nationalgarde suchte den Pöbel abzuwehren; die Königin fragte nach der Ursache des Lärms. „Es ist der Kopf der Lamballe, den man Sie nicht sehen lassen will", antwortete man ihr; aber schon war sie durch den Anblick ohnmächtig in die Arme ihrer Schwägerin gesunken.

In einem andern Gefängnisse saß der alte Gouverneur der Invaliden Sombreuil. Er wurde nebst andern Opfern zum Tode geführt, aber seine Tochter umschlang ihn mit ihren Armen und flehte die Mörder mit so herzzerreißender Stimme um Gnade an, daß sie wirklich in der Blutarbeit inne hielten. „Trinke Aristokraten-Blut!" sagte einer, um sie auf die Probe zu stellen. Sie ergriff den Becher, trank — und ihr Vater war gerettet.

Tagelang wiederholten sich die gräßlichen Szenen in der Abtei, in La Force, im Chatelet, bei den Karmelitern, in der Salpêtrière, wo es fast ausschließlich Frauen waren, die dem Morden zum Opfer fielen, und wo neben blutdürstiger Grausamkeit noch viehische Wollust ihre Orgien feierte. Das Blut floß in den Rinnsteinen entlang. Die Vorübergehenden blieben einen Augenblick stehen, dann gingen sie weiter, als ginge die Sache sie gar nichts an. Und doch war man nicht nur in den besseren Kreisen, sondern auch vielfach in den unteren Schichten entsetzt über so vieles Furchtbare. Nirgends erhob sich eine Hand, um dem entsetzlichen Morden Einhalt zu thun. Dagegen sah man Billaud-Varennes durch Blut und über Leichen waten: „Volk, du tötest deine Feinde", rief er, „du thust deine Pflicht!" Er war es auch, der den Banditen, als sie die Taschen der Opfer umkehrten und sie ihrer Kostbarkeiten beraubten, zuredete, den schönen Tag nicht durch Diebstahl zu besudeln. Natürlich! Denn den besten Teil ließ man auf dem Stadthause zusammenbringen, wohin auch schon der Raub der Haussuchungen vom 29./30. August gebracht worden war. Der Wert dieser Dinge, goldener und silberner Gefäße, Uhren, Edelsteine, Geschmeide, Ringe, baren Geldes in Säcken, Wertpapiere, Assignaten ist zweifellos nach Millionen abzuschätzen. Niemand aber hat je über ihren Verbleib Rechnung gelegt.

Die Nationalversammlung zeigte in dieser Zeit ihre gänzliche Ohnmacht. Während dauernd Berichte einliefen über die furchtbaren Ereignisse, blieb sie mit krampfhafter Hartnäckigkeit bei ihrer Tagesordnung. Endlich spät am Abend schickte sie eine Abordnung nach der Abtei, die dort mit Hohn empfangen wurde und mit dem Bescheid zurückkehrte, sie habe nichts sehen können, weil es so dunkel gewesen wäre (!). Santerre wurde aufgefordert, die Nationalgarde aufzubieten; aber er behauptete, daß man seinen Patrouillen nicht gehorche. Endlich erschien Danton, die Mörderbanden andonnernd, und rettete noch von Gefangenen, was übrig war, darunter auch seine alten Gegner Barnave und Lameth.

**Am 3. September erließ Danton ein Rundschreiben an die Departements, worin er unter Mitteilung, daß das Volk von Paris die in den Gefängnissen aufhältlichen „wilden Verschwörer" getötet habe, die Erwartung aussprach, die Nation werde sich allenthalben beeilen, dieses so notwendige Mittel der öffentlichen Wohlfahrt anzunehmen. In der That fanden in Meaux, Reims, Lyon, Versailles ähnliche Schlächtereien statt.** Gleiche Vorgänge in der Provinz.

Das Morden dauerte in den meisten Gefängnissen bis zum Abend des 4. September, in einigen jedoch bis zum 6. und 7. fort, mit allen Greueln, die sich von einer entmenschten Mörderbande erwarten lassen. Die offizielle Ablöhnung der Mordknechte, die nicht mehr als 187 zählten, erfolgte am 4. abends; man zahlte eigentlich wenig genug, denn laut einer großen Anzahl bis 1871 noch erhaltenen Quittungen bekamen die „Arbeiter“ nur 10—24 Livres. Die Zahl der Opfer wird verschieden angegeben. Gleichzeitige Namenlisten geben 1005, 1316, 1414 Tote; sie enthalten

80. Adam Philippe, Graf von Custine.
Nach dem Gemälde von Mmlle. Baron.
(Galeries de Versailles.)

natürlich eben nur die dem Namen nach bekannten Opfer. Jedenfalls kann man annehmen, daß, die Ungenannten mitgerechnet, an 2000 diesem bestialischen Plane zum Opfer gefallen sind. Und zwar in Paris allein. Den Despotismus der Krone war das Volk losgeworden, um den bluttriefenden Despotismus des Pöbels dafür einzutauschen, wie er durch den Pariser Gemeinderat nicht besser dargestellt werden konnte. Denn daß dieser nunmehr, und wenn es ihm glückte, auch in Zukunft über den Konvent herrschen werde, das konnte nach den letzten Kraftproben nicht zweifelhaft mehr sein. Es muß daher zum Verständnis der späteren Ereignisse nochmals darauf hingewiesen werden: die Konstituante hatte, in ihrem völligen Mangel an staatsmännischer Begabung, einen Zustand der Dezentralisation geschaffen. Mit jedem Fortschritte der

jakobinischen Revolution in Paris machte die jakobinische Agitation, allen durch die Verfassung geschaffenen Behörden zum Trotz, in der Provinz die reißendsten Fortschritte, ohne nur irgendwo auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Denn eben, weil jedes nähere zentrale Organ fehlte, sah man Befehle abwartend gerade nach Paris, um entweder gar keine zu bekommen und schlimmer daran zu sein als bevor, oder um zum Schrecken aller ordnungsliebenden Bewohner, der Minorität der Jakobiner mehr oder minder gezwungen das Feld zu lassen. Auf diese Weise erzogen, haben die Departements später die ganz auf gleicher Grundlage geschaffene Departementsverwaltung Napoleons mit begeistertem Dank entgegengenommen. Man kann die letztere, wenn man alles Vorangegangene recht erwägt, als die letzte Konsequenz des Rousseauschen Systems und zugleich als dessen äußersten Widerspruch erkennen. Der gerade bei den Franzosen aufgekommene Spruch: Les extrêmes se touchent (Gegensätze berühren sich schließlich wieder) gelangte auch hier zur vollgültigen Anwendung. Am 6. meldete Pétion in der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung: „Heute übernimmt die Brüderlichkeit wieder die Herrschaft.“

81. Mainzer Nationalgardist.
Nach einem alten Stich.

In dieser Zeit unternahmen die französischen Armeen einen Vorstoß gegen den mittleren Rhein. General Custine (geb. zu Metz am 4. Februar 1740), ein früherer Graf, der sich den Ideen der Revolution ganz ergeben hatte, erschien mit einer wenig zahlreichen Armee am 30. September 1792 vor Speier, das er nach einem kurzen Straßenkampfe dem Obersten Winkelmann entriß. Wenige Tage später entsandte er, einer Aufforderung modern gesinnter Kreise in Worms entsprechend, den General Neuwinger dahin ab, der sich am 5. Oktober der Stadt bemächtigte. Klerus und Magistrat mußten wegen wirklicher oder vermeintlicher Unterstützung der Emigranten hier wie dort büßen; in Speier, wo überdies reiche Magazine im Werte von Millionen dem Sieger in die Hände fielen, mit 500 000 Livres, in Worms zahlte allein der Klerus 1 200 000, der Magistrat 300 000. Custine, der sich seiner eignen Unzulänglichkeit als Feldherr und insbesondere des jämmerlichen Zustandes seiner Truppen wohl bewußt war, hätte wohl keine weiteren Schritte gewagt, wenn nicht die allenthalben vom Rheine einlaufenden Nachrichten ihn geradezu aufgefordert hätten, diesen Strom

Eroberung von Mainz.

auch fernerhin als Wegweiser zu benutzen. In Mainz standen nur 1300 Mann Reichssoldaten (Nassauer und Fuldaer), dazu 800 Österreicher; die Festungswerke waren in schlechtem Zustand. Der Erzbischof, der am 5. Oktober von Aschaffenburg herübergekommen war, verließ die Stadt eiligst wieder noch am selben Tage, ihm folgten der hohe Adel, die Domherren, die übrige Geistlichkeit. Man dachte in der Verzweiflung an eine Volksbewaffnung und fand damit bei den Studenten — Mainz war damals noch Universitätsstadt — sofort Anklang, auch bei den Bauern des Rheingaues. Aber die Reichstruppen liefen dafür infolge eines falschen Alarms spurlos auseinander. So genügte das Erscheinen Custines, der nur 18000 Mann befehligte und keine Belagerungsgeschütze hatte, am 19. Oktober vor der Stadt, um den Kommandanten, Baron Gymnich, zu Unterhandlungen sofort bereit zu machen. Ein Oberstleutnant Eickemeyer führte sie und kam zu raschem Abschluß: die 800 Österreicher verließen unbehelligt die Stadt, mit ihnen die Behörden. Am 21. Oktober abends zogen die „Neufranken" in Mainz ein, von Gesinnungsgenossen der Revolution, wie z. B. von dem berühmten Reisenden und Schriftsteller Georg Forster, mit Freuden begrüßt. Sofort bildete sich eine „Gesellschaft der Volksfreunde", in der nach jakobinischem Muster Redeübungen über Freiheit und Gleichheit angestellt wurden. Diese Gesellschaft faßte den Beschluß, eine „rheinische Republik" zu errichten, und sandte einige Monate später eine Deputation nach Paris, um die Einverleibung dieser Republik in Frankreich zu beantragen. An der Spitze dieser Deputation standen der schon genannte Weltumsegler Georg Forster und der Maler Adam Lux; wie sehr sollten beide von ihrer Schwärmerei für die Revolution geheilt werden!

Panik am Rhein und in Süddeutschland.

Schon die Nachrichten von Speier und Worms, mehr noch von Mainz, stürzten die geistlichen Herren am Rheine herunter in völlige Angst und Kopflosigkeit. Sie und mit ihnen, was an Stiftsadel und Fürsten vorhanden waren, flüchteten den Rhein hinab oder ins Reich. Namentlich hatte man in Kur-Trier Ursache, die Armeen der Revolution zu fürchten. So eilten zunächst die Minister, dann der Kurfürst, dann sein Hofstaat, dann eine Menge wohlhabender Einwohner stromabwärts; kein Schiff durfte leer abgehen, damit man immer ein Beförderungsmittel bereit hatte. Nie war der Strom so von Fahrzeugen belebt gewesen. Der Ehrenbreitstein sollte beim Anrücken der Feinde nicht verteidigt werden. Auch in Bonn und Köln begannen die Behörden zu packen; die Fürstin von Neuwied empfahl sich der Milde Custines, aus Kassel flüchtete die landgräfliche Familie. Ja noch weiter ins Land hinein verbreitete sich der Schrecken. Daß Bamberg und Würzburg einen Angriff erwarteten, war natürlich; daß aber der Regensburger Reichstag sich jetzt schon Schiffe mietete, um den Strom hinabzufahren, sobald die Franzosen sich in Nürnberg zeigen würden, beweist mehr als andres die klägliche Stimmung namentlich in den leitenden Kreisen. — Ähnliche Dinge vollzogen sich in Oberitalien. Frankreich hatte Sardinien ebenso wie Preußen ein Bündnis angetragen, dessen Zurückweisung es mit Kriegserklärung beantwortete.

Annexion von Savoyen und Nizza.

Die einziehenden französischen Soldaten wurden von den Bewohnern Savoyens und Nizzas mit Jubel begrüßt, und auf deren Bitte alsbald die Einverleibung beider Landschaften in Frankreich vollzogen. Am 24. September 1792 überreichte der Magistrat der Stadt Chambéry dem französischen General Montesquiou die Schlüssel der Stadt und damit des Landes Savoyen. Am 29. September ergriff der General Anselme Besitz von der Grafschaft Nizza, nach dem die piemontesischen Truppen in fluchtähnlicher Eile abgezogen waren. Savoyen wurde dann zwei Monate später als 84. Departement unter dem Namen „Departement du Montblanc" der französischen Republik einverleibt, die damit aller Welt kund that, daß sie auch in diesem Punkte die Verfassung von 1791

über Bord geworfen habe. Denn da stand es ausdrücklich, daß die französische Nation auf jeden Krieg verzichte, der auf Eroberungen hinauslaufe, und daß sie niemals ihre Macht gegen die Freiheit irgend welches Volkes anwenden werde.

Sehr bald auch trat zunächst in Deutschland eine Abkühlung der Sympathien des Volkes für das revolutionäre Frankreich ein. Den ersten Anstoß dazu gaben die schweren Kontributionen, welche die französischen Generale dem von ihnen am 22. Oktober besetzten Frankfurt und mehreren andern Orten an der rechten Seite des Rheins, in der Wetterau und an der Lahn auferlegten. Das machte überall stutzig; und als dann Frankreich ein vielverheißendes Manifest ergehen ließ, durch welches es allen Völkern, die ihre Freiheit erringen wollten, seinen Beistand dazu anbot, wurde diese Verheißung keineswegs allenthalben mehr mit rücksichtslosem Zutrauen aufgenommen. Die Frankfurter, die anfangs 2 Millionen Gulden hatten zahlen sollen — sie handelten aber dann die Hälfte herunter — segneten sich, als am 2. Dezember des Jahres der preußische Major von Rüchel mit Truppen des Landgrafen von Hessen-Kassel ohne große Mühe die Stadt wiedergenommen hatte. Custines Proklamation an diese Truppen und an das Volk der Hessen hatte gerade den entgegengesetzten Erfolg. Abnahme der französischen Sympathien.

## Der Nationalkonvent (1792—95).

### Die Parteien des Konvents. Abschaffung des Königtums.

Die konstituierende Versammlung war auseinandergegangen, nachdem sie ein zwar unvollkommenes, vielfach verfehltes, aber doch immerhin bedeutendes, folgenreiches Werk, die Verfassung Frankreichs, vollendet hatte: die gesetzgebende Versammlung ging auseinander, von niemand betrauert; sie hatte alles vielmehr dazu gethan, die Verfassung zu zerstören, statt sie auszubauen und durchzuführen; vor allem den Tragstein des Bogens, das Königtum, hatte sie aus der Verfassung, wenn auch nicht herausgebrochen, so doch so gelockert, daß er nur eines geringen Anstoßes noch bedurfte, um herabzufallen. Diesen zu geben hatte sie dem Nationalkonvente überlassen.

Sofort hatten die Jakobinerpartei und die Cordeliers die gesetzlichen Vorbereitungen für den Wahlkampf zu treffen begonnen. Aufgehoben wurde der Unterschied zwischen Aktiv- und Passivbürgern, aufgehoben jeder Zensus für Urwähler und Wahlmann, aufgehoben die Altersgrenze von 25 Jahren und auf 21 herabgemindert. Die Zahl der Wähler stieg damit vielfach auf das Doppelte, natürlich zu gunsten der Unreifen und Besitzlosen. Aber das war nur die Vorbereitung. Geradezu gewaltthätig waren die Bestimmungen für die Konventswahlen in Paris, wonach die Abstimmung öffentlich, nicht geheim, wie durch das Gesetz vorgeschrieben, erfolgen mußte und zwar im Lokal des Jakobinerklubs. Man bedenke, daß diese Wahlen zur selben Zeit begannen, als die Septembermorde ihren Anfang nahmen, daß man auch noch den Grundsatz aufstellte, alle Wahlen müßten einer besonderen Begutachtung auf ihren Patriotismus unterzogen werden, obgleich das souveräne Volk jetzt ohne Vermittelung von Wahlmännern seine Kandidaten wählen durfte. Das neue Ministerium schickte ferner auf Dantons Veranlassung Kommissare in die Provinz, die keine Mittel zur Wahlbeeinflussung scheuen sollten. Mußte man danach nicht eine durchweg „patriotische" Versammlung erhalten? Allein gerade jene greuelvollen Ereignisse des Septembers hatten zu einer Ernüchterung der Geister geführt. Zwar in den größeren Städten, wie Lyon, Orléans u. s. w., wo der hungerige und unbändige Pöbel überwog, hatten diese Kommissare anfänglich Erfolg. Aber sonst begegneten sie vielfach hartnäckigstem Widerstand, wurden sogar gefangen genommen und mit dem Tode bedroht. Die Wahlen fielen entsprechend aus, trotz aller jakobinischen Wühlerei Die Wahlen zum Konvent.

und Hetzerei eine, wenn auch republikanisch gesinnte, so doch im ganzen gemäßigte Majorität; freilich hielt sie sich nicht in der Mehrzahl zur Gironde, sondern suchte unabhängig zu bleiben, während die Jakobiner geschlossen stimmten. Die Septembermorde hatten also nur für Paris gewirkt, auf dem Lande draußen und in den kleinen Städten dachte man entschieden noch sehr „verräterisch". — Im ganzen zählte die Versammlung 749 Mitglieder; 745 hatte die Verfassung von 1791 bestimmt; die vier überschießenden stammten aus den danach annektierten Landstrichen Avignon und Venaissin. 75 Mitglieder der ersten Nationalversammlung, 174 der zweiten hatten in ihr ihre Plätze gefunden.

Eröffnung des Konvents. Zu derselben Stunde, wo bei Valmy die Kanonen donnerten — am 20. September — trat in Paris in einem Saale der Tuilerien der Konvent zusammen. Allein seine Mitglieder waren nicht in beschlußfähiger Anzahl erschienen, daher konnte er sich nur

82. Siegel der französischen Republik (1792—1804).

vorläufig konstituieren, wozu das erste die Wahl eines Präsidenten war. Die Stimmen fielen fast einhellig auf Pétion; unter den gewählten Sekretären waren Vergniaud, Brissot und Condorcet: man erkennt den überwiegenden Einfluß der Girondisten.

Am folgenden Tage schloß die gesetzgebende Versammlung ihre Sitzungen; nun siedelte der Konvent in deren Sitzungssaal in der Reitbahn über, um jedoch am 10. Mai 1793 wieder seine Sitzungen nach den Tuilerien zu verlegen. Er verblieb dort bis zu seinem Ende, und man nannte von nun an den alten Königssitz das Palais National. Sein Nachfolger im Schlosse war der „Rat der Alten" aus der Zeit des Direktoriums; der „Rat der Fünfhundert" dagegen kehrte wiederum vom 31. Oktober 1795 bis 20. Januar 1798 in die Manège zurück.

Zusammensetzung des Konvents. Die Pariser Deputierten nahmen fast sämtlich die erhöhten Sitze des Berges ein; sie bildeten den Kern der radikal jakobinischen Partei, welche diejenigen 113 Abgeordneten umfaßte, die an den Sitzungen des Jakobinerklubs teilzunehmen pflegten. Nicht durch Stimmenzahl, aber durch Entschlossenheit und festen Zusammenhalt untereinander war diese Partei stark. Robespierre und Danton galten für die Führer; ihnen zunächst verbunden waren Marat, Billaud-Varennes, Collot d'Herbois Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, der Dichter,

Digitized by Google

Legendre, der Vorstadtfleischer, David, der Maler, Fréron und der jüngere Robespierre (Augustin-Bon-Joseph R. geb. 1764), der dem vollkommenen Dunkel, in dem er zu Arras gelebt hatte, durch den ausdrücklichen Wunsch seines berühmten Bruders entrissen worden war. Zu den vorgenannten zählten ferner Couthon, Tallien, St. Just, Clootz, der Postmeister Drouet u. a. Auch Carnot hielt sich im allgemeinen zum Berge, ebenso wie die damals noch unbekannten Deputierten Fouché, Carrier, Lebas. Die Macht des Berges beruhte ganz auf seiner Herrschaft über Paris: er beherrschte die Tribünen, die Nationalgarde durch Santerre, den Gemeinderat durch Hébert, der Dantons Nachfolger als Syndikatsvertreter geworden war, der Herausgeber des „Vater Duchesne", der an blutgieriger Wildheit Marats „Volksfreund" wenig nachgab.

Charakteristisch waren für die Pariser Zustände namentlich die Wahlen Marats und des Herzogs Philipp von Orléans, oder wie er sich jetzt nannte, des Bürgers Philipp Egalité. Marats, dessen Wahl am 7. September zur Sprache kam, schämten sich eigentlich die Demokraten selbst. Sie hatten Grund dazu. Ein gewisser Voidel erörterte sein Sündenregister: „Wollt ihr einen Patrioten, der eine ihm geschuldete Summe in Assignaten zurückgewiesen und

83. Jacques René Hébert.

Nach dem Leben gezeichnet von Gabriel, gestochen von Perrot.

bares Geld begehrt hat — einen Ehrenmann, der, von einem Gläubiger gemahnt, seinen Freund Legendre eiligst ersucht, eine bei ihm niedergelegte Geldsumme zu seinen gunsten zu unterschlagen — einen Unbescholtenen, der zwei Jahre lang von dem Bürger Maquet und dessen Frau in einer Kellerwohnung verborgen gehalten wurde und dann durch eine sogenannte Kommission den Bürger Maquet entfernt und sich dann die Frau und das Mobiliar des Mannes angeeignet hat?" Trotz weiteren Widerspruchs der Girondisten entschied das Wort Robespierres: man brauche jetzt statt der Philosophen und Büchermacher mutige Kämpfer im Konvent. — Orléans aber erreichte seine Wahl dadurch, daß er diesem selben Marat eine Sammlung seiner Schmähschriften, die der Minister Roland für 15000 Livres zu kaufen sich geweigert hatte — man bedenke dabei die Unverschämtheit Marats, der ja eben Roland zum steten Angriffsobjekte sich erkor — für dieselbe Summe kaufte. Dadurch gewann er die Unterstützung dieses Ehrenmannes und kam gerade mit einer Stimme Majorität in den Konvent.

Die rechte Seite nahmen jetzt die Girondisten, die man auch die Gemäßigten nannte, ein, unter ihren alten Häuptern Vergniaud, Guadet, Gensonné, Brissot, dem scharfsinnigen Condorcet, einem früheren Marquis, Isnard, Barbaroux, dem feurigen Buzot und vor allem dem vielgefeierten Pétion, der seit den Augusttagen wieder eine kleine Schwenkung nach rechts gemacht hatte. Ihre Stärke lag in der Provinz; zu ihren Gesinnungsgenossen gehörten fast sämtliche Minister und mehrere der hervorragendsten Generale, wie Dumouriez.

Freilich zu einer konservativen Haltung wurde sie stets durch die Umstände, selten durch eigne Überzeugung und Grundsätze gedrängt; diese machte sich meistens nur bemerklich, wenn es sich um die eigne Existenz der Partei handelte. Sonst haben sie mit den Angehörigen des Berges um die Wette an der Auflösung des Bestehenden gearbeitet. So beantragte Condorcet Ehescheidung durch einfache Erklärung der Ehegatten. Die Gironde ist durch die Halbheit ihrer Politik die Urheberin geworden des Revolutionstribunals, des Wohlfahrtsausschusses, der Dekrete, daß Aristokraten und Feinde der Revolution außerhalb des Gesetzes zu stellen seien, daß in jeder Gemeinde die Reichen besonders besteuert werden müssen, daß man eine Zwangsanleihe von einer Milliarde bei den Reichen zu erheben habe; von ihr aus geht die Anregung zum Sturze des Königtums und zum Prozesse des Königs.

Zwischen diesen beiden großen Parteien hatten die Unentschiedenen ihre Plätze, mehr als ein Drittel von allen 749 Abgeordneten umfassend; man nannte sie die Ebene oder auch den Sumpf. Allmählich indessen schlossen viele von ihnen sich den großen Parteien an, zumal den Girondisten; zum Berge jedoch traten, teilweise erst später, über Grégoire, Barère, Barras, Rewbell, Cambon u. a. — Endlich gab es noch eine Anzahl von Deputierten, welche gar keine bestimmten Plätze hatten, sondern meist neben der Rednerbühne standen. Diese wagten es nicht, offen Partei zu ergreifen; sie nahmen nicht an den Debatten thätigen Anteil und verließen den Saal vor jeder Abstimmung. Man belegte sie verächtlich mit dem Namen „Kröten des Sumpfes". — Stumm in der Mitte des Saales saß Sieyès, eine Partei für sich; er sprach fast nie, stimmte aber meist mit den Girondisten. Fast schien es, als ob es die Sorge, von diesen überstrahlt zu werden, wäre, die ihn von einem offenen Anschluß an ihre Partei zurückhielt.

*Abschaffung des Königtums.*

Gleich in der ersten Sitzung häuften sich die Anträge mannigfacher Art. Der wichtigste war der, das Königtum unverzüglich abzuschaffen. „Die Könige", so läßt sich der damals noch girondistische Bischof Grégoire am 21. September 1792 vernehmen, „sind in der sittlichen Welt, was die Ungeheuer in der natürlichen. Die Höfe sind die Werkstätten der Verbrechen und die Höhlen der Tyrannen. Die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker." Ein andrer Girondist, Ducos, sprach sich in gleichem Sinne aus, nur bedürfe man nicht der von Grégoire empfohlenen gesetzlichen Weitschweifigkeiten. Die Erwägungsgründe lägen in der allgemein bekannten Geschichte der Verbrechen Ludwigs XVI. Tiefes Stillschweigen herrschte darauf; niemand ergriff das Wort. Auf diese einmütige Willensäußerung der Versammlung hin erklärte nun der Präsident: „Der Nationalkonvent beschließt, daß das Königtum in Frankreich abgeschafft ist." Jetzt erhob sich lauter Beifall: Frankreich war als Republik proklamiert. — Folgenden Tags beantragte nun Billaud-Varennes, hiervon eine neue Zeitrechnung zu datieren; es wurde beschlossen, und das Jahr I der Republik mit diesem Tage (22. September 1792) begonnen.

*Erste Reibungen zwischen Berg und Gironde.*

Dies war das erste und für längere Zeit zugleich das letzte Mal, daß die Parteien einträchtig zusammenstanden: der Kampf zwischen ihnen war unvermeidlich; der Preis des Sieges war die Herrschaft über Frankreich. Die Frage war, ob der Berg das Übergewicht, welches er während der letzten Monate gehabt hatte, auch ferner zu behaupten im stande sein würde, oder ob die Macht, welche die Girondisten durch die Neuwahlen erhalten hatten, und ihre parlamentarische Geschicklichkeit dazu ausreichen würden, den Berg zu besiegen. Es war im Grunde ein Kampf zwischen Paris und Frankreich, auf den es hinauskam. Die Girondisten, durch den Ausfall der Wahlen ermutigt, waren entschlossen, ihn sobald wie möglich aufzunehmen. Das Zeichen zum Kampf gaben die Minister Roland und Cambon durch ihre Berichte vom 23. September, indem der eine strenge Maßregeln gegen die immer mehr um sich greifende Anarchie, der andre Hilfe gegen die Finanznot verlangte. Kersaint und Buzot gingen daraufhin am 24. September gegen die Patrioten des Stadthauses vor: nachdem jener in mutigen Worten das Schafott für die verlangt hatte, welche Mordthaten begingen, beantragte dieser, sechs Kommissare zu ernennen, die über den Zustand des Reiches und der Stadt Bericht erstatten, zweitens gegen die Anstifter von Mordthaten ein Gesetz vorlegen und drittens über die Aushebung eines Konventsheeres aus den zunächst noch 83 Departements Vorschläge machen sollten. Seine Anträge wurden

mit erdrückender Majorität angenommen. Sofort platzten die Geister auf einander. Merlin aus Diedenhofen wies darauf hin, daß man in der Bergpartei mit dem Gedanken einer Diktatur oder eines Triumvirats sich trüge, in gleichem Sinne äußerte sich Barbaroux, indem er auf die Partei Robespierre hinwies. Ja, der junge Marseiller Rebequi, Barbaroux' Freund, war kühn genug, Robespierre selbst zu bezichtigen: man wüßte, was man von Robespierre und Danton nebst ihrem wütenden Litteraten Marat zu erwarten hätte, seit jene beiden am 21. September, Robespierre durch seinen Freund Couthon, Danton persönlich, erklärt hätten, notwendig seien eidliche Anerkennung der Volkssouveränität, um die Gemüter über die umlaufenden Gerüchte von Diktatur, Triumvirat und Gewaltherrschaft zu beruhigen, und eidliche Heiligsprechung des Eigentums jeder Art, um den Gerüchten zu begegnen, als beabsichtige eine Partei des Konvents Umsturz der Freiheit. Sogleich erhob sich Danton, freilich um mehr für Marat als für Robespierre einzutreten. Robespierre antwortete für sich selbst voll Galle und Stolz, mit dünkelhafter Redseligkeit seine Verdienste aufzählend, die er gegen Aristokraten wie gegen jene falschen Patrioten, denen die Freiheit nur Maske wäre, um das Vaterland sich erworben. Aber Barbaroux wies ihn mit kühnen, bündigen Worten zurück.

Anklagen wider Marat

Lebhaft verlangte auch Marat das Wort, um sich zu rechtfertigen. Pöbelhaft von Gesinnung, war er auch Sansculotte in seiner persönlichen Erscheinung; Anstand und Sauberkeit waren ihm als aristokratisch verhaßt. Er war klein von Gestalt und etwas schief; die Züge seines gelblich-schmutzigen Gesichts waren von abschreckender Bosheit und Gemeinheit, die Lippen eingekniffen, die Nase gebogen, aber nach der Spitze zu eingedrückt, der Blick giftig stechend.

Endlich erhielt er das Wort, um sich zu verteidigen. Die Pöbelhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung, als er auf die Rednerbühne zuschritt, entlockte mehreren Deputierten laute Ausrufe des Unwillens. Er stieg die Stufen hinauf, legte die Kappe, die er trug, auf die Tribüne und musterte die Versammlung mit einem halb höhnischen, halb verächtlichen Lächeln; dann erhob er seine kläffende Stimme: „Ich habe viele persönliche Feinde in dieser Versammlung!" „Alle! Alle!" tönte es ihm von allen Seiten entgegen. Unbeirrt, mit der gleichen Frechheit begann er noch einmal: „Ich habe in dieser Versammlung viele persönliche Feinde; sie mögen sich das wütende Geschrei gegen einen Mann ersparen, welcher der Freiheit und ihnen selbst mehr gedient hat, als sie sich einbilden." Dann erklärte er, daß er der erste und einzige gewesen wäre, der an einen Diktator gedacht habe; da man nicht auf ihn gehört habe, so hätten schon 10000 Köpfe fallen müssen, und weiteren 100000 stehe das gleiche Schicksal bevor. „Meine Idee", fuhr er fort, „bezweckte nur das öffentliche Glück; konntet ihr euch nicht zu der Höhe erheben, mich zu verstehen, um so schlimmer für euch!" —

Man lachte ihn aus, während einige Stimmen drohend riefen: „Nach der Abtei mit ihm! Vor die Schranken!" Marat fuhr fort: „Wenn ich mich hätte entschließen wollen zu schweigen, man hätte meinen Beutel mit Gold angefüllt. Ich bin arm; ohne Unterlaß verfolgt, habe ich in unterirdischen Gewölben mich versteckt halten müssen; ja, ich predigte die Wahrheit, das Haupt auf dem Block."

**Vergniaud** antwortete ihm. Indem er bedauerte, nach einem Menschen reden zu müssen, der alles mit Verleumdung, Galle und Blut besudele, verlas er ein Rundschreiben des Sicherheitsausschusses vom 2. September, in dem er mit mehreren andern Girondisten von Robespierre zum Tode durch Mörderhand verurteilt wurde, und einen abscheulichen Brandartikel Marats. Sofort erhebt sich wieder der Ruf: „Fort mit ihm zur Abtei! Zur Abtei mit ihm!" Marat zieht eine Pistole aus der Tasche, hält sie sich gegen den Kopf und droht sich auf der Stelle zu erschießen, wenn man eine Anklage gegen ihn erhöbe. Da wird es ruhig; lächelnd steckt er das Pistol wieder ein mit den Worten: „Ich werde unter euch bleiben, um eurer Wut zu trotzen!" — Endlich läßt die Versammlung doch die Sache fallen und geht auf Talliens Antrag zur Tagesordnung über. Die Anklage verlief im Sande; aber der Widerwille gegen Marat blieb.

Zum zweitenmal erhob einige Wochen später der Girondist Louvet Anklage gegen Robespierre und Marat; allein Barère redete zum Frieden, warnte vor Übertreibungen — die Menge der Unentschiedenen gab diesmal den Ausschlag: man ging zur Tagesordnung über. So reizten die Girondisten nur die Gewalthaber, ohne doch etwas Ernstliches gegen sie durchzusetzen. Das hieß nicht bloß deren Rache herausfordern, sondern auch den eignen Mangel an Energie in bedenklichster Weise offenbaren.

Dumouriez in Paris.

Noch aber war es für den Berg nicht an der Zeit, zum Gegenschlage gegen die Girondisten auszuholen. Andres nahm noch seine Sorge in Anspruch. Dumouriez kam im Oktober unerwartet nach Paris. Es lag ihm daran, sich mit seinen früheren Parteigenossen über die Fortführung des Feldzuges zu verständigen. Mit äußerstem Mißtrauen betrachtete der Berg die Ehrenbezeigungen, welche dem General zu teil wurden, als er im Konvent erschien; gleichwohl wurde er am Abend auch im Jakobinerklub mit zahlreichen Beifallszeichen bewillkommnet. Allein Marat rief zum Mißtrauen gegen diesen „Aristokraten mit schlechten Sitten" auf, drang in eine Abendgesellschaft, in der sich Dumouriez gerade befand, und versuchte ihn zur Rede zu stellen. Der General sah ihn erstaunt an: „Ah, Ihr seid es, den man Marat nennt?" sagte er, musterte ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen und drehte ihm den Rücken zu, ohne ihn weiter eines Wortes zu würdigen. Mit lauten Schimpfworten zog Marat ab; jetzt war es ihm außer Zweifel, daß, wie im Sommer Lafayette mit den Feuillants, so jetzt Dumouriez mit den Girondisten es auf den Umsturz der Jakobinerherrschaft abgesehen habe.

Schlacht von Jemappes (6. Nov. 1792).

Indessen Dumouriez, zufrieden, im Salon der Frau Roland sich mit den girondistischen Ministern verständigt zu haben, kehrte zu seiner Armee zurück und rückte an deren Spitze in die österreichischen Niederlande ein. Der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der den soeben aus der Champagne zurückkehrenden Clerfait an sich gezogen, hatte sich auf den Höhen von Mons mit etwa 26000 Mann verschanzt; steile Abhänge, Verhaue und eine starke Artillerie deckten seine Stellung. Allein mit großer Kühnheit erstürmte Dumouriez das Dorf Cuesmes, das General Beurnonville mit seinem Fußvolke, worunter die Pariser Freiwilligen, schon erfolgreich angegriffen hatte, und faßte dadurch die Österreicher in der linken Flanke, während gleichzeitig der Herzog von Chartres, Orléans' Sohn, augenblicklich General Egalité genannt, das Zentrum der Feinde bei Jemappes zum Wanken brachte, nachdem er durch feurige Ansprache die schon in Unordnung geratenen Truppen des Generals Drouet gesammelt und zum Angriff formiert hatte. Der linke Flügel der Franzosen bemächtigte sich unterdessen teils durch Umgehung der rechten Flanke der Österreicher, teils durch geraden Ansturm des Dorfes Jemappes selbst. Dieser Sieg, am 6. November 1792 errungen, erfüllte Europa mit Staunen; es war der erste wirkliche Sieg, den die Revolutionstruppen gegen ein Heer des alten Europa erfochten; ungeübte und unerfahrene Milizen, denen die Marseillaise Mut und Standhaftigkeit einhauchte, hatten eine für uneinnehmbar geltende befestigte Stellung im Sturme genommen. Den Franzosen öffnete der Sieg Belgien: am 14. November zogen sie in Brüssel ein. Freiheitsbäume wurden unter dem Jubel der Bevölkerung aufgerichtet, Jakobinerklubs in allen größeren Städten eingerichtet und die Franzosen in jeder Weise gefeiert: kamen sie doch als die Befreier von der verhaßten österreichischen Herrschaft, welche die Belgier selbst erst vor wenigen Jahren vergeblich abzuschütteln versucht hatten. Allein bald darauf trat infolge der Räubereien und Erpressungen der französischen Kriegskommissare auch hier Ernüchterung ein.

### Der Prozeß des Königs.

Die Ermordung des Königs war, wie wir wissen, schon auf dem Programm des 20. Juni und des 10. August gewesen. Obschon nun das Königtum selbst abgeschafft war: auch die Person des abgesetzten Königs stand den Jakobinern im Wege; durch seine Beseitigung wollten sie jede Möglichkeit einer Verständigung mit den fremden Mächten vernichten, durch welche die gemäßigteren Parteien im Lande wie im Konvent Stärkung gewonnen haben würden. Es war aber die Gironde, von der die Anregung ausging, dem Könige den Prozeß zu machen. Sie wollte dadurch natürlich wieder

84. Antoine Saint-Just. (Zu S. 234.)
Nach dem Gemälde von Jacques Louis David.

(Zu S. 234.)

einmal die Trefflichkeit ihrer republikanischen Gesinnung beweisen. Der Abgeordnete Valazé erstattete am 6. November 1792 in der bei den Jakobinern beliebten Weise Bericht über die Verbrechen des vormaligen Königs, und am nächsten Tage erörterte der Abgeordnete Mailhe die Frage, ob der König eben wegen dieser Verbrechen gerichtet werden könne.

Die Rechtsfrage.

Was man aber Ludwig auch schuld geben mochte — seine einzige wirkliche Schuld war seine Schwäche: rechtlich war er gar nicht anzugreifen. Die Amnestie vom Jahre 1791 verbot weiter zurückzugreifen. Die Verfassung aber bestimmte, falls er seitdem Ungesetzlichkeiten begangen hatte, daß die Minister verantwortlich, der König aber unverletzlich sein solle; und selbst für den äußersten Fall, daß der König ein feindliches Heer gegen sein eignes Land führe, setzte die Verfassung nur fest, daß er dadurch von selbst des Thrones verlustig gehen solle: dessen aber war er jetzt schon beraubt. Sollte jemand aber auf den Gedanken kommen, daß Ludwig nicht mehr König sei, so war er eben als Bürger vor einen zuständigen Gerichtshof zu stellen



Digitized by Google

und als solcher doch nur verantwortlich für Handlungen, die er nach seiner Absetzung begangen hatte. Diese ganze Zeit aber hatte er im Kerker zugebracht.

St. Justs Anschauung.

Erst am 13. November wagte es der Abgeordnete Morisson in diesem Sinne, wenn auch in sehr schüchterner Form, seinen beiden Vorrednern vom 6. und 7. November zu antworten. Schon aber hatten die Jakobiner einen Mann in Bereitschaft, der aus dem besprochenen Dilemma herauszuhelfen wußte, indem er die Frage auf ein ganz andres Gebiet spielte. St. Just, ein 23jähriger Jüngling (geb. 25. August 1769 in dem Städtchen Decize, Nivernais), ebenso talentvoll wie fanatisch, sah darin überhaupt keine Rechts-, sondern eine Kriegsfrage: der König sei als Feind zu bekämpfen. Die Formen des Verfahrens seien nicht dem bürgerlichen Rechte, sondern dem Völkerrechte (!) zu entnehmen. Später werde man sich wundern, daß das französische Volk des 18. Jahrhunderts weniger fortgeschritten gewesen sei als das Zeitalter Cäsars. Einem Könige müsse der Prozeß gemacht werden nicht wegen der Verbrechen seiner Verwaltung, sondern wegen des Frevels, daß er überhaupt König gewesen wäre. Jeder König sei Rebell und Usurpator; jeder Bürger habe auf ihn das Recht des Brutus auf Cäsar. — Solche Anschauungen ersparten allerdings jedes Kopfzerbrechen über die Rechtsfrage. Hierin unterschied sich ganz deutlich und charakteristisch die Gironde vom Berge. Dieser sagte einfach durch den Mund St. Justs: „Schlagen wir den Mann tot!“ Jene wollte einen Prozeß, um dadurch ihre republikanische Tugend vor der Mitwelt und ihren Gerechtigkeitssinn vor der Nachwelt ins beste Licht zu setzen. Wenn der König dabei vielleicht besser wegkam, als wahrscheinlich war, so hatten sie auch dagegen nichts einzuwenden. Nur einzelne Mitglieder, wie Morisson, Fauchet, Lanjuinais bewiesen von Anfang an eine redlichere Anschauung. Trotz der Septemberereignisse schien die Gironde blind gegen die eigentliche Triebfeder der terroristischen Partei: Herrschaft über die Massen durch Beförderung kommunistischer Pläne, durch den Weckruf an die niedersten Leidenschaften. Jede soziale Not konnte in diesem Sinne ausgebeutet werden. Und so geschah es hier.

Einwirkung der wirtschaftlichen Notlage.

Der Sommer 1792 hatte eine gute Ernte gebracht, schlechtes Wetter hatte jedoch das Einbringen des Kornes und der Mangel an Arbeitskräften dessen Ausdreschen verzögert. Vor allem wagten sich die Bauern und Pächter aus Furcht vor Plünderung nicht mit ihrem Korn auf die Märkte. Das stetige Sinken der Assignaten erhöhte fort und fort die Preise. Kein Wunder, denn es waren davon nunmehr schon 2700 Millionen im Umlauf, und bares Geld wurde um so seltener, je mehr Frankreich durch die daniederliegende Industrie vom Auslande abhängig wurde. Die Gemeindeverwaltung strebte bei ihren Haussuchungen vor allem danach, das bare Geld und die Kostbarkeiten an sich zu bringen, wie es zur Lawschen Schwindelzeit Gebrauch gewesen war, und die Nationalversammlung verbot am 5. September 1792 die Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen, am 16. September die Ausfuhr von Gold- und Silbergeräten. Die Finanznot drängte zu äußersten Schritten; man schlug vor, der katholischen Geistlichkeit ihre Gehalte zu streichen, damit man dem Staate 70 Millionen jährlich erspare; wer einen Geistlichen wolle, könne sich ja einen aus seiner Tasche halten, meinte Cambon am 13. November. Damit machte man sich natürlich auch den konstitutionellen Klerus zum Feinde. Man hört von da an auch von konstitutionellen Priestern als Führern der Aufständischen, wie solches unter anderm am 28. November von Chartres gemeldet wurde. In allen diesen Übelständen sahen die Patrioten arglistige Veranstaltungen der Aristokraten, um durch Hunger und Gewissensdruck das Volk zu bändigen. Robespierre machte im Konvent am genannten Tage eine royalistische Verschwörung daraus; man müsse den Mittelpunkt aller Verschwörer, den König, vernichten, dann würde das Korn schon zu Markte kommen und billiger werden. Als man noch zu zaudern schien,

ließen am 2. Dezember die Sektionen der Stadt Paris im Namen ihres „schrecklichen und tyrannenbesiegenden Teiles der souveränen Nation“ die sofortige Aburteilung Ludwigs begehren. Das Verständnis der souveränen Nation, wenigstens von Paris, war dadurch vorbereitet, daß man an jenem 28. November Zettel vor den Thüren des Konvents unter die Masse verteilt hatte: wenn man Brot haben wolle, müsse man Ludwig und die „Österreicherin“ köpfen! Solche Thatsachen legen es immer wieder klar, daß eine geschäftige Minorität über eine furchtsame Majorität, die nur froh ist, wenn es ihr selbst nicht an den Kragen geht, den vollkommenen Sieg davontragen muß.

**Beschluß des Konvents über den Prozeß.**

Das Ergebnis dieser hitzigen und unerquicklichen Debatten war der Beschluß vom 2. Dezember: „Der Nationalkonvent erklärt, daß Ludwig XVI. durch ihn gerichtet werden soll“, und zwar wurde festgesetzt, daß der Konvent in jeder Sitzung die Stunden von 11 Uhr morgens bis 6 Uhr abends auf den Prozeß des Königs verwenden wolle. Dieser Beschluß über die Form des Verfahrens erfolgte nach zwei Tagen und enthielt Dinge, die sich heute kein gemeiner Verbrecher gefallen lassen würde. Eine Kommission von 21 Mitgliedern wird die Anklage bis zum 10. Dezember ausarbeiten; am selben Tage werden die Anklagepunkte im Konvent zur Diskussion gestellt; auf Grund dieser Diskussion hat am 11. Dezember früh 8 Uhr dieselbe Kommission die von ihr verfaßten Fragen ihrer Reihenfolge nach dem Konvente vorzulegen. Nach deren Genehmigung — und nun bemerke man wohl, daß der gefangene König bis dahin noch keinen Laut von einer offiziellen Mitteilung gehört hat — wird man den Bürger Louis Capet vor die Schranken der Versammlung fordern, damit er die Anklage höre und sofort auf alle Fragen, die der Präsident im Sinne des festgestellten Protokolls an ihn richten werde, antworte. Dann werden ihm auch mitgeteilt werden — annoch weiß er von solcher Güte nichts und bittet auch infolgedessen später darum wie um eine Gnade — Abschriften der Fragen und — der Anklageschrift, da nach zwei Tagen schon die endgültige Vernehmung stattzufinden hat.

**Die Behandlung des Königs im Temple.**

Wir wissen aus den Tagebüchern der überlebenden Prinzessin Marie Therese und des treuen Kammerdieners des Königs, Cléry, welche Qualen seelischer Art die gefangene Königsfamilie zu erdulden hatte. Je inniger, besonders unter dem Drucke der furchtbaren Ereignisse, sich das Familienleben in den Tuilerien gestaltet hatte, um so mehr suchten im Temple Leute, die derartigen Glückes nie teilhaftig geworden waren, die Behauptung zu nichte zu machen, daß man auch im Gefängnis, als gestürzter und hoffnungsloser Mensch, eine anständige Gesinnung bewahrheiten könne. Nach außen war es eine Spezialität des Gemeinderats, Ludwig von allen Dingen abzusperren, die in der Öffentlichkeit vorgingen. In diesem Vorgehen unterstützte ihn aber auch der Konvent, der es, wie schon erzählt, mit seinen Begriffen von Recht und Anstand für vereinbar hielt, dem Könige den Beschluß seiner Vernehmung vorzuenthalten. Jedermann hielt den König, und das mit Recht, für unbeholfen und ungeschickt im mündlichen Ausdruck; um so sicherer war der Erfolg, wenn man ihn unvorbereitet überrumpeln konnte. Die Hellhörigkeit des treuen Cléry und seiner Frau vereitelte dies edle Unternehmen, wennschon es ihnen, da sie selbst mit gefangen saßen, nur gelang, am Abend des 6. Dezember zu ermitteln — es war ein Donnerstag — daß am nächsten Dienstag, 11. Dezember, der König zu irgendwelcher Befragung vor dem Konvente zu erscheinen habe. Hierbei ist wieder zu bemerken, daß die Gironde, als Partei, keinen Einspruch erhoben hatte gegen dieses unanständige Verfahren.

Zum völligen Verständnis der Lage des Königs hören wir den Augenzeugen Cléry: „Am 11. Dezember 1792 hörte man von fünf Uhr morgens an das Dröhnen des Generalmarsches in ganz Paris, bald danach erschien Reiterei und Geschütz im Garten des Temple. Dieser Lärm hätte die königliche Familie in grausamster Weise aufgeschreckt, wenn sie nicht von dem Grunde unterrichtet gewesen wäre. Sie stellte sich aber, als wisse sie nichts und bat die diensthabenden Kommissare um Aufklärung: diese verweigerten die Antwort. Um 9 Uhr stieg der König hinauf, um in dem Zimmer der Prinzessinnen (Madame Elisabeth, Schwester des Königs, und Marie Therese, Tochter des Königs) das Frühstück zu nehmen, aber immer unter den Augen der Wachen (wie auch sonst immer). Diese beständige Folter für die königliche Familie, die darin bestand, daß sie sich gar keiner zwanglosen Aussprache, keiner Herzensergießung hingeben konnten, in einem Augenblicke, da so viele Sorgen sie bestürmten, war eine der grausamsten Erfindungen ihrer Tyrannen und für diese eine Wonne ohne gleichen. Endlich mußte man sich trennen, der König verließ die Königin, Madame Elisabeth und seine Tochter, und ihre Blicke drückten aus, was sie nicht sagen konnten.

Den Dauphin ließ man dem Könige noch eine Stunde, dann kamen Leute vom Stadtrate und holten ihn ab, um ihn zu seiner Mutter zu bringen, während der König noch zwei Stunden zu warten hatte, bis 1 Uhr, ehe der neue Maire von Paris Chambon und der Prokureur Chaumette ankamen, mit ihnen auch der Brauerpatriot Santerre in seiner Eigenschaft als Kommandant der Nationalgarde. Sie teilten dem Könige mit, daß „Louis Capet“ vor dem Konvente zu erscheinen habe, um da über gewisse Dinge sich vernehmen zu lassen. Der König antwortete zunächst, daß er nicht Louis Capet heiße: das sei der Name eines seiner Vorfahren gewesen. Dann beklagte er sich über die Grausamkeit, daß man ihm seinen Sohn unnütz früh genommen habe, und fügte hinzu, daß er der Aufforderung nachkommen werde nicht aus Gehorsam gegen den Konvent, sondern weil seine Feinde die Gewalt in den Händen hätten.

Das erste Verhör des Königs.

Dann fuhr man zum Konvente. Ein starkes Truppenkorps eröffnete und schloß den Zug; je drei Kanonen fuhren vor und hinter dem Wagen. So groß war die Sorge, die Royalisten möchten bei dieser Gelegenheit einen Versuch wagen, den König zu befreien. Mit tiefem Stillschweigen empfing ihn die Nationalvertretung. Mit ruhiger Haltung trat der König ein und setzte sich vor die Schranken auf den für ihn dort hingestellten Stuhl. Viele von den Girondisten konnten eine Bewegung von Rührung beim Anblicke des in seiner Haltung und seinem ganzen Äußeren inneren und äußeren Harm verratenden Unglücklichen nicht unterdrücken. Die Vorlesung der Anklageschrift begann. Alle Fehler des Hofes vom 20. Juni 1789 an waren darin aufgezählt und dem Könige allein zur Last gelegt; nichts war vergessen, nicht die Verbindung mit Mirabeau, die wiederholte Einlegung des Veto, die Korrespondenz mit den ausgewanderten Prinzen, die Revue über die Schweizer am Morgen des 10. August. Barère war Präsident; bei jedem Punkte hielt er inne und fragte: „Was haben Sie darauf zu antworten?“ Mit fester Stimme gab der König seine Antworten, indem er sich wiederholt auf die Verfassung berief, von der er sich niemals entfernt habe. Nur als man ihm auch das Blutvergießen am 10. August schuld gab, erhob er laut seine Stimme: „Nein, mein Herr, nein! Das habe ich nicht gethan!“ Eine große Rolle in diesem Verhöre spielte ein in den Tuilerien gefundener eiserner Wandschrank, über den Roland am 20. November dem Konvent mit großer Wichtigkeit Bericht erstattet hatte; er habe sich durch einen flüchtigen Blick in die darin enthaltenen Papiere die Überzeugung erworben, daß diese für den Prozeß von Bedeutung sein könnten. Der König stellte sowohl die Existenz eines solchen Schrankes überhaupt in Abrede, als auch erkannte er die daraus ihm vorgelegten Papiere nicht an. Die Kommissare des Konvents hatten den Schrank selbst nicht aufgesucht, auch nicht alle Aktenstücke veröffentlicht. Auf Zuverlässigkeit konnten also jene Papiere, ja selbst Rolands Mitteilung von der Existenz des Schrankes, nicht Anspruch erheben. Aber das war ja auch gleichgültig. Man konnte jedenfalls damit Stimmung gegen den König machen und besorgte das in reichlichem Maße. Daß Ludwig im Verhöre irgend etwas von dem Schranke zu wissen leugnete, vermehrte die Überzeugung von seiner Schuld.

Die Verteidiger.

Auf sein Verlangen wurde dem Könige ein Rechtsbeistand gewährt. Er wählte Target, und, falls dieser ablehnen sollte, Tronchet; in der That entschuldigte sich jener mit Alter und Krankheit, sein Schreiben an den König „der Republikaner Target“ unterzeichnend. Ohne von der Entscheidung des einen oder andern Kenntnis zu haben, bot sich der frühere Minister Malesherbes freiwillig an. Ludwig nahm dies Anerbieten an; am 14. Dezember erschienen beide im Temple. Malesherbes, der nun ein ehrwürdiger Greis geworden war, fiel dem König weinend zu Füßen; der König hob ihn auf und hielt ihn in tiefer Bewegung lange umarmt. Auch das gewährte ihm der Konvent, daß er seine Familie, von der man bei dem Beginne des Prozesses ihn getrennt hatte, wiedersehen dürfe; allein der Gemeinderat wollte nur unter der Bedingung darin willigen, daß die Kinder dann nicht wieder zur Königin zurückkehren dürften. Sollte er der tief gebeugten Mutter ihren einzigen Trost entziehen? Lieber entsagte Ludwig diesem Troste.

Das Material, welches für die Verteidigungsschrift bewältigt werden mußte, war ein so weitschichtiges, daß die beiden Verteidiger noch einen Gehilfen in dem jungen und rüstigen Desèze aus Bordeaux annahmen; und auch jetzt noch mußten die Nächte zu Hilfe genommen werden, um das Werk rechtzeitig zu beenden.

Das zweite Verhör des Königs.

Am 26. Dezember morgens 9 Uhr wurde der König mit seinen Verteidigern unter den gleichen Vorsichtsmaßregeln wie beim ersten Verhör nach dem Sitzungssaale des Konvents abgeholt. Am vorhergehenden Abende hatte er in der richtigen Erkenntnis seiner Lage sein Testament eigenhändig niedergeschrieben. Der König setzte sich neben seine Verteidiger. Desèze trug die Verteidigungsrede vor, ein Meisterwerk von Scharfsinn und Gründlichkeit, aus welchem der König jedoch allen rednerischen Prunk wegzustreichen gebeten hatte. In der Schlichtheit der Darstellung war sie nur um so wirkungsvoller. Mit besonderem Nachdrucke wies er es zurück, daß die Ankläger zugleich die Richter sein wollten: eine Rechtsverkürzung, welche keinem Angeklagten widerführe, und verlangte, daß wie in jedem andern derartigen Prozesse das Schuldig nur mit einer Majorität von zwei Dritteln aller Stimmen sollte gesprochen werden dürfen.

Nach ihm erhob sich der König und richtete mit lauter Stimme, feierlich die Rechte erhebend, einige Worte an die Versammlung. „Man hat Ihnen“, sprach er, „meine Verteidigungsgründe auseinandergesetzt; ich will sie nicht wiederholen. Indem ich vielleicht das letzte Mal zu Ihnen spreche, will ich nur erklären, daß mein Gewissen mir nichts vorwirft und meine Verteidiger die Wahrheit gesagt haben. Ich habe die öffentliche Prüfung meines Betragens

85. Barère spricht gegen den „Bürger Capet“ (am 4. Januar 1793).
Nach dem Gemälde von Jacques Louis David.

David, der ein eifriger Jakobiner war, hat das Bild offenbar zur Verherrlichung der Revolution gemalt; wir bringen es einerseits als Zeichen der Zeit, dann aber auch weil es ein vorzügliches Porträt und zugleich ein prächtiges Kostümbild ist.

Digitized by Google

nie gescheut, aber es zerreißt mein Herz, in der Anklageakte zu finden, ich hätte das Blut meines Volkes vergießen wollen, und besonders, es sei das Unglück des 10. August mir beizumessen. Ich gestehe, daß nach meinem Dafürhalten die vielfachen Beweise meiner Liebe, die ich zu allen Zeiten zu meinem Volke empfunden habe und meine ganze Aufführung hätten darthun sollen, daß ich mich nicht scheute, mich selbst der Gefahr auszusetzen, um sein Blut zu schonen, und daß ich folglich eine solche Beschuldigung nicht verdient habe!"

Kaum hatte der König mit seinen Verteidigern den Saal verlassen, so erhob sich ein furchtbarer Lärm. Der Deputierte Lanjuinais schwang sich auf die Rednerbühne und verlangte mit lauter Stimme die Niederschlagung des ganzen Prozesses: der Konvent solle sich durch ein Urteil über Ludwig nicht entehren. Tobender Tumult folgte diesen Worten. „Zur Ordnung!" „In die Abtei!" „Herunter von der Tribüne!" schrieen mehr als hundert Stimmen wild durcheinander; andre verlangten die Eröffnung der Diskussion, andre sofortige Abstimmung. Alle verlassen ihre Plätze, man schreit, man droht einander; der Präsident bedeckt sich, zum Zeichen, daß er die Sitzung schließe.

Die Debatte im Konvent.

Nach einer Stunde wurde die Sitzung wieder eröffnet; die Diskussion begann. Viele Redner folgten aufeinander für oder gegen das Schuldig. Endlich am folgenden Tage schlug Salles „Berufung an das Volk" vor; in vierzehn Tagen, meinte er, könnten durch besondere Kuriere die Antworten aller Gemeinden auf die Fragen da sein, ob Ludwig XVI. mit dem Tode zu bestrafen oder bis zum Friedensschlusse gefangen zu halten sei. Nichts konnte den Vorschriften Rousseaus mehr entsprechen, als dieser appel au peuple; denn wenn irgendwann und irgendwo, so war hier die passendste Gelegenheit, daß der gegenwärtige Souverän als solcher befragt wurde über seine Willensmeinung gegenüber dem bisherigen Souverän. Kein Geringerer als der eigentlichste Rousseaujünger, Robespierre, widersprach. Denn da das Volk so sittenrein und gut sei, werde es wahrscheinlich in den einzuberufenden Urwählerversammlungen von den spitzfindigen und redegewandten Royalisten übertölpelt und majorisiert werden, falls es überhaupt bei seiner Arbeit um das liebe tägliche Brot Zeit fände, die von den vornehmen Nichtsthuern beherrschten Versammlungen zu besuchen. Das wagte der Mann in Paris zu äußern, wo sich vor wenig Wochen die Sittenreinheit des Volkes in den Septembermorden und die Majorisierung der Patrioten in den Wahlen zum Konvent mit so brutaler Überzeugungskraft bemerklich gemacht hatten. Es wurde Vergniaud auch nicht schwer, diese nicht nur der einfachsten Logik, sondern vor allem der Wahrheit gerade widersprechenden Spiegelfechtereien Robespierres vom 28. Dezember am 31. Dezember in glänzendster Weise zu widerlegen. Mit wunderbarer Klarheit erkannte er die Folgen, welche die Verwerfung der Berufung an das Volk, d. h. die Verurteilung des Königs haben würde; ein Weltkrieg gegen Frankreich würde aus dem Königsmord emporflammen, der das ganze Land vollends ins Elend stürzen würde; nimmer ruhen würde der Berg, bis er nach dem Könige auch den Konvent selber auf das Schafott gezerrt hätte.

Die Abstimmung.

Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß auf Antrag des Girondisten Boyer-Fonfrède am 14. Januar 1793 drei Fragen aufgestellt wurden, welche durch Abstimmung im Konvente zur Entscheidung gebracht werden sollten:

Ist Ludwig Capet der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats auf die Sicherheit des Staates schuldig?

Soll das Urteil, welches es auch sei, dem Volke zur Bestätigung vorgelegt werden?

Welches soll die Strafe sein?

Die Jakobiner hatten ihre Maßregeln getroffen, um das gewünschte Resultat zu erlangen. Ihre Journale rasten gegen die Verräter; bezahltes Gesindel wagte mehrfach mißliebige Abgeordnete zu mißhandeln; Haussuchungen und Verhaftungen begannen von neuem; die Sektionen drohten jeden Verdächtigen zur Verantwortung zu ziehen. Es ging das Gerücht, daß die Greuel der Septembertage erneuert werden sollten; die Gefangenen bestürmten ihre Angehörigen, sie dem sicheren Tode zu entreißen.

Die namentliche Abstimmung zunächst über die erste Frage begann am 15. Januar unter dem Vorsitze Vergniauds. Mit 683 Stimmen wurde der König schuldig gesprochen. Es ist bezeichnend, daß 37 Mitglieder ihrem Ja eine bedingende Klausel hinzufügten, ein freisprechendes Votum aber niemand abzugeben wagte. Das aber rechne man Leuten nicht zu hoch an, die von den Banden der Galerie nicht mit Mißhandlungen, sondern mit dem sicheren Tode im Falle einer mißliebigen Abstimmung bedroht waren. Auch hatte der Konvent nicht die geringste thatsächliche Macht zur Verfügung, um etwaigen nichtpopulären Beschlüssen Nachdruck zu verleihen. Die

sogenannte Konventsarmee, die er sich selbst geschaffen, war natürlich ganz so wie die Föderierten des Vorjahres ausgefallen und hatte sich augenblicklich mit den Pikenmännern der Vorstädte verbrüdert. Und solchen Leuten hatte man auf Antrag des neuen Kriegsministers Pache die 132 Kanonen von St. Denis ausgeliefert. Somit war auch keine Frage über das Schicksal der Berufung an den Souverän: mit 423 Stimmen wurde die Berufung an das Volk verworfen. Bei dieser Abstimmung trat die ganze Jämmerlichkeit der Gironde zu Tage. Denn hier hätte sie mit den nötigen Phrasen über die unbestechliche Tugendhaftigkeit des Volkes doch ohne übergroße Gefahr für das eigne Dasein abstimmen und für den appel au peuple die Majorität erzielen können. Am Abend des 16. Januar schritt man zur Abstimmung

86. Jean Denis Graf Lanjuinais, Mitglied des Nationalkonvents.
Nach dem Gemälde von Bréa gestochen von H. Lips.

über die letzte Frage; es wurde bestimmt, daß die Sitzung nicht vor der Beendigung der Abstimmung geschlossen werden solle, und daß jeder Abgeordnete auf der Rednerbühne seine Stimme mündlich abzugeben habe, wobei es jedem verstattet wäre, die Gründe für seine Abstimmung auszusprechen. Die ganze Nacht und den folgenden Tag — 23½ Stunde — dauerte die Abstimmung; auf der Tribüne und im Saale brannten wenig Lichter; auf den Bänken lagen viele Abgeordnete schlafend, einige blieben rauchend oder essend gleichgültige Zuhörer, andre standen in Gruppen plaudernd umher, bis ihre Namen aufgerufen wurden und sie aus dem Dunkel des Saales hervortauchten. Die Galerien waren gedrängt voll Pöbel und die Menge nahm jede Stimme, die auf Tod lautete, mit lauter Zustimmung auf, gegen jede andre Stimme erhoben sich Murren und Drohungen; häufig antworteten ihnen die Abgeordneten: so wechselten Drohungen und Schmähungen, während man zugleich oben mit Branntwein auf den Tod des Königs anstieß.

Digitized by Google

Ergebnis der Abstimmung.

Ziemlich gleich häufig hörte man bei der Abstimmung die Worte „Gefängnis, Verbannung, Tod“. Sieyès stimmte für den Tod, ohne ein Wort weiter seiner Abstimmung hinzuzufügen. Auch der Herzog von Orléans, der sich jetzt „Bürger Gleichheit“ nannte, stimmte, wie er sagte, „einzig aus Pflichtgefühl“ für den Tod: das fanden selbst die Jakobiner auf den Galerien zu stark und antworteten mit Murren oder Gelächter darauf. Es war seine Stimme, die dem Todesurteil zur absoluten Mehrheit verhalf. — Mit fieberhafter Spannung erwartete ein jeder das Zählen der Stimmen. Endlich verkündete Vergniaud als Präsident das Ergebnis: von den 749 Mitgliedern des Konvents fehlten 8 wegen Krankheit, 15 infolge besonderer Aufträge der Versammlung, 5 hatten sich geweigert, ihre Stimme abzugeben, also 721 hatten gestimmt. Demnach betrug die Majorität 361; es lauteten nun 361 Stimmen unbedingt auf Tod, 46 auf Tod mit Aufschiebung des Urteils (nämlich bis zur Vertreibung der Bourbonen, oder bis zum Frieden, oder bis zur Annahme einer neuen Verfassung, ausgegangen von Leuten, die ihr Gewissen reinlich erhalten wollten und von der Vertagung alles hofften), 26 auf Tod, jedoch mit der Forderung, vorher zu untersuchen, ob der Aufschub der Strafe nicht zweckmäßig wäre, dagegen 2 auf Galeerenstrafe, 286 auf Gefangenschaft oder Verbannung. Damit stimmte die erstmalige Ergebnisangabe des Präsidenten nicht zusammen, so daß am 18. Januar dieselbe Abstimmung noch einmal vorgenommen werden mußte. —

Die Berufung des Königs zurückgewiesen.

Sofort legten die Verteidiger des Königs Protest gegen das somit ausgesprochene Todesurteil ein und verlangten Berufung an das Volk; allein der Konvent verwarf diese noch in derselben Sitzung und beschloß am 19. Januar in einer bis nach Mitternacht währenden Sitzung mit 380 gegen 310 Stimmen den Vollzug der Strafe **ohne Aufschub**.

Die erste Nachricht über das Urteil des Konvents brachte dem König Malesherbes. Der würdige Mann konnte sich kaum fassen und schien des Trostes eher zu bedürfen als der König selbst. Mit ruhigster Fassung empfing dann dieser gegen 2 Uhr nachmittags am 20. Januar **Gorat**, welcher an Dantons Stelle das Justizministerium und damit das Amt, die Beschlüsse des Konvents dem Könige mitzuteilen, übernommen hatte; Danton war aus dem Ministerium geschieden, um Mitglied des Konvents bleiben zu können. Gelassen nahm Ludwig das Blatt entgegen und steckte es in die Tasche; er bat nur um drei Tage Aufschub, um sich auf den Tod vorzubereiten, um einen Beichtvater und um die Erlaubnis, seine unglückliche Familie noch einmal ohne Zeugen sehen und sprechen zu dürfen. Den Aufschub schlug der Konvent ab, alles übrige bewilligte er.

Die letzten Stunden des Königs.

Gorat selbst suchte den Priester auf, den der König erbeten hatte, **Edgeworth von Firmont**, und brachte ihn in den Temple. Edgeworth, der Sohn eines zur katholischen Kirche übergetretenen Anglo-Irländers, geb. 1745, war im Jesuitenkollegium zu Toulouse erzogen worden, lebte seit Mitte der achtziger Jahre als Lehrer an der Sorbonne, der theologischen Fakultät, in Paris und hatte seit dem Jahre 1787 die Funktionen eines Beichtsvaters bei der Madame Elisabeth versehen; daher kam der König gerade auf ihn, der überdies zu den Réfractaires, zu den eidverweigernden Priestern gehörte. Um 8 Uhr abends sollte Ludwig seine Familie sehen. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, bis sich die Thür öffnete und die Königin, den Dauphin an der Hand, eintrat, hinter ihr die Schwester des Königs mit der jungen Prinzessin. Weinend stürzten sie alle in die Arme des Königs voll trostloser Verzweiflung. Eine halbe Stunde wurde, wie uns der ebengenannte Priester als Augenzeuge selbst berichtet, kein Wort gesprochen; das war kein Weinen, kein Schluchzen mehr, es waren laute Aufschreie, durchdringend genug, um außerhalb der Ringmauer des Turmes gehört zu werden. Ludwig suchte zu beruhigen, zu trösten, endlich gewannen sie etwas Fassung; mit leiser Stimme, während Offiziere der Nationalgarde im Vorsaal Wache hielten, sprachen sie zu dem Könige, ohne ihn aus ihrer Umarmung zu lassen. Nach einer langen, oft von wortloser Niedergeschlagenheit unterbrochenen Unterredung erhob sich zuerst der König; noch immer wollten ihn die Fürstinnen nicht von sich lassen, die Königin hielt seine eine Hand, die Prinzessin Elisabeth seine andre fest unmöglich schien allen der Abschied; die Prinzessin Marie Therese sank in Ohnmacht.

Digitized by Google

# Testament Ludwigs XVI.

vom 25. Dezember 1792.

## Übersetzung.

Unterschrieben und gesehen im Generalrat der Gemeinde am 21. Januar 1793, im II. Jahre der Republik um 1 Uhr nachmittags. Scipion Deroulh, Vizepräsident.

Erstes Exemplar.
National-Archiv.

Register A. 2. Folio 17. No. 103.

Im Namen der heiligsten Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Heute, den 25. Dezember 17| Ich, Ludwig der XVI., König von Frankreich, von meinen früheren Unterthanen seit mehr als vier Monaten mit meiner Fami| im Turme des Temple in Paris eingeschlossen und von all und jeder Verbindung, sogar mit meiner Familie seit dem 11. die| beraubt, noch außerdem in einen Prozeß verwickelt, dessen Ausgang wegen der menschlichen Leidenschaften unmöglich ist vora| zusehen, und wofür Vorwand und Mittel in keinem vorhandenen Gesetze zu finden sind, Gott allein zum Zeugen mei| Gedanken habend, an den ich mich wenden kann, erkläre ich hier in seiner Gegenwart meinen letzten Willen und meine Gefü|

Ich übergebe Gott, meinem Schöpfer, meine Seele; ich bete zu ihm, daß er sie in seiner Barmherzigkeit empfange, nicht richte nach ihren Verdiensten, sondern nach denjenigen unsres Heilandes Jesu Christi, welcher sich als Opfer Gott, sein Vater, für uns Menschen, so unwürdig wir und ich zu allererst auch waren, dargeboten hat.

Ich sterbe in Einigkeit mit unsrer heiligen Mutter, der katholischen, apostolischen und römischen Kirche, welche d| Macht durch eine ununterbrochene Aufeinanderfolge vom heiligen Petrus erhalten, welchem Jesus Christus dieselbe anvertra| hat. Ich glaube fest und bekenne alles, was in dem Glaubensbekenntnis enthalten ist, sowie die Gebote Gottes und der Kirc| die Sakramente und Geheimnisse, sowie sie die katholische Kirche lehrt und stets gelehrt hat. Niemals habe ich behauptet, m| zum Richter zwischen den verschiedenen Erklärungsarten der Dogmen zu machen, welche die Kirche Jesu Christi zerreißen, sond| ich habe mich stets gerichtet und werde mich, wenn Gott mir das Leben schenkt, nach den Entscheidungen stets richten, welche | kirchlichen, mit der heiligen katholischen Kirche vereinten Oberen, der kirchlichen, seit Jesus Christus befolgten Disziplin gem| treffen und treffen werden. Von ganzem Herzen beklage ich unsre Brüder, welche im Irrtum sein können, ich behaupte a| nicht, sie zu richten, denn ich liebe sie darum nicht weniger alle in Jesus Christus, wie die christliche Liebe es uns lehrt.

Ich bete zu Gott, daß er mir alle meine Sünden vergebe; ich trachtete danach, dieselben ganz genau zu kennen, bereuen und mich in seiner Gegenwart zu demütigen, da ich mich der Vermittelung eines katholischen Priesters nicht bedien| konnte: ich bete zu Gott, daß er die ihm abgelegte Beichte annehme und besonders die tiefe Reue, meinen Namen (obgleich d| wider meinen Willen war) unter Akten gesetzt zu haben, welche der Disziplin und dem Glauben der katholischen Kirche entgeg| gesetzt sein können, mit welcher ich stets mit dem Herzen aufrichtig vereint geblieben bin. Ich bete zu Gott, daß er mein| festen Entschluß annehme, wenn er mir das Leben schenkt, mich sobald wie möglich der Vermittelung eines katholischen Pries| zu bedienen, um all meine Sünde zu bekennen und das Sakrament der Buße zu empfangen.

Ich bitte alle diejenigen, welche ich sollte aus Versehen beleidigt haben (denn ich erinnere mich nicht, jemand wisse| lich beleidigt zu haben), oder diejenigen, denen ich schlechtes Beispiel oder Ärgernis hätte geben können, mir das Übel verzeihen, welches ich ihnen möglicherweise zugefügt habe.

Ich bitte alle diejenigen, welche Nächstenliebe besitzen, ihre Gebete mit den meinigen zu vereinigen, um von Gott | Verzeihung meiner Sünden zu erlangen.

Ich verzeihe von ganzem Herzen denjenigen, welche sich zu meinen Feinden gemacht haben, ohne daß ich ihnen irge| einen Grund dazu gegeben, und ich bete zu Gott, er möge ihnen verzeihen, ebenso wie denjenigen, welche mir in falschem o| mißverstandenem Eifer viel Übles zugefügt haben.

Ich empfehle Gott meine Frau, meine Kinder, meine Schwester, meine Tanten, meine Brüder und alle diejenig| welche mit mir durch die Bande des Blutes oder auf irgend eine andre Weise verbunden sind. Ich bete besonders zu Gott, möge seine barmherzigen Augen auf meine Frau, meine Kinder und meine Schwester richten, welche mit mir seit langer Z| leiden, sie durch seine Gnade unterstützen, wenn sie mich verlieren und solange sie in dieser vergänglichen Welt verbleiben.

Ich empfehle meiner Frau meine Kinder; ich habe niemals Zweifel gehegt über ihre mütterliche Zärtlichkeit für sie, empfehle ihr besonders, aus ihnen gute Christen und anständige Menschen zu machen, sie die Größen dieser Welt (wenn dazu verurteilt sind, dieselben zu erfahren) bloß als gefährliche und vergängliche Güter betrachten zu lassen und ihre Blicke n| dem einzigen, festen und dauerhaften Ruhm der Ewigkeit zu richten. Ich bitte meine Schwester, in ihrer Zärtlichkeit für me| Kinder beharren zu wollen und für sie eine Mutter zu sein, wenn sie das Unglück hätten, die ihrige zu verlieren.

Ich bitte meine Frau, mir alles Unglück zu verzeihen, welches sie für mich leidet, und den Kummer, den ich | während des Laufes unsrer Verbindung verursacht haben könnte, wie sie versichert sein kann, daß ich nichts gegen sie habe, we| sie glaubt, sich etwas vorwerfen zu müssen.

Ich empfehle meinen Kindern sehr lebhaft, nach dem, was sie Gott schulden, welcher vor allem gehen muß, stets ein| ihrer Mutter unterworfen und gehorsam und ihr für alle ihre Sorgen und Mühen für sie dankbar zu verbleiben, und dies z| Erinnerung an mich. Ich bitte sie, meine Schwester als eine zweite Mutter zu betrachten.

Ich empfehle meinem Sohne, wenn er das Unglück hätte, König zu werden, daran zu denken, daß er sich ganz u| gar dem Glück seiner Mitbürger widmen, jeden Haß und Groll, und besonders alles vergessen soll, was sich auf das Ung| und auf den Kummer bezieht, den ich erfahre, daß er das Glück der Völker nur dann ausmachen kann, wenn er den Gese| gemäß regiert, aber zu gleicher Zeit, daß ein König dem Gesetz nur dann Achtung verschaffen und das Gute verrichten ka| welches in seinem Herzen wohnt, wenn er die nötige Autorität dazu hat, und daß er sonst, in seinen Handlungen gebun| keine Achtung einflößt und mehr schadet als er Nutzen bringt.

Ich empfehle meinem Sohne, für alle Personen, welche mir treu waren, in dem Maße zu sorgen, wie es ihm seine V| hältnisse gestatten; er soll daran denken, daß es eine heilige Schuld ist, welche ich bei den Kindern oder Verwandten derjeni| gemacht habe, welche für mich zu Grunde gegangen sind, und dann derjenigen, welche meinetwegen unglücklich sind. Ich w| mehrere mir treue Personen haben sich gegen mich nicht so betragen, wie sie es sollten, und sich sogar undankbar gezeigt, a| ich verzeihe ihnen (oft ist man seiner selbst nicht mehr Herr in Zeiten der Störung und Gärung), und ich bitte meinen So| wenn er dazu Gelegenheit hat, nur an ihr Unglück zu denken.

Ich möchte hier meine Dankbarkeit gegen diejenigen bezeugen, welche mir eine wahre und uneigennützige Liebe gez| haben. Wenn ich einerseits tief getroffen bin von der Undankbarkeit und Untreue solcher Leute, gegen welche ich stets nur g| gehandelt habe, ebenso wie gegen ihre Verwandten und Freunde, hatte ich anderseits den Trost, die Liebe und das uneig| nützige Interesse zu sehen, welches viele Personen mir erzeigt haben. Ich bitte dieselben, meine Danksagungen zu empfang| in der gegenwärtigen Lage der Dinge fürchte ich, sie zu kompromittieren, wenn ich mich hier ausführlicher ausdrücke, ich emp| aber meinem Sohne ganz besonders, die Gelegenheit zu suchen, dieselben zu erkennen.

Jedoch würde ich glauben, die Gefühle der Nation zu verletzen, wenn ich meinem Sohne die Herren von Chamilly | Hue nicht offen empfehlen wollte, welche ihre wahre Liebe zu mir veranlaßte, sich mit mir in diesem traurigen Aufenthalt| einzuschließen, und welche bald die unglücklichen Opfer ihrer Liebe gewesen wären. Ich empfehle ihm gleichfalls Cléry, über de| Dienst ich mich stets zu beglückwünschen hatte, solange er bei mir war, und da er bis zuletzt bei mir geblieben ist, so bitte die Herren vom Gemeinderat, ihm meine Kleidungsstücke, Bücher, Uhr, Geldbeutel und andre kleinen Sachen zu überge| welche beim Gemeinderat deponiert wurden.

Ich verzeihe noch sehr gern denjenigen, welche mich bewachten, die schlechte Behandlung und Gebärden, welche glaubten gegen mich brauchen zu müssen. Ich fand einige gefühlvolle und mitleidige Seelen, mögen dieselben in ihren He| der Ruhe genießen, welche ihre Denkart ihnen geben muß.

Ich bitte die Herren von Malesherbes, Tronchet und de Sèze, hier meine Danksagungen zu empfangen und den | druck meines Empfindens für alle Sorgen und Mühen, welche sie sich für mich gegeben haben.

Ich schließe, indem ich vor Gott, bereit, vor ihm zu erscheinen, erkläre, daß ich mir keine der gegen mich behaupt| Verbrechen vorwerfe. In zwei Exemplaren gefertigt im Turme des Temple am 25. Dezember 1792.

Baudrac, Munizipalbeamter. Louis.
Coulombeau, Sekretär.

Premiere Reg^e L. 2. f° 17. N° 103.

Archives Nationales.

Au nom de la tres Sainte

Aujourd'hui vingt cinquieme jour de d

douze. Moi Louis XVI^e du nom Roy

quatre mois enfermé avec ma famille

ceux qui etoient mes sujets, et privé d

meme depuis le onze du courant a

dans un Procès, dont il est impossible

des hommes, et dont on ne trouve aucu

existante, n'ayant que Dieu pour te

puisse m'adresser. je declare ici en

mes sentiments.

Je laisse mon ame a Dieu mon

dans sa misericorde, de ne pas la j

de Notre Seigneur Jesus Christ, q

Pere, pour nous autres hommes q

et moi le premier.

Je meurs dans l'union de notr

Apostolique […]maine, qui tient

interrompue de S^t Pierre auquel

et je crois fermement tout ce qui est contenu

de Dieu et de l'Eglise, les Sacrem

Catholique les enseigne et les a tou

me rendre juge dans les differentes

dechirent l'Eglise de J.C. mais je m'en

si Dieu m'accorde vie, aux decisions

la Sainte Eglise Catholique, donnent

de l'Eglise suivie depuis J.C. je plain

etre dans l'erreur, mais je ne pretends

Faksimile des Testaments Ludwigs XVI. vom 25. Dezember 17

(Original im National-Archiv zu Paris.)

de l'ingratitude, mais je leur pardonne, (souvent dans les momens
és et d'effervescence on n'est pas le maitre de soi) et je prie mon fils s'il
l'occasion de ne songer qu'a leur malheur.
drois pouvoir temoigner ici ma reconnoissance a ceux qui m'ont
un veritable attachement et desinteressé. d'un coté si j'etois sensiblement
e l'ingratitude et de la deloyauté de gens a qui je n'avois jamais
ies que des bontés, a eux a leurs parents ou amis, de l'autre, j'ai eu de la
lacion a voir l'attachement et l'interest gratuits que beaucoup de
es m'ont montrés. je les prie d'en recevoir tous mes remerciments, dans
tion ou sont encore les choses, je craindrois de les compromettre, si
ois plus explicitement, mais je recommande specialement a mon
chercher les occasions de pouvoir les reconnoitre.
irois calomnier cependant les sentiments de la Nation, si je ne
ndois ouvertement a mon fils Mrs de Chamilly et Hue, que leur veritable
ment pour moi, avoit porté a s'enfermer avec moi dans ce triste sejour,
t pensés en etre les malheureuses victimes. je lui recommande aussi
les soins duquel j'ai eu tout lieu de me louer depuis qu'il est avec moi.
c'est lui qui est resté avec moi jusqu'a la fin, je prie Mrs de la
une de lui remettre mes hardes mes livres, ma montre ma bourse, et
s petits effets qui ont estés deposés au Conseil de la Commune.
ardonne encore tres volontiers a ceux qui me gardoient, les mauvais
ments et les genes qu'ils ont cru devoir user envers moi. j'ai trouvé
es ames sensibles et compatissantes, que celles la jouissent dans
eur de la tranquillité que doit leur donner leur façon de penser.
ie Mrs de Malesherbes Tronchet et de Seze, de recevoir ici tous
merciments et l'expression de ma sensibilité, pour tous les soins et
ines qu'ils se sont donnés pour moi.
finis en declarant devant Dieu et pret a paroitre devant lui que
me reproche aucun des crimes qui sont avancés contre moi. Fait
a la tour du Temple le 25 Decembre 1792. Louis
Cg. off. m. Coulombeau sec. greff.

Um Mitternacht begab sich der König zu Bett; bis dahin sprach Edgeworth dem Verurteilten Trost zu; Cléry blieb wach und behütete den friedlichen Schlaf, in welchen der König bald sank, neben dem Bette seines Herrn sitzend. Um 5 Uhr erwachte der König. Edgeworth las ihm eine Messe; eine Kommode diente als Altar. Mit großer Andacht folgte der König, auf den Knieen liegend; dann empfing er aus der Hand des Priesters das Abendmahl und erwartete nun in ruhiger Fassung, durch die Tröstungen der Religion und das Bewußtsein seiner Unschuld gestärkt, daß man ihn abhole zu dem letzten Gange. „In der Höhe“, sagte er zu Edgeworth, „gibt es einen unbestechlichen Richter, welcher mir die Gerechtigkeit erweisen wird, die mir die Menschen hier unten versagen!“ — Santerre trat ein. „Sie kommen, um mich abzuholen?“ fragte der König, „ich bin sofort bereit.“ Er stand auf, schloß die Thür und vor Edgeworth niederknieend, sagte er: „Geben Sie mir Ihren Segen! Alles ist vollendet. Beten Sie zu Gott für mich.“ Der Priester segnete ihn. Dann erhob sich der König: „Gehen wir!“ wandte er sich an Santerre und stieg die Treppe hinab.

Ein Wagen wartete am Thore des Temple; der König stieg ein, neben ihn setzte sich Edgeworth, gegenüber zwei Offiziere der Gendarmen. Niemand sprach ein Wort; der König las die Gebete Sterbender in dem Brevier, welches Edgeworth ihm gegeben hatte. Auch auf den Straßen herrschte tiefes Schweigen, die Kaufläden und die Fenster waren geschlossen. Truppen besetzten die ganze Länge des Weges.

Je prie M.rs de Malesherbes Tronchet et de Seze, de recevoir ici tous mes remerciements et l'expression de ma sensibilité, pour tous les soins et les peines qu'ils se sont donnés pour moi.

Je finis en declarant devant Dieu et prêt a paroitre devant lui que je ne me reproche aucun des crimes qui sont avancés contre moi. Fait double a la tour du Temple le 25 Decembre 1792.

Louis

87. Billet Ludwigs XVI. an Malesherbes.

Übersetzung des obigen Handschreibens:

Ich bitte die Herren Malesherbes, Tronchet und de Söze hiermit meinen Dank und den Ausdruck meiner Erkenntlichkeit in Empfang zu nehmen für alle Sorgen und Mühen, die sie sich meinetwegen gemacht haben.

Ich schließe mit der Erklärung im Angesichte Gottes und bereit, vor ihm zu erscheinen, daß ich mir keines der Verbrechen vorzuwerfen habe, die mir vorgerückt worden sind. So geschehen in duplo an unserm Hofe im Temple am 25. Dezember 1792.

Die Hinrichtung.

Der Himmel hing trübe voll düstergrauer Wolken. Auf dem Platze Ludwigs XV. war das Schafott errichtet; ringsum war ein weiter Raum freigelassen, den Soldaten und Kanonen umgaben, hinter ihnen drängten sich Pöbelhaufen. Zehn Minuten nach 10 Uhr (21. Januar 1793) langte der Wagen an; der König stieg mit ruhiger Festigkeit aus und entledigte sich seiner Oberkleider. Die Knechte des Henkers wollten ihm die Hände auf den Rücken binden; unwillig wies sie der König zurück: „Ich bin meiner sicher!“ Allein Edgeworth wies ihm ein Kruzifix vor: „Wie Christus“, sagte er. Der König küßte das Bild des Gekreuzigten und nahm auch diesen Schimpf auf sich. Schon stand er auf der Plattform des Schafotts, neben ihm Edgeworth, als er plötzlich einen Schritt vortrat. „Franzosen“, rief er mit weithin hallender Stimme, „ich sterbe unschuldig; ich vergebe meinen Feinden, ich bitte Gott, daß mein Blut nicht über Frankreich komme!“ Heftiger Trommelwirbel übertönte seine Stimme. Noch zweimal versuchte der König vergeblich zu reden, dann überantwortete er sich seinen Henkern. Währenddessen kniete Edgeworth auf der obersten Stufe des Blutgerüstes, um ein stilles Gebet zu verrichten. Das Beil fiel — das Blut Ludwigs XVI. hatte die Sünden der Vorfahren wett gemacht. — Hier und da rief in dem Pöbelhaufen eine vereinzelte Stimme: „Es lebe die Republik!“ Aber die Menge blieb stumm und ging still auseinander, von einer unwillkürlichen Ehrfurcht für das Opfer bewegt, dessen Haupt sie eben hatte fallen sehen; gab doch Samson selbst, der Henker, seiner Bewunderung für die Festigkeit und ruhige Würde Ausdruck, mit der der König alles erduldet hatte.

Es war die Festigkeit des guten Gewissens, die den König ruhig sterben ließ. Stets hatte Ludwig XVI. das Gute gewollt, freilich ohne Kraft und Nachdruck. Das Gefühl der Pflicht gegen sein Volk war allmählich in seine Seele gedrungen; aber den Schwierigkeiten der neuen Verhältnisse war er als König nicht gewachsen gewesen: würde doch dafür kaum die Kühnheit, die Gewandtheit, die Weite der Gesichtspunkte

eines Heinrich IV. ausgereicht haben. Ludwigs Unselbständigkeit, ehrenhaft und ohne Falsch, büßte für das, was seine Vorfahren an Frankreich gesündigt hatten; diejenigen, welche ihm in den letzten Jahren dienen wollten, haben das meiste, ohne es zu wollen, dazu beigetragen, ihn zu Grunde zu richten; hoffte er zuzeiten auch auf die Hilfe der fremden Mächte: eines Verrates an Frankreich hat er sich niemals schuldig gemacht.

### Die nächsten Folgen der Hinrichtung des Königs.

England tritt der 1. Koalition bei.

England hatte es den Franzosen nicht vergessen, daß sie einst die rebellischen Amerikaner unterstützt hatten. Zudem fühlte es sich durch die Öffnung der Schelde verletzt, deren Schließung zu gunsten Hollands durch England, Österreich und Preußen garantiert, aber durch Frankreich nach dem Siege von Jemappes aufgehoben worden war. Daher war es geneigt, den Verbündeten gegen Frankreich sich anzuschließen; schien doch überdies der Augenblick günstig, die unbedingte Seeherrschaft, namentlich auch im Mittelmeere, auf Kosten Frankreichs zu erwerben. Diese Kriegslust kam nun zum Ausdrucke, als die Nachricht von dem Königsmorde am 23. Januar 1793 abends in London eintraf. Das in den Theatern versammelte Publikum verlangte zur Bezeugung der Trauer sofortige Schließung, und am folgenden Tage erhielt der französische Gesandte die Weisung, England zu verlassen. England, zum Kriege entschlossen, vereinigte sich mit den Verbündeten und wurde bald die Seele der ersten Koalition Europas gegen Frankreich.

Spanien, Portugal, Rom, Neapel desgleichen.

In gleicher Weise nahm Spanien die Nachricht von der Hinrichtung des Königs auf, zu dessen gunsten es noch in den letzten Tagen des Prozesses in Paris aufgetreten war: der französische Gesandte erhielt auf der Stelle seine Pässe zugesandt. Mit Spanien schlossen sich Rom, Neapel und Portugal der Koalition an; selbst das Deutsche Reich und Rußland regten sich.

Der Konvent war dagegen der Meinung, durch die Vernichtung von Königtum und König sich die Herzen der Völker gewonnen zu haben; an den Völkern würde Frankreich Bundesgenossen gegen die Könige haben; es würde nunmehr auch in England und Preußen bald zu einer Revolution kommen. Hatte sich doch schon in London eine Gesellschaft mit jakobinischen Zielen gebildet, in der man offen aussprach, es sei jetzt mit dem Königtume in Europa zu Ende. Deswegen beantwortete der Konvent die Ausweisung der Gesandten ohne weiteres mit der Kriegserklärung an England, Holland und Spanien. Das hierzu notwendige Geld vermeinte man sich sehr leicht verschaffen zu können, indem man auf Grund der einzuziehenden Güter der Emigranten eine neue Emission von Assignaten in der Höhe von 800 Millionen Livres beschloß. Dadurch stieg die Assignatenschuld auf fast 4 Milliarden.

Royalistische Bewegung in Frankreich.

Allein diese Voraussetzung war irrig; nicht einmal in Frankreich fand der Konvent allgemeine Zustimmung. Vielmehr erhoben sich an vielen Orten die königlich Gesinnten: Lyon und Toulon wurden Mittelpunkte der royalistischen Bewegung; in Toulon wurde der Dauphin als Ludwig XVII. ausgerufen. Namentlich auch in der Vendée regte sich's. Hier hatte bei dem patriarchalisch gesinnten Volke die Revolution wenig Eingang gefunden: die Feudallasten wurden freiwillig weiter bezahlt, zu Maires die Seigneurs gewählt, die unbeeidigten Priester beibehalten. Alsbald trat diese Gesinnung in Thaten zu Tage. Der Konvent beschloß, daß alle französischen Bürger vom 18. bis zum vollendeten 40. Lebensjahre, die nicht verheiratet oder Witwer ohne Kinder seien, militärpflichtig sein sollten, und bestimmte die Aushebung von 300000 Mann. Jetzt brach die Gärung in den Landschaften des Südens und Westens aus: sie trotzten den Befehlen des Konvents und der Gewalt setzten sie, unterstützt von den auswärtigen Mächten, Gewalt entgegen.

Auch im Norden begann sich die Lage für die Republik recht ungünstig zu gestalten. Zwar wurde, wie man auf angebliches Verlangen der ganzen Bevölkerung am 31. Januar 1793 Nizza einverleibt hatte, auch das Fürstbistum Lüttich und Belgien zum Staatskörper geschlagen. Aber hier wie dort war es nur das Jakobinergesindel, das die entsprechenden Petitionen an den Konvent abgesandt hatte. In Wahrheit herrschte tiefe Unzufriedenheit mit dem französischen Regiment, das einem fleißigen und wohlhabenden Volke wertlose Assignaten aufdrängte, die Vermögenden durch seine Kommissare Danton, Lacroix, Ronsin und Chaussard aufs schamloseste ausplündern ließ, Kirchen und überhaupt den ganzen christlichen Kultus schändete und eine Gewaltherrschaft ausübte, wie die Österreicher sie nie ausgeübt hatten. Überhaupt nicht gelang zunächst die Eroberung von Holland, die Dumouriez zu abenteuerlichem Zwecke geplant hatte. Er rückte am 17. Februar 1793 in Holland ein, Mißstimmung in Belgien.

88. Ludwig XVII.
Nach einem Kupferstiche von Mlle. Bori.

nahm Breda und Gertruydenburg und beabsichtigte über das Hollandsdiep nach Dordrecht sich zu wenden. Hier wollte er sich festsetzen und die Pläne, welche er als Girondist gegen die ihm feindlich gesinnte Bergpartei im Konvent entworfen hatte, zur Ausführung bringen. Als siegreicher Feldherr hielt er sich für stark genug dazu. Sie liefen darauf hinaus, mit der zu erwartenden reichen Kriegsbeute Hollands sein Heer fest an sich zu ketten, gegen Paris zu marschieren, den Jakobinerklub zu sprengen und den Konvent zur Annahme einer neuen der englischen nachgebildeten Verfassung mit einem mächtigeren König an der Spitze, als die Verfassung von 1791 ihn gelassen hatte, zu zwingen. Allein noch auf dem Marsche erhielt er die Nachricht, daß gegen den zweiten Teil der französischen Armee, der unter Miranda und Valence gegen Nordosten vorgegangen war, die Österreicher herangerückt wären, und dieser sich von Maastricht bis nach Löwen habe zurückziehen müssen. Er mußte den Bedrängten zu Hilfe eilen, und das nun vereinigte Heer wagte jetzt gegen die Österreicher wieder Dumouriez' Pläne.



Digitized by Google

vorzugehen. Bei Neerwinden, unweit Lüttich, kam es am 18. März 1793 zur Schlacht: die Franzosen wurden besiegt.

Dumouriez' Abfall.

Mit geschlagenen Truppen konnte Dumouriez nicht an die Durchführung seiner Pläne denken. Er begann daher Unterhandlungen mit dem Oberfeldherr der Österreicher, dem Prinzen Josias von Koburg durch Vermittelung des Obersten Mack, um mit Hilfe der Österreicher das Königtum in Frankreich wiederaufzurichten; sein Gedanke war, den Dauphin, oder wenn das nicht anginge, den Herzog von Chartres, der mit Auszeichnung in seinem Heere diente, auf den Thron zu erheben. Der Konvent indes, mißtrauisch geworden, sandte eine Deputation, um ihn zu verhaften. Der General kam ihr jedoch zuvor, verhaftete sie selber mit deutschen Husaren und überlieferte sie den Österreichern. Nun richtete er ein Manifest an seine Truppen, worin er sie zu dem Zuge nach Paris, um das Königtum wiederherzustellen, aufforderte. Es waren nur 1800 Mann, die sich dazu bereit erklärten; die übrigen weigerten sich sämtlich. Da blieb ihm denn nichts übrig, als, begleitet von dem jungen Herzoge von Chartres, sich zu den Österreichern zu flüchten: denn wer in Paris würde ihm den offenkundigen Verrat verziehen haben? Aus seinem Lager, das er seit Beginn der Verhandlungen auf französischen Boden verlegt hatte, in der Nähe von St. Amand, entwich er am 5. April mit wenigen Getreuen, überschritt die Grenze und brachte sich in Tournai in Sicherheit. — Das war der Ausgang des unsteten Dumouriez: geächtet vom Konvente, irrte er lange in fremden Ländern umher und starb 30 Jahre später, von aller Welt vergessen, in London (14. März 1823).

Fortschritte der Verbündeten.

Holland war gerettet. Auch Belgien war wieder in der Hand der Österreicher, die nunmehr sogar die Grenze überschritten, am 10. Juli Condé, am 28. Juli Valenciennes eroberten. Von den Preußen wurde Mainz den Franzosen am 23. Juli wieder abgenommen, und der Freiheitsbaum, den sie dort gepflanzt hatten, von „Schinderknechten" verbrannt. Überhaupt schien es im Sommer 1793, daß Frankreich der Koalition erliegen würde.

Einwirkung dieser Ereignisse auf Paris.

Nichts konnte den Leuten vom Schlage Robespierres für ihre Pläne willkommener sein, als das Verhalten des abtrünnigen Generals. Der, wie man nunmehr klärlich sah, allenthalben lauernde Verrat und die von außen drohende Gefahr drängten zu besonderen Maßregeln: aus ihr erwuchs erst recht die Tyrannei, und zwar eine ärgere, als sie bisher geübt worden war. Es war das Gefühl allgemein, man dürfe keine Lauen, keine Verräter unter sich dulden. Auch hier hatte in gewissem Sinne die Gironde den Plänen Robespierres, noch ehe die Nachrichten über Dumouriez' Verrat anlangten, vorgearbeitet. In der ersten Woche des März war Danton aus Belgien zurückgekommen, die Hände unrein von fremdem Gute. Er näherte sich in diesen Tagen der Gironde zum Zwecke der Bildung einer zentralen Gewalt, für deren Inhaber er sich zunächst den Konvent dachte. Die Gironde nahm, wenn auch zaudernd und mit schlecht verhehltem Widerwillen, die dargebotene Hand des Septembermörders und es gelang ihr, dadurch das schon geschliffene Schwert von ihrem Haupte abzulenken. Am 10. März 1793 kam Robespierre mit dem Antrag auf einen neuen Gerichtshof, ein Revolutionstribunal, das Hand in Hand wirken sollte mit einem Wohlfahrtsausschuß, einem Rat von 25 Konventsmitgliedern, der sich neben den Ministern als regierende Behörde konstituieren und alle Fäden innerer und äußerer Politik in den Händen halten sollte; die Vorbilder dazu waren ja schon vor den Septembermorden geschaffen worden. Zumal das Revolutionstribunal, das, aus neun vom Konvent ernannten Richtern bestehend, die Befugnis haben sollte, ohne jede Prozeßform den Angeklagten zum Tode zu verurteilen, konnte eine furchtbare Waffe in der Hand der Bergpartei werden. Mit Hilfe Dantons setzte die

Revolutionstribunal und Wohlfahrtsausschuß.

Gironde es durch, daß zu dem Revolutionstribunal Geschworene hinzutreten sollten zur Entscheidung über den Thatbestand, daß diese Geschworenen aus allen Departements zu entnehmen und vom Konvent zu ernennen seien. Auf diese Weise stumpfte die Gironde die gegen ihre Existenz gerichtete Waffe ab. Es war ferner Dantons Einfluß, der einige Tage später am 26. März den von Robespierre beantragten Wohlfahrtsausschuß von 25 Mitgliedern fast durchgängig mit Girondisten, Dantons Anhängern und einigen Zentrumsmitgliedern besetzen ließ, während Robespierre bei diesen Wahlen eine entschiedene Niederlage davontrug.

Bruch Dantons mit der Gironde.

Aber das Einvernehmen, das der Gironde notwendiger geworden war wie das tägliche Brot, wurde von ihr in kurzsichtiger Weise selbst zerstört in dem Augenblicke, da sie meinte, den im stillen verhaßten Bundesgenossen mit einem Streiche vernichten zu können. Am 1. April langten die ersten Nachrichten an von dem Vorhaben Dumouriez'. Da schickte die Gironde ihr Mitglied Lasource auf die Rednerbühne, um Danton und seinen Genossen Lacroix des Einverständnisses mit Dumouriez zu beschuldigen. Mit Beweisen konnten sie nicht auftreten; somit war auch ihre Anklage nichts als ein Schlag ins Wasser. Aber sie war zu gleicher Zeit ein ungeheurer politischer Fehler. Schnaubend vor Wut erhob sich Danton, sagte sich los von den Girondisten und kehrte unter lautem Beifall der Galerien zu seinen alten Gesinnungsgenossen von der Bergpartei zurück. Die Folge des Abfalls Dantons war die sofortige Umgestaltung sowohl des Revolutionstribunals, bei welchem es einer Konventsanklage nur gegen Konventsmitglieder, Minister und Generale fortan bedürfen sollte, als namentlich auch des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitgliederzahl auf 9 bis 11 herabgesetzt, und in dessen Hände die gesamte Regierungsgewalt gelegt wurde, so daß die Minister nur noch wie seine Beauftragten erschienen. Allmonatlich sollten sich seine Mitglieder erneuern; zu den für den ersten Monat Gewählten gehörten acht Mitglieder der Bergpartei, darunter natürlich Danton.

89. Satire auf die Republik.

Stich aus der Zeit der Revolution.

Die Fackel in einer Hand, den Dolch in der andern, das Haupt von Schlangen bekränzt, das Gewand mit Totenköpfen verziert — so schreitet die Republik zwischen Feuerbrand und Guillotine und tritt Kreuz und Evangelium, Tiara und die Königskrone von Frankreich mit Füßen.

Dem Wohlfahrtsausschuß zur Seite stand der Sicherheitsausschuß, wie jener ganz und gar in der Hand der Jakobiner. Zugleich wurde mit der Bildung der Volksgarde begonnen, d. h. mit der Bewaffnung der Sansculotten und bald danach diesen ein Tagessold von 2 Frank bewilligt.

Finanzielle Zwangsmaßregeln.

Um der fortschreitenden Teuerung entgegenzuwirken, wurde für die Assignaten ein Zwangskurs festgestellt unter Androhung von Galeerenstrafe für diejenigen, welche die Zettel nicht zu dem vollen Nennwerte annehmen würden. Die Folge war, daß die Kaufleute ihre Ware lieber versteckten und vergruben als verkauften. Das gleiche Ziel verfolgte die Festsetzung des Maximums zunächst für Korn, später auch für andre

Digitized by Google

Lebensbedürfnisse d. h. einer Preisgrenze nach oben, deren Überschreitung ebenfalls mit schweren Strafen bedroht war (Beschluß vom 2. Mai). Endlich wurde auch eine **Zwangsanleihe** ausgeschrieben, welche ganz auf die Wohlhabenden und Reichen gelegt war, aber in Paris, wo man 12 Millionen erheben wollte, auf energischsten Widerstand stieß. Für die Departements hatte man schon am 9. März ähnliches beschlossen, indem auf Dantons Antrag 82 Abgeordnete als Kommissare in die Departements geschickt wurden, um dort die Besteuerung der Reichen zu Kriegszwecken vorzunehmen und die Aushebung von Freiwilligen zu fordern. Da sie insgesamt den gesinnungstüchtigen Elementen des Konvents entnommen wurden, so kann man sich denken, wie sie in der Provinz hausten: allenthalben hetzten sie das Proletariat gegen die Besitzenden auf.

90. Assignate aus dem Jahre 1792.

Vergl. die Abbildung auf S. 155, einen Assignat aus der Zeit des Königtums darstellend. Die äußere Gestalt der Assignaten war übrigens bei den verschiedenen Ausgaben, zumal der Republik eine ganz verschiedene — groß und klein, mit den verschiedensten Emblemen und Symbolen.

## Der Sturz der Gironde und die Hinrichtung der Königin.

Der Sturz der Gironde.

Die Herrschaft im Konvent war je länger je mehr den Händen der Girondisten entglitten. Wohl versuchten sie manches, um sie wieder an sich zu bringen, aber was sie auch versuchten, es mißlang nicht nur, sondern es schädigte sie selber. Am 13. April erhoben sie eine Anklage gegen Marat: das Revolutionstribunal sprach ihn am 24. frei, der Pöbel bekränzte ihn; 45 Sektionen waren unterdes, den Maire Pache an der Spitze, am 15. April erschienen und hatten die Erhebung der Anklage auf Hochverrat gegen 22 Girondisten gefordert. Im Mai verlangte die Gironde die Auflösung des bestehenden Gemeinderats, der völlig dem Berge ergeben war: es geschah nichts weiter, als daß eine Kommission von 12 Mitgliedern ernannt wurde, welche das Verhalten des jetzt tief gegen die Girondisten erbitterten Gemeinderats prüfen sollte.

Auf einer nächtlichen Zusammenkunft in Charenton, einem Vororte von Paris, beschlossen die Häupter des Berges, Danton, Robespierre, Marat und Pache, die Vernichtung der Girondisten; einen Massenmord wollte man vermeiden. Sie beschlossen daher einen Volkssturm gegen die Tuilerien, wo jetzt der Konvent seine Sitzungen hielt, ähnlich wie am 10. August 1792 herbeizuführen, und zu diesem Zwecke den Pöbel durch den Gemeinderat aufzubieten. Alsbald zeigte sich ein unruhiges Wogen und

Treiben unter den Vorstädtern, nächtliche Versammlungen der Sektionen fanden statt. Es war klar, daß eine Erhebung der Massen bevorstand. Da griffen die Girondisten ein: durch den Zwölferausschuß ließen sie den Vertreter des Gemeindeprokurators, Hébert, welcher durch sein in den niederen Volksklassen viel gelesenes Blatt „Vater Duchesne“ mit schamloser Frechheit zur Empörung aufhetzte, verhaften. Nunmehr fühlten sich die Häupter des Berges selbst bedroht und drängten zu rascher Entscheidung. Eine Deputation des Gemeinderates erschien am 18. Mai im Konvente und verlangte stürmisch die Freilassung Héberts und die Aufhebung des Zwölferausschusses. Der Girondist Isnard, Präsident des Konvents, wies sie mit den Worten zurück: „Paris

91. François Henriot, Oberbefehlshaber der Sansculottengarde.
Nach einem Schwarzkunstblatte von Levachez.

muß die Nationalvertretung achten. Wenn je der Konvent entehrt, wenn es je durch einen dieser Tumulte, die sich ohne Unterlaß erneuern und von denen die Behörden dem Konvente niemals etwas melden, geschehen sollte, daß man sich an der Vertretung der Nation vergriffe, dann — ich erkläre das im Namen Frankreichs — dann wäre Paris vernichtet, dann würde man bald an den Ufern der Seine suchen, ob es dort ein Paris gegeben habe.“ Ein furchtbarer Tumult antwortete dieser Drohung; dröhnend schrie Danton dazwischen: „Keinen Frieden mehr zwischen dem Berg und der Gironde!“

Am 26. Mai erschien im Konvente eine Massendeputation von 3—4000 Patrioten, die die Freilassung der Verhafteten und Aufhebung des Zwölferausschusses erzwang. Zwar kassierte am nächsten Morgen die Versammlung unter der Leitung der Gironde diese Beschlüsse, mußte es aber doch bei der „vorläufigen“ Freigebung der Gefangenen bewenden lassen. Zudem hatte sich auch schon ein revolutionärer Zentralausschuß

Digitized by Google

gebildet, wie gewöhnlich aus Größen zweiten und dritten Ranges, aber in engster Fühlung mit Danton und Robespierre. Am 31. Mai brach die eigentliche Insurrektion los. An Stelle Santerres, der eben nach der Vendée abmarschierte, war zum Oberbefehlshaber der Sansculottengarde Henriot ernannt worden, der früher Lakai, dann Schmuggler, endlich Polizeispion gewesen war, dann wegen Diebstahls angeklagt wurde, aber durch seinen mordlustigen Eifer in den Septembertagen den Patrioten sich empfohlen hatte. Mit belfernder Stimme, das Gesicht in Grimassen verzerrend, befahl Henriot, Lärmkanonen zu lösen: Deputationen der Sektionen, mit Pöbelrotten untermischt, zogen gegen den Sitzungssaal des Konvents. Die Gefahr lag vor aller Augen: Vergniaud schlug vor, alle versammelten Mitglieder des Konvents sollten durch einen Eid sich verbinden, auf ihrem Posten zu sterben. Sie leisteten den Eid. Schon aber gelangte die Petition der Aufständischen zur Verlesung als Ultimatum des souveränen Volkes von Paris. Da war zunächst für alle Städte der Republik die Bildung einer Sansculottenarmee mit 40 Sous Sold pro Tag und Kopf verlangt; der Preis des Brotes dürfe in den Städten der Departements 3 Sous nicht überschreiten; der Zwölferausschuß und die schon früher bezichtigten 22 Abgeordneten seien in Anklagezustand zu versetzen; die Minister Clavière und Lebrun sofort zu verhaften; Roland war schon im Laufe des Tages gefangen gesetzt worden; er war nicht mehr Minister. Darüber kam es zu Szenen wildester Aufregung, wütendsten Geschreies. Endlich verschaffte sich Barère Gehör, ein Mann gefälligen Auftretens, aber gänzlich charakterlos, der alle Wandlungen vom eifrigen Royalisten bis zum fanatischen Jakobiner hintereinander durchgemacht hatte. Mit milden Worten lenkte er ein; er verlangte zwar auch zur Beschwichtigung des Aufstandes Aufhebung des Zwölferausschusses, des Schutzes der Gironde, aber außerdem nur Untersuchung der Komplotte durch den Wohlfahrtsausschuß. Es wurde 10 Uhr abends; endlich gelangte dieser Antrag zur Annahme.

Gewaltmaßregeln des Bergs.

Die Jakobiner des Berges hatten nicht erreicht, was sie wollten; noch waren die Girondisten frei. Es bedurfte energischerer Mittel. Während der Nacht und am folgenden Tage erfolgten durch den Sicherheitsausschuß massenhafte Verhaftungen — darunter auch die der Frau Roland; durch Eilboten wurde Santerre zurückgerufen mit seinen Bataillonen. Dann gab in der Nacht zum 2. Juni Marat selbst durch die Sturmglocke auf dem Rathause das Zeichen zum Wiederbeginne der Insurrektion. Henriot rückte mit seinen Sansculotten und 163 Kanonen gegen die Tuilerien; Tausende von müßigen Zuschauern — es war Sonntag — schlossen sich an. Die Portale wurden gesperrt, die Thüren und Korridore mit Bewaffneten besetzt. Henriot gab den Befehl, weder ein Mitglied des Konvents noch des Ministeriums eher aus dem Hause zu lassen, als bis diejenigen Girondisten, deren Ächtung der Gemeinderat durch eine neue Deputation verlangte, ausgeliefert würden. Der Pöbel drängte sich in den Sitzungssaal und auf die Galerien, mit wüstem Geschrei die Auslieferung fordernd; in den Thüren klirrten die Waffen. Von Verhandlung und Beratung war nicht die Rede; man lärmte und fluchte, Pistolen wurden sichtbar, Fäuste erhoben. Barère beantragte, die betreffenden Girondisten sollten freiwillig aus dem Konvente austreten: Isnard war dazu bereit, mit ihm noch einige wenige, die übrigen aber alle verwarfen das als feige; wie die römischen Senatoren einst den Galliern nicht gewichen wären, so wollten auch sie ausharren. Sie verlangten eine freie Beratung. Da war es wiederum Barère, welcher vorschlug, sich durch die That zu überzeugen, ob der Konvent noch geachtet werde oder nicht. Die ganze Versammlung erhob sich, der Berg freilich nur zögernd und widerwillig, und begab sich auf den Hof des Tuilerienpalastes. Die Wachen traten zurück und ließen den Zug passieren; er gelangte zu den Kanonieren Henriots und verlangte freien Durchzug. „Ihr werdet da nicht durchgehen“, rief

Digitized by Google

Henriot dem Präsidenten Hérault-Séchelles, also einem Mitgliede des Berges, zu, „bis ihr die Zweiundzwanzig ausgeliefert habt!“ „Ergreift diesen Rebellen“, befahl dieser den Soldaten. Allein Henriot wandte sein Pferd: „Ihr habt hier nichts zu befehlen“, herrschte er jenen an und kommandierte dann: „Kanoniere, an eure Geschütze.“ Ebenso erging es dem Zuge der Deputierten an der Seite des Schloßgartens, bis endlich Marat verlangte, zur Beratung zurückzukehren.

Verhaftung der Girondisten.

Couthon bestieg die Rednerbühne. „Ihr seht“, sagte er, „daß ihr geachtet seid, und daß das Volk euch gehorcht; ihr seht, daß ihr frei seid: beeilt euch, die Wünsche des Volkes zu erfüllen!“ Man schritt zur Abstimmung; die meisten Mitglieder der Ebene enthielten sich ihrer Stimme: so wurde die Verhaftung der 22 Girondisten, der Häupter der Partei, und der Mitglieder des Zwölferausschusses beschlossen. Sie sollten in Hausarrest unter Polizeiaufsicht gehalten und unter den Schutz des französischen Volkes, des Nationalkonvents und der loyalen Bürger von Paris gestellt werden. — Der Sieg des Berges war entschieden: ein Gegengewicht in der Nationalvertretung hatte er jetzt nicht mehr. Sein Ziel war die unbedingte Unterwerfung des Landes unter seine Herrschaft durch Vernichtung seiner Gegner.

92. Nationalgardist aus der Zeit des Konvents (1794).
Nach der Zeichnung des H. de Viel-Castel lith. v. Villain.

Unter den Verhafteten befanden sich: Gensonné, Guadet, Brissot, Pétion, Vergniaud, Barbaroux, Chambon, Lanjuinais, Valazé, die genannten Minister und andre, deren Namen uns weniger begegnet sind. Gegen diese Verhaftung der girondistischen Häupter wagten nachher doch noch 73 Abgeordnete zu protestieren; auch sie wurden aus dem Konvente ausgestoßen und zur Haft verurteilt. Der Konvent sank nun bald zu einem Werkzeuge des Wohlfahrtsausschusses herab, des wahren Regenten Frankreichs, und das Revolutionstribunal wurde ein Blutgericht, das jede Regung der Opposition durch das Fallbeil zermalmte und durch Schrecken die Gemüter bändigte.

Neue Verfassung.

Der Konvent fühlte nun die Notwendigkeit, seine Thätigkeit, die einen ganz neuen Zustand geschaffen, durch eine neue **Verfassung** von rein demokratischem Charakter zu krönen. Hérault-Séchelles erhielt die Aufgabe, den Entwurf einer solchen zu fertigen. In welchem Sinne er an die Arbeit ging, beweist ein Brief an einen an der Nationalbibliothek beschäftigten Freund, worin er im Anschluß an die Mitteilung seines Auftrags ihn zum genannten Zwecke um die Übersendung der Gesetze des Minos (!) bittet. Am 7. Juni hatte er diesen Brief geschrieben, am 10. Juni war er mit seinem

Entwurf fertig, am 24. war dieser vom Konvent angenommen. Da diese Verfassung nie zu praktischer Wirkung gekommen ist, so können ihre Einzelheiten unerwähnt bleiben. Natürlich wurde sie zur Annahme einem Plebiszit unterbreitet, und da ergab sich, entsprechend früheren Beobachtungen, daß nur ein knappes Drittel der stimmberechtigten Urwähler ihrer Bürgerpflicht genügt hatten; es waren abgegeben worden 1 801 918 Ja und 11 610 Nein. — Im übrigen lag den leitenden Männern nichts an der Durchführung der Verfassung. Von rechtswegen hätte der Konvent nunmehr auseinandergehen und einer neuen Versammlung Platz machen müssen. Ein dementsprechender Antrag ward auch am 9. August von dem Abgeordneten Lacroix eingebracht, aber von Robespierre in einer giftigen Rede, die den Antrag als hinterlistig und seinen Urheber als einen von Pitt und Koburg Bestochenen denunzierte, aufs eifrigste bekämpft. Natürlich ergriff er die Gelegenheit, um zu versichern, wie furchtbar müde er jetzt gerade seines Mandates sei und wie nur die äußerste Bürgertugend ihn an seinem Platze halte.

Charlotte Corday.

Siebzehn von den verhafteten Girondisten, darunter Barbaroux, Guadet, Pétion, gelang es, sich der Haft zu entziehen; von diesen wandten sich mehrere flüchtig nach der Normandie und brachten die Landschaft in Bewegung gegen den Konvent; man begann Freiwillige zu sammeln, um gegen Paris zu marschieren. Diese Erregung ergriff auch Charlotte Corday und drückte ihr den Mordstahl gegen Marat in die Hand.

Marie Anne Charlotte de Corday d'Armans (oder Armont), geboren am 27. Juli 1768, war die Tochter eines wenig begüterten Landmannes in der Nähe von Caen, aus einer altadligen Familie entsprossen. Es lebte etwas von dem Geiste der Frau Roland in ihr; aus Plutarch hatte sie ihre Ideen von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes gezogen. Eine Unterredung mit dem flüchtigen Barbaroux befestigte sie in dem Vorsatze, eines der Häupter des Berges zu töten. Sie war wohl anfangs unschlüssig, auf wen ihr Mordstahl gezückt werden sollte. Einer der bekannten Blut- und Brandartikel des scheußlichen Marat ließ sie sich für diesen entscheiden. Am liebsten hätte sie ihn im Konvente selbst bei passender Gelegenheit niedergestoßen. Aber sie erfuhr von dem Abgeordneten Duperret, an den sie von Barbaroux ein Empfehlungsschreiben mitbrachte, daß er krank daheim liege. Nun mußte sie es anders versuchen. Sie käme, so schrieb sie Marat am 13. Juli, nach einem vergeblichen Versuche bei ihm vorgelassen zu werden, weil sie glaube, durch ihre Mitteilungen über die traurigen Verhältnisse in Caen ihn in den Stand zu setzen, dem Vaterlande einen großen Dienst zu leisten. Am selben Abend kam sie gegen ½8 Uhr noch einmal bei Marat vor, wurde aber wiederum von Marats Mätresse, der Cathérine Évrard, abgewiesen. Den dabei entstehenden Wortwechsel hörte der große Volkstribun und rief heraus, man solle das Mädchen hereinlassen. In ein schmutziges Hemd gehüllt, saß er in einer Badewanne, vor sich ein Pult haltend und fragte nach den Namen der nach Caen geflüchteten Girondins; indem er sie aufschrieb, sagte er: „In acht Tagen werden sie nicht mehr sein!" — da stieß sie ihm den Dolch mitten ins Herz.

Vier Tage später mußte sie das Schafott besteigen. Es war, als wenn eine Regung des Mitgefühls mit ihrer Schönheit und Jugend durch die gaffende Menge ginge; mit ruhiger Festigkeit in dem Gefühle, viele Unschuldige gerächt und manchem Unheil vorgebeugt zu haben, legte sie den Kopf auf den Block. — Von Bewunderung für sie hingerissen, ließ der Mainzer Adam Lux, der als Verehrer der Revolution mit Georg Forster nach Paris gekommen war, drei Tage nach ihrer Hinrichtung an den Straßenecken eine Aufforderung anschlagen, der Charlotte Corday eine Bildsäule zu errichten mit der Inschrift: „Größer als Brutus". Er erreichte damit, was er wollte: am 4. November legte er sein Haupt auf denselben Block, der ihm seit dem 17. Juli als ein Altar erschien.

Die Feier des 10. Aug. 1793.

Angesichts solcher Erscheinungen war es ganz angebracht, die Neugestaltung aller Dinge bei der nächsten Gelegenheit durch eine Festlichkeit großen Stils als eine ganz besondere Segnung des Himmels zu feiern. Man ersah dazu den 10. August, den Jahrestag des Tuileriensturmes aus, zugleich sollte die neue Verfassung damit inauguriert werden. Deshalb hatte man zugleich mit der Volksabstimmung in den einzelnen Departements die Wahl eines Abgeordneten zu diesem Feste angeordnet.

Der Plan zu dem Ganzen entstammte dem Kopfe des für die Revolution bis zum wahnwitzigen Fanatismus ergebenen Malers J. L. David. Beim ersten Sonnenstrahl sollten sich die Behörden, die Konventsmitglieder, alle die vielen Vertreter und Vereine auf dem Platze der früheren Bastille versammeln, „damit die Thatsache der Wiedergeburt Frankreichs mit dem

Corday darmont

93. Charlotte Corday.

Nach der Lithographie von Belliard, der für dieses durch Schönheit ausgezeichnete Werk von der französischen Akademie mit der goldenen Medaille gekrönt wurde.

Aufgange des Tagesgestirns zusammenfalle, bei dem die Natur vor Freude erzittert". — Auf dem Platze lagen Trümmer der einstigen „Zwingburg" umher, passend angebracht und mit geschickt zu diesem Zwecke gewählten Inschriften versehen. Da las man: „Ich sterbe hier seit 44 Jahren." „Tugendhaftigkeit führte mich hierher!" „Der Verführer meiner Frau brachte mich hierher!" „Meine Kinder, o meine Kinder!" „Vor meinen Augen wurde mir meine getreue Spinne zertreten!" u. s. w. Von diesen „Erinnerungen an die Verbrechen der Gewaltherrschaft" erhob sich das Auge empor zu einer riesigen Bildsäule der Natur. „Wir sind alle ihre Kinder!" stand auf dem Unterbau. Aus ihren Brüsten ergossen sich als Sinnbild ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit zwei Wasserstrahlen in ein weites Becken. Nach einer Ansprache an dieses Standbild durch Hérault-Séchelles, die in ihrer Phrasenhaftigkeit des Minosjüngers würdig war, füllte er ein altertümliches Gefäß, das er soeben als die Schale der Brüderlichkeit vorgestellt hatte, mit dem Wasser aus dem Becken, spendete nach antiker Sitte der Bildsäule ringsherum Trankopfer und trank dann selbst daraus. Das Gleiche thaten dann unter mancherlei erhebenden Äußerungen die Departementsabgeordneten und empfingen dabei den Bruderkuß.

Dann ordnete sich ein Festzug, der sich über die Boulevards in Bewegung setzte. Dabei kamen allerhand symbolische Festzeichen zu Tage; z. B. trugen die Jakobiner ein Banner, das ein durch die Wolken blickendes Auge zeigte: „das beruhigende und bedrohende Sinnbild des von ihnen geübten Wächterdienstes der Freiheit, dem kein Verräter entging noch entgehen wird". Dann kamen die Mitglieder des Konvents; acht von ihnen trugen, in der Mitte einherschreitend,



Digitized by Google

eine Lade, enthaltend Tafeln mit der Erklärung der Menschenrechte in der neuen Form und der sich daran anschließenden neuen Verfassung. Sonst war keine besondere Ordnung vorgesehen, grundsätzlich nicht, da ja Unterschiede aufgehört hatten. Schmied und Weber gingen neben dem Schärpe tragenden Maire oder dem schwarzen Federhute des Richters, der schwarze Sohn Afrikas Hand in Hand mit dem weißen Bruder. Bei dem völligen Daniederliegen der Landwirtschaft und dem thörichten Wüten des Jakobinertums gegen den fleißigen und erwerbenden Bauernstand mußte besonders ergötzlich erscheinen „ein zum Triumphwagen gewordener Pflug“, worauf ein greises Ehepaar von den eignen Kindern gezogen ward; das versinnbildlichte „die Hochachtung, die der Ackerbau und die kindliche Liebe in einer Republik genießen, und die Ehrerbietung, die ein freies und souveränes Volk dem Alter derer zollt, die es ernähren“. — Acht mit roten Federbüschen geschmückte Schimmel zogen einen Triumphwagen, auf dem eine große Urne mit der Asche der für die Freiheit gestorbenen Helden barg: „jedes Zeichen der Trauer hätte diese

94. Lazare Nicolas Marguerite Carnot.

Nach einem Kupferstiche von Laurens.

Verherrlichung entweiht“. Neben solcher phrasenhaften Symbolik fehlte auch die Wirklichkeit nicht. Die Kinder des Findelhauses mit ihren Wärterinnen, die Zöglinge der Blindenanstalt wurden einhergefahren. Es kamen auch die Heldinnen des 6. Oktober 1789 auf ihren Lafetten sitzend und wurden vom Vorsitzenden des Konvents mit einer geziemenden Ansprache begrüßt. „Welcher Anblick“, so begann er, „dieses von Heldenmut beseelte schwache Geschlecht! Freiheit, das ist eines deiner Wunder! Durch dich allein vermochten diese zarten Hände diese Feuerschlünde herbeizuschleppen!“ u. s. w.

Auf dem Platze Louis XV., nunmehr Revolutionsplatz geheißen, demselben, auf dem Louis XVI. hingerichtet worden war, stand eine Gestalt der Freiheit, natürlich auch mit allerhand sinnreichen Inschriften geziert. Davor hatte man einen Scheiterhaufen aufgeschichtet, auf den man die Abzeichen des gestürzten Königtumes gelegt hatte. Wiederum ließ sich, als der Zug angelangt war, Hérault-Séchelles vernehmen und ergriff dann eine bereit gehaltene Fackel, mit der er den Scheiterhaufen in Brand setzte. Während das Feuer die „verhaßten Erinnerungen“

Digitized by Google

verzehrte, wurden 3000 Vögel aller Art in Freiheit gesetzt und flatterten lustig empor; sie trugen dreifarbige Bändchen mit der Aufschrift: „Wir sind frei; folgt unserm Beispiel!“ —

Ähnliche Vorgänge wiederholten sich dann auf der Esplanade des Invalides und namentlich auf dem Marsfelde; doch es würde ermüden, diesen theatralischen Pomp und die immer neu belebte phrasenhafte Beredsamkeit Héraults bis zu Ende zu verfolgen.

Dem Zwecke straffer Zusammenfassung aller republikanischen Kräfte dienten die Maßregeln, welche der Wohlfahrtsausschuß im August und September 1793 traf. In diesen war Ende Juli auch Robespierre und im August Lazare Carnot eingetreten, der es verstand ganz Frankreich in ein einziges großes Heerlager zu verwandeln. Danton dagegen zog sich ganz von den politischen Geschäften zurück; er Straffere Zusammenfassung der republikanischen Kräfte.

95. Die Gleichheit: Flugblatt betreffend die Abschaffung der Orden.

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Nach einem Erlaß des Pariser Gemeinderates vom 17. August 1793 waren die Kohlenträger und die Ritter vom heiligen Ludwigsorden gehalten, auf dem Stadtamte das Abzeichen niederzulegen, das sie aus dem „ancien régime“ bewahrten. Sie sollten dafür eine Empfangsbescheinigung erhalten, und zwar sollte, um eine Vereinigung zustande zu bringen, die der Idee der Gleichheit würdig wäre, dasselbe Register, wo die Ablieferung der St. Ludwigskreuze verzeichnet wird, auch die Ablieferung der Medaillen der Kohlenträger enthalten. Der Generalrat derselben Gemeinde beschloß am 24. November, die Glockentürme niederzureißen, da sie andre Gebäude überragten und so den Grundsätzen der Gleichheit zu widersprechen schienen!

hatte sich im Sommer zum zweitenmal verheiratet und lebte großenteils in seiner Vaterstadt Arcis.

Eine Zwangsanleihe war schon früher beschlossen worden; jetzt wurde sie durchgeführt. Für jedes Mitglied einer Familie waren 1000 Frank Jahreseinkommen steuerfrei; überstieg aber das Familieneinkommen diesen Satz, so war davon bis zu 10000 Frank der zehnte Teil, über 10000 Frank der ganze Überschuß für ein Jahr als Steuer zu erlegen. Zugleich wurden alle Staatsschulden in das große Buch der öffentlichen Schuld eingetragen und dadurch auf gleichen Fuß der Gewährleistung gestellt. Die Levée en masse.

Am 23. August wurde dann die allgemeine Volkserhebung beschlossen. Diese sogenannte Levée en masse ist nie in dem Sinne ihrer Antragsteller Wirklichkeit geworden, auch nicht in dem Sinne ihres ersten Artikels, worin es mit gewohntem

Digitized by Google

Phrasengange heißt: „Die jungen Leute ziehen in den Kampf; die verheirateten Männer schmieden Waffen und tragen Lebensmittel herbei; die Weiber fertigen Zelte und Kleider und dienen in den Lazaretten; die Kinder zupfen altes Leinen zu Scharpie; die Greise lassen sich auf die öffentlichen Plätze tragen, um den Mut der Krieger anzuspornen und sie mit Haß gegen die Könige und Liebe zur Einheit der Republik zu erfüllen." Dagegen führte Carnot etwas durch, was in der vorangegangenen Heeresverfassung noch nicht enthalten war, allgemeine Dienstpflicht der wehrfähigen Jugend Frankreichs, ohne Möglichkeit sich durch einen andern vertreten zu lassen. Vor allem haben ins Feld zu ziehen alle unverheirateten jungen Leute und kinderlosen Witwer im Alter von 18—25 Jahren. In Wirklichkeit hat übrigens nicht diese Maßregel das Wunder der Befreiung Frankreichs gewirkt, sondern, wie noch des weiteren zu erzählen ist, im Osten der Hader Preußens und Österreichs um Polen und die Trennung der Engländer vom Prinzen von Koburg im Norden.

Die Revolutionsarmee des Innern.

Hinter sich durften die ins Feld rückenden Heere keine Verräter zurücklassen. Daher wurde die Aufstellung einer Revolutionsarmee von 6000 Mann verordnet, welcher die Aufrechthaltung des Friedens im Innern obliegen sollte. Ronsin wurde der Anführer dieser Truppe, deren Bestimmung die Vernichtung aller Anhänger des Königtums und der Girondisten war.

Gegen die geheimen Feinde der Freiheit war endlich das Gesetz gegen die Verdächtigen vom 17. September 1793 gerichtet, welches verstattete, jeden, dessen Gesinnung verdächtig erschien, für die Dauer des Krieges zu verhaften und bei Tage wie bei Nacht Haussuchungen bei ihm vorzunehmen. Verdächtig aber war jeder, der in irgend welchen Beziehungen zu einem Gegner der Bergpartei gestanden hatte, verdächtig, wenn er mit Ausgewanderten, mit eidweigernden Priestern, mit Adligen verwandt war oder auch nur in geschäftlicher Verbindung gestanden hatte, verdächtig, wer nicht über das neuerdings eingeführte Zeugnis der Gesinnungstüchtigkeit verfügte, das sogenannte Certificat de civisme. Es enthielt nichts, als unter der laufenden Nummer, den Worten Liberté-Égalité und dem Stempel der betreffenden Gemeinde, die Worte Carte civique, dann Namen, Wohnort, Straße, Sektion des Inhabers und schließlich sein Alter. An den beiden Seiten waren Departement und Kanton aufgedruckt.

Die Revolutionstribunale.

Auch in den Provinzialstädten wurden Revolutionstribunale eingerichtet, bei denen die Ansicht der Richter schon als Beweis galt, so daß das ganze Verfahren auf eine oberflächliche Feststellung der Identität des Angeklagten hinauslief. Die Adligen, jetzt Exnobles genannt, machte ihr früherer Stand, die Priester ihr jetziger Stand vor allen andern verdächtig. „Champigny", hieß es, „seid Ihr nicht ein Exnoble?" — „Ja." — „Der Nächste! Guidreville, seid Ihr ein Priester?" — „Ja, aber ich habe die Verfassung beschworen." — „Ihr habt nicht das Wort. Der Nächste! Bely, wart Ihr nicht Baumeister des Königs?" — „Ja, aber ich war schon 89 in Ungnade." — „Der Nächste! Gondrecourt, sitzt nicht Euer Schwiegervater im Luxembourg?" — „Ja." — „Der Nächste! Durfort, wart Ihr nicht Leibgardist?" — „Ja, aber ich war schon vor 89 entlassen." — „Schon gut!" — So hielten die Revolutionstribunale ihre Verhöre, so fällten sie auch ihre Urteile. Der Spruch war allemal: Tod!

Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger des Pariser Tribunals, ging anfänglich noch mit einiger Vorsicht zu Werke; aber bald wurde er so mordgierig, daß ihm verboten werden mußte, mehr als 60 Angeklagte an einem Tage vorzuführen und unter die Guillotine zu liefern. So nannte man, allerdings ganz ohne Grund, nach dem Pariser Arzte Guillotin das Fallbeil, vermittelst dessen die Hinrichtungen vollzogen wurden. Dieser, Deputierter des dritten Standes in Paris, hatte am 9. Oktober 1789 beantragt, anstatt des Henkers eine Maschine zur Vollstreckung der Hinrichtung anzuwenden. Die gesetzgebende Versammlung war auf diesen Antrag zurückgekommen und hatte, nachdem der ständige Sekretär der chirurgischen Akademie, Dr. Louis, in einem Gutachten vom 7. März 1792 sich günstig über Guillotins Antrag ausgesprochen, unter Leitung des Dr. Louis durch einen deutschen Mechaniker Schmidt eine solche Maschine nach dem Muster der in Schottland, Italien und den Niederlanden längst üblichen bauen lassen. Man nannte diese anfangs Louisette, später nach ihrem angeblichen Erfinder Guillotine. Versuchsweise war sie zuerst bei einem Straßenräuber am 25. April 1792 angewandt worden, dann regelmäßig seit dem 21. August 1792.

*Marie antoinette*

96. Marie Antoinettens letztes Bild, gemalt im Temple nach dem Tode Ludwigs XVI.

Nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters.

Digitized by Google

Am meisten waren dem Mißtrauen, das als „Staatsraison" nunmehr proklamiert war, die Generale bei der Armee ausgesetzt. Custine war vor den Österreichern zurückgewichen: er wurde enthauptet (28. August 1793). Bald nach ihm Houchard (17. November 1793), weil er zwar Dünkirchen von der Belagerung der Engländer befreit, aber infolgedessen den Österreichern bei der Eroberung von La Quesnoy nicht zuvorgekommen war. Luckner, der treffliche Pfälzer, der noch unter Friedrich dem Großen gedient hatte, war offenbar ein royalistischer Verschwörer. Als solcher wurde er am 4. April 1794 guillotiniert. Ein gleiches Schicksal traf den Grafen Beauharnais am 23. Juli 1794; seiner Gattin wartete dasselbe Los. Wenige Tage

97. Marie Antoinette vor dem Revolutionstribunal.
Nach Bouillon.

später, und die Befreiung Frankreichs von Robespierre wäre auch die des wackeren Soldaten gewesen; seine Witwe aber heiratete dann den Meister der Revolution. Von kleineren Heerführern, wie Miaczinski, den die werdende Freiheit Frankreichs aus dem geteilten Vaterlande nach Frankreich geführt hatte, u. a. braucht ihrer geringeren Bedeutung wegen nicht besonders die Rede zu sein. Auch wurden nun die noch erreichbaren Girondisten in strenges Gewahrsam gebracht.

Marie Antoinettes Ausgang.

Früher schon hatte dies Schicksal die Königin Marie Antoinette getroffen. In der Nacht des 11. Juli erschienen Beamte des Gemeinderats im Temple, weckten die Königin und verkündeten ihr den Befehl des Wohlfahrtsausschusses, daß sie von dem Dauphin getrennt werden solle. Voller Verzweiflung warf sie sich über das Bett des Knaben und leistete den Schergen Widerstand. Keine Drohung half: da

Digitized by Google

Hinrichtung der Girondisten.

Digitized by Google

Marie
Antoinett
Ausgang

ergriff einer der Beamten die junge Prinzessin und erklärte, er würde das Mädchen töten, wenn die Königin den Sohn nicht ausliefere. Sie brach zusammen und gab den Knaben hin, um die Tochter zu retten. Nach dieser grauenvollen Nacht ließ sie alles teilnahmlos über sich ergehen.

Am 2. August trennte man sie auch von ihrer Tochter und Schwägerin und brachte sie in das Gefängnis der Conciergerie, wo sie traurige Wochen der Einsamkeit und Entbehrung verlebte, nur durch die Teilnahme der Frau des Schließers Richard getröstet. Ein Versuch, ihr Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen, mißlang. Am 14. Oktober wurde die Schwergeprüfte vor das Revolutionstribunal geführt; ihr Haar war grau geworden, ihr Kleid zerlumpt, aber aus ihrem Gesichte sprach so viel ruhige Würde, daß selbst diese Zuschauer ein Gefühl der Ehrfurcht überkam. An diesem Tage dauerte das Verhör mit einer zweistündigen Unterbrechung von 9½ Uhr des Morgens bis abends 11 Uhr; es wurde am 15. Oktober fortgesetzt und dauerte von 9 Uhr früh wieder mit zweistündiger Unterbrechung bis in die Morgenstunden des 16. Oktober.

Fouquier-Tinville wußte in seiner langen Anklagerede nichts andres gegen die „Witwe Capet" vorzubringen, als alte Hofklatschereien, welche die Abneigung des Volkes gegen sie erklären sollten, und die Behauptung, daß sie Mitschuldige der „Verschwörung" des 10. August wäre. Die Königin lehnte mit kurzen, bestimmten Antworten diese Anschuldigungen ab: sie wußte, daß ihr Urteil schon im voraus fest stand. Da trat Hébert mit der Beschuldigung der Unsittlichkeit gegen sie auf: die Aussagen des Dauphin, eines achtjährigen Knaben, sollten es beweisen. Sie antwortete darauf nicht, und der Vorsitzende, ein gewisser Herman, ging mit Stillschweigen über diese Scheußlichkeit hinweg. Einer der Geschworenen aber erinnerte daran. Kaum im stande ihren tiefen Unwillen zu bemeistern, antwortete sie mit halberstickter Stimme: „Die Natur sträubt sich, auf eine solche, einer Mutter gemachte Anschuldigung zu erwidern. Ich rufe alle Mütter auf, die sich etwa hier befinden." Diese Worte machten tiefen Eindruck; die anwesenden Frauen richteten murrend ihre Blicke auf Hébert; die Richter wagten keine Frage weiter. Mit Eifer erfüllten ihre beiden gerichtlichen Verteidiger ihre Pflicht, aber alle Worte verhallten wirkungslos. Bald nach 4 Uhr sprach man das Todesurteil, das sie mit voller Seelenruhe anhörte.

Gegen halb 5 Uhr morgens kehrte die Königin in ihr Gefängnis zurück; ein Thränenstrom und ein erschütternder Brief an ihre Schwägerin, die Madame Elisabeth, der noch erhalten ist, erleichterten ihr Herz, dann schlief sie ruhig ein. Nach zwei Stunden wurde sie geweckt; jedoch erst nach 11 Uhr erschien der Richtkarren, der sie zum Tode führen sollte. Sie bestieg ihn, in einen ärmlichen Morgenanzug von weißem Pikee gekleidet, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden; ein beeidigter Priester begleitete sie. Ohne Stolz, aber auch ohne Niedergeschlagenheit blickte sie auf die dichte Volksmenge hin, aus der einzelne Stimmen: „Nieder mit der Tyrannin!" schrieen. Schnellen Schrittes stieg sie die Stufen zum Schafotte hinauf; noch einmal sah sie hinüber nach dem Tuileriengarten: wehmütige Erinnerungen tauchten in ihr auf; ein Lebewohl an ihre Kinder war ihr letztes Wort. —

Acht Tage nachher, am 24. Oktober, begann das Verhör der Girondisten; man beschuldigte sie einer Verschwörung gegen die Einheit und Unteilbarkeit der Republik und gegen die Freiheit und Sicherheit des französischen Volkes. Die Haltung der Angeklagten entbehrte vielfach der würdigen Haltung, die sie einem unabänderlichen Schicksale gegenüber hätten zeigen sollen. Sie suchten sich herauszureden und die Schuld, deren man sie zieh, auf andre abzuwälzen. Doch auch jetzt zeigten sie sich als Meister der Rede. Vergniaud zumeist bewegte die Gemüter. „Was war zu thun", schloß er

Hinrichtung der Girondisten.

seine Rede, „um den Triumph der Republik zu sichern? Ich habe es gethan! Was bleibt noch zu thun, um die Republik durch das Beispiel ihrer energischsten Söhne zu befestigen? Zu sterben! Ich werde es thun!“ Immer mehr wandte sich die Teilnahme den Angeklagten zu: daher wurde nach fünftägigen Verhandlungen plötzlich das Verhör abgebrochen und das Urteil ohne weiteres gefällt. Es geschah das auf Grund eines soeben von Robespierre eingebrachten Gesetzes, daß eine Verhandlung vor dem Revolutionsgericht, wenn sie länger als drei Tage gedauert habe, abgebrochen und zur sofortigen Urteilsfällung verschritten werden könne, wenn die Geschworenen nach vorangegangener Anfrage des Vorsitzenden erklärt hätten, daß ihr Gewissen nunmehr genügend aufgeklärt sei. Da zog Valazé einen Dolch hervor und erstach sich. Die übrigen 19 Verurteilten wurden nach der Conciergerie zurückgebracht. In Heiterkeit verbrachten sie ihre letzte Nacht; mit fröhlicher Fassung, wie die alten Griechen, wollten sie in den Tod gehen. Ein festliches Mahl stand bereit, mit Blumen und Lichterglanz war die Tafel geschmückt; so entflohen ihnen die letzten Stunden unter herzlichsten Freundesgesprächen. Mit dem Anbruch des Tages — es war der 31. Oktober — bestiegen sie die Richtkarren und stimmten die Marseillaise an.

„Lieber Tod als Sklaverei,
Das ist die Losung der Franzosen!“

sangen sie, zum Schafotte hinaufsteigend. Das Fallbeil erst machte dem Gesange ein Ende. Vergniaud war der letzte, der niederkniete. „Doktor“, sagte er in sokratischer Stimmung zu dem Arzte Lehardy, der neben ihm stand, „opfere dem Äskulap 20 Hähne; alle deine Kranken sind geheilt!“

Auch von den früher geflüchteten Girondisten wurden mehrere ergriffen und hingerichtet, wie Guadet und Salles. Barbaroux, der Flucht satt, erschoß sich, Rebequi stürzte sich in die Garonne, die Leichen Pétions und Buzots fand man in den Feldern an der Gironde, von Wölfen halb zerrissen; nur wenige entkamen, unter ihnen Isnard.

Bis zum Ende des Jahres dauerte die grauenvolle Geschäftigkeit Fouquier-Tinvilles. Der Herzog von Orléans, „Bürger Gleichheit“, wurde aus Marseille, wohin er verbannt worden war, herbeigeholt, um alsbald in stumpfer Gleichgültigkeit unter der Guillotine zu enden (6. November 1793). Bald darauf folgte ihm Frau Roland (9. November 1793); selbst in der Conciergerie noch hatte sie ihren Salon gehalten: in einem Winkel des großen Gefängnissaales versammelten sich zu regelmäßigen Stunden die alten Freunde um sie und vergaßen in geistreichen Gesprächen die Not der Gegenwart. Ihre Bekenntnisse, die Frau Roland im Gefängnisse schrieb — sie nannte sie ihre „Berufung an die Nachwelt“ — bezeugen den nicht gewöhnlichen Geist der Frau, die mit der für sie allerdings kaum berechtigten Anklage aus dem Leben schied: „Freiheit, wie viele Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ Als ihr Mann, flüchtig bei Paris umherirrend, ihren Tod vernahm, stürzte er sich nach Römerart in sein Schwert. — Auch der greise Bailly fiel unter der Guillotine (12. November 1793), und der früher hochgefeierte Barnave (29. November 1793); Clavière gab sich selbst im Gefängnisse den Tod (8. Dezember 1793); auch die frühere Mätresse Ludwigs XV., Madame Dubarry, die mit Thränen die Henkersknechte auf dem Schafotte um Aufschub bat, erlitt jetzt ihr allerdings reichlich verdientes Schicksal (6. Dezember 1793, geb. 19. August 1746). Im ganzen fanden bis Ende Oktober 98 Hinrichtungen statt, darauf 54 im November, 72 im Dezember.

Ausschreitungen gegen die christliche Religion.
Die Unterwerfung der Provinzen.

Das Verlangen, mit allem geschichtlich Gewordenen aufzuräumen, führte zu der Einführung des sehr zweckmäßigen **Dezimalsystems**. Als Rechnungseinheit wurde der vierzigmillionste Teil des Erdumfanges — ein Meter genannt — zu Grunde gelegt = 3' 2" 3'''; dabei wurden die lateinischen Zahlwörter zur Bezeichnung der Teilungen, die griechischen zur Bezeichnung der Vervielfachungen angewandt. Darauf wurde das Flächen-, Körper- und Hohlmaß gegründet, und auch die Gewichtseinheit durch das Gewicht eines bestimmten Hohlmaßes voll destillierten Wassers gewonnen. Das Dezimalsystem.

Dies System auch auf die **Zeiteinteilung** anzuwenden, scheiterte an der Unmöglichkeit, alle Uhren in Frankreich zu ändern. Man beschied sich, dem Tage 24 Stunden und auch dem Jahre 12 Monate zu lassen, schuf aber am 24. November 1793 entsprechend einem Antrage des Abgeordneten Fabre d'Eglantine vom 24. Oktober einen neuen **Kalender**. Man zählte nun nicht mehr nach den Jahren seit Christi Geburt, sondern zählte von der Einrichtung der Republik an, also vom 22. Sept. 1792. Die Monatsnamen wurden umgeändert, sie sollten nach Naturerscheinungen, insbesondere solchen, die die Landwirtschaft beeinflußten, genannt werden. Neue Zeiteinteilung.

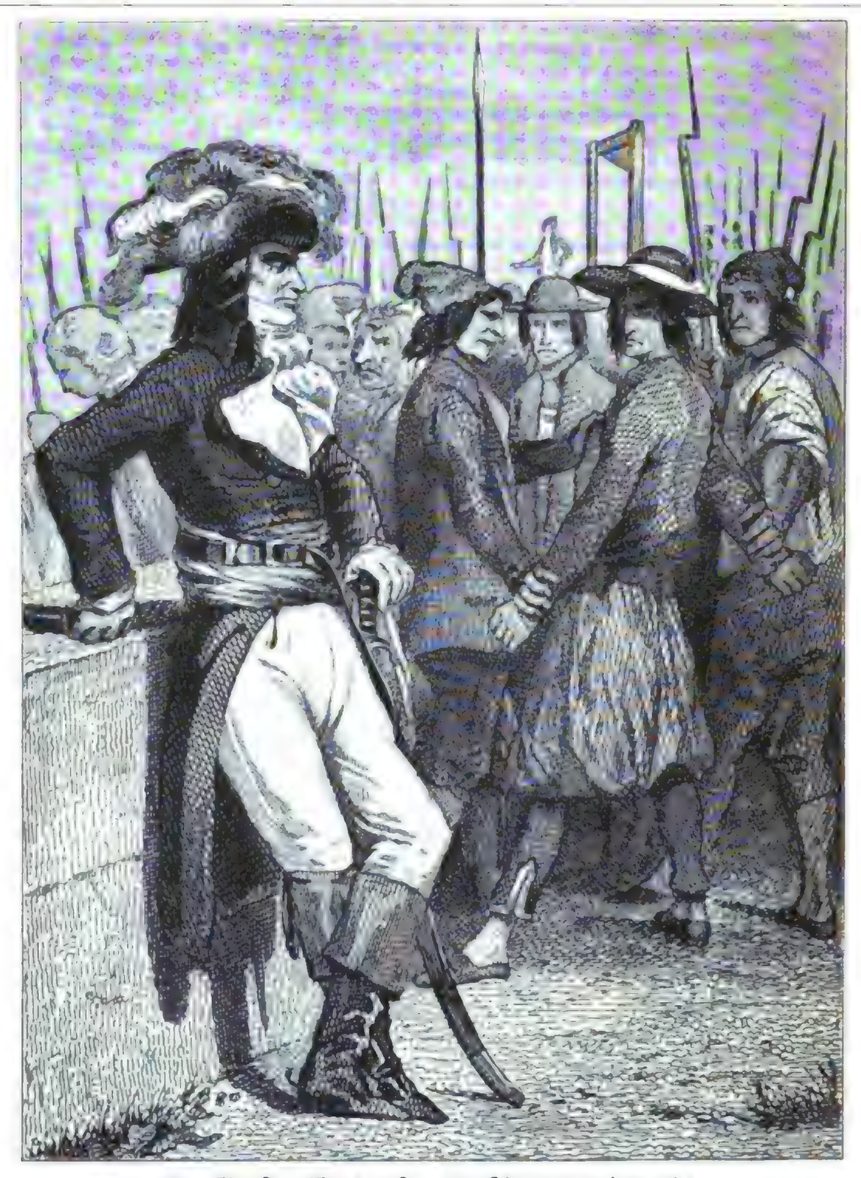
Die Namen der 12 Monate, vom 22. September an zu zählen, sind folgende: **Vendémiaire** (Winzermonat = 22. September bis 21. Oktober); **Brumaire** (Nebelmonat, 22. Oktober bis 21. November); **Frimaire** (Reifmonat, November bis Dezember); **Nivose** (Schneemonat, Dezember bis Januar); **Ventose** (Windmonat, Januar bis Februar); **Pluviose** (Regenmonat, Februar bis März); **Germinal** (Keimmonat, März bis April); **Floréal** (Blumenmonat, April bis Mai); **Prairial** (Wiesenmonat, Mai bis Juni); **Messidor** (Erntemonat, Juni bis Juli); **Thermidor** (Hitzemonat, Juli bis August); **Fructidor** (Fruchtmonat, August bis September).

Statt der Woche wurde die **Dekade**, ein Zeitraum von zehn Tagen eingeführt, mit neuen Namen für die einzelnen Tage: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi, Decadi. Drei solcher Dekaden bildeten einen Monat; die fünf, in einem Schaltjahre sechs, überschießenden Tage erhielten den Namen jours complémentaires oder auch **jours epagomènes**, für welche gelehrte Bezeichnung Fabre d'Eglantine auch den Namen **jours sansculottides** vorschlug, da ja die gallischen Stammväter auch keine Hosen getragen hätten. Diese Schalttage waren nationalen Festen geweiht, nämlich den Festen der Tugenden, des Genies, der Arbeit, der öffentlichen Meinung, der Belohnungen. Den Zeitraum von drei Gemeinjahren und einem Schaltjahre nannte man eine **Franciade**. — Napoléon I. veranlaßte einen Senatsbeschluß vom 9. September 1805, durch den der republikanische Kalender offiziell begraben wurde, nachdem man schon lange in der Praxis nach ihm zu rechnen aufgehört hatte.

Endlich wurde das Dezimalsystem auch auf die **Münzeinteilung** in Anwendung gebracht; an die Stelle des Livre trat durch das Gesetz vom 18. Germinal des Jahres III (= 8. April 1795) der Frank; 1 Frank = 10 × 10 Centimes.

Lange schon zeigte sich offenbare Feindseligkeit gegen das **Christentum** und seine Ordnungen; die Führer der Revolution hielten es für notwendig, auch die Religion zu „republikanisieren". Bei den Jakobinern wurde es Brauch, die christlichen Vornamen gegen heidnische zu vertauschen; neben einem Anacharsis Cloots erschien bald Anaxagoras Chaumette und Aristides Couthon; ein Pariser taufte sein Kind Mirabeau-Pétion, ein andrer Dumouriez-Republik. Feindseligkeit gegen das Christentum.

Rohe Störung der christlichen Feste war nicht ungewöhnlich. Maßregeln gegen die Kirche ergriff, trotzdem die Nationalversammlung die Priester zu Beamten des Staats gemacht hatte, die gesetzgebende Versammlung: diese verbot das kirchliche Kostüm, sie führte die Zivilstandsregister für Geburten, Heiraten und Todesfälle ein, sie ordnete die bürgerliche Trauung an und erklärte auch die Scheidung der Ehe für zulässig. Der Konvent beseitigte dann die Ehelosigkeit der Priester. Der Gemeinderat fügte auf das Betreiben des Syndikus **Chaumette**, welcher sich in ruchlosen Reden gegen Gott und das Christentum erging, die Abschaffung der Weihnachtsmesse hinzu, und **Gobel**, der Erzbischof von Paris, überreichte dem Konvente selbst die Zeichen



98. Ein Kommissar des Konvents (Répresentant du peuple).
Nach dem Gemälde von H. Baron gestochen von L. Massard.

seiner kirchlichen Würde, Ring und Kreuz, da es jetzt keinen andern Kultus, als den der Freiheit und „heiligen“ Gleichheit gäbe; der Präsident umarmte ihn und erklärte, Übung der Tugend sei der Kultus des höchsten Wesens, dies wolle aber keinen andern als den der Vernunft. Darauf wurde Chaumettes Antrag, die Kirche Notre Dame dem Kultus der Vernunft einzuräumen, genehmigt.

Das Fest der Vernunft.

Drei Tage nach dieser Verhandlung — am 10. November 1793 — wurde nun hier das Fest der Vernunft gefeiert; die schöne Frau des Buchdruckers Momoro, in weißer Tunika mit blauem Überwurf, die rote Jakobinermütze auf dem Kopfe, stellte die Freiheit dar; weißgekleidete Mädchen, mit Eichenlaub bekränzt und leuchtende Fackeln in den Händen, umtanzten sie. Auf besondere Einladung erschien auch der Konvent,

Digitized by Google

(?.) am 16. Oktober 1793.

Digitized by Google

Das Fest der Vernunft.

Digitized by Google

(V.) am 16. Oktober 1793.

Digitized by Google

um in die Hymnen an die Vernunft einzustimmen. Zum Schluß wurden alle die Anwesenden auf Kosten der Stadt bewirtet, wenn auch nur mit Knackwurst und Heringen.

Der Konvent forderte nunmehr die Geistlichen auf, dem Christentume zu entsagen, der Gemeinderat aber erließ die Verordnung, alle Kirchen zu schließen und die Priester unter Polizeiaufsicht zu stellen. Hébert wollte zudem alle Kirchtürme abtragen lassen, da sie dem Grundsatze der Gleichheit zuwider wären. Nach ihm erhielt die ganze Partei, die immerhin nur eine besondere Fraktion der Jakobiner blieb, den Namen Hébertisten. Danton vernahm in seiner ländlichen Zurückgezogenheit von diesem Unfuge: am 26. November erschien er unerwartet im Konvente und verlangte, daß den antireligiösen Maskeraden ein Ende gemacht würde. Hébert mußte sich beugen, der Gemeinderat nahm seine Verordnung zurück. Am 6. Dezember bestimmte der Konvent **Freiheit aller Kulte**. Danton für die Freiheit aller Kulte.

Über alledem hatte der Konvent die Empörung, welche fast den ganzen Westen und Süden Frankreichs gegen die Jakobinerherrschaft durchwogte, niemals aus den Augen verloren. Die Männer, die hier die Leitung hatten, sahen mit jedem Tage mehr ein, daß ihre Herrschaft, namentlich in den Provinzen, lediglich durch eine Herrschaft des Schreckens aufrecht erhalten werden könne; diese Herrschaft des Schreckens konnte aber nur mit Hilfe des entfesselten Proletariats durchgeführt werden. Rasch wurden Truppen nach allen Richtungen ausgesandt, durch welche die **Kommissare** des Konvents die erschütterte Macht des Berges wiederherstellten. Revolutionstribunale wurden eingerichtet, die im Verein mit außerordentlichen Kriegsgerichten, sobald der Aufstand niedergeworfen war, alles vernichteten, was an der Empörung teilgenommen hatte oder rebellischer Gesinnung auch nur verdächtig war. Allenthalben leistete dabei der Straßenpöbel wesentliche Dienste. Brot- und Geldverteilungen, ermöglicht durch die Verfolgung der Besitzenden, fesselten ihn an die Sache des Schreckens. Niederwerfung der empörten Provinzen.

In der **Bretagne** stellte Danton bald die Ruhe durch Waffengewalt wieder her. Nach kurzem Kampfe erlag **Marseille**, doch gelang es wenigstens den Häuptern der Empörung nach Toulon zu entkommen; kaum ernstliche Gegenwehr versuchte **Bordeaux**, die Hauptstadt der Gironde, das für die Girondisten die Waffen erhoben hatte. Hier herrschte **Tallien** als Kommissar; unter seinem Fenster war die Guillotine errichtet, doch zeigte er sich den schmeichelnden Bitten der **Frau von Fontenay**, welche sich für gar manchen der Angeklagten verwandte, nicht unzugänglich. Sie heiratete ihn dann und hat auch später in der Zeit des äußersten Schreckens sich als guter Engel bewährt. Seine Nachfolger indes wüteten um so gräßlicher.

Endlich widerstanden nur noch Lyon und Toulon. Ein furchtbares Bombardement, Hungersnot in der Stadt und zuletzt das Mißlingen eines kühnen Ausfalles brachten **Lyon** am 9. Oktober 1793 zur Ergebung. Ein entsetzliches Strafgericht erging über die Stadt; Kommissare waren der nichtswürdige **Collot d'Herbois**, der einmal früher als Schauspieler von den Lyonern ausgepfiffen worden sein sollte, und **Fouché**. Sie erschienen, nachdem der Konvent das Todesurteil über die abtrünnige Stadt gefällt hatte, Anfang November. Die Guillotine arbeitete ihnen viel zu langsam; haufenweise ließen sie die Verurteilten durch Kartätschen niederschießen. Lyon.

Mit einem Feste zu Ehren Chaliers, eines Jakobinerführers, den die Gegenrevolution zu Lyon hatte hinrichten lassen, begann am 10. November die Wirksamkeit der Konventsdeputierten. Ein Esel wurde mit einer Bischofsmütze geschmückt, aus einem geweihten Kelche getränkt, an seinen Schweif ein Kreuz und eine Bibel gebunden. Dann ging man an die Ausführung des Konventsbeschlusses vom 12. Oktober, an dessen Schlusse es hieß: „Die Stadt Lyon wird vernichtet; alles, was von den Reichen bewohnt war, wird geschleift; es wird nichts stehen bleiben, als die Hütte des Armen, die Wohnungen der erwürgten oder geächteten Patrioten, die Gebäude, die dem Gewerbfleiße und die Denkmäler, die der Menschlichkeit und dem öffentlichen Unterricht geweiht sind. Der Name Lyon wird gestrichen von der Städtetafel der Republik. Die Ansammlung der stehen gebliebenen Häuser wird fortan „die befreite Stadt" (la ville affranchie) genannt werden. Auf den Trümmern von Lyon soll sich eine Säule erheben, um der Nachwelt die Verbrechen und

die Bestrafung der Royalisten dieser Stadt zu bezeugen; sie wird die Inschrift tragen: „Lyon führte Krieg gegen die Freiheit — Lyon ist nicht mehr!" — Als zur Fassung dieses Beschlusses im Pariser Gemeinderate einmal bemerkt wurde, daß die gänzliche Zerstörung Lyons dem gesamten französischen Handel, den Gewerben und Künsten eine tödliche Wunde schlagen würde, antwortete Hébert recht bezeichnend, Handel, Gewerbe und Künste seien die geborenen Feinde der Freiheit.

In diesem Sinne begannen die Konventsabgeordneten zu wüten; nach dem Eingangssatze ihrer Instruktion war ja denen, die im Sinne der Republik handeln, alles erlaubt. Die Zerstörung der Häuser wurde mit Eifer betrieben; allmählich waren 14000 Arbeiter damit beschäftigt. Die Hinrichtungen kamen aber erst in Schwung, als am 15. November der verruchte Ronsin mit seinen Horden anlangte. Am 4. Dezember begannen die Massenhinrichtungen durch Kartätschenfeuer; in Stadt Lyon wurden auf diese Weise 484 Menschen umgebracht, 101 mit der Guillotine hingerichtet (Dezember), im Departement aber sollen nach niedrigster Angabe 1600, nach höchster 6000 Opfer gefallen sein. Mit dem Morde gingen Plünderung und Bestialität Hand in Hand. Collot d'Herbois verfuhr ganz nach Art eines orientalischen Sultans, auch was äußeren Prunk anlangte.

99. Füsilladen zu Lyon am 14. Dezember 1793.
Nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux gestochen von Choffard.

Toulon. Während dieser Greuel in Lyon hielt die Bürgerschaft von Toulon ihren Widerstand noch aufrecht. Die Stadt wurde von 16000 Engländern, Spaniern, Neapolitanern, Piemontesen und Toulonerr Nationalgarden verteidigt und von der Seeseite her durch die auf der Reede ankernde englische Flotte beschützt. Lange waren alle Angriffe vergebens, bis endlich das Genie des Kommandeurs der Belagerungsartillerie Buonaparte den Fall der Stadt entschied.

Die Auslieferung von Toulon an die Engländer hatte in der Nacht vom 27.—28. August 1793 stattgefunden. Doch unter der Besatzung bestand ebensowenig Einigkeit, wie unter den Einwohnern. Man hatte zwar sofort Ludwig XVII. als König ausgerufen, aber sofort traten sich Royalisten alten Schlags und Konstitutionelle gegenüber sowohl in Glaubens-, als in politischen Fragen. Jene lehnten sich an die Spanier, diese an die Engländer an, so daß man über

allem Hader und gegenseitigem Mißtrauen zu keinem namhaften Vorstoße gegen die belagernden Republikaner kam. Zum Glücke befehligte diese ein ganz unfähiger Konventsgeneral, Carteaux, seines Zeichens eigentlich ein Stubenmaler. Er fand es zweckmäßig, seine Batterien eine Meile weit von den Feinden anzulegen, wie der am 13. September bei ihm anlangende Artilleriehauptmann Buonaparte mit einigem Staunen wahrnahm. An seine Stelle trat Mitte Oktober Doppet, ein früherer Arzt; d. h. um diese Zeit erfolgte seine Ernennung durch den Wohlfahrtsausschuß, aber erst am 9. Oktober erschien er vor Toulon, um einesteils am nächsten Tage zu erfahren, daß er schon wieder durch einen andern ersetzt sei und andernteils eine Probe seiner erbärmlichen Feigheit abzulegen. An seine Stelle trat Dugommier, endlich ein wirklicher und tüchtiger Soldat, wie übrigens das Belagerungsheer einen solchen schon in der Persönlichkeit des Generals Lapoype hatte; aber der war bei den Hébertisten nicht gut angeschrieben. Der Hauptmann Buonaparte war unterdessen an Stelle des verwundeten Domnartin Chef der Artillerie geworden und hatte durch beständiges Drängen und Treiben seinen Park auf 200 Geschütze gebracht.

100. **Jacques Cathelineau, Obergeneral der Vendéer.**

**Nach einer Lithographie.**

Cathelineau

Bald nach dieser Beförderung (20. Oktober 1793) trat er mit seinem Plan zur Eroberung der Stadt auf. Südwestlich von Toulon springt in den Hafen von Toulon eine Halbinsel vor, **le Caire** genannt, die durch drei Forts bewehrt war, Mulgrave, L'Eguillette und Balaguier. Das erstgenannte von ihnen galt für uneinnehmbar und wurde daher „Klein-Gibraltar“ genannt. Daß dies der Schlüssel zur Stellung der Engländer sei, hatte Buonaparte von allem Anfang erkannt: waren diese Forts erobert, so blieb den Feinden, wenn sie nicht ihre Flotte von den französischen Kanonen vernichtet sehen wollten, nur ein rascher Rückzug übrig. General Dugommier war leicht für den Plan zu gewinnen und ließ, nachdem er noch einige Verstärkungen erhalten, am 14. Dezember durch die gesamte Artillerie Buonapartes, der inzwischen Oberst geworden war, ein furchtbares Feuer auf Klein-Gibraltar eröffnen. In der Nacht vom 16.—17. Dezember wurde Fort Mulgrave mit Sturm genommen, bis Mittag dauerte der Kampf um die beiden andern Forts; da war die Halbinsel **le Caire** in den Händen der republikanischen Truppen.

Und wie Buonaparte vorausgesetzt: nach dem Verluste der Außenwerke konnte die englische Flotte auf der Reede sich nicht mehr halten, sofort rüsteten die Engländer zum Abzug. Mit äußerster Bestürzung bemerkte dies die Bürgerschaft von Toulon. Unter dem Feuer der feindlichen Kanonen suchte sie sich nach den englischen Schiffen zu retten; vielfach kenterten die zu stark beladenen Boote oder wurden von Geschützkugeln zerschmettert. Etwa 4000 Bewohnern gelang es sich zu retten. Am 18. Dezember ging die Flotte, nachdem sie das Arsenal und die im Hafen befindlichen französischen Schiffe in Brand gesteckt hatte, in See. Am 19. Dezember hielten die Sieger ihren Einzug in die verödete Stadt, mit ihnen die Konventskommissare,

Digitized by Google

Fréron an der Spitze, die selbst hier, wo sich der bessere Teil der Einwohnerschaft geflüchtet hatte, doch noch auf infame Weise ein paar Hundert Opfer ihrer Mordsucht zusammen brachten. Den Obersten Buonaparte aber ernannten sie am 22. Dezember zum Brigadegeneral und am 19. Januar 1794 bestätigte der Wohlfahrtsausschuß diese Beförderung!

Die Vendée. Jetzt widerstand dem Konvente nur noch die royalistisch gesinnte Vendée. In ihren von hohen Hecken eingehegten, von Gräben durchzogenen Feldern an der Loiremündung, war den handfesten Bauern schwer beizukommen, die Ludwig XVII. als ihren König ausgerufen hatten. Ihnen schlossen sich in großen Scharen waffenkundige, unternehmende Leute aus der Nachbarschaft und von der Küste an, meist bretagnische Schmuggler, Chouans, d. i. Nachteulen genannt. Auch die Engländer leisteten manche Hilfe.

Sengend und brennend drang Westermann in die Vendée ein; allein die Insurgenten schlugen ihn und töteten zur Strafe für die verübten Schandthaten alle Gefangenen. Ihr Anführer war der Fuhrmann Cathelineau, während die Verteidigung der sümpfereichen Küsten der Marineoffizier Charette leitete, unterstützt von dem früheren Gehegereiter Stofflet. Sie wagten nun am 29. Juni einen Angriff auf Nantes, um sich der Loire zu bemächtigen, jedoch erfolglos; Cathelineau fiel im Kampfe. Doch gelang der Übergang über die Loire.

Mit wechselndem Erfolge wurde hin und her gekämpft, bis Kleber die wohlgeschulte Mainzer Besatzung herbeiführte und mit dieser Charette sehr in die Enge trieb. Allein diesen Erfolg hatte bald die Niederlage, welche Santerres Armee erlitt, wieder ausgeglichen. Die Vendéer vereinigten jetzt ihre gesamten Mannschaften, besiegten bei Torfou die Gegner, eroberten gegen 100 Kanonen und machten mehrere Tausend Gefangene. Sobald sie sich jedoch wieder teilten, griff Kleber von Nantes und Westermann von Süden her sie an: bei Cholet erlitten sie am 17. Oktober 1793 eine so furchtbare Niederlage, daß Barère im Konvente berichtete: „Die Vendée ist nicht mehr!“ — Dann mißlang durch plötzliche Panik ein in der Nacht vom 14.—15. November unternommener Sturm auf das Städtchen Granville in der Normandie, durch dessen Besitz man in Verbindung mit den Engländern auf den Kanalinseln treten wollte. Da man infolge dieses Mißlingens keinen festen Punkt zur Stütze in Händen hatte, suchte man in wilder Flucht die Loire zu erreichen. Die fliehenden Scharen wurden aber bei Angers zurückgeworfen und drangen nun am 10. Dezember in Le Mans ein; zwei Tage später richteten unter ihnen die Generale Kleber und Westermann ein furchtbares Blutbad an, das 15 Stunden dauerte. La Rochejaquelin und Stofflet entkamen mit 18 Mann und setzten bei Ancenis über die Loire; ein zweiter großer Rest wurde am 23. Dezember von der Konventsarmee vernichtet. Jetzt erst hatte das Wort Barères Geltung.

Carrier in Nantes. Es begann ein entsetzliches Strafgericht: in Nantes wütete als Konventskommissar Carrier; in Angers Francastel und Hentz. Zu Tausenden wurden die Angeschuldigten in feuchte, eiskalte Kerker geworfen; faules Stroh war ihr Lager, ein halbes Pfund Brot und Wasser ihre tägliche Nahrung; pestartige Krankheiten brachen aus, Tote, Kranke und Gesunde lagen durcheinander in den Kerkern. Mit dem verworfensten Gesindel waren das Revolutionstribunal und die Kriegsgerichte besetzt: die Guillotine arbeitete vom frühen Morgen bis zum Abend ohne Unterbrechung; 4000 Gefangene wurden erschossen. Noch zu langsam ging den Wüterichen die Blutarbeit der Guillotine: massenhafte Ersäufungen wurden jeden Tag vorgenommen; Fahrzeuge mit Klappen im Boden wurden gebaut, um mitten auf dem Strome versenkt zu werden. Tausende fanden auf diesen ihr Ende, sogar 600 Kinder mußten — wie es die Scheusale nannten — aus der großen Schale trinken. Bestialische Roheit und bluttriefender Henkersinn feierten ihre Orgien in der Vernichtung von 40000 Menschenleben: und doch ward der Heldenmut der königstreuen Kämpfer in der Vendée nur gebeugt, nicht gebrochen.

## Fortsetzung des Koalitionskrieges (1793).
## Die Vernichtung der Hébertisten und Dantons.

Mit den günstigsten Aussichten hatten die Verbündeten den Feldzug des Jahres 1793 begonnen: die Österreicher unter dem Prinzen von Koburg hatten Dumouriez geschlagen, die Preußen Mainz wiedererobert, die Besatzung aber unter der Bedingung freigelassen, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu kämpfen; sie hatte sich gegen die Vendée gewandt. Allein die Koalition nutzte ihre Siege nicht aus: sie entzweite

101. General Lazare Hoche.
Nach dem Gemälde von Ursule Claudine Marie Boze.

sich über der Frage der Teilung Polens, während Frankreich in Carnot einen militärischen Organisator ersten Ranges erhielt. Ihm verdankte Frankreich seine militärische Neugestaltung und seine Widerstandsfähigkeit. Es ist eine Fabel, daß der Terrorismus die Befreiung Frankreichs erwirkt habe.

Lazare Carnot, geboren 13. Mai 1753, war unter einer großen Geschwisterzahl sehr streng erzogen; zuerst für den geistlichen Stand bestimmt, kam er später auf die Ingenieurschule, auf der seine „Lobrede auf Vauban“ Aufsehen machte; von frühauf beschäftigte er sich mit neuen Erfindungen. Im Wohlfahrtsausschuß übernahm er die Leitung der militärischen Angelegenheiten, stets besorgt, den Armeen im Felde gute Offiziere und einen einsichtigen Generalstab zu geben. Carnot.

An Mannschaft fehlte es den französischen Heeren infolge des allgemeinen Aufgebots nicht; auch Kanonen besaßen sie in Menge, waren doch an vielen Orten die Kirchenglocken dazu eingeschmolzen worden. Aber es fehlte den Truppen an Übung und Erfahrung und namentlich an Offizieren, die ihr Handwerk verstanden. Gerade diesem Übelstande suchte Carnot abzuhelfen, indem er mit staunenswertem Spürsinn die Talente aus der Masse herausfand; denn durch das Dekret des Konvents, daß alle adligen Offiziere abzusetzen seien, hatte die Armee eine nach Tausenden zählende Menge von Offizieren verloren. Carnot war es auch, der die für eine solche Armee einzig richtige Fechtweise auffand: „Greife immer an und stets mit überlegenen Kräften; schlage unerwartet und bald auf dem einen, bald auf einem andern Punkte los", so schrieb er an die Rheinarmee. Auch empfahl er die Massenanwendung von Artillerie, unter deren Schutz der Angriff erfolgen müsse. Die Beweglichkeit der Revolutionstruppen unterstützte diese Taktik; denn man hatte sie von allem nicht unbedingt notwendigen Gepäck befreit.

Kämpfe in den Niederlanden.

Jede der verbündeten Mächte verfolgte im Kriege ihre Zwecke; von einem Zusammenwirken war kaum die Rede, allenthalben zeigte sich Mißtrauen und Spannung. England hatte es auf den Besitz von Dünkirchen abgesehen und Hollands Einsprache dagegen schnöde abgewiesen. In der Festung kommandierte der junge Lazare Hoche, geboren 25. Juni 1768. Er war als der Sohn eines Invaliden in Kasernen ohne Erziehung aufgewachsen; als Stalljunge indessen begann er durch eignes Studium sich zu bilden; was ihm an Kenntnissen abging, ersetzte er durch sein angeborenes militärisches Talent. Stattlichen Wuchses, feurigen Blickes wußte er durch die Zuversichtlichkeit seines Wesens seinen Soldaten zugleich zu imponieren und Vertrauen zu sich einzuflößen. Er dachte nicht an Kapitulation. Der General Houchard (geb. 1740) schlug am 6. und 7. September 1793 die Engländer bei Hondscote und nötigte sie, die Belagerung von Dünkirchen mit Zurücklassung ihres Belagerungsgeschützes schleunigst aufzugeben. Da er jedoch seinen Sieg nicht auszunutzen verstand, wurde er unter die Guillotine geschickt (17. November 1793) und im Kommando durch Jourdan ersetzt. Jean Baptiste Jourdan, geboren 29. April 1762 in Limoges, war der Sohn eines armen Heilgehilfen; als Knabe hatte er den Krieg in Amerika mitgemacht, nach der Rückkehr aber als Krämer auf den Märkten der Umgegend von Limoges seine Waren feilgeboten. Sein feuriges, mutvolles Wesen führte ihn unter die Soldaten. Carnot selbst kam zum Heere. Mit 130000 Mann griffen sie die nur halb so starken Österreicher bei Wattignies an, um das von diesen belagerte Maubeuge zu retten (am 15. und 16. Oktober). Carnot nahm, als der militärischen Überlegenheit der Feinde gegenüber die undisziplinierten französischen Truppen trotz ihrer dreifachen Überzahl zu schwanken anfingen, eine Fahne in die Hand und stellte sich an die Spitze der Stürmenden; so wurde der Sieg entschieden und Maubeuge entsetzt.

Kämpfe am Mittelrhein.

Nach dem Entsatze von Dünkirchen wurde Hoche an die Spitze der Moselarmee gestellt, welche bisher nirgends den Preußen gewachsen gewesen war. Ferdinand von Braunschweig hatte die Franzosen im September bei Pirmasens zurückgedrängt und im Oktober die Vogesen überschritten. Von dem österreichischen General Wurmser dringend aufgefordert, ließ er diesem 7000 Mann seiner Armee ab, und von diesen unterstützt eroberte Wurmser, ohne namhaften Widerstand zu finden, die Weißenburger Linien (13. Oktober). Die gänzlich demoralisierte Rheinarmee floh nach Straßburg. Mit den Royalisten dieser Stadt unterhielt Wurmser Verbindungen. Allein in der Stadt weilte gerade St. Just, der der Sache auf die Spur kam und die Verschwörung im Blute ihrer Teilnehmer erstickte. Unterdessen hatten Preußen und Österreicher die Belagerung von Landau begonnen. Die Notwendigkeit, diesen Platz zu entsetzen, brachte St. Just ins Kriegslager mit dem neuen General der Rheinarmee, Pichegru, der vor der Revolution Unteroffizier bei der Artillerie gewesen war, sich bislang keineswegs durch militärische Ruhmesthaten, wohl aber durch heftiges Jakobinertum ausgezeichnet hatte. Nachdem er sich mit Hoche verbunden, der nach besten Kräften in den zügellosen Truppen der Moselarmee Vertrauen und Ordnung wiederhergestellt

103. Jean Baptiste Jourdan,
Oberbefehlshaber der französischen Nordarmee.

Nach dem Originale von Hilaire Le Dru
gestochen von Coqueret und Lachaussé.

Jourdan



Digitized by Google

hatte, wagten beide einen Angriff auf die Stellung des Herzogs von Braunschweig bei Kaiserslautern (Ende November). Wie auf dem Exerzierplatz rückten die preußischen Grenadiere in den Kampf: machtlos brach sich an ihrer Festigkeit das französische Ungestüm; in drei heißen Gefechtstagen wurden die Franzosen vollständig geworfen. Aber in den Weihnachtstagen gingen die Franzosen unter der Leitung Hoches, dem der Wohlfahrtsausschuß in Paris zum Ärger von St. Just und Pichegru das Oberkommando gegeben, von neuem gegen die Verbündeten vor, entrissen ihnen die Weißenburger Linien wieder, erstürmten den Geisberg und entsetzten das schwerbedrohte Landau (24.—26. Dezember). So hatte sich auf beiden Kriegsschauplätzen gegen Ende des Jahres 1793 die Lage für Frankreich günstig gestaltet.

Robespierre gegen die Hébertisten.

In dieser Zeit drängten die Verhältnisse in der Hauptstadt zu einer Entscheidung. Die bis ins Viehische sich entwickelnden Ausschreitungen der Hébertisten, deren schon gedacht worden ist, veranlaßten Robespierre, der weitsichtig genug war, um die fernere Unmöglichkeit solchen Gebarens zu erkennen, zu einem Feldzug gegen die maßlosen Elemente. Bei dem ganzen Charakter der Lage konnte ein solcher nur mit seiner eignen oder mit der Vernichtung der Gegner beendet werden. Robespierre begann ihn am 21. November 1793 mit einer ungeheures Aufsehen erweckenden Rede über die Freiheit der Gottesverehrung. Er denunzierte darin die Atheisten als Aristokraten mit der etwas künstlichen Begründung, daß die ihnen widersprechende Idee eines höheren über die unterdrückte Unschuld wachenden Wesens volkstümlich sei. Danton kam ihm, wie schon erwähnt, am 26. November zu Hilfe, indem er seine Stimme gegen die „antireligiösen Maskeraden“ erhob. Infolgedessen stellte am 28. November der Pariser Gemeinderat die bisher systematisch betriebenen Verfolgungen und Verhöhnungen des katholischen Kultes ein. Einen noch empfindlicheren Schlag erhielten der Gemeinderat und die Hébertisten durch das Gesetz vom 4. Dezember 1793, das den Wohlfahrtsausschuß zur thatsächlich regierenden Oberbehörde Frankreichs machte, der alle andern Behörden rechenschaftspflichtig sein sollten. Man erkennt darin den Geist Dantons, der endlich eine wirksame Zentralbehörde geschaffen wissen wollte.

Le vieux Cordelier.

Auch die Presse benutzte Robespierre, um sich der unbequemen Hébertisten zu entledigen. Sein alter Schulfreund, Camille Desmoulins, der, konnte man sagen, die Revolution mitgemacht hatte, von dem wir jenen Hymnus an die Laterne des Königsecks kennen, also wahrlich kein Werkzeug der Tyrannei, mußte jetzt seine gewandte Feder wider dieselben Massen, die er einst aufgestachelt hatte, in Bewegung setzen. Es erschien ein neues Blatt, betitelt „Le vieux Cordelier“, dessen ersten beiden Nummern vom 5. und 10. Dezember 1793 sich direkt gegen die Hébertisten wandten; in der ersten wurden sie als im Solde Pitts stehende Verräter, weil Gegner des unvergleichlichen Robespierre, hingestellt, in der zweiten zog er über ihre religiösen Frevel los. Diese beiden Nummern hat Robespierre selbst gelesen und gebilligt. Dagegen war ihm die am 15. Dezember erscheinende Nummer nicht zu Gesicht gekommen. Vorsichtig, wie er sich immer im Hintergrunde hielt, hatte er die Kenntnisnahme weiterer Nummern abgelehnt. Der Form nach sollte diese dritte Nummer den Royalisten gelten und den Zustand malen, der mit Einbruch ihres Regiments entstehen würde; thatsächlich aber sollte nach dem Willen des Verfassers auch diese Nummer gegen die Hébertisten Zeugnis legen. In einer ebenso bewunderungswürdigen wie zweckmäßigen Sprache hatte er ein Kapitel des römischen Geschichtschreibers Tacitus nachgeahmt, in dem dieser die furchtbaren Zustände des zünftigen Angeberwesens und das bereitwillige Entgegenkommen der kaiserlichen Behörden zur Zeit des Tiberius brandmarkte. Wie damals jedermann aus den gegenteiligsten Gründen verdächtig sein konnte, so auch jetzt jedermann, wenn man den Hébertisten glaubte. Man war verdächtig,

Digitized by Google

Digitized by Google

wenn man populär war oder sein wollte, denn dann strebte man nach gleicher Machtstellung wie die Fürsten; man war aber ebenso verdächtig, wenn man die Beliebtheit beim Volke floh, denn dann strebte man nach einem besonderen Nimbus beim Volke; man war verdächtig, wenn man reich war, denn man konnte durch reiche Bestechungen das Volk gewinnen; man war aber ebenso verdächtig, wenn man arm war, denn gerade die Armut leiht dem Armen die Kühnheit der Verzweiflung u. s. w. Endlich kommt der Verfasser zu einem Schlusse, der uns gerade bei Camille Desmoulins sehr wunderbar vorkommt, aber für die innerliche Weiterentwickelung dieses eingefleischten Revolutionsmannes recht bezeichnend ist: er empfahl als Frankreich ganz besonders wohlthuend und notwendig nach so vielen Tagen entfesselten Schreckens ein Comité de Clémence.

103. Ant. Quentin Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger des Pariser Revolutionstribunals. Nach einer Lithographie.

Erkrankung Robespierres.

Ohne es zu wollen und zu wissen führte Desmoulins gerade mit dieser Nummer gegen Robespierre einen empfindlichen Streich. Was lag diesem ferner als Milde? War nicht die Schilderung des kaiserlichen Despotismus und des eng damit verbundenen Angebertums das wahre Bild des von Robespierre gutgeheißenen Prinzips? Somit wandte sich Robespierre zunächst gegen Desmoulins, den er ein verzogenes Kind nannte, dem man allerdings seine Unarten nicht so sehr übelnehmen dürfe. Doch glaubte er damit genug gethan zu haben. So sehr er ihm am 7. Januar 1794 den Text gelesen hatte, er wußte doch die am 10. Januar beantragte Streichung Desmoulins aus dem Mitgliederverzeichnis des Jakobinerklubs zu hintertreiben. Bald nachher wurde Robespierre krank; er erschien nur zweimal im Konvent und Klub, im Wohlfahrtsausschuß gar nicht; doch war er noch bis zum 19. Februar nicht bettlägerig; das trat erst an

Digitized by Google

diesem Tage ein und dauerte bis zum 13. März. An seiner Stelle zog St. Just, der gerade am 19. Februar von der Nordarmee nach Hause zurückgekehrt war, alle seine Register gegen Desmoulins, obgleich dieser schon in den beiden folgenden Nummern seines Blattes reumütig den Rückzug angetreten hatte. Dies und die Krankheit Robespierres ließen die Hébertisten auf den Gedanken kommen, die Maßregeln Dantons und Robespierres, namentlich das Dekret vom 4. Dezember, mit einem Schlage zu annullieren. Niemand freute sich mehr darüber als St. Just und Robespierre.

Vernichtung der Hébertisten.

Anfang März hielten die Hébertisten ihren Plan zur Ausführung reif; sie wollten die Revolutionsarmee nach Paris kommen lassen, alle Gefangenen, mit Ausnahme ihrer eignen Anhänger, ermorden und den Maire Pache zum Großrichter oder Diktator ausrufen, um in dessen Namen die Regierung Frankreichs in ihre Hand zu nehmen. Am 4. März kündigte Hébert im Klub der Cordeliers den Massenaufstand, angeblich gegen die Gemäßigten, an: allein die Volksmassen zeigten keine Lust, dem Rufe zu folgen. Nun galt es die mißtrauisch gewordenen Jakobiner wieder zu beschwichtigen: Deputationen gingen hin und her; man heuchelte Versöhnung. Da berichtete St. Just am 14. März 1794 im Konvente von einer Verschwörung, welche das Ausland angezettelt haben sollte: man beschloß die Verhaftung aller „Konspiranten“. Alsbald wurden Hébert, Chaumette, Ronsin, Clootz, Momoro und andre Genossen, im ganzen neunzehn, festgenommen; keine Hand im Volke regte sich für sie. Jetzt erschien Robespierre im Konvent und redete von „der schauderhaften Verschwörung“ der Verhafteten. Am 24. März wurden alle Neunzehn hingerichtet; die Revolutionsarmee, die gesetzlich schon durch das Dekret vom 4. Dezember beseitigt worden war, wurde aufgelöst und an Stelle Paches setzte Robespierre seinen Freund Fleuriot als Maire ein.

Während Hébert auf dem Gange zum Tode eine klägliche Feigheit an den Tag legte, starb Anacharsis Clootz mit mutigem Anstand. Er hatte vor Gericht erklärt, daß er gar nichts Sonderbares darin finden könne, daß er in Paris für Ansichten guillotiniert werde, für die er in Rom verbrannt, in England gehenkt und in Wien gerädert worden wäre. Nachher ließ er, „um sich noch über gewisse Prinzipien klar zu werden“, alle Leidensgenossen vor sich enthaupten und bestieg dann mit unerschütterlicher Seelenruhe das Blutgerüst.

Danton und Desmoulins gefangen gesetzt.

Alle ruhigen Bürger begrüßten die Vernichtung der Hébertisten mit Freude; Danton sah darin ein Zeichen der Mäßigung Robespierres. Man warnte ihn vor dem Arglistigen, aber Danton blieb gleichmütig; war es doch klar, daß Robespierre sich selbst vor der Entscheidung fürchtete. Denn noch immer übte Danton den alten Zauber auf die Massen aus, noch lebte in ihm die alte wilde Leidenschaftlichkeit, noch war er der Mann, der, wenn er sich aufraffte, vor nichts zurückbebte. Doch gab Robespierre endlich dem Drängen Billauds nach, der schon am 5. März gegen Danton aufgetreten war und von Robespierre noch die Äußerung hatte hören müssen, er wolle wohl gerade die besten Patrioten vernichten. St. Just seinerseits verlangte den Prozeß des von ihm gehaßten Verfassers und Herausgebers des Vieux Cordelier. Eingeweihte enthüllten nunmehr Danton die geheimen Anschläge Robespierres und Billauds. „Sie werden es nicht wagen!“ war die stolze Antwort. Nichts vermochte seine Ruhe zu erschüttern; seine Freunde baten ihn zu fliehen. „Kann man denn sein Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?“ lautete seine abweisende Antwort. Westermann erbot sich, Truppen zusammenzubringen; auch das lehnte Danton ab; einen Aufstand zu wagen, konnte er sich ebenfalls nicht entschließen. Auch Desmoulins wurde gewarnt; aber er erklärte, er dürfe sein Schicksal von dem Dantons nicht trennen.

Der Prozeß gegen Danton.

In der Nacht auf den 31. März wurden beide mit zwei Genossen verhaftet; einige Tage später auch Westermann, Hérault-Séchelles, Chabot, Fabre d'Eglantine. Jetzt erst raffte sich Danton auf: er verlangte, vor den Konvent gestellt zu werden. Drei Tage lang verteidigte er sich; drohender Tumult der für ihn eingenommenen

Volksmenge hielt die Verurteilung auf; die Richter waren in Verwirrung; Fouquier-Tinville sandte in voller Hilflosigkeit ein verzweifeltes Schreiben an den Konvent. Da verfügte dieser auf St. Justs Antrag, daß das Revolutionstribunal befugt wäre, wenn die der Verschwörung Angeklagten der nationalen Rechtspflege Widerstand leisteten oder Beleidigungen böten, auf der Stelle außer Verhandlung gesetzt, d. h. verurteilt werden sollten. — Jammernd umirrte Camille Desmoulins' junge Frau das Gefängnis und streckte ihre Arme zu dem vergitterten Fenster empor, hinter dem die Verurteilten saßen: sie wurde ergriffen und nach wenigen Tagen auch zum Schafotte geführt.

Am Morgen des 5. April, des Hinrichtungstages, bot der Befehlshaber der Gendarmerie Danton an, ihn auf dem Richtwege mit seinen Untergebenen herauszuhauen; er lehnte es ab, weil er nicht wollte, daß um seinetwillen noch mehr Blut flösse. Fast schien es, als sehne er sich danach zu sterben. Ruhig ließ er sich die Dantons und Desmoulins' Hinrichtung.

. . . . . . . . . . . . . . . . j'ai epousé une femme celeste par ses vertus, j'ai été bon mari, bon fils, j'aurais été aussi bon pere. j'emporte l'estime et le regret de tous les vrais republicains de tous les hommes qui aiment la vertu et la liberté, je meurs a 34 ans, mais c'est un phenomene, que j'ai traversé depuis 5 ans tous ces precipices de la revolution sans y tomber, et que j'existe encore et j'appuie ma tête avec calme sur l'oreiller de mes ecrits trop nombreux, mais qui respirent tous la meme philantropie le meme desir de rendre ses concitoyens heureux et libres, et que la hache des tyrans ne frappera pas.

Camille Desmoulins

104. Camille Desmoulins' letzter Brief (Schlußzeilen).

Übersetzung:

Ich habe eine in ihren Vorzügen himmlische Frau geheiratet, ich bin ein guter Gatte, ein guter Sohn gewesen, ich würde auch ein guter Vater gewesen sein; ich nehme mit mir ins Grab die Achtung und das Beileid aller wahren Republikaner, aller Männer, die die Freiheit und die Tugend lieben; ich sterbe mit 34 Jahren, aber doch als eine bemerkenswerte Erscheinung, der ich seit fünf Jahren das ganze Prinzip der Revolution ohne Wanken aufrecht erhalten habe, und ich stütze mein Haupt ruhig auf das Pfühl meiner recht zahlreichen Schriften, die doch alle den menschenfreundlichen Geist atmen; es lebt darin derselbe Wunsch, meine Mitbürger glücklich und frei zu machen; möge nie des Tyrannen Beil sie treffen.

Hände fesseln. „Nur einen Riemen", sagte er ingrimmig zum Henker, „den andern hebt für Robespierre auf!" Dann stieg er die Stufen empor. Der Pöbel hinter ihm ließ sein gewöhnliches Mordgeschrei ertönen: da drehte er sich um und erhob noch einmal seine Donnerstimme: „Schweig, undankbares Volk, du siehst hier einen wahren Republikaner!" Robespierre schaute aus der Ferne zu; man sah, wie er sich die Hände rieb, als das Fallbeil herabschlug. Am selben Tage starb auch Camille Desmoulins.

Nicht lange vor seinem Untergang hatte Hébert Gericht über die Prinzessin Elisabeth verlangt, die mutige Schwester Ludwigs XVI., die noch zusammen mit der verwaisten Tochter Ludwigs, Maria Theresia Charlotte, gefangen im Temple saß. Jetzt kam Billaud-Varennes im Revolutionstribunal auf sie zurück und forderte ihren Kopf; Robespierre zögerte zuzustimmen, gab jedoch bald nach. Die Prinzessin wurde nunmehr nach der Conciergerie gebracht; ihr Verhör war kurz. „Wie heißt du?" fragte der brutale Richter. „Elisabeth von Frankreich." — „Wo warst du am 10. August?" — „An der Seite des Königs, meines Bruders, in den Tuilerien." — „An der Seite des Tyrannen, deines Bruders!" — „Wenn mein Bruder ein Tyrann gewesen wäre", erwiderte ohne Furcht die edle Dulderin, sich stolz aufrichtend, „so würdet weder ihr noch ich da stehen, wo wir jetzt sind. Doch wozu die vielen Fragen? Ihr wollt meinen Tod, und ich bin glücklich, mich im Himmel mit denen wieder zu vereinigen, die ich auf Erden so sehr geliebt habe." — Mit 25 andern Gefangenen zugleich wurde die Prinzessin Prinzessin Elisabeth.

Elisabeth am 10. Mai 1794 zum Schafott geführt; mehrere unter ihren Leidensgefährten hatten früher zum Hofe gehört; sie war bedacht, alle zu trösten und zu ermutigen, bis zum letzten Augenblicke ihre Herzensgüte bewährend. Voll frommer Zuversicht kniete sie als letzte in der Reihe nieder.

Die königlichen Kinder.

Es mag hier des Schicksals der beiden königlichen Kinder gedacht werden. Dem kleinen Dauphin Ludwig (geb. 27. März 1785) war, nachdem er seiner Mutter entrissen worden, ein Erzieher in dem Schuster Simon bestellt worden, den Marat zu diesem Amte empfohlen hatte. Ein roher Mensch, ohne alle Bildung, wollte er dem Knaben eine echte Sansculottenerziehung geben; er ließ ihn Revolutionslieder singen, zwang ihn, sich in Branntwein zu berauschen, und mißhandelte ihn durch Stockschläge und Fußtritte. Der zarte Körper des Knaben widerstand dem nicht lange; schon nach einem Jahre waren seine großen blauen Augen ohne Bewegung, sein Geist teilnahmlos, oft sprach er tagelang kein Wort: er war so schwach, daß er nicht mehr stehen konnte. Seit dem Sturze Robespierres geschah etwas mehr für ihn; Ärzte wurden jedoch erst gerufen, als er nicht mehr zu retten war; er starb, nachdem er in den Temple zurückgebracht worden war, am 8. Juni 1795. An der Thatsache, daß es wirklich der Dauphin gewesen sei, ist trotz mancher

105. Der Schuster Simon.
Nach dem Leben gezeichnet von Gabriel.

Simon

dagegen aufgestellten Behauptungen und trotzdem später Leute auftraten, die sich als den wirklichen Ludwig XVII. bezeichneten, kaum zu zweifeln. — Seine um sechs Jahre ältere Schwester, Maria Theresia Charlotte (geb. 19. Dezember 1778), die spätere Herzogin von Angoulême, wurde in demselben Jahre gegen die Konventskommissare, welche Dumouriez den Österreichern übergeben hatte, ausgewechselt; aber die furchtbaren Eindrücke im Temple, die sie selbst in den Mémoires sur le temple niedergeschrieben hat, hatten ihr Gemüt tief verbittert: nie mehr sah man ein Lächeln ihre schönen, aber finsteren Züge erhellen.

## Robespierres Schreckensherrschaft und Sturz.

Robespierre war als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Um ehrgeizig zu sein, fehlte es ihm an Tiefe; er kam nicht über die bekannte Eitelkeit hinaus, welche Widerspruch, oder auch nur Anzweiflung nicht ertragen kann. Daneben beherrschte ihn infolge seiner Feigheit stete Furcht. In dem Erdgeschoß seiner Wohnung waren immer einige handfeste Kerle, die auch auf den Ausgängen seine Schritte behüteten. Selbst bei Tisch lagen zwei geladene Pistolen neben dem Gedeck, und die Furcht, vergiftet zu werden, ließ ihn erst essen, wenn andre von den Speisen gekostet hatten. Allenthalben sah er Verschwörungen, an die er bei ruhiger Überlegung selbst nicht glaubte. So fuhr denn die Guillotine in ihrer blutigen Arbeit fort, haufenweise unter den 11 000 Gefangenen

Digitized by Google

Digitized by Google

aufzuräumen, welche die Gefängnisse füllten. Die ganze Familie Malesherbes wurde hingerichtet (22. April 1794), darunter der ehrwürdige Verteidiger des Königs, dann kamen 22 Parlamentsräte auf einmal an die Reihe, dann 33 sogenannte Verschwörer von Verdun, später 35 frühere Seigneurs, endlich 27 Generalpächter. Ferner wurden in dieser Zeit auch die Ministerien abgeschafft. An ihrer Stelle übernahmen zwölf Kommissionen, die fast durchgängig mit Kreaturen Robespierres und St. Justs besetzt wurden, die Verwaltung des Reiches.

Die neue Gesellschaft St. Justs.

So gedachte Robespierre sich selbst Sicherheit zu verschaffen und zugleich der neuen Gesellschaft den Boden zu bereiten. Sein Jünger St. Just hatte das System eines neuen Staates entworfen, welches auf Zerstörung alles persönlichen Sonderlebens zu gunsten des unumschränkten Gesamtwillens des Staates hinauslief. Die Grundlage dafür waren Gedanken Jean Jacques Rousseaus. Die Rückverwandlung des französischen Volkes in ein Naturvolk wehrhafter Bauern, insbesondere durch eine den Gesetzen Lykurgs entlehnte Erziehung war das Ideal, dem St. Just zustrebte. Um es zu erreichen, predigte er dauernd und zwar mit viel größerer Energie als Robespierre, den Massenmord derer, die sich etwa solchem löblichen Streben entgegenstellen könnten. Die Autorität Rousseaus war auch in einer andern Frage ausschlaggebend. Am 7. Mai begann Robespierre mit der religiösen Umformung der Gesellschaft. Zwar wurde die Freiheit der Kulte ausdrücklich beibehalten, aber doch ließ er nach heftigen Angriffen auf den Atheismus der Aristokraten, welche aber tot waren, und der Encyklopädisten den Konvent es aussprechen, daß das französische Volk die Existenz eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkenne.

Das Fest des höchsten Wesens.

Um dem öffentlich Ausdruck zu geben, ward am 8. Juni das Fest des höchsten Wesens gefeiert. David ordnete die theatralische Schaustellung. Festzüge zogen am Morgen nach dem Festplatze, Frauen und Mädchen in weißen Kleidern mit Blumen im Haar, Knaben mit Veilchen, Jünglinge mit Myrten, Männer mit Eichenlaub, Greise mit Ölzweigen in den Händen. Präsident des Konvents war Robespierre; vor Entzücken über die festlichen Massen, die er sich von dem Fenster seines Freundes Vilate mit ansah, vergaß er ganz die für sein Eintreffen bei den Mitgliedern des Konvents festgesetzte Stunde; endlich erschien er. Im Tuileriengarten — nunmehr Nationalgarten — war ein Amphitheater erbaut; in der Mitte erhob sich das Bild des Atheismus, getragen von der Zwietracht und dem Egoismus. In diesem Amphitheater hielt Robespierre eine Rede und zündete dann das Bild der Gottlosigkeit an; aus den Rauchwolken stieg, freilich etwas geschwärzt, die Bildsäule der Weisheit auf. Dann ging es unter Trommelschlag nach dem Marsfelde; ein Hymnus an das höchste Wesen wurde hier gesungen, dem republikanische Gesänge folgten. Blumenwerfen, Säbelzücken, feierliche Schwüre, Kanonendonner beschlossen das Fest. An der Spitze des Konvents stolzierte Robespierre in blauem Frack und gelben Nankingbeinkleidern, einen großen Blumenstrauß in selbstgefälliger Haltung in der Hand tragend. Mochte er nun zufällig etwas zu rasch gehen oder die, die ihm folgten, ihre Schritte absichtlich verlangsamen, kurz, es entstand ein bedeutender Abstand zwischen ihm und dem übrigen Zuge. Ihm am nächsten folgten frühere Anhänger Dantons, die den Umstand zu sofortigen Schmähungen benutzten. Sie nannten ihn „Diktator", „Tyrann", er wolle wohl gar Gott selbst sein und dergleichen mehr. Robespierre entgingen diese Äußerungen nicht. „Was!" rief er sich umdrehend, „man folgt mir nicht?" Er bemerkte die eingetretene Spannung deutlich genug.

Wachsende Opposition gegen Robespierre.

Viele sahen in dem Feste nur ein Gaukelspiel demagogischer Berechnung; daher vermehrte es nur die Zahl der stillen Widersacher Robespierres, um so mehr als im Konvent trotz aller Reinigung doch lediglich Leute saßen, die entweder Dantons Beispiel folgend in Raub und Sinnengenuß ihre einzige Religion sahen, oder auch die von Jugend auf an Verachtung jeder Religion gewöhnt waren und namentlich sie als das Erkennungszeichen des neuen Republikaners priesen. Die meiste Kraft aber schöpfte die Opposition gegen Robespierre aus den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen. Nicht genug kann hervorgehoben werden, wie entsetzlich der Volkswohlstand Frankreichs im Rückgang begriffen war. Handwerk, Industrie, Ackerbau, letzterer trotz aller bauernfreundlichen Deklamationen, lagen vollständig danieder; wer hätte auch

unter solchen Umständen sich über die Grenzen notwendigsten Kleinbetriebs hinauswagen sollen? Denn kurz vor dem Sturze der Hébertisten hatte man dem Konvent ein furchtbares Gesetz abgewonnen, daß, nachdem die Güter der Kirche und der Emigranten aufgebraucht waren, man zur Einziehung der Güter schlechter Bürger zu schreiten habe, um die „guten Patrioten", d. h. das Lumpengesindel der Sektionen, damit für ihre Tugendhaftigkeit zu belohnen. Durch diesen Köder hatte man den Pariser Proletarier von irgend welcher Parteinahme für die Hébertisten abbringen wollen, und das war auch vollständig gelungen. Aber nun erwarteten auch die guten Leute ihre Belohnung, erhielten sie auch bald so bald so, ohne daß man dem furchtbaren Gesetze im vollen Umfange hätte Geltung verschaffen können, und so blieben die Staatskassen erst recht leer, da Steuern überhaupt nicht mehr eingingen. Es herrschte eben neben dem Schrecken in Polizei und sonstiger Exekution die vollkommenste Anarchie. Kein Wunder, wenn sich jede Unzufriedenheit schließlich gegen die derzeitigen Machthaber richtete, die durch Ströme Blutes die Nation hindurchführend noch lange kein glückseliges Eiland des allgemeinen Friedens erreichen zu wollen schienen. — Ein paar Zufälligkeiten kamen der augenblicklichen Stimmung zu Hilfe. Am 23. Mai machte ein gewisser Ladmiral, der eingestandenermaßen zunächst Robespierre, aber vergeblich, aufgelauert hatte, den Versuch, Collot d'Herbois in seiner Wohnung zu erschießen. Der Versuch mißlang, weil das Gewehr versagte, doch war über die Absicht kein Zweifel, da der Thäter ihrer sich selbst rühmte. Am nächsten Tage, dem 24. Mai, ergriff man in Robespierres Behausung ein junges Mädchen, Cäcilie Renaud, die ein großes Messer bei sich trug; diese leugnete allerdings jede mörderische Absicht; sie habe sich nur einmal einen Tyrannen ansehen wollen. Waren diese Attentate geeignet, die sinkende Popularität der Machthaber zu erhöhen, so bewirkte der Antrag Legendres, den beiden bedrohten Vätern des Vaterlandes eine stehende Leibgarde zu geben, gerade das Gegenteil.

Gesetz vom 22. Prairial.

Dem ganzen neugeschaffenen Systeme des äußersten Schreckens sollte aber doch ein Gesetz die Krone aufsetzen, das zwei Tage nach jenem herrlichen Feste des höchsten Wesens, von dem man den Ausgang einer neuen, glücklicheren Zeit gehofft hatte, von Couthon eingebracht wurde (Gesetz vom 22. Prairial = 10. Juni). Abgesehen von der Neubesetzung des Revolutionsgerichtshofes, der St. Just und Robespierre zu langsam arbeitete, und abgesehen von der Vermehrung der Richter und Geschworenen, war es zunächst der Artikel 8, der sehr gerechtfertigte Bedenken erregte, denn die einzige Richtschnur der Urteile war danach „das Gewissen der durch die Liebe zum Vaterlande aufgeklärten Geschworenen". Zeugenvernehmung und Voruntersuchung hatten nicht stattzufinden, wenn materielle oder — moralische Beweise vorhanden waren, nach Artikel 13. Nach Artikel 16 bedarf es auch keiner Verteidiger, da das Gesetz verleumdeten Patrioten patriotische Geschworene schon hinlänglich als Verteidiger gibt, während Verschwörern — die wahrscheinlich gleich als solche kenntlich gewesen sein müssen — Verteidiger überhaupt nicht zuzubilligen sind! Und gleichzeitig sollte das bisherige Privileg des Konvents, seine Mitglieder allein auf seinen Beschluß vor Gericht stellen zu lassen, beseitigt werden! Man nahm den Antrag an, da Robespierre mit voller Heftigkeit dafür eintrat, hob ihn aber am nächsten Tage auf Anregung Bourdons wieder auf, während Couthon und Robespierre abwesend waren. Darüber kam es denn am selben Tage in einer Sitzung des Wohlfahrtsausschusses zu einem grimmigen Konflikte zwischen Robespierre und Billaud-Varennes, dem Carnot sekundierte. Der Lärm des Haders war so groß, daß die Leute auf der Straße stehen blieben. Die Folge war, daß der Konvent am 12. Juni das Gesetz zwar annahm, aber nur im Prinzip, d. h. das Einschreiten Robespierres gegen die Konventsmitglieder, die ihn

an dem schönen Feste vom 8. Juni so geärgert hatten, war zunächst hinausgeschoben. Während der Debatten hierüber gerieten auch der ebengenannte Bourdon und Robespierre aneinander, so daß sich der erstere seit diesem Tage klar war, er werde eines der nächsten Opfer sein.

Katharina Theot.

Ganz besonders schadete es Robespierre auch in den Augen dieser Leute, welche in dem Antrage auf eine Leibwache den ersten Schritt zur Diktatur oder zum Throne sahen, daß er in dem glänzenden Salon der Frau von St. Amaranthe nicht selten gesehen wurde. Unter den Royalisten, welche hier verkehrten, fand eine halbverrückte Schwärmerin, die fast siebzigjährige Katharina Theot, Anhang, welche verkündete,

106. Jean Marie Collot d'Herbois.
Nach einer Lithographie von Grégoire und Deneux.
(Zu Seite 276.)

daß der Messias bald erscheinen würde: sein Vorläufer aber wäre Robespierre; dieser ließ sich in seiner kurzsichtigen Eitelkeit die Verehrung, welche ihm dargebracht wurde, gefallen, so daß man in jenen Kreisen eine royalistische Restauration von ihm zu hoffen begann. Es war das sicher ein ganz verfehlter Gedanke; Robespierre arbeitete nur für sich, und zunächst lag ihm nichts mehr an, als die Beseitigung der stillen Gegner, die jetzt schon anfingen, ihren passiven Widerstand in einen aktiven zu verwandeln. Soeben erhielt er eine Probe davon. Auf Grund jenes von Robespierre selbst eingebrachten Gesetzes vom 10. Juni erstattete am 15. Juni Vadier Bericht über eine sehr gefährliche „Vorschule des Fanatismus“, die gehalten werde von einer gewissen Katharina Theot und ihrem Propheten, dem ehemaligen Kartäusermönch Dom Gerle. Seine Mitteilungen erregten ungeheure Heiterkeit, namentlich, da man

ganz genau wußte, gegen wen sie gerichtet waren. Und gerade an diesem Tage hatte Robespierre den Vorsitz. Der Konvent beschloß die Anklage, und nur mit größter Anstrengung gelang es Robespierre, dies rückgängig zu machen.

Tief verletzt durch die Niederlage, die er bei der Vernichtung der „Verschwörung, Straße Contreescarpe, drei Treppen" — wie Vadier sie höhnisch bezeichnete — erlitten hatte, schien sich Robespierre ganz von politischer Thätigkeit zurückziehen zu wollen; er kam nur selten zu den Gesamtsitzungen des Wohlfahrtsausschusses, versäumte jedoch nicht, sich dessen Protokolle nachträglich zur Einsicht und Unterschrift vorlegen zu lassen. Desto regelmäßiger fand man ihn auf der Rednertribüne der Jakobiner. — Sein Privatleben blieb dasselbe. Er wohnte bei einem Tischler Duplaix, mit dessen Tochter er eine Liebschaft angeknüpft hatte; er las ihr Rousseau und Racine vor und führte sie Sonntags aus; man erzählte sich, daß er mit der Absicht umgehe, sie zu heiraten, sich bei seiner Vaterstadt ein Landgut zu kaufen und dort in Ruhe fortan seine Tage zu verleben.

Zusammenschluß der Gegner Robespierres.

Unterdessen aber vermehrten und sammelten sich die Gegner Robespierres, ohne Ausnahme Schreckensmänner wie er, nicht durch gegnerische Meinungen, sondern nur durch die persönlichen Gefühle des Hasses oder der Furcht von ihm geschieden: Billaud-Varennes, ein düster brütender Kopf, Collot d'Herbois, der seit der Vernichtung der Hébertisten und Dantonisten sich als Nebenbuhler Robespierres fühlte und als solcher empfunden wurde, glaubten sich von ihm nicht genügend anerkannt, Fouché war durch ihn aus dem Jakobinerklub als ein verächtlicher Betrüger ausgestoßen worden, Tallien wurde sein Verhalten in Bordeaux zum Vorwurfe gemacht — Therese von Fontenay, welche ihm nach Paris gefolgt war, war schon verhaftet — Barère schnüffelte wie immer, von welcher Richtung der Wind käme. In allen war ein Gefühl der Unsicherheit erwacht; jedermann fühlte sich bedroht und ahnte einen kommenden Sturm; Fouché spähte rastlos umher, trug zu den Gegnern Robespierres Kundschaft und suchte sie mit großem Eifer zu einmütigem Handeln zu bringen. —

Les grandes Fournées.

Es war auch Zeit zu gemeinsamen Schritten, denn Ende Juni, nach dem Siege von Fleurus (26. Juni), langte St. Just, der sich Ende April zur Nordarmee begeben hatte, wieder in Paris an und munterte Robespierre, wie seinerzeit gegen die Hébertisten und Danton, auch jetzt zu kühnem Vorgehen auf. Zwar fiel Robespierre im Wohlfahrtsausschuß mit dem Antrage, die widerspenstigen Mitglieder des Konvents vor das Revolutionsgericht zu stellen, entschieden durch, worüber er im Jakobinerklub am 1. Juli in laute Klage ausbrach und den Untergang des Vaterlandes prophezeite. Doch noch war er im Besitze der Macht; das Dekret vom 10. Juni war ein furchtbares Werkzeug in seinen Händen. Immer höher stieg in diesen Tagen die Zahl der täglichen Hinrichtungen: 54—60—67, nicht bloß Aristokraten, sondern auch gute „Patrioten" in Menge darunter. In höchstens einer Stunde hatten die Geschworenen 50 Todesurteile gefällt; ja, einmal verlangte Fouquier-Tinville 159 Hinrichtungen auf einen Tag. Abends wurde die Liste derer, die am nächsten Tage der Richtkarren zur Guillotine abholen würde, in den Gefängnissen ausgerufen und auf den Straßen verkauft. Der Boden unter der Guillotine auf dem Grèveplatze war von Blut so versumpft, daß beim Niederfallen des Richtbeiles das ganze Gerüst hin und her schwankte. Vom 10. März 1793 bis zum 10. Juni 1794 waren 1269 Personen hingerichtet worden, jetzt fielen vom 10. Juni 1794 an in 45 Tagen 1356 Köpfe: dies war der Höhepunkt der Schreckenszeit. Man nannte diese Massenhinrichtungen les grandes fournées (fournée = ein Backofen voll Brot). Es müsse noch dahin kommen, meinte Fouquier-Tinville, der öffentliche Ankläger, ein Mann von cynischer Grausamkeit, daß man an die Gefängnisse anschriebe: „Zu vermieten."

107. **Sitzung eines Revolutionsausschusses während der Schreckensherrschaft** (1793/94).

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Fragonard gestochen von Berthault.

Ein düsterer Saal empfängt den Unglücklichen, der vor diesen Ausschuß geschleppt wird. Unheil verkünden die Inschriften an den Wänden, Unheil vor allem der Blick, die Erscheinung der Mitglieder des Ausschusses: Ihre Kleidung ist zerlumpt, ihre Wäsche schmutzig, das rund geschnittene Haar wirr und ungekämmt. Dem entsprechend ist auch das Verfahren. Die Ausschußmitglieder sind zu gleicher Zeit Ankläger, Zeuge, Richter und Henker. Wütende Gebärden und wilde Drohungen ersetzen die mangelnden Beweisgründe. Man schneidet dem Angeklagten das Wort ab, überschüttet ihn mit Spottreden; man findet sein Gesicht verdächtig, seine Papiere ungenügend und erkennt immer auf das Verderben ihres Opfers.

Der 8. Thermidor.

Dem zurückgekehrten St. Just übertrug der Wohlfahrtsausschuß einen Bericht über die Lage der Republik. Während dessen Ausarbeitung sah man ihn nur mit Couthon und Robespierre verkehren. Dabei trug er einen unerträglichen Hochmut zur Schau, während Robespierre, der sich in den Ausschüssen nicht mehr sehen ließ, bei den Jakobinern drohende Reden hielt, die eine baldige „That" voraussehen ließen. Am 8. Thermidor II (16. Juli 1794) unternahm Robespierre den Angriff; er erschien im Konvente, „um sein Herz auszuschütten"; er beklagte sich, daß man ihn als Diktator und Tyrannen bezeichne, und sprach von Umtrieben. Es bestehe eine Verschwörung wider die öffentliche Freiheit. Mitschuldige daran säßen im Konvente, im Sicherheitsausschuß und im Wohlfahrtsausschuß; alle drei müßten „gereinigt" werden. Mit Namen nannte er nur Cambon, Mallarmé und Ramel, deutete aber an, daß er noch sehr viele kenne, die er nur nicht nennen wollte. Anfangs beschloß der Konvent, daß die Rede gedruckt und in die Departements versandt werden solle. Aber indem Cambon, Vadier und Billaud-Varennes sich energisch gegen die Anklagen Robespierres wandten, erholte er sich wieder von seiner Bestürzung, und es wurde beschlossen, Robespierres Rede nicht zu drucken, was seit dem Sturze der Girondisten unerhört war. — Robespierre war außer sich über diese Niederlage; zum Trost begab er sich am Abend zu den Jakobinern und las hier seine Rede nochmals vor. Bei den Getreuen erntete er natürlich unendlichen Beifall, der sich sofort in Thaten umsetzte: auch Billaud-Varennes und Collot d'Herbois waren erschienen; sie wurden beim Kragen gefaßt und hinausgeworfen. Es wurde beschlossen, daß St. Just am folgenden Tage die Anklage gegen den Wohlfahrtsausschuß wiederholen sollte.

Der 9. Thermidor.

In der Nacht verständigten sich die Gegner; Tallien warb noch mehrere Gemäßigte gegen Robespierre und seine Anhänger an. Man fürchtete einen nächtlichen Gewaltakt der Jakobiner. Allein als Billaud-Varennes und Collot d'Herbois noch spät in den Wohlfahrtsausschuß kamen, fanden sie St. Just dort, welcher an seiner Anklagerede arbeitete; er gestand das ruhig zu und teilte auch dem anwesenden Carnot mit, er werde sich mit Meisterschaft gezeichnet finden. Er versprach übrigens den anwesenden Mitgliedern des Ausschusses, ihnen seinen Bericht vor der Sitzung zu verlesen, verschwand aber um 5 Uhr. Der Ausschuß wartete vergeblich bis Mittag, und so erschien er erst, von tosendem Beifall begrüßt, im Konvent, als St. Just schon auf der Tribüne stand. Den Vorsitz führte an diesem Tage, dem 9. Thermidor, Collot d'Herbois, der ihn dann an Thuriot abgab, um selbst gegen Robespierre und St. Just losziehen zu können. Drei Sätze hatte dieser vorgebracht, da unterbrach ihn Tallien. Dann nahm Billaud-Varennes stürmisch das Wort und drohte dem Konvente, er werde untergehen, wenn er sich jetzt schwach zeige. „Nein! nein!" antworteten ihm viele Stimmen, und selbst die Galerien riefen: „Es lebe der Konvent!", obgleich das ganze Revolutionstribunal und Henriot mit seinem Stabe im Saale anwesend waren. Robespierre erkannte, daß sich die allgemeine Meinung von ihm abwandte: wütend eilte er nach der Rednerbühne. „Nieder mit dem Tyrannen!" schrie man ihm entgegen. Tallien schwang sich auf die Tribüne und drohte mit gezücktem Dolche „den neuen Cromwell" zu erstechen, wenn jetzt nicht seine Anklage beschlossen würde. Man klatschte ihm Beifall; dann verlangte er die Verhaftung Henriots und der Kreaturen Robespierres: sie wurde beschlossen. Robespierre machte neue Anstrengungen zu sprechen, jedoch das allgemeine Geschrei übertönte ihn. Nun erklärte sich auch Barère offen gegen Robespierre, Vadier suchte ihn durch die Enthüllung seiner Beziehungen zu der alten Theot lächerlich zu machen, Bourdon und nach ihm wieder Tallien häuften Anklage auf Anklage gegen ihn. „Zum letztenmal", schrie Robespierre ganz außer sich, „Präsident von Mördern, begehre ich von dir

108. Die Festnahme Robespierres im Sitzungssaale des Gemeinderates von Paris während der Nacht vom 9. auf den 10. Thermidor 1794.
Nach der gleichzeitigen Zeichnung von F. J. Harriet gestochen von J. J. F. Tassaert.

Digitized by Google

das Wort!" und erschöpfte sich mit schon ganz heiserer Stimme in Anstrengungen, das Wort zu ertrotzen. Garnier rief ihm zu: „Das Blut Dantons erstickt deine Stimme!" Plötzlich entstand nach dem bisherigen furchtbaren Lärm Totenstille. Sie wurde unterbrochen durch den sonst ganz unbedeutenden Abgeordneten Louchet: „Ich beantrage die Verhaftung Robespierres." Anfangs vereinzelte Beifallsrufe, dann mit einem Male ein Sturm der Zustimmung. Augustin Robespierre forderte, das Schicksal seines Bruders zu teilen: die Verhaftung der beiden Brüder wurde beschlossen und gleich darauf auch diejenige von St. Just, Couthon und Lebas, der sie ebenfalls selbst begehrte. „Die Räuber triumphieren!" schrie Robespierre; mit Gewalt mußten ihn die Gendarmen aus dem Saale führen.

Es war 5 Uhr geworden; der Konvent beschloß die Sitzung für zwei Stunden zu unterbrechen. Damit ließ er den Freunden Robespierres Zeit, etwas für diesen zu unternehmen. Eine halbe Stunde danach versammelte sich der Gemeinderat und beschloß, sofort die Gefangenen wieder zu befreien. Die Sektionen waren geteilter Meinung, 26 zögerten, diejenige der Vorstadt St. Antoine war offen gegen Robespierre. Ihr begegnete der Richtkarren mit den Verurteilten dieses Tages; sie hielten ihn an und wollten die Opfer in Freiheit setzen. Da sprengte der betrunkene Henriot, der sich selbst wieder befreit hatte, herbei und schickte den Karren zur Guillotine. Er durchirrte dann die Straßen und suchte die Verhafteten; allein im Hofe der Tuilerien wurde er geknebelt und nun vor den Polizeiausschuß geführt.

Die Ächtung.

Inzwischen aber hatte man sich in den Gefängnissen auf Befehl des Gemeinderats geweigert, die Gefangenen anzunehmen; man brachte sie nach dem Rathause, wo sie der Gemeinderat mit Jubel empfing. Sie hatten damit allerdings ihre Haft gebrochen und sich selbst außer Gesetz gestellt. Bald nach ihnen traf auch Henriot ein, durch einige Kompanien der Sektionen unter Anführung des Jakobiners Coffinhal befreit; er warf sich wieder auf sein Pferd und führte jetzt die Sektionen gegen den Konvent. Dieser, unterdes wieder versammelt, beschloß, sofort den rebellischen Befehlshaber in die Acht zu erklären; daraufhin verweigerten ihm die Kanoniere den Gehorsam, und er kehrte in rasendem Galopp nach dem Rathause zurück. Jetzt sprach der Konvent wie gegen die Verhafteten so auch gegen den rebellischen Gemeinderat die Acht aus. Barras erhielt den Auftrag, für den Konvent die gutgesinnte Bevölkerung aufzubieten; Fréron, Bourdon, Delmas, Legendre, im ganzen mit jenem zwölf, ritten mit Fackeln durch die aufgeregte Stadt, und es gelang ihnen, eine stattliche Anzahl zusammenzubringen.

Robespierres Verwundung und Festnahme.

Henriot meldete dem Gemeinderat und den Verhafteten, daß alles verloren sei; da schrie ihm Coffinhal, wütend über sein erbärmliches Benehmen, zu: „Verruchter, deine Feigheit vernichtet uns!" und warf ihn aus dem Fenster in einen Rinnstein, wo er erst am folgenden Morgen gefunden wurde. Gegen Mitternacht trieb ein Platzregen die noch massenhaft in den Straßen hin- und herflutende neugierige Menge nach Haus. Das Stadthaus selbst, wo Robespierre und Genossen saßen, war unbewacht. Das gab zwischen 2 und 3 Uhr nachts die Möglichkeit eines Handstreichs. Der Deputierte Bourdon war der erste, welcher die Treppe hinaufstürmte, mit ihm der Gendarm Meda, dicht dahinter eine Abteilung Grenadiere. Im Sitzungssaale des Gemeinderats saß Robespierre am Tische, soeben im Begriff, einen Aufruf an die Sektionen zu unterschreiben; er ist nicht über die beiden ersten Buchstaben hinausgekommen, dahinter ist ein großer Blutfleck. „Ergieb dich, Verräter!" schrie Meda ihm entgegen. Robespierre erhob den Kopf: „Du bist ein Verräter", entgegnete er, „ich werde dich erschießen lassen!" Da gab Meda Feuer auf ihn; die Pistolenkugel drang Robespierre durch die Backe, die untere Kinnlade leicht verletzend.

Als das sein Bruder sah, sprang er aus dem Fenster; die Umstehenden hoben den Exdiktator auf. Lebas hielt eine Pistole in der Hand. „Erschieße mich!“ bat ihn St. Just; Lebas sah ihn an: „Ich habe Besseres zu thun!“ erwiderte er und schoß sich selbst durch den Kopf. Meda suchte Henriot; er sah den lahmen Couthon die Treppe hinabschleichen und sandte ihm eine Kugel nach. Die Kugel traf nicht, aber Couthon that einen schweren Fall, der ihn stark am Kopfe verletzte. Im Triumph zog man jetzt mit den Gefangenen — die Verwundeten wurden auf Stühlen und Bahren getragen — nach dem Konvente; allein dieser wollte sie nicht vor sich sehen, sondern ließ sie in den nebenan gelegenen Sitzungssaal des Wohlfahrtsausschusses bringen. Robespierre wurde auf den Tisch gelegt; das Blut rann beständig aus seiner Wunde; von Zeit zu Zeit wischte er es mit einigen Fetzen Papier ab. Sein ganzer Anzug war beschmutzt; er hatte denselben blauen Frack an, den er am Feste des höchsten Wesens getragen hatte. Menschenmassen strömten in den Sitzungssaal; mit dem Trotze ohnmächtiger Wut gab er auf keine Frage Antwort. Erst als der Wundarzt erschienen war, erhob er sich und setzte sich auf einen Stuhl, um sich einen Verband anlegen zu lassen.

Unter diesen aufregenden Begebnissen war die Nacht vergangen. Dann erschien Legendre und berichtete, daß er mit zehn Begleitern den Jakobinerklub auseinander gejagt habe, und legte den Schlüssel des Klubsaales auf dem Tische des Präsidenten nieder. Nun erst, um 7 Uhr morgens, schloß der Konvent seine Sitzung. Dunkle Gerüchte von dem Geschehenen durcheilten die Stadt; eine fieberhafte Bewegung zeigte sich in allen Straßen. Vor der Conciergerie drängten sich die Massen der Neugierigen. Frau von Fontenay und die Witwe des Generals Beauharnais traten an das vergitterte Fenster, durch das Getümmel erschreckt; da erhob eine Frau aus der Menge so deutlich, daß sie es alle sehen mußten, einen Stein (pierre), wickelte ihn in ihr Kleid (robe) und machte dazu die Gebärde des Köpfens: die Gefangenen verstanden diese drastische Gebärdensprache, atmeten erleichtert auf, fielen sich in die Arme und hielten sich nunmehr für gerettet.

Hinrichtung Robespierres.

Die Geächteten wurden nach der Conciergerie gebracht; die Ächtung machte ein Gerichtsverfahren gegen sie überflüssig, es genügte, die Identität der Personen festzustellen. Nachmittags um 4 Uhr (am 28. Juli) erschien der Richtkarren und holte sie nach dem Revolutionsplatze zur Guillotine ab. Eine ungeheuere Menschenmenge bedeckte den Platz, die Straße St. Honoré und den Tuilerienplatz; alle Fenster waren gedrängt voll Zuschauer, alle Läden geöffnet, auf allen Gesichtern zeigte sich Freude. Die Gendarmen zeigten mit ihren Säbelklingen der Menge, welcher auf dem Karren Robespierre wäre; und selbst die Henker wiesen, als er schon auf der Plattform des Schafottes stand, auf ihn hin, um die Menge aufmerksam zu machen. Lautes Beifallsgeschrei ertönte jedesmal über den weiten Platz hin, so oft das Fallbeil herabschlug. Es waren 21 Schreckensmänner, welche an diesem Tage starben, unter ihnen auch der Schuster Simon; 82 Mitglieder des geächteten Gemeinderats folgten an den nächsten beiden Tagen: alle Welt hatte das Gefühl, daß es jetzt mit der Herrschaft des Schreckens vorüber wäre. In der That setzte am 14. Thermidor (1. August 1794) der Konvent das Blutgesetz vom 22. Prairial außer Kraft und stellte die Sitzungen des Revolutionsgerichtes ein, das einer Neubildung unterliegen sollte. Fouquier-Tinville wurde zunächst in Haft genommen.

### Die Bekämpfung der Schreckensmänner durch die „Muscadins“.

Aus allen Provinzen gingen Adressen beim Konvente ein, die sich nachdrücklich für die endliche Beseitigung des Terrorismus aussprachen. Das gab den Gemäßigteren unter den Thermidorianern, den Besiegern Robespierres, einen Rückhalt in der öffentlichen Meinung.

Wiedererwachen des gesellschaftlichen Lebens.

Der Zerlumptheit und dem Schmutze, dem patriotischen Sansculottismus in Kleidung und Lebensweise trat zuerst Tallien entgegen. Jean Lambert Tallien, geboren 1769 in Paris, war anfänglich Advokat gewesen, hatte sich aber während der Revolution ganz der Journalistik zugewandt. Jetzt mit der verwitweten Therese von Fontenay, der Tochter des spanischen Bankiers Cabarrus, verheiratet, machte er seinen eleganten Salon zu einem Mittelpunkt aller maßvollen Gegner der Schreckensherrschaft. Mehrmals in der Woche traf man hier unter einer Menge von Deputierten und jungen Leuten auch den Brigadegeneral Bonaparte. Von geringerer politischer Bedeutung,

109. Jean Lambert Tallien.

Nach dem Originale von J. Belliard lithographiert von Delpech.

aber vielleicht von noch größerem Reize der Geselligkeit war der Salon der Frau von Récamier, einer Freundin von Notre Dame de Thermidor, wie man scherzweise jetzt wohl Frau Tallien nannte. Alle Zeitgenossen feiern mit einstimmigem Lobe den untadeligen Lebenswandel wie die unwiderstehliche Anmut der Frau von Récamier. Allmählich öffneten auch verschiedene frühere Seigneurs, vom Auslande zurückkehrend, ihre Salons, so daß wieder eine heitere Geselligkeit anfing sich in Paris einzubürgern. Auch Frau von Staël ließ nicht lange auf sich warten, um wieder in den maßgebenden Kreisen eine Rolle zu spielen.

Viel folgenreicher indessen wurde es, daß auf die Kunde von Robespierres Vernichtung die jungen Leute, welche bei den Armeen an der Grenze standen, massenhaft nach Paris zu strömen begannen. Schon im August sah man Uniformen aller Regimenter in den Straßen; es waren fast durchweg junge Leute von Erziehung und einigem Vermögen. Sie fanden sich mit den zurückgebliebenen Alters- und Gesinnungsgenossen zusammen und beherrschten bald die Kaffeehäuser, die Straßen, die Theater. Der sansculottische Pöbel nannte sie Moschushelden, **Muscadins**. Ein Stock war ihr Erkennungszeichen und ihre Waffe, ihr Ziel war, ermordete Verwandte und Die Muscadins.

110. **Julie von Récamier.**
Gemälde von L. David im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E

Freunde an den Schuldigen zu rächen und die greuelvollen Vorgänge der letzten Vergangenheit für alle Zeit unmöglich zu machen. Im Garten des Gleichheitshauses, des früheren Palais-Royal, hatten sie ihren Sammelplatz; auch im Kaffee der Kanoniere traf man sie zu allen Tageszeiten haufenweise. Hier hielten sie ihre Beratungen und faßten ihre Beschlüsse; ihre Führer waren einige junge Journalisten, wie der neunzehnjährige **Martainville**, später ein geistvoller Schauspieldichter. Sie hatten sogar einen stehenden Ausschuß von 6 Personen, der Berichte empfing und die weiteren Maßnahmen der „jungen Leute" vorbereitete. Ihr Haß galt besonders dem „Schweife Robespierres", den Jakobinern; von Woche zu Woche wurden sie ungestümer in ihren Forderungen, die sie durchsetzten, weil die Meinung für sie war, so daß der Konvent ihnen nicht zu widerstehen wagte.

Tracht der Muscadins.

Das mannhafte Auftreten der Pariser Jugend bei jeder Gelegenheit strafte ihren Spottnamen „Moschusheldeu" Lügen: sie war von allem stutzerhaften Wesen sehr weit entfernt; nur daß sie mit einer gewissen Absichtlichkeit von der Mode der Schreckenszeit sich abwandte. Die langen Beinkleider wichen wieder den Kniehosen; man ging nicht mehr mit bloßem Halse, sondern trug wieder ziemlich weite und hohe Halsbinden; an die Stelle der rundgeschnittenen Haare trat wieder der Zopf. Während nun aber die Jakobiner, soweit sie wieder zum Zopf zurückkehrten, ihn entweder unter den Rockkragen, oder unter den Hut steckten, trugen ihn die „jungen Leute" aufgeschwänzt zur Schau, d. h. am Ende in die Höhe gekämmt. Das beste Abzeichen der Muscadins blieb der lange Knotenstock. Die grünen oder schwarzen Aufschläge und Rockkragen an einem grauen Rocke, wie die Chouans sie trugen — im allgemeinen bevorzugten die Muscadins die grüne Farbe in der Kleidung — wurden erst gegen den Herbst hin Mode. Wer sich als Rächer eines ermordeten Verwandten auch äußerlich kundgeben wollte, trug die Vorderhaare struppig und die Seitenhaare bis auf die Schultern herabhängend, um wie die Richtopfer zu erscheinen; man nannte die herabhängenden Locken zu beiden Seiten oreilles de chien (Hundsohren).

111. Incroyable und Merveilleuse.
Nach dem Gemälde des Th. Fragonard gestochen von L. Massard.

Die Incroyables.

Unter diese echten und mannhaften Muscadins — denn die Zeit hatte sie schnell zu Männern gereift — mischten sich junge reiche Weichlinge, die sich mit jenen auf den Promenaden und in den Kaffeehäusern umhertrieben, aber in der Stunde der Gefahr als Memmen verschwanden. Sie trugen sich mit geckenhafter Übertreibung: Kravatten, in denen das Kinn versank, Riechfläschchen, Augengläser, dazu einen ganz kleinen Knotenstock. Sie waren frivol genug, „Opferbälle" zu veranstalten, an denen nur teilnehmen durfte, wer einen Verwandten unter der Guillotine verloren hatte; als eine Abart der Muscadins suchten sie gefahrlos ihrer Genußsucht zu frönen. Im Sprechen ahmten sie in geckenhafter Albernheit die Kinder nach, indem sie die Konsonanten in den Worten ausließen, zumal das R; paole d'honneu hieß bei ihnen: auf Ehrenwort, hoïble: schrecklich; qu' est-ce que c'est que ça (was ist das?) sprachen sie se-xa, so daß man spottweis sagte, sie litten alle an der Sexakrankheit. Ihr drittes Wort war incroyable! (unglaublich!) — natürlich incoyable gesprochen — was ihnen den Spottnamen der „Incroyables" eingetragen hat. Was sie thaten, war allein, die Dummheiten des Tages in albernster Weise nachzuäffen. In ähnlicher Weise suchte auch ein Teil der weiblichen Jugend sich auszuzeichnen; ihre Vertreterinnen nannte man Merveilleuses.

Aufhebung des Jakobinerklubs.

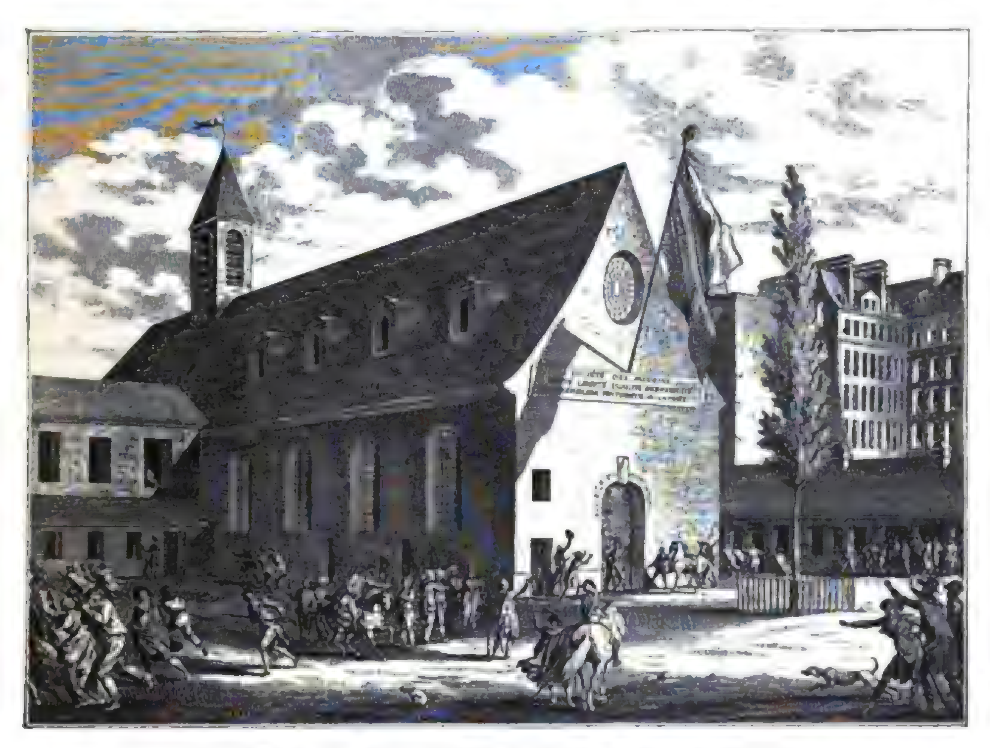
Die Muscadins verlangten Reinigung des Revolutionstribunals und der Ausschüsse; daraufhin beantragte Tallien im Konvente Abschaffung des Terrorismus — und Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und Barère schieden aus dem Wohlfahrtsausschusse; sie verlangten Freigebung der politischen Gefangenen — und es geschah. Tallien trat in seinem „Bürgerfreunde" offen auf ihre Seite. Am 9. November drangen sie in die Sitzung des wiedereröffneten Jakobinerklubs, prügelten sich mit den Jakobinern herum und trieben mit Stockschlägen die anwesenden Weiber von den

Digitized by Google

Galerien: sie sollten nach Hause gehen und sich um ihre Kinder bekümmern! Zwei Tage danach prügelten sie auch die Männer aus dem Saale und verlangten vom Konvente die endgültige Schließung des Klubs und die Erhebung der Anklage gegen den Vorsitzenden. Der Konvent fügte sich, ließ den Saal versiegeln, hob den Klub auf und ließ, auch auf Antrag der Muscadins, den ruchlosen Carrier, den Schlächter von Nantes, verhaften und in Anklagezustand versetzen. So machten sich die Muscadins, wenn auch in tumultuarischer Weise, zu einer Macht im Dienste der Ordnung.

Die Züchtigung der Jakobiner.

Immer kühner wurde die Pariser Jugend in ihrem Kampfe gegen die Jakobiner; sie beschloß, gegen alle eine „patriotische Züchtigung“ vermittelst des Stockes in Anwendung zu bringen. Eine wahre Jakobinerhetze begann; jeder Jakobiner, der sich



112. Schließung des Jakobinerklubs in der Nacht vom 27. auf 28. Juli 1794.
Nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux gestochen von Malapeau.

im Garten des Palais-Royal oder der Tuilerien, in den Kaffeehäusern oder Theatern zeigte, mußte darauf gefaßt sein, mit dem Stocke davon gejagt zu werden. „Diese Stockprügel“, sagt ein Zeitgenosse, „haben über das Schicksal Frankreichs entschieden.“ Gerade dies Mittel war bezeichnend; diese „jungen Leute“ wollten nicht etwa einen neuen Schrecken mit Mord und Blutvergießen heraufbeschwören, nur durch Züchtigung dieser Art lächerlich und dadurch unmöglich machen: nur eins erstrebten sie durch die Guillotine: die Beseitigung der jakobinischen Führer, der eigentlichen Terroristen. Als am 16. Dezember Carrier nur mit zweien seiner Mitangeschuldigten zum Tode verurteilt wurde, 30 aber freigesprochen wurden, verlangte sie so nachdrücklich die Wiederverhaftung der letzteren, daß der Konvent nachgeben mußte. Nicht zufrieden mit der Ausstoßung Billauds, Collots und Barères aus dem Wohlfahrtsausschusse, forderte sie deren Verhaftung: sie erfolgte am 27. Dezember; der Prozeß endete mit der

Deportation aller drei, während Fouquier-Tinville, der mordgierige Ankläger im Revolutionstribunal, hingerichtet werden mußte.

Der Haß gegen Marat.

Hauptsächlich aber war der Haß der Pariser Jugend gegen das Andenken und die Anhänger Marats gerichtet, mit dem die Jakobiner gradezu Götzendienst trieben und dessen Asche unlängst erst auf den Antrag Frérons in das Pantheon versetzt worden war. Noch immer prangten von der Schreckenszeit her die lorbeerbekränzten Büsten Marats in allen Theatern und Kaffeehäusern, an den Straßenecken, selbst im Sitzungssaale des Konvents; auf öffentlichen Plätzen waren ihm Monumente errichtet. Die Muscadins begannen mit der Zertrümmerung der Büsten und beantragten beim Konvente die Beseitigung des Maratkultus. Der Konvent verbot am 8. Februar 1795 die Schaustellung der Büsten und verfügte die Entfernung der Reste Marats aus dem Pantheon: sie wurden in die Kloaken geworfen, und die „Pagode“ Marats auf dem Karussellplatz wurde abgetragen (9. Februar 1795).

„Das Erwachen des Volkes.“

Verfemt wurde die rote Jakobinermütze, verfemt die Marseillaise. Das Bundeslied der Pariser Jugend wurde „Das Erwachen des Volkes“, das einer der ihrigen, der junge Journalist Souriguières, gedichtet hatte. Jemand warf es im Theater der Republik am 30. Januar 1795 auf die Bühne und verlangte, daß dies „Papier gegen die Jakobiner“ vorgelesen würde. Der junge Schauspieler trug es mit großer Wärme vor, während die Anwesenden laut Beifall riefen und die Hüte schwenkten, als er „den Tag der Rache herbeisehnte“ und „eine Hekatombe von Kannibalen gelobte“. Ein bis zwei Wochen später wurde „das Erwachen des Volkes“ in allen Theatern, auf den Straßen und Plätzen mit Begeisterung gesungen und machte schnell die Runde durch ganz Frankreich, um allenthalben die Marseillaise zu verdrängen.

Fréron und die sogenannte Armee Frérons

Die Lage der früheren Schreckensmänner wurde mit jedem Monat bedrohter. Tallien hatte sich gleich nach den Thermidorereignissen auf die Seite der Mäßigung gestellt; Incroyables in Menge umschwärmten und bewunderten seine Frau. Allmählich sah sich auch Fréron, der begeisterte Verkündiger des Maratkultus bei den Jakobinern, der frühere Konventskommissar in Toulon, zu einem Parteiwechsel gedrängt; denn auf ihn mit war es abgesehen, als eine Sektion beim Konvente die gerichtliche Verfolgung aller Schreckensmänner beantragte. Am 12. Januar 1795 versuchte er sich mit den mächtigen Muscadins auszusöhnen. In seinem Blatte, dem „Volksredner“, erschien ein Aufruf an die französische Jugend, in welchem er ihnen zurief: „Schon habt ihr den Klub der Jakobiner geschlossen; ihr werdet mehr thun: ihr werdet sie vernichten!“ — Allein der Argwohn gegen ihn war zu groß, als daß er irgend welche Wirkung mit seinem Aufrufe hätte erzielen können; am 16. Januar verbrannten die Muscadins die Nummer des „Orateur du Peuple“, in dem Frérons Aufruf gestanden hatte. Anderseits fielen jetzt die Terroristen erst recht über ihn her und bedrohten ihn in der ärgsten Weise. Jedoch gerade diese Angriffe ihrer eignen Todfeinde auf ihn empfahlen ihn der Pariser Jugend, zumal er sich offen von seiner früheren Verehrung für Marat lossagte. Unbestimmte Gerüchte von einer bevorstehenden Erhebung der Jakobiner durchschwirrten die Stadt. Da that Fréron den entschiedenen Schritt und hielt am 1. März im Konvente eine Lobrede auf die Jugend, deren Handlungsweise er als den Ausdruck der öffentlichen Meinung bezeichnete; auf Revision der Gesetze lautete sein Antrag. Diese Rede besiegelte den Bund zwischen Fréron und der Jugend, welcher drei Monate gedauert hat. Er erteilte ihr verständige Ratschläge und Ermahnungen in seinem Blatte, und am 9. März beschlossen die jungen Leute auf einer Versammlung im Palais-Royal einmütig, diesen Ratschlägen zu folgen, sich aller Unruhestiftung zu enthalten und nicht mehr wie bisher in Masse an öffentliche Orte sich zu begeben. Es blieb allerdings mehr beim guten Willen. Von diesen Tagen

an sprach man in Paris von „Frérons jungen Leuten“ und begann die Pariser Jugend „die Armee Frérons“ zu nennen.

Not und Teuerung in Paris.

Die Jakobiner aber waren entschlossen, sich nicht unterdrücken zu lassen, obwohl ihre Häupter in Haft saßen. Sie hielten in der Vorstadt St. Antoine bei dem Schenkwirt Venua und an andern Orten geheime Versammlungen, um eine Volkserhebung vorzubereiten, durch welche sie ihre Häupter zu befreien und das Schreckensregiment wieder einzuführen gedachten. Das Volk lieh ihren Wühlereien offenes Ohr; denn die Not, welche auf der Stadt lag, machte zu Revolten geneigt. Das Maximum und der Zwangskurs der Assignaten waren vom Konvente wieder aufgehoben; die Zettel

118. Louis Stanislas Fréron.
Nach einem Kupferstiche von Jules Porreau.

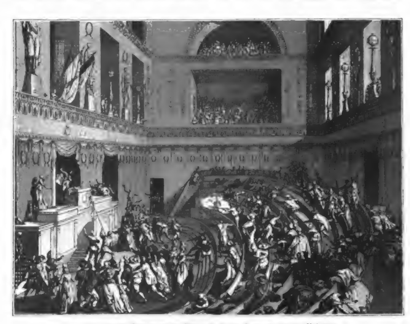
sanken jäh im Werte. Eine Klafter Holz kostete 24 000 Livres in Assignaten. Dazu fehlte es an Brot; vor den Bäckerläden sammelten sich die Weiber schon am frühen Morgen, um nach stundenlangem Drängen im besten Falle eine kleine Ration zu erhalten. Der lange und sehr strenge Winter steigerte das Elend der Arbeiterklassen noch mehr: Erbitterung bemächtigte sich der großen Menge, die in den Maßregeln des Konvents die Ursache aller Not sah; war doch auch der Sold für den Besuch der Sektionsversammlungen weggefallen. Fast täglich fanden auf den Straßen Zusammenrottungen von Unzufriedenen statt; aber Frérons Armee trieb sie rasch auseinander. Je vier Mann nebeneinander marschierten die jungen Leute kreuz und quer durch die Pöbelhaufen, hießen die Weiber nach Hause gehen, die Männer aber den Gesetzen des Konvents sich fügen. So übten sie, „das Erwachen des Volkes“ singend, besonders in der Nähe der Tuilerien eine sehr erfolgreiche Polizei. Am 21. März jedoch leisteten ihnen die Rotten, von den Jakobinern aufgeregt, Widerstand; im Tuileriengarten kam es zu einem Handgemenge; die jungen Leute wurden überwältigt, gemißhandelt und einige von ihnen in den Schloßteich geworfen. Ein kleiner Trupp stürzte aus dem Palais-Royal zur Hilfe herbei, mit den Knotenstöcken unterschiedslos dreinschlagend;

Digitized by Google

aber auch dieser erlag der ungeheuren Überzahl, sie wurden an den Haaren geschleift und durchgeprügelt. Erst als die Zahl der Muscadins auf etwa Hundert angewachsen war, wurden sie der Pöbelmassen durch ihr mutiges Ungestüm Herr: die Rädelsführer machten sich still davon, und die Rotten wurden zersprengt. Endlich erschien die Nationalgarde und säuberte den ganzen Garten. Wenn auch im Anfange unterlegen, hatte „die Armee Frérons" schließlich doch gesiegt und damit den Konvent vor einem Überfall durch die Jakobiner gerettet.

Emeute vom 1. April 1795.

Fast täglich erfolgten nunmehr unruhige Zusammenrottungen; aber die Furcht des Pöbels vor Frérons Armee, ebenso groß wie sein Haß gegen sie, verhinderte



114. Ferauds Ermordung im Sitzungssaale des Konvents, am 20. Mai 1795.
Nach der Zeichnung von Duplessis-Bertaux gestochen von Berthault.

ernstere Zusammenstöße. Die Hetzereien der Jakobiner, geschürt durch mehrere Abgeordnete von der äußersten Bergpartei, wie Duhem und Levasseur, dauerten indessen fort und führten endlich am 1. April zu einem bedrohlichen Ausbruche der allgemeinen Gärung. Etwa 10 000 Menschen, großenteils aus den Vorstädten, rückten gegen den Konvent an, und überwältigten die noch nicht 100 Mann starke Wache; Deputationen drangen jetzt in den Sitzungssaal und verlangten in lärmender Weise Brot; bald war der ganze Saal angefüllt; jene Deputierten vom „Gipfel" des Berges riefen Beifall. Unterdessen aber wurde draußen in allen Straßen Generalmarsch geschlagen und die Nationalgarde zusammenberufen. Daraufhin forderte Duhem, als er den Glauben an das Gelingen der Revolte verlor, den Präsidenten auf, den „guten Bürgern" doch zu sagen, sie möchten nun nicht länger die Beratungen des Konvents aufhalten. Allein die Weiber widersetzten sich mit Geschrei, und nur mit Mühe gelang es, den Saal

Digitized by Google

allmählich zu räumen. Der Konvent, in welchem seit kurzem auch die früher geächteten Girondisten wieder eingetreten waren, ließ nunmehr den ganzen Gipfel des Berges verhaften, erklärte Paris in Belagerungszustand, ernannte den gerade anwesenden General Pichegru zum Befehlshaber der bewaffneten Macht in Paris und überwies ihm außerdem 30 000 Mann Nationalgarde und 40 Kanonen zum Schutze des bedrohten Konvents.

Insurrektion vom 1.—4. Prairial.

Viele Mitglieder der Bergpartei, denen es infolge solcher energischen Schritte des Konvents um ihre Sicherheit bange wurde, hielten sich in Paris heimlich versteckt und waren nun eifrig darauf bedacht, die durch die steigende Not und die neusten Maßregeln immer mehr erbitterten Volksmassen zu einer Insurrektion gegen den Konvent aufzuhetzen, weil sie darin die einzige Rettung für sich selbst sahen. Unzählige Anhänger wurden der Verschwörung gewonnen. Plakate wurden verbreitet, in denen es hieß, das Volk sterbe vor Hunger, daran sei allein die Regierung schuld, es sei also Pflicht des Volkes sich zu erheben, und die Einführung der radikalen Verfassung vom Jahre 1793 zu verlangen. Der Pariser Jugend wurde als der Stütze des Konvents Krieg bis zum Tode geschworen. So kamen die kritischen Tage des 1.—4. Prairial (20.—23. Mai), in denen der Konvent einzig durch die patriotische Hingabe und den Feuereifer der Pariser Jugend gerettet wurde.

Am Morgen des 20. Mai ertönte in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau die Sturmglocke; eine dichte Pöbelmasse drängte sich auf den Galerien des Konvents, meist Weiber. Als der Präsident gegen 10 Uhr morgens die Sitzung eröffnete, erhob sich auf den Galerien ein ungestümer Lärm; die Weiber tobten und lachten, schrieen „Brot“ und drohten dem Präsidenten mit der Faust. Auf seinen Befehl räumten nun vier Füseliere und zwei mit Hetzpeitschen bewaffnete Muscadins die Galerien; allein sofort drang die Menge in den Sitzungssaal selbst ein. Die Deputierten zogen sich auf die höheren Bänke zurück, die Pöbelrotten erfüllten den ganzen Saal; es war ein Getöse, daß niemand ein Wort verstehen konnte. Ein Kerl legte auf den Präsidenten Boissy d'Anglas an; der Deputierte Féraud wollte ihm zu Hilfe kommen, allein er wurde durch einen Pistolenschuß niedergestreckt. Die Menge hielt ihn für Fréron. Ein Weinhändler schnitt ihm den Kopf ab, ein Schlossergeselle, Namens Tinel, steckte ihn auf eine Pike und hielt ihn dem Präsidenten entgegen, während die Pöbelhaufen dazu lachten und Beifall klatschten. Statt des Konvents debattierten jetzt die Aufrührer und faßten Dekrete ab, bis endlich gegen Mitternacht eine Schar Muscadins in den Saal sich einen Weg bahnte, auf die aufrührerische Menge ungestüm eindrang und den Konvent aus seiner Gefahr befreite. Durch den heftigen Ansturm wurden die überraschten Aufrührer zum Saale hinausgedrängt; mit ihnen wollten die Deputierten des Berges, welche ganz offen die Rebellen ermuntert hatten, sich in Sicherheit bringen: allein sie wurden umringt, zurückgehalten und in Haft gebracht.

Am folgenden Tage zog die Vorstadt St. Antoine bewaffnet und mit Kanonen gegen den Konvent heran; Unterhandlungen führten zunächst einen Waffenstillstand herbei. Am 22. Mai abends 8 Uhr sollte Tinel auf dem Grève-Platze hingerichtet werden; aber er wurde durch einen Überfall des Pöbels dem Schafotte entrissen und in die Vorstadt zurückgebracht. Erst am 23. Mai gelang es dem General Menou mit einigen zwanzigtausend treu gebliebenen Bürgern aus den Sektionen, von denen über die Hälfte Muscadins waren, die Vorstadt zu umzingeln und zur Ergebung sowie zur Auslieferung ihrer Waffen und Kanonen zu zwingen, so daß der Deputierte Louvet mit Recht in seiner Gedächtnisrede auf Féraud den „hochherzigen Feuereifer“ der Pariser Jugend, Martainvilles voran, unter hohen Lobsprüchen im Konvente erheben konnte.

Der Tod Ludwigs XVII.

Damit war denn die Macht des Pöbels, der Hauptstütze der Bergpartei, völlig gebrochen; die Mäßigung hatte gesiegt. Der Konvent, nicht mehr beirrt durch die Jakobiner, konnte sich der Versöhnung und dem Entwurfe einer neuen Verfassung zuwenden. Denn auch von seiner nunmehr größten Sorge, der Furcht vor den Royalisten, befreite ihn in diesen Tagen der Tod des jungen Dauphin. So sehr zur rechten Zeit war dieser erfolgt, daß sofort Zweifel auftraten, „der kleine Capet sei nicht tot; man habe ihn nur wegspediert.“ Gern wurden solche Gerüchte geglaubt und weiter verbreitet in den weiten Kreisen, welche, der ewigen Anarchie müde, sich nach der zuverlässigen Ordnung des Königtums zurückzusehnen begannen; niemals sind sie ganz erloschen, so wenig sachlichen Grund sie auch hatten. Jedenfalls nahm nunmehr in Verona der Graf von Provence den Titel als König Ludwig XVIII. an. Nach

Überwindung der Pöbelgefahr aber war es gerade die eben erwähnte Furcht vor dem Royalismus, die das bisherige enge Verhältnis zwischen Konvent und Muscadins störte, wovon noch zu erzählen sein wird.

### Der Baseler Frieden. Die Royalistenaufstände und die Verfassung des Jahres 1795.

Preußen und die beiden Kaiserhöfe.

Noch vor Beginn des Jahres 1794 waren die Verbündeten über den Rhein zurückgegangen; der Herzog von Braunschweig legte das Kommando nieder, an seine Stelle trat der Feldmarschall von Möllendorf. Mit Mißtrauen betrachtete Preußen seine Verbündeten; denn die beiden Kaiserhöfe des Ostens hatten sich betreffs Polens dahin verständigt, daß sie allein die Ordnung der polnischen Angelegenheiten, d. h. eine weitere Teilung Polens in die Hand nehmen, Preußen aber davon ausschließen wollten. Dieses war aber nicht gesonnen, eine solche Verschiebung der Machtverhältnisse im Osten zu dulden. Einen Augenblick dachte Friedrich Wilhelm daran, „Polen sich am Rheine zu erobern", allein seine Minister bestimmten ihn, sich in das wichtigere Heerlager nach Polen zu begeben. Der Krieg gegen Frankreich wurde nur mit Lauheit weitergeführt, mehr nur zur Verteidigung als zur Besiegung. Auf dem blutigen Felde von Kaiserslautern kam es noch einmal zum Kampfe (im Mai 1794): die Preußen wahrten ihre Waffenehre, besonders that sich der Husarenoberst von Blücher hervor; dann stand der König an den Vogesen und an der Haardt still.

Schlacht bei Fleurus.

Unterdessen aber warfen die Franzosen sich mit Nachdruck auf die Flügel der Aufstellung der Koalition. In Italien zwar widerstand Piemont tapfer, doch gelang es den Franzosen, den Weg über die Seealpen zu erzwingen; der General Bonaparte war hier die Seele der Kriegführung. Viel bedeutender jedoch gestalteten sich die Erfolge der französischen Waffen in den Niederlanden. Pichegru führte den Krieg in ganz eigner Weise: er ermüdete den Feind und warf ihn dann durch schlagfertige Manöver zurück; eine Festung nach der andern fiel, nur Charleroi widerstand lange. Den zum Entsatz herbeieilenden Österreichern und Holländern warf sich Jourdan, der unter Pichegru stand, bei Fleurus am 26. Juni 1794 entgegen. Während der Schlacht erhielt der Herzog von Koburg die Nachricht von dem Falle von Charleroi, brach nun die Schlacht ab und zog sich auf Brüssel zurück. Allein Pichegru und Jourdan vereinigten ihre Truppen und nahmen Brüssel ein. Durch einen kühnen Vorstoß nahmen die Franzosen nicht lange danach auch Trier, so daß sich nunmehr die verbündeten Heere vor dem nachdringenden Jourdan im Oktober über den Rhein zurückziehen mußten.

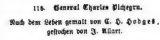
Preußen kündigt den Haager Vertrag.

Nach dem Falle von Trier waren die Preußen nochmals vorgedrungen und hatten zum drittenmal unter Hohenlohe mit den Franzosen bei Kaiserslautern im September sich rühmlich gemessen. Allein kurze Zeit danach erhielten sie von Berlin aus den Befehl, sich auf das rechte Rheinufer zurückzuziehen und auf dem linken nur Mainz zu sichern. Denn Preußen brauchte die Rheinarmeen auf dem polnischen Schauplatze, um den beiden Kaisermächten gewachsen zu sein; es trat daher durch Kündigung des Haager Vertrages aus der Koalition aus und begann Friedensunterhandlungen mit Frankreich, unterstützt dabei von dem lebhaften Friedensverlangen, das die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Regensburg aussprachen.

Pichegru erobert Holland. Die batavische Republik.

Somit konnte es England nicht erreichen, daß sich die Preußen nach dem Unterrhein in Bewegung setzten, um den Engländern und Holländern in Holland die Hand zu reichen. Zwei Gedanken beschäftigten den Konvent: eine Landung in England, um den Hauptfeind ins Herz zu treffen, und die Eroberung des reichen Holland, um die

völlig erschöpfte Kriegskasse wieder zu füllen. Allein **Pichegru** trug Bedenken, in das von zahllosen Flüssen und Kanälen durchschnittene Holland einzudringen und der englisch-hannöverschen Armee die Spitze zu bieten, obwohl die Sympathien der Holländer für die Ideen der Revolution sich bei jeder Gelegenheit kund gaben. Da trat im Dezember 1794 eine so heftige Kälte ein, daß alle Gewässer mit einer Eisdecke überzogen wurden, fest genug, um selbst mit Kanonen hinüberzugehen. Nun zögerte Pichegru nicht länger: um Weihnachten ging er über den Waal, in 14 Tagen war alles Land bis an den Leck unterworfen. Durch diesen raschen Erfolg entmutigt, zogen



115. **General Charles Pichegru.**

Nach dem Leben gemalt von C. H. Hodges, gestochen von J. Allart.

sich die Engländer zurück; unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, denn das Land bis zur Yssel war arm und die Kälte überaus streng, erreichten sie die deutsche Grenze, schifften sich in Emden nach ihrer Heimatsinsel ein und überließen Holland seinem Schicksal. In einer Fischerbarke folgte ihnen der Erbstatthalter. Im Februar 1795 war die Eroberung Hollands bis zur Ems vollendet worden; das Land wurde nun nach dem Vorbilde Frankreichs organisiert und, mit Belgien zur **batavischen Republik** vereinigt, durch ein Bündnis an Frankreich geknüpft.

Dieser große Erfolg blieb nicht ohne Einwirkung auf die Friedensverhandlungen; denn am 5. April 1795 wurde zu **Basel** der Friede zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossen, eine natürliche Folge der Hinterhaltigkeit, mit der in der Koalition

Der Friede von Basel (1795).

jede Macht ihre Sonderinteressen verfolgt hatte, ohne sich der allgemeinen Sache unterzuordnen oder auch nur Rücksicht auf die berechtigtsten Interessen der andern Verbündeten zu nehmen. Wichtig wurde der Friede, den neben der polnischen Frage namentlich die finanzielle Erschöpfung Preußens notwendig machte, durch den Artikel 5, der die linksrheinischen Besitzungen Preußens, Mörs, Kleve und Geldern, bis zum allgemeinen Frieden mit dem Reiche in französischen Händen ließ. Dieser für die öffentliche Kenntnis bestimmte Artikel wurde ergänzt durch geheime Nebenartikel, daß für den Fall der Einbehaltung dieser Landesteile durch Frankreich, dieses selbst für eine entsprechende Entschädigung des preußischen Staates eintreten werde. Damit war das Prinzip ausgesprochen und halbwegs anerkannt, daß die natürliche Grenze Frankreichs gegen Deutschland der Rhein sei. — Eine weitere wichtige Bestimmung des Friedens war, daß etwa in der Richtung des Mains eine Demarkationslinie gezogen wurde, die der mit den übrigen Mitgliedern der Koalition noch fortdauernde Krieg nicht überschreiten sollte; sie sicherte die Neutralität Norddeutschlands. Dabei mußte das Zwitterverhältnis Hannovers zur Erörterung kommen, das in Personalunion mit dem Frankreich feindlichen England stand. Hier bestätigte am 15. April, also nach Abschluß des Friedens, den Franzosen Hardenberg preußischerseits die Absicht, daß im Falle der Kurfürst von Hannover die Neutralität nicht einhalten wolle, Preußen das Kurfürstentum in Verwahrung nehmen werde. Dem Friedensschlusse Preußens war derjenige Toscanas schon vorausgegangen; bald (am 22. Juli) folgte auch Spanien nach auf Betreiben des Günstlings der Königin, Don Manuel Godoi, dem um dieses Verdienstes willen der Titel „Friedensfürst" verliehen wurde.

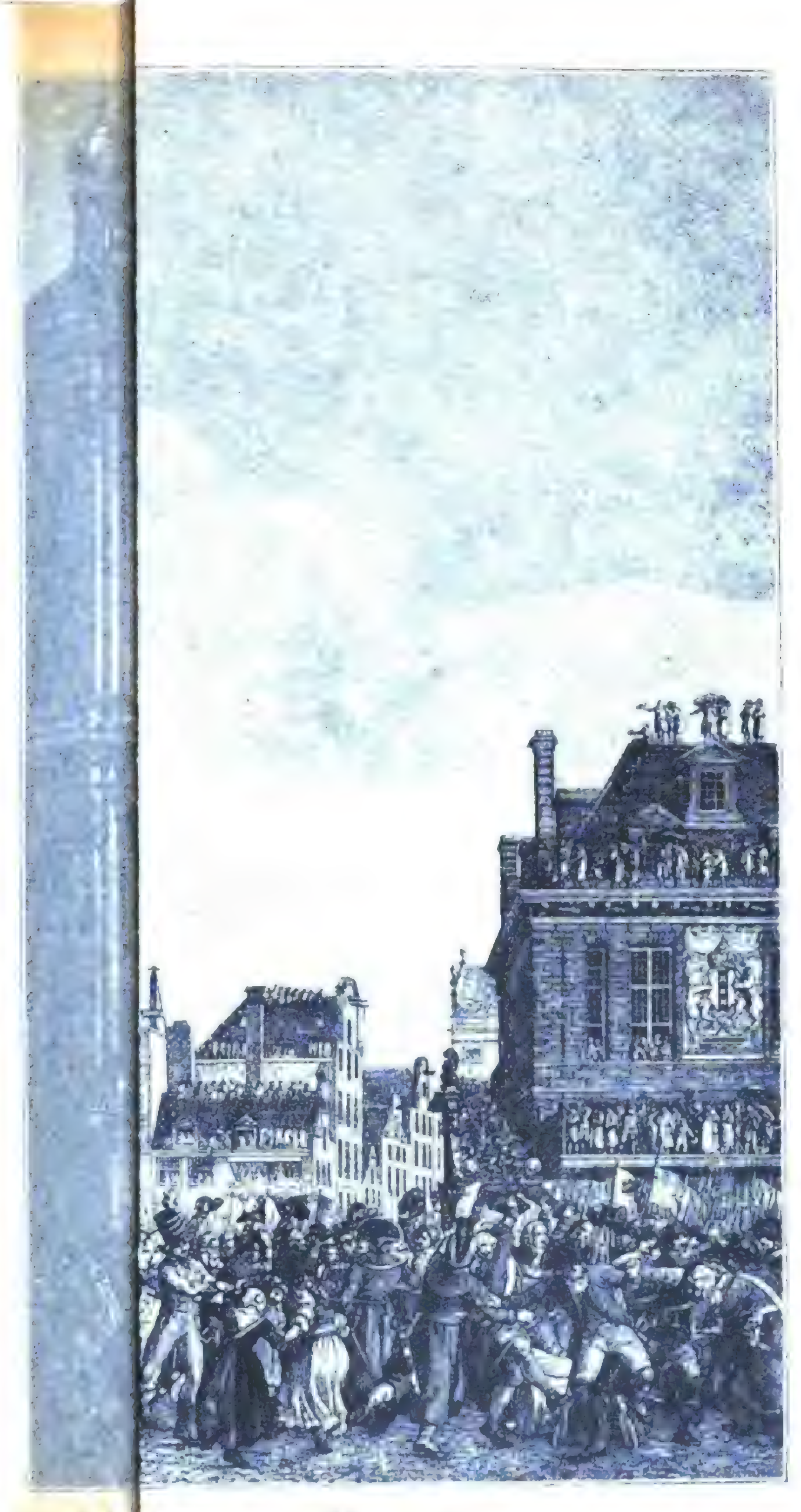
England und Österreich.

Nur Österreich im Bunde mit Sardinien beharrte noch im Kriege; aber entschiedener als beide war England gesinnt, dessen Politik William Pitt, des großen Lord Chatham zweiter Sohn, damals leitete: es fuhr fort, neben den französischen die holländischen Schiffe zu kapern und die wertvollen holländischen Kolonien eine nach der andern für sich zu erobern, nachdem einmal die englische Flotte auf der Höhe von Quessant bei Brest am 1. Juni 1794 ihr Übergewicht über die französische siegreich erwiesen hatte.

Revolutionäre Bewegungen in Ungarn.

Außer den Sonderzwecken, welche Österreich in Polen verfolgte, hatte auf seine Kriegführung am Rhein auch noch ein andrer Umstand hemmend eingewirkt, der leicht übersehen wird: es waren die Bewegungen in Ungarn. Die Ungarn ertrugen die Herrschaft Österreichs nur mit verhaltenem Widerwillen; 1678 hatte die rebellionslustige Unzufriedenheit der Ungarn, angeschürt durch Agenten Ludwigs XIV., Österreich zu dem ungünstigen Frieden von Nimwegen gedrängt; jetzt aber wurde es der Bewegung in Ungarn noch im Entstehen Herr.

Die Ideen der Französischen Revolution hatten auch in Ungarn die Gemüter, zumeist der gebildeten Klassen, entzündet; eine Unruhe entstand, ein Verlangen nach Besserung der allgemeinen Zustände. Schon in den letzten Lebensjahren Josephs II. war der Geist der Widersetzlichkeit in Ungarn sehr lebhaft gewesen, ja der Adel hatte im Jahre 1789 zum bewaffneten Widerstande gegen den Kaiser gerüstet. Am 20. Februar 1790 starb Joseph II., mit Mühe gelang es Kaiser Leopold II. Gehorsam und Ruhe in Ungarn wiederherzustellen. Den eindringenden neuen Ideen konnte er aber keinen Damm entgegensetzen. Die aufregenden französischen Flugschriften wurden in Ungarn mit Begierde gelesen: man sah in Frankreich den Staat, dem man mit Eifer nachzustreben hätte. Und als unter Franz II. Österreich die Waffen gegen Frankreich aufnahm, begannen die Ungarn in Österreich auch ihren Gegner zu sehen. Die österreichischen Zeitungen brachten nur gefälschte Nachrichten über die Vorgänge in Frankreich in das Land; allein man wußte sich unter der Hand den „Moniteur" zu verschaffen, man teilte ihn Gesinnungsgenossen mit, so daß jeder Erfolg der Fran-



rdam am 4. März 1795.

Digitized by Google

Digitized by Google

116. **William Pitt, englischer Premierminister.**
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

zösischen Revolution in Ungarn Nachklang fand. Die Bewegung drang in immer weitere Kreise: man verlangte Preßfreiheit und Aufhebung der Standesprivilegien; man predigte die Souveränität des Volkes, die Gleichheit aller Menschen. Die Abwerfung der Herrschaft Österreichs galt als das nächste Ziel, für welches Schriftsteller wie jüngere Edelleute in Menge in geheimen Zusammenkünften auftraten. Das Haupt der Bewegung war der Serbe Martinowitsch, ein früherer Franziskaner, der in einer diplomatischen Sendung nach Paris geschickt worden war und dort die revolutionären Ideen in sich aufgenommen hatte. Bis in das deutsche Österreich drang die Bewegung hinüber; dort war ihre Seele der Platzleutnant Hebenstreit. Der ungünstige Ausgang der Rheinkampagne belebte die Hoffnung der Unzufriedenen: man sprach davon, daß eine Jakobinerarmee aus Frankreich kommen und ihnen zum Sturze der Regierung helfen würde; einige Hitzköpfe erklärten, daß man dann eine gerechte Verteilung der Güter vornehmen und für die Gegner die Guillotine errichten müsse.

Niederwerfung der Verschwörung.

Die Regierung, durch Nachrichten von einer Verschwörung erschreckt, traf ihre Gegenmaßregeln; vom August 1794 an wurden zahllose Verhaftungen vorgenommen: als Jakobiner galt ein jeder, der mit der Regierung nicht ganz einverstanden war. Martinowitsch und eine Anzahl seiner Genossen, Hainoci, Laskowitsch, Sigray, Gelehrte und Schriftsteller wurden hingerichtet, Hebenstreit in Wien sogar durch den Strang; die übrigen büßten mit vieljährigem Kerker. So schaffte sich Österreich im Rücken Frieden, um jetzt, nachdem es auch in Polen seine Pläne gegen Preußen durchgesetzt hatte, mit größerem Nachdruck den Krieg gegen die französische Republik wieder aufzunehmen.

Pichegrus „Verrat."

Auch das unterdrückte Polen setzte seine Hoffnung auf Frankreich; am 21. September 1795 erschien eine Deputation polnischer Flüchtlinge vor dem Konvente und bat um Hilfe: allein der Konvent ging zur Tagesordnung über; denn Gefahren im Osten und Westen bedrohten Frankreich. Zwar hatten die französischen Armeen im September 1795 den Rhein überschritten, Jourdan bei Düsseldorf und Köln, mit Verletzung der Demarkationslinie, Pichegru bei Mannheim. Nach längeren Kämpfen, die endlich den Franzosen die letztere Stadt entrissen, wurde Pichegru im November durch die Österreicher unter Wurmser wieder über den Rhein bis an die Vogesen zurückgedrängt, während Jourdan im Dezember vor Clairfait bis hinter die Mosel zurückweichen mußte. Man behauptete, Pichegru habe geheime Abrede mit dem Prinzen Condé getroffen, einem der Häupter der Emigranten, und sich dann absichtlich zurückdrängen lassen, um den Siegen des revolutionären Frankreich ein Ende zu machen: er wurde im März 1796 vom Kommando abberufen, zu erweisen indessen war dieser sogenannte „Verrat" Pichegrus nicht, oder vielmehr die derzeitige Regierung Frankreichs war zu schwach, um einem Manne, wie Pichegru energisch entgegentreten zu können. Thatsächlich stand der General mit Condé in Verbindung und fuhr auch als Privatmann fort für die Bourbons zu arbeiten, nachdem er im Kommando durch Moreau ersetzt worden war. Er konnte das um so zuversichtlicher thun, als sich allenthalben die Kundgebungen für das Königtum mehrten. In mehreren Städten des Südens kam es zu Angriffen der Royalisten auf die Republikaner, zu Verhaftungen, man sprach sogar von Mordthaten: die Furcht erwachte, die Schreckenszeit kehre wieder, aber jetzt waren die Verfolgten die Verfolger.

Gegenrevolution.

Als nämlich durch den Sturz Robespierres und seines Schreckensregiments das harte Joch der Überwachung beseitigt und namentlich eine Reihe tyrannischer Gesetze aufgehoben worden waren, kamen seit Anfang Mai 1795 in Lyon, Aix, Tarascon, Marseille und andern Orten des südlichen Frankreichs Ausschreitungen vor, die man als den „weißen Schrecken" zu bezeichnen pflegte. Militärisch organisierte Mörderbanden, die sich La Compagnie du Soleil, auch La Compagnie de Jésu und Jéhu nannten, begingen am hellen lichten Tage Mordthaten an den bekannten Anhängern des bisherigen Schreckens. Man sparte dabei keinerlei Grausamkeit; man verbrannte einen Teil der Schreckensmänner in Marseille bei lebendigem Leibe, nachdem man einen andern niederkartätscht hatte; in Tarascon warf man frühere Jakobiner von einem hohen Turme auf die spitzen Klippen des Rhoneufers. Bald bemächtigte sich der Royalismus der Bewegung, sogar in Paris bestand seit November 1794 eine royalistische Agentur. In der Vendée und in der Bretagne hatte der Bandenkrieg nie aufgehört; Stofflet und der bedeutendere Charette hielten in der Vendée und nördlich der Loire den Republikanern während des Jahres 1794 überall die Wage, in der Bretagne zeichnete sich George Cadoudal, der Sohn eines Müllers, ein Mann von riesigem Körperbau und tollkühnem Mute, als Führer der Chouans aus. Ein Gefühl der Erschöpfung überkam darum den Konvent. Er ließ am 2. Dezember 1794 eine

allgemeine Amnestie ergehen und seine Kommissare schlossen sogar am 18. Februar 1795 auf dem Schlosse La Jaunais bei Nantes eine Art Frieden mit Charette ab, der den Bauern ihren Gottesdienst und die Unterhaltung einer 2000 Mann starken Landwehr zusicherte.

Mißtrauen aber war auf beiden Seiten rege und allenthalben kam es zu Reibereien. In der Bretagne, wo General Hoche die republikanischen Truppen kommandierte, kam es im Mai 1795 zu den ersten ernstlichen Kämpfen. Mit großer Befriedigung hörte man im royalistischen Lager zu London von diesem Neuausbruche der Empörung. An dem Grafen Puisaye aus der Bretagne hatte die Bewegung einen sehr schätzenswerten Förderer namentlich bei den englischen Ministern. Pitt und der Kriegsminister Windham nahmen sich der Sache ernstlich an. Waffen und Uniformen wurden den

117. Georges Cadoudal, der Führer der Chouans. Nach einer Lithographie.

Georges Cadoudal.

Vendéern zugeschickt, einige tausend Emigranten in Sold genommen, um im Namen Ludwigs XVIII., der Charette zum Generalleutnant ernannte, den Insurgenten Hilfe zu bringen. Auf englischen Schiffen wurde das Emigrantenkorps am 27. Juni 1795 auf der bretonischen Halbinsel Quiberon gelandet; Fort Penthièvre wurde erobert. Sofort zog Hoche gegen die vereinigten Emigranten und Chouans; es nützte nichts, daß der junge Graf Sombreuil noch ein zweites Emigrantenkorps herbeiführte: Hoche drängte alle auf der schmalen Halbinsel zusammen; englische Boote erschienen zur Rettung: Hoche ließ mit Kanonen auf sie schießen, so daß nur wenige durch sie gerettet wurden. Die andern alle mußten sich den heranstürmenden Konventstruppen ergeben; die meisten ließ Hoche laufen; nur etwa 1000 Emigranten wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und alle zum Tode verurteilt, unter ihnen Sombreuil, dessen Schwester drei Jahre zuvor ihren Vater aus den Septembermetzeleien gerettet hatte, aber vor dem Blutgerichte Robespierres nicht hatte bewahren können (18.—20. Juli 1795).

Digitized by Google

**Niederlage der Vendée.**

Acht Wochen später erschien der Graf von **Artois** auf einem englischen Schiffe an der Küste der Vendée, um sich an die Spitze der Scharen Charettes zu stellen; er ließ den General an die Küste berufen und — schickte ihm einen Ehrendegen: zu landen wagte er nicht. Da verlor auch Charette die Kriegsfreudigkeit. „Jetzt bleibt mir nichts übrig", rief er aus, „als zu fliehen oder zu sterben: ich werde sterben!" Im nächsten Gefecht schon geriet er, mit Wunden bedeckt, in Gefangenschaft und wurde am 29. März 1796 erschossen. Seinen Genossen Stofflet hatte dasselbe Geschick schon

118. François Athanase Charette de la Contrie.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Charette

am 24. Februar 1796 erreicht. Kampfesmüde und hoffnungslos legten die tapferen Streiter der Vendée die Waffen nieder. Übrigens hatten die royalistischen Emigranten sowohl in politischer wie in militärischer Beziehung ihre vollständige Unfähigkeit erwiesen, wie auch die Manifeste Ludwigs XVIII. nicht im mindesten geeignet waren, irgendwelche Sympathien zu erwecken.

**Rückschlag auf die Haltung des Konvents.**

Das Wiederauftreten des Royalismus, die Landung auf Quibéron waren auch auf die Haltung des Konvents von Einfluß: die Furcht vor den Emigranten drängte ihn wieder der Bergpartei zu; er hörte nun auf, die früheren Schreckensmänner zur Verantwortung zu ziehen, man dachte sogar an Wiedereröffnung des Jakobinerklubs, dieser Hochburg des alten Schreckensregiments. Diese Veränderung führte sofort zu

Digitized by Google

einer Entfremdung von der Pariser Jugend, welche die Austilgung des Terrorismus sich zur Hauptaufgabe gemacht hatte, und von den Sektionen, in denen jetzt die besonneneren und wohlhabenderen Bürger ihre Vereinigung hatten. Royalistisch waren darum weder diese noch jene gesinnt.

Der Konvent erkannte diese ihm abgeneigte Stimmung — und griff zu demselben Mittel, durch welches sechs Jahre zuvor das Ministerium Broglie die Erstürmung der Bastille herbeigeführt hatte: er sammelte Truppen um Paris, in dem Lager zu Sablons, die ihn gegen die Stadt schützen sollten. Doch kam der allgemeine Unwille gegen den Konvent damals nicht zum Ausbruche: das Ende der Versammlung stand ja bevor, sobald das neue Verfassungswerk zur Regelung der veränderten Verhältnisse zum Abschlusse gebracht sein würde.

Die neue Verfassung mit dem alten zwei Drittel.

Am 17. August 1795 war die Verfassung fertig, die Beratung der zweiten und letzten Lesung beendigt. Da beantragte der Abgeordnete Baudin von den Ardennen, daß in die neu zu wählende Volksvertretung zwei Drittel der Mitglieder des Konvents übergehen sollten, angeblich damit die ruhige Entwickelung der Verfassung gewährleistet würde, in Wahrheit aber aus Furcht und Herrschsucht: ihre Unverletzlichkeit als Deputierte sollte die Konventsmitglieder davor sicher stellen, für ihre Handlungsweise während der Schreckenszeit zur Rechenschaft gezogen zu werden, und die Wiederwahl so vieler durchaus republikanisch gesinnter Abgeordneten ihnen die Fortdauer ihres politischen und sozialen Einflusses gewährleisten. Der Konvent erhob mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Stimmenmehrheit diesen Antrag als ein Zusatzdekret zum Beschlusse; eine Vertrauenskommission des Konvents selbst sollte die Auswahl dieser zwei Drittel vornehmen. Davon sah man zwar nachher in Berücksichtigung der allgemeinen Entrüstung ab und überließ den Wählern die Auswahl, aber das Dekret selbst blieb.

Widerstand der Jugend

Laut brach jetzt der Zorn über den Konvent allenthalben los, daß er so der Rechenschaft sich entziehen wolle, daß er die Wahlfreiheit beschränke und sich zum Herrscher Frankreichs aufdränge. Die Truppen in Sablons steigerten die Verstimmung gegen den Konvent noch mehr; man forderte die Zurückziehung der Truppen und die Beseitigung des Zusatzdekretes, unbekümmert um die Drohungen, durch welche der Konvent die Ruhe aufrecht erhalten wollte. Die Pariser Jugend sandte eine Deputation an den Konvent; ihr Sprecher, der junge Elsässer Dietrich, sprach würdig und eindringlich — aber erfolglos; vielmehr ließ der Konvent Verfassung wie Dekret der Nation zur Annahme vorlegen. Die Abstimmung ergab, daß für die Verfassung 914853 gegen 41892, für das Zusatzdekret 167758 gegen 95373 Stimmen abgegeben sein sollten. In Wahrheit aber hatte der Konvent die Abstimmungsergebnisse in der gröbsten Weise gefälscht, nicht nur, daß er gegen die Verfassung die Truppen auf Kommando ihrer Offiziere mit Ja hatte stimmen lassen, sondern er hatte sogar in einer ganzen Reihe von Fällen Tausende von verneinenden Stimmen für eine gerechnet. So waren z. B. die 60000 auf Nein lautenden Stimmen von Paris nur als eine ablehnende gezählt worden.

Da ging man zum Handeln gegen den Konvent vor; stürmische Versammlungen der Sektionen fanden statt, Martainville und die andern Führer der Pariser Jugend hielten donnernde Reden gegen den Konvent; selbst einfache Arbeiter schlossen sich der Bewegung an; man wollte den Konvent auseinanderjagen. Nebeneinander sah man die Uniform der Nationalgardisten, die Bluse des Arbeiters, den grauen Rock mit den schwarzen oder grünen Aufschlägen und Kragen, wie ihn die Chouans trugen, und welchen seit dem Sommer die Pariser Jugend, um ihre Sympathien für die bretonischen Volkskämpfer an den Tag zu legen, angelegt hatte; 44 Sektionen erklärten

sich mit Entschiedenheit gegen den Konvent; der General Danican kam von Rouen herüber, um sich an die Spitze der Pariser Jugend zu stellen; junge Leute zogen durch die Straßen mit dem Rufe: „Nieder mit den zwei Dritteln!“ Man war der Meinung, der Konvent würde sich schließlich doch noch zur Nachgiebigkeit bequemen. Die Streitkräfte, welche ihm für einen ernsten Zusammenstoß zu Gebote standen, waren nicht sehr bedeutend und bedenklicher Art: 4000 Mann Linientruppen und ein Freikorps aus der Vorstadt St. Antoine, 1500 Mann stark, und der stets rauflustige Pöbel, auf welchen Leute, wie der jetzt wieder zur Bergpartei zurückgekehrte Fréron nicht ohne Einfluß waren. Vier Sektionen waren für den Konvent, deren Mannschaft, verstärkt durch Polizeisoldaten, die Zahl der Konventstruppen doch nicht über 8000 erhöhte, während die im Aufstande befindlichen Sektionen eine vier- bis fünfmal größere Truppenmacht darstellten.

Warnende und mahnende Dekrete des Konvents machten auf die Insurgenten gar keinen Eindruck: am 4. Oktober lärmte der Generalmarsch den ganzen Tag durch die Straßen, und bewaffnete Scharen sammelten sich. Erst gegen Abend setzten sich die Konventstruppen unter Führung des Generals Menou in Bewegung; bald aber zog sich dieser, aus Scheu, Bürgerblut zu vergießen, ohne einen Schuß gethan zu haben, wieder zurück. Die Sektionen blieben daher ungestört zusammen, versäumten jedoch über Nacht, aus Menous Unentschlossenheit Vorteile zu ziehen.

Der Aufstand vom 13. Vendemiaire.

Der 5. Oktober brachte die Entscheidung: der Konvent übertrug das Kommando der bewaffneten Macht dem Deputierten Barras; dieser nun ließ den General Bonaparte, welcher bei der Direktion der obersten Armeeleitung angestellt war, zu sich bescheiden und vertraute ihm die Ausführung der militärischen Maßregeln gegen die Insurgenten an. Ohne Verzug sandte Bonaparte den Hauptmann Murat in das Lager von Sablons und ließ die 40 Kanonen desselben nach Paris holen; alle Zugänge zu den Tuilerien wie die Seinequais wurden nun besetzt und den Deputierten 800 Gewehre zugesandt, um selbst in die Reihen der Kämpfenden einzutreten. Noch immer debattierte der Konvent darüber, was geschehen und wann ein Angriff beginnen solle: da zog Sieyès den General in eine Fensternische. „Gehen Sie, General“, sagte er eindringlich, „ziehen Sie Ihr Genie und die Lage des Vaterlandes zu Rate: die Hoffnung der Republik beruht nur auf Ihnen!“

Die Insurgenten hatten die Straße St. Honoré, den Vendômeplatz und das Palais-Royal besetzt; gegen halb fünf Uhr nachmittags setzten sie sich endlich gegen die Tuilerien in Bewegung. Die vordersten Reihen trugen das Gewehr im Arm, den Hut auf dem Bajonnete, als ginge es zu einem Aufzuge, der eine Verbrüderung bezwecke, aber nicht zum blutigen Kampfe gegen die Konventstruppen. Aus einem Hause fielen einige Schüsse, niemand wußte, von welcher Partei. Da donnerten auch schon die Kanonen des Konvents: Verwirrung und Verzagtheit bemächtigten sich der Insurgenten, sie zogen sich sofort zurück. Bei der Kirche St. Roch indessen setzten sie sich und eröffneten ein mörderisches Feuer auf die Kanoniere; aber unmittelbar machte sich die Überlegenheit der Artillerie geltend; die Wirkung der Kartätschen Bonapartes war eine überwältigende. Um sechs Uhr schon war der Konvent allenthalben Sieger. Eine Strecke weit ließ Bonaparte die fliehenden Insurgenten verfolgen und hinter ihnen drein die Kanonen feuern, die er jedoch verboten hatte, jetzt scharf zu laden. Hier und da warfen die Sektionen noch Barrikaden auf: vergebens, alle wurden sofort erstürmt. Als der Abend herabsank, waren nur in der Sektion Lepelletier die Insurgenten noch nicht zersprengt; am nächsten Morgen streckten auch sie die Waffen. Sieger des Tages war der General Bonaparte: die rasche Niederwerfung des Aufstandes gab ihm in den Augen des Konvents und mehr noch in seinen eignen große Bedeutung, die er mit Selbstbewußtsein jetzt zur Schau trug.

Eine Militärkommission wurde eingesetzt zur Bestrafung der Urheber des Aufstandes: sie wurden zum Tode verurteilt; allein fast alle hatten sich vorher durch die Flucht gerettet. Martainville wurde in der Provence ergriffen, aber nur zu der in Italien kämpfenden Armee geschickt. — Im Konvente war durch den Sieg die Bergpartei wieder kühn geworden; sie dachte sogar an eine Erneuerung des Terrorismus. Tallien trug am 22. Oktober auf einen Staatsstreich an: Vernichtung der Wahlen und Wiederherstellung des Konvents. Dagegen erhob sich mit Nachdruck der Deputierte Thibaudeau: das Ende der Verhandlungen war, daß der Konvent eine Amnestie erließ, von der nur die Rädelsführer der letzten Insurrektion ausgenommen wurden. — Mit diesem Dekrete schloß der Konvent am 26. Oktober 1795 für immer seine Sitzungen.

119. Der Kampf bei der Kirche St. Roch am 5. Oktober 1795.
Nach dem gleichzeitigen Originale von C. Monnet gestochen von Helman.

Ergebnisse der Konventsregierung.

Drei Jahre lang hatte er über Frankreich allmächtig gewaltet: was war das Ergebnis? Der Staatsbankrott war offenbar, die Assignaten sanken im Anfange des Jahres 1796 auf ein halb, auf ein viertel Prozent; bis zu einem Betrage von 45 Milliarden Frank waren sie einem Berichte des Abgeordneten Camus vom 23. Febr. 1796 zufolge ausgegeben; nach vorhergegangenen Berechnungen hatte die Assignatenschuld am 3. November 1794 6400 Millionen, am 3. Juli 1795 12000 Millionen betragen, sie war also in den letzten 16 Monaten auf das siebenfache gestiegen. Die Verwaltung lag überall in heilloser Verwirrung; der auswärtige Handel war völlig ruiniert; die Leidenschaften waren noch immer nicht beruhigt, die kirchlichen Wirren nirgends ausgeglichen. Durch die Gesetze über die Emigranten und die unbeeidigten Priester waren Tausende von Familien zu unversöhnlichen Gegnern der Regierung gemacht. Und als den, der an dem allen schuld wäre, bezeichnete die öffentliche Meinung den Konvent. Zu zwei Dritteln traten seine Mitglieder in die neue Volksvertretung über: sie brachten ihr die unwillige Abneigung des ganzen Volkes zu. Die einzige feste Grundlage der Regierung war die Armee: es war demnach mit Händen zu greifen, daß an die Stelle der bankrotten Volksherrschaft nunmehr bei nächster Gelegenheit die Militärherrschaft treten würde.



Digitized by Google

## Der Untergang Polens.

Die Verfassung vom Jahre 1791 und die zweite Teilung Polens.

Polnische Zustände.

Gewiß liegt etwas tief Tragisches in dem Untergange einer großen Nation nach jahrhundertelanger bedeutender Geschichte: aber es ist eine Fabel, daß Polen als das schuldlose Opfer fremder Arglist und Eroberungssucht gefallen wäre, welche in selbstsüchtiger Absicht alle Reformversuche zu verhindern gewußt hätten. Diesem Irrtum entstammt die Sympathie, welche der Unkundige gewohnt ist, dem Untergange Polens zuzuwenden. Die Wahrheit ist vielmehr, daß Polen an der Nichtswürdigkeit und sittlichen Versunkenheit der maßgebenden Klassen seines eignen Volkes zu Grunde gegangen ist. Wohl prunkten die Adligen mit ihrem Patriotismus: aber nicht das geringste ihrer zahlreichen Privilegien mochten sie dem Besten des Vaterlandes opfern; wohl zeigten sie persönliche Tapferkeit, aber nur im wilden Hader der Parteien; wohl trugen Adel und Geistlichkeit Glaubenseifer zur Schau, aber es war eine Religiosität ohne Herzenswärme, ohne christliche Duldsamkeit, ohne Sittlichkeit. Trunksucht, die gemeinste Ausschweifung, widernatürliche Lüste zerstörten das Mark des Volkes; Diebstahl, Meineid, falsches Spiel galten kaum noch für entehrend; so häufig kamen sie vor, so frech wurden sie geübt. Das Gesetz, sagte man lachend, ist ein Spinngewebe, in welchem sich bloß eine Fliege fängt, aber kein Sperling. Am Hofe des Königs Stanislaus August gab es kaum drei Personen, welche, wenn die Bezahlung nur hoch genug war, nicht zu jeder Niederträchtigkeit bereit gewesen wären.

Und dieser verächtlich feilen Aristokratie standen schutzlos der gedrückte Bürger der Städte, noch mehr aber der Zinsbauer und vollends der Leibeigene, der nur als Sache galt, gegenüber, ein wehrloses Opfer ihrer Roheit und ihrer tyrannischen Willkür. Für diese Mühseligen und Gedrückten war es eine wahre Erlösung, als endlich die Nachbarmächte einschritten und der elenden Adelswirtschaft in der „Republik Polen" ein Ende machten. Aber es ist nicht zu verkennen, daß auch der Adel Polens an sittlicher Haltung gewonnen hat — als es zu spät war. Es galt für Polen in vollem Umfange, ja damals erst recht, ein späteres Urteil des bekannten preußischen Staatsmannes, des Freiherrn vom Stein, der auf dem Wiener Kongreß zu Kaiser Alexander 1814 sagte: „Dieses Polen wird für Sie nichts als eine Quelle von Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten sein; ihm fehlt ein dritter Stand, der in allen gesitteten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten, der Reichtümer des Volkes ist; der dritte Stand in Polen besteht allein aus einem unwissenden und ungestümen kleinen Adel und aus Juden."

Rußland und Polen.

Seit den Tagen Peters des Großen war man in Europa daran gewöhnt, Rußland die Händel in Polen ordnen zu sehen; aber an mehr als an eine indirekte Beherrschung des Nachbarlandes haben weder er noch seine nächsten Nachfolger gedacht: ein dienstbarer Polenkönig erschien ihnen als das bequemste Werkzeug der russischen Oberherrschaft. Erst die Kaiserin Katharina II. ging einen Schritt weiter: Polen, in eine russische Provinz verwandelt, setzte Rußland nicht nur in unmittelbaren Verkehr mit dem übrigen Europa, sondern gab ihm auch, wie es Pozzo di Borgo bezeichnet hat, einen weiteren Schauplatz für die Anwendung seiner Macht und die Befriedigung seiner Interessen. Allein war Rußland noch nicht stark genug, um gegen den Willen der beiden deutschen Nachbarn Polens, Preußens und Österreichs, die sonst so leichte Eroberung, zu welcher die Verkommenheit der Polen aufrief, unternehmen zu können. Überdies muß man sich vergegenwärtigen, daß die Kaiserin während ihrer ein Menschenalter umfassenden Regierung ihre Aufmerksamkeit gleichermaßen auf das alternde Türkenreich als auf das in sich zerfallende Polen gerichtet hielt.

120. Katharina II., Kaiserin von Rußland.
Im Alter von etwa 60 Jahren. — Nach dem Gemälde von Roslin.

Digitized by Google

Die Ostmächte.

Die erste Teilung Polens war aus der Notwendigkeit entsprungen, einen Krieg zwischen Rußland und Österreich zu vermeiden. Das Ziel war gewesen, Rußland für die Verzichtleistung auf die Moldau und Walachei, durch deren Eroberung es Österreich die Donau verschlossen haben würde, in Polen zu entschädigen. Indes schon nach wenig Jahren hatte das Bestreben Kaiser Josephs, Bayern zu gewinnen, zu neuen Verwickelungen geführt. Der greise Heldenkönig Preußens setzte sich dem mit allem Nachdruck entgegen; kaum aber war er tot, so verständigten sich Katharina und Joseph zu einem gemeinsamen Angriffe auf die Türkei, durch welchen Katharina Konstantinopel, Joseph aber München zu gewinnen dachte. Wiederum stellte sich den Begehrlichen Preußen, jetzt aber im Bunde mit England, entgegen: ein allgemeiner europäischer Krieg schien bevorzustehen, als Kaiser Joseph am 20. Februar 1790 starb. Sein Nachfolger Leopold II. aber entsagte allen Eroberungsplänen; so beschwor er die Gefahr für Österreich. Er suchte dem Parteihader in Polen zu steuern und zugleich sich mit Preußen friedlich zu verständigen, ein Bestreben, das zunächst in dem Wiener Vertrag vom 25. Juli 1791 Ausdruck fand und dann zum Abschlusse des **Berliner Vertrages** mit Preußen am 7. Februar 1792 führte. Beide Verträge strebten übrigens auch eine engere Verständigung in der französischen Frage an. Katharina aber sah sich durch diesen Wechsel der österreichischen Politik genötigt, ihre Pläne auf die Türkei zu vertagen; sie schloß zu **Jassy** mit dem Sultan Selim III. Frieden am 19. Januar 1792. Die dadurch frei werdenden Regimenter sammelte sie an der Grenze Polens.

Der neue Verfassungsentwurf für Polen.

Die neugewonnene Eintracht der beiden deutschen Großmächte deckte Polen; mit Preußen hatte die Republik sogar am 27. März 1790 ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen. Gleichwohl schenkten die Polen der geistigen Bewegung Deutschlands keine Aufmerksamkeit, um so größere aber derjenigen Frankreichs: die Ereignisse von 1789 und 1790 fanden in Polen lebhaften Widerhall. So entstand auch in Polen der Gedanke, der Monarchie durch eine Verfassung wieder eine gewisse Lebensfähigkeit zu geben, indem man ihr endlich von den Rechten des Adels einen Teil zurückgäbe. Von Österreich begünstigt legte König **Stanislaus August** dem polnischen Reichstage einen **Verfassungsentwurf** in zwölf Artikeln vor, dessen geistige Väter Hugo **Kollontai** und **Ignaz Potocki** waren. Danach sollte Polen in eine Erbmonarchie und zwar unter Heranziehung des sächsischen Hauses umgewandelt werden, die vollziehende Gewalt dem Könige, die gesetzgebende dem aus Senat und Landbotenkammer bestehenden Reichstage gehören, die Rechtspflege unabhängig sein und das „Liberum Veto" sowie alle Konföderationen aufgehoben werden. Allein das drückende Verhältnis der Bauern blieb bestehen, die Leibeigenschaft wurde beibehalten, kaum daß den Städten einige spärliche Rechte und eine geringe Vertretung im Reichstage zugebilligt wurden. Von einem Versuche, die Bewohnerschaft Polens zu einer politischen Volkseinheit als fester Grundlage des Staates zu gestalten, war nicht die Rede. Und selbst um diesen Entwurf, der an das Grundübel des polnischen Staats nicht einmal zu rühren wagte, durchzusetzen, bedurfte es eines Staatsstreiches.

Der Staatsstreich vom 3. Mai 1791.

Man wählte einen Tag, den 3. Mai 1791, an welchem zwei Drittel der Senatoren und Landboten von Warschau abwesend waren, verbreitete schreckhafte Gerüchte über einen angeblich zwischen Rußland und Preußen vereinbarten neuen Teilungsplan, um das anwesende Drittel durch Furcht gefügig zu machen. In Gegenwart des Königs Stanislaus August eröffnete der Reichstagsmarschall **Malachowski** die Sitzung; als dann der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten in seinem Bericht genügsam von den eben erwähnten Gefahren gesprochen und einen Neubau der Verfassung als dringend notwendig bezeichnet hatte, erhob sich nach der schon am vorhergehenden Tage getroffenen Verabredung der König und erklärte, er habe schon lange über diese

Dinge nachgedacht und eine neue Verfassung ausgearbeitet. Er ließ sie nun augenblicklich vorlesen. Gegner erhoben sich aus den Reihen der Landboten; allein man ließ niemand zu Worte kommen und übertönte ihre Proteste mit lautem Geschrei. Inmitten dieses wüsten Lärmes leistete nun König Stanislaus August, von dem Landboten Zabiello aufgefordert, in die Hände des Erzbischofs von Krakau den Eid auf die neue Verfassung und nach ihm die meisten anwesenden Senatoren und Landboten. Dann zogen diese mit dem König an ihrer Spitze nach der Johanniskirche und wiederholten hier auf das Evangelium den eben geleisteten Eid; aber die vorhin niedergeschrieenen Gegner, welche im Sitzungssaale zurückgeblieben waren, setzten einen scharfen Protest gegen das neue Verfassungswerk auf, dem sich binnen kurzem die große Mehrzahl derjenigen Senatoren und Landboten, welche der Sitzung am 3. Mai nicht beigewohnt hatten, anschlossen.

Diese neue Verfassung Polens, welche die „patriotische“ Partei zustande gebracht, war nicht ungeeignet, der Ausgangspunkt zu einer Besserung der polnischen Verhältnisse zu werden, da sie die Schrankenlosigkeit der Adelsprivilegien wenigstens dem Könige gegenüber in etwas eindämmte. Indessen Rußland hatte durch feierliche Verträge wiederholt der „Republik Polen“ die alte Verfassung verbürgt: würde es jetzt die neue Verfassung anerkennen? Katharina nahm scheinbar zunächst keine Notiz von der Veränderung, hatte doch ihr Gesandter in Warschau, Graf Stackelberg, sie mit der Zusicherung beruhigt, daß er „den Tarif für den Patriotismus der Polen in der Tasche habe“.

Der Verbündete Polens dagegen, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ließ den Polen zu der glücklichen Verfassungsänderung seine Glückwünsche aussprechen. Den Wiener Hof zu gleicher Stellungnahme zu veranlassen, gelang nicht. In dem schon erwähnten Vertrag vom 7. Febr. 1792 verstand sich Österreich nur dazu, den Polen eine Verfassung zu garantieren, also nicht die vom 3. Mai 1791. Schon früher hatte Preußens Minister Hertzberg den Gedanken gehabt, Preußen die polnischen Stadtgebiete von Danzig und Thorn, deren es zur Sicherung der Weichsel bedurfte, durch ein künstliches System von Ländertausch zuzuwenden. Jetzt schien dem Könige der Zeitpunkt geeignet, auf diesen Gedanken zurückzukommen. Bei den Polen indessen, wiewohl diese in ihm ihren Schutz gegen das erdrückende Übergewicht Rußlands sahen, fand er sehr wenig Geneigtheit zu dieser Abtretung. Er wandte sich daher, da ja diese Erwerbung eine Verletzung des Wiener Vertrags zwischen Österreich und Preußen vom 25. Juli 1791, der die unveränderte Aufrechterhaltung des bisherigen Besitzstandes aussprach, in sich schloß, an Österreich. Schwerlich würde Kaiser Leopold, der die Bedeutung des preußischen Bündnisses mit Recht sehr hoch anschlug, diesem für Österreich unbedeutenden Wunsche seines Bundesgenossen entgegen gewesen sein. Allein er war am 1. März 1792 gestorben, und sein Nachfolger Franz II., ein nüchterner, schwungloser, zum Mißtrauen geneigter junger Mann, gab dem Oberst Bischoffswerder, als dieser noch im März 1792 das preußische Begehren ihm vortrug, eine trockene, fast höhnische Ablehnung.

Entzweiung der deutschen Mächte.

Damit war den Verträgen von Wien und Berlin der Todesstoß gegeben. Friedrich Wilhelm, verletzt und in seinem Vertrauen erschüttert, wandte sich der Macht zu, gegen welche im Grunde der Berliner Vertrag seine Spitze gerichtet hatte: Bischoffswerder ging als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg und wurde von der Kaiserin Katharina mit offenen Armen empfangen. Denn nichts konnte ihr für ihre polnischen Pläne gelegener kommen, als die Trennung der deutschen Großmächte; gab diese doch Hoffnung, des Wiener Vertrages, der Polen deckte, ledig zu werden. Und vollends war für Rußland jede Gefahr beseitigt, welche aus diesem Vertrage entspringen konnte, wenn es gelang, Preußen zum Mitteilnehmer an der Zertrümmerung Polens zu machen. Diesen Erwägungen entsprach die Antwort, welche Katharina dem preußischen Gesandten

Preußen im Bunde mit Rußland.

121. Franz II., deutscher Kaiser.

Jugendbildnis etwa aus der Zeit seines Regierungsantrittes.

Nach dem Gemälde von Joh. Ziterer gestochen von Franz Wrenk.

Digitized by Google

in Petersburg, dem Grafen Goltz, gab, und noch deutlicher die Erklärung, welche sie dem Könige durch ihren Berliner Gesandten Alopäus machen ließ. Danzig und Thorn, hieß es, seien gar nicht der Erwähnung wert; Preußen müsse wenigstens vier Palatinate von Polen erhalten. Und zu dem Ende trug sie Preußen ein Bündnis mit Rußland an. Zu statten kam dabei, daß gerade damals Frankreich den Krieg erklärte, wodurch auch Preußen gegen Frankreich in Anspruch genommen wurde. Mit sichtlicher Beflissenheit war Katharina bestrebt, diesen Kampf gegen das revolutionäre Frankreich als eine gemeinsame Pflicht aller Souveräne Europas hinzustellen. Keine Worte waren ihr stark genug, ihren Abscheu gegen die Französische Revolution zu bezeichnen: mit Begeisterung rief sie die Fürsten Europas zu dem „Kreuzzuge“ gegen die verderblichen Grundsätze des neuen Frankreich auf. Sie selbst aber that nichts, um diesen Kreuzzug zu unterstützen, der ja auch nur dazu da sein sollte, Preußen und Österreich im Westen zu beschäftigen und so von Polen abzulenken.

Alsbald zeigte sich die Wirkung. Der preußische Gesandte in Warschau, Lucchesini, erklärte dem König Stanislaus August, daß er nicht im geringsten auf preußische Hilfe sich Hoffnung machen dürfe, selbst wenn die Russen vor den Thoren von Warschau stehen sollten.

Während so schon die Würfel rollten, das Schicksal ihres Vaterlandes zu entscheiden, wüteten die Polen in wahnwitziger Leidenschaft sich selbst zu vernichten, in elender Selbstsucht ihr Vaterland wehrlos zu machen, in schamlosem Wetteifer den Feinden sich zu verkaufen, unfähig eines nationalen Aufschwunges selbst in dieser letzten Stunde, ein kläglich-verächtliches Schauspiel.

Die Targowiczer Konföderation.

Die Gegner der Maiverfassung, welche sich die „Erhaltung der polnischen Freiheit“ zum Ziele setzten, sammelten sich in St. Petersburg. Russisches Geld mehrte ihre Zahl. Ihre Häupter waren der Kronfeldzeugmeister Felix Potocki, dessen Bruder Ignaz in erster Linie zur Durchführung der neuen Verfassung mitgewirkt hatte, und der Kronfeldherr Severin Rzewuski, der gegen die erste Teilung Polens so leidenschaftlich protestiert hatte, daß Katharina ihn damals nach Sibirien in die Verbannung geschickt hatte. Aus Litauen gesellte sich ihnen der Bischof von Wilna Kossakowski zu, dessen Bruder in russischen Diensten stand. Sie fanden die allerfreundlichste Aufnahme; Katharina bewilligte ihnen eine ansehnliche Monatspension. In Rußland sahen sie den Schutz des echten Polentums und warben um seine Hilfe zur Wiederherstellung der alten polnischen Freiheit. Mit Zustimmung der Kaiserin schlossen sie eine Konföderation, um den Russen den Weg nach Polen zu bahnen. Doch schien es angemessen, dieselbe nicht von St. Petersburg, sondern von dem polnischen Städtchen Targowicz in der Ukraine zu datieren.

Polen im Kampf mit Rußland.

Zugleich mit diesen Landesverrätern zogen, aus dem Türkenkriege heimkehrend, russische Regimenter in Polen ein. Eine große Aufregung bemächtigte sich Warschaus. Der König rief Preußen um Hilfe an; allein Friedrich Wilhelm, schon entschlossen, auf die russischen Anerbietungen einzugehen, antwortete ausweichend. Da rief König Stanislaus August durch einen Aufruf am 4. Juli 1792 das ganze Volk Polens zu den Waffen, „der Tugend der Nation das Schicksal des Vaterlandes überlassend“. Er dachte sogar an Emanzipation der Bauern, um den Kern des Landvolkes für die Sache der Patrioten zu gewinnen. Gerade um diese Zeit, am 14. Juli 1792, gelang der russischen Regierung ein Vertrag mit Österreich, in dem dieses Polen preisgab.

Das Heer Polens, in drei Korps unter dem Neffen des Königs Joseph Poniatowski, unter Wielhorski und unter Kosciuszko wagte es, sich der russischen Übermacht entgegenzustellen. Thaddäus Kostschiefski oder Kosciuszko, geb. 12. Februar 1746, der Sohn einer nur wenig begüterten, gering angesehenen Adelsfamilie Litauens, hatte in Frankreich seine militärische Ausbildung erhalten und späterhin auch an dem großen

amerikanischen Freiheitskampfe unter Washington als Freiwilliger teilgenommen. Heldenmütig warf er sich nun am 17. Juli 1792 mit 4000 Mann einem viermal stärkeren russischen Heere bei Dubienka entgegen und wußte es, wenn auch nicht zu besiegen, so doch in Schach zu halten, bis er dann, im Rücken bedroht, zurückzugehen sich gezwungen sah.

Des Königs Schwäche.

Alle militärischen Anstrengungen jedoch vereitelte ein Schreiben Katharinas an Stanislaus August, in welchem sie dem Polenkönig ohne Umstände befahl, die Maiverfassung aufzuheben und die Targowiczer Konföderation anzuerkennen. Gehorsam beugte sich der König am 24. Juli 1792 dem strengen Befehle. Fast mit Gewalt versuchte ihm der Kronschatzmeister Ostrowski die Feder aus der Hand zu nehmen: er ließ es nicht zu und unterzeichnete nicht nur die Anerkennung, sondern fügte auch noch den Befehl hinzu, allen Anordnungen der Targowiczer Konföderation unverweigerlich nachzukommen. Durch ein Manifest wurden die „Patrioten" als unsinnige Neuerer gebrandmarkt, die es gewagt, Polen unter „das Joch einer monarchischen und zugleich demokratischen Regierung" zu bringen. Und vierzehn Tage später, am 7. August 1792, kam auch zwischen Preußen und Rußland ein Vertrag zustande, in dem Preußen die Verfassung vom 3. Mai 1791 verwarf.

Die Herrschaft der „Generalität".

Durch den Beitritt des Königs zur Targowiczer Konföderation erschien diese gesetzlich gerechtfertigt: sie galt jetzt als die souveräne Vertreterin der Nation. Aus ihrer Mitte ernannte sie nun eine oberste Regierungsbehörde, welche unter dem Vorsitze Felix Potockis als „Generalität" von Brzesc aus Polen regierte, den König völlig zur Seite schiebend, während ein ähnlicher Regierungsausschuß für Litauen unter dem Bischof Kossakowski sich konstituierte. Der größte Teil der polnischen Soldaten wurde jetzt ohne Sold oder Pension verabschiedet, der Rest in alle Teile des Landes verzettelt, die Offiziere unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. Eine russische Garnison besetzte Warschau; für die russischen Regimenter im Lande mußte Polen Lebensmittel und Bekleidung liefern. Ungescheut gebärdeten sich die Russen überall als Herren und erlaubten ihren Soldaten jede Roheit gegen polnische Einwohner. Die „Generalität" aber sandte eine Botschaft von zwölf Magnaten nach St. Petersburg, um der Kaiserin Katharina den Dank des befreiten Vaterlandes auszusprechen.

Verschwörung der Patrioten.

Mit Haß und Verachtung begegnete man den Targowiczern im Lande. Man hörte patriotisch gesinnte Damen an russische Offiziere die Frage richten, warum sie gerade für dies Gesindel marschiert wären. Die Häupter der Patriotenpartei aber, Ignaz Potocki, Kosciuszko, Kollontai, waren als Flüchtlinge aus dem Lande gegangen. Nur die Bauern ließen mit stumpfem Gleichmut, ja hier und da mit deutlicher Genugthuung die Veränderung über sich ergehen: ganz in Übereinstimmung mit ihrer Lage.

So unbedingt indessen auch die Herrschaft der Russen über Polen war, so konnten sie sich doch mit diesem Zustande der Dinge auf die Länge nicht begnügen; denn wenn auch bei den patriotisch Gesinnten die Targowiczer noch verhaßter waren als die Russen, so sahen sie doch auch in diesen die Unterdrücker des Vaterlandes. So bildeten sich in fast jeder Stadt des Reiches geheime Verbindungen zur Befreiung Polens von den Fremden wie von deren Söldlingen. Allmählich traten nun diese Verbindungen ganz im stillen in Verkehr miteinander und wurden dadurch eine wirklich drohende Gefahr für die russischen Herren. Ihre Hoffnung hatten die Patrioten auf Frankreich gesetzt, ermutigt durch den französischen Gesandten Descorches in Warschau. Zwar hatte ihn die Generalität alsbald aus den Grenzen Polens ausgewiesen, allein de Bonneu, einer der Beamten der französischen Gesandtschaft, setzte rührig das Treiben fort und vermittelte den Verkehr der geheimen Verbindungen mit den Machthabern in Paris. Hier war es, während Lebrun seine Teilnahme den Mißvergnügten Ungarns angedeihen ließ, vor allen Dumouriez, welcher den Polen die bestimmte Ver-

sicherung gab, daß Polen gerettet sein würde, wenn die französischen Siege Fortgang hätten. Ja, im Dezember erschienen einige flüchtige Patrioten vor dem Konvente in Paris, um die Bestimmtheit, mit der sie den Beistand Frankreichs für das unterdrückte Polen erwarteten, öffentlich auszusprechen. Man dachte eben daran, im Bunde mit Frankreich den Volkskrieg in Polen zu entzünden.

Ganz ungescheut trat diese Bewegung in Großpolen zu Tage. Denn hier waren die Palatinate Posen, Gnesen und Kalisch von den Russen nicht besetzt worden, da sie zur Abtretung an Preußen bestimmt waren. Daher gingen hier die Wogen der Erregung am höchsten: offenkundig trafen die Patrioten ihre Vorbereitungen für eine allgemeine Volkserhebung, die sich gegen Preußen richten sollte, um den Franzosen,

122. Christian August Heinrich Kurt, Graf von Haugwitz.
Nach einem Originale von de Noireterre gestochen von Cassaert.

gegen welche ja Preußen im Felde stand, hier im Osten durch einen Angriff Luft zu machen, wenn auch öffentlich als Gegner nur die Targowiczer genannt wurden. Der Mittelpunkt dieser Bewegung lag hier in der Stadt Posen; ihr Führer war Wibicki, ein Mann von Kenntnissen und Vermögen, der schon mit Descorches in enger Verbindung gestanden hatte.

Preußens Stellungnahme.

Preußen hatte schon während der Konferenzen zu Mainz vom 19.—21. Juli 1792, die das gemeinsame Vorgehen dieses Staates und Österreichs gegen Frankreich zum Gegenstande hatte, in das Protokoll aufnehmen lassen, daß es die Erwerbung der Palatinate Posen, Kujavien, Kalisch und eines Teiles von Sieradien beabsichtige. Je kläglicher der Feldzug dieses Jahres verlief, um so mehr war Friedrich Wilhelm II. der Ansicht, er müsse sich seine Entschädigung im Osten suchen. Er ließ deshalb Ende November durch den Grafen Schulenburg dem russischen Gesandten Alopëus amtlich eröffnen, daß seine Truppen, wenn die Kaiserin nicht auf seine soeben erwähnten Entschädigungspläne einginge, unverweilt in Polen einrücken würden. Diese energische



Digitized by Google

Sprache veranlaßte die Kaiserin, dem preußischen Geschäftsträger Grafen von der Goltz durch ihren Minister Ostermann mitteilen zu lassen (16. Dezember), daß sie die von Preußen erstrebte Besitznahme genehmige. Es fehlte nur die zu Mainz noch nicht erlangte Zustimmung Österreichs.

Österreichs Politik.

Daß der Feldzug des Jahres 1792 so wenig günstig für die Verbündeten abgelaufen war, hatte nicht zum wenigsten seinen Grund darin, daß Österreich ein Korps von 25000 Mann statt an den Rhein an die galizische Grenze geschickt hatte, um die Vorgänge in Polen zu beobachten und nach den Umständen auszunutzen, wie denn Kaiser Franz II. sich Rußland gegenüber bereit erklärte, auf Katharinas polnische Pläne einzugehen, wenn die Kaiserin ihm selbst einen entsprechenden Anteil an Polen bewilligen wollte. Denn immer bewegte den jungen Kaiser der Gedanke, wie er sein Reich um einige Provinzen vergrößern könne. Eine noch günstigere Gelegenheit als die polnischen Händel schien ihm jedoch der Krieg gegen Frankreich dazu zu bieten. Das waren Gedanken, welche der Baron Spielmann, der neben dem Vizekanzler Philipp Cobenzl die auswärtige Politik Österreichs leitete, bei ihm angeregt hatte und vornehmlich vertrat. Fürst Kaunitz billigte mit nichten eine solche abenteuerliche Politik, mit höchstem Bedauern sah er Philipp Cobenzl, einen Vetter des später noch mehr hervortretenden Ludwig Cobenzl, derartige Bahnen wandeln. Aber er sah sich nicht mehr gehört; sehr bald sollten die Umstände ihm Recht geben. Zumeist gelüstete den Kaiser nach dem Besitze Bayerns, aber daneben war es auch auf einige wohlgelegene Provinzen Frankreichs abgesehen. Nicht um Legitimität und Bourbonentum handelte es sich jetzt mehr: aus dem Kreuzzuge war für Kaiser Franz ein Eroberungskrieg geworden.

Spielmann erschien im preußischen Hauptquartier und bildete sich viel darauf ein, durch einen vorläufigen Vertrag, der bei Luxemburg abgeschlossen wurde, Preußens Zustimmung zu diesem veränderten Kriegszwecke gewonnen zu haben. Infolge dieses Abkommens begab sich der preußische Minister Haugwitz in Spielmanns Begleitung nach Wien, wo endlich nach langem Zögern Kaiser Franz, der nur die Vergrößerung Österreichs, aber nicht diejenige Preußens wollte, den Preis bewilligte, den Preußen auf seine Zustimmung gesetzt hatte. Dumouriez hatte Aachen genommen, Clerfait verzweifelte, das linke Rheinufer halten zu können: wie hätte da Österreich der preußischen Waffengemeinschaft entraten können? Kaiser Franz bewilligte Preußen die geplante Besetzung der polnischen Palatinate, für welche er Ausgleich auf Kosten Bayerns oder Frankreichs zu suchen entschlossen war, versprach, die preußischen Wünsche in Warschau nachdrücklich zu unterstützen und sicherte dem Kurfürsten von Bayern als Entschädigung Belgien zu.

Am Weihnachtsabend 1792 langte die Nachricht von dem Abschlusse der Verhandlungen im preußischen Hauptquartiere an und erregte große Befriedigung. Österreich wurde kräftige Mitwirkung zu dem neuen Feldzuge zugesagt und die unverzügliche Besetzung der polnischen Palatinate beschlossen. Der König selbst reiste ab, um sich alsbald in seine neuen Provinzen zu begeben, während jene 25000 Österreicher ihren Marsch aus Galizien nach dem Rhein antraten.

Einmarsch der Preußen.

Am 14. Januar 1793 rückten unter Feldmarschall Möllendorf die preußischen Truppen in fünf Kolonnen gleichzeitig von Ostpreußen, der Neumark und Schlesien in Polen ein und sperrten die abzutretenden Landschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Sieradien, ferner Lentschitz, Rawa und Plock, Wielun, Kujavien, Dobrzyn, Czenstochau und Thorn gegen das übrige Polen ab, während sich ein andres Korps unter General von Raumer gegen Danzig in Bewegung setzte. Schon am 6. Januar war der Besitzergreifung ein Manifest des Königs vorangegangen, worin er den Polen verkündigte, daß die jakobinischen Umtriebe in Polen, welche für Preußen bei der Fort-

dauer des Krieges gegen Frankreich doppelt gefährlich wären, Preußen im Interesse seiner eignen Sicherheit zur Besetzung der Grenzlande nötigten.

Nur Unwissende haben in diesem Manifeste eine „Heuchelei“ sehen können. Die Thatsachen, welche es anführte, waren alle durchaus wahr; freilich waren sie es nicht allein, welche den Anstoß zu der Besetzung gegeben hatten. Sobald Rußland Anstalten machte, sich Polens zu bemächtigen, war es für Preußen einfach Pflicht, auf seine eigne Sicherung bedacht zu sein. Denn indem sich die kolossale Militärmacht Rußlands nunmehr bis an die Westgrenze Polens vorschob, wurde sie eine Bedrohung für Preußen und ganz Deutschland, zu dessen Beherrschung für Katharina die Besetzung Polens der erste Schritt sein sollte. Die ausgedehnte Ostgrenze Preußens war wegen ihrer tiefen Einbuchtung zwischen Ostpreußen und Schlesien gar nicht zu verteidigen: ein russisches Heer in Posen stand damit schon im Rücken von Königsberg und Breslau. Zu seiner eignen Sicherheit bedurfte Preußen einer Verkürzung der Ostgrenze, wie sie nur durch die Besetzung der zwischen Ostpreußen und Schlesien gelegenen polnischen Palatinate möglich war. Dazu kam der Umstand, daß fünfzehn Meilen über Polens Westgrenze hinaus nach Osten noch deutsches Wesen und deutsche Sprache herrschten, so daß sich erwarten ließ, daß dieser breite Grenzstrich sehr rasch mit Preußen verwachsen würde. Und wie man in Wahrheit im stillen innerhalb der besetzten Landschaften diese preußische Besetzung beurteilte, zeigt nichts deutlicher als die Thatsache, daß, soweit die Besetzung reichte, sofort die Landgüter bedeutend im Preise stiegen. Ja, die Stadt Danzig bat den preußischen General dringend, er möchte Gewalt gegen sie anwenden, damit sie mit Ehren der preußischen Herrschaft sich unterwerfen könnte.

Ein Gewaltakt bleibt immerhin trotz der Ehrendeputationen und Illuminationen, womit die polnischen Städte den seinen Truppen nach einigen Monaten folgenden König von Preußen empfingen, diese Besetzung polnischen Landes durch Preußen: aber sie war die unausweichliche Folge der Veränderung der russischen Politik gegenüber Polen und der verächtlichen Vaterlandsverräterei, mit welcher der polnische Adel in seiner großen Mehrheit sich an Rußland verkaufte.

*Aufregung der Targowiczer.*

Die Targowiczer versetzte der Einmarsch der Preußen in Schrecken und Aufregung. In feindseligster Zwietracht hatten sich ihre Häupter, zumal Felix Potocki und der Kronfeldherr und Hetman Graf Branicki, den es verdroß, daß Potocki für die Soldaten neue Uniformen nach dem Schnitte seines eignen Rockes machen ließ, untereinander befehdet und um die Wette in St. Petersburg anzuschwärzen gesucht: in ihrem Hasse gegen die Preußen waren sie jetzt einig. Die ganze Generalität stürzte in Grodno, wo sie auf Befehl Rußlands jetzt ihren Sitz hatte, zu Graf Igelström, dem russischen Oberbefehlshaber, und bat ihn, sie gegen die Preußen zu führen. Allein Igelström verwies mit scharfen Worten dem aufbrausenden Potocki seine Heftigkeit und brachte die übrigen zur Ruhe durch den Hinweis darauf, daß der preußische Einmarsch unmöglich ohne Vorwissen der Kaiserin erfolgt sein könne, und durch die bündige Erklärung, daß er keinen Mann polnischer Truppen nach Posen würde durchpassieren lassen. So vollzog sich der preußische Einmarsch ohne weitere Hemmnisse, als daß die Preußen einige unbedeutende Reiterscharmützel mit den in Großpolen stehenden polnischen Truppen hatten.

Unterdessen hatte der preußische Gesandte Graf Goltz in St. Petersburg Abend für Abend Besprechungen mit dem Fürsten Subow, dem erklärten Günstlinge der Kaiserin Katharina, über die definitive Festsetzung der neuen preußisch-polnischen Grenze. Die neue russisch-polnische Grenze wurde ohne viel Skrupel durch einen langen geraden Strich mit Rotstift und Lineal in die Karte von Kamieniec bis Drissa eingetragen. Am 23. Januar 1793 wurde in St. Petersburg endlich der definitive Vertrag über die zweite Teilung Polens zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet.

*Die Berufung des polnischen Reichstages.*

Um formell gültig zu sein, bedurfte dieser Vertrag aber der Zustimmung Polens. Diese zu erwirken, war der Auftrag des neuen Gesandten, welchen Katharina Anfang Februar 1793 nach Warschau sandte. Jakob von Sievers war ein stattlicher Greis voll freundlicher Milde und feinen Taktes; durch den Schein der Treuherzigkeit wußte

er das Vertrauen der Polen wie der Preußen zu gewinnen. In Grodno beschwichtigte er die aufgeregte Generalität, in Warschau mahnte er Möllendorf und Buchholz, den preußischen Gesandten, zur Geduld. Sein Ziel war, die Berufung eines gefügigen Reichstages ins Werk zu setzen, welcher dann die Abtretungen an die beiden verbündeten Mächte zu sanktionieren hätte.

Zu dem Zwecke wurde Felix Potocki, der sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, vielleicht König von Polen zu werden, nach St. Petersburg beschieden. Größere Schwierigkeiten aber bereitete dem gewandten Russen der König Stanislaus August. Bald erging er sich in heftigen Klagen, daß er Polens Unglück wäre, bald ergoß er in erregten Unterredungen mit Sievers seinen ganzen Zorn über Preußen, das ihn erst gegen Rußland aufgereizt und nun verlassen hätte. „Sie werden sehen", fügte er in Aufwallung hinzu, „daß auch Sie verraten werden." Da langte ein Billet Katharinas an, worin sie in strengen Worten ihrem ehemaligen Geliebten befahl, sich nach Grodno zu begeben und sich an die Spitze der Konföderation zu stellen. Stanislaus, fast krank vor Verdruß, weigerte sich jedoch entschieden, dem Befehle zu gehorchen. Allein Sievers brachte ihn zu der Überzeugung, daß er sich in das Unabänderliche zu fügen habe. Er war nun bereit, nach Grodno zu reisen; nur fehlte es ihm völlig an dem nötigen Reisegelde: die Gesandten gaben es ihm. —

Die Wahlen zum Reichstage erfolgten unterdessen ganz nach Wunsch; Igelström sammelte die russischen Truppen in und um die Hauptorte; seine Offiziere leiteten die Wahlen. Jeder, von dem man nicht Zustimmung zu der vorgenommenen Teilung Polens erwartete, wurde einfach fortgejagt; nur gefügige Leute durften wählen und gewählt werden. Haß gegen die Targowiczer und Geld thaten das übrige; zudem gab Sievers die Losung aus, daß Unterwerfung unter die Anordnungen der Kaiserin die glänzendsten Vorteile bringen werde.

Reichstag zu Grodno und die veränderte Politik Österreichs.

Am 17. Juni 1793 eröffnete der Reichstag zu Grodno seine Sitzungen. Man erklärte ihn von vornherein für einen konföderierten; denn ein solcher bedurfte nicht, wie ein Generalreichstag, zur Fassung seiner Beschlüsse der Stimmeneinheit. In gleichlautenden Schriftstücken begehrten die Gesandten, Sievers im Namen Rußlands, Buchholz im Namen Preußens, die Ernennung eines Ausschusses, welcher mit beiden Mächten einen definitiven Vertrag über die Abtretungen zu schließen bevollmächtigt wäre. Der Reichstag beschloß, die Forderung der Gesandten abzulehnen, denn die Targowiczer, für deren Haupt im Reichstage der General Kossakowski galt, hofften mit Hilfe der russischen Kaiserin immer noch die Teilung abwenden zu können, König Stanislaus August aber gedachte die europäischen Mächte, vor allem Österreich, anzurufen, um dadurch die Entscheidung wenigstens zu verzögern. Die Anrufung Österreichs würde ein thörichtes Unternehmen gewesen sein, wenn dort noch die Grundsätze maßgebend gewesen wären, die mit Rücksicht auf den von Österreich angestrebten Austausch Belgiens gegen Bayern und auf die von Preußen im französischen Kriege zu leistende Unterstützung noch Ende 1792 und in den Anfangsmonaten 1793 von der österreichischen Geschäftsleitung anerkannt worden waren. Indem jedoch am 27. März 1793 an die Stelle des Grafen Philipp Cobenzl und des Barons Spielmann Kaiser Franz II. den Baron Thugut setzte, nahm er einen Systemwechsel vor, der nur noch äußerlich eine Preußen freundliche Politik zuließ, während man im geheimen gegen jede Vergrößerung des Nachbarstaates sich vornahm zu intrigieren. Darum war auch die Hoffnung der Targowiczer nicht unbegründet; denn Katharina hatte kaum von der veränderten Stellung Österreichs Kenntnis erhalten, als sie auch schon einen Schritt zur Schädigung Preußens that: sie bestimmte, daß der Reichstag mit Preußen und Rußland getrennt verhandeln sollte. Mit Eifer ergriffen die Polen diese Weisung, welche ihrem Interesse wie dem nationalen Hasse der Polen gegen alles Deutsche gleich entsprechend war. Zwar Buchholz erhob lebhaften Widerspruch dagegen, aber Sievers versprach ihm auf das heiligste, daß, sobald nur der Vertrag mit Rußland abgeschlossen wäre, er mit den äußersten Mitteln auch die

Abschließung des Vertrages mit Preußen betreiben würde. Zugleich besprach er mit den Marschällen des Reichstages den weiteren Verlauf der Sache. Denn so sehr auch die meisten Landboten teils aus Standesinteresse, teils durch russisches Geld erkauft, geneigt waren, die Abtretung der ukrainischen und litauischen Landschaften an Rußland gutzuheißen, so erwarteten sie doch, daß man um des besseren Scheines willen Gewalt gegen sie anwende. An schreckhaften Drohungen ließ es auch Graf Sievers nicht fehlen: sehr stürmische Szenen folgten im Reichstage, mehrere Landboten erklärten, sie wollten viel lieber nach Sibirien gehen als die russischen Forderungen bewilligen; aber das Ende war verabredetermaßen, daß genau die von Sievers bestimmten Personen zu einem Ausschusse mit dem Auftrage gewählt wurden, die Verhandlungen mit Rußland zum Abschlusse zu bringen. Jetzt drängten der König und Kossakowski gleichmäßig zur Eile: durch größte Gefügigkeit gedachten sie sich die Parteinahme Katharinas zu gewinnen, um das verhaßte Preußen noch in letzter Stunde von der Teilung auszuschließen. Am 22. Juli 1793 wurde der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Polen die von Rußland besetzten Provinzen an dieses abtrat, wofür Rußland versprach, den neuen Unterthanen volle Religionsfreiheit bewilligen und die künftige polnische Verfassung unter seine Garantie nehmen zu wollen.

Ungesäumt verlangte nunmehr auch Buchholz, daß mit den Verhandlungen über die Abtretung an Preußen begonnen würde. Allein diesem Begehren war der Reichstag entschlossen, mit allen Mitteln sich zu widersetzen. Man sandte Hilfsgesuche nach Petersburg und Wien; die Parteihäupter forderten von Preußen, bevor sie sich in weiteres einließen, die Bewilligung eines günstigen Handelsvertrages für Polen. Diesem Verlangen redete auch Sievers das Wort, der, je mehr Buchholz in ihn drang, die Abtretung zu beschleunigen, um so kühler dem Preußen sich gegenüber stellte. Auch der österreichische Einfluß zeigte sich ziemlich offenkundig bei den widerstrebenden Landboten. **Täuschung Preußens.**

Endlich schien doch Sievers wieder zu den preußischen Forderungen sich günstig zu stellen. Der Reichstag hatte beschlossen, jeden Landboten mit der Strafe des Hochverrats zu belegen, welcher eine Abtretung polnischen Landes an Preußen beantragen würde; in der Reichstagssitzung waren sogar die wenigen für Preußen günstig gesinnten Landboten mit Säbelhieben bedroht worden. Jetzt verlangte Sievers mit einem Male nachdrücklich, daß der Reichstag die preußische Angelegenheit zum Abschlusse brächte. Russische Grenadiere besetzten am 2. September die Thüren des Sitzungssaales; ihr Anführer, General Rautenfeld saß unter den Landboten neben dem Throne des Königs; niemand durfte den Saal verlassen. Eine höchst stürmische Sitzung folgte; endlich nach einigen Stunden Lärmens beantragte der Landbote Miaczynski, den „von Graf Sievers aufgestellten“ Entwurf, den niemand kannte, niemand verlesen hatte, anzunehmen. Es geschah ohne Umstände, nur daß der Reichstag einen heftigen Protest gegen den ausgeübten Zwang hinzufügte.

Der Inhalt dieses Entwurfes war außer einigen nebensächlichen Bestimmungen ein Befehl, der von St. Petersburg angelangt war: daß die Abtretungen an Preußen nicht eher erfolgen sollten, als bis der von Polen verlangte Handelsvertrag von Preußen bewilligt wäre. Es sollte eben „Polen nicht zu dependent von Preußen werden.“ Damit aber war die Abtretung an Preußen, wo nicht überhaupt in Frage gestellt, so doch in weite Ferne hinausgeschoben. Und die Entrüstung der Polen wie die scheinbaren Gewaltmaßregeln der Russen hatten nur den einen Zweck gehabt, Preußen auf eine kurze Zeit hinters Licht zu führen. Voll Zorn begab sich Buchholz zu Sievers; aber die Antwort, die er erhielt, war: „Man kann es den Polen nicht verargen, daß sie einige Bedingungen, namentlich in betreff des Handels, machen: sie wollen doch leben!“

Ja König Stanislaus August bat, wie er schon ein Jahr zuvor gethan, um nur der Preußen ledig zu werden, die Kaiserin Katharina, ihren zweiten Enkel Konstantin ihm zum Nachfolger zu geben: der Interessen Preußens war dabei mit keiner Silbe gedacht.

Energie Preußens.

Es war klar, daß die russische Politik es für möglich hielt, die Preußen wieder aus Polen hinauszudrängen. Nur hatte sie dabei nicht bedacht, daß die Hervorsuchung des bayrischen Tauschprojektes seit Thuguts Übernahme des Ministeriums des Auswärtigen nun nur noch als Mittel gemeint war, um an der Teilung Polens, wenn auch gegen den Willen Preußens teilzunehmen. Daher fanden die Bittgesuche der Polen bei dem österreichischen Kaiser jetzt ein sehr offenes Ohr. Es wurde als österreichischer Gesandter der Graf Lehrbach an den Rhein zu dem Könige von Preußen gesandt, um auf Grund des in Wien abgeschlossenen Vertrages, die Auslieferung Bayerns an Österreich jetzt zu verlangen, wenn aber Preußen Schwierigkeiten erhöbe, den Verzicht des Kaisers gegen Abfindung in Polen auszusprechen. Friedrich Wilhelm aber hatte eben Kenntnis davon erhalten, daß Österreich sich England gegenüber verpflichtet hatte, ein für allemal auf Bayern Verzicht zu leisten. Dadurch wurde mit einem Male der wahre Zweck der Sendung Lehrbachs klar, welche die preußischen Erwerbungen in Polen völlig wieder in Frage stellte. Dazu kam nun Buchholz' Bericht über das sichtliche Übelwollen Rußlands. So faßte denn der König kurz seinen Entschluß. Er hatte durch den Wiener Vertrag sich nur zu einem weiteren Feldzuge gegen Frankreich verpflichtet, um in Polen die Unterstützung des Kaisers, aber nicht seine Gegnerschaft oder auch nur seine Rivalität zu gewinnen. Gegen Frankreich war die preußische Waffenehre durch den am 14. September 1793 über Moreau erfochtenen Sieg bei Pirmasens gewahrt; er beschloß also, dem französischen Kriege jetzt zu entsagen und seine ganze Kraft nach Polen zu werfen, um dort dem alten wie dem neuen Gegner mit Nachdruck zu begegnen. Ein Manifest vom 21. September verkündete seine Willensänderung, die schnöder Undank hervorgerufen habe, und dann reiste er nach Osten zum polnischen Heere ab.

Der stumme Reichstag.

Das veränderte mit einem Schlage die Lage in Polen. Katharina sah die Unmöglichkeit ein, Polen für sich allein zu behaupten, wenn sie nicht eine enge Verbindung der beiden deutschen Großmächte, die ihr jeglichen Einfluß auf Deutschland genommen haben würde, gegen sich heraufbeschwören wollte. Sofort erteilte sie daher Sievers den Befehl, die Bestätigung der Abtretungen an Preußen unverzüglich ins Werk zu setzen. Die geschah durch dieselben Vorbereitungen und Gewaltmaßregeln, wie am 2. September, ermöglicht durch dieselbe Charakterlosigkeit und Bestechlichkeit, die sich damals schon geltend gemacht hatte; am 23. September 1793 trat der berühmte stumme Reichstag zusammen, der der zweiten Teilung Polens endgültig zustimmte.

Sievers sprach Buchholz seine tiefe Entrüstung über die Polen aus, welche mit lügenhaften Angaben ihn bisher getäuscht, jetzt aber nicht länger Nachsicht verdienten. Die Führer des Reichstages wurden zu ihm entboten, die Rollen für die Sitzung ausgeteilt, die Preise für die einzelnen Stimmen festgestellt, scheinbare Gewaltmaßregeln zum guten Scheine auf ihre Bitte ihnen bewilligt und Schweigen, da ausgesprochenes Ja vor dem ganzen Lande sie nach allem Vorangegangenen verächtlich und lächerlich zugleich gemacht hätte, als ausreichende Zustimmung ihnen zugestanden. Vier unfügsame Landboten — so wenige nur wiesen die Komödie zurück — wurden verhaftet und in ihre Heimat befördert. Dann begann am 23. September 1793 die entscheidende Sitzung des Reichstages. Wieder war der Saal mit russischen Grenadieren umstellt, die Thüren verschlossen. Rautenfeld saß wieder in der Versammlung auf einem Lehnsessel. Selbst Kanonen waren gegen den Reichstag aufgefahren.

Den Landboten wurde ein Schreiben des russischen Gesandten vorgelesen, worin dieser in scharfen Worten die unverzügliche Unterzeichnung des Vertrages forderte, der die Abtretung der von Preußen besetzten Landstriche bestätigen sollte. Tiefes Schweigen war die Antwort des unter dem Vorsitze seines Königs tagenden Reichstages. Alle Ermahnungen, sich über die Forderung Rußlands auszusprechen, waren erfolglos: kein Landbote verlangte weder dafür noch

dagegen das Wort. Rautenfeld selbst wurde verlegen. Er verließ den Saal und ging zu Sievers. Dieser gab ihm ein Briefchen mit an den Landtagsmarschall, worin er ihm erklärte, daß selbst der König den Thron nicht verlassen dürfe und daß er die Herren Landboten so lange im Reichstagssaale auf Stroh liegen lassen wolle, bis sie sich seinem Willen gefügt hätten. In diesem Sinne sprach sich auch Rautenfeld laut dem Könige gegenüber aus. Drei Stunden vergingen, schon war Mitternacht vorüber, da erhob sich der Landbote Graf Ankwicz mit dem Antrage, das allgemeine Schweigen als Zustimmung zu betrachten. Dreimal fragte daraufhin der Landtagsmarschall Bielinski in die Versammlung hinein: „Ermächtigt der Reichstag den Ausschuß zur unbedingten Unterzeichnung des Vertrags mit Preußen?" Niemand gab eine Antwort. So erklärte er denn nun den Beschluß als einstimmig gefaßt.

Rußlands Übergewicht in Polen.

Die Abtretung der großpolnischen Lande an Preußen war bestätigt; für den Augenblick leistete Rußland Verzicht darauf. Denn worauf die Absicht der Kaiserin ging, offenbarte sich in kürzester Frist. Es war derselbe Ankwicz, welcher im Reichstage den Antrag stellte, die Sicherheit Polens durch ein ewiges Bündnis mit Rußland zu befestigen; es wurde am 14. Oktober 1793 dahin abgeschlossen, daß Polen ohne Erlaubnis der Kaiserin keine Änderungen in seiner Verfassung vornehmen, mit keiner fremden Macht eine Verbindung eingehen dürfe, während die russischen Truppen das Recht hätten, zu jeder Zeit in die „durchlauchtigste Republik" einzurücken. Das wurde durch die famose Begründung erläutert, daß Rußland sich sehr große Verdienste um Polen erworben habe. König Stanislaus August ergab sich mit unmännlichen Klagen in sein Schicksal; nur der Landbote Jankowski wagte die Bemerkung, dies ewige Bündnis sei ein reiner Unterwerfungsvertrag. Es dauerte auch nicht lange, so hatte man Gelegenheit, diese Bedeutung des russischen Bündnisses zu erproben. Ehe nämlich der Reichstag auseinander ging, hob er am 23. November unter andern Verfügungen auch die der Targowiczer Konföderation auf. Unglücklicherweise war unter diesen ein Dekret, das das Tragen der im letzten Kampfe gegen Rußland erworbenen Verdienstkreuze verbot. Es war sehr unklug, daß die Patrioten dieses offenbar in der Eile gemachte Versehen sofort ausnutzten und ihre Verdienstkreuze allenthalben zur Schau trugen. Denn sofort benachrichtigten die Verräter Katharina davon; diese berief Sievers mit allen Zeichen der Ungnade ab und übertrug seine Geschäfte dem hochmütigen General Igelström. Von der polnischen Regierung verlangte sie eine eklatante Genugthuung. Sie bestand in Kassation jenes letzten Beschlusses, Verbot des Tragens der Verdienstkreuze und Entsendung einer Deputation nach St. Petersburg, die die Kaiserin de- und wehmütig um Verzeihung bat.

Das Ergebnis der zweiten Teilung Polens war, daß Polen nicht nur auf den dritten Teil seines Umfanges und damit zu der Stellung einer Mittelmacht gebracht, sondern daß auch der Rest, wenn auch noch nicht dem Namen nach, so doch in der That dem russischen Reiche einverleibt war. An Preußen kamen 1061 Quadratmeilen mit 262 Städten, 8274 Dörfern und 1136389 Einwohnern. Bei Polen verblieben 4411 Quadratmeilen mit 762 Städten, 11260 Dörfern und 3468808 Einwohnern. Rußland nahm für sich 4157 Quadratmeilen mit 390 Städten, 8783 Dörfern und 3055500 Einwohnern. Bedrohlich rückte damit die gewaltige russische Militärmacht an die deutschen Großmächte heran, in denen jetzt doppelt lebhaft der Wunsch rege werden mußte, des hemmenden französischen Krieges sobald wie möglich ledig zu werden.

## Zustände in Polen, der Aufstand im Jahre 1794 und die dritte Teilung Polens.

Man hätte meinen müssen, daß die Gewaltthat, welche die Polen erfahren hatten, auch den trägsten Patriotismus zu einer einmütigen Erhebung gegen die Verderber würde entfacht haben. Allein nichts von alledem geschah; denn opferfreudige Vaterlandsliebe, das war es, woran es den Polen vor allem gebrach.

Die Lage der Bauern.

Neun Zehntel der Bewohner Polens waren noch leibeigene Bauern. Sie wohnten in hölzernen, mit Lehm beworfenen Hütten, deren Inneres einen einzigen

Raum bildete zugleich für Menschen und Vieh. Das einzige Hausgerät darin war ein großer Herd, dessen Rauch durch die Thür oder durch die Fugen des Hauses seinen Ausweg fand. Auf ihm schlief die ganze Familie, groß und klein durcheinander. „Ihr Leben", schreibt ein französischer Reisender jener Zeit, „ist ein immerwährender Todeskampf; ich habe nie einen polnischen Bauern lachen gesehen. Wenn man ihnen begegnet, bleiben sie stehen und rufen: Gelobt sei Jesus Christus! Aber je mehr ich sie betrachte, desto weniger begreife ich, wofür sie Gott danken." Keiner arbeitete, keiner erwarb etwas für sich und seine Familie; nur der Kantschu des Herrn trieb sie zur Arbeit. Jedes Streben nach einer menschenwürdigen Existenz war ihnen verloren gegangen. Ihre einzige Freude war, Sonntags in der Schenke des Gutsherrn im Branntweinrausche zur Fiedel zu tanzen und so der beständigen Leiden ihres elenden Daseins zu vergessen.

Es war der unerträgliche Druck ihrer adligen Herren, der sie in diese unerhörte Armut und völlige Stumpfheit gebracht hatte. Ohne jeden Rechtsschutz waren sie der schrankenlosen Willkür ihrer Herren preisgegeben, deren Brutalität nirgends eine Grenze sah. Jedes Mädchen, welches den Edelleuten gefiel, war rettungslos ihren Begierden verfallen; wollte sich jemand dem widersetzen, so wurde er mit 100 Knutenhieben zurechtgewiesen. Person und Besitz des Leibeigenen gehörten ja nur dem Herrn. Nur wenn dieser einen Bauer totschlug, verfiel er in Strafe: er hatte dann 12 Mark als Buße zu zahlen. Wie hätte da der Bauer zu Vaterlandsliebe kommen können? Ihm bedeutete jede Herrschaft nur Frondienst und Mißhandlung.

Verkommenheit des Adels.

Aber die nichtswürdige Brutalität, mit welcher der Adel die Leibeigenen zum Tiere herabwürdigte, rächte sich an ihm selbst in schonungslosester Weise. Sie zerstörte in ihm die Grundlage aller Sitte, die Scham. Der Verkehr der Geschlechter war ohne Scheu und Zucht. Die Ehen, aus Konvention geschlossen, bildeten ein lockeres Band, das ebenso leicht zerrissen wurde, wie es geknüpft war. Dazu kam die Leidenschaft des Hasardspiels, dem zügellos Männer und Frauen jedes Alters frönten, und die Trunksucht, nur daß der Edelmann sich nicht in Branntwein wie sein Leibeigener, sondern in Tokayer berauschte. Das machte es begreiflich, daß die Zahl der Adligen in fortschreitender Abnahme begriffen war. Denn nirgends drang die Bildung tief genug, um die Leidenschaften zu zügeln, um dem Charakter sittlich Halt zu geben. Erzogen in Jesuitenschulen, lernte der Adlige nichts andres als gewisse Andachtsübungen, eine elegante Handschrift und etwas barbarisches Latein. Die frivolen Schriften der französischen Popularphilosophen bildeten fast die einzige Lektüre der Erwachsenen und vertilgten den etwa noch gebliebenen Rest idealer Anschauungen. Selbstsucht und Genuß waren allein die Parole. Mit Stolz betrachteten sich die Polen als die „Franzosen des Ostens"; aus Paris bezogen die Damen ihre glänzenden Toiletten — aber gar nicht selten konnte man auf den prunkenden Atlasgewändern Läuse herumkriechen oder die Herren, mit den Vorteilen eines Taschentuches noch unbekannt, mit dem Ärmel ihrer goldgestickten Uniformen sich die Nase wischen sehen.

Tief verschuldet, wie die meisten Adligen waren, traten sie ihre Güter in der Regel ihren Gläubigern zur Bewirtschaftung ab, die durch wahren Raubbau sich möglichst rasch zu befriedigen suchten, so daß die Güter dadurch völlig entwertet wurden. Zu einer rationellen Bewirtschaftung fehlte es durchaus an Kapital. Das machte die wenigen Bankiers in Warschau zu einer wirklichen Macht im Lande, von der fast der gesamte Adel abhängig war. Daher galt bei nicht wenigen Adligen als der Hauptnachteil der zweiten Teilung Polens der Umstand, daß infolge derselben einige Bankiers ihre Zahlungen einzustellen sich genötigt sahen. Heruntergekommene Edelleute betrachteten den Staat als ihren pflichtmäßigen Erhalter: der Staat lieh an

TKosciuszko

123. Thaddäus Kosciuszko.

Nach einem Kupferstiche von Ant. Oleszczynski

sie die Domänen gegen einen Teil des Reinertrags zur Bewirtschaftung aus und verschenkte damit ohne jede Gegenleistung an sie einen großen Teil seiner Einkünfte.

Die Städte.

Und dieser an Vermögen, Gesundheit und Sitte zerrüttete Adel besaß auch über die Städte die größten Gerechtsame. Waren sie auf adligem Grund und Boden erbaut, so hatten die Herren das Recht, die Leistungen und Abgaben der Bürger ganz nach ihrem Gefallen jederzeit zu erhöhen. Von Maßregeln zum Schutze der Gesundheit oder gegen Feuersgefahr war nirgends die Rede und von korporativer Selbständigkeit nirgends eine Spur. Die Bevölkerung bestand aus Ackerbürgern, welche nach altväterischer Weise ihre Felder bebauten. Nur in den Städten Großpolens hatte sich durch deutsche Einwanderer ein tüchtiger Handwerkerstand und eine ziemlich blühende Wollen- und Leinenindustrie entwickelt: aber Großpolen war jetzt an Preußen gekommen.

Das Heer.

Auch das Heer, damals 30000 Mann stark, war von dieser allgemeinen Verkommenheit nicht unberührt geblieben: von den in Warschau eingestellten Rekruten litten 80 Prozent an syphilitischen Krankheiten; doch zeigte dieses Heer, wenn auch nicht so sehr Anhänglichkeit an das Vaterland als an den Stand. Hatten doch fast alle Soldaten, wenn sie die Uniform auszogen, kaum eine andre Aussicht als auf die elende Existenz eines ländlichen Tagelöhners. Auch die Offiziere, Edelleute, zu arm und zu kreditlos, um mit ihren Standesgenossen bei Hofe oder im Auslande zu wetteifern, hatten sich Korpsgeist und einen Zug von Patriotismus bewahrt und sahen mit Bitterkeit auf die Herabwürdigung ihres Vaterlandes, die ja auch sie herabwürdigte; mußten sie doch allenthalben vor den russischen Offizieren in zweite Linie zurücktreten. Um so mehr strebten sie danach, sich Ansehen und Einfluß bei ihren eignen Mannschaften zu erwerben, die durch die fast kameradschaftliche Haltung ihrer adligen Offiziere sich gehoben und gewonnen fühlten. Unzufriedenheit mit der Gegenwart, Aussichtslosigkeit für die Zukunft war das Band, welches die Gemeinen mit den Offizieren vereinte: so schauten sie mit Sehnsucht desto lieber nach der Vergangenheit zurück.

Gesinnungsumschwung bei den Patrioten.

Sofern im Heere noch ein gewisser vaterländischer Geist und eine Sehnsucht nach der glorreicheren Vergangenheit vorhanden waren, trafen diese Gefühle zusammen mit denen der patriotischen Partei, der Schöpferin der Verfassung vom 3. Mai 1791, der es doch damals mit ihrem Patriotismus nicht recht ernst gewesen war: denn sonst würde sie die Verfassung ganz anders gemacht haben. Aber die letzten drei Jahre hatten viel geändert: man hatte unter den Kriegsschäden gelitten, den fortgesetzten Übermut der Russen und die grenzenlose Erniedrigung des polnischen Namens erfahren. Daher gab es jetzt, wenn auch der große Adel es fast ausnahmslos mit Rußland hielt, doch unter dem kleinen Adel nicht wenige, welche mit aller Inbrunst einen Wandel der Verhältnisse herbeiwünschten und dafür selbst etwas zu wagen bereit waren. Und auch die Bürger der großen Städte Warschau und Krakau in Polen, Wilna und Grodno in Litauen verlangten nach der Verfassung vom Jahre 1791 zurück, die ihnen doch einige Befugnisse zugestanden hatte.

Kosciuszkos Pläne.

Alle richteten ihre Sehnsucht auf Thaddäus Kosciuszko, den Helden von Dubienka, der sich damals mit seinen Freunden Ignaz Potocki und Hugo Kollontai als Flüchtling in Leipzig aufhielt. In Warschau fand eine heimliche Zusammenkunft von Offizieren und mißvergnügten Edelleuten statt: sie sandten, obwohl ohne Geld und Kriegsmaterial, an den General die Meldung, wenn er in ihrer Mitte erscheinen wolle, so würde sogleich ganz Polen in Flammen stehen. Das verfehlte auf den warmblütigen Patrioten die Wirkung nicht: er begab sich an die Grenze und entsandte seinen Vertrauten Zajonczek nach Warschau, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Zajonczeks Bericht lautete wenig ermutigend, daß bei einer Erhebung nur auf die Armee, eine Anzahl armer Edelleute und in Warschau doch nur auf den Pöbel zu rechnen wäre;

er mahnte dringend von einem vorzeitigen Versuche ab. Allein die Kunde von Kosciuszkos bevorstehender Ankunft hatte, mit Blitzesschnelle unter allen Regimentern verbreitet, sofort eine große Wirkung. Die geheimen Gesellschaften der früheren Jahre wurden wieder ins Leben gerufen: bald zählte man deren über 700 mit 20000 Mitgliedern, die sich auf Tod und Leben zum Gehorsam gegen Kosciuszko, „den großen Vater", verpflichteten. Zugleich war Wibicki wieder auf das eifrigste bemüht, die Bürgerschaften von Gnesen, Kalisch und Posen in Gärung zu versetzen.

Dem kam zu statten, daß die russische Besatzung Polens auf die Hälfte herabgesetzt wurde, und daß Graf Igelström die ihm verbliebenen 20000 Mann in und um Warschau zusammenzog, so daß das übrige Land fast ganz von den Russen befreit wurde. Dennoch hielt es Kosciuszko noch für geraten zu warten; ja um die Aufmerksamkeit der Feinde einzuschläfern, trat er eine Reise nach Italien an. Seine Absicht war, erst dann in Polen die Fahne zu erheben, wenn der Krieg gegen Frankreich und die Türkei, zu dem Katharina von neuem rüstete, wieder im Gange wäre, in der Zwischenzeit aber von dem Wohlfahrtsausschusse in Paris, von den Schweden und Türken Geld und sonstigen Beistand zu erbitten. Mußte doch Frankreich vor allem die Erhebung Polens zu gute kommen, da sie dessen Gegner zwang, die Waffen nach zwei Seiten zu wenden. In der That billigte der Wohlfahrtsausschuß augenblicklich alle Vorschläge Kosciuszkos, obgleich dieser unverhohlen auf die einzig mögliche Verwirklichung seiner Pläne durch Adel und Geistlichkeit hinwies. Er bewies damit einen richtigen politischen Blick für seine eignen Interessen. Denn kaum hatte Friedrich Wilhelm II., ganz entgegen seiner früheren Absicht, lediglich die ihm als Reichsfürsten abverlangbaren 20000 Mann zu stellen, einen Vertrag im Haag am 19. April 1794 mit England geschlossen, in dem er 62400 Preußen gegen 50000 Pfund monatliche Subsidien für den holländischen Feldzug an England verkaufte, als er die Nachricht von dem in Polen aufs neue ausgebrochenen Aufstand erhielt, der ihn dort, statt am Rhein in Anspruch nehmen mußte.

Fast scheint es, als habe Katharina von dem Nachricht erhalten, was sich in der Stille in Polen vorbereitete. Denn plötzlich erschien der Befehl der Kaiserin, das polnische Heer auf die Hälfte seines Bestandes, 9000 Mann für Polen, 6000 Mann für Litauen, herabzusetzen, die übrigen aber sofort zu entlassen. Nach längeren Verhandlungen erfolgten die Entlassungen im Anfang März 1794; eine große Anzahl der so gut wie mittellos verabschiedeten Soldaten wußte Warschau zu erreichen trotz aller gegenteiligen Vorsichtsmaßregeln. Aber diese Entlassungen erfolgten nur bei einigen Regimentern. Zu Pultusk lag General Madalinski mit zehn Schwadronen Reiterei in Garnison. Als der Entlassungsbefehl auch an ihn gelangte, weigerte er sich, ihm zu gehorchen, und zog sich mit seiner Reiterei in die Narewniederungen bei Ostrolenka zurück. Hier strömten ihm von dem niederen Adel der Umgegend zahlreiche Hitzköpfe zu, so daß seine Schar bald auf 2000 Mann anwuchs. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde davon durch alle Regimenter; die Entlassungen stockten augenblicklich, Madalinskis Name war in aller Munde, während der verwegene Reitergeneral sich an Warschau vorüber nach dem Süden in Vormarsch setzte. Wohl sandte ihm Igelström 7000 Mann unter den Generalen Denissow und Tormassow nach, ohne ihn jedoch mehr einzuholen.

Rußlands Maßregeln. Madalinski.

Auf die Nachricht von der That Madalinskis erschien Kosciuszko am 23. März in Krakau und ergriff hier sofort die Zügel des Aufstandes. Bürgerschaft und Militär leisteten ihm den Eid des Gehorsams. Dann erließ er ein Manifest, worin er den festen Entschluß der Nation aussprach, für die Freiheit zu siegen oder zu sterben, die Diktatur für sich in Anspruch nahm und die Regierung im Innern einem National-

Kosciuszko in Krakau.

rate übertrug, den er ernennen würde. Irgend eine politische Erklärung über die zukünftige Verfassung, Stellung des Adels, der Leibeigenen, über die sogenannte Reform von 1791 gab er nicht ab; lediglich die nationalen Kräfte hoffte er, den die Natur mit einem unausrottbaren Idealismus begabt zu haben schien, in dem zur Besiegung der Feinde notwendigen Maße erwecken zu können. Sein Idealismus bewies sich auch darin, daß er von Anfang an große Hoffnungen auf Österreich setzte. Zunächst rief er alle waffenfähigen Männer der Umgegend von Krakau zum Kampf auf. Mehr als 2000 Mann sammelten sich um ihn, mit Sensen bewaffnet, oder wie es der Zufall gab. Mit diesen brach er auf, vereinigte sich mit dem in Eilmärschen nahenden Madalinski und setzte sich den nachdrängenden Russen entgegen.

124. Das königliche Schloß zu Warschau.
Nach einer Photographie.

Schlacht bei Raclawice.

Die russischen Generale, in Eifersucht entzweit, hatten sich voneinander getrennt. Daher kam es, daß Kosciuszko am 4. April 1794 bei Raclawice, nördlich von Krakau, nur auf das 4000 Mann starke Korps von Tormassow traf, während Denissow noch weiter zurück war. Der russische General, voll Eifers, die Rebellen, denen er an Zahl gleich, an Geschütz aber weit überlegen war, allein zu vernichten, schritt, ohne Denissows Annäherung abzuwarten, sofort zum Angriffe. In drei Kolonnen ohne Reserven gingen seine Bataillone gegen die Polen vor: aber sofort warf Kosciuszko die mittlere durch einen kühnen Bajonettangriff zurück. Seine Sensenmänner stürzten sich auf das russische Geschütz und stachen die Kanoniere bei den Kanonen nieder. Unterdessen hatte die rechte Kolonne eine Attacke des berittenen Adelsaufgebots der Polen nicht bloß abgewiesen, sondern die adligen Reiter in völliger Auflösung von

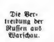
dannen gejagt. Da aber erschien Kosciuszko: sein persönliches Eingreifen stellte auch hier die Schlacht wieder her, worauf sich die linke Kolonne der Feinde ohne Kampf zurückzog. Allein so wenig geschult waren die Sieger, daß der Kampf auch sie in die größte Verwirrung gebracht hatte, und Kosciuszko sich während der Nacht in der Richtung auf Krakau zurückziehen mußte.

Geringe Folgen des Siegs.

Die Wirkung des siegreichen Treffens war demgemäß gering; überdies schauten die Polen nicht auf Krakau, das Kosciuszko wegen seiner österreichischen Pläne besonders ins Auge gefaßt hatte, sondern auf Warschau. Nur aus Lublin und Chelm zogen einige Banden Freischärler Kosciuszko zu; die übrigen Provinzen warteten ab, was Warschau

125. Johann Kilinski. Nach einem Kupferstiche. (Zu S. 320.)

thun würde. Wohl hätte Kosciuszko sich direkt nach Warschau wenden können, da der geschlagene Tormassow ihm den Weg dorthin freigegeben hatte; allein er mühte sich ab, in den Palatinaten Krakau und Sandomir eine Bewaffnung der Bauern zuwege zu bringen, scheiterte aber ebenso sehr an dem Stumpfsinne der Leibeigenen wie an der offenen Abneigung der Gutsherren, die in jedem für das Vaterland fallenden Leibeigenen nur einen Ausfall in ihren Renten sahen.


Die Vertreibung der Russen aus Warschau.

In Warschau erregte die Siegesnachricht, wenn auch nur in der Stille, die lebhafteste Bewegung. Schon als man im Januar von den Erfolgen der französischen Republik in Toulon und von dem Siege bei Landau gehört hatte, war ein in der Plötzlichkeit seines Entstehens und Vergehens für Igelström unheimlicher Freudenausbruch erfolgt, der zu denken gab. Die geheimen Verbindungen, die in Warschau ihren Mittelpunkt hatten, waren der Meinung, daß jetzt so bald wie möglich die

allgemeine Erhebung gegen die russische Herrschaft erfolgen müsse. Man bestimmte dazu den 17. April, und in der That gelang es infolge der Unfähigkeit des russischen Generals den Verschworenen, an diesem und dem folgenden Tage die Russen hinauszutreiben und sich zu Herren der Königsstadt zu machen.

Die Truppen bearbeitete der General Mokranowski, die Bürgerschaft der Bankier Kapustas, der, ein Ungar von Geburt, in den polnischen Adel aufgenommen war, die Handwerker der redefertige Schuster Kilinski. General Igelström, den schon die Nachricht von dem Treffen bei Raclawice wie ein Donnerschlag getroffen hatte, sah die Gewitterwolken über seinem Haupte sich auftürmen, ohne zu wissen, wie er der im stillen wachsenden Gefahr begegnen sollte. Der Palast der russischen Gesandtschaft lag zwischen engen und winkeligen Gassen: der General war nicht zu bewegen, sein Hauptquartier in einen freieren Stadtteil zu verlegen. Nur mit Mühe ließ er sich die Zustimmung dazu abdrängen, daß die russischen Truppen, die den polnischen Regimentern in der Hauptstadt um mehr als das Doppelte überlegen waren, gegen diese vorgeschoben würden, um dadurch deren Eindringen in die innere Stadt zu verhüten. Allein eine Entwaffnung der polnischen Soldaten wagte er doch nicht anzuordnen, überließ auch das Arsenal mit seinen großen Munitions- und Waffenvorräten ruhig den Polen. Es wurden in diesen Tagen über 50000 Patronen an die Bevölkerung verteilt.

Die Ruhe der Stadt wiegte ihn in Sicherheit. Allein noch war am 17. April die Sonne nicht aufgegangen, als ein Trupp Garden zu Pferde aus seiner Kaserne ausbrach und eine russische Wache in der Nähe des königlichen Palais angriff. Alsbald erdröhnten vom Arsenale her mehrere Kanonenschüsse, um den polnischen Truppen und den Volkshaufen das Signal zum Beginn des Kampfes zu geben. In allen Straßen sammelten sich bewaffnete Rotten, die mit Wut über die Russen, die zu ihren Regimentern eilten, über die Adjutanten und Ordonnanzen, welche die Befehle des Hauptquartiers den Russen überbringen sollten, herfielen und sie unter grausamen Mißhandlungen totschlugen. Dadurch wurde alle Verbindung der Russen untereinander und mit dem Hauptquartiere unterbrochen. Wiederholt richteten die Arbeiterhaufen ihre Angriffe, wenn auch erfolglos, auf das Hauptquartier Igelströms selbst, indes andre die Jagd auf die versprengten Russen fortsetzten.

Endlich ließ das Feuer in der Nähe des Hauptquartiers nach: mehrere Bataillone glaubten es überwältigt und erkämpften sich mühsam den Weg zu dem nächsten Thore, um sich jetzt, da doch alles verloren wäre, selbst zu retten. So fanden sich bei einem dicht vor Warschau gelegenen Dorfe gegen 4000 Mann, die Hälfte der russischen Streitmacht, zusammen, ratlos, was sie beginnen sollten. Da überbrachte ihnen gegen Mittag ein Chirurg, der sich durch die polnischen Volkshaufen hindurchgeschlichen hatte, den Befehl Igelströms, sich um jeden Preis mit ihm zu vereinigen. Sofort setzte sich auch Oberst Klugen mit der größeren Hälfte der Bataillone in Marsch; ungehemmt marschierte er durch die stillen Vorstadtgassen. Sobald er sich aber der inneren Stadt näherte, warf sich ihm ein Haufe von nur etwa 60 Polen mit einem einzigen Geschütz entgegen und empfing die langgestreckte Kolonne der Russen mit Kartätschenschüssen. Da weigerten sich die Russen, weiterzugehen — und kehrten nach drei Stunden der Stadt wieder den Rücken.

Während der Nacht ruhte der Kampf. Am nächsten Morgen sammelte Igelström, was von Truppen noch um ihn war, nur etwa 700 Mann, und kämpfte sich mit vieler Mühe glücklich zum nächsten Thore durch. So der Gefahr entronnen, wandte er sich den Preußen zu, die unter General Wolky von Zakrozyn her zu seiner Unterstützung heranmarschierten.

Die provisorische Regierung in Warschau.

Damit war Warschau den Polen überlassen, die jetzt, was von russischen Posten in der Stadt vergessen oder ganz abgeschnitten war, erbarmungslos niedermachten. Die Arbeiter und Strolche waren die Herren der Stadt, die ihre Macht jetzt diejenigen Mitglieder des Reichstags, die bisher für Rußland gewirkt hatten, schwer empfinden ließen: Ankwicz, Bischof Kossakowski u. a. wurden ins Gefängnis geschleppt und mit dem Tode bedroht. Durch Zuruf der Pöbelhaufen wurde General Mokranowski zum obersten Feldherrn bestellt und eine provisorische Regierung eingesetzt, in welcher Kapustas und vor allem Kilinski lärmend die Hauptrolle spielten, worauf denn auch König Stanislaus August die Erklärung abgab, daß er mit der Nation gemeinsame Sache mache, während die ruhigen Bürger gleich sehr vor dem Pöbel wie vor der Rache Rußlands zitterten. Nach wenigen Tagen folgte Wilna dem Beispiele Warschaus: mit gleichem Grimme fielen hier die patriotischen Pöbelrotten über die verräterischen Russenfreunde her und hängten sie, darunter den General Kossakowski, ohne weiteres auf. Auf die Kunde davon überlieferte auch Warschau seine Gefangenen unverzüglich dem Stricke des Henkers.

Sehnsüchtig wünschten jetzt alle Gemäßigten Kosciuszko herbei, um solchen Schreckensszenen ein Ende zu machen. Der aber stand immer noch fern im Süden, ankämpfend gegen den bösen Willen des Adels und gegen den Stumpfsinn der Bauern, denen er für Heeresfolge Freiheit und Grundbesitz vergeblich anbot. Erst der weitere Zuzug von 6000 polnischen Soldaten aus der Ukraine und außerdem die Erhebung der Provinz Lublin unter dem Obersten Grochowski machten ihn fähig, sich auf dem Plan zu halten. In der Erkenntnis dieser Schwäche betrat nicht ohne Geschick Kosciuszko das Feld der höheren Politik; er wandte sich zunächst an Preußen: er ließ durch Vermittlung des preußischen Gesandten in Warschau König Friedrich Wilhelm Frieden und selbst Garantien für die neuen preußischen Besitzungen in Polen anbieten, wenn der König den russischen Truppen keine Aufnahme auf preußischem Gebiet gewähren wolle. Natürlich wies der König alle einseitigen Verhandlungen mit Polen entschieden zurück, aber dennoch ließ ihn das Anerbieten des Insurgentendiktators nicht gleichgültig; er glaubte, daß sich daraus vielleicht ein Weg ergeben könne, um die polnischen Händel rasch beizulegen. Denn sein Sinn war damals wieder ganz auf den französischen Krieg gerichtet, für den er sich von neuem durch den Haager Vertrag hatte gewinnen lassen. Indes er stand mit dieser Ansicht fast allein in seinem Rate; seine Ratgeber sahen in dem polnischen Aufstande die größere Gefahr für Preußen. Niemand sprach dies deutlicher aus als Lucchesini, der preußische Gesandte in Wien. Durch den Aufstand Polens, schrieb er, sei der geplante Türkenkrieg beiseite geschoben; vorbei sei es demnach mit der Hoffnung Österreichs, mit Rußlands Hilfe auf Kosten des türkischen Nachbars sich zu vergrößern. Es sei also nichts sicherer zu erwarten, als daß Kaiser Franz die jetzt gegen Polen höchst gereizte Stimmung Katharinas benutzen werde, um eine neue Teilung Polens zu beantragen, und dadurch zu der lange gehofften großen Entschädigung für den Kampf gegen Frankreich zu gelangen. Preußen würde mithin gegen beide Kaiserhöfe seine Stellung zu behaupten haben und könne dies nur, wenn es in der polnischen Frage eine entscheidende Haltung annehme. Diese Ansicht unterstützte mit größtem Nachdruck der Vertraute des Königs, Generaladjutant Manstein, der sogar die persönliche Anwesenheit des Königs in Polen für notwendig erklärte, da Preußen sich dort nicht bloß gegen Kosciuszko, sondern auch gegen Österreich zu decken habe. Endlich lenkte der König ein; die Nachricht von den Greueln in Warschau bestimmte vollends die Entscheidung: es erging der Befehl, daß 50 000 Mann unter General Favrat in Polen einrücken sollten, um den Russen zu Hilfe zu kommen, die ungestüm nach Rache für die Opfer von Warschau verlangten. Der König stimmte zu, für den Krieg gegen Frankreich nur noch das schlechterdings Unvermeidliche zu thun. Am 14. Mai 1794 reiste er zu dem Heere nach Polen ab.

Kosciuszkos Verhandlungen mit Preußen.

Die preußische Allianz war mißglückt; aber Kosciuszko hatte auf sie allein gar nicht gerechnet. Es ist höchst bezeichnend für das Verhältnis der beiden Mächte, daß um dieselbe Zeit sich ein Vertrauensmann des Polenführers, Graf Ossolinski in Wien an Thugut brieflich wandte (1. Mai 1794) und einige Tage später ein Graf Soltyk in Wien aus dem aufständigen Lager erschien, um dem Kaiser die Sendung eines Erzherzogs nach Galizien einzureden, den man dann mit der Erbprinzessin von Polen (einer sächsischen Prinzessin nach der Verfassung von 1791) verheiraten und damit zum König von Polen machen könne. Davon wurde Preußen nach der eigentümlichen Politik der damaligen Zeit keine Silbe mitgeteilt.

Verhandlungen mit Österreich.

Kosciuszko stand mit etwa 12 000 Mann an der Weichsel, unweit Krakau, während ein russisches Korps unter Denissow ihm die Verbindung mit dem rechten Weichselufer und mit Grochowski abschnitt. Mit diesem sich zu vereinigen erschien bei dem Herannahen der Preußen dem Diktator vor allem wichtig. Er ließ daher ein

Schlacht bei Rawka.

Korps von 3000 Sensenmännern zum Schutze Krakaus, wo seine Depots und Kassen sich befanden, zurück und nahm eine feste Stellung bei Polaniec ein, um hier Grochowskis Annäherung abzuwarten.

Erst nach mehreren Tagen entschloß sich der allzu bedächtige Favrat gegen Krakau vorzurücken. Bei den ersten Kanonenschüssen liefen die Sensenmänner so eilfertig davon, daß die Preußen nur einen einzigen Gefangenen machten. Allein Favrat, anstatt jetzt Krakau einzunehmen, ging langsam weiter hinter die Pilica (einen linksseitigen Nebenfluß der Weichsel). Darüber vollzogen Kosciuszko und Grochowski

126. Graf Ignaz Potocki, Großmarschall von Litauen.
Nach einem Kupferstiche.

ungestört ihre Vereinigung und rückten unverzüglich gegen Denissow vor, dessen Vorposten zurückdrängend. Jetzt erst, auf Denissows Hilferuf, setzten sich die Preußen, von ihrem Könige selbst zur Eile getrieben, in Bewegung. Vereint mit den Russen griffen sie in der Frühe des 6. Juni auf einer weiten Ebene vor dem Dorfe Rawka an der Pilica die Polen an. Die polnische Reiterei jagte bei der ersten Attacke, die sie erfuhr, sofort in wilder Flucht von dannen, aber das Fußvolk und selbst die Sensenmänner, die Kosciuszkos zweites Treffen bildeten, hielten gegen alle Angriffe stand. Erst als die Preußen den linken Flügel der Polen umgingen und preußische Dragoner im Rücken der Polen erschienen, befahl Kosciuszko den Rückzug, der sich bald in verworrene Flucht auflöste. Die Mutlosigkeit der polnischen Insurgenten war nach ihrer Niederlage so groß, daß der größte Teil des Aufgebotes die Sensen wegwarf und sich nach Hause zerstreute.

Digitized by Google

Kosciuszko, dadurch wehrlos gemacht, sah jetzt nur einen Weg der Rettung: er beschloß mit dem geringen Reste seiner Getreuen sich nach Warschau zu werfen. Krakau aber war verloren. Kosciuszko gab dem Kommandanten Wieniawski die Weisung, sich auf das äußerste zu verteidigen, bei dem Herannahen der Preußen aber die Stadt den Österreichern zu übergeben. Indessen als General Elsner mit einem preußischen Korps vor der Stadt, von dem Könige gleich nach der Schlacht von Rawka dorthin

Krakau von den Preußen genommen.

127. Hugo Kollontai.
Nach einem Kupferstiche.

entsandt, erschien, zogen die Polen sich über die Grenze nach österreichisch Galizien zurück, und Krakau ergab sich den Preußen. Ein österreichischer Offizier versuchte zwar dagegen Verwahrung einzulegen, allein Elsner erklärte ihn für einen verkleideten Polen und wies ihm mit Nachdruck den Weg über die Grenze.

Doch die Entscheidung des Krieges hing nicht an dem Besitze Krakaus, sondern an dem Warschaus. Allein die Preußen ließen zwei Wochen ungenützt verstreichen, in denen Kosciuszko einen Teil seiner verlaufenen Mannschaften wieder um sich zu sammeln wußte, bevor sie sich auf den Marsch gegen Warschau begaben.

Pöbelregiment in Warschau.

Hier hatten unterdessen die Dinge eine wesentlich andre Gestalt angenommen. Seit den Schreckenstagen des April lastete das Pöbelregiment schwer auf der Stadt. Die säbelklirrenden Rotten thaten sich gütlich auf Kosten der Bürger, von denen der

bei weitem größte Teil von einer Revolution überhaupt nichts wissen wollte und am liebsten die Preußen in der Stadt gesehen hätte. Dazu kamen die drückenden Abgaben, welche der Diktator für den Krieg von ihnen forderte: sie mußten ihr Silbergerät in die Münze schicken, ihre Pferde abliefern, den durchziehenden Landsturm frei verpflegen und ein Viertel von jedem Einkommen als Steuer erlegen. Auch für den Bau der Schanzen, durch welche Mokranowski die Hauptstadt sichern wollte, wurden die Bürger aufgeboten. Handel und Verkehr stockten gänzlich in der Stadt, nur daß die immer von Zeit zu Zeit wieder ausbrechenden Hetzen auf Russenfreunde die Bürgerschaft fortgesetzt in Atem erhielten.

Potocki und Kollontai.

Im Mai erschienen, von Kosciuszko entsendet, dessen Freunde **Potocki** und **Kollontai** in Warschau, um wieder geordnete Verhältnisse herbeizuführen und an die Stelle der provisorischen Regierung einen neuen obersten Regierungsrat zu setzen, dessen Leitung sie übernehmen sollten.

Graf **Ignaz Potocki**, geb. 1751, war der eigentliche Schöpfer der Verfassung vom 3. Mai 1791 gewesen, ein Mann vielseitigen, überlegenen Geistes, voll Neigung zu allem Großen und Edlen. Niemals verließ ihn die Hoffnung, ja die Siegeszuversicht; die stete Heiterkeit seines Gemütes wurde oft für Kosciuszko, wenn finstere Ahnungen den Diktator niederdrücken wollten, zu einer Erquickung. Reiche persönliche Vorzüge schmückten zudem den Sohn einer der mächtigsten Familien des Landes; keiner besaß in höherem Grade jene anmutige Gewandtheit des Wesens, welche das glückliche Erbteil des polnischen Edlen ist.

Hierin freilich stand **Hugo Kollontai** oder Kolontaj, geb. 1750, ihm nach; aber er übertraf den Freund an Schärfe des Denkens und an Geschicklichkeit in den Geschäften. Zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er in Rom studiert und danach mehrere Jahre eine Professur an der Universität Krakau bekleidet. Durch seine Schriften lenkte er bald die Aufmerksamkeit der Patrioten auf sich: sein oberstes Ziel war die Abschaffung der Leibeigenschaft der Bauern, dem er mit der ganzen Glut seines Wesens zustrebte, unbekümmert darum, daß der größte Teil des Adels in dieser Beseitigung des „nationalen Brandmals" den völligen Untergang seines Wohlstandes fürchtete.

Zunahme der russischen Partei.

Die nur in ihrem Eigennutz beharrlichen Edelleute sammelten sich jetzt zugleich mit den früheren Russenfreunden um den König Stanislaus August; und diese Partei, welche im stillen Kosciuszko abgeneigt war, suchte Verbindung mit den niederen Volksmassen, welche es mit Unwillen empfanden, daß jetzt ihre Häupter, wie der Schuster Kilinski, völlig beiseite geschoben waren. So bildete sich in Warschau eine zahlreiche Gegnerschaft gegen Kosciuszko, unklar in ihren Zielen und zur Zeit noch machtlos, aber doch unverkennbar eine Gefahr für das Gelingen der Insurrektion. Ein Glück für Kosciuszko, daß die Royalisten und die Demokraten sich gegenseitig nicht trauten.

Bruch zwischen Kosciuszko und den Demokraten.

Sobald die Nachricht von der Niederlage bei Rawka nach Warschau kam, entstand unter den Demokraten eine wilde Gärung: man rief laut Verrat und verlangte Rache an den in Haft befindlichen Russenfreunden zu nehmen. Der Anmarsch der Preußen brachte das drohende Unwetter zum Ausbruch. Volkshaufen sammelten sich am 26. Juni vor dem Gefängnisse und forderten drohend die sofortige Verurteilung der russisch gesinnten Edelleute. Als sie Widerstand fanden, stürmten sie das Gefängnis und rissen sieben der Verhafteten heraus. Potocki und Kollontai warfen sich mit eigner Lebensgefahr zwischen die Wütenden und ihre Opfer; man drängte sie zurück, achtlos verhallten ihre Worte: die Sieben wurden aufgehängt. Da erschien Kosciuszko selbst in der Stadt und verlangte in gerechtem Unwillen die unverzügliche Bestrafung der Mörder. Fünf wurden ermittelt und hingerichtet. Die Folge war, daß der Bruch zwischen ihm und der schon längst grollenden demokratischen Partei offen zu Tage trat; denn der Diktator erschien dieser jetzt als ein Verbündeter der Royalisten, die doch in der ganzen Insurrektion ein völlig hoffnungsloses Beginnen sahen und den Krieg hemmten, wo sie konnten. Selbst unter die Offiziere drang der Zwiespalt: die einen verwarfen den Krieg als thöricht, und die andern warfen dem milden Diktator selbst Mangel an Patriotismus vor.

Einsam stand jetzt Kosciuszko zwischen beiden Parteien. Aber doch wirkte der alte Zauber seines Namens noch: in die Bürgerwehr kam neues Leben. Aus dem ganzen Lande rief er die Streitkräfte nach Warschau. So sammelten sich allmählich um Kosciuszko 38000 Mann, mit denen er den heranmarschierenden Preußen nicht bloß gewachsen, sondern wenigstens an Truppenzahl überlegen war. Kosciuszko in Warschau.

Am 13. Juli langten die Preußen endlich vor Warschau an; sie zogen um die Stadt herum, um sie von Norden her, wo die Verschanzungen am schwächsten waren, anzugreifen, während das bei ihnen befindliche russische Korps, jetzt unter General Fersens Kommando, den rechten oder südlichen Flügel der Aufstellung übernahm. Hatte schon die Nachricht, daß Kaiser Franz die Räumung der Niederlande verfügt hätte und im Begriff stände, mit Frankreich jetzt einen Separatfrieden ohne Preußen abzuschließen, den Kriegseifer des preußischen Königs gelähmt und die bisherige widerwillige Langsamkeit seiner Operationen bewirkt, um nicht für das Interesse Österreichs die preußischen Soldaten zu opfern, so traten jetzt Umstände hinzu, wohl dazu angethan, Preußen auch den polnischen Feldzug ganz zu verleiden. Denn Österreich forderte die vier südlichen Palatinate für sich: österreichische Truppen unter Harnoncourt besetzten Lublin und rückten sogar in die Provinz Sandomir ein, welche von Preußen besetzt war. Und Rußland billigte nicht nur, sondern unterstützte offen die Ansprüche Österreichs gegen Preußens Einsprache! Überdies merkte man an dem Betragen des Generals Fersen ganz deutlich, daß die Russen nichts lieber gesehen hätten, als wenn sich die Preußen ohne ihre Beihilfe bei einem Sturme recht blutige Köpfe holten; ein gemeinsamer Sturm ward abgeschlagen. Die Preußen und Russen vor Warschau.

So vergingen Wochen, die Preußen begnügten sich damit, die Belästigungen, welche sie von Zeit zu Zeit durch die Polen erfuhren, nachdrücklich zurückzuweisen, Fersen that gar nichts. Endlich gab der König in müder Verdrossenheit über die Lage dem Rate seiner Umgebung nach — Lucchesini, der sonst für die polnische Aktion immer thätig gewesen war, war nach Wien zurückgekehrt — um, nach seiner Meinung, den beiden Kaiserhöfen den Wert der preußischen Hilfe durch ein kurzes Zurücktreten fühlbar zu machen. Die Aufhebung der Belagerung von Warschau wurde beschlossen. Als Grund wurde vorgeschützt, daß auch in dem 1793 gewonnenen Südpreußen sich Zusammenrottungen gebildet und kleine Insurgentenbanden einige Kassen geplündert hatten, sowie daß die Polen einen preußischen Pulvertransport, der von Graudenz die Weichsel heraufkam, bei Wroclawec überfielen und ins Wasser warfen — was freilich schon am 22. August geschehen und längst wieder ausgeglichen war. Rücktritt Preußens.

Man wollte jedoch einen guten Abgang haben. Eigentlich war ein Sturm auf die nicht besonders starke Nordseite Warschaus auf den 1. September festgesetzt. Das unterblieb zu gunsten einer der Aktion bei Valmy ähnlichen Leistung. Zwei Tage lang donnerten die preußischen Kanonen ununterbrochen gegen die polnischen Schanzen, dann wurden sie aus den Laufgräben abgefahren und am Morgen des 6. September 1794 marschierten die preußischen Regimenter, alle in gedrückter oder zorniger Stimmung, nach Südpreußen ab. Der König kehrte tief verstimmt nach Berlin zurück; General Schwerin übernahm den Oberbefehl über die, wie es schien, vor den polnischen Insurgenten flüchtenden Preußen. Abzug der Preußen.

Gleichmütig, ja nicht ohne heimliche Freude empfing die russische Kaiserin die Nachricht: denn schon nahte von der türkischen Grenze her Suworow, dessen ganzes Wesen im schroffsten Gegensatz stand zu der langsamen und schlappen Kriegführung der Preußen und auch seiner Landsleute; denn bei ihm folgten Gedanken, Entschluß und That unmittelbar aufeinander, ohne Schonung der eignen Person, noch weniger seiner Untergebenen. Vom Siebenjährigen Kriege her als ein dreister und Suworow.

verschlagener Parteigänger bekannt, hoch gefeiert wegen seiner Erfolge im letzten Türkenkriege, hatte Suworow auf neue Lorbeeren gegen die Türken gehofft: sie sollten ihm in Polen wachsen.

Vierzehn Jahre lang hatte Graf Alexander Suworow, geb. 24. November 1729 — schon als zwölfjähriger Knabe war er Soldat geworden — als Gemeiner und Korporal gedient, bevor er Offizier wurde. Die damals angenommenen Gewohnheiten legte er auch als General nicht ab: gerade sie machten ihn so überaus populär im Heere. Oft trieb er mit den Soldaten seine derben Späße, auch sorgte er väterlich für Nahrung und Kleidung. Aber niemals schonte er seine Soldaten; doch sie wußten, daß er sie stets zu Sieg und Beute führe. Mit der blanken Waffe den Feind niederwerfen, solange noch einer vor ihm stand, war sein Grundsatz; Gefahr und Mühsal galten ihm nichts. So schritt er von Sieg zu Sieg, angebetet von seinen Soldaten, unermüdlich, heldenkühn, gutmütig und unbarmherzig, roh und geistvoll zugleich.

Erfolge Suworows.

Binnen drei Wochen 600 km zurücklegend, rückte er mit 8000 Mann seiner zuverlässigsten Truppen aus der Ukraine heran, indem er unterwegs noch die kleinen Korps von Buxhövden und Markow an sich heranzog. Gegen diese die Grenze zu sichern, hatte Kosciuszko den General Sierakowski mit 13000 Mann entsandt. Sobald dieser nun von dem Anmarsche der Russen Kunde erhielt, zog er sich bei Krupcyce in ein festes Lager, welches durch unwegsame Sümpfe gedeckt war, zurück. Allein Suworows Grenadiere verachteten das feindliche Geschützfeuer, durchwateten am 17. September 1794 den Sumpf und stürzten sich, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonett auf die Polen. Ein mörderisches Ringen entspann sich: Sierakowski wurde aus dem Lager hinausgetrieben und mußte sich auf Brzesc am Bug zurückziehen, heftig von den einhauenden russischen Reitern bedrängt. Erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. Hinter dem breiten Bug hielt sich Sierakowski für gesichert und verbrachte die Nacht bei Wein und Kartenspiel. Nicht so Suworow. Ein Jude aus Brzesc zeigte ihm eine Furt über den Fluß. In der zweiten Nacht gingen die Russen hindurch und erschienen am 19. September, zwei Tage nach dem ersten Zusammenstoß, vor Brzesc. Sierakowski, vollständig überrascht, formierte seine Truppen in Karrees, um über die kahle Ebene hinter der Stadt weiter zu entkommen. Allein sofort war auch Suworow mit seinen Reitern zur Stelle und ließ auf die Karrees einhauen. Wohl setzten sich die Polen mit verzweifeltem Mute zur Wehr: jedoch das Ungestüm der Russen ersetzte, was ihnen an Zahl abging. Und als um Mittag auch die russische Artillerie den Fluß überschritten hatte und auf die Weichenden zu feuern begann, da war kein Halten mehr. In zwei Stunden waren alle Kolonnen zersprengt, Tausende deckten den Kampfplatz, nur mit einem kleinen Reste von einigen hundert Mann entkam Sierakowski.

In die größte Bestürzung versetzte Warschau die Nachricht von der Vernichtung des Sierakowskischen Korps. Jetzt galt es, was die Waffen trug, dem neuen furchtbaren Gegner entgegen zu werfen und vor allem zu verhindern, daß Fersen, der nach dem Abmarsche der Preußen weichselaufwärts gezogen war, den Strom überschreite und mit Suworow sich vereinige.

Maciejowice.

Wohl hatte Kosciuszko ein Korps unter dem Fürsten Poninski Fersen nachgesandt. Jetzt aber berief er Mokranowski, der zum Schutze Litauens entsendet war, und Madalinski mit Dombrowski, welche Südpreußen bis Bromberg hin insurgierten und nicht ohne Erfolg mit den Preußen kämpften, zu sich und zog Suworow entgegen.

Wochenlang hatte Fersen sich vergeblich bemüht, mit List und Gewalt den Übergang auf das rechte Weichselufer zu gewinnen. Gerade jetzt gelang es ihm, durch geschickte Scheinbewegungen Poninski zu täuschen und bei Koszenice den Strom zu überschreiten. Poninski, in der Meinung, daß es erst ein kleiner Teil des Fersenschen Korps wäre, welcher diesen Übergang ausgeführt, sandte Kosciuszko die Meldung, worauf dieser sofort heranzog, um die Verwegenen wieder über den Strom zurück-

A. Souworow-Rymnikski

128. Alexander Wassiljewitsch, Graf Suworow-Rymnikski.
Nach einem Kupferstiche.

zudrängen. Allein schon unterwegs erkannte der Oberfeldherr, daß er das ganze Fersensche Korps vor sich habe. Er wich also seitwärts nach Maciejowice aus, verschanzte sich und befahl Poninski, schleunigst zu ihm zu stoßen.

Jetzt aber war es Fersen, der unverzüglich zum Angriff schritt. Fersens Regimenter hatten großenteils unter Igelström die schrecklichen Apriltage in Warschau durchgemacht: jetzt brannten sie vor Begierde, Rache an den Polen zu nehmen. Eine Abteilung sandte er in der Nacht ab, um durch Wälder und Sümpfe Kosciuszko in der Flanke anzugreifen; er selbst brach lange vor dem Morgengrauen — es war am 10. Oktober 1794 — auf dem nächsten Wege gegen Maciejowice auf. Sobald es tagte, begann der Kampf, zugleich in der Front und in der Flanke. Die Polen fochten, meist junge Mannschaften, mit dem Mute der Verzweiflung: erst gegen Mittag wankten ihre Reihen. „Denkt an Warschau!" riefen die Russen ihnen zu und hieben

die Weichenden erbarmungslos nieder; kaum 2000 entkamen zu Poninski, der eilig jetzt nach Warschau zurückzog. Das schlimmste Unglück aber, ein unersetzlicher Verlust für die Aufständischen war der, wenn auch nicht tödliche Fall des unermüdlichen Führers Kosciuszko.

Kosciuszkos Gefangennahme.

Kosciuszko hatte alles aufgeboten, der Flucht Einhalt zu thun. In einen weißen Bauernkittel gekleidet, das Kruzifix in der linken, das Schwert in der rechten Hand, war er allerorten im dichtesten Kampfesgetümmel; zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen; er bestieg einen alten, müden Gaul, der gerade zur Hand war. Endlich mußte auch er begreifen, daß in der Flucht die einzige Rettung läge. Bald aber holte den Flüchtigen ein alter Kosak ein; er hielt ihn nach seinem Kittel für einen Bauern und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Kosciuszko weigerte sich: da durchbohrte ihn Potopyn, der Kosak, mit der Lanze und stach mit einem zweiten Stiche Kosciuskos Pferd nieder. Das Tier bäumte sich auf, schleuderte seinen Reiter über den Kopf weg und stürzte in weitem Sprunge in einen Sumpf. Mühsam raffte der Verwundete, der bis an die Schulter in den Morast eingesunken war, sich auf und suchte zu Fuße zu entfliehen. Allein ein russischer Offizier, der zufällig dazu kam, hieb von dem Pferde herab mit dem Säbel ihn über den Kopf. Lautlos sank Kosciuszko schwer verwundet nieder. Bewußtlos fand man ihn nachher liegen und erkannte in dem Bauern den Oberfeldherrn. Man trug ihn nach dem Schlosse von Maciejowice und verband sorgfältig seine Wunden. Auf Suworows Befehl wurde er später nach Kiew zur völligen Wiederherstellung gebracht.

Allgemeine Entmutigung.

Es ist zwar eine Erdichtung, daß Kosciuszko, vom Pferde sinkend, ausgerufen habe: hic est finis Poloniae! aber das Wort hat eine innere Wahrheit. Denn durch die Beseitigung des Mannes, der allein die einander widerstreitenden Parteien noch zusammengehalten hatte, war in Wahrheit das Ende Polens besiegelt. Ein Gefühl tiefster Entmutigung bemächtigte sich der Polen, die Soldaten glaubten sich allenthalben von Verrat umgeben, die Bauern warfen zu Hunderten die Sensen weg und verliefen sich nach Hause, die Bürger Warschaus stritten sich nur um die eine Frage, ob sie ihre Stadt den Russen oder den Preußen übergeben sollten. Jedoch General Zajonczek drang mit aller Entschiedenheit auf Fortsetzung des Kampfes, und Wawrzecki, welchen der Nationalrat zum Nachfolger Kosciuszkos im Oberkommando bestellt hatte, war sogar der Meinung, die auf dem rechten Weichselufer liegende Vorstadt Warschaus, Praga, niederzubrennen und die Hauptstadt allein durch den breiten Strom gegen die Russen zu decken.

Suworow vor Warschau.

Zwar drängte jetzt auch der König von Preußen mit allem Nachdruck zum Vormarsch gegen Warschau, um den Russen nicht allein den Ruhm und die Vorteile des entschiedenen Handelns zu überlassen, aber Schwerin war so wenig rascher Entschlüsse fähig, daß er nicht nur die preußischen Truppen in kleinen, meist gänzlich unfruchtbaren Kämpfen gegen die südpreußischen Insurgenten aufrieb, sondern sogar die flüchtigen Korps von Dombrowski und Madalinski nach Warschau entschlüpfen ließ. Unterdessen rückte Suworow, durch Fersen jetzt verstärkt, gegen Warschau vor, zersprengte bei Kobilka mit leichter Mühe die polnischen Korps, die er auf dem Wege fand, und wandte sich auch an Schwerin, ja an den König selbst, daß die Preußen durch gleichzeitiges Andrängen gegen Warschau auf dem linken Weichselufer die Hauptstadt zur Ergebung zwingen sollten. Allein es gelang ihm nicht, den General aus seiner Schlaffheit aufzurütteln. Und eigentlich war das auch in Rücksicht auf die politischen Folgen dem Russen ganz recht.

Eroberung von Prag.

In Warschau hatte die Kriegspartei das Übergewicht behauptet, wenn auch Wawrzeckis entschiedene Vorschläge nicht durchdrangen und man überhaupt nicht recht wußte, was zu thun sei. Die Nachricht von dem überall geglaubten Tode Kosciuszkos hatte übrigens nicht wenig zur allgemeinen Entmutigung beigetragen. Man begnügte sich, Praga durch eine doppelte Reihe hastig aufgeworfener Erdwerke zu schützen. Vor diesen langte am 3. November Suworow an, entschlossen, sofort den Sturm zu wagen. Schon in der folgenden Nacht eröffnete er mit 86 Geschützen ein furchtbares

Feuer gegen die Verschanzungen, und um 5 Uhr morgens, ehe noch die dunkle Winternacht gewichen war, gab er durch eine aufsteigende Rakete seinen Regimentern das Signal zum gleichzeitigen Angriff. Halb berauscht von reichlich gespendetem Branntwein, aufgeregt durch die sichere Erwartung des Sieges, stürzten sich die Russen auf die Schanzwerke. Die Polen, hungrig und frierend, leisteten in der Bestürzung des unvermuteten Angriffs nur schwachen Widerstand; als der Morgen heraufdämmerte, drängten sie in wilder Flucht auf die Weichselbrücke zu, um sich nach Warschau hinein zu retten. Aber fast gleichzeitig waren auch die Russen an der Brücke und schnitten den Flüchtigen den Rückweg ab. Ein furchtbares Morden begann; Tausende stürzten sich voller Verzweiflung in die Weichsel und fanden in deren Fluten, von den Kugeln der Russen verfolgt, ihren Tod; noch viel mehr wurden in den Straßen, in den Häusern erschlagen, selbst wehrlose Frauen und Kinder wurden nicht geschont. Feuer brach aus; brennende Trümmer deckten die Leichenhaufen. Erst um 9 Uhr morgens gelang es dem General, dem gräßlichen Morden und Brennen Einhalt zu thun. Die Widerstandskraft der Polen war nunmehr völlig vernichtet. Suworow schickte an den König von Preußen einen Brief, der mit hochmütigem Lakonismus die ganze Lage zeichnete: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suworow."

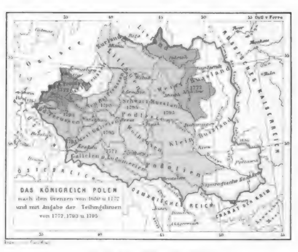
Schon am Morgen des 4. November erschien eine Gesandtschaft Warschaus im russischen Hauptquartier mit der Bitte um Waffenstillstand. Der General ließ ihr sagen, wenn die polnischen Truppen sofort die Waffen niederlegen würden, so verbürge er allen Freiheit, Sicherheit und Vergessen des Vergangenen. Für diese milde Antwort Suworow zu danken, erschienen nun die Abgesandten vor ihm selbst. Sie fanden ihn in seinem Zelte auf der Erde sitzen. Bei ihrem Eintritt sprang er auf, rief ihnen „Friede! Friede!" entgegen und umarmte sie alle. Übergabe Warschaus

Allein bei der völligen Auflösung aller Ordnung in Warschau verzögerte sich der Abschluß der Verhandlungen um mehrere Tage. Die Truppen freilich desertierten zu Hunderten, ja zu Tausenden; aber doch gab es noch rabiate Leute, welche von Niederlegung der Waffen nichts hören wollten. Unterstützt von Pöbelbanden faßten diese den Entschluß, mit Gewalt den König Stanislaus August aus Warschau zu entführen, ein Unternehmen, das die Bürger nur mit den Waffen in der Hand zu hindern vermochten. Endlich am 7. November verließ Wawrzecki mit dem Reste der Truppen die Hauptstadt. Am folgenden Tage hielt Suworow an der Spitze seiner Regimenter Einzug in Warschau. Mit dankbarer Freude umringten die Bewohner den Mann, der nach den Schrecken der vergangenen Tage ihnen jetzt die Sicherheit wiedergab. „Allmächtiger Gott", sagte er, als man ihm die Schlüssel Warschaus überreichte, „habe Dank, daß du mich diese Schlüssel nicht so teuer hast bezahlen lassen, wie —". Die Stimme versagte ihm: er blickte auf Praga zurück, die Volksmenge ringsum verstand seine Gedanken und brach in lautes Weinen aus. Schweigend ritt er durch die grüßende Menge in sein Quartier.

Wawrzecki war nach Sandomir zu gezogen; Suworow ließ ihn verfolgen und nach wenigen Tagen schon zur Ergebung zwingen. Madalinski mußte gleichzeitig in Südpreußen die Waffen strecken, und Zajonczek wurde mit seinem Korps auf dem Marsche nach Galizien angehalten. Der Krieg war zu Ende: ein polnisches Heer gab es nicht mehr. Die Häupter der Bewegung wurden als Gefangene nach St. Petersburg gesandt. Ende des Aufstandes.

Jetzt erschien auch Österreich auf dem Plan. Es hatte den Kampf gegen Polen Preußen, die Unterdrückung des Aufstandes Rußland überlassen, sich selbst aber mit der Aufstellung eines kleinen Truppenkorps im Süden begnügt. Jetzt verlangte es Österreichs Ansprüche.

als Entschädigung für seinen Kampf gegen Frankreich den Süden Polens, die Abtretung der Palatinate Lublin, Chelm, Krakau und Sandomir. Preußen mußte bald inne werden, daß die Kaiserin Katharina zwar die Vernichtung des polnischen Staates beschlossen hatte, die Entschädigung aber, welche Preußen 1793 erhalten hatte, für völlig ausreichend hielt, und, wenn jetzt eine Teilung Polens unvermeidlich wäre, viel eher entschlossen war, Österreich daran teilnehmen zu lassen als Preußen. Denn seit jenem Rückzuge der Preußen von Warschau hüllte sie sich allen preußischen Anfragen gegenüber in undurchdringliches Schweigen, fand aber, nachdem Suworow Warschau eingenommen hatte, die österreichischen Ansprüche, wiewohl sie sich zum Teil auf Landstriche bezogen, welche Preußen schon besetzt hatte, als gerecht und natürlich, so daß Preußen im voraus erkennen konnte, was es von den Konferenzen zu erwarten haben würde, welche in betreff der Teilung Polens am 18. Dezember in St. Petersburg eröffnet wurden. Zuvor jedoch hatte Katharina die litauischen und




129. Karte der Teilungen von Polen.

wolhynischen Bezirke, welche sie bei der Teilung zu erhalten wünschte, mit russischen Truppen besetzt und mit dem Herzoge Peter Biron von Kurland und dem kurländischen Landtage mit allem Nachdrucke Verhandlungen über die Abtretung Kurlands ins Werk gesetzt.

Konferenzen. Auf den Konferenzen wurde Rußland durch Ostermann, Preußen durch Tauentzien, Österreich durch Ludwig Cobenzl vertreten. Immer näher rückten sich in gegenseitiger Begünstigung Rußland und Österreich, immer schwieriger wurde die Stellung Preußens, welches die beiden Kaisermächte soweit wie möglich zurückzudrängen bestrebt waren. Bald kam es zu offenem Bruche. Dem stets wiederholten Verlangen, daß Preußen nachgeben müsse, setzte Tauentzien den Vorschlag entgegen, Polen überhaupt ungeteilt zu lassen. „Das ist unmöglich", rief man ihm entgegen. „Die drei Höfe", setzte Ostermann hinzu, „haben die Notwendigkeit dieser Teilung im Interesse der eignen Sicherheit und Selbsterhaltung anerkannt. Polen ist tot, dahin für immer, und ein Toter läßt sich nicht beliebig zu neuem Leben erwecken." Da griff Cobenzl

Digitized by Google

ein: „Wir sind einig in allen Stücken“, wandte er sich Ostermann zu. „Eröffnen wir das Protokoll, zeichnen wir den Vertrag. Will Preußen mit uns gehen, desto besser; wo nicht, so werden wir Preußen entbehren können.“ Mit vor Zorn bebender Stimme erhob sich auf diese Worte Tauentzien, legte laut Protest gegen jede Abmachung ohne Preußen ein und verließ die Konferenz.

Indes die Kaiserin Katharina ließ sich nicht einschüchtern. Für Tauentzien zwar, der wiederholt um Audienz bat, war sie stets unpäßlich, mit Österreich jedoch wurde der geplante Vertrag zum Abschlusse gebracht und am 3. Januar 1795 durch Ostermann und Cobenzl unterzeichnet. Danach wurden Rußland 2030 Quadratmeilen, Österreich die vier südlichen Palatinate Polens (etwas über 1000 Quadratmeilen) zugewiesen; der Rest von 687 Quadratmeilen mit dem Revolutionsherde Warschau sollte Preußen überlassen werden, wenn es die Erwerbungen der beiden Kaiserhöfe anerkennen und gewährleisten wolle. Hinzugefügt war ein geheimer Vertrag, welcher dem vollen Einverständnisse zwischen den beiden Kaiserhöfen Ausdruck gab: ein Einverständnis, dessen Spitze sich unverkennbar gegen Preußen richtete. Teilungsvertrag.

Hierdurch sah sich Preußen veranlaßt, dem Beispiele von Toscana und Spanien zu folgen und zu Basel über einen Separatfrieden mit Frankreich zu verhandeln. Frankreich zeigte sich sehr entgegenkommend, denn, wie Merlin von Douai am 7. März 1795 einräumte, war die französische Republik ohne diesen Frieden mit Preußen vernichtet. Dadurch erlangte zwar Preußen freie Hand, in langwierigen Verhandlungen mit Österreich einige Modifikationen des polnischen Teilungsvertrages zu bewirken, aber indem es sich von der Mitwirkung in den großen europäischen Angelegenheiten zurückzog, sank es fast zu der Bedeutung einer Macht zweiten Ranges hinab, während Österreich und Rußland auf Grund ihres Geheimvertrages immer neue und immer verwegenere Pläne zu eigner Machtvergrößerung entwarfen. Folgen der polnischen Wirren.

Am 24. Oktober 1795 wurde der definitive Teilungsakt unterzeichnet, bei dem allerdings noch immer die Bestimmung der österreichischen und preußischen Grenze in der Woiwodschaft Krakau unerledigt blieb. Das wurde erst zum Abschluß am 26. Januar 1797 gebracht, nachdem am 25. November des Vorjahres König Stanislaus August die Krone niedergelegt hatte. Auf ein Jahrgeld der teilenden Mächte von nun an angewiesen ist er 1798 in St. Petersburg gestorben. Zu den Bedingungen der letzten Abmachung gehörte es, bezeichnenderweise, daß keine der kontrahierenden Mächte die Bezeichnung „Königreich Polen“ in die Titulatur ihrer Herrscher aufzunehmen habe.

Gewiß war es ein hartes Schicksal, das Polen durch die Vernichtung seiner staatlichen Selbständigkeit traf: aber für die Bewohner doch von den wohlthätigsten Folgen. Denn in Wahrheit bedeutete die Teilung Polens die Vernichtung des unseligen Adelsregimentes, dessen völlige Verkommenheit das Verderben über die einst so machtvolle „Republik Polen“ heraufbeschworen hatte. Mehr als neun Zehntel der Bewohner atmeten jetzt erleichtert auf; ungeahntes Leben begann in den Provinzen zu erblühen, wenngleich der kleine Adel, gedemütigt und von Geldnot bedrängt, es nicht an Versuchen hat fehlen lassen, die frühere Herrenstellung, welche das Mark des Landes ihm preisgab, wiederzugewinnen. Es sind im Jahre 1795 sicherlich die nichtswürdig gemißhandelten Leibeigenen, welche unsre Sympathie verdienen, und nicht ihre Herren, welche ohne Wahl die Dukaten nahmen, wer immer sie darbot, und dann mit dem vollen Pathos politischer Märtyrer die Welt mit den Klagen über die ihnen widerfahrene Vergewaltigung erfüllten. Schlußbetrachtung.

## Die Katastrophe Gustavs III. von Schweden.

Ebenso wie mit dem polnischen Adel unterhielt die Kaiserin Katharina auch mit dem Adel Schwedens geheime Verbindungen zum Schutze der „Freiheit“. Denn der schwedische Adel, welcher seit dem Tode Karls XII. die unbedingte Herrschaft über das Königreich zu üben gewohnt gewesen war, konnte dem Könige Gustav III. den Staatsstreich nicht vergeben, durch welchen dieser im Jahre 1772 die Adelsprivilegien sehr wesentlich zu gunsten der Krone geschmälert hatte, und war seitdem, von Groll gegen den König erfüllt, stets bereit, seine Standesinteressen über das Vaterland zu stellen. Der Krieg, den Gustav 1788 gegen Rußland begann, sollte den offenen Ausbruch dieses inneren Konfliktes herbeiführen.

Gustav III. nach dem Staatsstreich von 1772.

Gustav III. hatte dem Staatsstreiche vom 20. August 1772 sechs Jahre ausgezeichnetster Verwaltung folgen lassen — ohne eine Berufung der Reichsstände. Allenthalben drang der König auf Reformen und bereitete sie selbst mit einer seines Oheims, Friedrichs des Großen, würdigen Arbeitskraft vor. Erst am 30. Oktober 1778 berief er die Stände wieder, um ihnen einen Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung vorzulegen. Und so waren auch fünf weitere Jahre mit Bemühungen erfüllt, der Bildung seines Volkes, dem Aufschwunge des Ackerbaues, der Gewinnung der reichen Mineralschätze, dem Medizinalwesen und sonstigen Wohlfahrtseinrichtungen wirksamst förderlich zu sein. Mit Hilfe eines Branntweinmonopols gelang es Gustav III. die nötigen Mittel zur Reorganisation des Landheeres zu gewinnen, das er auf 47 500 Mann brachte, und zur Vermehrung und Neugestaltung der gänzlich verwahrlosten Flotte.

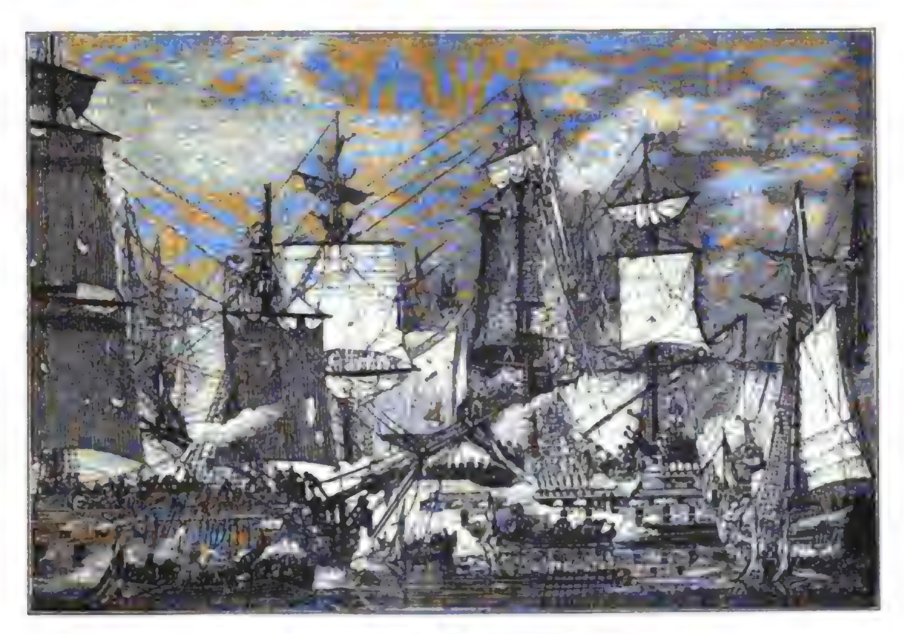
Vertrag mit Frankreich.

Nach elf Jahren anstrengendster Arbeit trat Gustav III. in der Nacht vom 27./28. September 1783 eine Erholungsreise an, die er auf elf Monate ausdehnte und die ihn zu einem ganz andern Menschen machte. Nach einem längeren Aufenthalte in Italien ging er nach **Frankreich** und wurde dort in Versailles und Paris in einer überaus schmeichelhaften Art gefeiert, die wohl geeignet war, sein Selbstgefühl auf das höchste zu steigern. Aber der Besuch in Frankreich sollte auch reale Vorteile bringen. Abgesehen davon, daß er gegen gewisse Handelsvorteile, die er den Franzosen einräumte, die kleine Antilleninsel Barthélemy erhielt, wurde ihm ein **Bündnisvertrag** gewährt, kraft dessen Frankreich Schweden im Falle eines Angriffs von Rußland oder Dänemark 12 000 Mann Fußvolk samt dem nötigen Geschütz, zwölf Linienschiffe und sechs Fregatten zur Verfügung stellte. Außerdem verpflichtete sich Frankreich, auch ohne Kriegsfall außer den früher schon ausgemachten Hilfsgeldern vom 1. Juli 1784 ab auf sechs Jahre eine Zahlung von jährlich 1 200 000 Livres zu zahlen. Für den Fall, daß Frankreich bei ausbrechendem Kriege seine Truppen nicht senden könne, wurde für jedes Tausend fehlende Truppen eine Summe von monatlich 24 000 Livres festgesetzt; für etwa fehlende Kriegsschiffe sollte noch entsprechende Zahlung vereinbart werden. Man erkennt daraus, welche Pläne Gustav im Kopfe hatte. Seitdem er erfahren hatte, daß Katharina von Rußland zu gern aus seinem Staatsstreich vom 29. August 1772 einen Kriegsfall gemacht hätte und thatsächlich um Dänemarks und insbesondere Preußens Bundesgenossenschaft zu diesem Unternehmen bemüht gewesen war, ging er mit dem Gedanken eines Vergeltungskampfes um. Überdies ließ sich nicht verkennen, daß der mißzufriedene schwedische Adel in geheimen Beziehungen zu Rußland stand.

Änderung im Charakter Gustavs.

Aber, wie schon bemerkt wurde, er war auf seiner Reise ein andrer geworden. Die frühere Ruhe und eine gewisse Selbstbescheidung, die er in angestrengter Arbeit während der ersten elf Jahre seiner Regierung gezeigt hatte, war einer selbstbewun-

dernden Vielgeschäftigkeit gewichen, die doch bei keiner ernsten Arbeit mehr auszuhalten vermochte, einer Selbstbewunderung, die sich auch in allen möglichen Festen und im Theatertaumel widerspiegelte. Er setzte das Ziel seines Lebens darein, in seiner Person eine ritterliche Genialität darzustellen, die alle Elemente des Lebens zugleich zu umfassen vermöchte, die Sorgen des Staatsmannes wie den Dienst der Damen, den Ernst des Krieges wie die Angelegenheiten des Theaters oder die Interessen der Wissenschaft und Kunst. Voll regen geistigen Interesses saß er ganze Nächte mit dem Improvisator Bellmann, der für den besten schwedischen Dichter galt, zusammen in angeregtem Gespräche. Das alles gab seinem Wesen bei unverkennbar genialer Anlage etwas Gemachtes; er wurde ein Schauspieler, stets bedacht, eine Rolle durchzuführen, die er mit Absicht sich vorgezeichnet hatte.



180. Seeschlacht bei der Insel Hogland (17. Juli 1788).
Nach einem alten Stiche.

Seine Hoffnung war, Schweden wieder zu der Stellung einer europäischen Großmacht, die es unter Gustav Adolf und Karl XII. inne gehabt, zu erheben. Dazu glaubte er das Volk fortreißen zu können und unternahm daher, ohne die verfassungsmäßige Zustimmung des Reichstages, die er selbst in seinem Verfassungswerke von 1772 als unumgänglich bezeichnet hatte, den Krieg gegen Rußland, um die Ostseeprovinzen, die Peter der Große einst dem schwedischen Reiche entrissen hatte, wiederzugewinnen und um die Beschützerin und Aufhetzerin seines seit 1786 immer unbotmäßiger werdenden Adels zu strafen. Krieg gegen Rußland.

Zu Anfang Juli 1788 brach er mit einem Heere in das russische Finnland ein, während die schwedische Flotte unter seinem Bruder Karl, dem Herzoge von Südermanland, in den Finnischen Meerbusen einsegelte. Allein für das Heer war schlecht gesorgt; es war unzureichend ausgerüstet und hatte weder hinlänglichen Proviant noch das nötige schwere Geschütz zur Stelle. Das machte aber dem Könige keine Sorge: es genügte ihm mittelalterlich ritterlich und elegant sich zu zeigen. Er erschien

Digitized by Google

im Lager in einem seidenen Wams, in Schuhen mit roten Schleifen, einem Hut mit bunten wallenden Straußenfedern auf dem gepuderten Kopfe. Sänger und Tänzerinnen befanden sich in seinem Gefolge; Ballettproben wurden gehalten und den Soldaten das Schauspiel eines Ritterschlages unter freiem Himmel gegeben.

Seeschlacht bei Hogland.

Bei alledem war aber die Lage Rußlands bedenklich genug. Infolge der Kriegserklärung des Sultans befanden sich alle verfügbaren Truppen an der türkischen Grenze. Außer den kampfentwöhnten Paradetruppen der Garde war nur ein unbedeutendes Korps zum Schutze von St. Petersburg vorhanden, so daß die kaiserliche Familie schleunigst nach Moskau gesendet und Anstalten getroffen wurden, die Kassen und Archive in Sicherheit zu bringen. Hätte der Schwedenkönig nur ein wenig noch mit seinem Überfalle gewartet, so wäre auch die russische Flotte unter dem Admiral Greigh nach dem Mittelmeere abgesegelt gewesen. — So kam es zuerst zu einem Kampfe zur See. Bei der Insel Hogland, im Finnischen Meerbusen, griff Greigh am 17. Juli 1788 die schwächere schwedische Flotte an und nötigte sie, sich in den Hafen von Sweaborg zurückzuziehen, in dem er sie blockierte.

Meuterei der Offiziere.

Unterdessen rückte Gustav vor die Festung Friedrichshamm: da aber versagte ihm das Offizierkorps, welches aus Söhnen des grollenden Adels bestand, den Gehorsam. Oberst Hästesko vom finnischen Regimente Åbo erklärte als Sprecher der Unzufriedenen, daß dieser Krieg verfassungswidrig sei, und forderte den König auf, wohl zu bedenken, daß ein falscher Schritt ihn jetzt die Krone kosten könne. Mit beredten Worten wandte der König sich an die Soldaten; allein ohne Erfolg. Mißmutig über den im Lager herrschenden Mangel legten mehrere finnische Regimenter, dasjenige Hästeskos voran, von ihren Offizieren gehörig bearbeitet, die Waffen nieder. Gustav erkannte, daß er machtlos war; die Belagerung von Friedrichshamm wurde gegen seinen Willen aufgehoben: da übertrug er das Oberkommando seinem Bruder Karl, verließ die Armee und begab sich nach Schweden zurück.

Die rebellischen Offiziere, General Armfeldt, Oberst Hästesko u. a., versammelten sich jetzt zu besonderer Beratung und entsandten den Major Jägerhorn an die Kaiserin Katharina, um Rußland den Frieden anzubieten. Denn das Ziel der Rebellen war, den Krieg zum Sturze der Verfassung von 1772 und zur Wiedergewinnung ihrer Adelsvorrechte zu benutzen. Katharina gab der Botschaft sehr freundlich Gehör; jedoch verlangte sie, daß vor allem die unzufriedenen finnischen Regimenter den Boden Rußlands verließen; die Truppen des Schwedenkönigs wolle sie dann mit Gewalt über die Grenze treiben. Noch bevor der Bote der finnischen Regimenter zurückkehrte, hatten die rebellischen Offiziere zu Aniola, einem Landhause dicht an dem Grenzflusse Kymmene, sich dahin geeinigt, daß sie auf Berufung eines Reichstages dringen wollten, um dem Könige und seiner Macht die gehörigen Grenzen zu ziehen. Und als dann die Russen dreist den sofortigen Rückzug der schwedischen Regimenter forderten, verließen diese, ohne das Schwert zu rühren, ihre feste Stellung zwischen Sümpfen und Felsen und gingen, dem Beispiele der finnischen Regimenter folgend, in der nächsten Nacht über die Grenze zurück.

Einfall der Dänen.

Unterdessen aber waren, um den Russen Luft zu machen, auf Grund eines Separatvertrages die Dänen in Schweden eingefallen und schickten sich an, Gotenburg, die zweite Stadt des Reiches, zu belagern. Die Gefahr war groß, denn Gotenburg hatte eine schwache Besatzung, einen Kommandanten, der jede Verteidigung für nutzlos hielt, und eine Bürgerschaft, welche sich weigerte, zu der Abwehr der Feinde das Geringste zu thun. In diesem entscheidenden Augenblicke begab sich Gustav, dem Beispiel seines Ahnherrn folgend, persönlich zu den Dalekarliern, den kernhaften Bewohnern der Gebirgsthäler, und rief sie mit begeisternden Worten zum Schutze des Vaterlandes auf. Mit 6000 wehrhaften Bauern warf er sich nach Gotenburg, setzte

den Kommandanten ab, vermochte die Einwohner, die Festungswerke auszubessern und die Wälle zu verteidigen. Ihm kam zu statten, daß Preußen und England, durch das eben abgeschlossene russisch-österreichische Bündnis einander näher gebracht, Gesandte nach Gotenburg schickten, die mit drohenden Worten von den Dänen das Aufgeben aller Feindseligkeiten gegen Schweden verlangten.

Die Sicherheitsakte (1789).

Gotenburg, Schweden war gerettet. Die Dankbarkeit des Volkes schrieb der Rührigkeit Gustavs das Hauptverdienst zu: als Feinde nicht bloß des Königs, sondern auch des Vaterlandes erschienen die Verschwörer von Aniola. Allenthalben zeigte sich die größte Geneigtheit, für den König einzutreten, als er von Gotenburg aus auf den Februar 1789 einen Reichstag nach Stockholm ausschrieb, um durch diesen den

181. Schloßplatz in Stockholm mit dem Opernhause und dem Reiterstandbilde Gustav Adolfs. Nach einem Bilde aus der Zeit Gustavs III.

Rest der Adelsprivilegien auf die Krone übertragen zu lassen. Ein neues Reichsstatut, die Sicherheitsakte genannt, wurde zu diesem Zwecke entworfen: es übertrug das ausschließliche Recht über Krieg und Frieden und die alleinige Besetzung aller Ämter dem Könige, nur über außerordentliche Abgaben sollte der Reichstag noch als eine Art Obergerichtshof zu beschließen haben; der Bürgerstand wurde zudem im Grunderwerb und Gerichtsständigkeit dem Adel völlig gleichgestellt. Der Zustimmung der Geistlichkeit, des Bürger- und des Bauernstandes konnte der König gewiß sein: würde aber der Adel diese Sicherheitsakte annehmen?

Die Verschwörer von Aniola wurden in Ketten nach Stockholm gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt. Dann erschien der König in Stockholm und eröffnete den Reichstag in Person. Er war blaß, sprach leise; im Verlauf der Rede aber steigerte sich seine Begeisterung: durch die Ehre des Reiches werde die Annahme der Sicherheits-

Digitized by Google

akte gefordert. „Eher soll“, sprach er, die Rechte erhebend, „diese Hand verdorren, als ich die Erniedrigung des Reiches unterschreibe!“ Er nannte jeden seiner Gegner mit Namen, vor allen den greisen Grafen Axel Fersen, das Haupt der Adelsopposition und Vater des aus der Fluchtgeschichte Ludwigs XVI. bekannten Axel Fersen, und ließ sie durch die Schloßwache in Gewahrsam bringen, über dreißig an der Zahl. Dennoch versuchte der Adelstand in seinem Widerspruche gegen die Sicherheitsakte zu beharren: alle Verhandlungen mit ihm blieben erfolglos. Da begab sich der König, von einer jubelnden Volksmasse begleitet, in die Versammlung des Adels im Ritterhause. Der Hinblick auf die draußen aufmarschierten Soldaten und auf die drohende Haltung des Volkes war unwiderstehlich: der Adel gab der Mahnung des Königs nach und unterzeichnete wie die übrigen drei Stände des Reiches nun auch seinerseits die Sicherheitsakte und gab damit der Krone die unbeschränkte Gewalt zurück, grollend um den Verlust der angemaßten Macht, Rache brütend ob der erfahrenen Demütigung.

Vorteile über Rußland.

Die Stellen der aufsässigen Edelleute verlieh Gustav größtenteils deutschen Offizieren, denen es nur um „Fortune“, aber gewiß nicht um das Reichsstatut zu thun war. So nahm denn der Feldzug des Jahres 1790 einen ungleich günstigeren Verlauf. Zwar der Versuch, Friedrichshamm zu erstürmen, mißlang auch in diesem Jahre, dagegen glückte es, eine Abteilung des schwedischen Heeres 65 km vor St. Petersburg ans Land zu setzen und die russische Hauptstadt somit in unmittelbarer Nähe zu bedrohen. Allein das Ungeschick des Herzogs von Südermanland rettete die Russen. Er lag mit der schwedischen Hauptflotte zwischen den beiden Abteilungen der russischen Flotte; diese Stellung gab er als zu gefährlich auf und segelte nach der Bucht von Wiborg, um sowohl die dort ankernde schwedische Schärenflotte als den Vormarsch des schwedischen Heeres zu decken. Infolgedessen vereinigten sich die Abteilungen der russischen Flotte und sperrten die gesamte schwedische Seemacht in der Bucht von Wiborg ein. Nur mit einem Verluste von sieben Linienschiffen und drei Fregatten waren die Schweden im stande am 3. Juli die Blockade zu durchbrechen. Jedoch sechs Tage später erfocht ihre Schärenflotte allein einen so glänzenden Sieg über die russische Flotte unter dem Prinzen von Nassau-Siegen, daß die Russen fast ihre gesamte Flotte einbüßten und an Verwundeten und Toten 14 000 Mann verloren.

Friede mit Rußland (1790).

Da bot denn Katharina dem Schwedenkönige Frieden an; nicht durch Abtretung von Land und Leuten gedachte sie den Sieger zu entschädigen, sondern ein Bündnis stellte sie ihm in Aussicht, wenn er mit der einfachen Wiederherstellung des früheren Besitzstandes sich begnüge; namentlich aber ließ sie sich bereit finden, auf alle Versuche, die Verfassungszustände vor 1772 wieder herbeizuführen, endgültig zu verzichten. Und Gustav ging darauf bereitwillig ein: in Werelä am Kymmenefluß wurde am 14. August 1790 der Friede zwischen Schweden und Rußland abgeschlossen.

Gustavs Restaurationspläne.

Schon nahmen neue Pläne die Gedanken des Schwedenkönigs ganz und gar in Anspruch. Wir sahen, wie vielen Dank er dem Frankreich des alten Régime schuldete; mit reger Teilnahme hatte er deshalb die steigende Bedrängnis Ludwigs XVI. verfolgt. Ihm erschien es als eine wahrhaft große Aufgabe, wie sein ruhmreicher Ahn einst der Sache des evangelischen Bekenntnisses mit der besten Streitmacht Schwedens zu Hilfe gekommen war, so jetzt für das gefährdete Königtum in Frankreich wenn nötig mit dem Schwerte in der Hand einzutreten. Als Graf Axel Fersen, der Jüngere, sich dem Dienste der königlichen Familie in Paris widmete, handelte er in Gustavs unmittelbarem Auftrage. Im Frühjahr 1791 begab sich Gustav zunächst nach Aachen, knüpfte Verbindung mit dem General Bouillé an und nahm an den Vorbereitungen zur Flucht Ludwigs teil. Am 21. Juni reiste er nach Spaa, um der Grenze näher zu sein; unruhig ging er vor dem Stadtthor auf und ab und erwartete sehnlichst den

Kurier, der ihm das Gelingen der Flucht melden sollte. In der Nacht weckte ihn dann die Schreckensnachricht, daß die Flucht mißglückt sei. Sofort beschäftigte sich Gustav mit einem neuen Plane: er wollte mit einem schwedisch-russischen Heere auf englischen Schiffen nach der Mündung der Seine segeln, von dort aus gegen Paris vordringen und die Revolution zu Boden schmettern. Katharina, die arglistige, zeigte sich diesem romantischen Gedankenfluge des Schwedenkönigs nicht abgeneigt. Die Verhandlungen mit ihr führten im Oktober 1791 zu dem Ergebnisse, daß sie ihm zu dem französischen Kreuzzuge ein Darlehn von 12 Millionen Reichsthaler versprach, ihm außerdem für acht Jahre bestimmte Subsidien bewilligte und die Aufrechterhaltung der Sicherheitsakte garantierte, d. h. sich verpflichtete, mit russischen Truppen etwaige Aufstandsgelüste des schwedischen Adels hinter dem Rücken des im Felde abwesenden Königs niederzuhalten.

Reichstag zu Gefle.

Jenes Darlehn jedoch war an die Bedingung geknüpft, daß die schwedischen Stände es verbürgen sollten. Diese Forderung ständischer Bürgschaft nötigte daher den König zur Berufung des Reichstages, und dies in einer Zeit, da man noch mehr als genug an den Kosten des russischen Feldzuges zu tragen hatte, da ferner bei der bekannten Finanznot des Landes das Sinken der Reichsschuldscheine bis auf 60 Prozent einen allgemeinen Notstand hervorgerufen hatte und Mißmut und Unzufriedenheit die Stimmung des Volkes beherrschten. Gustav berief deswegen den Reichstag nicht nach Stockholm, sondern nach Gefle; denn in dem kleinen Städtchen Nordschwedens glaubte er ihn dem Drucke der öffentlichen Meinung mehr entzogen. Allein so sehr war der ganze Reichstag auch hier jedem weiteren Schuldenmachen, zumal für Zwecke, welche die Wohlfahrt des Landes nicht unmittelbar berührten, abgeneigt, daß der König ihn nach mehrwöchigen fruchtlosen Verhandlungen am 24. Februar 1792 wieder schließen mußte.

Das Scheitern seiner Pläne versetzte den König in eine sehr gereizte Stimmung; Worte des Unmuts, die ihm entfielen, wurden geflissentlich verbreitet und ausgelegt, als trüge er sich mit dem Gedanken der gänzlichen Aufhebung der ständischen Verfassung Schwedens. Selbst bei dem Bürgerstande trat Mißmut zu Tage. Dies plötzliche Sinken der Volksbeliebtheit König Gustavs brachte alte Anschäge des Adels zur Reife und Ausführung. Denn längst sahen die Heißsporne der Adelspartei die einzige Möglichkeit, sich als regierender Stand, d. h. als Herren Schwedens wiederherzustellen, in der Beseitigung des Königs. Sein Tod, meinten sie, würde eine allgemeine Volkserhebung zum Ausbruche bringen, bei der es dem Adel nicht schwer werden könnte, die früheren Gerechtsame und mehr noch als diese sich anzueignen. Dafür schien jetzt oder nie der geeignete Zeitpunkt. Denn wer konnte sicher sein, daß nicht König Gustav, der jetzt verstimmt auf dem Schlosse Haga sich von seiner Hauptstadt fern hielt, unvermutet etwas thäte, wodurch er mit einem Schlage die alte Popularität beim Volke wiedergewönne? Dann aber hatte der Adel an dem Volke wieder einen gewaltigen Gegner seiner eigensüchtigen geheimen Bestrebungen.

Die Verschwörung.

Die jungen Grafen Clas Fredrikson Horn und Adolf Ribbing trieben zur That; zu ihnen hielten der Freiherr Thure Bielke, der General Pechlin, der Oberstleutnant Liljehorn, der Major Hartmannsdorf, selbst Leute aus der nahen Umgebung des Königs, wie der Adjutant Ehrenswärd. Die beiden erstgenannten hatten sich sogar eidlich zur Blutthat am Könige verpflichtet. Wie der polnische Adel um seiner Standesvorrechte willen sein Vaterland Polen mordete, so wollte der schwedische Adel, um seine angemaßten Gerechtsame wiederzugewinnen, seinen König morden. Ein Edelmann von zweifelhaftem Rufe drängte sich in die Verschwörung, Johann Jakob von Anckarström; ihn trieb zugleich Racheburst und Not. Als Hauptmann verabschiedet, hatte er eine Pachtung übernommen, aber bald wieder verloren; jetzt lebte er, dreißig Jahr alt, erwerblos in Stockholm. Hier war er eines Verbrechens angeklagt und ins Gefängnis gesetzt worden;

der König gab ihm die Freiheit zurück, ließ ihm aber dabei bedeuten, daß es nur aus Gnade geschehe. Er forderte dasselbe aber als Recht, wurde jedoch mit diesem Verlangen abgewiesen, eine Beschimpfung, die er schwur, den König mit seinem Blute sühnen zu lassen.

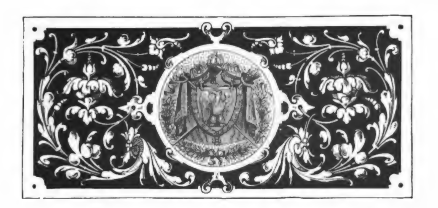
Die Ermordung des Königs 1792).

In dem greisen General Pechlin fand Anckarström einen Gönner, Horn und Ribbing schlossen sich ihm an. Nun losten die beiden letzteren mit Anckarström, wer die That vollziehen sollte; das Los traf Anckarström. In unheimlicher Weise umkreisen jetzt die Mordlustigen den König: im Schauspiele, auf Bällen, wenn er einmal nach Stockholm kommt, sind sie in seiner Nähe; eines Abends stehen sie vor dem Fenster des Arbeitszimmers des Königs in Haga; sie sehen den König bleich, unbeweglich an seinem Arbeitstische sitzen und lassen die schon erhobene Pistole wieder sinken in der Meinung, den König habe der Schlag gerührt. Ein Maskenball endlich, der am 16. März in der Hauptstadt stattfinden soll, scheint ihnen zugleich die Gelegenheit zur Ausführung des Mordanschlages und Sicherheit des Entkommens zu bieten. Indes König Gustav blieb nicht ungewarnt. Oberstleutnant Liljehorn, plötzlich von Reue ergriffen, schrieb ihm mit Bleistift in französischer Sprache, doch ohne den Mut zu haben, sich zu nennen, einen Warnungsbrief mit der dringenden Bitte, den Maskenball nicht zu besuchen. Ein Bäckerjunge brachte den Brief abends um 10 Uhr ins Schloß. Der König las ihn, allein er verachtete die Warnung des Ungenannten und begab sich etwas nach 11 Uhr auf den Ball. Eine Viertelstunde saß er mit dem Grafen Essen allein in einer Loge, mit Lächeln von dem Briefe erzählend, den er erhalten, dann stieg er in den Saal hinab. Sofort umringte hier den König eine Menge Masken; eine — es war Graf Horn — klopfte ihm mit den Worten: „Gute Nacht, Maske“ auf die Schulter. Das war das Erkennungszeichen: ein Schuß fiel, und zugleich riefen viele Stimmen: „Feuer! Feuer!“ um alles in die größte Verwirrung zu setzen.

Der König, von dem Schusse Anckarströms in den Rücken über der linken Hüfte getroffen, verlor doch keinen Augenblick die Besonnenheit. Sofort befahl er, daß alles im Saale sich demaskieren und seinen Namen aufschreiben sollte, und daß die Stadtthore auf der Stelle geschlossen würden. Dann begab er sich in ein Seitenkabinett und setzte sich auf das Sofa nieder. General Armfeldt, welcher sich bei ihm befand, war so außer sich vor Bestürzung, daß der König ihn bat, sich niederzusetzen, und ihm ein Glas Wasser bringen ließ. Auch den Gesandten der fremden Mächte gegenüber, die sich sogleich um ihn sammelten, zeigte Gustav eine ruhige, ja heitere Miene. Dennoch war kein Zweifel, daß die Wunde tödlich war; es gelang den Ärzten, nur zwei von den drei Kugeln der Ladung aus der Wunde zu entfernen.

Eindruck der That und Los der Verschwörer.

Die Bevölkerung Stockholms zeigte den größten Schmerz; dem Unglücke gegenüber schwieg aller Mißmut. Selbst der greise Axel Fersen erschien an dem Schmerzenslager seines Königs. „Ich bin doch glücklich“, sagte Gustav, ihm die Hand reichend, „daß ich meine alten Freunde wieder zu mir zurückkehren sehe.“ Nirgends trat das geringste Anzeichen der gehofften Revolution zu Tage. Vielmehr ereilte unter den lauten Verwünschungen des Volkes die Gerechtigkeit den Mörder. Durch ein Messer, welches er nach dem Mordschusse in der Aufregung hatte zu Boden fallen lassen, verraten, wurde Anckarström am 27. April hingerichtet. Die übrigen Teilnehmer der Unthat wurden aus Schweden verbannt, Pechlin auf die Festung gebracht. — Am 29. März 1792 erlag Gustav der Todeswunde. Seinen Bruder Karl von Südermanland bestellte er zum Regenten für seinen jungen Sohn Gustav IV., den er sterbend mit feierlichen Worten zu einer besonnenen und menschenfreundlichen Regierung ermahnte. Allein der junge König, romantisch und eigenwillig wie der Vater, aber ohne dessen geistige Begabung, verstand nicht, was seine Stellung und seine Zeit von ihm verlangten. Seine Krone ist ihm verloren gegangen, weil er der Mahnung des sterbenden Vaters vergaß. —



## Zweiter Zeitraum.

# Die französische Militärmonarchie, ihr Werden und Wachsen.

(1796—1808.)

Nach der Niederlage der gemäßigten Parteien in Frankreich und nach der Demütigung Preußens war es zweifellos, daß Europa einer militärisch-revolutionären Umgestaltung entgegentrieb. Ohne den Frieden von Basel war Frankreich verloren; durch ihn verzichtete Preußen darauf, die ausschlaggebende Macht in Europa zu sein, und trat ein in die Gefolgschaft Frankreichs; es gab in einem geheimen Artikel die Rheingrenze preis, wogegen es die Neutralität Norddeutschlands für die Fortdauer des Kampfes und die Aussicht auf den Erwerb Hannovers gewann: so brachte der Friede wohl namhaften Gewinn, aber er schädigte das Ansehen Preußens und das Vertrauen Deutschlands zu Preußen für die Zukunft. Diese Einbuße blieb, mochte auch immerhin durch die hinterhaltige Politik der beiden Kaisermächte Preußen zu der Abweichung von den Traditionen seiner bisherigen Politik genötigt sein. Daß darüber die Verfassung des Deutschen Reiches zusammenbrechen müsse, sei es durch die Abtretung des linken Rheinufers, sei es durch die Annektierung Bayerns durch Österreich, unterlag keinem Zweifel. Unausweichlich schien, daß im Falle der Zertrümmerung Preußens der Rest Deutschlands eine Provinz Österreichs würde, das längst nicht mehr mit Frankreich um alte Rechte und Grundsätze stritt, sondern um einige Quadratmeilen Landes mehr. So zeigten sich die alten Monarchien Europas in ihrer ganzen Blöße und Schwäche zu derselben Zeit, wo in Frankreich der Bankrott der Revolution klar zu Tage trat, wo unter den Verwünschungen der Franzosen der Konvent zu Ende ging. Nur eine feste Grundlage der Autorität gab es noch in Frankreich, die Armee: wer sie gewann, dem gehörte Frankreich, ja der mußte, wie die Dinge nun einmal lagen, zum Herrn Europas werden.

Nicht galt es, wie man wohl gemeint hat, das Erbe der Revolution anzutreten: die war bankrott und hatte, wenigstens wirtschaftlich, kein oder eigentlich ein negatives Erbe hinterlassen. Es galt vielmehr, sich in scharfen Gegensatz zu der Revolution zu stellen und sie endgültig abzuthun, um auf der Trümmerstätte einen neuen Staatsbau

aufzuführen, dessen Grundlagen nichts andres sein konnten, als treu ergebene Bataillone. Das erkannte klar und wagte verwegen der Mann, der am 20. Juni 1792 meinte, man hätte „von dem Gesindel 4—500 niederkartätschen müssen", und der am 5. Oktober 1795 mit Kanonen auf die Sektionen feuern ließ.

## Das Direktorium.

### Verfehlte Anfänge. Die Verschwörung Babeufs.

Die Verfassung des Jahres III.

Die neue Verfassung des Jahres III der Republik (22. September 1795) hatte den Zweck, die Revolution abzuschließen und die republikanische Staatsform dauernd zu begründen. Das gab ihr von vornherein einen ausgesprochen reaktionären Charakter. Sorgfältig waren die gesetzgebende, die vollziehende und die gerichtliche Gewalt voneinander getrennt.

Die Gesetzgebung fiel allein der Volksvertretung zu, welche aus 750 Mitgliedern bestand. Diese war in den Rat der Alten geteilt, welche, über 40 Jahre alt, die Kontrolle übten, und in den Rat der Fünfhundert, welchem die Initiative zustand. Alljährlich wurde ein Drittel der Volksvertreter neu gewählt.

Die Rechtspflege lag jährlich neu zu wählenden Richtern ob.

Die vollziehende Gewalt endlich war einem Direktorium übertragen, dessen fünf Mitglieder von der Volksvertretung gewählt wurden. Alljährlich hatte eins auszuscheiden. Das Direktorium ernannte die Minister, die Beamten und sämtliche Offiziere bis zu den Oberfeldherren der Armeen hinauf und konnte sie ebenso nach Gutdünken wieder abberufen. Die Bestimmung über Krieg und Frieden war jedoch an die Genehmigung der Volksvertreter gebunden. — Besondere Vorsorge war durch die Verfassung getroffen, daß die Oberfeldherren nicht zu einer das Direktorium gefährdenden Macht gelangten. Ihnen waren Zivilkommissare beigegeben, welche sie zu beaufsichtigen und allein mit dem Feinde zu verhandeln hatten. Auch war verboten, den Oberbefehl über sämtliche Truppen der Republik auf einen Mann zu übertragen. — So durchzog die Verfassung eine Ahnung davon, von woher ihr die Hauptgefahr drohte.

Das Direktorium.

Am 27. Oktober 1795 wurden die ersten fünf Mitglieder des Direktoriums gewählt: es waren Barras, Rewbell, Letourneur, Larevellière-Lepeaux und Sieyès, nach dessen Ablehnung Carnot in das Kollegium eintrat: alles Leute, die dadurch, daß sie für den Tod des Königs gestimmt, sich als rücksichtslose Republikaner erwiesen hatten.

Barras (geb. am 30. Juni 1755) hatte sich bei dem Sturze Robespierres wie auch bei den folgenden Unruhen, zumal am 5. Oktober, zu thätig gezeigt, als daß er bei der Zusammensetzung der obersten Regierungsbehörde hätte übergangen werden können. Anderseits empfahl ihn seine vornehme Geburt — er war Vikomte gewesen — auch in den Augen der Gemäßigten. Seine ganze Persönlichkeit, auch seine gewaltige Stimme erinnerte an Mirabeau, sein Auftreten war anspruchsvoll, aristokratisch; er umgab sich alsbald mit einem förmlichen Hofstaate. Er liebte Glanz und Verschwendung und führte ein sehr zügelloses Leben, aber er verstand, voll Selbstgefühl selbst den Parisern zu imponieren. Seine Neigung ging auf Gewaltthätigkeit, auf Staatsstreiche, aber nicht auf besonnenes Erwägen.

Dagegen waren Barras' Kollegen im Direktorium schlichte, arbeitsame Leute, bei den Parisern jedoch wenig angesehen. Rewbell (geb. 8. Oktober 1747), schroff und ungelenk in seinem Wesen, war ein tüchtiger, praktischer Jurist aus dem Elsaß. Allein sein Streben ging darauf, sich selbst möglichst zu bereichern. Die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, die er an sich gebracht, nutzte er mit unverschämter Habsucht für diesen Zweck aus. Das Ansehen Barras', mit dem er zu stimmen pflegte, mußte ihn decken. Letourneur dagegen, ein ehemaliger Ingenieuroffizier, war ein rechtlicher Mann, aber ziemlich schwach und unbedeutend. Ganz andrer Art war Larevellière-Lepeaux. Klein, verwachsen, durch Krankheit entstellt, war er eine giftige, fanatische Natur, Robespierre nicht unähnlich. Sein Hochmut und sein Ehrgeiz überragten weit seine Fähigkeiten, aber er hatte sich einen Ruf von Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit zu verschaffen gewußt, der ihn zur Wahl empfohlen hatte. Er war ein geschworener Feind aller positiven Religion, von leidenschaftlicher Eifersucht gegen alles Hervorragende erfüllt, den republikanischen Ideen mit Fanatismus ergeben.

Zum fünften Direktor war Sieyès gewählt worden. Aber der scharfsinnige, lakonische Abbé mißtraute dem Bestande der neuen Verfassung. „Sie ist noch nicht die rechte", meinte er und lehnte die Wahl ab. An seine Stelle trat Carnot. Durchaus selbständiger Charakter, von genialer Begabung, that er, unbekümmert um die Meinung andrer, was er als recht erkannt hatte, und that es ganz, kein Wortheld, sondern ein Mann der That, ein Patriot voll edelster Selbstverleugnung.

Er war keineswegs gesonnen, sich Barras unterzuordnen; ihm neigte Letourneur sich zu, während Rewbell es durchaus mit Barras hielt. Dadurch kam Spaltung in das Direktorium, so daß nicht selten gerade Lareveillère, nicht zum Vorteil der Sache, den wahren Ausschlag gab.

133. Paul Jean François Nicolas, Graf von Barras.

Nach einer Lithographie.

Aber diese Uneinigkeit, indem bald Barras, bald Carnot mehr das Übergewicht bekam, machte die Haltung der obersten Regierungsbehörde vielfach schwankend und unsicher und untergrub die Autorität, die sie haben mußte, um wirksam und ersprießlich die Regierung Frankreichs in diesen anarchischen Zeiten führen zu können.

In einem engen, schmutzigen Zimmer, an einem wackeligen Tische auf geborgten Stühlen sitzend, hielten die neu gewählten Direktoren ihre erste Sitzung. Auf einem Briefbogen — andres Papier war nicht da — entwarfen sie die Akte, durch welche sie sich für konstituiert erklärten, und übersandten sie sofort den beiden Kammern der Volksvertreter.

Noch in der ersten Nachtsitzung ordnete das Direktorium den Druck von einigen Finanznot. Milliarden Frank in Assignaten an; und als die Scheine am Morgen naß aus der Presse kamen, da besaß es wenigstens einige Mittel, um die dringendsten Forderungen erfüllen zu können. Aber die Entwertung des Papiergeldes war schon so groß, daß das Direktorium zur Bestreitung seiner Bedürfnisse wöchentlich zwei Milliarden Frank brauchte! Es kam so weit, daß die Notenpresse fast nicht mehr rasch genug arbeiten konnte, trotz Erhöhung der Arbeiterzahl von 400 auf 800, und obgleich fast nur Assignaten zu 2000 und zu 10000 Frank gedruckt wurden. Das Direktorium

ließ in den beiden letzten Monaten des Jahres 1795 noch 35 Milliarden 603 Millionen Assignaten drucken, so daß Ende 1795 die Gesamtsumme sich auf nahe an 48 Milliarden belief, da ja der Konvent es auch schon auf über 12 Milliarden gebracht hatte. Selbstverständlich konnten diese elenden Wische nur Wert erhalten, wenn sie mit **Zwangskurs** von der Regierung ausgegeben wurden, d. h. wenn der Staat seine Lieferanten und sonstigen Gläubiger, als da an Beamten, Rentnern, Jahrgeldempfängern, pensionsberechtigten Witwen reichlich vorhanden waren, mit diesen Scheinen zum vollen Werte bezahlte. Im Verkehr sanken sie natürlich augenblicklich. Im November 1795 bekam man für einen 100 Livresschein nicht einmal mehr 1 Frank bar, sondern nur 0,87; am 1. Januar 1796 0,54, am 1. Februar 0,44. Ein Glück, daß die Nahrungsmittel nicht ganz entsprechend diesem Kursrückgange im Preise stiegen. Immerhin waren die Preise enorm hoch. Das Pfund Brot kostete 20, 30, 40, 50 Frank, je nach Maßgabe des Wertrückgangs der Assignaten steigend; am 19. November 1795 wurde ein Scheffelsack Mehl für 14 000 Frank verkauft. Ein Scheffel Kartoffeln kostete 180, ein Liter Milch 50 Frank. Die Preise von Holz und Kohlen waren unerschwinglich. Die Not während des Winters 1795/96 war ganz fürchterlich. Das Landvolk aber steigerte diese Not, indem es sich überhaupt weigerte, gegen Assignaten Lebensmittel abzugeben. Entweder sie gaben die Erträgnisse ans Ausland ab oder an die Aufkäufer, die in einer Entfernung von 15—20 Lieues von Paris Vorratshäuser errichteten und so bei dem fast völligen Mangel direkter Anfuhr den Preis bestimmten.

Not in Paris.

Infolgedessen steigerte sich die Not, welche unter der Wirtschaft des Konvents auf Paris gelastet hatte, zu immer unerträglicherer Höhe. „Zum Teufel mit der Republik!" hörte man die Weiber in Paris rufen. „Da war doch die Herrschaft Robespierres mehr wert, da starb man, aber doch wenigstens nicht vor Hunger." Gerade in den alten Hochburgen der Revolution, den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau beteiligten sich Männer und Frauen wetteifernd an dem Rufe: „Uns thut ein König not! Lieber ein König, als vor Hunger sterben!"

Die öffentlichen **Brotverteilungen** wurden auf $^3/_4$ und gar auf $^1/_2$ Pfund herabgesetzt, und dabei war das gelieferte Brot nicht selten so schlecht, daß es kaum noch genießbar war. Fortwährend gab es Tumulte vor den Bäckerläden, wo die Verteilungen stattfanden. Einmal erklärte eine Frau, die bei der Verteilung nichts mehr erhalten hatte, voller Verzweiflung dem Bäcker, daß ihr nun nichts übrig bleibe, als ihre Kinder zu töten, da sie nicht das Geringste zu ihrer Nahrung habe. — Vielleicht am schlimmsten waren die **Beamten** daran, welche ihr Gehalt in Assignaten erhielten. Selbst hochberühmte Gelehrte mußten ein Stück ihres Hausrats nach dem andern verkaufen, um mit den Ihrigen nicht Hungers zu sterben. Gleichermaßen aber auch die **Arbeiter**, die im Durchschnitt täglich 6—12 Frank in Assignaten verdienten. Wenn man hört, daß ein gewöhnliches, ganz einfaches, nur auf das Sattessen eingerichtetes Mittagsbrot 50 Frank kostete, so kann man sich sehr einfach daraus berechnen, daß dem Arbeiter, der sich einmal satt essen wollte, dieser Luxus den ganzen Wochenlohn kostete.

Dazu kam die ruchlose Gewissenlosigkeit der Bäcker und der Verteilungskommission, welche um die Wette bestrebt waren, aus dem öffentlichen Elend Vorteil zu ziehen, und das Brot so leicht und schlecht lieferten, wie es nur irgend anging.

Verhaßtheit des Direktoriums.

Die Erbitterung der leidenden Volksmenge richtete sich insbesondere gegen das Direktorium, dessen glänzende Amtstracht und prunkvolle Lebensweise wie ein Hohn auf das allgemeine Elend erschien. Scharenweise zogen die Hungernden vor den Palast des Luxembourg, in welchem das Direktorium residierte, um „die Reste des prächtigen Diners zu beanspruchen, das mindestens 400 000 Frank gekostet hatte." Bei der zunehmenden Entwertung der Assignaten und der allgemeinen Stimmung dagegen, beschloß das Direktorium, die Druckplatten zu vernichten. Am 19. Februar 1796 wurde das Todesurteil auf dem Vendômeplatze vollstreckt, nachdem es schon am 23. Dezember 1795 gefällt worden war. In der Zwischenzeit hatte man noch rasch für 12 Milliarden Assignaten abziehen lassen und in Umlauf gesetzt. Ein neues Geld, d. h. auch wieder Papiergeld, die **Landmandate** (Mandats territoriaux), sollten nunmehr das Übel bessern. Sie erlangten gleich anfangs trotz aller schönen Redensarten keinen höheren Kurs als 18 Prozent, der in kürzester Frist auf 1 Prozent sank.

Wucher und Agiotage.

Einen grellen Gegensatz zu den bleichen, schwankenden Haufen des Volkes bildeten die zahllosen Glücksjäger und Wucherer, deren übermütiges und prahlerisches Gebaren die Entrüstung der Notleidenden immer von neuem aufstachelte. In Überfluß strotzend, sahen diese reichen Emporkömmlinge auf die Jammergestalten der verhungernden Weiber und Kinder mit unerschütterlicher Hartherzigkeit herab. Mehr als 1500 Millionäre zählte man damals in Paris, welche ihre Millionen dem darbenden Volke abgepreßt oder durch schamlose Räubereien und Unterschleife zusammengebracht hatten. Neben dem Wucher mit Lebensmitteln war es namentlich die Agiotage, die, bei dem Mangel an

184. Feierlicher Empfang beim Direktorium am 21. November 1795.

Nach der gleichzeitigen Zeichnung von Duplessis-Bertaux gestochen von Berthault.

Ausgehend von dem Bestreben, der Zentralgewalt auch nach außen hin Ansehen zu verleihen, hatte der Konvent beschlossen, zu dem alten Brauch zurückzukehren und für die mit Ausübung der staatlichen Gewalt Betrauten eine Amtstracht vorzuschreiben. Für das Direktorium waren sogar zwei Formen, ein gewöhnliches und ein „grand costume" vorgeschrieben. Am 21. November nun fand der erste feierliche Empfang der fremden Gesandten statt, zu dem Direktorium und Ministerium in der neuen Amtstracht erschienen. Manche sahen mit diesem Tage eine neue Ordnung der Dinge anbrechen, und in der That bedeutet jener Beschluß des Konvents die Abkehr von den Ausschreitungen der Revolution auch nach dieser Seite hin.

barem Gelde in großer Blüte stehend, gerade jeden einigermaßen Bemittelten bereichern mußte. Anfang Oktober 1796 galt der Louisdor 1700 Frank; in der Zeit vom 8. Oktober bis 13. November stieg er bis auf 2850, am 20. November 5000, am 21. November auf 5500 Frank. Dann fiel er wieder und hielt sich eine Zeitlang um 2900 Frank. Dementsprechend fand, wer damals als Fremder reichlich mit Geld ausgerüstet nach Paris kam, die Preise und das Leben überhaupt erstaunlich billig, wenn er auch im Oktober 1795 monatlich 500 Frank für Wohnung und Aufwartung

Digitized by Google

bezahlte und ein neuer Hut ihm 500 Livres zu stehen kam. Auf diese Art lebten natürlich die Reichsten am billigsten, die Ärmsten am teuersten. Und bei diesem entsetzlich schroffen Gegensatze prunkten die Emporkömmlinge auch noch in herausfordernder Weise mit ihrem „neuen" Reichtum und wurden durch ihre Ausschweifungen ihresteils ebenso sehr wie die Steigerung der allgemeinen Not zur Ursache einer schamlosen Sittenverwilderung ohne gleichen. Gegen keine Sittenlosigkeit aber, sie mochte so arg sein, wie sie wollte, durfte die Polizei einschreiten, so lange nicht der Verdacht einer politischen Verschwörung vorlag. So wollte es die neue Regierung.

Sittenlosigkeit in Paris.

Die Folge davon war, daß im Palais-Royal, das jetzt Maison Egalité genannt wurde, liederliche Dirnen in einer Menge und mit einer Frechheit sich einnisteten, daß keine anständige Frau es zu betreten wagen durfte. Auch in den elysäischen Feldern und im Tuileriengarten hatten die Dirnen am hellen Tage ungestört ihr wüstes Treiben, selbst in belebten Straßen machten sie sich breit, anständige Frauen mit frechen Redensarten insultierend. In den meisten Theatern hatten sie die teuersten Plätze inne und erfüllten fast allein die Foyers mit ihren Liebhabern. Wer in ihrer Gesellschaft nicht erkannt zu werden wünschte, band eine schwarzseidene Maske vor.

Dies sittenlose Treiben, das durch die Schreckenszeit eingeschüchtert, jetzt wieder offen ans Tageslicht trat, übte bald auch seinen Einfluß auf die Frauen der höheren Stände. Auch in den Salons wurde es Sitte, nach dem Muster antiker Statuen oder auch moderner Wilder gekleidet zu erscheinen. Möglichste Unverhülltheit und Durchsichtigkeit der Kleidung war die Pointe in diesen neuen Moden à la Grecque, à la Romaine oder à la sauvage. Dazu gehörte, an den unbekleideten Füßen nur Sandalen zu tragen und die Zehen mit Diamantringen zu schmücken.

Unzuverlässigkeit der Polizei.

Die zahlreichsten Verehrer dieser Dirnen stellten die Soldaten, deren etwa 30—40000 in und um Paris versammelt waren. Ein Teil von ihnen, die Polizeilegion, versah den Sicherheitsdienst in der Hauptstadt; aber diese waren gerade die zügellosesten. Den Tag über trieben sich die Soldaten in Gesellschaft frecher Frauenzimmer in den Kaffeehäusern umher; und waren sie dann von den Likören, die sie genossen, berauscht, so machten sie nicht selten Einbrüche in Kaufläden und beendeten den Tag mit einer blutigen Schlägerei. Die Offiziere waren dabei angewiesen, niemals einzuschreiten, sondern stets mit den Gemeinen in größter Vertraulichkeit zu verkehren. Denn das Direktorium wollte es auf keinen Fall mit dem Militär verderben: dem Bürger gegenüber hatte der Soldat stets recht. Es ist begreiflich, daß der General Buonaparte es bald überdrüssig war, der Befehlshaber dieser Armee des Innern zu sein: wer möchte es ihm verargen, daß er alles daran setzte, in eine Stellung zu gelangen, die es ihm ermöglichte, als Soldat etwas zu leisten, die ihn der ebenso peinlichen wie undankbaren Aufgabe überhob, der Büttel des allgemein mißachteten Direktoriums zu sein?

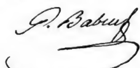
Die Verschwörung des Gracchus Babeuf.

Am 23. April 1796 entschloß sich endlich das Direktorium, die gänzlich verlotterte und aufsässige Polizeilegion aufzulösen und den größten Teil der ihr angehörenden Soldaten zu den Grenzregimentern zu entsenden. Auf ihre Mitwirkung aber hatte gerade eine vielverzweigte Kommunistenverschwörung ihre Hoffnung gesetzt: so sah sie sich denn eher, als sie es gemeint hatte, zum Losbruche gedrängt. Allein noch zur rechten Zeit schritt die Regierung, durch eine verräterische Anzeige in Kenntnis gesetzt, gegen die Verschwörung ein. Der Hauptleiter Gracchus Babeuf wurde mit seinen hervorragendsten Genossen am 10. Mai 1796 gefangen genommen.

Babeuf.

Das Haupt dieser Verschwörung war Camille François Noël Babeuf, geb. 1764. In der Schreckenszeit wegen Urkundenfälschung verurteilt, hatte er es versucht, sich den Thermidoriens durch heftige Schmähungen gegen Robespierre zu empfehlen. Als er indessen sah, daß man keine Notiz von ihm nahm, ging er wieder zur heftigsten Opposition über und feierte in seiner Zeitschrift „Der Volkstribun" das Andenken Robespierres und mehr noch Marats und die glor-

reiche Freiheit von 1793 mit überschwenglichen Worten. Hatten die Terroristen sich schon die gewaltthätigsten Eingriffe in das private Eigentum erlaubt, so suchte Babeuf sie nun noch zu überbieten, indem er die Umwandlung aller Besitzverhältnisse, die Vernichtung jedes Eigentums, die Zertrümmerung aller bestehenden Gesetze für notwendig erklärte. Nach seiner Meinung war die Revolution auf halbem Wege stehen geblieben: es bedürfe der Herstellung einer völlig verwandelten Gesellschaft. Allen Grund und Boden wollte er gleichmäßig verteilen — darum nannte er sich Gracchus, weil er der Überzeugung lebte, daß der römische Volkstribun das Gleiche angestrebt habe — dann würde es nur einer täglichen Arbeit von zwei Stunden für einen jeden bedürfen, um allgemeines Wohlsein in dem neuen Gleichheitsstaate zu bewirken.




185. Camille François Noël Babeuf (Gracchus Babeuf).

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Um ihn sammelte sich der Auswurf der Schreckenszeit, die Reste von Maillards Bande, die früheren einflußreichen Mitglieder der Revolutionsgerichte und Revolutionsausschüsse. Jetzt vermögenslos, arbeitsscheu, verachtet, waren sie mit giftigem Grolle gegen die Besitzenden erfüllt. Nicht zum wenigsten verschaffte auch die allgemeine Not in Paris Babeuf zahlreiche Anhänger. Er konnte schließlich auf ein Aufgebot von 17000 Mann rechnen. Denn seine Aufrufe wie sein „Volkstribun“ wurden in den Hütten der Armut ebenso begierig gelesen wie in den Kasernen und Kaffeehäusern. Allen leuchtete die Lehre ein, daß „die Erde niemand gehöre, ihre Früchte aber der ganzen Welt“; alle stimmten zu, daß „die fünf aufgeputzten Maulesel im Luxembourg“ es vornehmlich wären, welche sie hinderten, „sich an die allgemeine Tafel zu setzen, welche die Natur für alle ihre Kinder gedeckt hat.“ Vor allen Dingen aber wußte diese ursprünglich nur aus sieben Personen bestehende Verbindung erst persönlich und dann durch ihre Agenten Anhänger zu gewinnen.

Der Mittelpunkt all dieser Unzufriedenen war der „Klub der Gleichen“ im Pantheon. Das Direktorium beauftragte den General Buonaparte, ihn zu schließen: er that es in eigner Person



Digitized by Google

am 27. Februar 1796. Während des März und April jedoch gewann die Verschwörung der Kommunisten immer festere Organisation. In einem Keller des früheren Genovevaklosters, der mit einigen Fackeln erleuchtet wurde, hielten die Häupter der Verschwörung ihre Beratungen, und als die Polizei Babeuf verfolgte, in einem kleinen Hinterzimmer des Kaffeewirtes Clerex unweit der Genovevakirche, der in seinem Hause dem Verfolgten ein Versteck gewährte. Ein leitender Ausschuß von sieben Personen wurde eingesetzt, unter denen neben Babeuf Darthé und der italienische Terrorist Buonarotti, der später das Haupt des „jungen Italiens" in Paris wurde, durch Entschiedenheit und rührige Thätigkeit sich hervorthaten. Auch Drouet, der Postmeister von St. Ménéhould, Mitglied des Rates der Fünfhundert, schloß sich an.

Die Auflösung der Polizeilegion nötigte die Verschworenen zu entscheidenden Maßregeln, wollten sie nicht von der wachsamen Regierung erdrückt werden. Sie beschlossen daher, am 11. Mai die Volkserhebung zu beginnen, zumal mehrere sich in so bedrängter Lage befanden, daß sie nicht wußten, woher sie für morgen Nahrung und Kleidung nehmen sollten. — Da teilte der Hauptmann Grisel, der zu dem militärischen Ausschusse der Insurrektion gehörte, aber, nur durch Zufall mit den Verschworenen bekannt geworden, von allem Anfange entschlossen gewesen war, im entscheidenden Augenblicke Anzeige zu erstatten, dem Direktor Carnot den ganzen Aufstandsplan mit. Infolgedessen wurde Babeuf und bei ihm Buonarotti am Morgen des 10. Mai in Babeufs Versteck verhaftet. „Die Tyrannei siegt", rief Babeuf emphatisch, als er den Generalinspektor in sein Zimmer eintreten sah, „wir sind verloren." In seiner Bestürzung wagte er keinen Widerstand. Auch die übrigen Häupter wurden in ihren Schlupfwinkeln in Haft genommen. Damit war der Verschwörung der Kopf zertreten. Bezeichnend war, daß Barras, seit die Geheimpolizei die ersten Anzeigen von irgend einer werdenden Verschwörung eingebracht hatte, sich bemühte, mit den Verschwörern Fühlung zu bekommen, um dann eventuell mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.

Der Prozeß gegen Babeuf.

Ein besonderer Staatsgerichtshof sollte zur Aburteilung über die Verhafteten eingesetzt werden. Da zur Bildung desselben der Rat der Alten und der der Fünfhundert zusammenwirken mußten, vergingen darüber schon Wochen. Weitere Zeit nahm die Frage in Anspruch, ob ein Kassationsverfahren zulässig sei; auch die Stellung Drouets, der ja zu den Fünfhundert gehörte, machte Schwierigkeiten. Dann zog sich bei der großen Anzahl der Angeklagten die Voruntersuchung monatelang in die Länge, so daß die eigentliche Verhandlung erst am 20. Februar 1797, und zwar nicht in Paris, sondern in Vendôme beginnen konnte. Am 26. Mai, also mehr als ein volles Jahr nach der Verhaftung, wurde das Urteil gefällt. Es lautete auf Tod gegen Babeuf und seinen Hauptmitschuldigen Darthé, auf Deportation gegen die übrigen. Vor den Augen der Richter zogen Babeuf und Darthé, als sie ihr Urteil vernahmen, Dolche hervor und stießen sie sich in die Brust. Allein die Wunden, die sie sich beibrachten, waren nicht gefährlich: noch desselben Tages endeten beide unter der Guillotine. Drouet entfloh glücklich aus dem Gefängnis.

Dreißig Jahre später schrieb Buonarotti die Geschichte der Babeufschen Verschwörung. Durch dies Buch sind die kommunistischen Grundsätze zu weiter Verbreitung gelangt und haben auch in andern Ländern den Anstoß zu ähnlichen Bestrebungen gegeben.

## Napoleon Buonaparte.

Napoleon Buonaparte.

**Ein Italiener war es, von Corsica gebürtig, der das riesenhafte Wagnis des völligen Neubaues des französischen Staates unternahm, der General Buonaparte. Ein Franzose wäre auch dazu schwerlich fähig gewesen: ihm würden die großen Traditionen Frankreichs das Urteil beirrt haben: entweder die Erinnerungen an Ludwig XIV., oder vielleicht auch die Grundsätze der französischen Philosophen, in welchen die französische Jugend zur Zeit der letzten Bourbonen aufgewachsen war. Auf Buonaparte aber traf nichts von alledem zu: seine Ideale waren völlig andrer Art. So wenig war er Franzose, daß er der französischen Sprache niemals völlig Meister geworden ist, und Zeit seines Lebens einen nur spät sich mildernden Widerwillen gegen das Franzosentum bewahrt hat.**

Corsica bis zur Zeit Buonapartes.

Die Heimatsinsel Buonapartes, seit 1347 unter der Herrschaft der Republik Genua, war seit Jahrhunderten ein Zankapfel zwischen Genua und Frankreich, dessen Südküste einen regen Verkehr mit der nahen Insel unterhielt. Wiederholt hatten sich die Corsen gegen die genuesischen Oligarchen erhoben, niemals erfolgreicher als unter dem strengen Sampiero, den gegen Andreas Doria die Franzosen nachdrücklich unterstützten; allein er fiel 1567 durch Meuchelmord, und die Genuesen wurden wieder die Herren. Ein hoher Gebirgszug teilt die Insel von Norden nach Süden, im Osten noch einen breiten Küstensaum frei lassend, im Westen sich dicht an das Meer andrängend. Fast nur jener Küstenstrich erkannte die Herrschaft Genuas an, deren Mittelpunkt die Stadt Bastia war; der schmale Westsaum, wo zwischen Fels und Meer eingeengt Ajaccio lag, verhielt sich trotzig abgeneigt; und im Innern, in einsamer Bergwildnis oder in dichten

Wäldern, lebten die Bewohner als Hirten und Jäger, oder auch als verwegene Raubgesellen, in Roheit und Dürftigkeit, ein kraftvolles Geschlecht, rauh, abgehärtet, die Freiheit über alles liebend, ihren Häuptlingen treu ergeben.

Paoli.

Die Erpressungen und die Anmaßung der Genuesen trieben um das Jahr 1730 die Corsen zur Empörung. Damit begann der Freiheitskampf, welcher ein Menschenalter hindurch bis zum Untergange der corsischen Freiheit währte. An Unterstützung, namentlich von den Engländern, fehlte es dabei den Corsen nicht. Auch ein westfälischer Abenteurer, Theodor von Neuhof, der sogar zum Könige von Corsica ausgerufen wurde, kam ihnen 1736 und 1743 zu Hilfe. Die Zurückdrängung der Genuesen gelang jedoch erst, als die Corsen den neunundzwanzigjährigen Pasquale Paoli 1755 zum alleinigen Oberhaupte der Nation beriefen. Mit diktatorischer Gewalt ausgerüstet, verstand er es, die ganze Insel zu organisieren; sein Beispiel leuchtete allen vor, allenthalben gab er wie die Anregung, so den Ausschlag; nichts entging ihm, überall schaffte er Rat, Gerechtigkeit und Festigkeit mit Milde und Nachsicht vereinigend. Alle setzten Vertrauen in ihn, trugen ihm Begeisterung entgegen.

Eroberung durch die Franzosen.

Die Folge war, daß im Jahre 1764 die Genuesen von der ganzen Insel in wenige Küstenplätze zurückgetrieben waren und die Franzosen herbeiriefen, um die rebellische Insel wieder zu unterwerfen. Sie übergaben diesen die Festungen St. Florent, Calvi und Ajaccio. Allein die Franzosen begnügten sich durchaus nicht mit der Rolle des Büttels: durch einen am 15. Mai 1768 abgeschlossenen Vertrag ließen sie sich zwar nicht den rechtlichen, aber doch den thatsächlichen Besitz Corsicas abtreten; in diesem Vertrage erbot sich Frankreich, die Insel mit seinen Truppen zu unterwerfen, aber unter der Bedingung, sie so lange in seiner Gewalt behalten zu dürfen, bis die Republik Genua die aufgelaufenen Kriegskosten ersetzt habe. Diese Form sollte die thatsächliche Abtretung gegenüber der Empfindlichkeit der Genuesen und dem Mißtrauen der Engländer verschleiern. Am 22. Mai 1768 landeten 30000 Franzosen in Ajaccio, um nun die Unterwerfung auf eigne Kosten um so energischer zu betreiben; Pasquale Paoli versuchte alles, um den sinkenden Mut seiner Landsleute aufrecht zu erhalten: aber vor den durch die Engpässe in das Innere einrückenden Franzosen erlag die Tapferkeit der Corsen; wo die Franzosen erschienen — auch Mirabeau befand sich als Freiwilliger unter ihnen — streckte die Bevölkerung die Waffen. Im Mai 1769 war Paoli über die Berge bis in die Nähe von Ajaccio zurückgedrängt. Hier wollte er sich verschanzen, allein in ihrer Verzagtheit hinderte die Bevölkerung ihn daran. Daher schiffte er sich in der Nacht vom 12./13. Juni 1769 mit seinen letzten 300 Gefährten auf zwei englischen Schiffen nach Livorno ein, um von da nach London zu gehen; hier lebte er zwanzig Jahre ruhig im Genusse eines reichlichen Jahrgeldes, bis ihn die Ereignisse des Jahres 1789 wieder nach der Heimatsinsel zurückführten.

Ganz Corsica war in der Gewalt der Franzosen, welche nicht gesonnen waren, es wieder herauszugeben. Graf Marboeuf wurde zum Statthalter ernannt und war ernstlich bemüht, Ruhe und Arbeit auf der Insel zu fördern. Hauptsächlich strebte er danach, die angesehenen Familien Corsicas durch allerlei Begünstigung für Frankreich zu gewinnen; namentlich suchte er den corsischen Adel dazu zu bringen, seine Kinder auf Kosten des Königs in Frankreich erziehen zu lassen, damit durch die französische Gesinnung der heranwachsenden Generation der Besitz der Insel für Frankreich gesichert würde.

Die Familie Buonaparte.

Zu diesen Familien gehörte auch diejenige der Buonapartes, welche ihren Adel zwei Jahrhunderte weit zurückführen konnte und dadurch dem aristokratischen Regimente der Franzosen sich sehr nachdrücklich empfahl. Marboeuf verkehrte viel mit ihnen. Diese Familie stammte aus Toscana, war aber seit 300 Jahren in Ajaccio angesessen; mit den freiheitdürstenden Bergstämmen des Innern unterhielt sie kaum Verbindung, stand auch während des langen Freiheitskampfes Paoli ziemlich fern. Doch wird erzählt, daß Paoli eine Zeitlang den jungen Karl Buonaparte als Sekretär in seiner Begleitung gehabt habe. Dieser Karl Buonaparte hatte zu Pisa und Rom die Rechte studiert. Achtzehnjährig verheiratete er sich mit der vierzehnjährigen Lätitia Ramolino, einem auffallend schönen, aber armen Mädchen aus einer geringen Familie zu Sartene. Das junge Paar zog nach Corte im Innern, als aber die Franzosen Herren der Insel wurden, siedelte es in die alte Heimat der Familie, nach Ajaccio über, wo Karl Assessor am königlichen Gerichtshofe und zugleich Aufseher einer königlichen Baumschule wurde; denn er beeilte sich, mit den neuen Herren, deren pekuniäre Unterstützung ihm in seinen Verhältnissen dringend notwendig war, sich in gutes Einvernehmen zu setzen.

In Ajaccio lebte die Familie auf großem Fuße; Karl liebte den Aufwand bis zur Verschwendung. Sein Haus war eins der stattlichsten in der Stadt, Marboeuf ein häufiger Gast darin, so oft er von Bastia herüberkam, ein eifriger Verehrer der Frau Lätitia. Somit waren Schulden in reicher Fülle vorhanden, die Karl Buonaparte seine Parteistellung diktierten. — Ein reicher Kranz von Kindern belebte das Haus; doch starben fünf in zarter Jugend. Der Überlebenden waren fünf Söhne: Joseph (geb. 7. Januar 1768), Napoleon (geb. 15. August 1769), Lucian (geb. 21. März 1775), Ludwig (geb. 2. September 1778) und Hieronymus (geb. 15. November 1784), und drei Töchter: Elisa (geb. 3. Januar 1777), Pauline (geb. 22. April 1780), und Karoline (geb. 26. März 1782). Ihre Erziehung lag der Mutter ausschließlich ob: denn der Vater war viel zu vergnügungssüchtig, als daß er viel hätte zu Hause sein mögen. Überdies kostete ihn die Beaufsichtigung der zahlreichen Schafherden im Gebirge, die er besaß, und seiner Weinberge viel Zeit. Lätitia aber war eine außerordentliche Frau, zwar von geringer Bildung,

136. Napoleon Buonaparte als Leutnant.

Nach dem Gemälde von Jean Baptiste Greuze.

aber von großer Begabung: kein Schicksalswechsel brachte sie aus der Fassung; selbst Paoli hatte sie in Corte ausgezeichnet. Als echte Corsin verstand sie es, den Familiensinn in ihren Kindern zu pflegen und das Gefühl geschwisterlicher Zugehörigkeit in ihnen zu entwickeln. Auch über ihren dreizehn Jahre jüngeren Stiefbruder Joseph Fesch wachte sie mit fast mütterlicher Sorge; er wurde später auf Regierungskosten im Seminar zu Aix zum Priester erzogen.

Sehr nahe stand dem Hause auch der greise Oheim Karls, Lucian Buonaparte. Er war Archidiakonus an der Kathedrale von Ajaccio, reich begütert mit Schafherden und Weingärten. Er übernahm später, als sein Neffe Karl, erst 39 Jahre alt, starb, die Ordnung der sehr zerrütteten Verhältnisse desselben und die Sorge für die Familie und setzte schließlich seine Großneffen zu Erben seines reichen Besitzes ein, der ihm 5000 Frank Rente abgeworfen hatte.

**Napoleon Buonaparte.**

Aus der reichen Kinderschar war der erklärte Liebling der Mutter der zweite Sohn; ihn bevorzugte sie sichtlich. Denn nur sie allein vermochte etwas über den starrköpfigen, eigensinnigen Napoleon, dem nichts imponierte, der sich vor nichts fürchtete, den nichts aus der Fassung brachte. Sechsjährig kam er in ein Mädchenpensionat, wo er sein Interesse seiner kleinen Freundin Giacominetta zuwandte. Natürlich verfolgten seine Altersgenossen, wenn sie ihn Hand in Hand mit der Kleinen sahen, ihn mit den zügellosesten Spöttereien, bis er mit wütenden Faustschlägen, ohne je ihre Zahl anzusehen, sich unter seine Gegner stürzte und sie auseinander trieb.

Digitized by Google

Ende 1778 hatte der Vater als Abgesandter des corsischen Adels sich an den Hof nach Versailles zu begeben. Er nahm dorthin seine beiden ältesten Söhne mit, von denen er Joseph auf Empfehlung Marboeufs, von dem ein Neffe Bischof von Autun war, im Seminar zu Autun unterbrachte, in welchem einige Jahre nachher auch Lucian seine Erziehung erhielt. So sehr entgegenkommend zeigte man sich ihm, daß auf königliche Kosten später auch die Tochter Elisa in das Ludwigsstift zu St. Cyr aufgenommen wurde. Für den zweiten Sohn erhielt der Vater eine königliche Freistelle in der Militärschule zu Brienne, wo Marboeuf fortfuhr, ihn zu unterstützen.

Geburtstag Buonapartes.

Der Vater gab bei dem Eintritte Napoleons dort als dessen Geburtsjahr 1769 an, weil Bedingung der Aufnahme das noch nicht vollendete zehnte Lebensjahr war. In Wahrheit indessen war Napoleon wahrscheinlich schon am 5. Februar 1768 geboren. Dieser Tag ist wenigstens, in Buchstaben geschrieben, auf dem noch erhaltenen Geburtsscheine angegeben, den Napoleon Buonaparte zum Zweck seiner Verheiratung mit Josephine Beauharnais einreichte. Andre Gründe sprechen für ein noch früheres Datum, den 7. Januar 1768. Für das Jahr 1768 überhaupt ist beweisend eine Stelle in einem 1789 an Pasquale Paoli gerichteten Brief, in dem es heißt: „Ich ward geboren, als das Vaterland verendete. Dreißigtausend Franzosen auf unsere Küste hingespieen, den Thron der Freiheit mit Strömen von Blut besudelnd, das war der gehässige Anblick, den meine ersten Blicke trafen; das Schreien der Sterbenden, das Stöhnen der Unterdrückten, die Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt." Der 15. August 1769 ist wahrscheinlich der Geburtstag Joseph Buonapartes, dessen Geburtsschein der Vater einfach mit dem des älteren Bruders vertauschte; übrigens ist der 15. August später nicht als Geburtstag, sondern als Namenstag nach Bestimmung des Papstes gefeiert worden.

Auf der Schule.

Am 23. April 1779 trat Napoleon in die Kadettenschule ein; er blieb darin bis zum 17. Oktober 1784. Der neue Kadett hatte wenig Einnehmendes: er war klein, sehr hager und von grünlich-gelber Gesichtsfarbe. In körperlichen Übungen wenig geschickt, seine Bewegungen waren linkisch. Er sprach fast nur italienisch. Sein Wesen war verschlossen; nicht selten verfielen seine Sonderbarkeiten dem Spott seiner Kameraden. Das ihm zugewiesene Stück Gartenland hatte er mit einem dichten Zaun umgeben; darin verbrachte er meist seine Freistunden, in Bücher vertieft. Nur als der Winter von 1783 zu 1784 ungewöhnlich reichen Schneefall gebracht hatte, leitete er seine Kameraden an, aus Schnee Festungswerke aufzuführen und mit Schneebällen anzugreifen und zu verteidigen, wobei er selbst den Anführer der einen oder der andern Partei machte, indem er durch täglich neue Manöver das Interesse an diesem Soldatenspiel wach zu erhalten verstand. Sobald aber der Winter vorüber war, zog er sich wieder in seine Umzäunung zurück. Seine Lehrer — einer von ihnen war Pichegru — waren sonst meist Geistliche; sie versuchten vieles, um sein Betragen zu ändern. Allein gegen ihre Zurechtweisungen zeigte er sich unempfindlich; ihrem Spotte setzte er trotziges Schweigen entgegen. Alles schien dazu zu dienen, um sein maßloses Selbstgefühl noch zu steigern.

Unter den Wissenschaften bevorzugte er die Mathematik sichtlich, aber auch für Geschichte und Geographie zeigte er eindringendes Interesse; in den schönen Wissenschaften dagegen blieb er hinter seinen Genossen zurück. Für Corsicas Ruhm war er begeistert: Sampiero und Paoli schwebten ihm als leuchtende Vorbilder vor, sie stellte er den Helden Plutarchs, seines Lieblingsschriftstellers, an die Seite und verteidigte ihren Ruhm gegen seine Kameraden mit Empfindlichkeit und Energie. Von Brienne kam Napoleon auf die Militärschule nach Paris. Hier gab er sich seiner Wißbegier noch rückhaltloser hin: niemand benutzte so eifrig wie er die Bibliothek der Anstalt.

Napoleon als Leutnant.

Eine Zeitlang beschäftigte ihn der Gedanke, zur Marine zu gehen; doch gab er ihn auf, als er am 1. September 1785 das Patent als Artillerieoffizier im Regiment La Fère erhielt. Das Regiment lag in Valence in Garnison. Der Dienst im Frieden füllte die Zeit des jungen Leutnants bei weitem nicht aus. Er fühlte sich durch diese Leere angewidert, dazu empfand er drückend seine Armut; die Zukunft schien ihm nichts zu versprechen; er ging mit Selbstmordgedanken um. Geistige Beschäftigung brachte ihn davon zurück. Mit Ernst begann er jetzt seine Selbstausbildung; indes zog nicht die Wissenschaft als solche ihn an: ihm kam es nur auf ihre praktische Verwendbarkeit an. Durch den Erwerb nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten wollte er sich zur Geltung bringen. Denn als Ideal stand damals vor seiner Seele, wie Paoli die Heimatinsel zu befreien und zu beherrschen. Der Modeschriftsteller der Zeit war der Abbé Raynal, wie Voltaire ein Feind des Christentums und zugleich wie Rousseau ein Schwärmer für Natur und Tugend. Sein Hauptwerk, die „Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien", beschäftigte damals Buonaparte viel und hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, jenes Interesse für den Orient in ihm zu erzeugen, dessen Ausdruck die Expedition nach Ägypten werden sollte. Auch eine Geschichte von Corsica beabsichtigte er zu schreiben; einzelnes daraus wurde auch ausgeführt. Daneben schrieb er einen corsischen Roman.

Abneigung gegen die Aristokratie.

Es war damals eine erregte Zeit, in der alles politisierte. Buonaparte, den inneren Fragen mit gespanntem Interesse folgend, wurde je länger, je entschiedener Feind der Aristokratie und des Königtums. Darüber kam er mit seinen Kameraden, meist Söhnen der angesehensten Adelsfamilien, nicht selten in erregte Debatten: sie zeigten ihm weder Verständnis noch Geneigt-

heit, so daß er sich ganz in seine Einsamkeit vergrub, seine Wohnung möglichst entlegen nahm, besuchte Spaziergänge gänzlich mied. Dabei suchte er aber durch Abhärtung und größte Mäßigkeit seinen Körper zur Ertragung angestrengter geistiger und körperlicher Arbeit geschickt zu machen: er stand morgens um vier Uhr auf und nahm den Tag über nur eine einzige Mahlzeit zu sich.

So traf ihn das Jahr 1789, der Ausbruch der Revolution. Die Erstürmung der Bastille wurde das Signal zum Aufstande der Provinzen. Zumal im Rhonethale waren die Massen nicht zu halten; überall bildeten die Bürger revolutionäre Ausschüsse und griffen zu den Waffen. Ein Teil des Regiments La Fère war nach Auxonne verlegt worden. Von hier aus schrieb am Jahrestage der Flucht Paolis von der Insel Napoleon Buonaparte 1789 jenen schon angezogenen Brief, der von corsicanischer Freiheitsliebe und von Haß gegen die Zwingherren überquoll. Als nun auch hier die Volksmenge die Steuerhäuser plünderte, weigerten sich die Soldaten, gegen die aufrührerischen Bürger einzuschreiten. Ja so völlig war die Disziplin des Regiments zerstört, daß die Soldaten meuterisch das Haus des Obersten umringten, die sofortige Zahlung des rückständigen Soldes verlangten und ihre Offiziere zwangen, an einem Trinkgelage mit ihnen teilzunehmen.

**Napoleon auf Corsica.**

Man durfte erwarten, daß nun auch bei den heißblütigen Corsicanern die revolutionäre Bewegung Widerhall finden würde. Vierzehn Tage nach jener Soldatenrevolte nahm Buonaparte auf mehrere Monate Urlaub und begab sich von Auxonne nach Ajaccio: glaubte er schon jetzt seine Zeit gekommen? Sofort begann er in der Heimatsstadt seine Thätigkeit; schon nach wenigen Tagen zeigten sich Wirkungen: das bisher ganz ruhige Ajaccio geriet in Gärung, es bildete sich ein revolutionärer Klub, die dreifarbige Kokarde tauchte auf, man ging damit um, eine Nationalgarde ins Leben zu rufen. Allein der französische Statthalter sandte Truppen nach Ajaccio und machte dem revolutionären Treiben schnell ein Ende.

Enttäuscht kehrte Buonaparte in seine Garnison zurück. Indes nach etlichen Monaten schon finden wir ihn wieder auf Urlaub in Ajaccio. Denn eine bedeutende Wandlung war in den Verhältnissen Corsicas geschehen. Am 30. November 1789 schon hatte die Nationalversammlung in Paris den Beschluß gefaßt, die Insel Frankreich einzuverleiben. Zwar hatte die Republik Genua als die gesetzliche Herrin Corsicas dagegen Protest eingelegt, jedoch die Nationalversammlung erklärte ihn am 21. Januar 1790 nicht der „Erwägung" für wert — und Genua schwieg. Zugleich hatte die Nationalversammlung beschlossen, allen verbannten Freiheitshelden die Rückkehr zu verstatten. Dementsprechend kehrte auch Paoli über Frankreich wieder zurück. Der Klub der Patrioten sandte ihm eine Abordnung von vier Mitgliedern bis nach Marseille entgegen, unter ihnen befand sich Joseph Buonaparte. Als Paoli am 17. Juli 1790 in Bastia landete, begrüßte ihn Napoleon Buonaparte mit einer von ihm selbst verfaßten Adresse des Gemeinderates von Ajaccio. Rückhaltlos stimmte Paoli der neuen Lage der Dinge zu: aber seine Meinung war, daß es für Corsica jetzt besser wäre, eine Provinz Frankreichs als unabhängig zu sein. Dieser Meinung war der Leutnant Buonaparte jedoch nicht; er strebte die Befreiung der Insel auch von den französischen Beamten und Truppen, ihre völlige Unabhängigkeit an, um selbst die Rolle dort ungehemmt spielen zu können, zu der er sich berufen glaubte. Zu diesem Zwecke aber war das Nötigste, die Insel nicht zur Ruhe kommen zu lassen, die Anarchie permanent zu machen. Damit war der tiefe, unversöhnliche Gegensatz zwischen dem greisen Nationalhelden und dem jungen Streber bezeichnet, wenn dieser auch zunächst mit Eifer sich um die Geneigtheit Paolis bewarb.

In Ajaccio waren die Buonapartes jetzt ohne Zweifel die Führer der revolutionären Umsturzpartei: Joseph, der Advokat, Mitglied des Gemeinderats der Stadt und jetzt auch in den Departementsrat der Insel gewählt, und Napoleon, der Artillerist. Sie hielten es mit dem Jakobiner Salicetti, der, als Abgeordneter des dritten Standes der Insel in die Nationalversammlung nach Paris geschickt, jetzt zum Generalsyndikus Corsicas ernannt war. Ihr Gegner war auf Schritt und Tritt Karl Andreas Pozzo di Borgo, wie Joseph Advokat und Mitglied des Gemeinde- wie des Departementsrates, den seine corsisch-unversöhnliche Feindschaft gegen die Buonapartes zu einer historischen Person gemacht hat. Schon damals neigte Paoli mit immer klarerer Entschiedenheit sich ihm zu.

Während nun der Departementsrat in Corte seine Sitzungen hielt, durchstreifte der Leutnant Buonaparte die Berge und warb mit Geld und geschickten Worten Anhänger für seine Bestrebungen. Dann wieder agitierte er im Revolutionsklub in Ajaccio, dessen Seele er war, schüchterte die aristokratische Partei ein und hetzte gegen die Franzosen und die Franzosenfreunde. Diese demagogische Agitation setzte Buonaparte auch in Valence fort, wohin er nach Ablauf seines Urlaubs, am 1. April 1791 zum Premierleutnant ernannt, zurückversetzt war. Er war einer der Hauptveranstalter der Gedächtnisfeier, welche nach dem Tode Mirabeaus diesem zu Ehren in Valence begangen wurde. Freilich mit seinen Kameraden entzweite er sich durch dies revolutionäre Treiben immer unversöhnlicher, aber bei den Gemeinen im Regimente wurde er gerade dadurch eine sehr beliebte Persönlichkeit.

**Vergebliche Versuche.**

Sein Sinn jedoch stand nach einer größeren Arena: in Paris hoffte er bald zu Einfluß zu kommen, wenn er nur die Mittel gehabt hätte, sich dorthin zu begeben. Die Akademie zu Lyon hatte 1791 für den von Raynal gestifteten Preis von 1200 Frank die Aufgabe gestellt, „diejenigen Wahrheiten und Empfindungen zu bestimmen, die man vor allen übrigen dem Menschen

betreffend die Belagerungsarbeiten von Toulon im J

Digitized by Google

N.

einflößen müsse, um ihn glücklich zu machen." Unter den vierzehn Bewerbern um diesen Preis befand sich auch der Leutnant Buonaparte: indes die Akademie fand die von ihm eingereichte Abhandlung nicht der Aufmerksamkeit, viel weniger des Preises für wert. Damit war für ihn der Plan, in Paris eine Rolle zu spielen, gescheitert. Doch sandte er wenigstens an den Kriegsminister eine Denkschrift über die Bewaffnung der corsischen Nationalgarde, um dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Da sich aber auch hiervon nicht gleich ein Erfolg zeigen wollte, so nahm er wieder bis zum Ende des Jahres Urlaub und begab sich abermals nach Corsica.

Buonaparte zum zweitenmal auf Corsica.

Hier hatte unterdessen das Bestreben der gemäßigten Partei, die Corsen mit dem Franzosentume auszusöhnen, immer heftiger die nationalen Antipathien wach gerufen; gerade die patriotischsten Corsen schwärmten für die völlige Unabhängigkeit ihrer Insel. Daher fand die von Paris aus befohlene Bildung von vier Bataillonen besoldeter Nationalgarde sehr willigen Gehorsam: man sah darin die Organisation der nationalen Wehrkraft. Unverzüglich bewarb sich Buonaparte um das Kommando des Bataillons von Ajaccio. Der Tod seines Großoheims gab ihm gerade zur rechten Zeit die Mittel in die Hand, seine Wahl zu betreiben; der Leutnant erreichte, was er wollte: er wurde am 1. April 1792 zum Obristleutnant und zweiten Bataillonskommandeur gewählt. Seinen Mitbewerber um diese Stelle, einen gewissen Murat, ließ er vor der Wahl gefangen setzen und gab ihn erst danach wieder frei. — Freilich war darüber sein Urlaub verstrichen, und er wurde, da er nicht zur bestimmten Zeit zu seinem Regimente zurückkehrte, am 6. Februar 1792 aus der Liste der französischen Armee gestrichen. Jetzt galt es für ihn, sein Glück auf Corsica zu versuchen.

Die Lage war so günstig wie nie zur Durchführung seiner Pläne: Frankreich, verfeindet mit halb Europa, konnte nichts zur Behauptung Corsicas thun und unter den fremden Mächten besaß die Insel sogar in England und Sardinien alte Freunde. Von Ajaccio, so war Bonapartes Meinung, sollte die corsische Erhebung ausgehen. Er sammelte daher die Soldaten seines Bataillons, wilde Söhne des benachbarten Berglandes, die in der Umgegend zerstreut lagen, um sich in Ajaccio, wo sie im Priesterseminare einquartiert wurden. Der Schrecken der Städter beim Einrücken der undisziplinierten Rotten war groß: ihre einzige Hoffnung auf Schutz stand auf dem Kommandanten der regulären Truppen, welche die Besatzung der Citadelle von Ajaccio bildeten. Allein diese waren größtenteils auch Corsen und gegen Landsleute schwerlich sehr zuverlässig. Am Ostermontage kam es zu einer Prügelei zwischen Nationalgardisten und Städtern, Flintenschüsse fielen, Verwundungen kamen vor. Buonaparte in anscheinender Bedrängnis bat den Kommandanten der Citadelle für seine Leute um Schutz und um Aufnahme in die Feste. Indessen dieser lehnte kühl beides ab. Am folgenden Tage verstärkte Zuzug aus den Bergen die Schar der Nationalgardisten, welche jetzt mehrere wichtige Punkte vor der Stadt besetzten, als wollten sie sich mit Gewalt der Citadelle bemächtigen. Da ließ der französische Kommandant derselben die Kanonen auf die Freischaren richten: eine deutliche Sprache, wenn auch die Kanoniere sich weigerten, die Geschütze zu lösen.

Das Unternehmen Buonapartes war mißlungen: er selbst wurde sein einziges Opfer. Denn Paoli bewirkte, daß er seiner Stelle als zweiter Befehlshaber des Bataillons ohne weiteres enthoben wurde. Mit der guten Meinung Paolis aber verlor Bonaparte den festen Halt auf Corsica; überdies in Sorge, für den verunglückten Aufstandsversuch zur Rechenschaft gezogen zu werden, beschloß er sich unverzüglich selbst nach Paris zu begeben, um allen Verdacht von sich abzulenken und die erlittene Niederlage gut zu machen, so viel sie sich noch gut machen ließ.

Buonaparte in Paris.

So kam es, daß er Zeuge der „moralischen Insurrektion" vom 20. Juni 1792 gegen das Königtum wurde: sie scheiterte an der ruhigen Fassung des wehrlosen Königs. Mit herben Worten sprach Buonaparte, wie erzählt wird, seine Verachtung über das Gebaren der Pariser Revolution aus. Seine Hoffnung hatte auf dem Siege der Demagogen gestanden: jetzt traf ihn der Mißerfolg empfindlich. Seine Lage wurde eine so bedrängte, daß er seine Uhr zu versetzen genötigt war. Allein der Tuileriensturm am 10. August brachte Wandel. Unstät irrte er den Tag über in den Schankwirtschaften in der Nähe umher, obgleich er äußerlich Ruhe zu zeigen sich bemühte, und wartete ungeduldig auf den Sieg der Marseiller Freischaren. Des Eindrucks, den die Menge der gefallenen Schweizer am Abend auf ihn machte, erinnerte er sich noch auf St. Helena.

Neue Minister kamen ans Ruder, unter ihnen Monge für die Marine, der auf der Pariser Kriegsschule Buonapartes Lehrer gewesen und bis zur Stunde ihm günstig gesinnt war. Jetzt wurde dem jungen Corsen die agitatorische Thätigkeit, die er im Rhonethal gezeigt hatte, als Verdienst angerechnet: am 30. August wurde er als Hauptmann der Artillerie wieder in das französische Heer aufgenommen, sein Patent sogar auf den 6. Februar, den Tag seiner früheren Entlassung, zurückdatiert. Sein Regiment stand unter Dumouriez an der Mosel gegen die Alliierten im Felde; allein der neu ernannte Hauptmann zog es vor, anstatt sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben, unter dem Vorgeben, seine Schwester Elisa von St. Cyr in die Heimat geleiten zu müssen, mit Urlaub nach Corsica zurückzukehren.

Buonaparte zum drittenmal auf Corsica.

Jetzt trat er mit dem kategorischen Verlangen vor Paoli, ihm sein Bataillonskommando zurückzugeben. Indes der greise Volksheld ließ sich weder durch Vorstellungen noch durch Drohungen dazu bewegen; er war Oberkommandant der corsischen Nationalgarde. Ihm war der Jakobiner, der stete Unruhstifter und Volksaufwiegler tief zuwider, der ihn gern verdrängt haben würde, hätte Paoli in der Verehrung seiner Landsleute nicht so unerschütterlich fest gestanden.

Expedition gegen Sardinien.

So wurde denn ein andrer Weg, um zu Ansehen und Geltung zu gelangen, eingeschlagen. Salicetti, der rührige Jakobiner, Mitglied des Konvents in Paris, überreichte dem Ministerium den Plan, die Insel Sardinien für Frankreich zu erobern. Wer wird den anders entworfen haben, als sein Freund, der unerschöpfliche Projektemacher in Ajaccio? Wirklich ging das Ministerium bereitwillig darauf ein. Paoli mußte, was er von Linientruppen unter sich hatte, und einen Teil der Nationalgarde für die Expedition zur Verfügung stellen. Der Rest des Expeditionskorps wurde aus den undisziplinierten Horden der Marseiller Freiwilligen gebildet, welche, befleckt mit dem Blute der Opfer der Septembergreuel, in die Heimat zurückgekehrt waren. An ihre Spitze ward Truguet gestellt, die Corsen führte Colonna-Cesari. Buonaparte hatte die Absicht auf Corsica zurückzubleiben. Denn nach dem Abzuge der französischen Truppen glaubte er die Erhebung der Insel gegen Frankreich leicht ins Werk setzen zu können, zumal auch Paoli durch die Expedition ja die Mittel entzogen waren, ihm mit der That dabei hinderlich in den Weg zu treten. Jedoch Paoli durchschaute den Verschlagenen: er wußte es durchzusetzen, daß dem Hauptmann Buonaparte befohlen wurde, als Befehlshaber der gesamten Artillerie an der Expedition teilzunehmen. Damit hatte für diesen der Kriegszug seinen Reiz verloren. Aber auch Ruhm gewann er nicht daraus, denn das ganze Unternehmen scheiterte in der kläglichsten Weise. Nach sehr stürmischer Überfahrt im Januar 1793 kaum gelandet, verlangten die Helden von Marseille die sofortige Umkehr; und die Corsen setzten sogar, als sie auf der hart an der Nordküste Sardiniens gelegenen Magdaleneninsel gelandet waren, ihren eignen Kommandanten gefangen und segelten wieder heim.

Kampf gegen Paoli.

Seit diesen Ereignissen wurde der Kampf der Buonapartes gegen Paoli ein ganz unverhüllter. Lucian segelte nach Frankreich hinüber und hielt in den Jakobinerklubs zu Toulon und Marseille Reden gegen den ehrwürdigen Helden voller Verleumdungen und Anklagen. Infolgedessen reichten diese Klubs eine Denunziation gegen Paoli bei dem Konvente in Paris ein. Man gab ihm schuld, ein Freund Englands und ein Feind der Freiheit zu sein. Marat nannte ihn in der Verhandlung am 2. April 1793 einen feigen Ränkeschmied. Es wurde beschlossen, Paoli und seinen Schützling Pozzo di Borgo vor die Schranken des Konvents zu laden. Eine Kommission, an ihrer Spitze Salicetti, begab sich zu diesem Zwecke nach Corsica mit Haftbefehlen versehen. Paoli aber wies unter Hinweis auf seine Kränklichkeit die Vorladung zurück und blieb ruhig auf seiner Feste in Corte; nur eine schriftliche Rechtfertigung sandte er an den Konvent.

Buonaparte hebt die corsischen Pläne auf.

Da erkannte Buonaparte, daß er sich jetzt für Frankreich oder für Corsica entscheiden müßte. Der Konvent hatte soeben die Auflösung der freiwilligen Nationalgarden ausgesprochen; sie sollten durch vier Bataillone leichte Infanterie ersetzt und ihre Offiziere von der Regierung bestimmt werden. Sollte er nun ganz auf seine corsischen Pläne verzichten? Er suchte einzulenken, indem er selbst eine Verteidigung Paolis entwarf und an den Konvent einsandte. Paoli indessen antwortete mit einem Aufruf an das corsische Volk: er berief, wie es in den Zeiten der Freiheitskämpfe geschehen war, eine Nationalversammlung der Corsen; 1009 Vertreter des Volkes folgten seinem Rufe. Der Konventskommission sagten sie den Gehorsam auf und sprachen die Acht über Paolis Feinde und Verleumder aus: „es ist unter der Würde des corsischen Volkes, sich mit den Familien Buonaparte und Arena zu beschäftigen; daher sie ihrer Reue und dem öffentlichen Schimpfe anheim gegeben werden.“ Die Folge dieser Ächtung war, daß die Güter der Buonapartes, darunter ihr Haus in Ajaccio, am 26. Mai 1793, von dem Bergvolke überfallen und zerstört wurden. Die ganze Familie mußte, um ihres Lebens sicher zu sein, bei Salicetti Schutz suchen. Napoleon, in den ersten Tagen des Mai zum Befehlshaber der gesamten Artillerie auf Corsica ernannt, erhielt den Befehl, die Küstenplätze den Franzosen zu sichern. Der Versuch, mit Hilfe der französischen Truppen am 29. Mai in Ajaccio wieder festen Fuß zu fassen, scheiterte natürlich völlig. Es blieb ihm nichts andres übrig, als mit seiner Mutter und seinen Geschwistern von Calvi aus, wohin sie sich geflüchtet hatten, nach Toulon zu segeln, wo man sie — welch eine Ironie der Thatsachen! — als Märtyrer der französischen Sache empfing. Jetzt mußte er es, er mochte wollen oder nicht, mit den Franzosen halten: sonst war er verloren.

Welch eine Wandlung! Er, dessen Jugendtraum gewesen war, wie ein zweiter Sampiero oder Paoli seinem corsischen Volke die Unabhängigkeit zu geben, er hatte ihm nur Verwirrung und Verwüstung gebracht und suchte, mit dem Fluche der Corsen beladen, bei denen Zuflucht, aus deren Herrschaft gerade er sein Vaterland hatte erlösen wollen. Dem heimatlosen Flüchtlinge wurde nun sein Ich die Welt: der letzte sittliche Halt, Ehrgeiz und Selbstsucht zu zügeln, ging ihm jetzt verloren; nur so weit sie ihm nützte, war ihm die Welt etwas wert; keine Idealität des Denkens, nicht Wahrheit, nicht Recht galt ihm, nur die Gewalt, die zu erringen er auf sein Schwert, auf sein ungewöhnliches militärisches Talent baute. Der ein Nationalheld hatte werden wollen: was war er jetzt mehr als ein Condottiere des Mittelalters?

Aufnahme der Buonapartes in Frankreich.

Der Konvent in Paris, eben noch erschreckt durch den Abfall Dumouriez', sah auch in Paoli, wie Salicetti die Sache darstellte, einen Verräter, über den er am 27. Juli 1793 die Acht aussprach. Die Buonapartes dagegen erschienen als bewährte Patrioten, die für die auf Corsica erlittenen Verluste entschädigt werden mußten. Lucian, der beredte und geschickte Demagoge, erhielt Lieferungen für die Armee übertragen; Joseph übernahm als Major des Generalstabes ebenfalls Armeelieferungen, und auch Fesch legte den Priesterrock ab, um bei den Lieferungen für das Heer in einträglicherer Weise beschäftigt zu werden. Napoleon

Bonaparte

137. Napoleon Bonaparte als Oberbefehlshaber der französischen Armee in Italien.

Nach dem Originale von J. T. Rusca gestochen von C. H. Hodges.

Das Faksimile des Namenszuges ist dem Berichte Bonapartes vom 14. April 1796 über die Schlacht bei Montenotte entnommen.



Digitized by Google

dagegen begab sich jetzt zu seinem Regimente nach Nizza, jedoch nicht um den Dienst seiner Charge zu versehen, sondern um die von dem Konvente geplante Wiedereroberung Corsicas, an der Seeküste hin und herreisend, so viel wie möglich zu fördern. Allein die für diesen Kriegszug bestimmte Heeresabteilung erhielt noch auf dem Marsche eine andre Bestimmung. Fast der ganze Süden und Westen Frankreichs erhob sich damals gegen die tyrannische Schreckensherrschaft des Konventes. So erhielt das gegen Corsica bestimmte Korps den Befehl, zunächst die aufständischen Städte im Rhonethale zu unterwerfen. Bei ihm befand sich der Hauptmann Buonaparte; er hatte sich der Abteilung Carteaux' zugesellt. Der erste Angriff richtete sich gegen Lyon. Jedoch bevor noch der Widerstand der zweiten Stadt Frankreichs gebrochen war, zog Carteaux mit Buonaparte weiter nach Süden. Avignon verschloß ihnen die Thore: aber Buonaparte richtete selbst die Geschütze gegen die rebellische Stadt und bewirkte dadurch deren unverzügliche Ergebung. Von Avignon ging der Zug über Beaucaire gegen Marseille. Durch eine Flugschrift, die er unterwegs verfaßte, versuchte Buonaparte die Marseiller zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Das einzige Recht, lehrt dies „Souper von Beaucaire", ist das Recht des Siegers! In Wahrheit versuchte Marseille gar keinen ernstlichen Widerstand: am 26. August hielt Carteaux seinen Einzug in die Stadt, welche den blutigen Greueln der Revolution preisgegeben wurde.

Buonaparte vor Toulon.

Nicht so leicht sollte es mit Toulon gelingen, dessen Wiedereinnahme für den Kriegszug gegen Corsica unerläßlich war. Es ist schon erzählt worden, wie gerade vor Toulon „Verdienst und Glück sich verketteten", um die allgemeine Aufmerksamkeit auf den einsichtsvollen und unternehmenden Artillerieoffizier zu lenken. Im Laufe der Belagerung zum Major (19. Oktober 1793) und zum Obersten ernannt, erlangte er durch die Einnahme der wichtigen Stadt die Ernennung zum Brigadegeneral (22. Dezember 1793).

In der Haft zu Antibes

Bald aber türmten sich von neuem Wolken über dem Haupte des Emporstrebenden auf. Nach der Eroberung von Toulon hatte er die Aufgabe erhalten, die Seeküste zu befestigen und die dortigen Häfen den Engländern unzugänglich zu machen. Zugleich war ihm auf seinen eignen Wunsch der Auftrag geworden, die militärischen Mittel der Republik Genua zu erforschen und über ihre Stellung zu Frankreich ins Klare zu setzen. Kaum war er von dieser prekären Sendung zurückgekehrt, so sollten die Dinge sich in Paris erfüllen. Es erfolgte der Sturz Robespierres. Der Argwohn der Sieger richtete sich auf alle Anhänger des Gestürzten, nicht zum wenigsten auf Salicetti, der einer der eifrigsten Schreckensmänner gewesen war. Dieser nun glaubte sich den Thermidorianern der jetzt herrschenden Partei nicht nachdrücklicher empfehlen zu können, als wenn er, wenigstens scheinbar, seinen alten Freund und Gesinnungsgenossen selbst preisgab, der durch seinen vielfachen vertrauten Verkehr mit Augustin Robespierre, dem Bruder des verunglückten Diktators, stark kompromittiert war. Der General Buonaparte wurde verhaftet und auf die Citadelle von Antibes gebracht, von wo er nach Paris geschickt werden sollte, um vor dem Wohlfahrtsausschusse sich zu verantworten, namentlich wegen der verdächtigen Reise nach Genua. Zugleich wurden seine Papiere in Beschlag genommen. Marmont und Junot, jener ein Artillerieoffizier, wie er, dieser noch Unteroffizier, die er beide vor Toulon kennen gelernt und dann zu seinen Adjutanten gemacht hatte, boten ihm an, ihn zu befreien. Indes Buonaparte lehnte es ab, in Sorge, durch deren Übereifer nur noch verdächtiger zu werden; doch blieben sie entschlossen, falls er wirklich nach Paris geschafft werden sollte, die Eskorte niederzuhauen und ihn über die Grenze in Sicherheit zu bringen.

Rückkehr zum Heere.

Indes es kam nicht so weit. Salicetti erklärte selbst, nach Durchsicht der Papiere Buonapartes, da die Sieger des Thermidor sich über Erwarten versöhnlich zeigten, daß er keinen Anhalt zu einer Anklage gegen den General gefunden habe. Infolgedessen wurde Buonaparte am 20. August 1794 wieder in Freiheit gesetzt und blieb fortan unbehelligt. Nur 14 Tage hatte seine Haft gedauert. Er ging zur italienischen Armee zurück, und seinen Anordnungen war es zu danken, daß die im genuesischen Gebiete stehenden Österreicher mit Hinterlassung ihrer Magazine hinausgetrieben wurden und die ganze Riviera di Ponente in den Besitz der Franzosen kam (September bis Oktober 1794). Den Rest des Jahres brachte er mit Befestigung der Küste zu. Sein Augenmerk war auf Italien gerichtet. Er erzählt uns selbst, daß er auf dem Col di Tenda, einem 1900 m hohen Gipfel der Seealpen, eine Januarnacht des Jahres 1795 verweilte, „von wo aus er bei Sonnenaufgang die schönen Ebenen erblickte, die schon der Gegenstand seiner Entwürfe waren. Italiam! Italiam!"

Corsica von den Engländern besetzt.

Da schien es, als wenn trotz allem endlich seine Pläne, Corsica mit dem Schwerte zu erobern, sich verwirklichen sollten. Paoli, unfähig die Franzosen aus den wenigen Küstenplätzen, die sie auf Corsica inne hatten, zu vertreiben, hatte nach Hilfe ausgeschaut. Denn den Gedanken, mit den Franzosen sich wieder zu versöhnen, hatte er ganz aufgegeben: was hätten die Corsen von den Franzosen zu erwarten gehabt, die ja ihre eignen rebellischen Städte in Schutthaufen verwandelten? Die Engländer eilten zu seiner Unterstützung herbei; so gelang die Eroberung der Küstenplätze, aber den tapferen Anführer der Engländer, Nelson, kostete sie ein Auge. Corsica war ganz unter den Schutz Englands gestellt. Jetzt glaubte auch Pozzo di Borgo die Zeit gekommen, um den greisen Helden des corsischen Volkes beiseite schieben zu können. Er schmeichelte sich bei den neuen Herren der Insel so ein, daß es darüber zum offenen Bruche zwischen ihm und Paoli kam. Eine Büste Paolis, die im Sitzungssaale der corsischen Volksvertretung aufgestellt war, zertrümmerte Pozzo mit eigner Hand.

Digitized by Google

Dieser innere Zwiespalt mußte offenbar jedes Unternehmen gegen die Insel sehr erleichtern. Daher setzten jetzt die früheren corsischen Verbannten, die Buonapartes voran, alles daran, um den Konvent zu der Wiederaufnahme des Kriegszuges gegen Corsica zu bestimmen. Es gelang: die wiederhergestellte Flotte stach in See, um die Engländer aus den corsischen Gewässern zu vertreiben, damit das Expeditionskorps ungefährdet nach der Insel übersetzen könne. Auf der Höhe von Livorno trafen am 13. März 1795 die Flotten aufeinander; die Franzosen wurden von Nelson mit Verlust in den Hafen von St. Juan unter den Schutz der Küstenbatterien zurückgetrieben. Dies Scharmützel machte dem Unternehmen jäh ein Ende; die Expeditionstruppen, mit deren Einschiffung schon begonnen war, erhielten den Befehl, zur italienischen Armee, der sie entnommen waren, zurückzukehren. Und General Buonaparte, in dem durch die Eroberung von Toulon die alten corsischen Hoffnungen wieder aufgeflammt waren, blieb der Geächtete der Corsen.

Verfehlter Eroberungsversuch der Franzosen.

Überdies hatte die außerordentliche Rührigkeit, welche die zahlreichen Corsen an der Südküste Frankreichs für das Unternehmen entwickelt hatten — Lätitias Landhaus bei Nizza war der Sammelpunkt der Buonapartes, Salicetti war Konventskommissar — die Aufmerksamkeit des Konvents erregt: es schien besser, diese corsische Gesellschaft zu trennen. Salicetti wurde abberufen, und der General Buonaparte erhielt den Befehl, das Oberkommando über die Artillerie des gegen die Vendée kämpfenden Heeres zu übernehmen. Das hieß ihn dem ganzen Anhange, den er an den corsischen Offizieren hatte, mit welchen die italienische Armee „überschwemmt" war, mit einem Schlage entziehen: sollte er einem solchen Befehle sich fügen? Er beschloß nach Paris zu gehen, um dort seine Versetzung rückgängig zu machen. Sein junger Bruder Ludwig, der 1778 geboren war, und die Getreuen, Junot und Marmont, begleiteten ihn.

Bevor Buonaparte noch in Paris anlangte, war der Befehl noch dahin verschärft worden, daß er als einfacher Infanteriegeneral der Armee in der Vendée zugeteilt war. Aubry selbst, der im Wohlfahrtsausschusse die militärischen Angelegenheiten verwaltete, hatte es nur bis zum Hauptmann gebracht: so war er kein Freund schnellen Avancements und der jugendlichen Generale, welche die Revolution gezeitigt hatte. „Man altert schnell auf dem Schlachtfelde", rechtfertigte sich Buonaparte ihm gegenüber, „und ich komme von dort!" Eine Änderung des Befehls erreichte er jedoch nicht, obwohl er sich darauf berufen durfte, daß er die Seele der Kriegführung bei der italienischen Armee gewesen war. Dem Corsen, dem Jakobiner blieben die Ohren der Maßgebenden verschlossen.

Buonapartes Abberufung.

Einen Moment durfte Buonaparte hoffen, daß der Aufstand des 20. Mai 1795 die alten Parteigenossen wieder ans Ruder bringen würde. Indes der Aufstand mißlang: da meldete er sich krank und nahm einen längeren Urlaub, blieb aber in Paris, um abzuwarten, wie sich dort die Dinge weiter gestalten würden. Seine Lage in Paris wurde bald eine sehr gedrückte; Verluste im Börsenspiel beschränkten ihn auf sein mäßiges Generalsgehalt, das er in täglich sinkenden Assignaten erhielt. Wohl traf man ihn in den wieder geöffneten Salons, aber der kleine, finstere Corse mit dem gelbbraunen Gesichte und den eckigen Bewegungen war mehr eine auffallende als eine anziehende Erscheinung. Man wollte sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Marat in ihm finden. Allenthalben erzählte er das ihm widerfahrene Unrecht. So wurde er mit den Machthabern, mit Tallien, mit Barras, mit Boissy d'Anglas persönlich bekannt. Dadurch bekam sein Geschick endlich doch eine günstige Wendung.

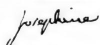
Die italienische Armee hatte mehrfache Mißerfolge gehabt und war ganz von der Verbindung mit Genua abgedrängt worden. Doulcet Pontecoulant, der Nachfolger Aubrys im Wohlfahrtsausschusse, suchte deswegen einen sachverständigen Beirat, um über die Verhältnisse in Italien sich gründlich zu unterrichten. Boissy d'Anglas empfahl ihm den General Buonaparte. Doulcet ließ ihn rufen, und Buonaparte entwickelte ihm nun mit scharfer Kritik der bisherigen Operationen einen neuen Feldzugsplan, der darauf hinauslief, die Lombardei zu erobern und kühn durch Tirol gegen Wien selbst vorzudringen und dort, mit der Rheinarmee vereinigt, dem Kaiser den Frieden zu diktieren. Der glänzende Plan wurde, wenn auch nicht befolgt, doch eine solche Fürsprache für den General, daß Doulcet ihn zum Chef des topographischen Büreaus in der Direktion der obersten Armeeleitung machte.

Zum zweitenmal entlassen.

Fast schien es, als ob das Glück ihm nun blühen wolle. Denn am 15. September 1795 stellte die Kommission des Auswärtigen — ob auf Ansuchen des Generals? — bei dem Wohlfahrtsausschusse den Antrag, daß der General Buonaparte sich mit seinen beiden Adjutanten nach Konstantinopel begeben solle, um dort in Diensten des Großherrn mit seinen Talenten die Reorganisation der türkischen Artillerie zu betreiben. Am selben Tage aber wurde er vom Wohlfahrtsausschuß wegen seiner seit Monaten schon mit allen Ausflüchten ermöglichten Weigerung, sich auf den Kriegsschauplatz in der Vendée zu begeben, zum zweitenmal aus den Listen der Armee gestrichen!

Der 5. Okt. 1795.

Jedem Einsichtigen war es klar, daß der Konvent mit jäher Eile einer Krisis entgegentrieb. Das Zusatzdekret zu der neuen Verfassung brachte den allgemeinen Unwillen gegen den Konvent zu offenem Ausbruche. Der Konvent, obwohl schwankend, konnte sich zur Nachgiebigkeit nicht entschließen: und doch fehlte es ihm, um Widerstand zu leisten, an der genügenden Truppenmacht; nur rücksichtslose Energie und schnelle Entschlossenheit konnten ihn retten. Menou, an der Spitze der Konventstruppen, erwies sich dazu unfähig. In der Nacht vom 4. zum 5. Oktober wurde daher der Oberbefehl Barras übertragen; er bewirkte, daß als zweiter Befehlshaber der erst




138. **Marie Rose Josephine Tascher de la Pagerie, Vicomtesse de Beauharnais, später Kaiserin von Frankreich.**

Nach dem Gemälde von François Gérard.

vor wenig Tagen abgesetzte General Buonaparte ihm beigegeben wurde. Gewiß wirkte dazu auch die Erwägung mit, daß durch diese Ernennung des jakobinisch gesinnten Generals, um den sich alle während der Reaktionstage abgesetzten Offiziere und Beamten scharten, die Menge der Jakobiner für die Sache des Konvents gewonnen werden sollte. Buonapartes Stellung war derart, daß auf dem Siege des Konvents auch seine ganze Hoffnung für die Zukunft stand: so kämpfte er für sich, indem er für den Konvent kämpfte. Der Sieg vom 13. Vendémiaire des Jahres IV. (5. Oktober 1795) wurde die Grundlage seiner Zukunft.

Buonaparte, Oberbefehlshaber des Innern.

Der Konvent schloß am 26. Oktober 1795. Die neue Regierung, das Direktorium, trat ein: Barras wurde zum Mitgliede derselben gewählt. Infolgedessen wurde Buonaparte noch an demselben Tage zum Oberbefehlshaber des Innern ernannt, eine Stellung, in welcher ihm der Schutz der Regierung, die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der

Digitized by Google

Hauptstadt oblag. Damit hatte der 27jährige General etwas Bedeutendes erreicht. Er hatte selbst eine hohe Meinung davon und trug sie jetzt in seiner ganzen Haltung zur Schau. Seine früheren Freunde hielt er sich fern und erlaubte ihnen keinerlei Vertraulichkeiten; sogar dem Direktorium trat er in ziemlich herrischer Weise gegenüber, wenn er auch sorgfältig darauf bedacht war, mit den einzelnen Mitgliedern dieser obersten Behörde auf gutem Fuße zu bleiben. Die große Machtbefugnis, die er gewonnen, steigerte, wie jeder Erfolg es bisher gethan, seine Ansprüche an die Zukunft. Jetzt erst waren die alten corsischen Pläne, der Befreier und damit der Beherrscher seiner Heimat zu werden, endgültig für ihn abgethan. Jetzt sah er sich zu Höherem berufen. Corsica wurde nun für ihn eine kleine Insel ohne Bedeutung: sein Ehrgeiz richtete sich auf das große Frankreich. Aus dem Italiener wurde jetzt ein Franzose.

Durch diese Wandlung seiner Gedanken tritt auch die Veränderung der Schreibung seines Namens, welche in diese Zeit fällt, erst in ihr rechtes Licht. Bisher schrieb er nach italienischer Orthographie seinen Namen Buonaparte, in amtlichen Berichten mit sehr deutlichen Buchstaben, mitunter auch — wie in einem Berichte an den Konvent aus dem Lager vor Toulon vom 22. Oktober 1793 — einen langen Schnörkel voll Selbstzufriedenheit anhängend. Nunmehr verschwindet der Buchstabe u, welcher zumeist den Namen als einen italienischen charakterisierte, und die Züge werden gedrängt und undeutlich, als werde vorausgesetzt, daß diese Unterschrift jetzt jedermann kenne. Zum erstenmal erscheint diese Unterschrift, die man eher „Bowqet" als Bonaparte lesen möchte, in dem eigenhändigen Berichte, welchen er über die Aktionen des 5. Oktober 1795 erstattet. Es ist klar, daß er es vermeiden will, unnötig an die italienische Abkunft zu erinnern.

Nicht o ne inneren Zusammenhang mit dieser Wandlung seiner Gedanken ist auch seine Vermählung. Während der Monate des Wartens in Paris hatte er sich mit dem Plane getragen, durch eine reiche Heirat, wie es sein Bruder Joseph gethan, seine Lage günstiger zu gestalten. Er hatte dabei an die jüngere Schwester seiner Schwägerin gedacht. Allein jetzt erstrebte er mehr als Geld. Er empfand es, daß ihm, dem Emporkömmling, dem früheren Parteigenossen der Schreckensmänner, das öffentliche Vertrauen fehle. Vornehmlich betrachteten ihn mit Argwohn die royalistisch Gesinnten, welche damals anfingen, immer kühner ihr Haupt zu erheben. Wie, wenn er durch Heirat diesen alten aristokratischen Familien sich anschließen könnte? Dann war diese ganze große Partei versöhnt und gewonnen, von der zahlreiche Mitglieder in Paris und beim Heere höchst einflußreiche Stellungen bekleideten; dann konnten sie einen der ihrigen in dem früheren Jakobiner sehen. Bonapartes Heirat.

Sicherlich aber waren sie jetzt dem neuen Oberbefehlshaber der Armee des Innern gram, daß er seit den blutigen Oktobertagen keine Ruhestörungen in Paris aufkommen ließ, daß er das Theater in der Feydeaustraße, den Vereinigungspunkt der einflußreichsten Reaktionäre und der entschiedensten Royalisten, unter besondere Überwachung gestellt hatte, daß er strenge von den Parisern die Auslieferung der Waffen verlangte.

In diesen Tagen nun, als die allgemeine Entwaffnung der Hauptstadt, die Bonaparte angeordnet hatte, vor sich ging, erschien ein 14jähriger Knabe vor ihm, um thränenden Auges den General zu bitten, den Säbel seines Vaters behalten zu dürfen. Es war Eugen Beauharnais (geb. 3. September 1781), dessen Vater, der Marquis von Beauharnais, hochangesehen als Seigneur und Offizier zu den Zeiten des Königtums, wie schon erzählt wurde, unter der Guillotine geendet hatte (23. Juli 1794). Das einnehmende Wesen des schlanken Knaben bestimmte den General zur Milde, die Bitte wurde gewährt. Am nächsten Tage kam die Mutter, um auch ihren Dank zu sagen. So knüpften sich die Fäden.

Josephine Rose de Tascher de la Pagerie war am 23. Juni 1763 auf der Insel Martinique geboren. In Frankreich erzogen, hatte sie sich sehr jung mit dem Marquis von Beauharnais vermählt, der, einer der vornehmsten Familien des Königreichs angehörend, mit Rochambeau und Lafayette den Unabhängigkeitskrieg der Nordamerikaner mitgemacht hatte. Die Revolution hatte sie nicht bloß des Gatten beraubt, sondern sie auch als Aristokratin zugleich mit ihrer Freundin Therese de Fontenay, Talliens Frau, ins Gefängnis gebracht. Der Sturz Robespierres gab ihr die Freiheit wieder. Jetzt lebte sie in Zurückgezogenheit, der Erziehung ihrer Kinder, Eugens und der zwei Jahre jüngeren Hortense, gewidmet. Nur in dem glänzenden Salon ihrer Freundin erschien sie zuweilen. Dort traf sie Bonaparte wieder. Josephine war keine klassische Schönheit, sie hatte keine regelmäßigen Züge, als Kreolin einen etwas dunklen Teint. Aber die unwiderstehliche, zarte Anmut ihres Wesens machte auf den General einen tiefen Eindruck. Josephine war weit entfernt, ihn zu ermutigen; sie fürchtete sich vielmehr vor seinem herrisch-stolzen Wesen und vor seinem durchbohrenden Blicke; auch mißtraute sie, daß sie, die um mehrere Jahre ältere, ihn auf die Dauer fesseln würde. Allein Barras, selbst ihr begeisterter Verehrer und zugleich Bonapartes Gönner, unterstützte dessen Werbung so nachdrücklich, daß Josephine endlich ihre Bedenken überwand und in die Vermählung mit Bonaparte einwilligte. Josephine.

Diese Verwirklichung seiner Wünsche erfüllte Bonaparte mit stolzer Genugthuung. Er hatte das Gefühl — wie er sich zu seinem Adjutanten Marmont äußerte — eine höhere gesellschaftliche Stufe erstiegen zu haben. So sehr brachte er neben seiner lebhaften Neigung die hohe Geburt und die vornehme Lebensstellung Josephinens mit in Anschlag.

Sie wirkte in der That mit, seine nächste Zukunft zu gestalten. Barras' Interesse setzte es durch, daß das Direktorium am 2. März 1796, nachdem am 9. Februar das Aufgebot erfolgt war, den Divisionsgeneral Bonaparte zum kommandierenden General der italienischen Armee ernannte. Am 9. März fand, natürlich standesamtlich, die Vermählung statt; Tallien und Barras waren Trauzeugen. Am 11. März war der neue General und Ehemann schon auf dem Wege zur italienischen Armee.

## Die Kämpfe in Süddeutschland.
## Bonapartes Feldzug in Italien 1796—1797.

Bonaparte, Oberbefehlshaber der italienischen Armee.

Bonaparte hatte erreicht, wonach er den ganzen Winter hindurch gestrebt hatte: den Oberbefehl über das Heer in Italien. Bei dieser Armee stand er noch von 1794 her in guter Erinnerung, wo er als Befehlshaber der Artillerie die Seele der Kriegführung gewesen war; hier durfte er mit Zuverlässigkeit auf die Sympathie und Unterstützung der zahlreichen Landsleute rechnen, die sich als Offiziere noch bei der Armee befanden; hier kannte er Land und Leute: wenn irgendwo, so durfte er hier auf Erfolge hoffen, wie er sie brauchte, um an die Spitze Frankreichs zu gelangen. Auf seine italienischen Siege hat er seinen Kaiserthron gebaut.

In knappen Zügen hatte er am Tische des Wohlfahrtsausschusses Doulcet seinen italienischen Feldzugsplan niedergeschrieben, daß er über die Alpen hin über der französischen Rheinarmee unter Jourdan und Moreau die Hand reichen wolle. Das war aber nur möglich, wenn der Krieg in Italien mit ganz anderm Nachdruck als bisher geführt wurde. Insbesondere drang Napoleon wiederholentlich bei allen maßgebenden Persönlichkeiten darauf, daß man von Süden her, da, wo zwischen Seealpen und Apennin am Meere sich eine bequeme Paßeinsenkung zeigt, gegen den Berührungspunkt der sardinischen und österreichischen Aufstellung einen Vorstoß führen müsse, der die Österreicher nach Osten abdränge und die Vernichtung der isolierten Piemontesen verstatte. Dann könne man Mailand, Mantua erobern und über Tirol nach Deutschland vorstoßen. Carnot brachte diesem Plane militärisches Verständnis, Barras die Gunst, die er dem Bräutigam Josephinens überhaupt zu teil werden ließ, entgegen, und so erlangte der ungestüme Dränger sein Ziel.

Charakter der Koalition.

Die Gegner Frankreichs, Österreich, Rußland und England, hatten sich, wie schon erzählt wurde, am 28. September 1795 zu einer neuen Koalition vereinigt, an welche sich Sardinien, Neapel und Portugal anlehnten; aber an keinem Hofe war die Kriegslust sehr groß. Katharina wünschte den Krieg von ihren Bundesgenossen geführt, um für ihre türkischen Pläne freie Hand zu bekommen; England kämpfte eigentlich nur noch um Belgien, dessen Besitz Frankreich ein bedrohliches Übergewicht gegeben haben würde; Kaiser Franz war auf Eroberungen aus, glaubte aber diese am Rheine durch Englands Mitwirkung sicherer erreichen zu können, als durch einen Separatfrieden mit Frankreich, zu dem er an sich sehr geneigt war. Daher kam es, daß in Wien der Krieg in Italien nur als untergeordnet angesehen wurde und Österreich seine Hauptkraft unter Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaisers, gegen Jourdan und Moreau wandte.

Der Feldzug des Erzherzogs Karl.

Die Maas-Sambre-Armee unter Jourdan hatte, da der Baseler Frieden (5. April 1795) Norddeutschland den Franzosen verschloß, Anfang Juni den Rhein überschritten, um die Österreicher über die Sieg und Lahn zurückzudrängen. Allein Erzherzog Karl rückte vom Taunus her ihr entgegen und warf sie über den Rhein zurück. Unterdessen ging im Rücken der Kämpfenden die Rhein-Mosel-Armee unter Moreau bei Kehl über den Rhein, drang durch den Schwarzwald in Schwaben ein, eroberte Stuttgart und rückte bis nach München vor. Jetzt überschritt auch Jourdan den Rhein von neuem und zog durch die Oberpfalz heran, um sich mit Moreau zu vereinigen. Süddeutschland seufzte schwer unter den Plünderungen und Gewaltthätigkeiten der beiden feindlichen Heere. Erzherzog Karl hatte bis zur Donau zurückweichen

139. Erzherzog Karl von Österreich.
Nach dem Kupferstiche von C. F. Hornemann.

Digitized by Google

müssen. Nachdem er indes Verstärkungen an sich herangezogen, rückte er wieder vor, um die Vereinigung der französischen Armeen jedenfalls zu verhindern. Er wandte sich zuerst gegen Jourdan, schlug ihn bei Amberg am 24. August, dann aber entscheidend bei Würzburg am 3. September 1796 aufs Haupt und zwang dessen Heer in völliger Auflösung über den Rhein zurückzuweichen. — Nach diesem Siege marschierte Karl nach dem Schwarzwalde, um Moreau den Rückzug zu verlegen, während er zugleich durch kleinere Heeresabteilungen ihn von den Seiten bedrängen ließ. Jean Viktor Moreau, 1763 zu Morlaix geboren, ursprünglich Jurist, war nicht ein Mann des Angriffs; seine Kunst war, entmutigte Truppen zusammenzuhalten und die Kräfte zu sparen. Er hatte 1794 durch die Guillotine seinen Vater verloren; darum galt er nicht für einen recht zuverlässigen Freund der Republik, allein bei Carnot war er als ein Mann gesetzlicher Ordnung und Toleranz gut angeschrieben. Er war der rechte Mann, um den gefährlichen Rückzug, zu dem er sich gezwungen sah, mit Bedacht und Vorsicht zu bewerkstelligen.

Moreaus Rückzug durch das Höllenthal.

Jetzt erhob sich gegen die zurückweichenden Franzosen in Schwaben, wie schon zuvor im Spessart und in Franken gegen Jourdan, das gebrandschatzte Landvolk; mit Axt und Sense nahm es an seinen Peinigern blutige Rache. Dennoch wußte Moreau endlich ohne erhebliche Verluste den Schwarzwald zu erreichen. Allein die Österreicher hatten die Pässe besetzt; der Erzherzog wartete im Kinzigthale. Moreau zog sich jedoch möglichst weit gegen den oberen Schwarzwald, über den ein wenig betretener, schwieriger Paß durch das Höllenthal auf langgestrecktem Pfade in den Rheingau hinabführt. Die Österreicher, hier keinen Übergang vermutend, hatten ihn schwach besetzt. So genügte der Angriff einer Division, um den Franzosen die Straße frei zu machen. Kaum aber waren sie in das Rheinthal hinabgestiegen, so griff Erzherzog Karl sie an. Indes waren seine Streitkräfte so unzureichend, daß er sie nicht verhindern konnte, bei Hüningen am 25. Oktober den Rhein zu überschreiten und, durch den Strom gedeckt, auf dem Boden Frankreichs sichere Quartiere zu beziehen. Auf dem rechten Rheinufer blieben jetzt nur die befestigten Brückenköpfe von Kehl und Hüningen noch in den Händen der Franzosen. —

Bonaparte bei der Armee.

Im März 1796 langte Bonaparte bei der italienischen Armee an. Ihm war es sehr empfindlich, daß Carnot doch den Kriegsplan für das Jahr 1796 änderte und zwei ansehnliche Armeen zum Angriffe gegen Süddeutschland bestimmte, während eine dritte unter Hoche die Nordseeküste gegen England zu decken hatte, so daß für den Krieg in Italien nicht mehr als 38000 Mann verfügbar waren. Dennoch verstand er es, mit dieser mäßigen Truppenmacht, der die gegenüberstehende österreichisch-sardinische Armee übrigens nur um 6000 Mann nach Abzug der Kranken überlegen war, das vollauf gut zu machen, was in Deutschland mißlang. Gewiß war es dabei ein Vorteil für ihn, daß durch Carnots Plan die Hauptmacht Österreichs ebenso wie die Engländer von Italien fern gehalten wurden: aber das Ausschlaggebende war doch sein geniales Feldherrngeschick und seine wunderbare Gabe, sich den Willen seiner Untergebenen bald durch Strenge, bald durch Liebenswürdigkeit völlig unterthan und dadurch die Kriegführung zu einer unbedingt einheitlichen zu machen.

Er wandte sich an die Soldaten mit einer Proklamation: „Soldaten! Ihr seid schlecht bekleidet, schlecht genährt. Die Regierung schuldet euch viel; sie kann euch nichts geben. Eure Geduld, der Mut, welchen ihr zeigt inmitten dieser Felsen, sind bewunderungswürdig, verschaffen euch aber keinen Ruhm; kein Glücksstrahl fällt auf euch. Ich will euch führen in die fruchtbarsten Ebenen der Welt: reiche Provinzen, große Städte werden in eurer Gewalt sein. Dort werdet ihr Glück, Ruhm, Reichtümer finden. Soldaten der italienischen Armee, wird es euch an Mut und Standhaftigkeit fehlen?" — Man sieht, wie der neue Oberfeldherr in diesen ersten Worten,

die er aus seinem Hauptquartier Nizza an seine Armee richtete, sich in Gegensatz zum Direktorium stellt. Er hatte den Auftrag, mit den Schätzen Italiens die leeren Staatskassen zu füllen, allein er verspricht die ganze reiche Beute seinen Soldaten: ihm sollen sie alles allein verdanken, während die Regierung sie bisher in ganz unverantwortlicher Weise hätte darben lassen! Man sieht, wie er auf die niederen Leidenschaften der Soldaten, auf Habgier, Genußsucht, Beutesucht, rechnet. Er selbst hatte stets davon abgeraten, seinen Vorgänger im Kommando, Scherer, durch Proviantsendungen zu unterstützen. Jetzt aber war es *seine* Armee: jetzt zwang er dem Direktorium das letzte Geld aus der Staatskasse für diese selbe Armee ab, jetzt verschaffte er sich Darlehne von Pariser Bankhäusern, jetzt schrieb er eine Zwangsanleihe in Marseille und Toulon aus, jetzt setzten sich die Truppenzüge, auf die Scherer vergebens gewartet hatte, unverzüglich in Marsch. Allein, so völlig verwahrlost fand Bonaparte den Zustand der italienischen Armee, daß er fast anderthalb Monate brauchte, bevor er sich in irgend welche kriegerischen Aktionen einlassen konnte, und auch dann that er es erst, weil die Österreicher mit einem mißglückten Angriffe ihm zuvorkamen.

140. Soldat der französischen Revolutionsarmee um 1797.

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Das österreichische Heer.

Führer der österreichisch-sardinischen Armee war *Beaulieu*, der, vor wenigen Jahren noch Oberst, seinen Ruhm dadurch begründet hatte, daß er die undisziplinierten Regimenter der französischen Revolutionsarmee aus Belgien hinausgeworfen hatte. Trotz seiner 72 Jahre war der zähe Wallone noch körperlich sehr rüstig; aber er führte den Krieg methodisch-umständlich, wie er es in seiner fernen Jugend gelernt hatte. Noch immer schleppten sich die Österreicher mit einer Menge unnützer Bagage, die ihre Bewegungen schwerfällig und langsam machte, während die Franzosen, leicht bewaffnet, abgehärtet, sehr beweglich, voll hohen Selbstgefühls und unbedingten Vertrauens zu ihrem Feldherrn waren, der es verstand, sie zu den außerordentlichsten Leistungen durch Wort und Vorbild zu begeistern.

Kampf um den ligurischen Apennin.

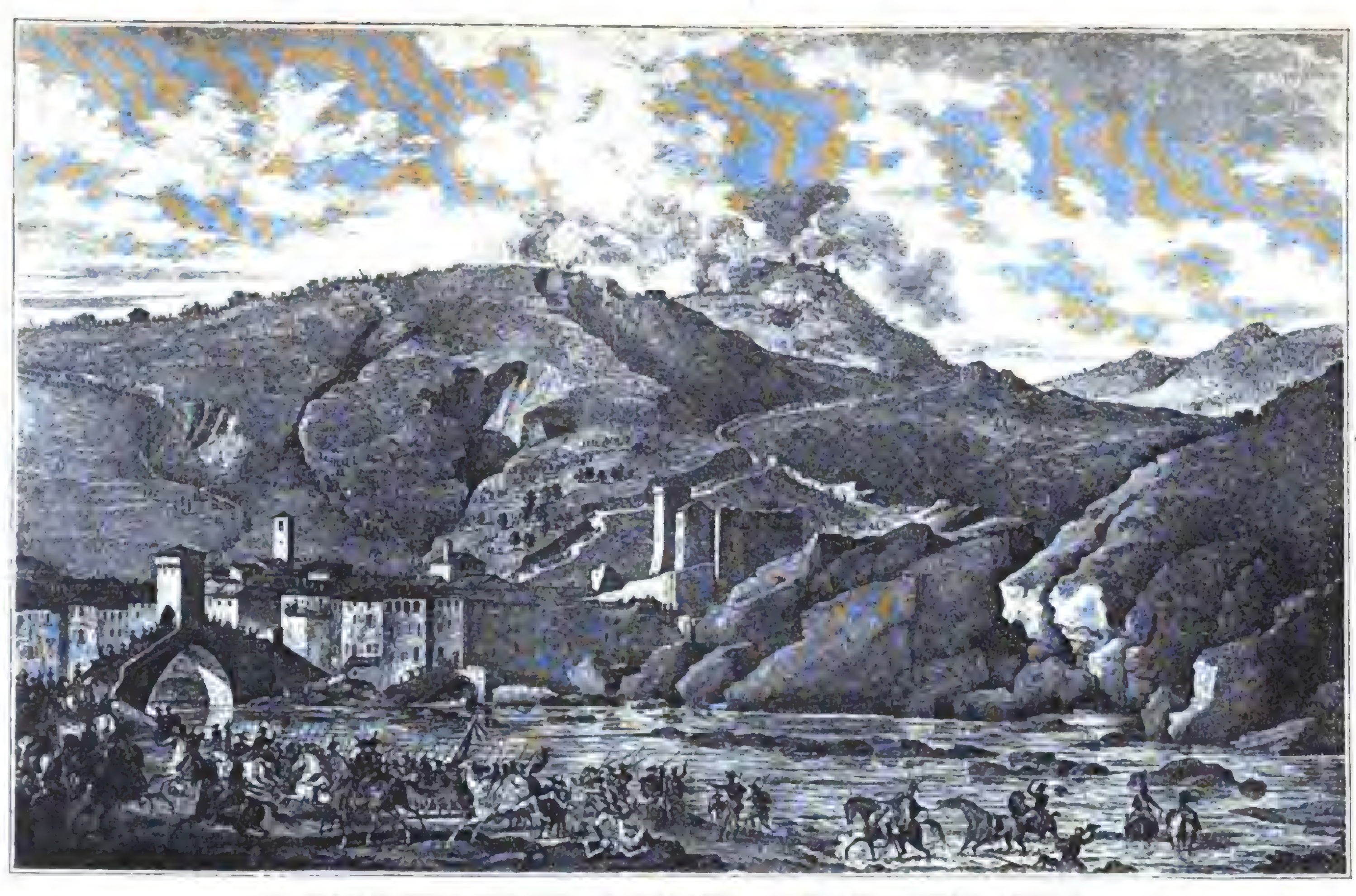
Die Küste von Genua wird von der Ebene des Po durch den ligurischen Apennin getrennt, ein mäßig hohes, aber sehr zerrissenes und daher wenig wegsames Gebirge. Auf Genua zu führt der Bocchettapaß hinüber. Er bildete die Verbindung zwischen Beaulieu und Nelson, der mit der englischen Flotte bei Genua Stellung genommen hatte. Daher lag den Österreichern viel daran, ihn sich zu sichern. Unvermutet, während Bonaparte noch mit der Organisation seiner Armee beschäftigt war, überstieg Beaulieu den Paß, warf die Franzosen, welche sich bis Voltri vorgeschoben hatten, zurück und bewirkte am Abend des 10. April seine Verbindung mit den Engländern.

Am folgenden Tage rückte der rechte Flügel der Österreicher, der jenseit des Apennins in Sassello geblieben war, unter Führung des Generals Argenteau gegen Montenotte vor, das auch schon am Nordabhange des Apennin liegt, um die französischen Linien zu durchbrechen und den Feind in die Berge zurückzuwerfen. Mit der äußersten Hartnäckigkeit tobte der Kampf um die französischen Schanzen auf dem südlich von Montenotte gelegenen Monte Legino. Am 12. ging Napoleon mit Masséna zum Angriff über und warf mit seinen 13—14000 Mann die 3—4000 Österreicher unter Argenteau völlig über den Haufen. Beaulieu hatte nach den Grundsätzen der alten Strategie, um jeden Punkt zu decken, meilenlange Kordons aufgestellt und so seine Kräfte verzettelt. Eine Position nach der andern griff Bonaparte an, und jedesmal hatte er mit überlegenem Feldherrntalente die Übermacht zur Stelle. „Die ganze Kunst des Krieges“, meinte er, „besteht darin, daß man an der rechten Stelle stets der Überlegene ist.“ So gestalteten sich alle diese Gefechte vom 13. bis 22. April bei Millesimo, Dego, Ceva, Mondovi zu glänzenden Siegen der Franzosen über die tapfer widerstreitenden Alliierten: keines war eine Schlacht, aber in ihrer Summe kamen sie doch der Bedeutung einer siegreichen Schlacht gleich, indem sie das französische Heer mit größter Siegeszuversicht erfüllten und die sardinisch-österreichische Waffengemeinschaft zerrissen. Denn längst schon einander abgeneigt, warfen die Alliierten sich gegenseitig die Schuld an den Niederlagen vor und zogen sich, vor dem Sieger zurückweichend, die Sardinier nach Norden gegen Turin, die Österreicher nach Osten in die Lombardei zurück.

An seine siegreichen Truppen aber erließ Bonaparte eine neue Proklamation. „Soldaten“, hieß es darin, „ihr habt in 14 Tagen sechs Siege erfochten, 21 Fahnen, 55 Kanonen, mehrere feste Plätze erobert und den reichsten Teil von Piemont eingenommen. — Ihr habt Schlachten gewonnen ohne Kanonen, Bäche überschritten ohne Brücken, Eilmärsche gemacht ohne Schuhe, biwakiert ohne Branntwein und oft ohne Brot. — Aber ihr habt nichts gethan, da eines euch zu thun noch übrig bleibt: Mailand gehört euch noch nicht.“

Frieden mit Sardinien.

Bonapartes Instruktionen, wie er sie von Paris erhalten hatte, befahlen ihm für den Fall, daß die Österreicher sich zurückziehen sollten, ihnen so schnell als möglich nachzurücken, bevor sie sich wieder sammeln könnten. Allein, jetzt erachtete er es doch für sicherer, sich der Sardinier erst endgültig zu entledigen, bevor er die Verfolgung Beaulieus aufnahm. Die Lage des Königs Viktor Amadeus von Sardinien war eine verzweifelte. Bei Mondovi am 22. April geschlagen, sah er den Sieger nur noch 10 Stunden von seiner Hauptstadt entfernt; es war zu besorgen, daß bei ihrem Einrücken in dem stark unterwühlten Turin die Revolution ausbräche, wie es auf der Insel Sardinien schon geschehen war. Er schloß daher zu Chierasko am 28. April mit Bonaparte einen Waffenstillstand ab, indem er ihm das Besatzungsrecht in mehreren Festungen und das Recht ungehemmten Durchzuges durch Piemont einräumte. Der endgültige Friede kam zu Paris am 15. Mai zustande.



141. Schlacht bei Millesimo am 14. April 1796. Nach der Zeichnung von Carle Vernet gestochen von D. Bertaux.



Digitized by Google

Spannung mit dem Direktorium.

Damit hatte der General sich für den weiteren Vormarsch Rückendeckung verschafft; aber die Eigenmächtigkeit, mit der er selbst die Verhandlungen geführt, anstatt sie den Kommissaren des Direktoriums zu überlassen, und überhaupt von seinen Instruktionen abgewichen war, mußte bei dem Direktorium Anstoß erregen. Er strebte daher, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, indem er Junot mit den eroberten Fahnen, welche in feierlichem Aufzuge durch die Provinzen und durch die Straßen der Hauptstadt getragen werden sollten, nach Paris sandte, und suchte ferner das Direktorium zu beschwichtigen. Allein dieses gab Kellermann, welcher mit der Alpenarmee zwischen Lyon und Genf in Reserve stand, den Befehl, nach Mailand vorzurücken, während Bonaparte angewiesen wurde, sich auf einen Zug nach Livorno und die Unterwerfung von Parma, Modena, Rom und Neapel zu beschränken.

Am 13. Mai erhielt er das Schreiben des Direktoriums, das ihn so behandeln zu wollen schien, wie 1793 der Konvent seine Generale. Natürlich protestierte Bonaparte dagegen. „Ein schlechter General“, schrieb er Carnot, „taugt mehr als zwei gute. Der Krieg ist, wie die Regierungskunst, eine Sache des Taktes.“ Und wirklich erreichte er, daß Kellermann in Chambery blieb. Bonaparte erkannte, daß das Direktorium ihn für unentbehrlich in Italien hielt; das erhöhte sein Selbstgefühl außerordentlich. „In unsern Tagen“, äußerte er zu Marmont, „hat niemand große Thaten gesehen: an mir ist es, das Beispiel zu geben.“ Und er hatte schon, als er jenes Direktorialschreiben erhielt, ein solches gegeben.

Die Brücke von Lodi.

Beaulieu hatte auf seinem Rückzuge sich hinter der Agogna, die aus den Alpen dem Po zuströmt, festgesetzt. Die Stellung, durch Schanzwerke stark befestigt, war schwer angreifbar. Bonaparte zog daher auf dem rechten Ufer des Po weiter stromaufwärts und überschritt am 7. Mai unweit Piacenza auf einer Schiffbrücke den breiten Strom. Drei Tage später stand er an der Adda. Allein Beaulieu lagerte jetzt hinter diesem Flusse und verteidigte die Brücke von Lodi mit 9000 Mann und 30 Geschützen. Bonaparte beschloß, „den Stier bei den Hörnern zu fassen“, und rückte zum Sturm gegen die Brücke vor. Indessen seine Angriffe wurden von den Österreichern hartnäckig zurückgeschlagen. Da ließ er seine Kavallerie etwas weiter stromaufwärts über den Fluß gehen und den Österreichern in die Flanke fallen. Gleichzeitig ließ er 4000 Grenadiere im Sturmschritte über die Brücke gehen; das Artilleriefeuer des Feindes ließ sie zwar zweimal zurückweichen, aber schließlich, indem einige Generale sich selbst an die Spitze stellten und die Umgehungsmannschaft rechtzeitig zur Stelle kam, entschied sich der Kampf zu gunsten der Franzosen. Beaulieu gab die Verteidigung verloren und zog sich hinter den Mincio zurück, um in dem festen Mantua neue Streitkräfte zu sammeln.

Mailand.

Am 15. Mai hielt der Sieger in Mailand seinen Einzug, von den Lombarden mit unermeßlicher Bewunderung und Begeisterung empfangen: sie sahen in Bonaparte den Befreier und zugleich den Landsmann. Nach wenigen Tagen erfolgte jäh der Umschlag. Bonaparte legte der Stadt Mailand eine Kriegskontribution von 20 Millionen Frank auf. Alsbald brach in der Stadt ein Aufstand gegen die neuen Herren aus: Bonaparte, der schon weiter ostwärts gezogen war, kehrte sofort um und erstickte die Insurrektion mit blutiger Strenge in der Stadt und in der umgebenden Landschaft. Das Dorf Binasco z. B. ließ er niederbrennen und die Einwohner sämtlich ohne Unterschied töten. Dann setzte er sich wieder gegen Beaulieu in Marsch.

Mantua.

Die Österreicher hatten die ganze Umgegend von Mantua unter Wasser gesetzt. Eine regelrechte Belagerung der Festung war dadurch unmöglich gemacht, zumal die Sommerhitze in den Sümpfen ringsum Fieber ausbrütete. Bonaparte mußte sich also begnügen, Mantua zu bewachen und ein Beobachtungsheer gegen die Tiroler Berge

142. Erstürmung der Brücke von Lodi am 10. Mai 1796. Nach der gleichzeitigen Zeichnung von Thomas gestochen von Aubry.

Digitized by Google

aufzustellen, von wo jedenfalls Entsatz der Festung kommen mußte. Der weitaus wichtigste Paß war der Brenner, welcher in das Etschthal ausläuft. Sein Schlüssel ist Verona. Venedig aber, die Herrin, war neutral. Indessen unbekümmert darum, sandte Bonaparte Truppen in das Venezianische und besetzte, ohne Widerstand zu finden, die Festungen Verona, Peschiera, Brescia, das ganze Etschthal. — Wochen indes mußten vergehen, bevor das österreichische Entsatzheer heranziehen konnte; vorher war keine Entscheidung möglich. Bonaparte ließ jedoch diese ihm aufgezwungene Wartezeit nicht ungenützt verstreichen. Einen Teil seines Heeres ließ er zurück, um Mantua umzingelt und das Etschthal besetzt zu halten, mit dem andern machte er sich gegen die Kleinstaaten Mittelitaliens auf.

Raubzug durch Mittelitalien (1796).

Bonaparte hatte das Versprechen, welches er in Nizza seinen Soldaten gegeben, im vollsten Umfange gehalten: sie hatten Glück, Ruhm und Reichtümer in Fülle gefunden. Ein Plünderungssystem ohnegleichen wurde gegen die unterworfenen Landschaften angewandt: nichts entging den neuen Herren, weder Geld noch Proviant, noch Werke der Kunst und Wissenschaft. Rebellische Städte, wie Pavia, überließ der Obergeneral seinen Soldaten zur völligen Ausplünderung, seine Generale trieb er selbst an, sich mit den Geldern der eroberten Städte zu bereichern: um so sicherer nur wurden sie von ihm abhängig. Die Gelder der Sparkassen, der Hospitäler, der milden Stiftungen, alles fiel den Franzosen zum Raube.

Das Direktorium forderte Bonaparte auf, in den italienischen Kleinstaaten die Revolution wachzurufen: um so leichter würde er sie unterwerfen können. Allein der General hielt es doch für die Zukunft des Landes für zu bedenklich, den Bürgerkrieg des Volkes gegen die Aristokraten zu entzünden, als daß er der Mahnung folgen mochte; bedurfte er doch revolutionärer Mittel nicht mehr. So kam es, daß die Bevölkerungen die Franzosen mit Freuden empfingen als die Befreier aus alter Zwangsherrschaft, die Regierungen aber nicht weniger bereitwillig ihnen entgegen kamen als den Beschützern gegen die Revolution.

Parma, Modena, Neapel.

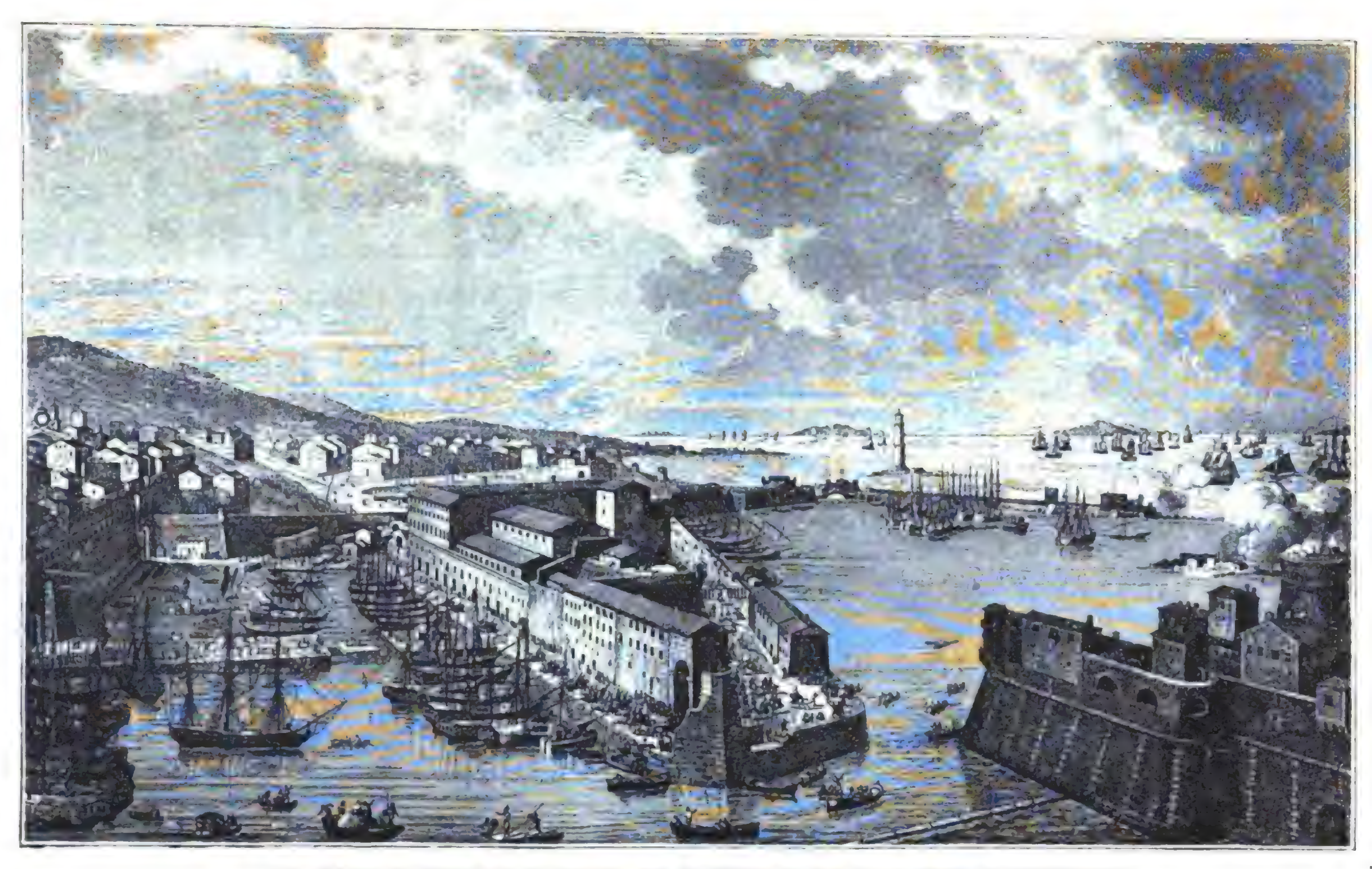
Schon bevor noch bei Lodi über das Schicksal der Lombardei entschieden war, hatte der Herzog von Parma, ein spanischer Infant, am 9. Mai mit Bonaparte einen Waffenstillstand geschlossen, durch den er von der österreichischen Waffengemeinschaft zurücktrat, 2 Millionen Frank, 20 Gemälde berühmter Meister, 1700 Pferde und viele tausend Zentner Proviant an Bonaparte lieferte. Einige Tage später, am 17. Mai, folgte der Herzog von Modena dem Beispiele seines Nachbars und erkaufte gegen $7\frac{1}{2}$ Millionen Frank und 20 Gemälde die Waffenruhe von Frankreich. Auch der König von Neapel bot Bonaparte freiwillig einen Waffenstillstandsvertrag an; er nahm ihn am 5. Juni an, indem er sich mit der Forderung begnügte, daß die vier vortrefflichen Kavallerieregimenter Neapels von der österreichischen Armee und die Flotte des Königreichs von derjenigen Englands sich trennte. Bald wurde mit Sardinien, so auch mit Neapel der definitive Friede durch Carnot vereinbart, der dadurch die Operationen Bonapartes zu unterstützen gemeint war.

Toscana.

Jetzt wandte sich Bonaparte gegen Toscana. Zwar hatte der Großherzog Frieden mit Frankreich geschlossen, aber in dem Haupthafen Toscanas, in Livorno, hatten die Engländer ungeheuere Vorräte aufgespeichert; dort ankerte auch eine Anzahl englischer Handelsschiffe. Beides, die Schiffe wie die Materialien, in Beschlag zu nehmen, war der Auftrag des Direktoriums. Mit der größten Heimlichkeit traf Bonaparte seine Vorbereitungen und begab sich selbst, während seine Bataillone in Toscana einrückten, am 23. Juni zu dem Großherzoge nach Florenz. Der Fürst fügte sich in sein Schicksal; die Engländer aber hatten noch rechtzeitig von dem gegen sie geplanten Überfalle Nachricht bekommen, so daß ihre Flotte in See stach und wenigstens einen Teil der Vorräte mitnahm. Indes war der Rest, welcher den Franzosen in die Hände fiel, doch immer noch so bedeutend, daß man seinen Wert auf 40 Millionen Frank schätzte.

Corsica.

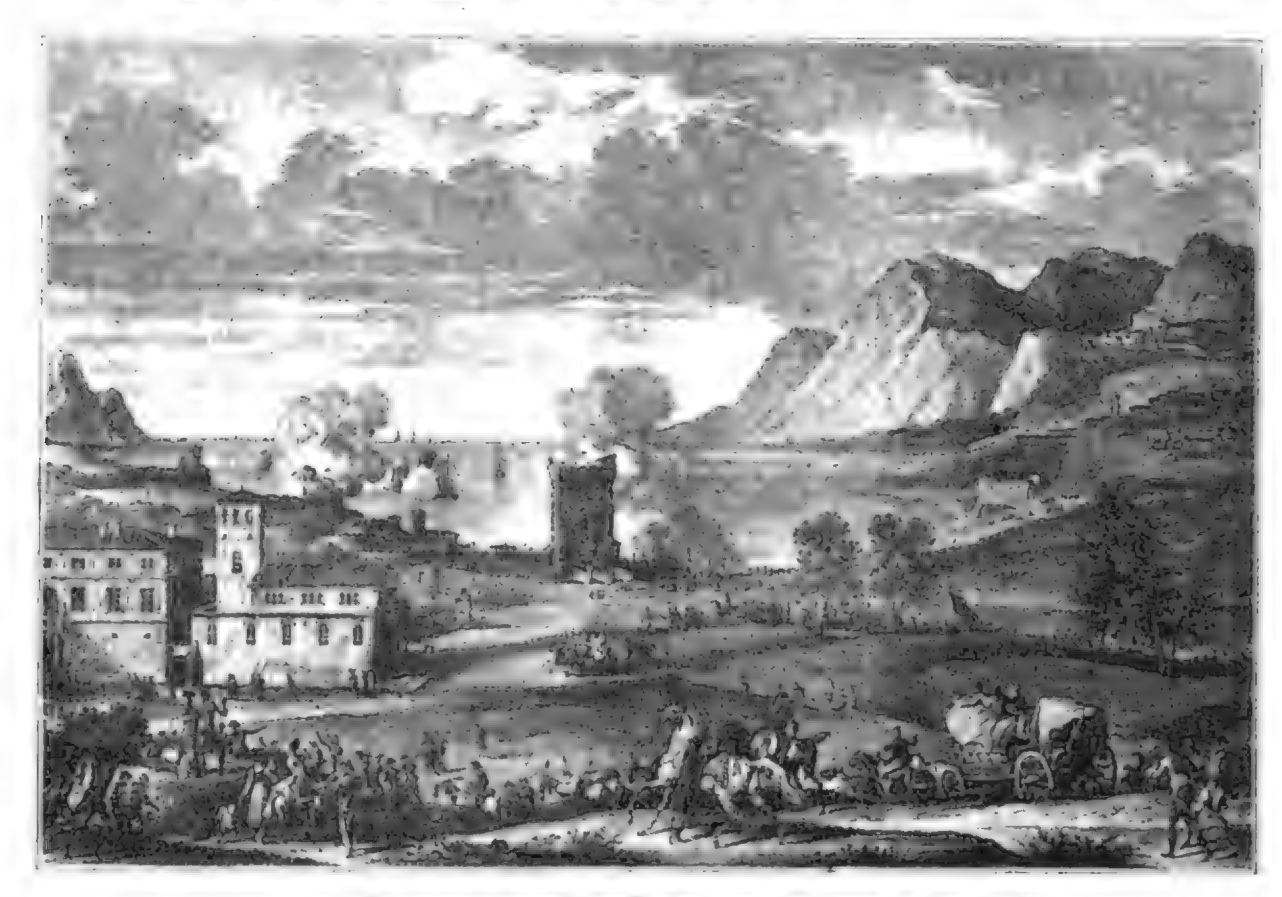
Mit der Besetzung Livornos war auch der geeignetste Ausgangspunkt zur Wiederunterwerfung Corsicas gewonnen. Sobald daher die Engländer sich zurückgezogen hatten, ließ Bonaparte von Livorno und Genua aus eine Expedition nach Corsica übersetzen, welche jetzt mit Leichtigkeit die Insel wieder der französischen Herrschaft unterwarf. Die jungen Trotzköpfe, welche sich nicht fügen wollten, steckte der Sieger einfach in seine Bataillone. Der erste, über den er die Acht aussprach, war Pozzo di Borgo, sein alter Gegner. Zum zweitenmal verließ der greise Paoli sein Vaterland: in London bereitete ihm die Gastfreundschaft Englands eine Zufluchtsstätte. Dort ist er 1807 gestorben, nicht ohne Stolz auf den gekrönten Corsen auf Frankreichs Thron, der trotz allem sein Landsmann blieb.



143. Besetzung von Livorno durch die Franzosen. Nach der Zeichnung von Carle Vernet gestochen von Duplessis-Bertaux.

Digitized by Google

Kirchenstaat. Gleichsam nur nebenbei hatte Bonaparte auf diesem Zuge durch Mittelitalien, der mehr ein Plünderungs- als ein Eroberungszug war, auch Frankreich an dem Papste gerächt. Im Januar 1793 war in Rom der französische Geschäftsträger Basseville in einem Volksauflaufe ermordet worden. Das wurde jetzt zum Vorwande der Besetzung der päpstlichen Staaten genommen. Zugleich trieb Lareveillière-Lepeaux im Direktorium unablässig aus Haß gegen das Christentum zur Vertilgung der päpstlichen Macht. Auf dem Zuge gegen Livorno besetzte Bonaparte die Legationen, die Landschaften an der Nord- und Ostseite des Apennin, mitsamt dem wichtigen Hafenplatze Ancona. Die Bevölkerung empfing ihren „Befreier" mit so ausschweifendem Jubel, daß der Papst, in Furcht, Bonaparte möchte die dreifarbige Fahne der Republik auf dem Kapitole selbst aufpflanzen, sofort zur Unterwerfung bereit war. In Bologna ward am 23. Juni ein Waffenstillstand vereinbart, in welchem Pius VI. das Besatzungsrecht in den Legationen Bologna und Ferrara den Franzosen einräumte, 21 Millionen Frank zahlte und 100 Kunstwerke nebst 500 seltenen Handschriften an Bonaparte auslieferte. Das genügte Bonaparte vor der Hand, denn die fieberbringenden Hundstage nahten, und es drängte ihn, den Schlag gegen die Engländer in Livorno zu führen.



144. Wiederunterwerfung von Corsica durch die Franzosen (1796).

Nach der Zeichnung von Carle Vernet gestochen von Duplessis-Bertaux.

Mantua. Von der gastlichen Tafel des Großherzogs von Toscana kehrte Bonaparte zu dem Kampfe gegen dessen Bruder, den Kaiser Franz, in das Lager vor Mantua zurück. Die Festung lag auf einer Insel im See von Mantua; zwei Brücken von 800 Schritt Länge führten zu den gleichfalls befestigten Vorstädten am Ufer. Weit und breit hatte Beaulieu die Umgegend unter Wasser gesetzt und dadurch die starke Festung ganz unzugänglich gemacht. Dann hatte er sich nach Tirol gewandt und den Oberbefehl niedergelegt. Bonaparte versuchte die Festung mit Sturm trotzdem zu nehmen: allein alle Angriffe wurden von den tapferen Verteidigern abgeschlagen. Bonaparte mußte sich auf die Zernierung der Festung beschränken; das Belagerungsmaterial, insbesondere 120 Geschütze, hatte er aus den eroberten kleinen italienischen Festungen zusammengebracht. Dadurch aber wurden ihm so viel Truppen entzogen, daß ihm, die aus Frankreich anlangenden Verstärkungen mitgerechnet, nicht mehr als 35000 Mann zur freien Verfügung blieben.

Da nahte der neue Befehlshaber der Österreicher von Innsbruck her mit stark überlegener Macht. Wurmser, von der Rheinarmee abberufen, um Beaulieu zu ersetzen, war trotz seiner zweiundsiebzig Jahre (geb. 1724) ein Mann von seltener Ausdauer und Tapferkeit. Am Gardasee teilte er sein 50 000 Mann starkes Heer; er selbst ging mit der Hauptmacht im Etschthal auf Verona und Mantua los, während sein Unterfeldherr Quosdanowitsch an der Westseite des Sees auf Brescia vorrückte; denn der Plan war, Bonaparte von zwei Seiten zu umklammern und zu erdrücken. Wirklich wurden die Franzosen zurückgedrängt, Verona fand Wurmser am 30. Juli vom Feinde geräumt, Quosdanowitsch nahm am selben Tage Brescia ein und schnitt damit den Franzosen Wurmsers Vorstoß.

145. General d. Kav. Dagobert Siegmund, Graf von Wurmser.
Nach einem Kupferstiche.

den Rückweg auf Mailand ab. Bonapartes Lage war auf das äußerste gefährdet: rückten die beiden feindlichen Feldherren gleichmäßig vor, so stand er binnen zwei oder drei Tagen zwischen zwei Feuern. Wollte man aber vor jeder Begegnung das Feld rasch räumen, so war der Rückzug ohne eigentliches Ziel und bei der Stimmung der Bevölkerung ein recht bedenkliches Unternehmen. Am 31. Juli traf er zu Roverbella, nördlich von Mantua, mit Augereau zusammen und erörterte mit ihm die Lage des Heeres. Dessen dreiste Zuversicht und Festigkeit bestimmten ihn zu dem kühnen Wagnis, noch in letzter Stunde durch einen einseitigen Vorstoß der ganzen Armee die Verbindung der beiden Feldherren zu vereiteln, und dann mit derselben Macht sich auf

146. Übersichtskarte über den Feldzug von 1796.

Nach Wörl, „Schlachtenatlas".

Digitized by Google

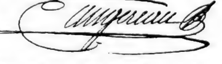
Wurmser zu werfen. Die hierzu nötige Aufhebung der Belagerung von Mantua — denn man brauchte die dabei thätigen Truppen — verfügte Bonaparte noch am 31. Juli, im Widerspruch mit Augereau. Schon am nächsten Morgen war Augereau in Brescia, das Quosdanowitsch geräumt hatte, um nordöstlich davon bei Gavardo am Chiese eine neue Stellung einzunehmen, die ihm auf alle Fälle die Rückzugslinie decken sollte. Damit war der Entscheidungskampf wieder hinausgeschoben, und Bonaparte hatte erneute Bedenken, die Augereau erneut zurückwies. Aber sie stiegen am 1. August erst recht in ihm auf, als am Nachmittag des 2. August Versprengte der Vorhut des Generals Valette die Kunde brachten, Wurmser sei nur 10 km von Montechiaro, wo Augereau seine neue Stellung nach Verlassen Brescias einnehmen sollte, in Castiglione erschienen. In Wahrheit war es, wie man sich dann überzeugte, seine Vorhut unter General Liptay. In der Nacht zum 3. August berief Bonaparte zum drittenmal den Kriegsrat. Der Eifer Augereaus und der andern Generale bewies ihm, daß sie bei der nun bevorstehenden Entscheidung ihre Pflicht thun würden, er ließ ihnen aber die Verantwortung, die namentlich Augereau glänzend rechtfertigte.

Peter Franz Augereau, am 21. Oktober 1757 geboren, war der Sohn eines armen Maurers in Paris. Sein mächtiger Körperbau wie sein tollkühner Mut schienen ihn zum Soldaten zu bestimmen; jakobinischer Eifer hatten ihn in der Revolution bemerkbar gemacht: aus dem Pariser Straßenjungen war ein verwegener General geworden. Jetzt stimmte er mit Entschiedenheit für die Schlacht. In jenem dritten Kriegsrate, den Bonaparte berief, trat Augereau etwas prahlerisch an ihn heran, faßte ihn am Knopfloch und rief: „Ich will deinen Ruhm, hier müssen wir uns schlagen, und ich stehe für den Sieg. Übrigens“, fügte er mit Nachdruck hinzu, indem er sich entschlossen den Hut auf den Kopf drückte, „übrigens, wenn es wieder schlecht geht, so kann es nur geschehen, wenn Augereau tot ist.“ Bonaparte sah sich mit seinen Rückzugsgedanken allein. „Ich will nichts mit der Sache zu thun haben“, rief er aufgeregt und wollte den Saal verlassen. „Wer aber wird befehligen?“ rief Augereau ihm nach. „Du!“ antwortete Bonaparte und ging hinaus. Augereau.

Der 3. August brachte Gefechte bei Lonato, Salo am Gardasee und Gavardo mit Quosdanowitsch und der von ihm entsandten Brigade Ocskai. Quosdanowitsch hatte am 2. August eine Mitteilung von Wurmser erhalten, daß er an diesem Tage bei Goito über den Mincio zu gehen und Bonaparte dann im Rücken zu fassen gedenke. Also handelte Quosdanowitsch ganz recht, wenn er am 3. August zu jenem durchzubrechen versuchte. Aber dieser Durchbruch wurde bei Lonato durch Masséna zurückgewiesen, in Salo hielt sich Sauret in einer für die Österreicher gefahrdrohenden Stellung, wenn schon diese die Angriffe von Sauret, Despinois und Dallemagne auf Gavardo siegreich zurückgewiesen hatten; das schlimmste aber war, daß Wurmser sich nicht zeigte, auch weit und breit keine Spur von ihm zu sehen war. Um sich nun nicht durch die Gesamtmacht der Franzosen die Rückzugslinie des Chiese abschneiden zu lassen, beschloß Quosdanowitsch, seine Stellungen zu räumen und um das Nordende des Gardasees marschierend, vielleicht die Verbindung mit Wurmser zu ermöglichen. Dieser hatte sich durch allerlei Nebendinge aufhalten lassen, so daß seine Truppen erst am Nachmittag des 3. August auf Liptay stießen, der von Augereau schon aus Castiglione nach Solferino zurückgedrängt worden war. So kam das Gefecht zum Stehen, und Wurmser benutzte den 4. August, um sich in seinen Stellungen zu verschanzen und am nächsten Tage unter Mitwirkung Quosdanowitschs den Feind zu erdrücken. Durch thörichte Entsendung von Truppenteilen hatte er sich dermaßen geschwächt, daß er allein zu keiner Aktion mehr im stande war: er hatte nur noch 20000 Mann da. In der Nacht auf den 5. August erhielt er die Nachricht von dem Rückzuge Quosdanowitschs. Am Morgen dieses Tages griff ihn Bonaparte zwischen Castiglione und Solferino mit Übermacht an, und unter glänzender Beteiligung der Brigade Augereau wurde ein vollständiger und entscheidender Sieg erkämpft. Schlacht bei Castiglione.

**Bei Roveredo und Bassano.**

Der Plan Bonapartes vom 31. Juli war überraschend geglückt. Wurmser war in die Tiroler Berge zurückgeworfen; Mantua wurde von neuem eingeschlossen. Jetzt rückte Bonaparte auch das Etschthal hinauf: er gedachte Moreau die Hand zu reichen, der, damals in München stehend, eben deswegen sich so weit südwärts von Jourdan entfernt hatte, um mit der italienischen Armee Fühlung zu gewinnen, von der soeben ein Teil unter Masséna bei Roveredo am 3. und 4. September einer Abteilung Wurmsers ein siegreiches Gefecht geliefert und den Österreichern einen Verlust von 5000 Mann und 25 Kanonen zugefügt hatte. Allein die italienische Armee war erst bis Trient vorgedrungen, als Erzherzog Karl Moreau zwang, sich wieder gegen



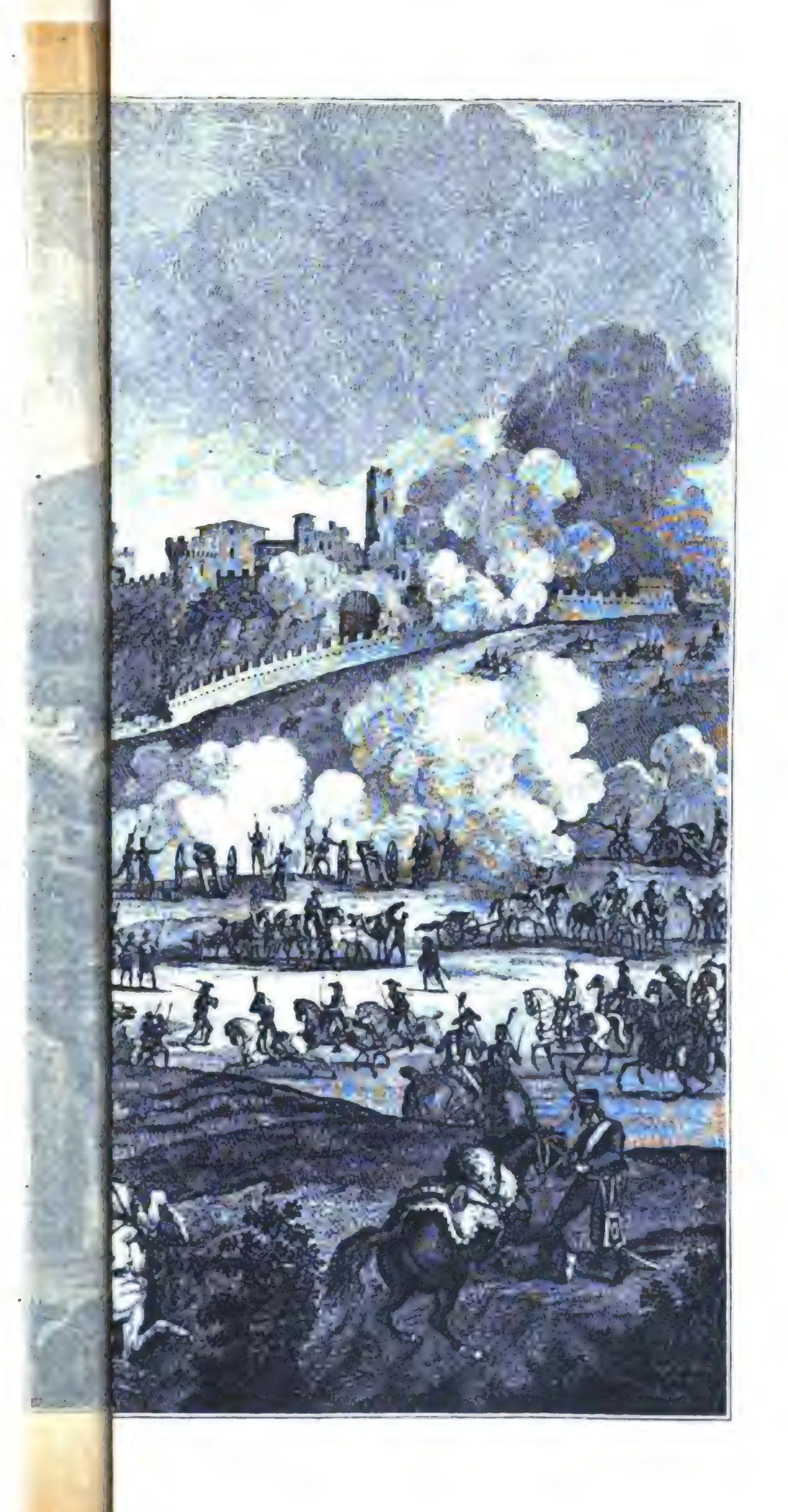
147. Peter Franz Augereau, seit 1804 Marschall, seit 1805 Herzog von Castiglione

Nach einem Kupferstiche von Forestier

den Schwarzwald zurückzuziehen. Infolgedessen wandte sich Bonaparte abermals gegen Wurmser, der, ansehnlich verstärkt, an der Brenta Stellung genommen hatte, fiel ihm in den Rücken und schlug ihn nochmals bei Bassano am 8. September. Dem Geschlagenen blieb kein andrer Weg zur Rettung, als sich in Eilmärschen in die Festung Mantua selbst hineinzuwerfen.

Mantua, während der Aufhebung der Belagerung in den ersten Augusttagen reichlich mit Kriegsmaterial und Proviant versehen, bildete jetzt mit seinen 22000 Verteidigern ein äußerst starkes Bollwerk, ohne dessen Besitz sich Bonaparte noch nicht endgültig als den Herrn Italiens betrachten konnte. Bonaparte hatte sich im offenen Felde als unüberwindlich erwiesen; indes die Österreicher nahmen keine Lehre an. Anstatt sich auf die Verteidigung von Mantua lediglich zu beschränken und ihre Heere

Digitized by Google



Digitized by Google

in Deutschland zur Vernichtung der französischen Streitkräfte zu verwenden, boten sie in Italien Armee auf Armee dem Unüberwindlichen zur Besiegung dar. Und doch wäre durch die Vernichtung Moreaus auch Mantua entsetzt worden.

Ende Oktober zog von Tirol Feldzeugmeister Joseph von Alvinzy heran, ein rüstiger und tapferer General von 61 Jahren. Seine Armee, meist aus junger Mannschaft zusammengesetzt, die in Kroatien und an der Militärgrenze ausgehoben worden war, war der französischen an Zahl überlegen; allein er teilte sie, um nach demselben Plane wie Wurmser zu operieren. Bonaparte warf dem Heere, welches unter Alvinzy selbst heranzog, ein Korps von 9500 Mann unter Masséna entgegen; die zweite Armee der Österreicher, welche unter Davidowitsch im Etschthale herankam, sollte Neue Rüstungen Österreichs.

148. Ansicht von Mantua.

Vaubois mit etwa 10000 Mann aufhalten; Augereau stand mit 12600 Mann in Verona und Umgegend, um nach Umständen dem einen oder andern beispringen zu können. Allein Vaubois wie Masséna wurden geworfen. Bonaparte begab sich nun selbst nach Rivoli zu den Weichenden. „Soldaten", redete er bei der Revue, die er über sie hielt, sie an, „ich bin mit euch nicht zufrieden; ihr habt weder Disziplin, noch Standhaftigkeit, noch Tapferkeit gezeigt. — Regiment 39 und 85, ihr seid nicht mehr französische Soldaten; General, lassen Sie auf die Fahnen schreiben: sie gehören nicht mehr zur italienischen Armee." Mit Thränen in den Augen riefen die Grenadiere: „Man hat uns verleumdet; stellt uns in die Avantgarde und ihr werdet sehen, ob wir zur italienischen Armee gehören." Wenige Tage später lieferten sie den Beweis. Es war auch notwendig, denn die Lage Bonapartes war gleich gefährlich wie bei Castiglione; die Macht der Gegner hätte ihn bei ruhigem Zusammenwirken der Führer erdrücken

Digitized by Google

**können. Bei Arcole kam es am 15. November zu einem grausamen Ringen, das bis zum 17. währte, furchtbare Verluste auf beiden Seiten brachte, aber schließlich nach dreitägiger Dauer den Sieg den Franzosen ließ.**

Arcole. In nächtlichem Marsche rückte Bonaparte auf dem rechten Ufer der Etsch gegen Alvinczy vor. Am Morgen des 15. November gelangten seine Kolonnen an den Bach Alpone, welcher, weit und breit die Umgegend versumpfend, der Etsch zufließt. Angesichts des Dorfes Arcole führte eine Brücke hinüber, welche Kroaten unter General Brigido besetzt hatten. Sie war der einzige Weg für die Franzosen: aber die Kroaten, durch einen Damm gedeckt und jenseit der Brücke in den Häusern des Dorfes geschickt verteilt, warfen durch Gewehrsalven alle Angriffe zurück; selbst als Augereau persönlich die Führung übernahm und sich, wie durch ein Wunder

149. Feldzeugmeister Joseph Freiherr Alvinczy von Berberek oder Barberek.
Nach der Lithographie von J. Kraupa.

gerettet, den Salven der Österreicher eine Weile lang, die Fahne in der Hand, aussetzte, brachte er seine Leute nicht über die Brücke. Da kam Bonaparte heran, der unterdessen bei dem westlich von Arcole gelegenen Dörfchen Porcile Masséna hatte kämpfen lassen. „Denkt an die Brücke von Lodi!" rief er den Grenadieren zu. Sie zögerten: da stieg er vom Pferde, ergriff eine Fahne und ging allein den Kroaten entgegen. Jetzt ermannten sich die Soldaten, aber das Feuer der Feinde trieb sie wieder zurück. Bonaparte stand allein auf der Brücke, den Truppen zurufend; einige Offiziere stürzten vor, faßten ihn bei den Armen und zogen ihn mit Gewalt aus dem Feuer zurück. Er stieg wieder zu Pferde; aber das Tier bäumte sich und schleuderte seinen Reiter in den Sumpf zur Seite. Man zog ihn heraus; die Kroaten rückten jetzt zum Angriffe vor, allein sie wurden zurückgetrieben, viele in den Sumpf gestürzt. Auf diesem Wege war also nicht vorwärts zu kommen. Aber was die Franzosen, durch Augereau darauf hingewiesen, schon am 16. versucht hatten, nämlich weiter abwärts eine Brücke über den Alpone zu schlagen, das gelang in der Nacht zum 17. November unter Bonapartes eigner Leitung, und am 17. drangen die Franzosen trotz des heldenmütigen Widerstandes des dort aufgestellten Miloradowitsch auf dem linken Ufer des Alpone vor. In seinem Rücken ertönte plötzlich gewaltiges Trompetengeschmetter. Ein Leutnant Hercule hatte von Bonaparte den Befehl erhalten, mit allerdings nur

Digitized by Google

25 Mann aber sämtlichen Trompetern seiner Reiterdivision auf irgend einem Wege den Feinden in den Rücken zu kommen. Die List gelang. Major Miloradowitsch räumte das linke Ufer, Arcole wurde genommen, und obgleich Alvinzy noch alles mögliche that, um das Schicksal des Tages aufzuhalten — seine Truppen waren körperlich wie moralisch durch das furchtbare Ringen dieser drei Tage so erschöpft, daß sie dem Feinde die Stirn nicht mehr bieten wollten. „Es war“, schrieb Bonaparte an das Direktorium, „wahrhaftig ein Kampf auf Leben und Tod: unter den Generalen ist keiner, dessen Kleider nicht von Kugeln durchlöchert sind.“

Friedensbedürfnis des Direktoriums.

Immer erneut empfand das Direktorium, wie unentbehrlich der General ihm wurde, aber ebenso gut vermochte es nicht sich der Notwendigkeit eines Friedens bei den zerrütteten Verhältnissen im Innern zu verschließen. Im übrigen legte es, nicht ganz mit Unrecht, dem Siege von Arcole nicht die übermäßige Bedeutung bei, die der General in seinen Berichten ruhmredig beansprucht hatte; hier wie bei Castiglione

160. Kampf auf der Brücke von Arcole am 15. November 1796.
Nach einem zeitgenössischen Stiche.

hatte die Entscheidung auf der Schneide des Schermessers geruht. Die Kräfte Österreichs waren noch nicht vernichtet, die Frankreichs aufs äußerste in Anspruch genommen. Daraus erklärt sich die Sendung des Generals Clarke, eines irländischen Flüchtlings und Vertrauten Carnots, der am 25. November 1796 nach Italien abreiste, um einerseits Bonaparte die Wünsche des Direktoriums zu übermitteln und sich von Alvinzy Pässe zu fordern, um mit dem österreichischen Kabinett über den Frieden zu unterhandeln. Er konnte, am 6. Dezember in Mailand angekommen, dem Direktorium seine überaus freundliche Aufnahme durch Bonaparte mitteilen, der dort mit seiner Gattin Josephine eine Art Hof hielt; aber, wie es ihm Bonaparte vorausgesagt hatte, sein eigentlicher Zweck wurde mit nichten erreicht. Graf Thugut erwartete um diese Zeit noch alles von der bevorstehenden Aktion Alvinzys, und so ließ er Clarke überhaupt nicht nach Wien reisen, sondern verwies ihn an den kaiserlichen Gesandten in Turin.

Digitized by Google

Schlacht bei Rivoli.

Der Winter kam; einen Meter hoch bedeckte der Schnee die Alpen, als Alvinzy zu neuem Angriffe aus den Bergen vordrang. Mit bewunderungswürdiger Energie hatte Österreich sein Heer wieder auf 45000 Mann gebracht. Der erste Angriff des tüchtigen Alvinzy richtete sich gegen Joubert, der mit 10000 Mann das Plateau von Rivoli besetzt hielt. Sofort war Bonaparte bei dem Bedrohten. Im hellen Mondschein der dem ersten Kampfestage folgenden Januarnacht beobachtete er die Bewegungen der Feinde, die es auf eine Umzingelung abgesehen hatten. Zur rechten Zeit, aber auch nur eben in letzter Stunde, erschien Masséna, dem Napoleon vorausgeeilt war, und nun schlugen die vereinten Franzosen die Österreicher, die hart vor einem Siege standen, zurück. Bonaparte überließ es Joubert sie zu verfolgen; denn während die Schlacht noch verhallte, am 15. Januar 1797, erhielt er die Nachricht, daß auch ein andres österreichisches Korps unter Provera über die Etsch weiter strom-

151. Die päpstlichen Schlüsselsoldaten und die Franzosen 1797.
Satirisches Flugblatt aus der Zeit.

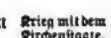
abwärts gegangen und im Verein mit Wurmser, der endlich einen Ausfall gewagt, von Süden her die französische Stellung bedrohe. Mit äußerster Raschheit warf sich Bonaparte zwischen die beiden neuen Gegner: Provera wurde zur Ergebung gezwungen, während Serrurier Wurmser in die Festung zurücktrieb.

Übergabe von Mantua.

Damit war Wurmsers letzte Hoffnung gescheitert: Krankheit im Heere und Mangel an Lebensmitteln zwangen ihn, seinen Adjutanten Klenau an Serrurier zu schicken, um ihm die Übergabe der Festung anzubieten. Klenau unbekannt, wohnte Bonaparte an einem Seitentische schreibend, den Verhandlungen bei. Nach einer Weile stand er auf, das Papier in der Hand. „Hier sind die Bedingungen“, sagte er zu Klenau, „die ich Ihrem General anbiete. Ich respektiere sein Alter, seine Tapferkeit und sein Unglück. Mag er morgen die Thore öffnen, mag er vierzehn Tage oder einen, ja zwei Monate zögern: er wird dieselben Bedingungen erhalten. Er kann warten bis auf sein letztes Stück Brot. Ich reise im Augenblicke ab, um den Po zu überschreiten: ich marschiere auf Rom.“ — Am folgenden Tage, den 3. Februar 1797, öffnete Wurmser die Thore Mantuas: er erhielt mit 700 Mann seiner eignen Wahl freien

Digitized by Google

Abzug; die übrige Besatzung mußte sich Serrurier kriegsgefangen ergeben. Der Krieg gegen Österreich in Italien war zu Ende.




Wirklich hatte Bonaparte vorher den Po überschritten und war mit 11000 Mann in das päpstliche Gebiet eingerückt. Es kam für ihn darauf an, bevor er den Kampf gegen Österreich im Norden fortsetzte, vor einer Schilderhebung Italiens in seinem Rücken sich zu sichern. Konnte nicht aus dem Kirchenstaate wirklich eine römische Vendée für ihn werden, wie der Kardinal Busca drohte? Hatte nicht der Papst infolge des Anmarsches Alvinzys ein sehr geringes Gedächtnis für den Vertrag von Bologna gezeigt und allerhand feindselige Vorbereitungen getroffen? War nicht der

162. Papst Pius VI.
Nach dem Gemälde von Jos. Hickel, gestochen von Jacob.

geheime Briefverkehr des Papstes mit Wien in Bonapartes Hände gelangt? Am 1. Februar 1797 erließ er seine Kriegserklärung an den Papst Pius VI. und in kurzer Zeit war er seines Erfolges sicher, namentlich da er sich, aus politischen Gründen, mit einem verhältnismäßig bescheidenen Resultate zufrieden gab.

Treffen am Senio.

Parma und Modena hatte er schon „unter den Schutz des französischen Heeres“ gestellt. Jetzt ging er einen Schritt weiter. Die päpstlichen Schlüsselsoldaten, unter dem Oberbefehle eines Kardinals zwischen Forli und Rimini aufgestellt, leisteten keinen ernstlichen Widerstand; ihre Stellung sollte der Senio schützen, ein kurzer Bergstrom, der sonst wasserreich und reißend, gerade in dieser Zeit seicht genug war, um an verschiedenen Punkten ein Durchwaten zu gestatten. Der kommandierende Kardinal war menschenfreundlich gesonnen und warnte die Franzosen am 2. Februar vor weiterem



Digitized by Google

Vorgehen, da man sonst schießen würde. Die Stürmer von Lodi und Arcole ließen sich durch diese merkwürdige Drohung begreiflicherweise nicht aufhalten. General Lannes überschritt in der Morgenfrühe des 3. Februar oberhalb der feindlichen Aufstellung den Fluß; dann wandte sich die Hauptmacht gegen die Schlüsselsoldaten und päpstlichen Bauern, den Fluß mit großer Ruhe durchwatend. Vergebens trachteten Priester mit erhobenem Kruzifix den Mut der päpstlichen Soldaten und Bauern zum Martyrium zu entfachen. Nach wenigen Schüssen warfen diese die Gewehre weg und liefen davon oder ergaben sich kriegsgefangen. Alle Gefangenen aber setzte Bonaparte ohne weiteres wieder in Freiheit und entsandte sie mit dem Auftrage, seine Proklamationen zu verbreiten, in ihre Heimat. So ließ er sich bis in die entlegensten Dörfer als „Beschützer der Religion und des Volkes“ verkündigen. Denn bei dem völligen Bankrott, den die Revolution in religiöser Beziehung je länger um so deutlicher machte, lag ihm daran, die Unterstützung der Priester für seine ehrgeizigen Pläne zu gewinnen. Darum ließ er dem Papste die Versicherung geben, daß ihm mehr daran läge, der Retter als der Zerstörer des heiligen Stuhles zu werden, und ordnete an, daß die zahlreichen eidweigernden Priester, die, aus Frankreich flüchtig, im Kirchenstaate eine Zuflucht gefunden hatten, in den Klöstern Wohnung, Nahrung, Licht und Feuerung und sogar eine mäßige Besoldung erhalten sollten, nur mußten sie ihm für den Schutz, den er ihnen angedeihen ließ, Gehorsam schwören. So erntete er den Dank der katholischen Geistlichkeit, und der Papst erteilte ihm den apostolischen Segen. Denn für alle seine kriegerischen Maßregeln, die er gegen den Kirchenstaat unternahm, für alle Erpressungen schützte er die Befehle des Direktoriums vor, die er freilich auf sein Verlangen erhalten hatte.

Friede von Tolentino (1797).

Alles Land bis über Rimini hinaus wurde von den Franzosen besetzt, das hölzerne Madonnenbild von Loreto wurde nach Paris geschickt; den reichen Kirchenschatz von Loreto indes hatte der Papst Pius beizeiten nach Rom in Sicherheit bringen lassen. Durch einen einzigen Kanonenschuß wurden die Verteidiger von Ancona auseinander gejagt. Da erschien denn im Hauptquartier zu Tolentino bei Bonaparte eine Gesandtschaft des Papstes, welche um Frieden bat. Der Eroberer gewährte ihn am 19. Februar 1797, indem er das besetzte Land behielt und von dem Papste außer den vom Frieden von Bologna rückständigen 16 Millionen noch 30 Millionen Frank sowie Genugthuung für die Ermordung Bassevilles erhielt. Außerdem besorgte eine „Kommission von Gelehrten“ noch die Auswahl der schon in Bologna ausbedungenen Manuskripte, Gemälde und sonstigen wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze, die nach Paris wandern sollten.

Von Ancona schweiften die Blicke des Ehrgeizigen nach der fernen Küste von Epirus hinüber, die in ihm die Erinnerung an Alexander den Großen wachrief. Plutarch hatte die Begeisterung für den makedonischen Helden in ihm entzündet: jetzt fühlte er sich auf dem Wege ihn zu erreichen, ja zu übertreffen. In denselben Tagen aber schauten die Römer mit unverstelltem Ingrimme auf die lange Wagenreihe, die ihnen ihr Gold und die herrlichsten Kunstschätze des Altertums nach Frankreich entführte.

Bonaparte und die Verhältnisse in Frankreich.

Man sieht deutlich, auf welches Ziel Napoleon jetzt zustrebte. Mit jedem Tage mehrte sich die Geldnot des Direktoriums, das in dieser Zeit schon nicht mehr umhin gekonnt hatte, den schon vorhandenen Bankrott auch offiziell anzuerkennen. Das Gesetz vom 16. Pluviose des Jahres V (4. Februar 1797) sprach Assignaten und Landmandaten (Mandats territoriaux, s. oben S. 345) das Todesurteil. Sieben Monate später strich das Gesetz vom 9. Vendemiaire des Jahres VI (30. September 1797) zwei Dritteile der Staatsschuld. Wie mußte es dieser ewig gelddurstigen Regierung, die aus der Hand in den Mund von Assignaten zu leben gezwungen war,

wohlthun, wenn aus Italien Million auf Million, sei es in Gold, sei es in Naturalien, ihr zu Hilfe gesandt wurde. Man kann wohl sagen, daß der Mann, der am 13. Vendémiaire den Konvent gerettet hatte, nun den Hauptbeitrag zur Erhaltung des Direktoriums lieferte. Natürlich machte er es sich gerade dadurch abhängig, und niemand in Frankreich konnte es verborgen bleiben, wessen Schultern die Direktorialregierung stützten. Von Bassano aus konnte er drei Wochen nach dem soeben erwähnten Frieden von Tolentino in einem Armeebefehle es erwähnen, daß die Kriegsschatzungen, die er und das Heer den besiegten und besetzten Ländern abgerungen, nicht nur dieses selbe Heer ernährt und gekleidet, sondern auch dem Finanzminister des Vaterlandes 30 Millionen zugebracht hätten. Damit hätten sich schon 5 Milliarden Assignaten beseitigen lassen, wenn man überhaupt noch dazu hätte Veranlassung nehmen wollen. — Lernte man nach dieser Seite hin die Vorzüge eines siegreich geführten Krieges kennen, so sorgte Bonaparte auch noch nach einer andern Seite für Vermehrung dieser Erkenntnis durch sichtbare Zeichen. Mehrfach lobt er die umsichtige und verständnisvolle Thätigkeit der Gelehrten, d. h. der schon erwähnten eigens dazu vom Direktorium bestimmten Kommission von Kunstkennern und Philologen, die bei jedem Friedensschlusse die Auswahl der Kunstwerke und Handschriften besorgen sollten; bessere Herolde seiner Thaten konnte Bonaparte nicht gut nach Paris senden, als die Rosse des Lysipp von der Markuskirche zu Venedig und etwas über 300 andre Meisterwerke der Kunst. Diese Gemälde und Statuen, zugleich der Eitelkeit der Pariser schmeichelnd, wurden die beredten Verkündiger seines Ruhmes in der Hauptstadt. So wuchs sein Ansehen beim Volke mit jeder neuen Sendung und überstrahlte in immer bedenklicherer Weise die Geltung des Direktoriums.

**Bonaparte gegen Erzherzog Karl.**

Doch stand Bonaparte trotz Arcole und Rivoli noch nicht vor dem Ziele. Der Kriegsplan Carnots für das Jahr 1797 war, daß zugleich mit Bonaparte die französische Rheinarmee gegen Österreich andringen, und so der Frieden erzwungen werden solle. Doch hatte er dem Drängen Bonapartes wenigstens soweit nachgegeben, daß er einen Teil der Rheinarmee zur Verstärkung Bonapartes nach Italien geschickt hatte. Indes der Überwinder von Mantua war nicht der Mann, den Ruhm der endgültigen Überwindung Österreichs mit irgendwem zu teilen. Rasche Entschlossenheit also war das, was vor allem not that: es galt Österreich den Frieden aufzunötigen, bevor noch die jetzt unter Hoche gestellte Rheinarmee überhaupt auf dem Plan erscheinen konnte. Überdies war er nicht gesonnen, dem neuen Oberbefehlshaber der Österreicher, dem Erzherzog Karl, Zeit zu lassen, aus den Trümmern der Armee Wurmsers und Alvinzys wieder ein kriegstüchtiges Heer herzustellen. Schon Anfang März setzte er sich daher in Marsch, um durch die Ostalpen gegen Wien selbst vorzudringen.

**Venedig.**

Es war ein fast überkühnes Unternehmen. Denn er hatte nicht mehr als 52000 Mann dazu verfügbar, mit denen er nicht bloß den Erzherzog mitten in Feindesland überwinden, sondern auch gegen die Freischaren der Tiroler zur Seite und gegen das verdächtige Venedig im Rücken sich schützen sollte. Mittelitalien zwar war durch den Feldzug gegen den Papst entwaffnet und eingeschüchtert; auch Venedig hatte schon im Mai die schwere Hand des Siegers empfunden: allein jetzt, wo er der aristokratischen Handelsrepublik ein Bündnis anbot, lehnte sie es ab; sie wollte es mit Österreich, dem Vorkämpfer der alten Ordnung halten.

Bei der Annäherung der französischen Truppen hatte Venedig dem Zorn Frankreichs dadurch zuvorkommen wollen, daß es Ludwig XVIII., der im Venezianischen, in Verona, Zuflucht gefunden, aufforderte, das Gebiet der Republik zu verlassen. „Ich werde abreisen", hatte der Prätendent geantwortet, „aber ich verlange, daß man mir das „Goldene Buch" des venezianischen Adels vorlege, in dem der Name meiner

163. Schlacht am Tagliamento am 16. März 1797. Nach der Zeichnung von Carle Vernet gestochen von Duplessis-Bertaux.

Digitized by Google

Familie verzeichnet ist: ich will ihn auslöschen mit eigner Hand.“ Doch hatte der Senat eine Gesandtschaft an Bonaparte gesandt, um gegen die Besetzung der venezianischen Festungen im Etschthale Einsprache zu erheben: allein mit strengen Worten hatte der General sie darauf hingewiesen, daß die Republik dieselben Festungen ohne Widerstand von den Österreichern hätte besetzen lassen. Jetzt fühlte sich der Senat beleidigt und wies das Anerbieten eines Bündnisses mit Frankreich zurück; wußte er doch, daß Bonaparte nicht stark genug war, um gegen die Republik Gewalt anzuwenden.

Freilich war der General augenblicklich außer stande, Truppen gegen den Inselstaat abzusenden; aber gab es nicht noch andre Mittel, die abgeneigten Aristokraten von San Marco im Schach zu halten? Soweit sein Einfluß reichte, ermutigte er die Unzufriedenen in den venezianischen Städten zur Schilderhebung: in Bergamo und Brescia wurden im März 1797 unverzüglich die aristokratischen Behörden verjagt und ein demokratisches Regiment eingerichtet, das natürlich an Frankreich seinen Rückhalt suchte. Andre Städte folgten nach. Das genügte, um den Lagunenstaat lahm zu legen, für den überdies die französische Flottille in Ancona eine direkte Bedrohung war.

Erhebung in Tirol.

Gefährlicher als die gepuderten Nobili Venedigs waren die kernhaften Landschützen Tirols. Schon im vorigen Jahre hatten sie den Franzosen ungerufen manche Verlegenheiten bereitet: jetzt war die Bedrängnis des Wiener Hofes so groß, daß er alle Bedenken überwand und das Volk Tirols zum Guerillakriege gegen den Feind aufrief. Bonaparte unterschätzte die ihm daraus drohende Gefahr keineswegs; er ordnete die strengste Mannszucht an, verbot Kontributionen von den Gebirgsbewohnern zu erheben, schmeichelte den Priestern des bigotten Volkes, zugleich aber ließ er durch eine Proklamation die Tiroler Freischärler auffordern, in ihre Heimatdörfer zurückzukehren: andernfalls würde er sich an ihre Familien und ihre Besitzungen halten. Das brachte das Gebirgsvolk alsbald zur Ruhe. Dennoch hielt er es für nötig, Joubert mit 18000 Mann nach Tirol zu entsenden, um den Brenner und den Eingang in das Pusterthal zu besetzen. Man sieht, daß Erzherzog Karl, wenn er Tirol zur Grundlage seiner Feldzugspläne gemacht hätte, von hier aus Bonaparte die schwersten Verlegenheiten bereitet hätte; das hat Napoleon später auf St. Helena selbst ausgesprochen. Ein andres Korps unter Masséna schickte Bonaparte nach Kärnten vor, während er selbst mit der Hauptmacht den dritten der aus Venedig nach Wien führenden Wege, den Weg durch Krain einschlug.

Schlacht am Tagliamento.

Diesen Weg hatte der Erzherzog Karl besetzt, um Triest zu decken; hinter dem Tagliamento hatte er sich aufgestellt. Die französischen Soldaten durchwateten den Fluß. Bernadotte hatte die Regimenter der Rheinarmee Bonaparte zugeführt. „Soldaten vom Rhein“, rief er seinen Leuten zu, als sie in das Wasser hinabstiegen, „die italienische Armee blickt auf euch!“ Und sie gingen nicht anders vor als die sieggewohnten Grenadiere. Der Übergang wurde erzwungen. Drei Tage später, am 19. März, wurde der Isonzo überschritten und Gradiska eingenommen. Damit stand der Weg nach Triest offen.

Vorstoß gegen Wien.

Unterdessen hatte Masséna den Tarvispaß, der zwischen den Karnischen und Julischen Alpen von Friaul nach Kärnten hinüberführt, erobert (21.—23. März 1797), immer weiter mußte der Erzherzog zurückweichen. Bonaparte nahm sein Hauptquartier in Judenburg; seine Vorposten wurden bis Leoben in Steiermark vorgeschoben; durch das Pusterthal zog Joubert heran, um zur Hand zu sein, falls es zu einer Entscheidungsschlacht vor Wien käme, denn wenige Tagemärsche reichten jetzt aus, um Bonaparte in das Herz Österreichs hineinzuführen. Schon führte man Erdwerke um Wien auf, um die bestürzte Hauptstadt verteidigungsfähig zu machen. Denn was konnte jetzt noch den Sieger in seinem Laufe aufhalten? Und doch, solange die fran-

zösischen Truppen den Rhein noch nicht überschritten und Österreich von dieser Seite her aufs neue bedrohten, war Bonapartes Stellung nicht gesichert. Überdies gärte im Rücken, im Venezianischen, der Aufruhr.

Bonapartes Schreiben an Erzherzog Karl.

Da richtete — am 31. März — Bonaparte ein, wie er es selbst genannt hat, „philosophisches" Schreiben an den Erzherzog Karl, in dem er ihn aufforderte, dem nun schon sechs Jahre dauernden Blutvergießen durch Friedensvermittelung ein Ende zu machen.

„Die tapferen Soldaten", so heißt es da, „führen Krieg und wünschen Frieden. Dauert dieser Krieg nicht schon sechs Jahre? Haben wir nicht genug Menschen getötet, der Welt nicht genug Übel zugefügt? Wie auch dieser Feldzug schließen möge, wir werden beide noch einige Tausend Menschen umbringen lassen. Einmal muß man doch mit einer Verständigung enden. Denn alles hat seine Grenzen, selbst die Leidenschaft des Hasses. Müssen wir uns um des englischen Interesses weiter erwürgen? Sie, Herr General, der Sie durch Ihre Geburt dem Throne so nahe und so hoch über allen kleinen Leidenschaften stehen, wollen Sie den Ruhm eines Wohlthäters der Menschheit, eines Retters von Deutschland verdienen? Ich meine damit nicht, daß Ihnen die Rettung durch die Waffen unmöglich wäre, aber auch im günstigsten Falle würde Deutschland verheert werden. Ich wenigstens würde, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen zu machen die Ehre habe, einem einzigen Menschen das Leben retten könnte, stolzer auf die so verdiente Bürgerkrone sein, als auf den traurigen Ruhm kriegerischer Erfolge." — Welch ein Hohn liegt nicht für den Empfänger, allerdings von ihm damals unmöglich empfunden, in diesen so biedermännischen, menschenfreundlichen Zeilen!

Freilich war Bonaparte gar nicht ermächtigt, Friedensverhandlungen zu eröffnen, denn die diplomatischen Geschäfte hatte das Direktorium ausschließlich dem General Clarke übertragen. Allein Bonaparte hatte sich längst gewöhnt, sich über unbequeme Instruktionen hinwegzusetzen; überdies befand sich Clarke damals in Turin. Indes auch der Erzherzog hatte zu Unterhandlungen keine Vollmachten; er mußte sich erst nach Wien wenden. In Wien nahm man das Anerbieten des Siegers sehr bereitwillig auf. Denn längst war Kaiser Franz wie sein Kanzler Thugut verstimmt über die Unthätigkeit Rußlands wie über die Unzulänglichkeit der englischen Subsidien, zumeist aber über das Bestreben Preußens, nach dem Baseler Frieden sich zum Schutzherrn des Deutschen Reiches aufzuschwingen. Österreich war bereit, auf seinen früheren Wunsch nach Landerwerb zu verzichten, wenn man ihm nur keine zu schmerzlichen Abtretungen zumuten wolle.

Friedenspräliminarien zu Leoben.

Auf dieser Grundlage wurden die Verhandlungen eingeleitet; sie führten zu dem Ergebnis, daß Österreich Belgien und die Lombardei an Frankreich abtrat, dafür aber das festländische Gebiet der Republik Venedig zugewiesen erhielt, nach welchem es schon längst begehrlich ausgeschaut hatte. Auf die Anerkennung des Rheines als die Grenze Frankreichs verzichtete Bonaparte: darüber sollte der Frieden mit dem Deutschen Reiche entscheiden. Schon am 18. April 1797 wurden die Friedenspräliminarien zu Leoben unterzeichnet und damit dem Kriege vorläufig ein Ende gemacht. — So geschickt hatte Bonaparte alles geordnet, daß seine Kuriere in dem Augenblicke bei Hoche und Moreau eintrafen, als diese eben den Rhein überschritten hatten. Ihrem Vormarsch wurde Halt geboten: unverkürzt blieb Bonaparte der Ruhm, den sechsjährigen Krieg zu Ende gebracht und überdies Bedingungen erreicht zu haben, wie sie das Direktorium nimmer zu hoffen gewagt hatte. Freilich Barras und Rewbell waren der Meinung, er hätte jetzt noch mehr erreichen können.

Unruhen in Venetien.

Jetzt war die Stunde da, auch mit Venedig abzurechnen. Die demokratischen Regierungen, welche unter dem Schutze Bonapartes in den Städten die Macht an sich gebracht hatten, fanden nur bei den Bürgern und dem kleinen Adel Anhang. Die Landbevölkerung in den Alpenthälern, von dem aristokratischen Senate Venedigs vielfach bevorzugt, hing fest am Alten. Aufgeregt durch Anhänger des Senats und durch Mönche, erhob sie sich an vielen Orten und fiel über die Demokraten und über die Franzosen her. Die slawonischen Söldner der Republik hielten es durchweg mit den

154. Unterzeichnung der Friedenspräliminarien zu Leoben am 17. April 1797. Nach dem Gemälde von Lethière gestochen von Lechard. (Galeries de Versailles.)

Digitized by Google

Bauern. Die Erinnerung an erlittene Drangsale reizte bei allen den Durst nach Rache. Der Mittelpunkt dieses Volksaufstandes war Verona. Hier kam es am Ostermontage 1797 zu blutigen Greueln, denn das Fest hatte viel Landvolk in die Stadt geführt. Ein Teil der schwachen französischen Besatzung wurde in die Citadelle getrieben; dann stürzten sich die wütenden Volksmassen auf die übrigen Franzosen in der Stadt. Wen sie fanden, mordeten sie; weder Weiber noch Kinder, weder Kranke noch Verwundete in den Hospitälern wurden verschont. Der Graf Degli Emilii besetzte mit Soldaten die Thore der Stadt, damit niemand dem Blutbade entränne. — Zu gleicher Zeit war auch in Venedig selbst die Wut gegen die Franzosen zum Ausbruche gekommen. Von Ancona her hatte sich ein französisches Schiff ohne Erlaubnis dem neutralen Hafen genähert. Sofort hatte die Hafenwache, ebenfalls slawonische Söldner, es beschossen und den Kapitän mit einem Teile der Mannschaft getötet.

Vertrag von Montebello.

Die Nachricht von diesen Vorgängen empfing Bonaparte in Judenburg. Sofort sandte er Junot mit einem Schreiben an den Dogen von Venedig. „Das erste Volk der Erde", schrieb er, „wird sich zu rächen wissen"; zugleich ließ er von allen Seiten Truppen in das venezianische Gebiet einrücken; denn der Abschluß des Vertrages zu Leoben gab ihm freie Hand. Da legten der Doge Manini und mit ihm der Senat und der große Rat der Stadt, unfähig, den Gedanken des Widerstandes zu fassen, am 12. Mai 1797 ihre Ämter und Würden nieder: auf das Betreiben des demokratischen Klubs, der sich in der Stadt gebildet hatte, wurde das Goldene Buch des Adels unter einem Freiheitsbaume verbrannt und eine neue demokratische Stadtobrigkeit gewählt, welche sofort Gesandte an Bonaparte abordnete. Der General schloß mit ihnen in dem Lustschlosse Montebello bei Mailand, wohin er zurückgekehrt war, am 16. Mai einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, durch welchen die Republik zur Zahlung von 5 Millionen Frank und zur Auslieferung von 5 Kriegsschiffen, 20 Gemälden und 500 Handschriften verpflichtet wurde.

Das Ende der Republik Venedig.

Allein nach wenig Tagen schon war er andrer Meinung. Im Vertrage von Leoben war als Entschädigung Venedigs für die Abtretung des festländischen Gebietes die Überweisung der früher päpstlichen sogenannten Legationen vorgesehen. Jetzt, als der Marchese de Gallo bei Bonaparte erschien, um über die österreichischen Entschädigungen im Auftrage Thuguts mit ihm das einzelne festzusetzen, bot er die ganze Republik von San Marco bis zur Etsch Österreich an; die Legationen sollten dafür zu der soeben zu Montebello neu geschaffenen cisalpinischen Republik geschlagen werden. Er hatte ja auch gar keine Verbindlichkeit, den Vertrag vom 16. Mai zu halten; denn, wie er dem Direktorium schrieb, zur Zeit seines Abschlusses hätte der große Rat, von dem die drei Gesandten zur Verhandlung bevollmächtigt gewesen wären, gar nicht mehr existiert. Österreich ging nach einigem Schwanken auf Bonapartes Vorschläge ein. Die ermordeten Franzosen waren gerächt. Die altehrwürdige Republik Venedig hatte aufgehört zu existieren, ein Opfer ebenso sehr eigner Schwäche und Feigheit wie fremder Arglist und Gewaltthätigkeit. Gleichzeitig aber war Österreich zum Mitschuldigen geworden an der revolutionären Neugestaltung Italiens und hatte eine Neuerwerbung gemacht, die ihm ein dauernder Gegenstand der Sorge und politischer Verwickelung werden sollte.

Die ligurische Republik.

Auch für das alte Adelsregiment in Genua hatte jetzt die letzte Stunde geschlagen. Zwar war die aristokratische Republik so vorsichtig gewesen, sich mit Frankreich freundlich zu stellen; aber jetzt, da Bonaparte ganz Oberitalien auf demokratischer Grundlage umgestaltete, mußte auch die Adelsherrschaft in Genua fallen. Er bot das Gebiet der Republik dem Könige von Sardinien an; Viktor Amadeus lehnte jedoch das Danaergeschenk ab. So begnügte sich Bonaparte damit, den demokratischen Klub in Genua

zu ermutigen, um durch ihn jene Verfassungsveränderung, in der er die notwendige Garantie der Zuverlässigkeit Genuas sah, zu bewirken.

Dieser Klub umfaßte nicht nur die unzufriedenen Elemente der alten Freistadt, sondern ihm gehörten auch zahlreiche Demokraten aus Piemont, der Lombardei und Mittelitalien an; sein Vorsitzender war der Apotheker Morando. In dem französischen Gesandten Faypoult sah er seinen Beschützer. Doch auch die Regierung hatte ihre Anhänger im Volke, welche entschlossen waren Recht und Religion gegen die „Jakobiner" zu verteidigen. Bei der gereizten Stimmung auf beiden Seiten kam es bald zu Tumulten, in denen mehrere Franzosen getötet wurden. Französischen Schiffen, welche ihren Landsleuten beistehen wollten, wurde der Eintritt in den Hafen verwehrt.

Daraufhin sandte nun Bonaparte ein Truppenkorps gegen Genua; seinem Adjutanten Lavalette gab er einen Brief voller Vorwürfe und Drohungen an den Senat mit. Indes in Genua verweigerte man diesem den Eintritt in den Sitzungssaal: es wäre unerhört, daß ein Fremder an den Beratungen des Senats teilnehme. „Unerhört vielmehr", antwortete der junge Offizier mit verächtlichem Lachen, „würde es sein, wenn ein Befehl des Generals Bonaparte nicht ausgeführt würde. In einer Stunde werde ich mich in den Sitzungssaal begeben, ohne mich an das Zeremoniell zu kehren." Bei seinem Eintritt empfing der Senat den Abgesandten Bonapartes mit düsteren Mienen; der Inhalt des Schreibens, das er ihnen vorlas, war nicht dazu angethan, sie aufzuhellen. „Wenn nicht binnen 24 Stunden", hieß es darin, „die Schuldigen bestraft und alle verhafteten Franzosen in Freiheit gesetzt sind, so wird der französische Gesandte Genua verlassen, und die Aristokraten werden aufgehört haben zu existieren. Die Köpfe der Senatoren werden mir haften für die Sicherheit aller Franzosen, welche sich in Genua befinden."

Damit verließ Lavalette den Saal. Einige Stimmen murmelten hinter ihm: „ci batteremo (wir werden uns schlagen)". Allein niemand schlug sich, weder der Senat noch das Volk. Der Doge Giacomo Brignole bewilligte auf Senatsbeschluß alle Forderungen des Generals und sandte eine Deputation des Senats an ihn nach Montebello, durch welche er sich bereit erklärte, eine Verfassungsänderung in Genua, wie Bonaparte sie wünschte, vorzunehmen.

Das Adelsregiment der alten Freistadt war zu Ende. Bonaparte ernannte für sie eine provisorische Regierung und ließ die Verfassung nach dem Muster der französischen umgestalten (6. Juni 1797). Die Bevölkerung nahm die Veränderung mit ungestümen Freudenbezeigungen auf: das „Goldene Buch des Adels" wurde verbrannt und die Bildsäule des alten Dogen Andrea Doria umgestürzt. Genua ward in die „ligurische Republik" umgewandelt, welche, mit Frankreich verbündet, ganz und gar nicht von Frankreich, sondern von Bonaparte abhängig war.

Die Erfolge Bonapartes gegen Österreich, die seine Ernennung zum Oberfeldherrn in Italien mehr als gerechtfertigt hatten, waren die Ursache zu dem Präliminarfrieden von Leoben geworden. Aber es war nur ein Präliminarfrieden, ein vorläufiger Abschluß des Krieges. Was konnte die Wiener Regierung ermutigen, noch zu zaudern, da der Feind wenige Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt stand? Es war die Hoffnung auf einen Umschwung in den inneren politischen Verhältnissen Frankreichs. Gerade in dieser Zeit schien die Direktorialregierung ihrem Ende entgegenzugehen. Wir müssen also zunächst ihrer Geschichte unsre Aufmerksamkeit zuwenden.

## Der Staatsstreich vom 18. Fructidor d. J. V (4. September 1797). Der Friede von Campo Formio.

Je mehr sich die Stellung Bonapartes in Italien befestigte und erhob, um so bedrängter wurde die Lage des Direktoriums in Paris. Denn müde und ruhebedürftig, wie die Nation war, trug sie gegen die Erben des Konvents bitteren Groll. Immer höher stieg die Zahl der Gemäßigten, offen gaben viele ihrem Verlangen nach Rückkehr zum Königtum Ausdruck; der Klub in der Straße Clichy, der Sammelplatz der Häupter der Gemäßigten, begann eine Macht in Paris zu werden.

Royalistische und konstitutionelle Oberströmung.

Alljährlich erneuerte sich nach der Verfassung ein Drittel der Mitglieder der gesetzgebenden Räte durch Neuwahlen und wurde eine Stelle im Direktorium neu besetzt. Trotz aller amtlichen Wahllisten und Schutzmaßregeln war das Direktorium nicht im stande gewesen zu verhindern, daß am 20. Mai des Jahres 1797 die große Mehrzahl der Neugewählten sich aus Gemäßigten oder Konstitutionellen zusammensetzte, ja daß im Süden Frankreichs eine ganze Anzahl unzweideutiger Royalisten gewählt

wurde. Die Folge war, daß der Rat der Fünfhundert mit sehr großer Majorität den General Pichegru zu seinem Präsidenten wählte, den ruhmvollen Eroberer Hollands, den Mann des gemessenen und verschwiegenen Wesens, der allgemein, und wie wir sahen mit Recht für einen stillen Royalisten galt. Hatte doch gerade deswegen das Direktorium ihn seines Kommandos am Rheine enthoben. Daß wirklich Pichegru die Wiederherstellung der bourbonischen Monarchie anstrebte, wußte niemand besser als Bonaparte; er hatte den Beweis dafür in den Papieren des Grafen d'Entraigues gefunden, die bei der Besetzung Venedigs in seine Hände gefallen waren. Doch schwieg er zunächst, um erst dann einzugreifen, wenn der aufglimmende Konflikt zur vollen Reife gekommen wäre. Im übrigen war der genannte Graf eine so zweifelhafte Person, insofern man bei ihm nie wußte, ob er im Augenblick französischer oder englischer Spion war, daß die entdeckten Papiere immerhin nur einen zweifelhaften Wert hatten.

Personenwechsel im Direktorium.

Das Los aus dem Direktorium auszuscheiden traf Letourneur. Er wurde nach Lille entsandt, um an den schon seit einigen Wochen schwebenden Friedensverhandlungen mit England als Regierungsbevollmächtigter teilzunehmen. An seine Stelle trat der greise Barthélemy, ein sehr gemäßigter, friedliebender Mann, der mit Geschick Frankreich in den Baseler Friedensverhandlungen vertreten hatte; aber er war ein Mann ohne Energie und durch persönliche Einflüsse leicht bestimmbar. Sein Bestreben war, streng gesetzlich wie Carnot auf die Mehrheit in den gesetzgebenden Räten sich zu stützen. Dadurch aber gerieten diese beiden in schroffen Gegensatz zu den alten Jakobinern Barras und Rewbell, denen sich jetzt auch der drohenden Reaktion gegenüber Larevellière mit Entschiedenheit anschloß. Dies Triumvirat bestimmte die Entschlüsse des Direktoriums: der Konflikt mit den beiden gesetzgebenden Körperschaften lag zu Tage.

Opposition gegen das Direktorium.

In allen Dingen zeigte sich der Rat der Alten und der der Fünfhundert dem Direktorium aufsässig; so in der allerdings jede abfällige Kritik verdienenden Finanzlage, so in der Frage der auswärtigen Kolonien, der Emigrantengüter, der eidweigernden Priester, so namentlich in der Führung der auswärtigen Politik. Durch eine Schrift Mallets du Pan angeregt, der damals als Privatmann von einer österreichischen Pension in Bern lebte, unterzog Dumolard am 23. Juni das ganz ungesetzliche Vorgehen gegen Venedig und Genua einer treffenden und, wie zu erwarten war, sehr abfälligen und einschneidenden Kritik. Er und die hinter ihm stehende Partei der Gemäßigten meinten damit dem Direktorium einen neuen Schlag zu versetzen; dem Heere und dessen Feldherrn gegenüber verfehlten sie nicht, ein volles Maß des Lobes und der Anerkennung auszuschütten. Aber sie kannten die Eigenmächtigkeit nicht, mit der Bonaparte ohne das Direktorium zu fragen, gerade in dieser Sache vorgegangen war. Je zutreffender also die Beurteilung seiner Handlungsweise war, um so empfindlicher und verletzender wurde sie für ihn selbst. Von diesem Augenblicke an war er entschlossen, diese Partei zu vernichten; er sah sie mit dem Auge persönlicher Gegnerschaft an; vom Erfolge verblendet, vermochte er schon keinen Tadel mehr objektiv hinzunehmen, auch den gerechtfertigten nicht. Ein zorniger Brief an das Direktorium vom 30. Juni gab seiner Erregung Ausdruck; überdies empfand er plötzlich ein solches Ruhebedürfnis, daß er seine Entlassung verlangte.

Versuch eines Staatsstreiches mit Hilfe Hoches.

Mit großer Freude nahm das Direktorium von diesen Äußerungen Bonapartes Kenntnis. Sie deuteten auf einen Staatsstreich hin und einem solchen war namentlich das Triumvirat geneigt, während Carnot und mit ihm Barthélemy dringend zur Verständigung mit den beiden Räten aufforderten. Barras nahm zunächst allein und insgeheim mit dem zufällig in Paris wegen einer neuen englischen Expedition anwesenden Hoche Fühlung, der fanatischer Republikaner war, und besprach mit ihm die Eventualität eines bewaffneten Einschreitens. Der ließ sich ohne Schwierigkeit gewinnen, und nun

153. Moritz, Graf von Talleyrand-Périgord.
Nach dem Gemälde von F. Gérard gestochen von Thomson.

übernahm es Barras, die weiteren vorbereitenden Schritte zu thun. Eine gemeinsame Handlung des Direktoriums lag aber diesem allen keineswegs zu Grunde, nicht einmal die beiden Barras zunächst stehenden Kollegen waren anfangs davon unterrichtet. Gemeinsam jedoch wußten sie den beiden gemäßigten Direktoren ein neues Ministerium zu entreißen, in dem die Hauptfigur der frühere Bischof von Autun war, Talleyrand. Als dann aber Hoche, auf dem Marsche nach Brest begriffen, in den gesetzlich den Truppen verschlossenen Umkreis der Stadt Paris von 60 Kilometern eindrang und die Opposition in den Räten sich energisch dagegen erhob, gaben die Direktoren, insbesondere Barras und seine beiden Genossen klein bei und ließen Hoche fallen, indem sie ihm den Befehl zur Rückkehr nach Hessen zukommen ließen (Juli 1797).

Im Jahre 1796 war Hoche von Carnot beauftragt worden, eine Landung in Irland zu unternehmen. Allein infolge der Trennung des Admiralschiffes von der Flotte und infolge von Sturm und Nebel war die Expedition kläglich mißlungen. Jetzt ließ er zum Zwecke einer neuen Landung in England mehrere Korps seiner am Rheine stehenden Armee nach Brest marschieren. Am 17. Juli hörte man in der Hauptstadt, daß starke Kolonnen dieses Heeres die durch Artikel 69 der Verfassung bestimmte Grenze überschritten hatten, und daß der Geist dieser Truppen stark jakobinisch sei. Im Rate der Fünfhundert entstand die heftigste Bewegung. Hoche.

Carnot erklärte mit Ruhe, keinen Befehl zu dem Anmarsche der Truppen erteilt zu haben; auch die übrigen Direktoren stellten es mit Entschiedenheit in Abrede, selbst Barras wollte nun nichts mehr von allem wissen. Der junge General erkannte, daß er von Barras verleitet war; Carnot, dem er seine schnelle Beförderung, ja in der Schreckenszeit sein Leben verdankte, machte ihm über sein ungesetzliches Verhalten die beschämendsten Vorwürfe. Da gab er selbst seinen Regimentern den Befehl, den verfassungswidrig betretenen Umkreis von Paris auf der Stelle zu räumen, und kehrte, enttäuscht und gekränkt, an den Rhein zurück.

Nicht gar lange danach hat er in seinem Hauptquartier in Wetzlar seine glänzende Heldenlaufbahn beschlossen; General Delebelle, in dessen Armen er den letzten Atemzug that, versichert den schwirrenden Gerüchten von Vergiftung gegenüber ausdrücklich, daß er, überarbeitet und durch Gemütsbewegungen erschöpft, eines natürlichen Todes, einem heftigen Brustleiden erliegend, gestorben sei (18. September 1797).

Talleyrand. Unter den neu ernannten Ministern war der bedeutendste Talleyrand. Moritz Graf von Talleyrand-Périgord, geboren am 13. Februar 1754 zu Paris, entstammte einer hochangesehenen Familie, die schon im 12. Jahrhundert eine Rolle in Frankreich gespielt hatte. Zum Priester erzogen — er hatte einen Klumpfuß — erregte seine Gewandtheit, Schlagfertigkeit und Sicherheit im Urteilen bald die Aufmerksamkeit seiner Standesgenossen: sie wählten ihn schon 1780 zum Generalagenten des Klerus. Acht Jahre später erhielt er das Bistum Autun. Während der Revolution schloß er sich Mirabeau an, der von ihm rühmte, daß er „mit einem großen und geübten Talente die umsichtigste Klugheit und eine jede Probe aushaltende Verschwiegenheit vereine", daneben jedoch auch seine unersättliche Geldgier mit beißenden Worten geißelte. Vor dem Terrorismus Robespierres entwich er nach Nordamerika; im Jahre 1795 erreichte er durch die Verwendung des Dichters Chénier, daß ihm die Rückkehr nach Frankreich verstattet wurde. Die Heimreise führte ihn zunächst nach Hamburg, wo er Frau Grandt, eine Ostindierin, ebenso schön wie ungebildet, kennen lernte, mit der er sich später verheiratete. In Paris warb er um einflußreiche Bekanntschaften; im Salon der Frau von Staël, Neckers geistvoller Tochter, wo die Gemäßigten, welche nicht gerade Royalisten waren, sich zusammenfanden, glänzte er neben dem geistreichen Benjamin Constant. Zugleich wußte er bei den Direktoren sich einzuführen. Barras liebte in ihm den guten Gesellschafter und den Mann von hoher Geburt; Larevellière schätzte ihn als aufgeklärten Expriester; Rewbell bewunderte in ihm den gewandten Diplomaten. Carnot aber wollte nichts von ihm wissen. „Er bringt", meinte er, „alle Laster des alten Régime mit sich, ohne eine von den Tugenden des neuen angenommen zu haben: er hat durchaus keine festen Grundsätze, er wechselt sie wie die Kleider nach Wind und Wetter."

Als daher Larevellière Talleyrand zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten vorschlug, entfuhr Carnot in der unwilligen Überraschung ein kräftiger Fluch. „Was!" rief er aufspringend aus, „dies Spottbild von einem Pfaffen, diesen Ränkeschmied, der uns alle, einen nach dem andern, auf öffentlichem Markte für den kleinsten Gewinn verkaufen würde?" „Wen hat er denn schon verkauft?" fragte Larevellière mürrisch. „Wen?" antwortete Carnot. „Zuerst seinen Gott." — „Er glaubte nicht an ihn." — „Warum diente er ihm denn? Ferner seinen Stand." — „Aus Philosophie." — „Aus Ehrgeiz. Verlaß dich darauf. Endlich seinen König." — „Haben wir ein Recht", fragte der alte Jakobiner, „ihm das zum Verbrechen anzurechnen?" Carnot wurde überstimmt; die Triumvirn waren einig: Talleyrand wurde Minister.

Fühlungnahme mit Bonaparte. Der geplante Staatsstreich war mißglückt, aber er hatte die Folge, daß er den Gegensatz zwischen den Räten und der Majorität des Direktoriums noch verschärfte. Pichegru trug sich jetzt mit dem Gedanken, mit der Garde der Räte den Luxembourg zu überfallen und durch Verhaftung der drei gegnerischen Direktoren den Umsturzplänen des Triumvirates zuvorzukommen. Indes die Mehrheit der Fünfhundert war einem solchen Gewaltakte abgeneigt: sie wollte die Umgestaltung der Dinge nur durch gesetzliche Mittel bewirken: durch Wiederherstellung des christlichen Kultus, durch Milderung der Emigrantengesetze, durch Amnestierung der eidweigernden Priester. Die Triumvirn indes, nicht zufrieden damit, die Ministerposten mit ihnen ergebenen Leuten besetzt zu haben, trachteten danach, den mächtigen Bonaparte und „die Herren von der italienischen Armee" zu offener Parteinahme auf ihre Seite zu ziehen. Denn sie hielten trotz Hoches übereiltem Losbrechen den Plan fest, durch einen Gewaltakt sich zu Meistern des Rats der Fünfhundert zu machen.

Sofort wandte sich Talleyrand im Auftrage des Direktoriums, d. h. des Triumvirats, an Bonaparte, um ihn für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Kaum bedurfte es dessen noch. Bonaparte war sich über seine Stellung zu den Parteien in Paris schon völlig klar. Wir kennen den Brief des Generals vom 30. Juni, die Antwort auf Dumolards Rede. Er begnügte sich nicht damit, sondern sandte Lavalette, seinen

Adjutanten, der schon in Genua so gute Dienste gethan, nach Paris, damit dieser ihm einen zuverlässigen Bericht über die dortigen Vorgänge liefere. Natürlich sollte er auch mit dem Direktorium engere Fühlung nehmen und die Stimmung auskundschaften. Dann benutzte er den Jahrestag des Bastillesturms, an dem die Armee festlich bewirtet wurde, einen Aufruf an seine Soldaten zu erlassen. „Soldaten", rief er ihnen zu, „Berge trennen uns von Frankreich; ihr werdet sie, wenn es sein muß, mit Adlersflügeln übersteigen, um die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu verteidigen, die Regierung und die Republikaner zu schützen. Sobald die Royalisten sich zeigen, ist ihr Leben verwirkt. Schwören wir unversöhnlichen Krieg den Feinden der Republik und der Verfassung!" Zugleich wurden in allen Korps Adressen gleichen Sinnes in Umlauf gesetzt, um mit den Unterschriften der Soldaten an das Direktorium gesandt zu werden. Augereau, der verwegene Haudegen, wurde mit ihrer Überbringung nach Paris beauftragt. Denn Bonaparte war viel zu vorsichtig, um sich wie Hoche persönlich zu exponieren. Endlich ließ er auch einige angeblich vergessene Fahnen durch Bernadotte nach Paris geleiten, der geeignet schien, den ungestümen Sieger von Castiglione zu überwachen, oder auch, wenn dieser zu weit ginge, zu ersetzen. Durch Lavalette hatte Bonaparte den Triumvirn drei Millionen Frank in Aussicht gestellt, was sie ganz und gar für ihn einnahm. Den General Augereau empfahl er ihnen durch Schreiben vom 27. Juli als einen patriotischen Soldaten. Sie verstanden den Wink und ernannten ihn bald nach seiner Ankunft, am 10. August, zum Befehlshaber der Pariser Militärdivision. Doch fanden sie in der Folge den Patriotismus des Obergenerals recht lässig, als er die versprochenen drei Millionen nicht schickte.

Der Staatsstreich.

Es kam nun dem Direktorium zu gute, daß die gegnerischen Parteien unter sich keine Einigung erzielten und darum ihm selbst das ausschlaggebende Gewicht blieb. Ebendarum ging der Plan Pichegrus fehl, die Bevölkerung von Paris zum Schutze der Verfassung zu bewaffnen. Diese Leute hatten nicht das geringste Bedürfnis mehr, sich für irgend etwas zu schlagen. Somit konnte das Triumvirat des Direktoriums, wennschon mit einiger Bangigkeit zu einem Staatsstreich verschreiten, der zu seiner eignen Überraschung gelang. Das ist namentlich deswegen wunderbar, als es, bei der Ruhmredigkeit einzelner der Direktorenpartei, nicht an warnenden Äußerungen fehlte, die Persönlichkeit Augereaus allgemein bekannt war, und Zeit genug verfloß, um allen Warnungen entsprechend zu handeln. In den Tuilerien nahm Augereau niemand als die Saalinspektoren gefangen.

Zugleich wurde durch Besetzung des Luxembourg zur Verhaftung der beiden abgeneigten Direktoren geschritten. Barthélemy lag schon zu Bett und wurde ohne weiteres abgeführt, Carnot dagegen, der einzige Vorsichtige, entschlüpfte im Augenblicke der Gefahr durch einen geheimen Ausgang in den Garten, von wo er in einem befreundeten Hause Zuflucht suchte und fand, bis es ihm gelang, nach Genf über die Grenze zu entweichen.

Als der Morgen des 4. September anbrach, befanden sich die Tuilerien ganz in Augereaus Händen: 53 Abgeordnete aus beiden Räten wurden nun verhaftet, unter ihnen vor allem Pichegru. Dasselbe Schicksal traf eine Anzahl andrer hervorragender Männer, deren Gesinnung den Triumvirn verdächtig war, sowie die Besitzer oder Herausgeber von 42 Zeitungen, die eine oppositionelle Haltung gezeigt hatten. Am folgenden Tage wurden die Verhafteten, von denen es nur sehr wenigen gelang, zu entspringen, ohne Urteil und Recht kurzweg zur Deportation nach Cayenne verdammt. In einer Art eisernen Käfigs wurden sie nach Rochefort geschafft und von dort in dem Kielraum eines Schiffes an ihren Bestimmungsort gebracht. Es waren im ganzen 209 Personen. Die meisten erlagen dort dem Sumpffieber. Pichegru jedoch, Barthélemy und einige andre sind später glücklich nach Nordamerika entkommen.

Die siegreichen Gewalthaber versuchten eine Rechtfertigung des Gewaltstreiches, zu der die Papiere d'Entraigues', welche der General Bonaparte ihnen überließ, ein reiches Material lieferten. Auch General Moreau hatte, wenn auch in letzter Stunde erst, einige Beweisschriften gegen Pichegru dem Direktorium eingesandt.

Das neue Direktorium und Bonaparte.

An die Stelle der beiden ausgestoßenen Direktoren traten jetzt die Minister Merlin von Douai und François von Neufchâteau. In 48 Departements wurden neue Wahlen angeordnet, welche nunmehr unter energischer Beeinflussung im Sinne der Triumvirn ausfielen. So war die Republik gerettet, der Zwiespalt im Direktorium und die feindselige Haltung der beiden Räte beseitigt. Aber es war nur durch das Einschreiten der Militärgewalt geschehen. Diese auf seiner Seite festzuhalten war nunmehr das eifrige Bestreben des Direktoriums: dem Heere wurde, sobald nur der Frieden abgeschlossen sein würde, eine Milliarde Frank votiert, Augereau wurde zur Belohnung der Oberbefehl über die Maas-Sambre-Armee, der durch den Tod Hoches frei geworden war, übertragen, und er mußte damit wohl oder übel zufrieden sein, obgleich sein Ehrgeiz ihm eine Direktorenstelle erwünschter hatte erscheinen lassen. Mit dem eigentlichen Retter in der Not aber, mit Bonaparte, geriet das neue Direktorium sehr bald betreffs der Friedensverhandlungen in Konflikt. Die Anforderungen des Direktoriums an Österreich waren überspannt und thöricht; soeben hatte es auch beschlossen, die Friedensverhandlungen zu Lille mit England abzubrechen, und mit Österreich schien es den Krieg verewigen zu wollen. Da seine Gegenvorstellungen fruchtlos blieben, forderte Bonaparte am 25. September seine Entlassung. Natürlich war es ihm nicht Ernst damit. Die Sendung Bottots nach Italien — er war Sekretär bei Barras — benutzte der General, um in ihm das Direktorium gehörig herunterzukanzeln und Bottot eine deutliche Vorstellung von der ihm durchaus ergebenen Stimmung des Heeres mitzugeben. Daraufhin wurde das Direktorium sofort über die Maßen freundlich, schob die Schuld an den Napoleon mißfälligen Instruktionen auf den bedauernswerten Irrtum untergeordneter Schreiber, wies sein Abschiedsgesuch mit tönenden Worten der Anerkennung zurück — und verdiente sich die vollkommenste Verachtung des Generals.

Österreich.

Bonaparte hatte die Triumvirn nur gehalten, weil er keine starke Regierung in Frankreich wollte: jetzt weniger als je dachte er daran, ihnen sich unterzuordnen. Denn durch die Ächtung Carnots und den Tod Hoches war er der einzigen Männer ledig geworden, die ihm vielleicht gewachsen waren. Dazu waren die beiden Generale, welche er sich abgeneigt wußte, außer Thätigkeit gesetzt: Pichegru war deportiert und Moreau wegen verdächtig später Einlieferung jener Briefe Pichegrus von seinem Kommando der Rheinarmee abgerufen und in Paris zur Unthätigkeit verurteilt. Auch die Abberufung Clarkes hatte Bonaparte durchgesetzt, so daß er jetzt der einzige Vertreter Frankreichs bei den in Aussicht genommenen Friedensverhandlungen mit Österreich war. Aber Thugut, der Kanzler Österreichs, war mit den Friedenspräliminarien von Leoben, denen der Marchese de Gallo, der Vertreter Neapels, zugestimmt hatte, nicht zufrieden, so daß es ungewiß war, ob Bonaparte den Frieden, wie er ihn wünschte, würde erreichen können. Er hatte daher mit aller Umsicht auch für die Eventualität eines neuen Feldzuges sich eingerichtet. Die Jonischen Inseln waren besetzt worden, auf denen die kriegerischen Bewohner dem sieggekrönten Feldherrn eine solche Verehrung entgegenbrachten, daß in manchem Hause vor seinem Bilde wie vor dem eines Heiligen eine Lampe brannte. Mit den Albanesen, zumal mit Ali, dem mächtigen Pascha von Janina, waren Verbindungen angeknüpft worden. Die Besetzung der Felsenfeste Malta war ins Auge gefaßt. So weit schweiften die Gedanken Bonapartes, daß er schon am 13. September 1797 dem Minister Talleyrand die Eroberung Ägyptens vorschlug.

Die Spitze dieses Gedankens richtete sich gegen England. Mittelbar hängen mit solchen Plänen die neuen staatlichen Einrichtungen in Italien zusammen, die weniger eine gegen Österreich gerichtete Angriffspolitik verkörperten, als vielmehr Bollwerke gegen leichtfertige Angriffe dieses Staates sein sollten. Nach der Schlacht von Lodi (20. September 1796) hatte Bonaparte die (vom eigentlichen italienischen Standpunkte so benannte) transalpinische Republik, d. h. die republikanische Vereinigung der nördlich des Po liegenden österreichischen Gebietsteile Mailand und Mantua begründet und dann die südlich des Po gelegenen Herzogtümer u. s. w. Modena, Reggio, Ferrara, Bologna zur cispadanischen Republik vereinigt. Aus beiden Republiken schuf er durch Proklamation vom 28. Juni 1797 unter Hinzunahme der venetianischen Besitzungen Bergamo, Brescia, Cremona und Verona die cisalpinische Republik, der dann schon im Oktober desselben Jahres vom Kanton Graubünden zugefügt wurde das Vältlin, Bormio und Chiavenna. So hatte er hier einen Rückhalt gegen Österreich gewonnen, Geld lieferte ihm die Brandschatzung des Kirchenstaates, die ligurische Republik gewährte einen ausgezeichneten Hafen — also war auch hier zum Kampfe gegen England das Nötige geschehen. Ordnung der italienischen Verhältnisse.

Thugut hatte die Entscheidung in Paris abgewartet, bevor er die Verhandlungen über die Präliminarien von Leoben aufnahm. Sie war, wie wir sahen, nicht nach seinem Wunsch ausgefallen. Doch hoffte er auf Rußland; auch der Abbruch der Friedensunterhandlungen zu Lille erregte seine Befriedigung, obwohl bei dem großen Schuldkonto, das Österreich bei England hatte und von diesem mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit eingefordert wurde, an ein gemeinsames Vorgehen nicht recht zu denken war. Er sandte zur Weiterführung der Unterhandlungen den Grafen Ludwig Cobenzl, den bisherigen Gesandten in Petersburg, nach Italien. Cobenzl wählte Udine zum Aufenthalt, während Bonapartes Hauptquartier zu Passeriano war, einem Landgute des Dogen Manini. Allein der September verging, ohne daß man dem Abschlusse auch nur um einen Schritt näher kam. Dabei erwies sich Rußland völlig gleichgültig, und Thugut fürchtete ein französisch-preußisches Einverständnis. In Wirklichkeit war davon keine Rede, aber Napoleon sprach immer mit Nachdruck davon und hatte davon die erhoffte Einwirkung auf Österreich. Die Verhandlungen mit Österreich.

Unaufhörlich drängte Bonaparte zur Beschleunigung, Cobenzl verlangte das ganze venezianische Gebiet; Bonaparte wollte es nur bis zur Etsch bewilligen, und auch dies nur, wenn Frankreich „die natürlichen Grenzen Galliens“ am Rhein erhielte. Eine Anerkennung der Rheingrenze, erklärte dagegen Cobenzl, laufe der Pflicht und Ehre des Kaisers entgegen. Darüber — es war am 10. Oktober abends nach Tische — geriet Bonaparte, von reichlichem Punsch zudem erhitzt, in eine leidenschaftliche Aufwallung: er ergriff so heftig seinen Hut, daß er mit dem Federbusche desselben ein kostbares Porzellangefäß zur Erde warf, setzte ihn noch in dem Salon Cobenzls auf den Kopf und verließ das Zimmer unter drohenden Gebärden und Worten. Es ist erst eine spätere Ausschmückung dieser Szene, daß er ein ganzes Porzellanservice, zur Markierung seines Grimms, absichtlich zu Boden geworfen habe, weshalb auch, wie die Folgen selbst lehren, die dem österreichischen Bevollmächtigten Cobenzl in der gewöhnlichen Überlieferung zugeschriebene Verblüfftheit und Erschütterung in das Reich der Mythe zu verweisen ist. Cobenzl fühlte sich durch das Benehmen Bonapartes persönlich beleidigt und lehnte eine weitere Zusammenkunft mit ihm ab. Allein de Gallo vermittelte; es erfolgte eine Verständigung; ein Kurier langte von Kaiser Franz an: der Kaiser erklärte, voll Verlangens nach Frieden und zugleich voll Besorgnis, das Direktorium möchte sich inzwischen, womit Bonaparte gedroht hatte, mit Preußen verständigen, seine Zustimmung zu den Bedingungen Bonapartes. Am 17. Oktober

wurde der Frieden unterzeichnet; man nannte ihn nach dem Dorfe Campo Formio, zwischen Udine und Passeriano, das zum Zwecke des Friedensschlusses von beiden Mächten für neutral erklärt worden war.

Der Friede von Campo Formio.

Nach den öffentlichen Artikeln des Friedens trat Österreich Belgien und die Lombardei ab und anerkannte die cisalpinische Republik. Für das graubündische Valtellina mit Bormio und Chiavenna, das um den Anschluß gebeten hatte, sollte Österreich an die Schweiz das Frickthal abtreten. Die Jonischen Inseln blieben bei Frankreich. Das übrige Venetien mit der Hauptstadt erhielt Österreich. Der Herzog von Modena, des Kaisers Verwandter, sollte durch den Breisgau entschädigt werden. Zum Abschluß eines Reichsfriedens sollte ein Kongreß nach Rastatt berufen werden. In den geheimen Artikeln bewilligte der Kaiser Frankreich die Rheingrenze von Basel bis zum Einflusse der Nette oberhalb Andernach mit Einschluß der strategisch unschätzbaren Festung Mainz. Überdies ward ausgemacht, daß jede Vergrößerung Frankreichs gelegentlich des Friedenskongresses auch eine entsprechende Vergrößerung Österreichs zur Folge haben solle. Dafür versprach Frankreich, dem Kaiser zum Besitze des Erzbistums Salzburg und des bayrischen Innviertels zu verhelfen und erklärte sich bereit, nicht nur dem Könige von Preußen seine linksrheinischen Besitzungen, die er im Baseler Frieden gegen entsprechende Entschädigungen auf der rechten Rheinseite abzutreten versprochen hatte, zurückzuerstatten, sondern überhaupt jede Vergrößerung Preußens zu verhindern. Die Entschädigungen für alle diejenigen Fürsten, welche durch diese Grenzregulierungen benachteiligt wurden, sollten im Einverständnisse mit Frankreich geregelt werden, dessen Einfluß im Deutschen Reiche auf diese Weise ganz unberechenbare Tragweite erhielt. Auch für Oranien sollte eine Entschädigung in Deutschland gefunden werden.

Urteile über den Frieden.

„Es ist", schrieb Bonaparte nach dem Abschlusse voll gerechten Selbstgefühls an das Direktorium, „einer der glänzendsten Friedensschlüsse seit Jahrhunderten." Und Talleyrand schloß das Glückwunschschreiben, das er sofort an Bonaparte richtete, mit den pathetischen Worten: „Leben Sie wohl, Feldherr und Friedensstifter! Leben Sie wohl — Freundschaft, Bewunderung, Ehrfurcht, Dank! Man weiß nicht, wo man mit Aufzählung aller Gefühle enden soll." — Das war wirklich die Empfindung, mit der man in Frankreich das Friedenswerk aufnahm.

Anders dachte man natürlich in den leitenden Kreisen Wiens. Am 22. Oktober 1797 schrieb Thugut an den Grafen Colloredo: „Dieser Vertrag wird durch seine Schändlichkeit in den Jahrbüchern Österreichs Epoche machen, wenn nicht, was sehr zu befürchten ist, diese Jahrbücher selbst verschwinden werden." Und dann äußerte er sich treffend über die kurzsichtige Freude der Wiener in einem andern Briefe vom selben Tage: „Meine Verzweiflung wird voll durch den wahnsinnigen Jubel der Wiener auf das bloße Wort Friede. Niemand fragt, ob die Bedingungen gut oder schlecht sind, niemand fragt nach der Ehre der Monarchie und was aus derselben binnen zehn Jahren geworden sein mag. Nur daß man auf die Redoute laufe und Backhähnel speise."

## Der Kongreß zu Rastatt und die neuen Republiken.

Bonapartes Stellung und Pläne.

Am schlimmsten bei dem ganzen Handel war, daß sich das Oberhaupt des Reiches bestimmen ließ, durch die Geheimartikel selbst Hand an die Vernichtung desselben Reiches und seiner Verfassung zu legen. Zur Erzielung des Friedens mit dem Deutschen Reiche, bestimmte der Traktat, soll ein Kongreß in Rastatt zusammentreten. Bonaparte war ausersehen, als erster Bevollmächtigter Frankreichs daran teilzunehmen. Das Direktorium, erdrückt von dem Ruhm und den Erfolgen des Generals, hieß alles gut, was er anzuordnen für gut fand.

Trotz dieser friedlichen Mission hielt Bonaparte aber den Oberbefehl über seine Armee fest: er ließ sich zum Oberfeldherrn der gegen England bestimmten Armee ernennen, wodurch er, da England der einzige Feind Frankreichs war, der noch im Kriege beharrte, den Oberbefehl über so ziemlich sämtliche Truppen Frankreichs erhielt. Der „englischen" Armee aber wurde vor allem die italienische zugerechnet. Während des Kongresses sollte sein Generalstabschef Berthier, der die große Tugend besaß, die

Befehle seines Vorgesetzten auf das pünktlichste auszuführen, ohne sie zu kritisieren, ihn in Italien vertreten. Ihm gab er auf, die Regierungen in der cisalpinischen wie in der ligurischen Republik, die Bonaparte selbst ernannt hatte, wenn nötig, mit Waffengewalt zu stützen, außerdem aber für den Kampf gegen England Schiffe, Geld, Proviant, was irgend nötig wäre, vorzubereiten, endlich aber besonders auf Neapel ein wachsames Auge zu haben. Denn dies schien mit Anschlägen zu gunsten des Papstes, dem er in seinem Bruder Joseph einen Aufseher gegeben, sich zu tragen. So bewegten ihn schon wieder neue Pläne, als er am 20. November 1797 Mailand verließ, um sich zu dem Kongresse zu begeben.

155. Alexander Berthier, Napoleons Generalstabschef.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Bonaparte in der Schweiz.

Die Reise ging über Chambéry und Genf nach Basel. In Genf hatte Carnot Zuflucht gefunden; aber in Gefahr, dort erkannt und verhaftet zu werden, hatte der geächtete „Organisator des Sieges“ sich, als Wäscheträger verkleidet, in einem Kahne nach Nyon geflüchtet. Bonaparte kam erst in der Nacht durch Nyon: trotzdem war das ganze Städtchen in Bewegung, ihm Huldigungen darzubringen; alle Fenster waren festlich erleuchtet. Auch Carnot stellte Lichter an die Fenster seines Stübchens; aber sich Bonaparte, der ihm doch zumeist sein Emporkommen und langjährige Förderung verdankte, jetzt zu erkennen zu geben, vermied er vorsichtigerweise. Denn er kannte den Vielgefeierten zu gut, um nicht zu wissen, daß hochherzige Dankbarkeit keine Stätte in seinem Herzen hatte. Hatte doch Bonaparte eben erst in Genf den Mann verhaften lassen, welcher nur in dem Verdachte stand, Carnot zur Flucht behilflich gewesen zu sein.

In Basel sann der Oberzunftmeister Peter Ochs auf den Umsturz der aristokratischen Verfassung der Schweiz. Bonaparte kehrte bei ihm ein; bei Tische besprachen sie den Plan; Ochs empfing die Zusage der Unterstützung Frankreichs für seine Bestrebungen, die durchaus zu dem stillen Plane Bonapartes paßten, Frankreich mit einem Gürtel demokratischer Republiken zur Sicherung gegen die absoluten Mächte zu umgeben.



Digitized by Google

**Am 25. November traf Bonaparte in Rastatt ein. Er nahm Wohnung im Schlosse, nicht wenig erstaunt darüber, daß, wie er sagte, „diese Tölpel von Bevollmächtigten des Kaisers“ noch nicht angekommen wären. Doch langte noch am selben Tage der hauptsächlichste der österreichischen Bevollmächtigten an Graf Ludwig Cobenzl, ferner Graf Metternich, der Vater des späteren Kanzlers, endlich Graf Lehrbach; General Merveldt war schon vorher da gewesen.**

157. Johann Ludwig Joseph Graf von Cobenzl.

Nach dem Kupferstiche von P. Richter.

Graf Ludwig Cobenzl.

Graf Johann Ludwig Joseph von Cobenzl, einem kärntnischen Geschlechte entstammend, war am 21. November 1753 geboren. Die engen Beziehungen der Familie zum Fürsten Kaunitz und die auffallende Begabung Ludwigs erklären es, daß er schon 1774 zum Gesandten in Kopenhagen ernannt wurde. Drei Jahre später kam er an den Hof Friedrichs des Großen; der bevorstehende bayerische Erbfolgekrieg veranlaßte noch im Juli 1777 seine Abreise. Seit dem Winter 1779 hatte er den Botschafterposten in Petersburg inne und wußte hier durch große Klugheit und verbindlichstes Wesen das Interesse Österreichs aufs beste bei der Kaiserin Katharina zu vertreten. Nach deren Tode (17. November 1796) gestaltete sich sein Verhältnis zu Kaiser Paul trotz der ihn charakterisierenden verbindlichen Nachgiebigkeit nicht so günstig, daß er nicht gern dem Auftrage Folge geleistet hätte, zeitweilig Petersburg zu verlassen, um die Verhandlungen mit Bonaparte zu Udine zu leiten. Das Vertrauen seines Herrn übertrug ihm dann auch die Geschäftsführung in Rastatt. — Als Diplomat ausgezeichnet, ließ er dann, 1801 aus Petersburg wegen wachsender Differenzen mit Paul I. abberufen, als Minister (1802—5) es an Energie fehlen und bewies, nicht als der einzige seiner Art in Österreich, daß man wohl ein trefflicher Diplomat sein kann, ohne deshalb ein großer Staatsmann zu sein.

Digitized by Google

Bonapartes Pläne für das Deutsche Reich.

Bonaparte hatte während der Tage des Wartens kein Hehl daraus gemacht, daß er es auf eine gänzliche Umgestaltung des Deutschen Reiches abgesehen habe. Hauptsächlich beschäftigte ihn die Säkularisation der geistlichen Herrschaften, welche der Kaiser in Vorschlag gebracht hatte. Er fragte einen Würzburger Domherrn, wie sich denn die Würde eines geistlichen Reichsfürsten mit der Demut und Armut des Urchristentums vertrüge; dem Mainzer Gesandten Albini legte er die Frage vor, wohin sein Herr, der Erzbischof, etwa seine Residenz verlegen könnte, falls er Mainz verlöre. Den kleinen Fürsten riet er, sich eng mit Frankreich zu verbinden, wenn sie nicht von Österreich oder Preußen verschlungen werden wollten, die ja darauf ausgingen, das Reich unter sich zu teilen. Ihm erschien Deutschland durchaus wie ein zweites Polen.

158. Claude Roberjot, französischer Bevollmächtigter beim Kongreß zu Rastatt.
Nach der Zeichnung von F. Hof gestochen von C. Guerin.

Räumung von Mainz.

Sofort nach der Ankunft Cobenzls begann Bonaparte mit ihm die Verhandlungen über die Auslieferung der Festung Mainz an die Franzosen. Schon am 1. Dezember wurde der Räumungsvertrag abgeschlossen, welcher den Franzosen den Einmarsch in Mainz für den 30. Dezember versprach. Dem Kaiser lag viel an Beschleunigung des Abschlusses, um der Plünderung und Verwüstung des venezianischen Gebietes durch die Franzosen ein Ende zu machen. Denn erst nach der Räumung von Mainz — so bestimmte es ein geheimer Zusatzartikel zu dem Friedenstraktat von Campo Formio — stand den Österreichern die Besitznahme von Venedig frei.

Venedigs Ende.

Die Bedingung war erfüllt. Serrurier, der französische Kommandant in Venedig, versenkte die Schiffe, die er nicht mitnehmen konnte. Das Staatsschiff, auf dem seit Jahrhunderten der Doge die Vermählung Venedigs mit der Adria begangen, den Zeugen alter Herrlichkeit, den „Bucentaur“, verbrannte er, und die Österreicher zogen



Digitized by Google

in die Lagunenstadt ein. Todesschweigen, tiefste Niedergeschlagenheit herrschte ringsum, nur hier und da erhob ein bezahlter Pöbelhaufe rohes Jubelgeschrei. Im Namen seiner Mitbürger sollte der Doge Manini den Österreichern den Eid der Treue leisten. Der 90jährige Greis trat vor; im Begriff, die Eidesformel zu sprechen, schwankte er, der Schmerz überwältigte ihn, jäh stürzte er entseelt zu Boden. Das war das Ende der altberühmten Republik Venedig.

Die Franzosen in den Rheinfestungen.

Sofort nach der Ausfertigung und Unterzeichnung des mainzischen Räumungstraktates, noch in der Nacht, verließ Bonaparte Rastatt: ihm war es klar, daß nunmehr nicht in Rastatt, sondern in Paris sein Platz war. Er überließ es den kaiserlichen Bevollmächtigten den ganzen Sturm derer auszuhalten, die ihre Zukunft in so rechtswidriger Weise bedroht sahen. Die Österreicher zogen ihre Truppen aus den linksrheinischen Festungen zurück; die Franzosen besetzten Mainz, blockierten Ehrenbreitstein, nahmen die Mannheimer Rheinschanze mit stürmender Hand und setzten sich ohne weiteres in Kehl und Kastel fest, die ja nur ein Teil von Straßburg und von Mainz wären. Damit hatten sie die Pforten zu Mittel- wie zu Süddeutschland in ihre Hand gebracht.

Die Reichsfriedensdeputation.

Die größte Aufregung bemächtigte sich darüber der Reichsfriedensdeputation, welche vom Reichstage in Regensburg beauftragt war, die Verhandlungen mit den französischen Gesandten zu führen.

Diese Reichsfriedensdeputation, aus 76 Personen zusammengesetzt, war der denkbar schwerfälligste Apparat zu Unterhandlungen einem wachsamen und unermüdlichen Gegner gegenüber, der in der Wahl seiner Mittel niemals verlegen war, und mit dem die einzelnen Reichsstände geheime Sonderverhandlungen pflogen, um durch List und Bestechung zu erreichen, was sie von der Deputation nicht erwarteten.

Der römische Kaiser war dreifach vertreten: als Reichsoberhaupt durch den Grafen Metternich, den Vater des späteren Kanzlers, einen „stattlichen, wohlbeleibten und bordierten altdeutschen Herrn", als König von Ungarn und Böhmen durch den Grafen Cobenzl, als österreichischer Reichsstand durch den Grafen Lehrbach, eine „Karikatur in Gesicht, Kleidung und Bewegung, der Kopf oben chinesisch, unten afrikanisch, das Kolorit zigeunerisch, in Gang und Haltung wie in einer ewigen Hopsanglaise."

Preußen, das in der Reichsfriedensdeputation nicht vertreten war, hatte ebenfalls drei Gesandte zu dem Kongresse entsandt. Graf Görz, das Haupt der preußischen Gesandtschaft, war ein Mann von gefälligem Benehmen, sein Haar silberweiß, sein Mund immer lächelnd, seine Sprache leise, der Gang sacht, jede Bewegung diplomatisch abgemessen. Der Baron Jacobi dagegen war eine kurzstämmige Erscheinung, etwas jüdischen Ansehens, während Herr von Dohm mit hellem Auge und freundlichem Munde jedem „liebreich und beredt" entgegen kam, nicht selten in freisinnigen und launigen Bemerkungen sich ergehend.

Das Haupt der französischen Gesandtschaft war nach Bonapartes Abreise Treilhard, ein früherer Advokat, immer mit den Händen fechtend und plaidoyierend. Neben ihm stand Bonnier, „immer schwarz gekleidet, einem wohlgenährten Stadtpfarrer gleichend, aber dabei trotzig und stumm." Das dritte Mitglied der Gesandtschaft war Jean Debry, „ein schwarzes, langes und hageres Männlein, mit feurigem Auge, der sich gegen die deutsche Langeweile durch emsiges Treiben der alten Wissenschaft, besonders auch der griechischen Klassiker, schützte." Allen Dreien sah man die tiefe Verachtung deutschen Wesens in jeder Miene an; sie wußten, was sie wollten, und verfolgten die Macht und Vergrößerung ihres Landes mit übermütigem Trotz und rücksichtsloser Dreistigkeit; und die deutschen Reichsstände hatten der Brutalität der Franzosen nichts andres entgegenzusetzen als geschmeidige Unterwürfigkeit. An Treilhards Stelle, der nicht lange danach in das Direktorium gewählt wurde, trat Roberjot, ein früherer Kaufmann, der mit größerer Bildung höfliche Formen vereinte und allein sich über die Lockungen des Goldes erhaben zeigte.

Unhaltbare Stellung der Reichsdeputation.

Am 9. Dezember 1797 sollten die Verhandlungen beginnen. Die Deputation war vom Reichstage dazu bevollmächtigt unter der Voraussetzung, daß die Grenzen des Deutschen Reiches gewahrt blieben. Und doch hatte Österreich und Preußen den Franzosen nicht nur die Abtretung linksrheinischer Gebiete zugesagt, sondern diese hatten auch thatsächlich fast schon das ganze linke Rheinufer in Besitz. Sie weigerten sich daher, auf die Bedingung der Reichsintegrität einzugehen und verlangten, daß die Reichsfriedensdeputation, bevor man in die Verhandlungen eintrete, sich erst eine Vollmacht

189. **Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, im Alter von 28 Jahren.**
Nach dem Gemälde von Lauer (1798) gestochen von W. Dickenson.

ohne jegliche Einschränkung vom Reichstage erwirke. Darob entstand in Rastatt wie in Regensburg die größte Aufregung. Eben noch hatte Kaiser Franz den Gesandten die Bewahrung der Integrität des Reiches warm ans Herz gelegt; jetzt erfolgte die Besetzung von Mainz durch die Franzosen. Da erkannte die Deputation, daß sie vom Kaiser selbst hinters Licht geführt würde; sie verlangte jetzt offene Auskunft über die geheimen Abmachungen des Kaisers mit Frankreich. Allein ihr Begehren wurde vom Kaiser zurückgewiesen, da auch zwischen einzelnen Reichsständen — es waren Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt gemeint — und Frankreich geheime Verträge abgeschlossen seien, welche vor dem Kaiser verheimlicht würden. So war Heimlichkeit und Mißtrauen auf allen Seiten. Demnach blieb dem Reichstage nichts andres übrig, als auf die Bedingung der Reichsintegrität zu verzichten.

Digitized by Google

Das linke Rheinufer.

Da traten denn am 17. Januar 1798 die französischen Gesandten mit der Forderung hervor, daß an Frankreich über die Bestimmung des Friedens von Campo Formio hinaus das ganze linke Rheinufer abgetreten würde. Die dadurch geschädigten Fürsten sollten im Innern Deutschlands entschädigt werden, wie man meinte, durch die Säkularisation der geistlichen Herrschaften. Es war der Zwiespalt der beiden deutschen Großmächte, welcher Frankreich zum Herrn in Deutschland machte und zur Steigerung seiner Ansprüche erdreistete. Auf die Zustimmung Österreichs konnte es sicher rechnen, denn der Frieden zu Campo Formio war im Grunde zu günstig für Österreich, dem er ziemlich den gleichen Besitz und zwar in viel geschlosseneren Zusammenhange als bisher gewährte, als daß es ohne dringenden Zwang ihn in Frage stellen würde. Und Preußen hatte erst im vorigen Jahre sich bereit erklärt, der Abtretung des linken Rheinufers, falls Frankreich sie vom Reiche erhalte, zuzustimmen, wofür ihm eine sehr reich bemessene Entschädigung an geistlichen Gütern für seine kleinen linksrheinischen Bezirke zugesagt war. Einer solchen Entschädigung aber widerstrebte Österreich auf Grund des Friedens von Campo Formio auf das äußerste. Der neunte Geheimartikel dieses Friedens stellte dem König von Preußen seine linksrheinischen Besitzungen zurück, auf die er ja zu Basel ebenfalls in einem Geheimartikel verzichtet hatte, entzog ihm aber damit den Anspruch auf irgend welche Neuerwerbung. Indessen jetzt erklärte der König von Preußen — es war seit 16. November 1797 der junge Friedrich Wilhelm III. — zu gunsten der Förderung des Friedenswerkes seine linksrheinischen Besitzungen ohne jede Entschädigung Frankreich abtreten zu wollen, wenn Österreich das Nämliche thun wolle. Aber Österreich wollte Salzburg und das Innviertel, wonach es seit den Tagen Josephs II. gestrebt hatte, um keinen Preis fahren lassen; und auch die übrigen Fürsten glaubten auf Grund von Sonderverhandlungen mit Frankreich reichlicher Entschädigungen sicher zu sein. Daher erfolgte am 11. März 1798, als Frankreich die Grundsätzlichkeit der Säkularisationen in Zulässigkeit herabmilderte, die Einwilligung der Reichsfriedensdeputation in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers.

So wichtig erschien auch Bonaparte die Entwickelung der Dinge in Deutschland, daß er es durchsetzte, daß an Stelle des milden Caillard der scharfsinnige und verschlossene Sieyès als Gesandter nach Berlin geschickt wurde, nicht nur um zu beobachten, sondern auch um den Gegensatz gegen den Wiener Hof zu schüren, während er selbst in Paris seinen unruhig gärenden Plänen nachging.

Bonaparte in Paris.

Bei der Abreise von Rastatt hatte Bonaparte versprochen, in etwa acht Tagen wieder zurück zu sein; aber in seiner Absicht lag es mit nichten. Mit größter Begeisterung hatte man ihn allenthalben auf seiner Reise begrüßt. Auch in Paris wußte er sich zum Mittelpunkt des politischen Getriebes zu machen.

Unbemerkt langte er am 5. Dezember gegen Abend in Paris an. In der Chanterainestraße besaß seine Frau ein kleines Haus mit einem Garten; hier nahm er seine Wohnung. Sofort erschien Barras bei ihm, um dem ruhmgekrönten Sieger seine Verehrung auszusprechen. Auch die obersten Beamten des Seinedepartements fragten an, wann sie ihn antreffen könnten: er kam ihnen mit seinem Besuche zuvor. Die Gesandten der fremden Mächte schrieben an ihn, wann sie ihm aufwarten dürften: er lehnte es nachdrücklich ab, indem er auf die Briefe gar keine Antwort gab. Mit bestechender Zuvorkommenheit begegnete er allen Bekannten, die ihn aufsuchten. Sorgfältig vermied er alles, was die öffentliche Aufmerksamkeit hätte auf ihn ziehen können; er fuhr nur in einem zweispännigen Wagen ohne alles Gefolge aus, selbst den Uniformrock legte er ab. Aber doch standen die Leute am Gartenzaun voll Bewunderung für den kleinen, schmächtigen Mann mit den großen Augen in dem mageren Gesichte und dem tief in die Stirne herabhängenden Haare, der in seinem Garten allein auf- und abging. Und diese Bescheidenheit, durchaus sonst nicht seine Art, aber wohl berechnet, machte ihn sichtlich bei den Parisern populär. Geschickt wußte er dafür zu sorgen, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn und seine Tugenden gerichtet blieb. In jeder Nummer des „Moniteur“, natürlich im

Hauptblatte, war irgend ein Brief oder Erlaß von ihm abgedruckt, neues und altes, wie es die Gelegenheit bot.

Es schmeichelte ihm sehr, daß die Akademie der Wissenschaften ihn in der mathematisch-physikalischen Klasse an Carnots Stelle zu ihrem Mitgliede ernannte, noch mehr vielleicht, daß der Stadtrat von Paris der Chanterainestraße ihm zu Ehren den Namen „Siegesstraße“ gab.

Allein die zur Schau getragene Bescheidenheit täuschte nicht alle. Sein Landsmann Arena, der ihn von den Umtrieben auf Corsica her kannte, ein eifriger Jakobiner, warnte vor ihm. „Es gibt keinen“, sagte er, „der die Freiheit mehr gefährdet als Bonaparte.“ Und Augereau, sein alter Waffengefährte, nannte ihn einen „verwegenen Wühler, den man nicht scharf genug überwachen könne.“ Das hat ihm Bonaparte zeitlebens nicht vergessen; die nächste Folge war, daß Augereau des Kommandos der Rheinarmee enthoben und an die spanische Grenze versetzt wurde. Allein das waren vereinzelte Stimmen. Denn wirklich verstand es Bonaparte, sich mit allen Parteien so zu stellen, daß die Gemäßigten so gut wie die Radikalen ihn glaubten zu den Ihrigen zählen zu können.

Das Wichtigste für Bonaparte war zunächst jedenfalls sein Verhältnis zu dem Direktorium. Noch immer war Barras derjenige, welcher durch seine Persönlichkeit und durch sein ganzes Auftreten als der eigentliche Repräsentant der Regierung erschien. Neben ihm verschwand der verbitterte Rewbell und mehr noch Lareveillère, der die Zeit mit seinen botanischen Liebhabereien und mit der Sorge um die neue Religion, die er gestiftet hatte, um die Theophilanthropie verbrachte. François von Neufchâteau war ein Schöngeist und ziemlich wässeriger Dichter, Merlin von Douai aber, der die inneren Angelegenheiten verwaltete, ein Mann von Entschlossenheit und unermüdlicher Arbeitskraft. Indes sie alle sahen auf den glücklichen Feldherrn voll Mißtrauen und Furcht, während Bonaparte das Direktorium nicht bloß innerlich tief verachtete, sondern sich auch nicht scheute, zum großen Schrecken der Männer im Luxembourg seine Mißbilligung ihres Verhaltens mit scharfen Worten auszusprechen. Umsomehr aber lag den Direktoren daran, nach außen wenigstens in völligem Einklange mit dem gefeiertsten Manne Frankreichs sich darzustellen. Bonapartes Verhältnis zum Direktorium.

Das war der Zweck des Festes, welches das Direktorium am 10. Dezember 1797 zur Feier des Friedensschlusses von Campo Formio im Luxembourg veranstaltete. Fest zu Ehren Bonapartes.

Der große Hof des Luxembourg war in ein Amphitheater verwandelt. An dem einen Ende war der Altar des Vaterlandes aufgerichtet, worauf, geschmückt mit den von der italienischen Armee erbeuteten Fahnen, die Standbilder der Freiheit, der Gleichheit und des Friedens prangten. Darunter standen fünf Sessel, auf welchen sich die Direktoren in ihrem prunkenden Amtsornate niederließen; etwas tiefer saßen die Minister, zu beiden Seiten die Mitglieder der Volksvertretung, die Gelehrten der Akademie und die Vertreter der fremden Mächte. Den ganzen übrigen Raum, selbst die benachbarten Fenster und Dächer, erfüllte eine jubelnde Volksmenge.

Gesang eröffnete die Feier. Plötzlich übertönen diesen endlose, brausende Hochrufe, alle Augen richten sich auf das Eingangsportal: Bonaparte tritt ein. Tausendfach begrüßt ihn der Ruf: „Es lebe der Befreier Italiens! Der Friedensstifter des Weltteils!“ Von zwei Ministern geleitet, von zwei Adjutanten gefolgt, die ihn alle fast um Haupteslänge überragen, schreitet der Gefeierte gelassen und bescheiden auf den Altar zu. Der Gesangchor stimmt einen Hymnus auf die Freiheit an; die Versammlung fällt in den Gesang ein: die Direktoren, alle Anwesenden erheben sich und entblößen das Haupt. Der Gesang verhallt, lautlose Stille all der Tausende tritt ein. — Talleyrand, der Minister des Äußern, tritt vor, um eine Lobrede auf den Friedensbringer zu halten. Mit höchstem Geschick entledigte sich der gewandte Diplomat, der Schüler Voltaires, seiner Aufgabe. Wie preist er Bonapartes Ruhm, wie feiert er seine Tugenden, seine Einfachheit, seine Verachtung alles Gepränges, wie fürchtet er so gar nicht seinen Ehrgeiz! „Ganz Frankreich wird frei sein: er selbst vielleicht niemals; das ist sein Schicksal.“ Mit der Mahnung an den Siegreichen, „das perfide Albion zum Heile Frankreichs und der Welt niederzuwerfen“, schließt er den Panegyrikus.

Mit kurzen, abgerissenen, orakelhaften Sätzen erwidert Bonaparte darauf, indem er die Ratifikationsurkunde des Friedensschlusses von Campo Formio dem Direktorium überreicht. Jedes Wort ist berechnet, die Erwartungen aufs höchste zu spannen, ohne doch dabei seine wahren Absichten zu verraten. „Der Friede“, so lauten seine Schlußworte, „sichert die Freiheit, den Wohlstand und den Ruhm der Republik. Sobald das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, wird ganz Europa frei werden!“ So kündigt er eine neue staatliche Ordnung nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa an, die mit diesem Friedensschlusse, seinem eigensten Werke, beginnen soll.

Jetzt nimmt Barras das Wort. Seine sehr lange und schwülstige Rede spendet auch zunächst dem Helden des Tages reichlich Weihrauch, dann aber schildert sie mit Wohlgefallen die hohen Verdienste des Direktoriums und schließt damit, daß sie den Hauptwert des erlangten Friedens darin sieht, daß er es ermögliche, England zu vernichten. Nun steigt er herab und gibt Bonaparte den Bruderkuß; auch die übrigen Direktoren folgen dem Beispiele und schließen den sieggekrönten General in ihre Arme. Ein rauschender Hymnus ertönt, dessen Refrain alle Anwesenden mitsingen. So schließt das Verbrüderungsfest.

Mißtrauen gegen Bonaparte.

Am Abend gaben der Rat der Alten und der der Fünfhundert vereint Bonaparte ein Festmahl im Louvre, die herrlichsten Gemälde Italiens, Trophäen des Gefeierten, schmückten den Saal. Gesänge, überschwengliche Reden suchten das Fest zu beleben, aber doch blieb die allgemeine Stimmung trübe und gedrückt; Mißbehagen lag auf allen Gemütern. Was meint Bonaparte mit den „besten organischen Gesetzen?“ fragt sich im stillen ein jeder. „Was hat er vor? Was wird der morgende Tag uns bringen?“

Wirklich war der Verdacht, daß Bonaparte einen Staatsstreich plane, der ihm die Regierungsgewalt in die Hand geben solle, nicht ganz ungegründet. Er hat in diesen Tagen mit Sieyès, bevor dieser als Gesandter nach Berlin abging, und mit Talleyrand, der durch seinen Scharfsinn wie durch seine Beflissenheit sich ihm zu empfehlen wußte, viel verkehrt. Allein noch schien der Erfolg zweifelhaft: Verfassung und Direktorium, gerade durch den Friedensabschluß wieder mehr befestigt, bedurften noch stärkerer Erschütterungen, als sie schon durch Bonaparte erfahren hatten, bevor sie kraftlos in sich zusammenbrachen. Mit aller Entschiedenheit faßte daher Bonaparte, nachdem er einmal zum Warten sich entschlossen hatte, den Krieg gegen England ins Auge, das noch als einziger Gegner von Bedeutung auf dem Plane war.

Ausbeutung der Tochterrepubliken.

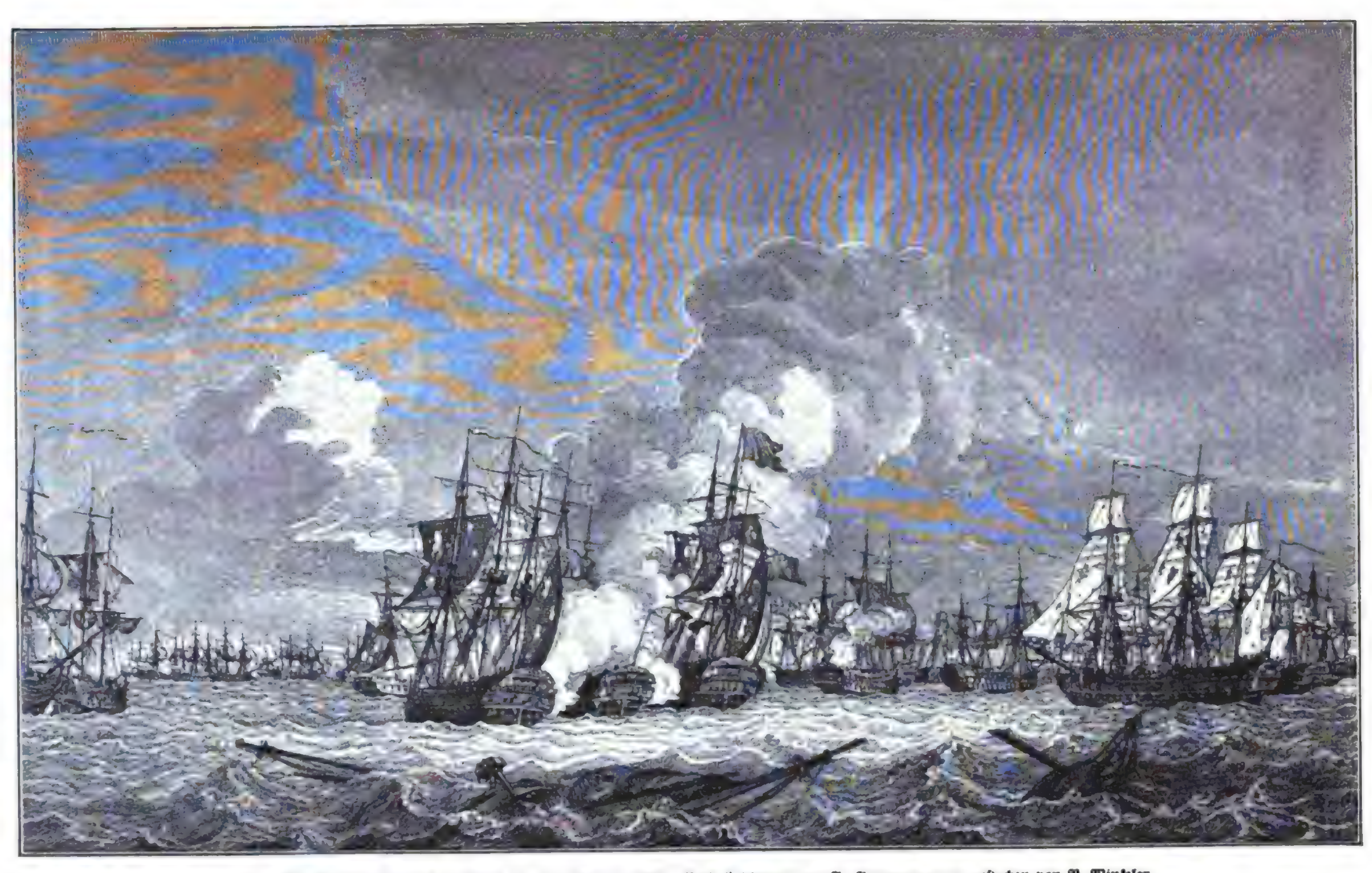
Die Mittel zu diesem Kriege mußte die revolutionäre Propaganda verschaffen. Nicht zu militärischem Schutze nur sollte der Gürtel der Tochterrepubliken dienen, mit dem Frankreich sich zu umgeben begonnen hatte; auch das Danaidenfaß der Staatskasse sollten sie füllen.

Aus Belgien und Holland war die batavische Republik gebildet worden mit einer Direktorialverfassung, wie Frankreich sie besaß, aber in Wahrheit nichts weiter als ein Anhängsel der großen Nachbarrepublik, mit der sie zu Schutz und Trutz verbündet war. Während des nun schon fast sechsjährigen Krieges waren alle holländischen Kolonien an England verloren gegangen; in der Seeschlacht vor dem Texel war am 11. Oktober 1797 der größte Teil der letzten holländischen Flotte vernichtet worden; 25000 Mann französischer Truppen mußten vertragsmäßig von der batavischen Republik besoldet und unterhalten werden: jetzt wurden von ihr Geld, Schiffe, Seeoffiziere bis zur äußersten Grenze ihres Könnens für den neuen Feldzug gegen England gefordert. General Joubert hatte Befehl, jeden Beamten, der Widerstand wagen sollte, einfach als Rebellen zu behandeln.

Ganz in derselben Weise wurde mit der verbündeten cisalpinischen Republik verfahren: sie hatte ebenfalls 25000 französische Soldaten zu erhalten und mit jährlich 18 Millionen Frank zu besolden. Das war es, was die Franzosen unter der Freiheit, die sie brachten, verstanden.

Erhebung in Rom.

Dennoch gab es auch in Rom eine Partei, freilich nicht über etwa 300 Köpfe stark, die sie herbeisehnte anstatt des milden Regimentes des greisen Papstes. Französischer Gesandter in Rom war Joseph Bonaparte, dem es oblag, mit Unterstützung des Schatzmeisters Rudolf Emanuel von Haller, eines habgierigen und brutalen Schweizers, zweiten Sohnes des berühmten Naturforschers Albrecht von Haller, die Zahlungen einzutreiben, welche Papst Pius VI. aus dem Traktate von Tolentino an Frankreich noch schuldig war. Auf seinen Beistand vertrauend, versuchten die römischen Revolutionäre am 28. Dezember 1797 eine Schilderhebung. Allein von



160. Die Seeschlacht vor dem Texel am 11. Oktober 1797. Nach Zeichnung von G. Groenewegen gestochen von R. Winkeler.



Digitized by Google

den päpstlichen Dragonern wurden sie rasch zerstreut: ein Haufe flüchtete sich in den Hof der französischen Gesandtschaft. Die Dragoner verfolgten sie jedoch auch dahin und gaben Feuer auf die Flüchtigen. Auf den Lärm hin begab sich der Gesandte selbst in den Hof hinab und gebot Ruhe und Achtung des Asyls. Bei ihm befand sich der junge General Duphot, welcher am folgenden Tage seine Hochzeit mit Josephs Schwägerin feiern wollte. Ungestüm wagte er sich zu weit in die aufgeregte Menge vor: ein Dragoner schoß auf ihn und tötete ihn. Joseph wies alle Anerbietungen von Genugthuung, alle Bitten des Papstes zurück und verließ Rom auf der Stelle.

Proklamierung der römischen Republik.

Der Bruch zwischen Frankreich und Rom war da. Berthier erhielt Befehl, in Eilmärschen, so geheim als möglich, nach Rom aufzubrechen, eine Intervention Neapels aber auf jeden Fall abzuwehren. Am 11. Februar 1798 hielt er seinen Einzug in die ewige Stadt, und am 15. Februar ward von der Höhe des Kapitols herab die Umwandlung des Kirchenstaats in die römische Republik proklamiert, nachdem man vor dem Standbilde Marc Aurels einen Freiheitsbaum gepflanzt hatte. Indes der Papst weigerte sich, der weltlichen Herrschaft zu entsagen; er weigerte sich überhaupt, auf irgend welche Anerbietungen der Franzosen einzugehen. Infolgedessen erschien jener Haller am Morgen des 18. Februar mit dem Hut auf dem Kopfe vor dem Papste, forderte ihm seine Kostbarkeiten ab, riß ihm selbst zwei kostbare Brillantringe vom Finger und befahl ihm, sich reisefertig zu machen. Am nächsten Tage wechselte der Oberbefehl: an Berthiers Stelle, der wohl nicht rücksichtslos genug war, trat Masséna, ein hervorragender General, aber ein grundgemeiner und rücksichtsloser Mensch; der verfügte sofort die Wegführung des Papstes, die in der Morgenfrühe des 20. Februar erfolgte. Man brachte den fast 80jährigen Greis zunächst nach Siena in ein Augustinerkloster. Neapel war froh, daß es unbehelligt blieb: so sehr fürchtete man dort die französischen Waffen.

Die Schweiz. Peter Ochs und Laharpe.

Unterdessen erfüllten sich auch die Dinge in der Schweiz. Schon auf seiner Reise zum Rastatter Kongresse hatte Bonaparte die Herzen vieler Schweizer dadurch gewonnen, daß er im Hinblick auf die Schweiz es als unwürdig bezeichnet hatte, daß ein Volk eines andern Volkes Unterthan sei. Deutlicher schon hatte er sich in Basel zu Peter Ochs, der ihn dort bewirtete, ausgesprochen; und als er dann am 8. Dezember 1797 mit Peter Ochs bei Rewbell in Paris zusammentraf, bestand er mit Nachdruck darauf, daß eine Revolution in der Schweiz erfolgen müsse, und zwar bald. Eine Verfassung war damals zwischen den Dreien vereinbart, durch welche die gesamte Schweiz in eine einheitliche demokratische Republik umgeformt werden sollte.

Dem gleichen Ziele, wenigstens für seine Heimat, das Waadtland, strebte mit aller Energie Friedrich Cäsar Laharpe zu, der früher Erzieher des Kaisers Alexander I. von Rußland gewesen war, jetzt aber seine Aufgabe darein setzte, die Unterstützung Frankreichs für die Befreiung des Waadtlandes zu gewinnen. Auch Frau von Staël interessierte sich lebhaft dafür. Wirklich fand Laharpe bei dem Direktorium Gehör, dem es freilich weniger auf die Freiheit der Schweiz, als auf die großen Schätze, welche in Bern, Basel, Zürich und andern Städten vorhanden sein sollten, ankam. Daneben wies Bonaparte mit Nachdruck auf die militärische Bedeutung der Schweiz hin, dieser Burg im Herzen Europas.

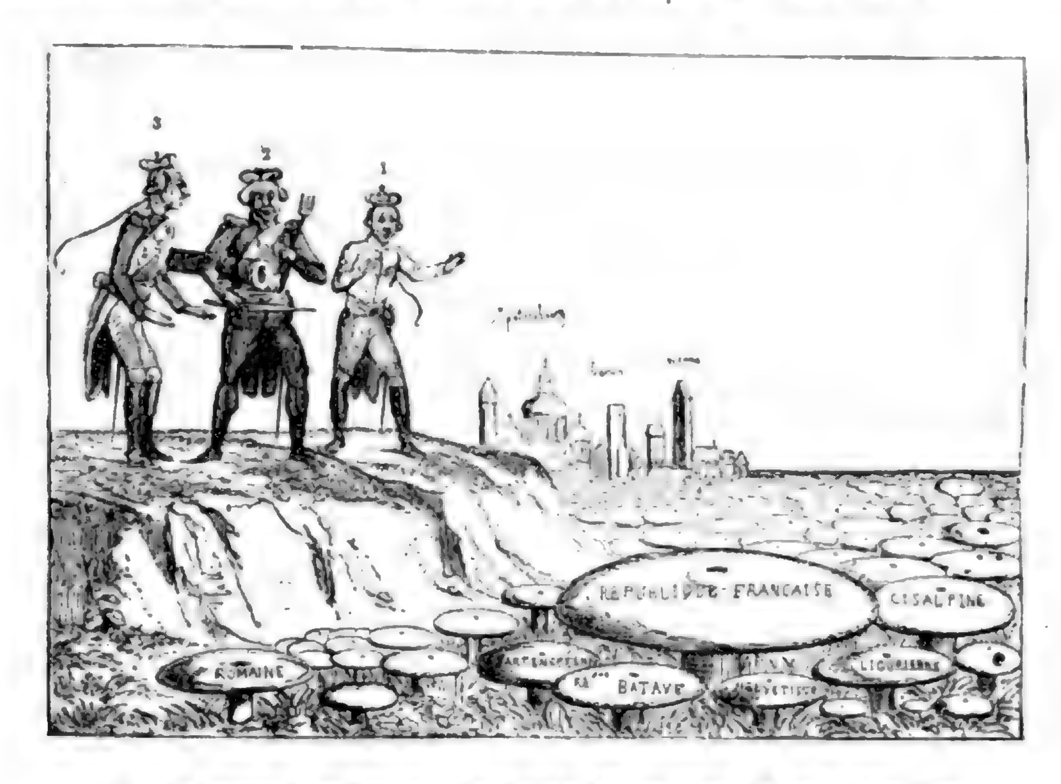
Politische Zustände in der Schweiz.

Die Schweiz war damals ein wirres Geschiebe von Gemeinwesen und Herrschaften in allen Größen und allen nur denkbaren Verwickelungen, auf das bunteste durchzogen von nationalen und konfessionellen Verschiedenheiten. Dreizehn Kantone bildeten eine herrschende Aristokratie; unter ihrer Tagsatzung standen die „zugewandten Orte“ ohne Vertretung, aber seit alten Zeiten mit der Eidgenossenschaft verbunden.

Dazu gehörten Genf, Graubünden, das preußische Neuenburg, die elsässische Enklave Mülhausen und andre. Unterthanenlande endlich waren diejenigen Bezirke deutscher oder italienischer Bewohner, welche einem oder mehreren Kantonen gemeinschaftlich gehörten und von diesen durch Vögte regiert wurden. So war das Livener Thal, Uri, das Waadtland und der Aargau Bern unterthänig.

Soziale Zustände in der Schweiz.

In den alten Urkantonen herrschte noch die Landgemeinde, in den meisten übrigen aber das Stadtbürgertum oder vielmehr eine geringe Anzahl bevorrechteter Familien, welche vetterschaftlich zusammenhielten und alle Ämter und Würden ausschließlich aus ihrer Mitte besetzten. Mit dem engherzigen Despotismus aller Oligarchen führten sie die Herrschaft, jeder freien Regung grundsätzlich abhold. Sie wachten darüber, daß der ausschließliche, gewissermaßen feudale Einfluß des Eigentums und der Arbeit nicht




161. **Champignons republicains.** Französische Karikatur etwa aus dem Jahre 1799.

1. Der König von Preußen: „Herr Gott, wie das aufschießt! . . . Das ist ja schrecklich."
2. Der Kaiser von Rußland: „Das wäre recht angenehm zu verspeisen."
3. Der Kaiser von Österreich: „Rühren Sie ja nicht daran, Herr Gevatter, es ist giftig."

schwand, daß das streng geschlossene Zunft- und Monopolwesen nicht gelockert wurde. Daher gab es überall Parteiungen zwischen Stadt und Land, zwischen Patriziern und Handwerkern, zwischen Herren und Unterthanen.

Als nun in Frankreich der mittelalterliche Staat in Trümmer ging, wurden auch die Gesichter der Ratsherren in Bern und Basel, in Zürich und Freiburg sorgenvoll umwölkt, daß das böse Beispiel Frankreichs auch in der Schweiz zur Nachahmung locken möchte. Doch war die Gefahr anfangs nicht eben groß. Denn die Hinmordung der treuen Schweizer bei dem Tuileriensturm stürzte zahllose Familien in Trauer und erfüllte das ganze Schweizerland mit Erbitterung gegen die französische Revolution. Und diese zu schüren, ließen die zahlreichen Emigranten, die in Genf Zuflucht gefunden hatten, sich überdies sehr angelegen sein. Auch das gab Verstimmung, daß Frankreich ihm gelegene Teile der Schweiz, wie Mülhausen und das Münsterthal bei Basel, ohne Umstände sich einverleibte. Kaum daß es für Valtellina in dem Frickthal und der Grafschaft Falkenstein Ersatz gewährte.

Erhebung der Waadtländer.

Allein in den unterthänigen Gebieten begann man allmählich in Frankreich den erhofften Befreier zu sehen. So kam es, daß die Waadtländer, durch Laharpe aufgeregt, im Vertrauen auf Frankreichs Beistand sich gegen Bern, ihre Herrin, erhoben, daß in Baselland die Bauern gegen ihre städtischen Vögte aufstanden.

Einmarsch der Franzosen in der Schweiz.

Die Meinung des Direktoriums war, sich der Schweiz ebenso ohne Beschwer zu bemächtigen, wie es bei Venedig gelungen war. Es nahm sich daher der aufständischen Waadtländer an und richtete an die Regierung von Bern die Aufforderung, nicht nur das Waadtland frei zu geben, sondern auch die Errichtung einer helvetischen Republik, wie sie Peter Ochs geplant hatte, anzuerkennen und selbst abzudanken. Bern weigerte sich dessen und sammelte zur Abwehr in aller Eile das eidgenössische Heer an der Aare. Unterdessen hatte sich im Januar 1798 ein französisches Beobachtungsheer unter Ménard an der Grenze des Waadt aufgestellt. Der französische General sandte zur Unterhandlung mit dem Berner Obersten Weiß seinen Adjutanten mit zwei Husaren ab. Die beiden letzteren wurden infolge eines unglücklichen Mißverständnisses getötet. Da rückten die Franzosen in die Schweiz ein; es war ein Korps der italienischen Armee unter Brune. Die Eingangspässe waren nicht besetzt; so gelangten die Franzosen unangefochten bis an die Aare. Die völlig undisziplinierten Scharen der Schweizer leisteten bei Frauenbrunn tapferen Widerstand; selbst Frauen und Kinder griffen zu den Waffen. Eine alte Frau hatte zwei Töchter und drei Enkelinnen in die Schlacht geführt; sie fielen alle sechs. Allein schon am 5. März 1798 hielten die siegreichen Franzosen ihren Einzug in Bern. Auch die verzweifelte Gegenwehr der Urkantone am Vierwaldstätter See, welche die Geistlichen aufriefen zum Kampfe gegen den „Antichrist", wurde überwältigt: am 22. März 1798 ward die helvetische Republik mit der von Peter Ochs entworfenen einheitlichen Verfassung ausgerufen. Die Abhängigkeit der Unterthanen und Zugewandten wurde beseitigt, den dreizehn Kantonen traten acht mit gleicher Berechtigung hinzu, auch Graubünden wurde zum Beitritt eingeladen. Eine Verfassung nach dem Muster der französischen mit fünf Direktoren an der Spitze wurde der neuen Republik gegeben und diese durch ein Schutz- und Trutzbündnis willenlos an Frankreich gefesselt. In allen Kantonen wurde dem alten aristokratischen Regimente ein Ende gemacht.

Französische Pläne.

Mit geübter Gründlichkeit räumten die Franzosen alle Kassen der alten Patrizierstädte aus; in Freiburg, Solothurn und Zürich wurden bedeutende Summen erbeutet, mehr noch in dem reichen Bern: an Barren und Münze über 6 Millionen Frank, dazu 18 Millionen Schuldforderungen an das Ausland. Dem Direktorium floß jedoch nichts davon zu, sondern die eine Hälfte wurde für das Heer zu Sold und Lieferungen verwandt, die andre ging nach Toulon an den General Bonaparte zur Ausrüstung der ägyptischen Expedition, mit welcher der Verwegene im Begriffe stand, den Kampf gegen das „perfide Albion" zu eröffnen.

## Der Feldzug im Orient und die zweite Koalition.

Der Plan des ägyptischen Unternehmens. Der österreichische Zwischenfall.

Ein wunderbar fertiger Mann ist Bonaparte in die Geschichte eingetreten. Schon am ersten Tage des italienischen Feldzuges zeigt er das außerordentliche Feldherrntalent, das er später bewährt; das scharfe Urteil, die listige Unbarmherzigkeit, die unersättliche Selbstsucht der späteren Jahre wohnen schon in dem Achtundzwanzigjährigen. Nur jenes staunenswerte Gleichgewicht zwischen Kühnheit und Vorsicht, zwischen Leidenschaft und Berechnung, das den aufsteigenden Bonaparte auszeichnet, hat sich später verschoben.

Als er zuerst von Ancona aus den Blick über die Wogen des Adriatischen Meeres schweifen ließ, bewegte ihn der stolze Gedanke, mit Alexander dem Großen zu wetteifern: die Idee eines Feldzuges in den wunderreichen Orient tauchte in ihm auf, aber er war weit davon entfernt, durch das Blendende des Gedankens sein Urteil berücken zu lassen. Mit sicherer Erwägung bereitete er die Orientfahrt vor, aber der Entschluß, sie zu unternehmen, hat sich ihm doch erst im Zusammenhange des englischen Krieges aufgedrängt; erst als die Verhältnisse ein Gelingen sicher zu gewährleisten schienen, hat er dem alten Zuge der Phantasie, den wohl Raynal schon in ihm erweckt hatte, mit kühl abwägender Besonnenheit nachgegeben.

Angriffspläne auf England.

Zum Oberfeldherrn gegen England ernannt, begab sich Bonaparte im Februar 1798 nach Brest, Cherbourg und Boulogne, um die dort im Gange befindlichen Rüstungen zu besichtigen. Denn der Gedanke war, wie es schon Hoche zwei Jahre zuvor versucht hatte, das trotzige Inselvolk mit einem starken Heere auf ihrer Insel selbst anzugreifen. Allein er erkannte sofort, daß zu einem so kühnen und schweren Unternehmen die bisherigen Rüstungen völlig unzureichend wären. Am 23. Februar erstattete er dem Direktorium Bericht darüber: es fehle sowohl an Schiffen als an Geld; nicht vor dem nächsten Jahre sei eine Landung in England möglich. — Am Abend desselben Tages sandte er dem Direktorium noch eine Denkschrift, in der er auseinandersetzt, daß bei der Unmöglichkeit eines direkten Angriffes auf England man vielleicht Hamburg, wo sich die Engländer festgesetzt hatten, oder Hannover ihnen wegnehmen könne. Oder man könne auch, fügte er kurz hinzu, eine Expedition in die Levante senden, was sofort und mit weit geringeren Streitkräften ausführbar sei, um den indischen Handel der Engländer zu bedrohen. Das Direktorium ging auf diesen letzten Vorschlag ein, so daß ihm bereits am 5. März 1798 Bonaparte eine Reihe spezieller Maßregeln zu dem Zwecke vorlegte, sich Maltas und Ägyptens zu bemächtigen. Die Landung in England wurde deswegen nicht aufgegeben, sondern, weil zur Zeit unausführbar, ebenso wie die Besetzung Hannovers, für eine gelegenere Zeit aufgeschoben. Zunächst sollte nur, um die Unternehmung gegen Ägypten zu unterstützen, eine Invasion in England im kleineren Maßstabe von Brest aus ins Auge gefaßt werden. Damit also war die Expedition nach Ägypten zur Hauptsache des Angriffs auf England gemacht. Die dazu nötigen 25000 Mann Infanterie und 3000 Reiter konnten nach Bonapartes Bericht in 14 Tagen zur Einschiffung bereit sein.

Begründung des Orientplanes

Kühn war der Plan unter allen Umständen, aber phantastisch darf man ihn darum, wie es oft geschieht, nicht schelten, wenn er auch gewiß zuerst aus dem Reize, den seit seinen Jünglingsjahren der Orient auf Bonaparte ausübte, geboren war. Jetzt waren alle Umstände ihm so günstig, daß ein Gelingen kaum zweifelhaft schien. Nach dem Abschlusse des Bündnisses zwischen Frankreich und Spanien im Herbste 1796 hatte England es für nötig erachtet, alle im Mittelmeere befindlichen Kriegsschiffe zurückzurufen, um seine Streitkräfte zur Deckung der eignen Küsten zur Hand zu haben. Die drohende Invasion hatte es dann gezwungen, die spanische Flotte im Hafen von Cadiz zu blockieren und zugleich mit einer andern Flottenabteilung die Küsten Hollands zu bewachen, damit dem französischen Angriffe jede Unterstützung abgeschnitten würde. So hatte sich während des ganzen Jahres 1797 kein englisches Schiff im Mittelmeere gezeigt; eine Flotte dorthin zu senden, glaubte England selbst sich außer stande, höchstens daß das Blockadegeschwader vor Cadiz zugleich den Weg durch die Gibraltarstraße beobachten konnte. Bonaparte war daher mit Recht der Ansicht, daß er in dem Unternehmen gegen Ägypten jedenfalls mehrere Monate lang von englischen Schiffen nicht gehemmt werden würde.

Als den Zweck der Expedition bezeichnete Bonaparte, den indischen Handel der Engländer zu bedrohen. Schwerlich ist dabei seine Absicht gewesen, von Ägypten aus gegen Indien selbst vorzudringen. Denn die Lage Frankreichs war doch zu sehr bedroht, als daß er länger als höchstens einige Monate ihm hätte fern bleiben können und wollen. Es handelte sich also bei dem Unternehmen nur um einen raschen Vorstoß gegen Ägypten, um dadurch dem Kriege eine andre Wendung zu geben. Gab doch Bonaparte seinem Bruder Joseph den Auftrag, für den Herbstaufenthalt ihm eine Villa in Bourgogne zu kaufen. Selbst auf eine dauernde Besetzung Ägyptens war es nicht abgesehen. Bonapartes Absicht war, um den Preis der Rückgabe Ägyptens die Türken zu einem Bündnisse und zu thätiger Teilnahme am Kriege zu

zwingen, damit dadurch Rußland abgehalten würde, seine Waffen zur Unterstützung Englands gegen Frankreich zu wenden. Denn es entging ihm natürlich nicht, daß sich ein schweres Gewitter über Frankreich zusammenzog. Mehr und mehr näherten sich Rußland und England, und Österreich schien nicht abgeneigt, zu einem neuen Waffengange gegen Frankreich sich anzuschließen, während es Sieyes trotz aller Bemühungen in Berlin nicht gelingen wollte, Preußen zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bestimmen. Aber Bonaparte vertraute darauf, daß Frankreich in seiner starken Defensivstellung in Oberitalien und am Rhein sich einige Zeit würde halten können: dann wollte er als der ruhmbekränzte Eroberer Ägyptens zurückkehren und die andrängenden mächtigen Feinde zerschmettern: wer hätte ihm dann noch die Herrschaft über das gerettete Frankreich streitig machen können? Und das war nicht bloß sein Gedanke. Denn kaum hatte der Zurückkehrende in Fréjus den Fuß wieder auf den Boden Frankreichs gesetzt, so begrüßte ihn der Klub der kleinen Stadt: „Gehen Sie, General, schlagen Sie den Feind, und dann wollen wir Sie zum König machen, wenn Sie wollen!“ So wenig phantastisch, so richtig abgewogen war der Plan: ja man darf sagen, daß selbst das Unglück, welches Frankreich in Bonapartes Abwesenheit hatte, mit in dem Plane lag. „Damit ich Herr in Frankreich würde“, schreibt er in seinen Memoiren auf St. Helena, „mußte in meiner Abwesenheit das Direktorium Unglück erleben, so daß meine Rückkehr den Sieg unsern Fahnen wieder zuführte.“

Der Gedanke einer Expedition nach Ägypten war für Frankreich so gar neu eigentlich nicht. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte König Ludwig IX. die Eroberung Ägyptens unternommen — freilich erfolglos. Fünfzig Jahre später hatte dann Pierre du Bois dahin gestrebt, die Gedanken Philipps des Schönen wieder auf Ägypten, diesen Eckstein eines Weltreiches, zu richten. In gleichem Sinne hatte der große Leibniz Ludwig XIV. zur Eroberung Ägyptens geraten: das wäre verdienstlicher, als eines geringen Grenzstriches wegen das halbe Europa gegen sich in Waffen zu rufen, und würde zugleich ihn in den Besitz des Stapelplatzes des indischen Handels, der damals in den Händen Hollands lag, bringen. Choiseul war auf diesen Gedanken zurückgekommen, ohne jedoch weiter als bis zur Besetzung Corsicas zu gelangen. Endlich reichte der Konsul Magellan, der zwanzig Jahre in Ägypten gelebt hatte, 1796 dem Direktorium einen Plan zur Eroberung des Landes ein und erschien selbst im folgenden Jahre, um die Ausführung dieses Planes persönlich zu betreiben. Das alles war Bonaparte durchaus nicht unbekannt geblieben. Gleichwohl war er der erste, der nach mehr als einem halben Jahrtausend den Gedanken wieder ernstlich aufnahm.

Geheimhaltung des Zuges.

Die Zahl der Truppen, welche für die Expedition bestimmt wurden, war dem eigentlichen Zwecke derselben entsprechend — nur wie ein Ausfall im größeren Stile war sie ja gemeint — nur eine mäßige; aber es waren alles erlesene Kerntruppen. Auch von den höheren Offizieren, welche unter Bonaparte sich hervorgethan hatten, fehlte kaum einer. Aus dieser Schule sind die späteren Marschälle des Kaiserreichs hervorgegangen: Berthier, Beauharnais, Bertrand, Davoust, Duroc, Junot, Lannes, Lavalette, Marmont, Murat, Rapp, Savary. Gelehrte wurden zudem zur Teilnahme eingeladen unter dem Vorgeben, es handle sich um eine wissenschaftliche Reise nach dem Amazonenstrom. Denn geflissentlich wurden die Vorbereitungen in ein gewisses Geheimnis gehüllt. Freilich dem preußischen Gesandten in Paris, Sandoz-Rollin, hatte Talleyrand schon am 22. Februar den ganzen Plan mitgeteilt. Auch den Engländern blieb er nicht geheim; doch hielten sie ihn nur für eine Finte, um ihre Aufmerksamkeit von der Kanalküste abzulenken.

In sieben Wochen waren alle Vorbereitungen in ebenso umfassender wie sorgfältiger Weise beendigt. Am 12. April wurde Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Orientarmee ernannt; zehn Tage später wollte er sich zu dem Heere nach Toulon begeben, als ein Zwischenfall eintrat, der in der unwillkommensten Weise seine Abreise von Paris unmöglich machte.

Die österreichische Politik

Die Geltung des römischen Kaisers stützte sich vornehmlich auf die geistlichen Territorien. Daher ging das Bestreben Österreichs bei dem Friedenskongreß zu Rastatt dahin, deren Säkularisation soweit wie irgend möglich einzuschränken, während die Fürsten dagegen zum Zwecke reichlicherer eigner Entschädigung die möglichste Ausdehnung der Säkularisation verlangten. Österreich, das übrigens selbst nach dem Erzbistum Salzburg lüstern war, nun zur Nachgiebigkeit zu stimmen, ohne jedoch die geforderte Entschädigung in Italien ihm zu gewähren, war der Auftrag, mit dem der General Bernadotte als französischer Gesandter nach Wien geschickt wurde.

Die Aufgabe war ebenso schwierig, wie die Wahl des Gesandten ungeeignet. Jean Baptiste Bernadotte, geboren am 26. Jan. 1764, Sohn eines Advokaten in Pau, durch die Revolution in fünf Jahren vom Sergeanten zum Divisionsgeneral erhoben, war ein Béarner mit jakobinischen Leidenschaften und Manieren. Ohne vorher auch nur angemeldet zu sein, erschien er plötzlich am 8. Februar 1798 mit einem zahlreichen Gesandtschaftspersonale junger Hitzköpfe in Wien. In rücksichtslos-übermütiger Weise Bernadotte in Wien.

162. Jean Baptiste Jules Bernadotte.
Nach einer Lithographie von Senefelder.

verletzte er den Hof wie die Minister durch herausfordernde Kundgebung seines demokratischen Republikanismus; niemand machte er einen der üblichen Besuche; bei jeder Gelegenheit benahm er sich anmaßend und taktlos, man sah weder ihn noch sein Gefolge jemals ohne die in Wien so verhaßte dreifarbige Schärpe und Kokarde. Sein dritter Sekretär war ein revolutionär gesinnter Pole; so wurde die französische Gesandtschaft bald der Sammelplatz der unzufriedenen Polen in Wien. Es war klar, daß ein solcher Mann weder Geltung noch Einfluß in Wien gewinnen konnte. Binnen kurzem begriff er es selbst und bat am 12. April das Direktorium dringend um seine Abberufung. Bevor er sie aber noch erhielt, nahm er sie sich selber.

Digitized by Google

Der Zwischenfall mit Österreich.

Am 13. April feierten die Wiener den Jahrestag des Landaufgebotes gegen Bonaparte. Um dagegen zu protestieren, hatte Bernadotte ein Bild der Freiheitsgöttin bestellt, das an der französischen Gesandtschaft angebracht werden sollte. Da aber die Statue nicht rechtzeitig fertig geworden war, ließ er auf dem Balkon des Hauses eine dreifarbige Fahne mit der deutschen Inschrift „Freiheit, Gleichheit“ aushängen. Das Volk sah hierin eine beleidigende Herausforderung; eine große Menschenmenge rottete sich vor dem Hause zusammen; man schimpfte, warf mit Steinen danach, endlich kletterte ein kecker Schlosser zu dem Balkon hinauf und riß die Fahne herunter. Lange nachher erst kam die Polizei dazu, um die Ruhe wiederherzustellen. Bernadotte erklärte den Vorgang für eine Beschimpfung Frankreichs. Zwar sprach ihm Thugut, am folgenden Tage auch Colloredo im Namen des Kaisers sein Bedauern ob des Geschehenen aus; allein er erklärte alles für ungenügend und verließ Wien auf der Stelle.

Der Bruch mit Österreich lag zu Tage. Bonaparte erhielt die Nachricht davon, als er im Begriffe stand, sich zu der Orientarmee nach Toulon zu begeben, deren Einschiffung auf den 26. April festgesetzt war. Sehr wohl erkannte er, daß der Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Österreich in diesem Augenblicke das Unternehmen gegen Ägypten auf das ernstlichste gefährden müsse. Er beschloß daher, sich persönlich um die Erhaltung des Friedens mit Österreich zu bemühen; er wollte persönlich nach Rastatt reisen, um mit Cobenzl zu unterhandeln. Der war aber gerade nach Wien gereist, um provisorisch das Ministerium des Äußern an Thuguts Stelle zu übernehmen. Obgleich er nun sich augenblicklich zur Abreise anschickte, schätzte Bonaparte doch seine Zeit für zu kostbar und überließ es dem früheren Direktor François von Neufchâteau, sich mit Cobenzl in Selz zu verständigen.

## Der Feldzug nach dem Orient.

Maßregeln der Engländer.

Immerhin waren durch diesen Zwischenfall kostbare Tage verloren gegangen, während deren die Engländer sich von der Ernstlichkeit des Unternehmens Bonapartes unter dem Eindrucke der Wiener Vorgänge überzeugt und ihre Maßregeln danach getroffen hatten. Am 30. April traf Nelson, Englands größter Seeheld, bei der Flotte des Lord St. Vincent ein, von welcher ein Teil vor Lissabon lag, um Portugal gegen den Angriff zu schützen, welchen Frankreich im Vereine mit Spanien gegen den Verbündeten Englands plante. Die andre Hälfte der Flotte hielt die Blockade von Cadiz aufrecht. Mit acht Schiffen von dieser begab sich Nelson auf Kundschaft. Am 17. Mai kreuzte er auf der Höhe von Toulon und fing sogar unbemerkt eine Korvette weg, welche vor dem Aufbruche des Orientgeschwaders den Hafen verlassen hatte. Von den Gefangenen erfuhr er alles, was er wissen wollte.

Am 19. Mai lichtete die Flotte Bonapartes, durch widrige Winde noch einige Tage über Erwarten aufgehalten, die Anker. Nelson hatte sich auf die hohe See zurückgezogen, um die ahnungslosen Franzosen trotz der Übermacht zu überfallen. Da brachte ein Sturm ihnen Rettung. Die englische Flotte wurde in der Nacht vom 20. zum 21. Mai zerstreut, das Admiralschiff verlor sämtliche Masten. So übel waren die Schiffe zugerichtet, daß Nelson froh war, den Franzosen unbemerkt nach der kleinen Insel St. Peter bei Sardinien entschlüpfen zu können.

Bonapartes Überfahrt.

Bonaparte beschützte sein Glück; selbst der Sturm hatte ihm wenig angethan. Überhaupt zeigte er auf der ganzen Überfahrt eine geradezu fatalistische Siegeszuversicht, die, nach Marmonts Zeugnis, auch seiner ganzen Umgebung ein unbedingtes Vertrauen zu Napoleons Stern einhauchte. An der Küste entlang nahm sein Geschwader seinen Kurs; ungefährdet vereinigten sich mit ihm, wie es bestimmt war, die von Genua,

Corsica und Civita Vecchia kommenden Abteilungen, so daß nun die ganze Expedition — 15 Linienschiffe, 14 Fregatten, 72 kleinere Kriegsschiffe und 400 Lastfahrzeuge mit 32300 Mann Landungstruppen an Bord — zusammen war. Am 9. Juni ließen sie vor Malta die Anker fallen.

Die Felsenfeste im Mittelmeere war seit 1522 im Besitze des Johanniterordens unter der Souveränität Neapels. Sie war durch unübersteigbare Wälle und Mauern geschützt; der sichere Hafen bot Raum für mehr als 1000 Schiffe; 1200 Geschütze und 40000 Gewehre standen der Verteidigung zur Verfügung; ein Truppenkorps von 2000 Mann, von 330 Rittern befehligt, bildete die Bewachung; die Magazine enthielten Vorräte auf drei Jahre. All dessen bedurfte Bonaparte zur Vervollständigung seiner Ausrüstung, so daß ihm die Insel nicht nur als Zwischenstation wertvoll werden mußte. Eroberung von Malta.

163. Ansicht von Malta.
Nach einer Zeichnung von Bertrand.

Der Orden war nicht dazu angethan, sie ihm ernstlich streitig zu machen. Die einst so tapfere und stolze Ritterschaft war eine Versorgungsanstalt für jüngere Söhne des hohen katholischen Adels geworden. Hier pflegten sie sich in Wohlleben und Genuß; ihre Streitbarkeit und ihre Flotte waren gleich sehr verfallen. Der Großmeister Ferdinand von Hompesch war ein kränklicher und schwacher Mann, von den Rittern die 200 französischen fast sämtlich durch Bonaparte bestochen. Dennoch wies der Orden die Aufforderung Bonapartes, sich zu ergeben, kurzweg zurück. Und als er nun in der Absicht, durch einen Handstreich sich des Hafens zu bemächtigen, bat, ihn wenigstens im Hafen Wasser einnehmen zu lassen, erlaubte der argwöhnische Großmeister dies nur in der Art, daß nicht mehr als vier Schiffe gleichzeitig in den Hafen zugelassen würden. Da entschloß sich Bonaparte, Gewalt anzuwenden; er landete und begann die Stadt zu beschießen. Die Ritter ließen ihre Kanonen aus den Festungs-



Digitized by Google

werken ihm antworten: es gab einige Verwundete auf beiden Seiten. Die Bürgerschaft, durch die Kanonade in Schrecken gesetzt und den Rittern stets abhold, drang auf Kapitulation. Die französischen Ritter traten auf ihre Seite, auch andre erklärten, daß sie zwar zum Kampfe gegen die Ungläubigen, aber nicht gegen Christen sich verpflichtet hätten. So ergab sich denn der Orden ohne jede ernstliche Gegenwehr. „Es war gut", meinte der General Caffarelli zu Bonaparte, „daß jemand in der Festung war, um uns die Thore zu öffnen." Am Bord des Admiralschiffes l'Orient wurde am 12. Juni die Kapitulation unterzeichnet. Dem Großmeister wurde zur Entschädigung von Bonaparte ein deutsches Fürstentum versprochen, die Ritter sollten teils Pensionen, teils Landbesitz erhalten. In Neapel ließ Bonaparte durch den französischen Gesandten kurzweg melden, daß die Inseln Malta, Gozzo und Comino in den Besitz Frankreichs übergegangen wären.

Am Abende desselben Tages noch ging der Sieger in unscheinbarer Kleidung an Land und stattete dem Großmeister zu dessen nicht geringem Schrecken einen Besuch ab. Dann nahm er an Bord, was er an Kriegsmaterial und Proviant vorfand, darunter auch den sehr wertvollen Silberschatz des Ordens und die kostbaren Geräte der Kirchen und Klöster, die sofort eingeschmolzen wurden, um ausgemünzt zu werden. 600 Türken befanden sich als Galeerensklaven in der Gefangenschaft des Ordens: auch sie wurden mitgenommen. Den Beis von Algier, Tunis und Tripolis ließ er durch besondere Boten die Kunde von der Eroberung Maltas mitteilen; zu Ali Pascha sandte er seinen Adjutanten Lavalette mit der gleichen Botschaft und der Aufforderung, jetzt mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Dem russischen Konsul aber erteilte er den Befehl, unverzüglich die Insel zu verlassen, wie er schon im vorigen Jahre den russischen Konsul von der Jonischen Insel Zante ausgewiesen hatte. Zugleich verbot er allen Einwohnern bei Todesstrafe, irgend welche Verbindungen mit Rußland zu unterhalten. Denn mit Rußland befand er sich jetzt schon, wie er es wollte, auf dem Kriegsfuße.

Kaiser Paul und der Malteserorden.

Schon zu den Zeiten der Kaiserin Katharina hatte der Orden, dessen Güter in Frankreich von der Revolution eingezogen waren, darüber verhandelt, sich zu größerer Sicherung unter russisches Protektorat zu stellen. Katharinas Sohn, Kaiser Paul,

164. Verzweiflung der Engländer bei der Nachricht von der Einnahme Maltas.

Französische Satire aus der Zeit.

„Wie!" sagt der eine, „diese kleinen Franzosen haben die Insel Malta eingenommen? Das ist doch ein Teufel, diese große Nation!" Der andre bringt nichts als ein schmerzliches Ach! Ach! Ach! hervor.

165. Landung der französischen Armee in Ägypten am 1. Juli 1798. Nach dem Gemälde von Pingret gestochen von Aubert. (Galeries de Versailles.)



Digitized by Google

voll romantischen Interesses für den Orden, griff diesen Gedanken mit Eifer auf: an Stelle der eingegangenen polnischen Zunge des Ordens wurde ein russisches Großpriorat als eine eigne Zunge gestiftet. Er sah in dem Orden eine Stütze der russischen Macht im Mittelmeere, über welches er die Herrschaft anstrebte. Daher versetzten ihn die Fortschritte der Franzosen am Mittelmeere und vollends ihre letzten Rüstungen in Toulon in solche Aufregung und Besorgnis, daß er die russische Flotte aus dem Weißen und dem Baltischen Meere den Engländern zu Hilfe nach dem Kanal sandte. Daher behandelte ihn Bonaparte als Feind; durch die Türkei jedoch hoffte er ihn außer Kampf zu setzen. Der Eifer des Kaisers für den Orden war so groß, daß er sich jetzt, wo Bonaparte ihn aufgehoben hatte, zum Großmeister wählen ließ und den Krieg gegen Frankreich als eine Ordenssache ansah.

Bonaparte überlistet die Engländer.

Zehn Tage hatte die Besitznahme und Ausraubung der Ordensinseln in Anspruch genommen; am 19. Juni ging die Expedition wieder in See. Es war klar, daß eine Flotte von solcher Stärke, die eine große Fläche des Meeres bedeckte, den Engländern nicht lange verborgen bleiben konnte, wenn die es wirklich auf einen Angriff abgesehen haben sollten. Aber nicht sowohl den Angriff der Engländer fürchtete Bonaparte, da er ihnen jedenfalls an Zahl und Stärke der Kriegsschiffe überlegen war, als die unheilvolle Verwirrung, in welche die schwer beladenen und langsam segelnden Transportschiffe bei einem feindlichen Angriffe notwendig geraten mußten. Daß aber jetzt eine englische Flotte im Mittelmeere kreuzte, hatte er schon am 2. Juni erfahren. Wie er daher schon auf der Herfahrt nach Malta sich möglichst in der Nähe der Küsten gehalten hatte, um im Notfalle landen zu können, so wählte er auch jetzt nicht den geraden Weg nach Ägypten. Er steuerte vielmehr auf Griechenland zu und dann an der langen Südküste von Kreta entlang, um erst am Ostende Kretas sich südwärts nach Ägypten zu wenden. Dadurch ist er wirklich den Engländern entgangen. „Des Teufels Kinder hatten“, wie Nelson sagte, „des Teufels Glück.“

Nach dem Unfalle vor Toulon hatte Nelson durch Verstärkung, die ihm St. Vincent zusandte, sein Geschwader auf 13 Linienschiffe gebracht. Jetzt brannte er darauf, die Franzosen zu vernichten. Seine Sorge war nur, sie möchten sich in einen sicheren Hafen retten, bevor er sie zum Schlagen bringen könnte. Aber wo waren sie? Er glaubte sie nach Neapel oder Sizilien gesegelt: aber sie waren weder hier noch dort. Am 20. Juni segelte er nach Malta: dort waren sie nicht mehr. Nun glaubte er doch, daß die Expedition sich wirklich gegen Ägypten richte, und steuerte unverzüglich dorthin. In der Nacht kam er auf der Höhe von Kreta so nahe an der französischen Flotte vorüber, daß diese deutlich die Kanonensignale der Engländer hören konnte, ohne selbst bemerkt zu werden. In Alexandrien aber war alles friedlich und still. Augenblicklich segelte er weiter nach Syrien zu, um dort und dann in türkischen Gewässern den Feind zu suchen. Zuerst mit Ärger, dann mit Bewunderung mußte er die Geschicklichkeit Bonapartes anerkennen.

Landung in Ägypten.

Dieser sandte von Kreta aus, bevor er südwärts seinen Kurs nahm, die Fregatte Juno voraus, um die ägyptischen Gewässer zu rekognoszieren. Sie kam mit der Meldung zurück, daß vor zwei Tagen Nelson bereits vor Alexandrien gewesen wäre, aber sich sofort wieder ostwärts davon gemacht hätte. Wenn er noch drei Tage fortblieb, so konnte Bonaparte ungehemmt die Landung in Ägypten bewerkstelligen. Sobald daher die französische Flotte auf der Höhe von Alexandrien angelangt war, ließ Bonaparte die Anker auswerfen; er wollte keine Zeit für die Ausschiffung verlieren und gedachte zugleich die Stadt Alexandrien zu überraschen. Durch die tobende Brandung an ödem Meeresstrande, bei dem Dorfe Marabut, drei Stunden westlich von Alexandrien, geschah am 1. Juli die Landung.

166. Mamluk.
Nach dem Originale von Carle Vernet gestochen von Jazet.

Unter den ersten, die ans Land stiegen, war Bonaparte. Sobald er von seinen Truppen etwa 6—7000 Mann am Lande hatte, brach er mit ihnen auf. Schweigend zogen sie durch die Nacht zum 2. Juli bei Mondenschein dahin, in tiefem Sande watend, ohne Pferde, ohne Kanonen. Allein das Gerücht ihrer Annäherung eilte ihnen voraus. Bei Tagesanbruch stürmten zum Schutze der bedrohten Stadt 500 Araber zu Pferde gegen die Eilenden heran, allein in so regellosen Haufen, daß sie, als sie Widerstand fanden, sofort auseinander stoben. Um 6 Uhr morgens sah Bonaparte in der Ferne die Minarets von Alexandrien aufblinken. Von drei

Besetzung von Alexandria.

Digitized by Google

Seiten her rückte er jetzt gegen die halb eingefallene Ringmauer der Stadt vor: die Sturmkolonnen fanden wenig Widerstand und drangen nach kurzem Kampfe in die Stadt ein.

Bonapartes Auftreten.

Mit einer pomphaften Proklamation wandte sich jetzt Bonaparte an die Bewohner. Er komme, erklärte er ihnen, als der Freund des Sultans, um der Herrschaft der Mamluken ein Ende zu machen, die sich von jeher gegen die Autorität des Großherrn aufgelehnt: Segen und Ruhm sollten die Einwohner der Stadt von Gott erflehen für den Sultan und die französische Armee, seine Freundin, Fluch und Verderben für die Mamluken. Seinen Soldaten aber schärfte er nachdrücklich strenge Mannszucht ein, Achtung der religiösen Gebräuche der Mohammedaner und der morgenländischen Sitten den Frauen gegenüber. Dann entließ er die 600 türkischen Gefangenen, die er von Malta mitgebracht hatte, reich beschenkt in ihre Heimat, damit sie Herolde seiner Macht und seiner Großmut durch das ganze Reich des Sultans würden. Jene Araber aber, die am Morgen als Feinde gegen ihn angesprengt kamen, waren am Abende schon seine Verbündeten: er aß und trank mit ihnen und machte ihnen glänzende Geschenke; und sie versprachen dafür, ihm Pferde und Kamele zu liefern und auf seinem Vormarsche gegen die Mamluken ihn als ihren Freund zu beschützen.

Die Mamluken.

Dem Namen nach dem Padischah unterthan, welcher, um den Schein der Herrschaft aufrecht zu erhalten, in Kairo einen machtlosen Pascha hatte, hatte die mannigfaltige Bevölkerung Ägyptens ihre wahren Herren in den Mamluken. Die unterste Schicht der Bevölkerung bildeten die Kopten, die elenden, herabgewürdigten Nachkommen der alten Ägypter, die Agenten und Steuererheber der Mamluken. Eine höhere Stufe nahmen die Araber ein, deren Scheichs eine gewisse Selbständigkeit genossen, sie waren teils seßhafte Bauern, teils unstäte Beduinen. Vornehmer als sie hielten sich die Türken; aber sie galten nichts gegen die Mamluken. Diese, hervorgegangen aus Saladins tscherkessischer Leibgarde, hatten unter dessen schwachen Nachfolgern die Herrschaft an sich gerissen; sie bildeten, aus jungen georgischen und cirkassischen Sklaven sich ergänzend, eine Art Ritterschaft, die durch ein Band der Waffenbrüderschaft auf Tod und Leben verbunden war, niemand sonst als ihren 24 Beis gehorsam. Denn die Unterthänigkeit, in welche im sechzehnten Jahrhundert die Sultane sie gebracht hatten, war eine bald vorübergehende gewesen. Sie hatten die besten Güter an sich gebracht und führten ein wüstes Herrenleben in ausschweifender Genußsucht und wilder Gewaltthätigkeit. Nur die Pietät, die jeder, der selbst zum Bei aufstieg, seinem früheren Gefolgsherrn bewahrte, verknüpfte sie untereinander, so daß derjenige Bei der mächtigste und angesehenste war, dem es gelang, recht viele seiner Gefolgsmannen zur Würde eines Bei emporzubringen. Nur hierauf beruhte das Übergewicht, welches damals der heldenkühne Murad-Bei und der verschlagene Ibrahim-Bei thatsächlich ausübten. Die Zahl der Mamluken betrug höchstens 8000 Reiter, die auf trefflichen Pferden, in glänzendem Kriegsschmucke auf den Feind mit todesverachtender Verwegenheit sich zu stürzen gewohnt waren. Gegen ihre ungeordneten Scharen führte jetzt der beste Feldherr seiner Zeit das beste Heer Europas in dreifacher Überlegenheit heran.

Der Sieg „bei den Pyramiden".

Fünf Kanonenboote ließ Bonaparte den Nil hinaufgehen, während er selbst geradeswegs von Alexandrien auf Kairo, den Mittelpunkt der mamlukischen Macht, losmarschierte. Es war ein schrecklicher Marsch durch tiefe Sandwüsten ohne Schatten, ohne Wasser. Anstatt der Pracht des Orients fanden die Franzosen armselige Dörfer, schmutzige Hütten; die treulosen Araber überfielen jeden Nachzügler, jede Patrouille: Mißmut und Niedergeschlagenheit bemächtigten sich der Soldaten. Endlich nach sechs Tagen gelangten sie an den Nil, zur Rettung für die Kanonenboote, die durch feindliche Schebecken arg bedrängt waren. Vergebens versuchten die losen Geschwader der Mamluken auf das französische Heer einen Angriff zu machen: Bonaparte hatte jede Division in ein geschlossenes Viereck geordnet, Reiter und Geschütz in der Mitte, so daß den Ansprengenden auf allen Seiten die Bajonette entgegenstarrten.

Fünf Stunden vor Kairo, im Angesichte der Pyramiden von Gizeh, immerhin aber noch 15 Kilometer von ihnen entfernt, hatten die Mamluken bei dem Dorfe Embabeh ihre gesamte Macht versammelt. Aus Kairo hatten sie zudem die aus

Türken und Arabern bestehende Stadtmiliz aufgeboten, welche sich in dem Dorfe hinter rohen Erdwällen verschanzt hatte, auf denen 40 Kanonenläufe ohne Lafetten lagen. Am westlichen Ende des Dorfes hielten kampfbegierig die Geschwader der Mamluken. Bonaparte ließ drei Divisionen, jede in ein festes Karree formiert, gegen sie anrücken. „Soldaten“, rief er ihnen zu, die Hand gegen die Pyramiden erhebend, „denkt daran, daß von der Spitze dieser Monumente vierzig Jahrhunderte auf euch herabschauen!“ Mit wildem Feuer warf sich Murad-Bei auf Desaix; sofort aber faßten ihn die beiden andern Divisionen mit heftigem Feuer in Flanke und Rücken. Da wich den Mamluken der Mut; Murad jagte mit den dezimierten Scharen stromaufwärts von dannen, um sich auf seine Schebecken zu flüchten; 2000 Mamluken suchten in wirrer Flucht Rettung hinter den Erdwällen des Dorfes. Allein dies hatte schon die Division

167. Murad Bei.
Nach dem Leben gezeichnet von Devórta, gestochen von Allais.

مراد بيك

Von beim ersten Anlaufe erstürmt und überschüttete die jetzt heransprengenden Flüchtlinge mit mörderischen Salven, die, was nicht fiel, in die Fluten des Nil hineintrieben. Nicht vernichtet, aber völlig zersprengt war die Macht der Mamluken: das war der Erfolg des Sieges bei den Pyramiden am 21. Juli 1798. Die Verluste der Franzosen betrugen 50 Mann, die der Gegner 2000, ein deutlicher Beweis, wie wenig von einer eigentlichen Schlacht die Rede sein kann.

Die Franzosen in Kairo.

Dem Sieger stand jetzt Kairo offen. Jedoch auch die Hauptstadt täuschte die Erwartungen der beutegierigen Franzosen: sie zeigte den Schmutz, nicht die Pracht des Orients. Wohl umfaßte das Mamlukenquartier stattliche Paläste, aber alle übrigen Viertel bestanden aus niedrigen, dichtgedrängten Erdhütten, deren Gassen zur Sicherung gegen die räuberischen Beduinen mit Thoren versehen und verrammelt waren. Da gab es weder Theater noch Kaffeehäuser, nicht einmal Wein und Brot. Die Enttäuschung war so groß, daß eine Anzahl Dragoner sich im Nil vor Mißmut ertränkte und die Offiziere scharenweise den Obergeneral um ihre Entlassung baten. Und doch brauchte er alle Kräfte zur energischen Verfolgung des Feindes. Desaix wurde Murad nach Oberägypten nachgeschickt; gegen Ibrahim-Bei, der am Rande der Syrischen Wüste neue Streitkräfte sammelte, mußte er sogar mehrere Divisionen aussenden, denen er selbst bald nachfolgte. Rasch trieb er den verwegen vordrängenden Bei in die Wüste zurück, ließ Reynier an ihrem Rande in Salheyeh zurück und wandte sich selbst wieder Kairo zu.

Die Seeschlacht von Abukir (1. August 1798).

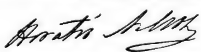
**Da brachte ihm noch unterwegs ein Adjutant Klebers die Schreckensbotschaft, daß Nelson die französische Flotte bei Abukir gefunden und vernichtet habe.**

Bonaparte hatte dem Admiral Brueys, als er von Alexandrien landeinwärts zog, befohlen, die französische Kriegsflotte in dem Hafen von Alexandrien zu bergen oder etwa bei Abukir eine völlig gesicherte Stellung an der ägyptischen Küste zu nehmen oder nach Korfu in Sicherheit zu bringen. Die Hafeneinfahrt bot für den Tiefgang der Kriegsschiffe so wenig Raum, daß immer nur je ein Schiff sie passieren konnte; also ein einziges englisches Kriegsschiff würde genügt haben, die ganze Flotte in dem Hafen zu blockieren. Nach Korfu konnte Brueys auch nicht segeln, da Bonaparte die letzten Proviantvorräte der Flotte mitgenommen und durch neue Zufuhr noch nicht wieder ersetzt hatte. So blieb dem Admiral nichts andres übrig, als an der Küste des Nildelta auszuharren. Er stellte die Flotte möglichst dicht am Strande in langer Linie auf, indem er den einen Flügel an das Fort Abukir etwa 22 km östlich von Alexandrien anlehnte, den andern durch eine Strandbatterie zu decken suchte. Trotzdem sah Brueys mit zagendem Herzen dem Augenblicke entgegen, wo die Engländer ihn hier finden mußten; denn die eilig zusammengeraffte Bemannung der Schiffe war ungeübt im Manövrieren und ohne straffe Disziplin. Wie sehr sollte sich seine bange Sorge erfüllen!

Mit dem ganzen Ungestüm seines Wesens suchte Nelson die Franzosen, gereizt überdies, daß die lange Vergeblichkeit seines Mühens anfing, ihn in lächerlichem Lichte erscheinen zu lassen. Bekränzt mit Lorbeer oder mit Cypressen wolle er zu ihr zurückkehren, hatte er Lady Hamilton, der schönen Frau des englischen Gesandten in Neapel, sagen lassen, und nun vermochte er nicht einmal das Geheimnis des Gegners zu durchdringen. Auch in den türkischen und griechischen Gewässern hatte er ihn nicht gefunden. Jetzt trieb ihn Wassermangel nach Syrakus zurück. Dann begann die Jagd von neuem. Endlich erfuhr er an der Küste von Morea von begegnenden Schiffen, daß die französische Flotte schon vor vier Wochen von Kreta südwärts gesteuert wäre. Also war sie doch nach Ägypten gegangen. Sofort segelte er dorthin. Unterwegs sammelte er alle die Kapitäne seiner 13 Schiffe wiederholt um sich, so daß keiner war, der nicht mit den Gedanken des genialen Anführers für alle Möglichkeiten, die sich bieten konnten, völlig vertraut gewesen wäre. Da kam am Nachmittage des 1. August der Leuchtturm von Alexandrien im Osten in Sicht, und gleich danach wurde von dem vordersten Schiffe signalisiert, daß die französische Flotte, 13 Linienschiffe und fünf Fregatten stark, auf der Reede von Abukir vor ihm läge. Augenblicklich gab Nelson für alle Schiffe das Kommando: klar zum Gefecht; dann setzte er sich mit seinen Offizieren zum Mittagsmahl nieder, von dem er jeden auf seinen Posten entließ. „Morgen um diese Stunde“, sagte er, „bin ich entweder Pair von England geworden oder habe ein Grab in Westminster gewonnen.“ So fest stand sein Entschluß, das Vertrauen seines Königs, der ihn mit Übergehung von zwei Vordermännern zu diesem Kommando vorgeschlagen hatte, unter allen Umständen zu rechtfertigen.

Horatio Nelson, geb. 29. Sept. 1758, war der fünfte Sohn eines Landpredigers in der Grafschaft Norfolk. Mit zwölf Jahren schon nahm ihn sein Oheim, der Kapitän eines Linienschiffes war, als Midshipman an Bord; drei Jahre später machte er die Nordpolexpedition Lord Mulgraves mit. Nun ging er nach Ostindien, wo er sein Glück zu machen gedachte; allein seine schwächliche Gesundheit zwang ihn, nach Europa zurückzukehren. Während des nordamerikanischen Befreiungskrieges wurde er Kapitän; jedoch nach dem Friedensschlusse auf Halbsold gesetzt, zog er sich nach St. Omer in Frankreich zurück, um zu sparen. Indessen schon im nächsten Jahre erhielt er das Kommando über die Fregatte Boreas, die in Westindien stationiert war. In dieser Stellung war es, wo er dem jungen Herzog von Clarence, dem späteren Könige Wilhelm IV., der unter ihm den „Pegasus“ kommandierte, das Leben rettete. In Westindien verheiratete er sich 1787 mit der Witwe des Doktor Nesbit, worauf er in seiner Heimat sechs Jahre in stiller Zurückgezogenheit zubrachte. Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich rief ihn wieder an Bord; als Kapitän des Linienschiffes Norfolk wurde er nach Neapel gesandt, wo er für die ebenso schöne wie geistig angeregte Lady Emma Hamilton eine heftige Leidenschaft faßte, die ihn in unveränderter Stärke bis an sein Lebensende beherrscht hat. An dem Kampfe um Corsica nahm er regen Anteil, so rücksichtslos allen Gefahren mit dem kühnen Mute, der ihm eigen war, trotzend, daß er vor Calvi ein Auge verlor. In der Schlacht beim Vorgebirge St. Vincent, in der am 14. Februar 1797 die spanische Flotte größtenteils vernichtet wurde, that er sich so hervor, daß er zum Konteradmiral erhoben wurde; fünf Monate später ward ihm in einem Seegefecht mit einem spanischen Schiffe der rechte Arm zerschmettert. Er begab sich nach England zu seiner Heilung. Kaum aber hatte er die Amputation des Armes überstanden, als er an Bord des Vanguard als Unteradmiral im April 1798 zu Lord St. Vincent zurückgesandt wurde: ein wahrhaft genialer Mann, heldenkühn, doch wohl überlegend, etwas bombastisch in seinen Reden, aber klar in seinem Wollen, unter den Gegnern Bonapartes damals weitaus der bedeutendste. —

Es war 6 Uhr abends geworden, als die englische Flotte unter frischem Westwinde sich bis auf Schußweite der französischen genähert hatte. Nelson eröffnete den Kampf damit, daß er ausführen ließ, was Brueys für unmöglich gehalten hatte. Er schickte den „Culloden“ zwischen die Strandbatterie und den linken Flügel der feindlichen Aufstellung: indes die Fregatte geriet auf Grund und saß fest. Unverzüglich schickte Nelson andre nach, welche die durch den



168. Horatio Nelson.

Nach dem Gemälde von L. F. Abbott gestochen von Rob. Graves.



Digitized by Google

„Culloden“ angezeigte gefährliche Untiefe vermieden und alsbald ihr Feuer gegen die vor ihr liegenden feindlichen Schiffe eröffneten. Gleichzeitig begann Nelson diese von vorn zu beschießen. Schon nach einer Stunde hatte dieses Kreuzfeuer die beiden ersten Schiffe der feindlichen Aufstellung entmastet; immer weiter rückte die Umklammerung der Engländer vor. Nach einer Stunde war das vierte und fünfte Schiff der Franzosen genommen. Die Nacht war hereingebrochen; kein Schiff des rechten Flügels wagte ohne den ausdrücklichen Befehl des Admirals Brueys in der Dunkelheit seinen Platz zu verlassen. Dieser aber war um 8 Uhr durch eine Kanonenkugel tödlich verletzt worden, und auch den Konteradmiral Blanquet hatte ein Schuß ins Gesicht bewußtlos niedergeworfen. Auch Nelson lag, von einem Granatsplitter an der Stirn verwundet, in seiner Kajütte. Da geriet das feindliche Admiralschiff in Brand; unverzüglich stieg Nelson selbst zum Verdeck empor, um Anordnungen zur Rettung der bedrohten französischen Mannschaft zu treffen. Die hochaufschlagenden Flammen des „Orients“ beleuchteten weithin mit grellem Scheine den tobenden Kampf. Eine Stunde später — um 10 Uhr — erreichte das Feuer die Pulverkammer und das riesige Admiralschiff der Franzosen flog mit donnerndem Krach in die Luft, weithin das Meer und die Feinde mit seinen flammenden Trümmern bedeckend.

Unter dem Eindrucke der furchtbaren Explosion hörten die Kanonen auf zu feuern. Mehrere Minuten lang lag Stille über dem Kampfplatz, dann begann der Kampf von neuem. Für die Franzosen gab es keine Rettung: ein Schiff nach dem andern wurde genommen oder in Brand geschossen oder auf den Strand gedrängt. Als der Morgen heraufstieg, gab es keine französische Flotte mehr, nur mit zwei Linienschiffen und zwei Fregatten vom rechten Flügel war der Vizeadmiral Villeneuve dem Verderben entronnen.

Nelson hatte sein Wort eingelöst. Zum Lord vom Nil ernannt, lorbeerbekränzt, kehrte er nach Neapel zurück. Die Königin Karoline, Marie Antoinettens Schwester, der Franzosen erbitterte Feindin, geriet über die Siegesbotschaft ganz außer sich; unter Strömen von Freudenthränen umarmte sie ihren Gemahl und ihre Kinder, tanzte im Zimmer umher und wurde nicht müde, aller Welt die Heilsnachricht zu verkünden. Selbst die Lazzaroni priesen den britischen Seehelden. Da langte er selbst an. Auf festlich geschmücktem Schiffe fuhren der König und die Königin, Lord und Lady Hamilton ihm entgegen. Das Schwert, welches ihm einst sein Vater Karl III. von Spanien, als er Neapel ihm überließ, gegeben hatte, überreichte jetzt der König dem „Helden von Abukir“, und die schöne Lady Hamilton begrüßte ihn mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe. Bei der Landung betäubte ihn das Volk mit seinen ungestümen Hochrufen, alle Straßen waren beflaggt, drei Abende hindurch alle Fenster festlich erleuchtet. Und dieser allgemeine Enthusiasmus machte es der Königin und dem gefeierten Lord leicht, König Ferdinand zum Anschlusse an die Koalition zu bestimmen, welche sich von neuem gegen Frankreich gebildet hatte. Der österreichische General Mack wurde berufen, um das neapolitanische Heer zu organisieren und gegen die römische Republik zu Felde zu führen.

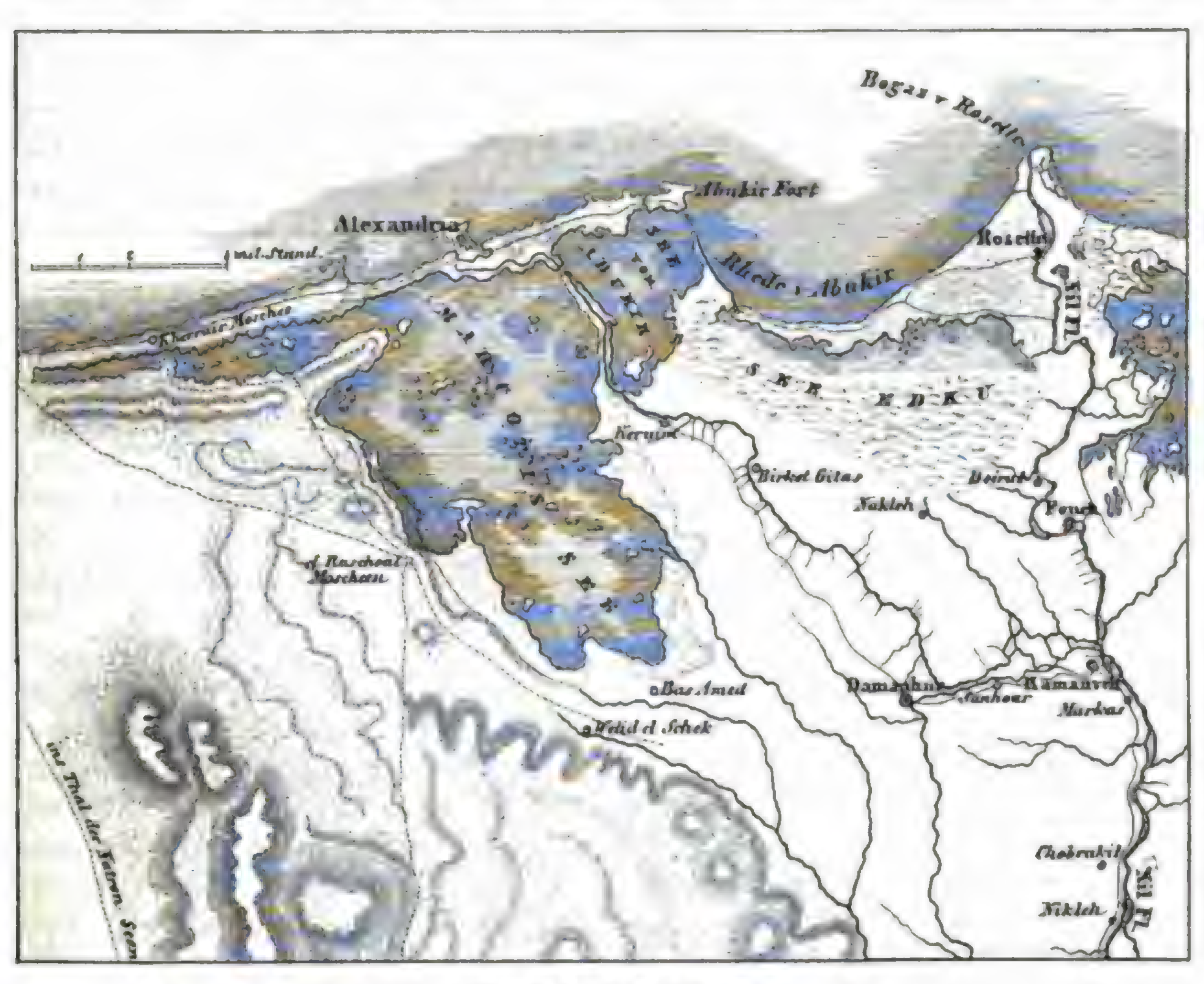
Bonapartes Lage.

Die Lage Bonapartes war durch Nelsons Sieg eine verzweifelte geworden. Nach Frankreich zurückzukehren war nicht nur deshalb unmöglich, weil man die nötigen Fahrzeuge nicht zur Verfügung hatte, sondern namentlich auch moralisch: wie sollte er, der geschlagene General, dem von ihm verachteten Direktorium, das ihn bislang gefürchtet, gegenübertreten? Wie dem französischen Volke? Mit dem Tone schmerzlichen Vorwurfs rief er aus, als man ihm Klebers Depesche brachte: „Unglückseliger Brueys, was hast du gemacht!“ Der ganze schöne Plan, den er auf die Erwerbung Ägyptens und der Mittelmeerherrschaft gesetzt hatte, war wie eine Seifenblase geplatzt. Es war ferner die Unmöglichkeit, jetzt ohne Flotte mit der Türkei unterhandeln zu können, die ihn bewegte. Talleyrand hatte sich zu Sultan Selim III. nach Konstantinopel begeben und ihn, vielleicht um den Preis der Rückgabe Ägyptens, zum Bündnis mit Frankreich bestimmen sollen. So hatte er gehofft, durch die Türkei den feindseligen Zaren im Schach halten zu können, ebenso wie er glaubte, durch Sieyès in Berlin zu bewirken, daß Preußen Österreich zügele. Jetzt aber erfüllte sich das Unerwartete: der Sultan verbündete sich mit Rußland gegen Frankreich! Und Preußen beharrte unbeweglich in seiner Neutralität. Die beste Frucht der Eroberung Ägyptens war ihm damit entrissen. Jetzt galt es wenigstens, die Eroberung selbst festzuhalten und für weitere Pläne auszunutzen. Seine Alexandergedanken kamen bei seiner verzweifelten Lage Bonaparte wieder zurück. Er äußerte sich auch demgemäß gegenüber seinen Offizieren.

Bonaparte kehrte jetzt nach Kairo zurück, eifrig bestrebt, die arabische Bevölkerung für sich zu gewinnen. Unterwegs sprach er bei dem Scheich El Bekir ein, um bei ihm das Geburtsfest Mohammeds mitzufeiern. Er fand bei dem Scheich zwei junge

Mamluken und bat ihn, sie ihm abzutreten. So kam der Mamluk Rustan in den Besitz des Generals, welchem er die Befreiung durch die rührendste Anhänglichkeit und Treue Zeit seines Lebens gedankt hat.

Unterdessen war Desaix den Nil aufwärts gegangen, hatte Murad-Bei in mehreren Gefechten besiegt und Oberägypten bis zu den Katarakten des Nils unterworfen. Damit war ganz Ägypten in der Gewalt Bonapartes. Es kam jetzt darauf an, dem Lande eine solche Verwaltung zu geben, daß es im stande wäre, den Unterhalt des Heeres, das ja jetzt von Frankreich keinerlei Zusendung zu erwarten hatte, allein zu tragen. Alle Güter der Mamluken wurden eingezogen, die kriegstüchtigen Pferde Organisierung Ägyptens.




169. Die Reede von Abukir.
Nach Woerl, „Schlachtenatlas".

requiriert, an die Spitze der einzelnen Provinzialverwaltungen französische Offiziere gestellt, welche unter dem Beirat eingeborener Notabeln die Provinz zu regieren und die Steuerhebung ergiebig zu organisieren hatten. Allein die Schroffheit vieler Offiziere, Erpressungen, Unterschleife, welche vorkamen, erzeugten bald allgemeine Unzufriedenheit bei einem Volke, dem überhaupt jede Neuerung verhaßt war. Eine dumpfe Gärung ging durch das Land, am 21. Oktober 1798 kam sie in Kairo zum Ausbruch.

Um die Citadelle von Kairo zu erweitern, ließ Bonaparte nicht nur eine Menge Häuser niederreißen, sondern auch eine Moschee sollte dies Schicksal teilen. Da brach der Ingrimm der Bevölkerung los. Bonaparte ließ die Straßen der Stadt mit Kartätschen bestreichen, das ganze Stadtviertel jener Moschee wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt. Unzählige Gefangene wurden in die Citadelle gebracht, nachts Aufstand in Kairo.

wurden ihnen die Köpfe abgeschnitten und die kopflosen Leiber in den Nil geworfen, um in die Dörfer am Strom Schrecken und Gehorsam zu bringen. Die Köpfe der rebellischen Bauern der Umgegend wurden auf dem Marktplatze Kairos, ganze Säcke voll, aufgeschichtet.

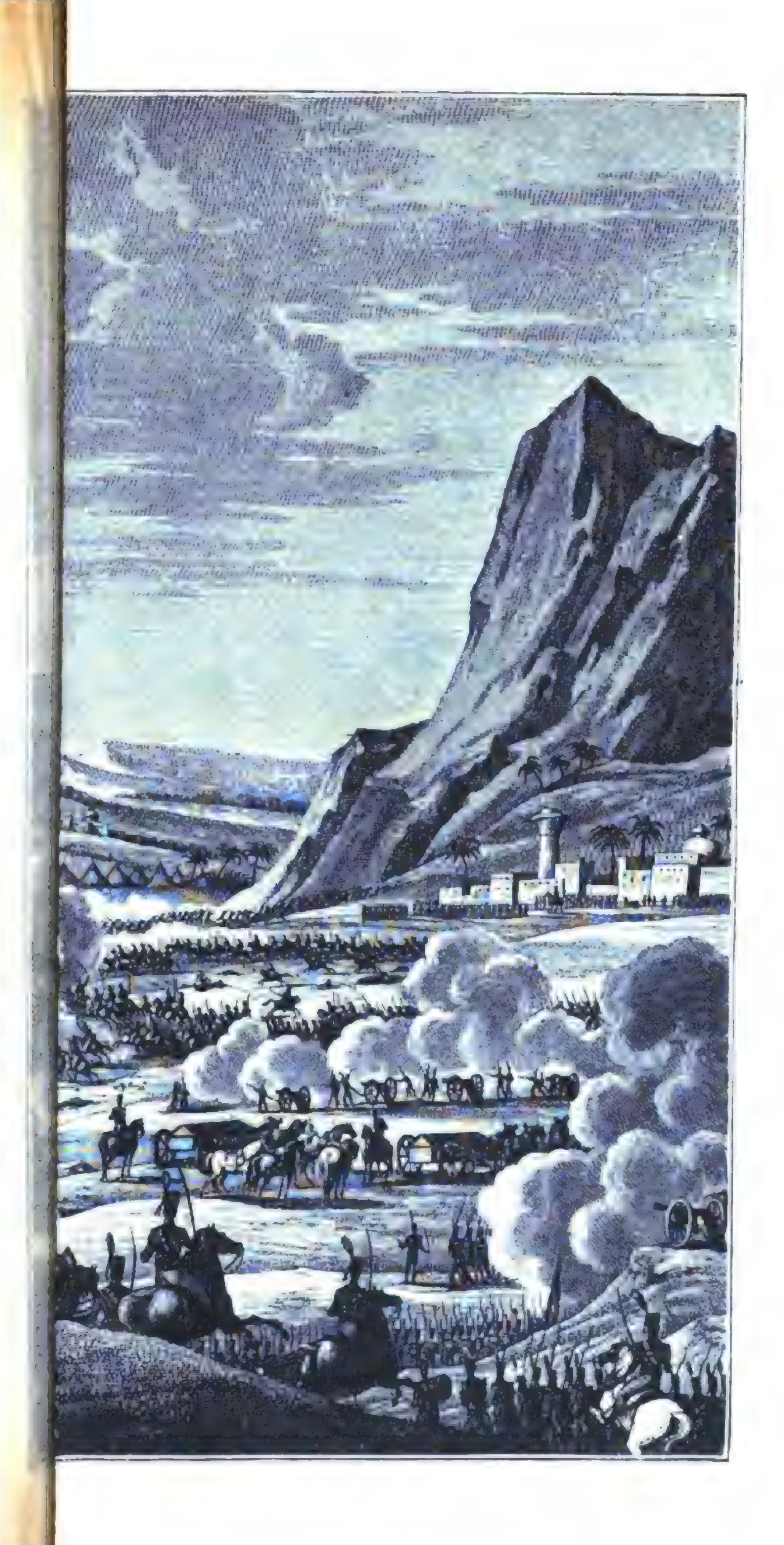
Bonaparte in Suez. Nachdem durch so gräßliche Mittel die Ruhe in Ägypten wiederhergestellt war, begab sich Bonaparte nach Suez, um den verfallenen Pharaonenkanal zu besichtigen, der einst den Nil mit dem Roten Meere verbunden hatte. Die Gelehrten Monge und Berthollet begleiteten ihn. Fast hätte er dabei das Schicksal gehabt, im Roten Meere „wie Pharao umzukommen"; die Nacht überraschte ihn auf einem Ritte am Strande; die Flutzeit kam, mit brausenden Wogen bedrohte ihn das steigende Meer.

Indische Pläne. Gedanken, nach Indien zu gehen, um die Herrschaft der Engländer zu zerstören, beschäftigten ihn um diese Zeit. Verbindungen wurden mit dem grimmigen Feinde der Engländer Tippu Sahib von Meissor angeknüpft, der selbst in Heiderabad einen Jakobinerklub ins Leben rief. Mit dem Schah von Persien wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen die Anlage von Magazinen in Persien Bonaparte verstattet wurde. Allein bevor er solchen Alexanderplänen nachgehen konnte, galt es eine Gefahr zu bestehen, welche von Norden her drohte.

Zug gegen Syrien. Schon im Sommer hatte Bonaparte schmeichelnde Briefe an den Großwesir in Konstantinopel und an Achmet, den Pascha von Akkon, dem seine Grausamkeit den Namen Djezzar, der Schlächter, eingetragen hatte, geschrieben. Sie hatten ihm keine Antwort darauf gegeben, oder vielmehr jetzt antworteten sie mit der That. Djezzar sandte eine Abteilung Soldaten aus Syrien und ließ das ägyptische Grenzfort El Arisch besetzen. Sofort war Bonaparte zu einem Kriegszuge gegen Djezzar entschlossen. Dadurch werde er, schrieb er dem Direktorium, Ägypten sichern, auf die Pforte einwirken und den Engländern die Verpflegung abschneiden, welche diese von der syrischen Küste bezogen. Mit den Divisionen Reynier, Kleber, Bon und Lannes und einem Reiterkorps unter Murat setzte er sich in Marsch. Am 17. Februar 1799 langte er vor El Arisch an: nach drei Tagen kapitulierte das Fort. Er entließ die Besatzung unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Dann ging der Marsch weiter nach Palästina. Zwei Tage ging es durch heißen Wüstensand, dann erreichte man Kanjunes inmitten grüner Wiesen und Laubwälder. Als hier die Franzosen, von anhaltendem Regen durchnäßt, in zügelloser Barbarei ganze Olivenwälder anzündeten, um sich zu trocknen, und Bauernhäuser zerstörten, um das Holzwerk in Biwakfeuern zu verbrennen, wurde die Bevölkerung schwierig. Doch genügten einige Flintenschüsse, um die Stadt Gaza mit den reichen Vorräten, welche Djezzar für seinen Feldzug nach Ägypten dort aufgespeichert hatte, in Bonapartes

Jaffa. Hand zu bringen. Erst der befestigte Hafenplatz Jaffa leistete ernstlichen Widerstand; der Befehlshaber ließ dem französischen Parlamentär, der ihn zur Ergebung auffordern sollte, den Kopf abschlagen. Nun ließ Bonaparte eine Bresche in die Stadtmauer schießen und die Stadt am 7. März mit Sturm einnehmen. Unter furchtbaren Greueln wurde in der Stadt gemordet und geplündert. Was von der Besatzung dem Tode entronnen war, flüchtete sich in die Moscheen. Bonaparte ließ sie hinausführen und an dem Strande des Meeres alle — es waren über 3000 Gefangene — truppweise erschießen. Er wollte auch hier den Gehorsam durch Furcht erzwingen.

St. Jean d'Acre. Achmet Pascha residierte in Akkon oder St. Jean d'Acre. Am 18. März langte Bonaparte vor der Feste an. Ihre Wälle erschienen kaum fester als die von Jaffa, aber Acre hatte eine gute Reede. Auf dieser war schon vier Tage zuvor der englische Commodore Sir Sidney Smith mit zwei Linienschiffen und mehreren kleineren Fahrzeugen angelangt, ein tapferer, aber eitler und höchst exzentrischer Mann. Er sandte



Digitized by Google

dem Pascha den ausgewanderten französischen Ingenieuroffizier Phelippeaux, der sich auf der Flottille befand, zur Ausbesserung der Festungswerke in die Stadt, leistete auch sonst ihm jede Unterstützung und endigte damit, daß er an Napoleon eine Forderung zum Duell schickte, die dieser, wie kaum anders zu erwarten, mit höhnischen Worten abwies. Seine Bomben ließen den Franzosen weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe.

Sieg am Berge Tabor.

Wohl gelang es auch hier den Franzosen, Bresche zu schießen und im Sturm in die Bresche einzudringen, allein sie fanden dahinter schon einen neuen Wall errichtet und wurden wieder aus der Feste hinausgetrieben. Unter vergeblichen Versuchen, die Stadt einzunehmen, verging Woche um Woche. Da kam zu den steten Ausfällen der Türken die Nachricht, daß ein starkes Entsatzheer von Damaskus heranzöge. Bonaparte schickte ihm sofort die Division Kleber und zwei kleinere Korps unter Junot und Murat entgegen. Bei Nazareth zersprengte Junot mit leichter Mühe den Vortrab der kampf- und raublustigen, ungeordneten und undisziplinierten Scharen. Die Hauptmasse suchte Kleber bei Kana aufzuhalten; doch brauchte er Unterstützung. Bonaparte verließ daher das Lager vor Acre und traf Kleber am Morgen des 16. April am Fuße des Berges Tabor in heftigem Kampfe mit den zahllosen Feinden, die gegen das festgeschlossene Viereck der Franzosen mit wildem Ungestüm anstürmten. Durch Höhenzüge gedeckt, ließ Bonaparte die beiden Divisionen, welche er bei sich hatte, über den Feind hinaus vorgehen und dann sich plötzlich gleichzeitig auf den Gegner stürzen. So von drei Seiten angegriffen, hielten die Türken nicht Stand, in wildem Schrecken jagten sie nach allen Richtungen auseinander. Und Murat trieb die letzten Säumigen mit dem Bajonette weiter das steile Ufer des Jordans hinab.

Aufgabe der Belagerung von Acre.

Unverzüglich kehrte nach diesem Siege Bonaparte wieder zur Belagerung von Acre zurück. Jetzt war ihm von Jaffa her auch schweres Geschütz in ausreichender Menge zugegangen; dennoch mißlang jeder Sturmversuch. Endlich ging die Munition auf die Neige, im Lager brach die Pest aus, Verzagtheit und Mißmut bemächtigten sich der Truppen. Da langte zur See für die Türken Verstärkung an; noch einen letzten Sturm wollte nun Bonaparte wagen; er wagte zwei, am 8. und am 10. Mai, beide mißlangen. Es blieb dem Sieggewohnten nichts übrig, als die Belagerung aufzugeben und sich zum Rückmarsche zu entschließen. „An diesem Neste", rief er Murat zu, „hängt das Schicksal des Orients." Die stolzen Hoffnungen waren gescheitert; war ihm doch einmal der wahrhaft abenteuerliche Gedanke gekommen, nach dem Falle von Acre über Konstantinopel auf Wien vorzudringen und so den Österreichern in den Rücken zu fallen.

Rückmarsch nach Ägypten.

Noch einmal ließ Bonaparte die unbezwingliche Feste mit einem Kugelregen überschütten, dann sandte er die Kranken und Verwundeten nach Süden voraus, ließ das schwere Geschütz ins Meer werfen und trat am 20. Mai den Rückmarsch an. Nach viertägigem Marsche in glühendem Sonnenbrande, während die Türken von allen Seiten sie umschwärmten, gelangten die Franzosen, nur noch 9000 Mann stark, nach Jaffa. Was sollte mit den zahlreichen Verwundeten und Kranken, die man hier vorfand, geschehen? Was an Pferden vorhanden war, wurde zu ihrem Transporte bestimmt: sie mußten fortgeschafft werden, denn die dicht nachfolgenden Türken schnitten jedem Franzosen, der in ihre Hände fiel, erbarmungslos den Kopf ab. Bonaparte begab sich in das Lazarett, in welchem die Schwerverwundeten und etwa 60 Pestkranke lagen. Raschen Schrittes ging er durch die Säle. „In wenigen Stunden", rief er den Leidenden zu, „werden die Türken hier sein; wer sich kräftig genug fühlt aufzustehen, der folge uns!" Allein die Pestkranken, völlig erschöpft und teilnahmlos, blieben alle liegen. Man sprach davon, ihnen Opium zu reichen, um ihre Leiden, hoffnungslos wie sie waren, abzukürzen. Jedoch Desgenettes, der Oberarzt, weigerte

sich dessen. „Mein Beruf ist zu heilen und nicht zu töten“, sagte er. So ließ denn Bonaparte den Unglücklichen, die zurückgelassen werden mußten, Opium hinstellen, damit sie wenigstens das Mittel zur Hand hätten, den Grausamkeiten der nahen Türken zuvorzukommen. Eugen Beauharnais erzählt allerdings, daß es nur 15 Sterbende gewesen seien, die Larrey, der Arzt, für völlig unfähig zum Transport erklärt hätte. Die übrigen wären während des dreitägigen Aufenthaltes in Jaffa schon vorher gestorben. — Der Marsch ging weiter durch das alte Philisterland; alle Äcker wurden verwüstet, das Vieh fortgetrieben, die Häuser zerstört, um dem Feinde das Nachrücken zu erschweren. Bei Kanjunes begann die Wüste ohne Weg, ohne Schatten, ohne Wasser. Alle Pferde wurden zum Transporte der Verwundeten hergegeben, auch Generale gingen zu Fuß. Allein bei einer Hitze von 34 Grad erlagen die meisten Verwundeten, manche wurden von ihren Krankenträgern im Stiche gelassen. Schweißtriefend, völlig erschöpft, sah Kleber die Soldaten seiner Division die Krankenbahren in den Wüstensand niedersetzen und sich selbst in stumpfer Verzweiflung auf den glühenden Boden niederwerfen. Voller Entrüstung trat der hochstämmige Elsässer auf sie zu. „Ihr Schurken“, redete er sie an, „ihr glaubt, im Felde sein heiße plündern, stehlen, totschießen, alles nach seinem Gefallen thun: nein, sage ich euch, im Felde sein heißt hungern, dursten, leiden, heißt sterben, gehorchen! Hört ihr, ihr Schurken?“ Bestürzt sahen die Soldaten ihren General an, standen auf und trugen die Bahren mit den Verwundeten standhaft weiter.

Einzug in Kairo.

Mit einem gewissen Pompe hielt Bonaparte seinen Einzug in Kairo, gefangene türkische Offiziere trugen die erbeuteten Fahnen ihm voran. Seine nächste Sorge war jetzt auf die Wiederherstellung der dezimierten und abgerissenen Bataillone gerichtet, hatte er doch nicht mehr als 12000 Mann noch unter seinen Fahnen; Tausende von Kranken bildeten für deren Beweglichkeit ein schlimmes Hindernis. Er schrieb an das Direktorium um Ergänzungsmannschaften, aber er rechnete so wenig selbst darauf, daß er daran dachte, von dem Sultan von Dar-Fur einige Tausend kräftige Negersklaven zu kaufen, um sie seinen Regimentern einzureihen.

Landschlacht bei Abukir.

Nur allzu begründet war Bonapartes Sorge, denn nicht nur begannen Ibrahim und Murad sich wieder zu zeigen, nicht nur beschossen die Engländer vom Meere aus das Fort El Arisch, sondern er erhielt auch die Nachricht, daß eine große englisch-türkische Flotte mit Landungstruppen an Bord am 12. Juli auf der Reede von Alexandrien angelangt wäre. Schleunigst setzte sich daher Bonaparte nach der Deltaküste in Marsch, nicht mehr als 6000 Mann folgten ihm, denen Kleber, der sich mit 2000 Mann von Damiette aus in Bewegung setzte, zur Reserve dienen sollte. Am 25. Juli ward das gesamte Landungsheer der Türken bei Abukir vernichtet.

Bei Abukir waren die Türken gelandet und hatten das befestigte Dorf eingenommen. Quer über die sandige Landzunge nahmen sie Aufstellung, so daß Meer und Flotte ihren rechten Flügel deckte, der sogenannte See von Abukir ihren linken. Von Alexandrien her rückte Bonaparte gegen sie vor. Am Morgen des 25. Juli 1799, bevor noch Kleber Zeit gehabt hatte, sich mit dem Hauptheere zu vereinigen, begann der Angriff. Murat warf mit seinen Reitern leicht das erste Treffen der türkischen Armee auseinander. Allein Mustafa Pascha, der Anführer der Türken, hatte die früher von den Franzosen bei Abukir erbaute Schanze zum Stützpunkte seiner Schlachtstellung gemacht. Bonaparte schickte ein Bataillon vor, um die Schanze von vorn zu stürmen. Der Sturm indes mißlang, und die Türken, durch diesen Erfolg kühn gemacht, verließen die Verschanzung, um die weichenden Franzosen zu verfolgen. Da brach Lannes von der Seite und vom Rücken her in die Schanze ein, während Bonaparte die heranstürmenden Türken von vorn auffing. Mit Ungestüm warf sich Murat in ihre Reihen und schnitt ihnen den Rückweg zur Schanze ab. In völliger Auflösung stäuben die Türken jetzt auseinander, in dichtem Gedränge fliehen sie an den Strand, waten bis zum Halse in das Meer hinein, um von den nahenden Booten ihrer Flotte aufgenommen zu werden. Allein diese wollen die Flüchtigen in den Kampf zurücktreiben und geben Feuer auf ihre eignen Leute. In diesem Kreuzfeuer der Franzosen und der Boote verschwindet bald ein Kopf nach dem andern unter den Wellen, an die 6000 finden so ihren Tod. Nur 4000 retten sich von dem Schlachtfelde in das Fort Abukir, um jedoch auch, von den französischen Bomben und vom Hunger gleich sehr bedrängt, nach

wenigen Tagen schon sich zu ergeben. Nicht ein Mann von dem ganzen Landungsheer der Türken war entkommen.

Am Nachmittag, als der glänzende Sieg längst entschieden war, langte Kleber mit der Reserve auf dem Schlachtfelde an. Mit dem ganzen Ungestüm seines derben Wesens eilte er auf den Sieger zu — laut genug hatte er sonst wohl die ganze ägyptische Expedition gemißbilligt — hob den „kleinen Korporal“ wie ein Kind vom Pferde und schloß ihn in seine Arme. „General“, rief er bewegt mit seiner mächtigen Stimme, „Sie sind groß wie die Welt!“

Die Nachrichten aus Europa.

Der Name Abukir war für die Franzosen wieder zu Ehren gebracht. Jetzt, wo der Glanz des neuen Sieges ihn umstrahlte, durfte Bonaparte daran denken, nach Frankreich zurückzukehren. Indes seit dem 15. April ohne alle Kunde aus der Heimat, lag ihm vor allem daran, zuverlässige Nachricht über die Lage der Dinge in Europa

170. Ferdinand IV., König von Neapel.
Nach dem Gemälde von Kreuzinger gestochen von J. Pichler (1791). Zu S. 424.

zu erhalten. Zu diesem Zwecke sandte er den jungen Marineoffizier Descorches an Sir Sidney Smith, welcher die englische Hilfsflotte auf der Reede von Abukir befehligte. Vorwand der Sendung bildete die Auswechselung Mustafa Paschas und der wenigen übrigen türkischen Gefangenen. Geschickt genug wußte Descorches sehr bald das Gespräch auf die europäischen Verhältnisse zu bringen. Der Commodore berichtete ihm mit großsprecherischen Worten über die Niederlagen, welche Englands Verbündete den Franzosen in Italien und Deutschland beigebracht hätten, und holte, als Descorches ihm nicht vollen Glauben zu schenken schien, einen ganzen Haufen Zeitungen herbei, die er zur Bestätigung seines Berichtes dem Parlamentär mitgab. Jedoch, fügte er hinzu, solle Bonaparte es sich nicht etwa einfallen lassen, die Überfahrt nach Frankreich zu versuchen, sonst werde er von ihm zu hören bekommen.

Entschluß der Rückkehr.

Die Zeitungen reichten bis zum 10. Juni. Begierig vertiefte sich Bonaparte in ihre Lektüre; er erkannte klar, daß Frankreich des Retters bedürfe. Sein Entschluß stand fest, unverzüglich hinüber zu eilen, bevor ein andrer dort der Dinge sich bemeisterte. „Die Elenden", rief er aus voll Entrüstung über das Direktorium, „die Jammermenschen, wie haben sie es getrieben! Armes Frankreich!" Er meinte, daß seine Gegenwart die Geister wieder beleben würde; durch einen großen errettenden Sieg über die Feinde Frankreichs wollte er Europa ankündigen, daß er wieder da wäre. Doch erschien es ihm notwendig, seinen Entschluß, Ägypten zu verlassen, nicht ruchbar werden zu lassen, da die Kunde davon sicherlich die Truppen, die er ja zurücklassen mußte, in die gefährlichste Aufregung versetzt haben würde. Ganz in der Stille gab er daher dem Admiral Gantheaume den Befehl, die beiden Fregatten im Hafen von Alexandrien segelfertig zu machen, dann traf er seine Vorbereitungen und begab sich, um den Verdacht zu meiden, nach Kairo. Da verließ das englische Blockadegeschwader unerwartet die Reede von Alexandrien; das Trinkwasser war ihm ausgegangen: es fuhr nach Cypern, um neues einzunehmen, gedachte aber in wenigen Tagen, wie Sir Sidney Smith meinte, wieder doppelt wachsam auf der Lauer zu liegen. Unverzüglich kehrte nun Bonaparte von Kairo zurück; die beiden Fregatten liefen aus, zwei kleine Avisos schlossen sich an: in der Nacht vom 21. zum 22. August 1799 begab sich Bonaparte mit den Getreuen, die ihn begleiten sollten — Marmont, Murat, Lannes waren darunter — an Bord, und noch vor dem ersten Morgengrauen ging die Flottille westwärts an der afrikanischen Küste entlang unter Segel.

Oberbefehl an Kleber.

Den Oberbefehl in Ägypten hatte Bonaparte durch schriftliche Mitteilung dem General Kleber übertragen, zu dessen ebenso großer Überraschung wie Entrüstung. Johann Baptiste Kleber war am 6. März 1753 zu Straßburg im Elsaß geboren. Seine Ausbildung hatte er auf der Militärschule in München erhalten, danach einige Zeit in Wien in österreichischen Diensten zugebracht. Die Revolution brachte ihn rasch empor. Geradsinnigen, etwas derben Wesens gehörte er nicht zu den unbedingten Bewunderern Bonapartes, den seine scharfe Kritik nicht selten ärgerte. Empört sprach er sich über die hoffnungslose Bürde aus, die mit dem Oberbefehl auf ihn gelegt war, ein Land zu behaupten, das in steter Gärung im Innern, ringsum von Feinden umdroht war.

### Der Krieg der zweiten Koalition bis zum Rücktritte Rußlands.

Welches waren die Nachrichten, die Bonaparte in den Zeitungen Sir Sidney Smiths fand? Der Krieg der zweiten Koalition, auf den er gerechnet hatte, war endlich ausgebrochen: ganz Europa hallte von Waffengetöse wider.

Kriegserklärung Neapels.

Ein Vorspiel dieses gewaltigen Kampfes war der Angriff Neapels auf die römische Republik. Der Sieg Nelsons hatte hier die Entscheidung für den Krieg gegeben. Der General Mack, ein mehr gelehrter als thatkräftiger Feldherr, den der österreichische Hof auf Ansuchen des neapolitanischen diesem als Generalsstabschef überlassen hatte, mißtraute der neapolitanischen Armee, die ungeübt, durch Zwangsaushebung zusammengebracht, ohne Mannszucht, durch unerfahrene und unzuverlässige Offiziere befehligt wurde. Allein König Ferdinand IV. stellte sich selbst an die Spitze des Heeres. Die Königin Karoline erschien, als Amazone gekleidet, auf einem römischen Viergespann im Lager; von Nelson und Lady Hamilton begleitet, fuhr sie durch die Reihen der Krieger. Durch eine Proklamation wurde den Römern angekündigt, daß Neapel ihnen den rechtmäßigen Herrscher zurückgeben werde.

Folgenden Tages, am 23. November 1798, überschritten die Neapolitaner in vier Heersäulen die römische Grenze. Ohne Widerstand zu finden, drangen sie in Rom ein. Von den Zinnen des Kapitols herab gab Ferdinand durch eine Proklamation dem gesamten Europa die Kunde, „daß die Stunde des Erwachens der Fürsten

171. Eindringen der Franzosen in Neapel (am 25. Januar 1799). Nach einem Originale von Duplessis-Bertaux gestochen von Desault.



Digitized by Google

geschlagen habe." Allein die Engelsburg, von einer Handvoll Franzosen verteidigt, war er nicht im stande einzunehmen. Die zuchtlosen Banden seiner Soldaten verübten unterdes Gewaltthätigkeiten und Greuel aller Art an den unglücklichen Bewohnern der befreiten Stadt. Da nahte der Rächer. Macdonald stand mit einigen französischen Regimentern bei Terni; zu ihm hatte sich Championnet, der in Rom kommandiert hatte, zurückgezogen. Jetzt rückten sie vereint gegen die ungeordneten Heerhaufen der Neapolitaner vor. Stets genügten einige Salven, und die Neapolitaner flohen eilends davon, Geschütz und Gepäck zurücklassend; erst in den Schlupfwinkeln des Gebirges wagten die fahnenflüchtigen Deserteure Halt zu machen. Kaum die Hälfte der Armee gelangte, gehetzt und mutlos, nach Neapel zurück. Vor den anrückenden Franzosen flohen die Besatzungen der Gebirgspässe, die Gewehre wegwerfend, von dannen. Selbst die Felsenfestung Gaëta überlieferte mit allem Kriegsmateriale ihr Kommandant, der Schweizer Tschudi den Feinden, ohne auch nur einen Kanonenschuß abzufeuern. Die königliche Familie begab sich mit den Spitzen der Behörden am Abend des 21. Dezember 1798 an Bord der englischen Schiffe, die sie über das stürmische Meer nach Palermo in Sicherheit brachten. Und Mack war so verzagt, daß er mit den Franzosen am 11. Januar 1799 einen Waffenstillstand schloß, welcher den Resten der neapolitanischen Armee gegen Zahlung von 10 Millionen Frank und gegen Überlieferung von Capua und der Citadelle von Neapel verstattete, sich nach Aversa zurückzuziehen.

*Niederlage der Neapolitaner.*

*Volksaufstand in Neapel.*

Französische Kommissare erschienen daraufhin in Neapel, um das bedungene Geld zu erheben. Da brach ein furchtbarer Pöbelaufstand aus. Die Gefängnisse wurden geöffnet, Sträflinge, Galeerensklaven, Lazzaroni, Bauern aus der Umgegend bemächtigten sich der Stadt, ein Wutgeschrei gegen die Verräter und gegen die Franzosen erhob sich. Mönche hetzten die aufgeregten Rotten. Mack sah keine andre Rettung für sich, da sich die Armee auf dem Marsche nach Aversa ganz verlaufen hatte, als sich am 16. Januar Championnet kriegsgefangen zu übergeben.

*Die parthenopäische Republik.*

Mit grimmiger Wut übernahm jetzt der Pöbel die Verteidigung der Hauptstadt. Ein verzweifelter Kampf entspann sich. Jede Straße, jedes Haus mußten die Franzosen einzeln stürmen, über Blut und Leichen bahnten sie sich ihren Weg. Tausende der zerlumpten und schlecht bewaffneten Verteidiger fanden in diesem verbissenen Ringen ihren Tod. Endlich mußte Championnet doch Sieger bleiben. Das Königtum wurde für abgeschafft erklärt und Neapel als parthenopäische Republik am 25. Januar 1799 proklamiert. Der neuen Regierung, die nach dem Muster der französischen errichtet wurde, schlossen sich mit bereitwilliger Zustimmung die gebildeten Stände an voll Freude, von dem langjährigen Despotismus des Königtums und der Priesterschaft durch die Franzosen befreit zu sein, wenn nur nicht gar bald die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen Macdonalds, der an des milden Championnet Stelle trat, die Freude getrübt hätte, und ein russisches Heer herangezogen wäre, um dem auf die Insel Sizilien beschränkten König Ferdinand wirksame Hilfe zu bringen.

*Rußland.*

In dem ägyptischen Feldzuge sah Rußland einen direkten Eingriff in seine Machtsphäre; denn die vorherrschende Machtstellung an dem Ostbecken des Mittelmeeres nahm es für sich in Anspruch. Die Errichtung des Kriegshafens in Ancona durch Bonaparte nahm es daher als eine Herausforderung auf, noch mehr die Besetzung der Jonischen Inseln; die Einnahme Maltas aber schloß überdies eine persönliche Beleidigung des Zaren Paul I. in sich, die ihn mit höchstem Zorn erfüllte. Als Großfürst hatte er Vertots Geschichte des Malteserordens gelesen und daraus eine solche Begeisterung für diesen Orden geschöpft, daß er ihn und den Johanniterorden in jeder Weise begünstigte, und nach dem Falle von Malta im Juni 1798 sich selbst als Schutzherrn des gekränkten Ordens proklamierte.

172. Paul I., Kaiser von Rußland.

Nach dem Gemälde von Voille (1789) gestochen von S. Klauber.

Paul

Der Krone beraubt, von seiner Mutter, der Kaiserin Katharina gehaßt, von allen ernsten Beschäftigungen, von jedem Anteil an den Staatsgeschäften ferngehalten, selbst aus dem gesellschaftlichen Kreise der Kaiserin verbannt, von ihren Günstlingen mit wegwerfendem Übermut behandelt, vom ganzen Hofe in St. Petersburg vernachlässigt, mit unverhohlenem Argwohn beobachtet, von Verrätern und Spionen umgeben: so war des unglücklichen Zaren Peter III. Sohn Paul in der Abgeschiedenheit des Lustschlosses Gatschina herangewachsen. Wie hätte nicht in der jahrzehntelangen Seelenqual sein Geist zerrüttet, sein Gemüt verbittert werden sollen? Am Morgen des 17. November 1796 erwachte er als Kaiser, als Gebieter des weitesten Reiches — die Kaiserin Katharina war plötzlich in der vergangenen Nacht gestorben. Von dem Leben, den Bedingungen eines Staates hatte er nicht den entferntesten Begriff, ihn beherrschte allein die Vorstellung von der ungeheuren Macht und Würde Rußlands und von

Paul I.



Digitized by Google

seinen eignen unumschränkten Herrscherrechten; sie unantastbar zu wahren, war sein vornehmster Gedanke. Angst vor den Ideen einer Revolution erfüllte daher vor allem seine von Mißtrauen und Verbitterung wunde Seele. Schwach von Charakter, ohne jede Energie folgerichtigen Denkens, stand er unter der Herrschaft einer übermächtigen Phantasie: Laune, Stimmung, Eigensinn vertraten bei ihm die Stelle der Überzeugung. Jede Vorstellung, die sich seiner einmal bemächtigt hatte, brachte er in krankhafter Überspanntheit bis zur äußersten Übertreibung, um dann unvermittelt zu einer andern überzuspringen; die Stimmung, die ihn eben beherrschte, steigerte sich, wie es sich gerade traf, zu einem Extrem ritterlicher Großmut oder auch zu blinder Leidenschaft und erwägungsloser Tyrannei.

Rußlands Bund mit England.

So machte Kaiser Paul, von vornherein bestrebt, in allem andre Wege zu gehen als Katharina, es mit der Zeit nach Überwindung des preußischen Einflusses, dem gewandten Cobenzl leicht, ihn zu einem thätigen Eingreifen in den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich zu bestimmen, das die russische Seemacht ganz aus dem Mittelländischen Meere verdrängen zu wollen schien. Das Bündnis mit England, das ebenfalls alles daran setzte, im Interesse seines indischen Handels Frankreich nicht zur maritimen Vormacht im Mittelmeer werden zu lassen, kam zustande, während Österreich sich selbst noch vorsichtig zurückhielt. Die russische Flotte ging zur Unterstützung Englands in die Nordsee ab. Den Verbündeten schloß sich dann die geängstigte Türkei an, der alten Todfeindschaft gegen die Russen zu Bonapartes arger Enttäuschung völlig vergessend.

Österreich.

Endlich trat auch Österreich nach langem Bedenken bei. Die Erwerbung Venedigs war gerade dadurch für Österreich wertvoll gewesen, weil es hoffte, damit die venezianische Machtstellung im Mittelmeer zu gewinnen. Allein durch die Zerstörung des Arsenals, durch die Wegführung der Flotte, durch die Besetzung Anconas und der Jonischen Inseln hatte Bonaparte diese Abtretung fast wertlos gemacht. Dazu kamen die in Rastatt sich steigernden Zerwürfnisse mit Frankreich und der drohende Verlust der Aussicht, in den Besitz von Bayern zu gelangen, da nach dem Tode des Kurfürsten dessen Nachfolger Maximilian Joseph von Zweibrücken sich auf das entschiedenste weigerte, in die Abtretung Bayerns an Österreich zu willigen im sicheren Vertrauen, wie Österreich meinte, auf die Unterstützung Frankreichs. Es war infolgedessen ein Hauptpunkt, den Österreich bei den Verhandlungen mit Rußland im März 1799 betonte, daß Kaiser Paul die Besetzung Bayerns für die Dauer des Feldzuges gestatten möge.

Suworow als Oberfeldherr.

Kaiser Paul ging darauf ein; im übrigen war er der Meinung, in Italien die staatlichen Verhältnisse genau wieder so herzustellen, wie sie vor der Revolution gewesen waren. In erster Linie sollte daher Neapel restituiert werden, dessen Freundschaft dank seiner Lage ihm für die Erlangung der Mittelmeerherrschaft ganz besonders wichtig war. Eine russisch-österreichische Armee wurde von Mähren aus ins Feld gesandt, zu deren Oberbefehlshaber auf das ausdrückliche Verlangen des Kaisers Franz der greise Fürst Suworow-Rimnikski ernannt wurde. Zwar war Kaiser Paul dem hochverdienten Türken- und Polenbesieger ungnädig gesinnt, weil dieser das preußische Exerzierreglement, das Paul eingeführt hatte, nicht mit der verlangten Peinlichkeit befolgte, aber doch schmeichelte der Wunsch des römischen Kaisers seiner nationalrussischen Eitelkeit. Er beschied den ebenso genialen wie originalen General, dessen kurzstämmige Gestalt ihm kaum bis zur Schulter reichte, vor sich. „Ich werde Eurer Majestät zu Füßen fallen“, sagte Suworow mit gewohnter rascher Entschlossenheit, „und die Franzosen schlagen.“

Kämpfe am Rhein und in der Schweiz.

Indes bevor noch die Russen im Felde erscheinen konnten, hatte der Kampf schon begonnen. Denn ohne daß schon eine Kriegserklärung Österreichs an sie ergangen war, überschritten die Franzosen unter Jourdan und Bernadotte am 1. März 1799

bei Mannheim den Rhein, und Masséna erkämpfte sich in Graubünden den Zugang zur Via mala und drang durch das Engadin gegen Tirol vor. Als er aber durch Vorarlberg in Schwaben einzudringen versuchte, wurde er durch die Österreicher, welche der Schweizer Hotze anführte, bei Feldkirch am 23. März zurückgeschlagen. Seine Absicht war gewesen, sich mit Jourdan zu vereinigen; allein diesen zwang der Erzherzog Karl durch das Treffen bei Ostrach (21. März) und die blutige Schlacht bei Stöckach (25. März) wieder über den Rhein zurückzugehen. Infolgedessen enthob das Direktorium Jourdan des Kommandos und übertrug den Oberbefehl über alle Truppen in der Schweiz und am Rhein Masséna. Dieser gewann, da die Befehle des Hofkriegsrates

178. Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarschalleutnant.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

in Wien den Erzherzog hinderten, seinen Sieg mit Nachdruck auszunutzen, Zeit, Verstärkungen an sich zu ziehen und bei Zürich eine feste Stellung einzunehmen. Erst nachdem sich Hotze mit dem Erzherzog vereinigt hatte, rückte dieser gegen Masséna vor. Indes wiederholte Angriffe führten zu keinem andern Ergebnis, als daß die Österreicher die Stadt Zürich besetzten. Masséna zog sich auf die steilen Höhen des Ütliberges und des Albis zurück und behauptete am Vierwaldstätter See und im Reußthale bis zum St. Gotthard eine gebietende Stellung, die es ihm ermöglichte, binnen kurzem sich die Straßen nach Graubünden und Italien wieder zu eröffnen. Auf den schwindelnden Pfaden der Schmuggler und Gemsjäger kämpften Franzosen und Österreicher gegeneinander.

Ende des Rastatter Kongresses.

Sie kämpften auch in Rastatt, dem Sitze des Friedenskongresses, gegeneinander. In jeder Weise waren die französischen Gesandten bemüht, das Deutsche Reich und

Österreich voneinander zu trennen; sie erließen zu diesem Zwecke Aufrufe an die deutschen Fürsten, in welchen Österreich beschuldigt wurde, durch besondere Agenten die Bevölkerungen gegen ihre Fürsten aufzuwiegeln, und als es damit noch nicht gelang, die deutschen Reichsstände zu Frankreich herüberzuziehen, veröffentlichten sie die Geheimartikel der mit Österreich abgeschlossenen Verträge. Jourdans Vorrücken im Donauthal gab diesen Bestrebungen Nachdruck; als aber Erzherzog Karl ihn über den Rhein zurücktrieb, löste sich der Kongreß auf: Lehrbach und Metternich reisten ab, ohne von ihrer Abreise vorher durch irgend welches offizielles Aktenstück Kenntnis nehmen zu lassen. Die französischen Gesandten aber wurden nicht abberufen, sondern vielmehr von Talleyrand angewiesen, möglichst lange auszuharren, um die Bevölkerung zu revolutionären Bewegungen anzuregen und Nachrichten für die französischen Generale zu sammeln. Sie sollten durch ihr ferneres Verbleiben unter Umständen den Gegner zu irgend welchem Bruche des Völkerrechts verleiten, dessen Schmach dann auf den Urheber zurückfallen müsse. Dieser Bruch des Völkerrechts wurde in der That begangen und zwar in einer Weise, die die österreichische Politik im übelsten Lichte erscheinen läßt.

Der Rastatter Gesandtenmord.

Der Oberst des Szekler Husarenregiments, das im Murgthale seine Quartiere hatte, ein Herr von Barbaczy, ließ am 22. April 1799 in Rastatt erklären, daß er beruhigende Zusagen über die Sicherheit des diplomatischen Korps nicht zu geben im stande sei. Daraufhin erhoben die französischen Kongreßmitglieder am 25. April gegen dieses Vorgehen der Gewalt Protest und kündigten ihre Abreise für den 28. an. Sie sollte am Morgen dieses Tages stattfinden; man wartete aber noch eine Zusage Barbaczys wegen der Sicherheit der Gesandten ab, um die man bei ihm nachgesucht. Statt ihrer kam abends 7 Uhr ein Schreiben des Obersten, der die Entfernung der Gesandten binnen 24 Stunden erheischte. Es entsprach dieses Schreiben einem Befehle des Erzherzogs Karl vom 25. April. Rittmeister von Burkhard mit 50 Husaren wurde beauftragt, dem Schreiben Nachdruck zu geben. Die Gesandten beschlossen nun sofort abzureisen. Indes die Thore waren gesperrt, doch langte nach einiger Zeit Burkhards Erlaubnis an, sie ihnen zu öffnen. Sie verlangten nun eine Eskorte, der Rittmeister schlug sie ihnen ab, da er dazu keine Vollmacht hätte. Über diesen Verhandlungen waren mehr als zwei Stunden vergangen; stockfinster und regnerisch war die Nacht hereingebrochen. Die ängstlichen Frauen baten deswegen dringend, die Abreise bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Roberjot war damit einverstanden, allein Bonnier, der in Rastatt Gewalt befürchtete, bestand darauf, sofort, auch ohne Eskorte, abzufahren.

So setzten sich denn die acht Wagen — jedem wurde wegen der Finsternis eine Fackel vorangetragen — in Bewegung, durch die Vorstadt, dann die Landstraße entlang, zwischen dem Murgkanal und einem kleinen Gehölze hin. Sie waren noch nicht zweihundert Schritte von den letzten Häusern entfernt, als sie plötzlich von einem Trupp Husaren angehalten wurden. Die Gesandten wurden aus den Wagen herausgerissen und vor den Augen der entsetzten Frauen mit Säbeln niedergehauen. Bonnier und Roberjot fanden so ihren Tod: Jean Debry, der im vordersten Wagen gesessen hatte, besaß so viel Geistesgegenwart, sich als tot niederfallen und in den Graben zur Seite rollen zu lassen, von wo es ihm, da er nur unbedeutend verletzt war, gelang, in der Dunkelheit in das nahe Gehölz zu entkommen. Die Wagen wurden nun, nachdem sich die Husaren, wie es die Gelegenheit bot, eine Uhr oder Börse angeeignet hatten, in die Stadt zurückgefahren, wo die Frauen bei den preußischen und hannöverschen Gesandten Zuflucht fanden. Beim Grafen Görz traf am Morgen auch, beschmutzt und blutend, der gerettete Debry ein. Alle wurden noch an demselben Tage durch die preußische Gesandtschaft sicher über den Rhein geschafft. Und wie erklärt sich diese Bluthat? Was war ihr Zweck? Eine genaue Prüfung dieser Frage an der

Hand bisher nicht bekannter Dokumente hat ergeben, daß die Szekler von höchster Stelle den Befehl erhalten hatten, die Gesandten aufzuhalten und ihrer Papiere zu berauben; man vermutete unter diesen solche, die den Kurfürsten von Bayern kompromittieren könnten. Der Mord lag natürlich nicht mit im Befehl, aber man hätte ihn wohl voraussehen müssen bei der halbbarbarischen Roheit der Szekler. Übrigens wurde der Zweck der That nicht erreicht; denn beim Durchstöbern der Papiere fand man nichts, was sich gegen Bayern hätte verwenden lassen. Eine Untersuchung über den Vorfall wurde natürlich österreichischerseits eingeleitet, verlief aber im Sande. In

174. Paul Kray, Freiherr von Krajowa, k. k. General-Feldzeugmeister.
Nach dem Leben gemalt von J. A. Kappeler, gestochen von C. H. Rahl in Wien 1800.

Paris aber zog das Direktorium Vorteil aus dieser der Republik angethanen Schmach, wenngleich es dort genug Leute gab, die dem Direktorium die Anzettelung eines solchen Bubenstückes zutrauten.

Unterdessen waren auch auf dem Kriegsschauplatze jenseit der Alpen die Gegner aneinander geraten. Die Österreicher führte hier Kray an, ein Walache, zwar kein hervorragender Feldherr, aber ein mutiger Soldat. Die Meinung des Hofkriegsrates in Wien war, daß er sich bis zum Eintreffen der Russen durchaus auf die Verteidigung zu beschränken habe; das Direktorium dagegen befahl dem General Scherer, der an die Spitze der italienischen Armee gestellt war, einem Manne ohne militärische Talente und ohne Beliebtheit bei den Soldaten, die Etsch zu überschreiten und die Österreicher aus Venedig hinauszutreiben. Allein Kray wies am 5. April 1799 den

Krays Sieg bei Magnano.

Angriff der Franzosen bei Magnano so nachdrücklich zurück, daß Scherer sich genötigt sah, über den Mincio und nach wenigen Tagen gar über den Oglio zurückzuweichen. Infolgedessen verlor er den Oberbefehl, der seinem Unterfeldherrn Moreau übertragen wurde. Auf eine Verfolgung aber des besiegten Gegners wagte Kray sich nicht einzulassen.

Suworow erobert die Lombardei.

Da traf am 14. April Suworow in Verona ein. Neues Leben durchdrang die Kriegführung; sein Grundsatz war: schnelle Märsche, blanke Waffe! Sofort übernahm er den Oberbefehl über die russisch-österreichische Armee, so daß auch der inzwischen eingetroffene österreichische Oberfeldherr, der bedächtige und kränkliche Melas, unter ihm stand. Die Verbündeten überschritten jetzt ohne Verzug den Oglio. Am Morgen des 27. April trafen sie an der Adda bei Cassano auf Moreau. Die Franzosen, voll Vertrauens zu ihrem Führer, leisteten tapferen Widerstand; als jedoch mehrere Kosakenregimenter unter Denisow sie in der Flanke und im Rücken anfielen und Melas die Umzingelung zu vollenden drohte, mußte Moreau sich zum Rückzuge entschließen. Am folgenden Tage zwangen die Russen auch das Korps Serruriers, das sie verhindert hatten, in die Schlacht einzugreifen, zur Ergebung, so daß diese beiden Tage den Franzosen 2000 Mann an Toten und 5000 an Gefangenen kosteten. Oberitalien war damit für die Franzosen verloren. Am 29. April hielt Suworow in Mailand seinen Einzug, die cisalpinische Republik löste sich auf wie Eisschollen im Frühjahr. Der Kaiser nahm wieder die Lombardei in Besitz. Vier Wochen später war Suworow in Turin und errichtete dort eine provisorische Regierung für den König Karl Emanuel von Sardinien, dem General Joubert am 9. Dezember 1798 eine Abdankungsurkunde abgenötigt hatte. Allenthalben in Oberitalien regte sich eine starke Opposition gegen das französische republikanische Wesen. Die demokratischen Behörden verschwanden, die Republikaner mußten flüchten: dahin hatte es der habgierige Despotismus des Direktoriums binnen zwei Jahren gebracht. Den nordischen Befreier aber umwogte die lauteste Volksgunst.

Berufung Macdonalds.

Die letzte Hoffnung Moreaus war, dadurch noch einen Umschwung der Lage bewirken zu können, daß er Macdonald aus Neapel an sich heranzöge. Am 5. Mai setzte sich Macdonald, dem Rufe folgend, mit 19000 Mann nach Norden in Marsch, indem er die Aufrechterhaltung der parthenopäischen Republik einer Nationalgarde von Einheimischen überließ.

Bis so weit reichten die Nachrichten, welche Bonaparte in Alexandrien den englischen Zeitungen entnahm. Jetzt war die Bedrängnis Frankreichs da, auf die er gerechnet hatte, um ihm, wie er meinte, zum Retter werden zu können. Darum brach er sofort von Ägypten auf. Indes bevor er noch in Europa landen konnte, um sein Glück in die Wage zu werfen, hatte das Antlitz des Koalitionskrieges sich schon wieder verändert.

Schicksal Neapels.

Erobert hatten die Franzosen Neapel, zur Ruhe aber hatten sie die Volksmassen erst dadurch gebracht, daß sie (durch hundert Louisdor) das Blut des heiligen Januarius zum Fließen brachten, ein Wunder, das die Lazzaroni als Ausdruck der Zustimmung zu der Neugestaltung der Dinge auffaßten. Aber schon zwei Wochen nach der Proklamierung der parthenopäischen Republik begann der Aufstand gegen die Franzosen in den Provinzen wieder aufzuzüngeln.

Jeden Tag fürchtete der königliche Hof, der nach Palermo geflüchtet war, daß die Franzosen nach Sizilien übersetzen würden. Seinen einzigen Schutz sah er in Lord Nelson, der nicht nur eine englische Besatzung nach Messina zur Abwehr der Franzosen gelegt hatte, sondern auch für die Idee der Wiederherstellung des Königtums in Neapel unter dem Einflusse von Lady Hamilton sich förmlich begeisterte.

Emma Harte (geb. 1761) war die Tochter einer walisischen Magd. Nach mannigfachen Jugenderlebnissen war sie nach Neapel gekommen, um die Zustimmung des englischen Gesandten zur Verheiratung mit seinem Neffen zu erlangen. Allein Lord Hamilton wurde von ihrer Schönheit und geistigen Lebhaftigkeit so hingerissen, daß er selbst sich mit ihr, obwohl er 31 Jahre älter war, vermählte. Bald war sie auch die vertraute Freundin der Königin Karoline; durch ihren Einfluß auf Lord Nelson gewann sie noch erhöhte politische Bedeutung. Lady Hamilton.

Die Bestrebungen Lord Nelsons fanden Rückhalt in dem täglich mehr zu Tage tretenden Hasse der neapolitanischen Landbevölkerung gegen die habgierigen und hochmütigen Franzosen. Diese Stimmung bis zu offener Erhebung zu steigern, gewann Kardinal Ruffo.

175. Jean Viktor Moreau.

Nach dem Gemälde von Gérard gestochen von P. Audouin.

König Ferdinand den Kardinal Fabricio Ruffo, einen Mann rührigen Geistes und schnellen Entschlusses. Trotz seiner 55 Jahre übernahm der lebenslustige und mutige Prälat das Wagnis, begab sich in seine Heimat nach Calabrien und berief die Bauern zu sich zum Kampfe für Thron und Altar. Eine Menge heißblütiger und kampflustiger Leute sammelte sich um ihn, aber auch Schwärme nichtsnutzigen Gesindels. Aus entlassenen Soldaten, Förstern und Gendarmen bildete sich der Kardinal eine Art Linientruppe, um damit seinem Landsturme militärischen Halt zu geben. In wenig Wochen war ganz Calabrien von den Franzosen befreit.

Im Norden Neapels sammelte sich das patriotische Landvolk um Michel Pezza; man gab ihm den Namen Fra Diavolo, weil er schlau wie ein Mönch und stark wie der Teufel wäre. Der Schrecken der Umgegend von Sora wurde der Müller Mam- Fra Diavolo und andre Bandenführer.

mone, durch die entsetzliche Grausamkeit berüchtigt und gefürchtet, mit der er die Gefangenen zu Tode quälte; in den Abruzzen kämpften die Scharen des Priesters Pronio. Es war ein blutiger Guerillakrieg gegen die Franzosen und deren Freunde, dem diese ziemlich ohnmächtig gegenüberstanden. Nur die Provinz Apulien, die Kornkammer Neapels, vermochten sie wieder zu unterwerfen, aber auch nur unter Aufbietung einer ansehnlichen Militärmacht. Vollends aussichtslos wurde der Kampf, als Macdonald mit dem größten Teile des französischen Heeres nach Norden abziehen mußte. Indessen die Republikaner in Neapel wußten zu bestimmt, daß sie von den Royalisten keine Gnade zu erwarten hatten, als daß sie nicht die äußersten Anstrengungen der Gegenwehr hätten machen sollen. Mit größtem Eifer organisierten sie die Nationalgarde der Hauptstadt, mit den härtesten Strafen jeden Säumigen bedrohend; aus verabschiedeten Soldaten, Polizeiwächtern und ähnlichen Leuten brachte der unerschrockene Manthone ein Korps von einigen Tausend Mann zusammen, das den wüsten Räuberscharen Ruffos gewachsen schien.

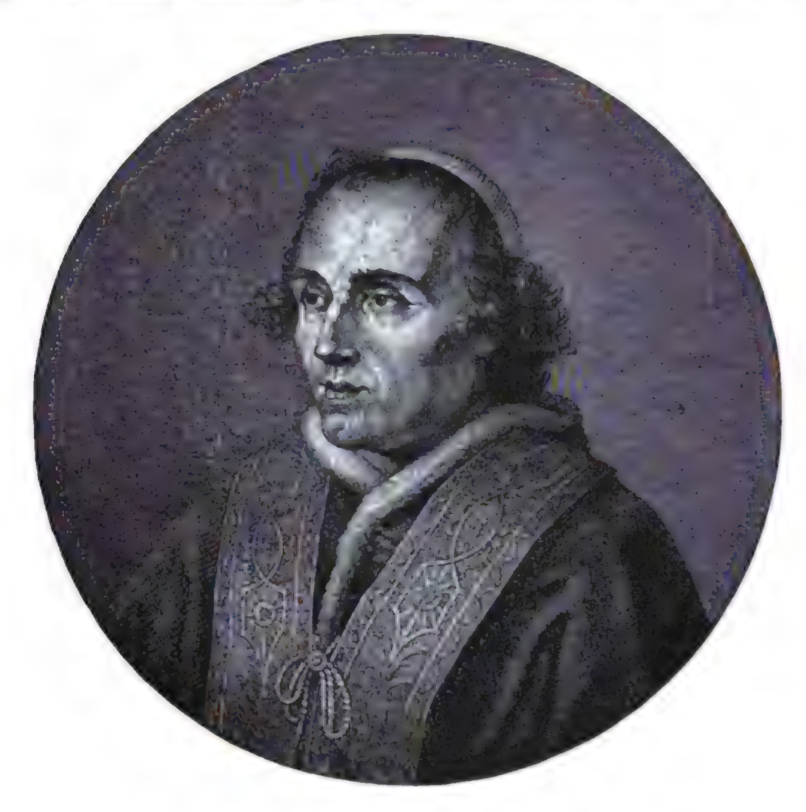
Ruffo gegen Neapel.

Da bekam auch Ruffo Zuzug. Eine russisch-türkische Flottille erschien im Meerbusen von Tarent, welche Ruffo 560 russische und 84 türkische Soldaten überließ. Nun fühlte sich dieser stark genug, den Kampf gegen die Hauptstadt selbst zu unternehmen. Am 11. Juni erschien er mit seiner „Glaubensarmee" in Nola, wenige Meilen vor Neapel. Bei Portici kam es am 13. Juni zum Kampfe. Die verwegenen Calabresen Ruffos erstürmten, obgleich der greise Admiral Caracciolo von einigen Kanonenbooten aus sie ununterbrochen beschoß, einer auf die Schultern des andern kletternd, das Fort Vigliana, die Russen eroberten die Brücke über den Sebeto und feuerten mit Kartätschen in die dichten Haufen der Nationalgarde, die Türken erkletterten das Kastell del Carmine: da stand denn die Hauptstadt den Royalisten offen. Was da konnte, rettete sich in die Kastelle Uovo und Nuovo; was zurückblieb, suchte sich durch Barrikaden und Schanzen zu schützen. Zwei Tage lang dauerte der Kampf in den Straßen Neapels; zugleich mit dem Anrücken Ruffos erhoben sich die Lazzaroni gegen die Republikaner, ein gräßliches Hetzen und Morden begann, dem Ruffo mit allen Mitteln zu wehren suchte. Aber er wurde weder seiner fanatischen Bauernscharen, noch viel weniger der Lazzaroni Herr. Am 19. Juni endlich ergaben sich auch die beiden Kastelle unter der Bedingung, daß es allen darin befindlichen Personen frei stehen sollte, nach Toulon sich zu begeben oder auch unbehelligt in Neapel zu bleiben, und daß allen Gefangenen Ruffos Straflosigkeit gewährt würde. Ruffo, mit allen Kräften bemüht, Ruhe und Frieden wiederherzustellen, unterzeichnete den Vertrag, mit ihm die Befehlshaber seiner Russen und Türken. Der greuelvolle Bürgerkrieg mußte man meinen, war beendigt.

Nelson gegen Ruffos Vertrag.

Da langte Nelson mit der englischen Flotte vor Neapel an: er war entrüstet über den abgeschlossenen Vertrag und verlangte die Aufhebung desselben. Ruffo begab sich selbst an Bord des Admiralschiffes, um Nelsons Zorn zu besänftigen. Aber Lord Hamilton meinte, mit rebellischen Unterthanen könne ein König überhaupt keine Verträge schließen. „Es mag gut sein", entgegnete Ruffo, „nicht zu schließen; hat man aber einmal geschlossen, so ist es Pflicht, sein Wort zu halten." Auch Fra Diavolo und Mammone wollten den Vertrag nicht anerkennen und ließen ihre Räuberscharen in allen Stadtquartieren ungehemmt plündern, doch brachte Ruffo mit seinen treuen Calabresen sie bald zur Ordnung zurück. Da Ruffo in die Aufhebung des Vertrags zu willigen mit größter Entschiedenheit sich weigerte, so wandten sich Nelson und Hamilton nach Palermo an den König. Und Ferdinand war so schwach, dem Drängen der beiden Engländer nachzugeben, zumal auch die Königin Karoline die Bestrafung wenigstens der Hauptschuldigen mit leidenschaftlicher Heftigkeit forderte.

So wurde denn der eben abgeschlossene Vertrag am 26. Juni zerrissen, Ruffo selbst sollte verhaftet werden. Es unterblieb nur, weil man den Lärm fürchtete, den es verursacht haben würde. Ein schreckliches Strafgericht erging nun über die Republikaner. Dem Rauben und Morden der Lazzaroni folgten die Henker und Kerkermeister des Königs. Gegen 8000 Männer und Frauen, zum großen Teil aus den angesehensten Ständen, wurden in die Kerker geworfen: 99 wurden hingerichtet, der greise Fürst Caracciolo wurde an der Raa eines englischen Kriegsschiffes aufgehängt, 222 wurden lebenslänglich im Kerker behalten, Hunderte zur Verbannung, *Schreckensgericht in Neapel.*



176. Papst Pius VII. (Zu S. 436.)
Nach einem Kupferstiche von Fontana.

Pius PP: VII.

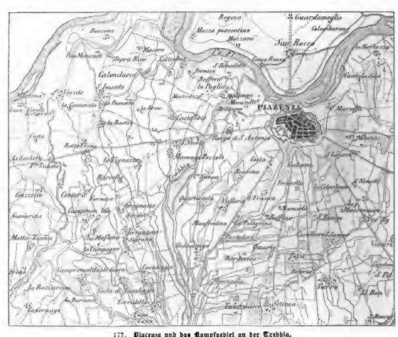
zur Deportation, zu Freiheitsstrafen verurteilt. So wurde durch Treubruch der Thron in Neapel wieder aufgerichtet: konnte er schlechter gegründet sein? Nelson aber hat es der greise König Georg von England niemals verziehen, daß er den schmachvollen Treubruch veranlaßt hatte.

Fra Diavolo indessen, dem mit der Wiederherstellung der alten Ordnung in Neapel nicht recht gedient sein mochte, führte seine Glaubensscharen von dannen und fiel raubend und brennend in die römische Republik unter dem Vorgeben ein, sie dem Papste zurückerobern zu wollen. Ohne viel Mühe trieb General Garnier, der in der Engelsburg sich behauptet hatte, die zuchtlosen Banden über die Grenze zurück. Allein seine Lage wurde unhaltbar, als englische Schiffe die Küste bedrohten und Streifkorps der Verbündeten bis an die Tiber aus den Legationen, welche Österreich *Die Franzosen im Kirchenstaate.*



Digitized by Google

ohne weiteres besetzt und unter eigne Verwaltung genommen hatte, vordrangen. Garnier mußte sich zu einer Kapitulation bequemen, welche allen Franzosen und republikanisch gesinnten Römern freien Abzug nach Frankreich gewährte. Inzwischen aber war Papst Pius VI., den die Franzosen als Gefangenen von Siena nach Valence in Südfrankreich abgeführt hatten, dort gestorben, ein Nachfolger aber noch nicht gewählt. Daher besetzte Ferdinand von Neapel jetzt den Kirchenstaat in der stillen Hoffnung, in den Wirren der Zeit ihn seinem Königreiche hinzufügen zu können. Der Kirchenstaat schien, mochte siegen wer wollte, verloren zu sein.




177. Piacenza und das Kampfgebiet an der Trebbia.
Nach Wörl, „Schlachtenatlas“.

Pius VII. Dieser Meinung war indessen der nach langen Verhandlungen neugewählte Papst keineswegs. Pius VI. hatte bestimmt, daß dort das Konklave gehalten werden sollte, wo sich zur Zeit seines Todes die meisten Kardinäle befinden würden; daraufhin waren in Venedig 34 Kardinäle zur Wahl zusammengetreten. Sie fiel auf den Kardinal Chiaramonti, geboren 14. August 1742, einen Mann sanften Sinnes, der für jede Freundschaft empfänglich war, aber sehr wohl wußte, was er wollte. Kaiser Franz bot dem neuen Papste, der sich Pius VII. nannte, bis zur Beendigung des Krieges einen Wohnsitz in Wien an: allein Pius begab sich nach Rom; auf die Mahnung des Kaisers, die schon von Österreich besetzten Legationen ihm formell abzutreten, antwortete Pius mit der Erklärung, daß er entschlossen sei, die Unverletztheit des Kirchenstaates wie die Unabhängigkeit der päpstlichen Herrschaft in vollem Umfange aufrecht zu erhalten: womit denn der Gegensatz zu Österreich offen enthüllt war.

Digitized by Google

Moreau war durch die Erfolge der verbündeten Armeen an die genuesische Küste gedrängt worden, als Macdonald auf seinen Hilferuf aus Neapel heranzog. Suworow war daher der Meinung, daß die französischen Heere danach streben würden, bei Genua sich zu vereinigen, um dann mit gesammelter Kraft gegen das starke Alessandria oder gegen Turin, dessen Citadelle noch im Besitze der Franzosen war, hervorzubrechen. Er suchte daher seine zerstreuten Truppen — Kray lag vor Mantua, Macdonalds Anmarsch.

178. Etienne Jacques Joseph Alexander Macdonald, seit 1809 Herzog von Tarent und Marschall von Frankreich. Nach dem Originale von Grevedon lithographiert von Delpech.

Haddik kämpfte am St. Gotthard und Simplon — in der Richtung auf Alessandria zusammenzuziehen, als er die Nachricht erhielt, daß Macdonald den Apennin überstiegen hätte und in das Pothal hinabzöge, um erst im Norden des Gebirges seine Vereinigung mit Moreau zuwege zu bringen. Das kleine Korps des Grafen Hohenzollern, durch welches sich Kray gegen einen Überfall von Süden her hatte sichern wollen, hatte er schon über den Haufen geworfen.

Sofort war Suworows Entschluß gefaßt: 14000 Mann ließ er unter Bellegarde bei Alessandria zurück, um den Rücken seines Heeres gegen Moreau zu sichern, mit 24000 brach er auf der Stelle gegen Macdonald auf, dem nur ein schwaches Korps unter General Ott bei Piacenza entgegenstand. Die Lage des alten Haudegen war höchst bedenklich; schon erhielt er Meldung, daß auch in seinem Rücken Moreau bei Gavi den Ligurischen Apennin überstiege; jede Stunde Zögerung rückte die Gefahr Schlacht bei Piacenza.

näher, von den beiden feindlichen Heeren umklammert zu werden. Am 16. Juni früh morgens setzte er sich in Marsch. Bald brannte glühend die Sonne vom Himmel. Selbst bis aufs Hemd entkleidet, auf einem Kosakenpferde reitend, den Kantschu in der Hand, rief er unaufhörlich den Soldaten vorwärts! vorwärts! zu. Die Grenadiere setzten sich schweißtriefend in Trab; die Reihen lösten sich; wer laufen konnte, lief; wer erschöpft war, blieb liegen. Endlich voller Ungeduld setzte er sich an die Spitze von vier Kosakenregimentern, denen sich ein österreichisches Dragonerregiment anschloß, und jagte auf das Schlachtfeld zu. Gerade noch zu rechter Zeit langte er an. Ott, am Morgen von Macdonald angegriffen, durch die Franzosen von vorn, durch die polnische Reiterei Macdonalds von der Seite bedrängt, war völlig außer stande, länger Widerstand zu leisten. Augenblicklich warf Suworow die Hälfte seiner Regimenter nach der einen, die andre Hälfte nach der andern Seite: die Polen wurden niedergeritten oder auseinander getrieben und die Schlacht zum Stehen gebracht. Da langte denn auch der Vortrab der russischen Infanterie unter dem Fürsten Bagration an. Nur einige Augenblicke, bat Bagration, möchte der Oberfeldherr den Erschöpften zur Rast gönnen; er hätte kaum noch vierzig rüstige Soldaten in der Kompanie. „Macdonald hat nicht zwanzig", antwortete ihm Suworow, „greif an mit Gott! Hurra!" Und vorwärts gingen unter dröhnenden Trommelwirbeln die Regimenter mit gefälltem Bajonett auf den Feind. Das entschied, die Franzosen wichen entmutigt zurück; in der Nacht führte sie Macdonald, selbst durch zwei Säbelhiebe verwundet, wieder hinter die Trebbia.

Kämpfe an der Trebbia.

Die Trebbia, ein Gebirgsstrom, fließt breit und tosend im Frühling dahin; im Sommer ist sie in ihrem 1000 Schritte breiten Bette ein kümmerlicher Bach, der sich mühsam zum Po hindurchwindet. In der Frühe des 18. Juni überschritten die Franzosen von neuem den Fluß; aber Suworow, der im Laufe des vorhergehenden Tages noch mehr Truppen an sich herangezogen hatte, war ihnen gewachsen und nötigte sie, wieder über den Fluß zurückzugehen.

Unterdessen hatte Moreau den Übergang über den Ligurischen Apennin bewerkstelligt und bedrohte jetzt Suworow auf das ernstlichste im Rücken. Allein dieser blieb unbewegt bei dem Entschlusse, erst Macdonald zu schlagen, bevor er sich gegen Moreau wende. Jedoch auch Macdonald war zum äußersten entschlossen und hatte die Trebbia wieder überschritten. So begann denn am 19. Juni der Kampf von neuem. Die polnische Division, die schon unter Bonaparte gefochten hatte, bildete den südlichen Flügel der französischen Aufstellung. Mit Ungestüm warf sich Bagration auf sie, schlug sie aufs Haupt und verfolgte ihre flüchtigen Trümmer weit in das Feld hinaus. Darauf fiel er den Franzosen in die Flanke, so daß der ganze linke Flügel Macdonalds über die Trebbia zurück mußte. Nach diesem Erfolge zog Suworow auch die Reserve seines linken Flügels, den Melas kommandierte, hierher. Durch ihr kühnes Eingreifen unter Fürst Liechtensteins Führung wurde jetzt auch Macdonalds Zentrum über den Fluß zurückgeworfen. Allein jetzt brachte ein nachdrücklicher Angriff der Franzosen Melas in die größte Bedrängnis. Unfähig sich zu behaupten, sandte er einen Adjutanten zu Suworow mit der Frage, wohin er seinen Rückzug richten solle. „Nach Piacenza!" war des grimmigen Greises kurze Antwort; dort aber war Macdonalds Hauptquartier! Da machte Liechtenstein einen verwegenen Angriff in den Rücken und die Flanke des rechten französischen Flügels, so daß auch dieser schleunigst mit Zurücklassung vieler Gefangener über die Trebbia sich zurückziehen mußte.

Macdonald nach Genua gedrängt.

Am Abend trennte der Fluß wieder die streitenden Heere: kaum zwanzig Schritte lagen hüben und drüben die Vorposten auseinander. Allein während der Nacht befahl Macdonald, durch den dreitägigen Kampf völlig erschöpft, den Rückzug über das

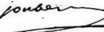
Gebirge, über welches er herabgekommen war, um sich bei Genua mit Moreau zu vereinigen. Kaum die Hälfte seiner Armee, und auch diese entmutigt und halb aufgelöst, nahm er mit sich; die andre Hälfte blieb tot auf dem Schlachtfelde zurück oder fiel verwundet in den Spitälern von Piacenza in die Gefangenschaft des Siegers.

Moreau nach Genua zurückgedrängt.

Wohl war es Moreau gelungen, nicht nur das Gebirge zu überschreiten, sondern auch Bellegardes Korps, die Rückendeckung Suworows, zurückzuwerfen; aber Macdonalds Niederlage nötigte ihn wieder, nach Genua zurückzuweichen. Und nicht genug damit, auch die Citadelle von **Turin** kapitulierte, die seit zwei Jahrhunderten für einen der

179. Barthélemy Catherine Joubert.

Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatte von Levachez. (Zu S. 440.)



festesten Plätze von Europa gegolten hatte. Ganz Italien war bis auf die Riviera und einige wenige Orte von der Herrschaft der Franzosen befreit. Der Gedanke, durch den Einmarsch in Frankreich den Krieg an seinem Herde zu ersticken, schien jetzt durch die Verhältnisse selbst gegeben zu sein.

Weitere Erfolge Suworows.

Allein vom Schlachtfelde heimkehrend, fand der greise Sieger in Alessandria einen Brief des Kaisers Franz vor, der von ihm verlangte, alle Angriffspläne so lange zu vertagen, bis die noch in den Händen der Franzosen befindlichen italienischen Festungen, vor allem Mantua, erobert wären. Nun fielen sie aber im Laufe der nächsten Wochen, zuerst, am 23. Juli Alessandria, am 29. Juli Mantua, so daß Suworow den größten Teil der Armee Krays an sich ziehen konnte. Das machte

Digitized by Google

ihn stark zu großen Unternehmungen; sein Gedanke war, die ganze französische Armee an der Riviera gefangen zu nehmen.

Joubert an Moreaus Stelle.

Zwar hatte der französische Kriegsminister Bernadotte für die möglichste Verstärkung der im Felde stehenden Armeen Sorge getragen; jedoch der größte Teil dieser Verstärkungen war der Rheinarmee, deren Kommando Bernadotte selbst zu übernehmen gedachte, und Masséna zugewiesen worden, zu dessen Unterstützung ein besonderes Korps unter Championnet in die Schweiz gesandt war. Der Oberbefehl über die italienische Armee wurde auf Sieyès' Fürsprache dem jungen General **Joubert** übertragen, der sich in den Niederlanden als ein kühner und energischer Anführer bewährt hatte. Am 4. August traf dieser bei seinem Heere ein, entschlossen, vor allem Mantua zu entsetzen, von dessen Fall er noch nichts wußte. Er bat jedoch seinen Vorgänger im Kommando, den ihm befreundeten Moreau, bei der Armee zu bleiben, um ihn mit seinem Rate zu unterstützen. Alsbald begann er den Apennin zu überschreiten.

Währenddessen hatte sich auch Suworow in Marsch gesetzt: er wollte über den Col di Tenda auf Nizza vorgehen und dadurch Joubert völlig von Frankreich abschneiden, während Kray über das Gebirge direkt auf Genua vorrücken sollte. Sobald er jedoch von dem Vordringen der Franzosen hörte, zog er seine Bataillone wieder in die Ebene zurück. Die Franzosen hatten die letzten Erhebungen des Apennin erreicht, ein nicht sehr hohes, aber steil nach Norden gegen die Ebene abfallendes Plateau. Weinberge bedeckten die Abhänge, zwischen deren Steinmauern nur schmale Wege hinabführten. Auf dieser Höhe bei dem kleinen Städtchen **Novi**, westwärts bis zu dem Dorfe Pasturana reichend, standen die Franzosen. Hier fand am 15. August 1799 die Schlacht statt, die mit einer vollständigen Niederlage der Franzosen endigte.

Schlacht bei Novi 15. Aug. 1799.

Am 14. August erschien **Joubert** persönlich mit Moreau in Novi, um mit dem General St. Cyr, der hier kommandierte, Rücksprache zu nehmen; denn schon war St. Cyrs Vortrab unter **Watrin** mit den Russen handgemein geworden. Von einer Anhöhe aus überschauten die französischen Generale das weite Blachfeld vor sich: so weit das Auge reichte, sahen sie am Horizonte die blanken Bajonette der heranziehenden Russen und Österreicher in der Sonne blitzen. Da wurde Joubert doch bedenklich: es mußten gegen 50000 Feinde sein, denen er nur 36000 entgegenzustellen hatte. Er berief einen Kriegsrat: alle Generale waren für einen sofortigen Rückzug in das deckende Gebirge. Der Oberfeldherr schwankte; er fürchtete den Eindruck des Rückzuges in Paris. Man brachte ihm die Meldung, daß im russischen Lager ein Gerassel wie von abfahrenden Geschützen zu vernehmen sei. Daraufhin entschloß er sich, in seiner Stellung zu bleiben.

Ganz anders Suworow. Vom ersten Momente an entschlossen, die Franzosen zu schlagen, ritt er am Morgen des 14. August, nur mit Hemd und Leinwandhosen bekleidet, von einem Kosaken begleitet, die äußerste Vorpostenkette ab, um die Stellung der Feinde zu erkunden. Die Franzosen erkannten ihn und schossen auf ihn, ohne ihn jedoch zu treffen. Seine Meinung war, noch an dem gleichen Tage die Franzosen anzugreifen, bevor sie Zeit hätten, auf ihrer Höhe sich zu verschanzen. Nur die Ermüdung von Krays Bataillonen, die jüngst erst nach anstrengendsten Märschen von Mantua eingetroffen waren, nötigte ihn, bis zum nächsten Morgen zu warten.

Am 15. August, morgens um 5 Uhr, rückte **Kray**, der den rechten Flügel der verbündeten Armee bildete, zum Sturm gegen das Dorf **Pasturana** vor. Die Franzosen, noch nicht zur Schlacht geordnet, leisteten ihm anfangs nur schwachen Widerstand; Joubert kam selbst herbei und feuerte seine Leute zu erneutem Vordringen an: da traf ihn eine feindliche Flintenkugel und warf ihn tot vom Pferde. **Moreau** übernahm an seiner Stelle den Oberbefehl. Bald indessen hatten sich die französischen Regimenter geordnet und warfen die Österreicher jetzt wieder zurück; allein unverzüglich führte Kray seine Soldaten wieder vor. Der Angriff war sehr schwierig. Zwischen den Weinbergsmauern und Hecken führten nur schmale Pfade zu der Höhe hinauf, wo die Verteidiger in gedeckter Stellung standen und die anstürmenden Haufen mit mörderischen Salven empfingen. In stundenlangen, immer wiederholten Angriffen erreichte Kray trotz aller Verluste keinen Erfolg.

Da ging endlich um 10 Uhr auch das Zentrum Suworows zum Angriffe vor. Mit Todesverachtung erklommen seine Russen die Anhöhe vor Novi, allein St. Cyr leistete ihnen den erfolgreichsten Widerstand: mehrmals warf er sie von der gewonnenen Höhe herab, aber immer wieder stürmten sie an. Endlich fiel ihnen **Watrin**, der östlich von Novi Aufstellung genommen hatte, in die linke Flanke, während gleichzeitig St. Cyr sie in der rechten Flanke faßte: sie

machten Front nach beiden Seiten, schlossen ihre gelichteten Reihen dicht aneinander und hielten trotz schwerer Verluste unerschütterlich Stand.

Die Schlacht stand, völlig gleich stand die Wage des Sieges. Da zog Suworow auch seinen linken Flügel heran, welchen russische Regimenter unter Derfelden und österreichische unter Melas bildeten. Im Sturmschritt trotz der glühenden Mittagshitze ging Derfelden vor: seinem heftigen Stoße mußte Watrin weichen und sich auf die Höhe des Monte Rotondo östlich von Novi zurückziehen; aber nach Novi hinein gelangten die Russen nicht. Da hielt sich auch Melas nicht länger; ohne den Befehl Suworows abzuwarten, ging er mit seinen 9000 Österreichern vor; eine Division sandte er Derfelden zu Hilfe, mit den beiden andern erklomm er von der Seite den Monte Rotondo und warf sich, auf der Höhe desselben rechts abbiegend, auf Watrin. Jetzt ließ Suworow auf allen Punkten den Angriff mit aller Energie erneuern: der rechte Flügel der Franzosen wurde zertrümmert; in wildem Gedränge suchten die geworfenen

180. Franz Maria, Freiherr von Thugut. (Zu S. 442.)
Nach dem Kupferstiche von V. R. Grüner.

Regimenter einen rettenden Ausweg nach Pasturana, um von dort den Weg ins Gebirge zu gewinnen. Nun erstieg auch Kray die Höhe. Der Kampf war entschieden, Moreau gab den Befehl zum Rückzuge. Aber die Österreicher feuerten in den langen Zug der abfahrenden Geschütze und Troßwagen hinein: die Fuhrleute liefen davon, die Wagen blieben stehen und versperrten die enge Straße; da löste sich alle Ordnung, in jähem Schrecken fassungslos stürzten die Fliehenden über Gräben und Hecken nach allen Seiten auseinander. Die gesamte Artillerie fiel in die Hände der Sieger. Nur die Nacht rettete die französische Armee vor völliger Vernichtung.

Verstimmungen zwischen Rußland und Österreich.

Es wäre Suworow ein leichtes gewesen, jetzt Genua zu nehmen, der ligurischen Republik ein Ende zu machen und die Franzosen aus dem letzten Stück Italiens, das sie noch inne hatten, zu vertreiben. So verlangte es auch Kaiser Franz. Aber Suworow war nicht gesonnen, alle Kastanien für die Österreicher aus dem Feuer zu holen. Es stand wenig im Einklang mit der Politik seines Kaisers, der lediglich die

Wiederherstellung der vorrevolutionären Gebietsverhältnisse wünschte und auf eigne Vergrößerungen ausdrücklich verzichtet hatte, wenn z. B. Österreich Piemont durch seine Generale besetzen ließ und dem schon in Livorno gelandeten rechtmäßigen Könige den Zutritt in sein eignes Land verweigerte. Und wenn am Tage nach der Schlacht von Novi, am 16. August, Suworow den Befehl erhielt, der Anarchie in Toscana und in der Romagna ein Ende zu machen und eine neue Verwaltung auf österreichischem Fuße dort einzurichten, so hieß das natürlich auch nichts andres, als die Einverleibung auszusprechen. Der General machte aus seinen Ansichten auch kein Hehl, namentlich in seinen Berichten an den Kaiser Paul beklagte er sich bitter über den Undank des Wiener Hofes und über das dauernde Dreinreden des Hofkriegsrates, das ihm das Leben so sauer mache, daß er wohl noch im Grabe seine Zuflucht werde suchen müssen. War auch Paul dem alten Feldherrn nicht sehr gewogen, so mußte ihn doch dessen Behandlung verletzen. Auch daß Österreich Hompesch in Triest gestattete, sich, trotzdem daß jetzt Kaiser Paul Großmeister des Johanniterordens war, noch weiter als Großmeister zu gerieren, entrüstete ihn. Sein Großmeistertum war dem Kaiser keineswegs eine harmlose, phantastische Grille, sondern die dadurch gehoffte Erwerbung von Malta wie die weitverzweigten Verbindungen des Ordens stellten dem Kaiser einen sehr realen Machtzuwachs in Aussicht. In diesem Punkte aber konnte er unmöglich auf Englands Zustimmung rechnen, das des Zaren Launen nur eben so lange zu unterstützen gewillt war, als sein eigner Vorteil es erlaubte. Es fand dafür bei Österreich entgegenkommendes Verständnis. Während Zar Paul entschlossen war, dessen eigensüchtigen Plänen nicht länger zu dienen und Suworow angewiesen hatte, nur von ihm noch Befehle anzunehmen, war Österreichs höchster Wunsch, Suworow aus Italien zu entfernen, nachdem sich dort alles zu seinen gunsten gewandt hatte.

Plan einer Landung in Holland.

Trotz dieser gegensätzlichen Stimmungen kam eine Einigung über einen neuen Plan zustande, weil in diesem neuen Plane jeder der Beteiligten seinen Vorteil zu sehen meinte. Schon seit dem Juni 1799 schwebten Verhandlungen zwischen Petersburg und London über eine gemeinsame Landung in Holland und Wiederherstellung des oranischen Hauses. Auch Österreich wurde zugezogen und war um so mehr dafür, als auch Preußen zur Beteiligung aufgefordert war. Zar Pauls Begeisterung für das Unternehmen ging natürlich zunächst aus seinen Bestrebungen hervor, allenthalben die alte Legitimität wiederherzustellen. Dann aber hatten ihn die Engländer argwöhnisch gemacht, daß Österreich wohl die Schweiz ebenfalls zu annektieren gesonnen sei. Da nun zur Verwirklichung des gemeinsamen Planes Erzherzog Karl seine Stellungen in der Schweiz aufgeben und sich an den Niederrhein verfügen mußte, so war Zar Paul mit dieser Wendung sehr zufrieden. Anderseits erhielt Suworow den Befehl, Italien zu verlassen und nach der Schweiz zu ziehen, und damit war wieder den Österreichern gedient. Thugut sah zu seiner großen Zufriedenheit Preußen von der Aktion ausgeschlossen und Italien von russischem Einflusse befreit.

Thugut.

Franz Maria Thugut, 1734 in Linz geboren, war der Sohn eines Schiffers. Nachdem er 1752 in die orientalische Akademie aufgenommen worden war, kam er 1754 nach Konstantinopel als Sprachknabe und war da, rasch von Stufe zu Stufe steigend, bis 1777 in verschiedenen amtlichen Stellungen thätig. Dann führte er mit großem Geschick mehrere diplomatische Sendungen aus, war Gesandter in Warschau und Neapel, 1788 beim Ausbruche des Türkenkrieges Hofkommissar beim Heere des Prinzen von Sachsen-Koburg, dann wirkte er bei den Friedensunterhandlungen in Sistowo, endlich in Paris und in Belgien. In der Politik erfüllte ihn gegen alle geraden und ehrlichen Wege die größte Abneigung; sein Ziel war immer Erwerb von Land und Leuten, seine Hauptfurcht, Preußen zu erhöhter Macht aufsteigen zu sehen. Seit er am 27. März 1793 durch Kaiser Franz zur Leitung der auswärtigen Geschäfte berufen worden war, hatte er kein höheres Ziel, als die diplomatische Niederlage, die Österreich durch die zweite polnische Teilung erlitten hatte, wieder gut zu machen. Da er dieses Ziel mit rücksichtsloser Einseitigkeit verfolgte, so trat durch seine Geschäftsleitung eine Entfremdung von Preußen ein,

181. Landung der Engländer in Holland zwischen Petten und Kallantsoog am 27. August 1799.
Nach dem Leben gezeichnet von J. A. Langendyk, gestochen von C. Brouwer.

die auch noch über seinen Rücktritt von den Geschäften hinaus andauerte. Dieser wurde herbeigeführt durch einen Geheimartikel des Friedens von Campo Formio; man erkennt daraus, daß Napoleon ihn als einen gefährlichen Gegner zu würdigen wußte. Er ging als bevollmächtigter Minister in die neu erworbenen italienischen Provinzen, übernahm aber nach Wiederausbruch des Krieges erneut die Leitung der Geschäfte, auch jetzt den alten Standpunkt Preußen gegenüber einhaltend, Rußland gegenüber allzu eigensüchtig nur auf die Wahrung österreichischer Interessen bedacht. Er ist dann schon im Dezember 1800 wieder aus dem Ministerium geschieden, seine letzten Jahre (gest. zu Wien 29. Mai 1818) mit den seit der Jugendzeit ihm liebgewordenen orientalischen Studien verbringend.

Die Lage in Holland.

Die Nachricht, daß eine Landung der Verbündeten in Holland bevorstände, erregte bei den Holländern, die längst der aussaugenden Willkürherrschaft der Franzosen müde waren, unverhohlene Freude, bei General Brune aber, dem Befehlshaber der batavischen Armee, schwere Sorge. Er verteilte seine teils französischen, teils batavischen Truppen in mehreren Korps an der Küste; den General Daendels, ein unbedingtes Werkzeug der Pariser Direktoren, der am 22. Januar 1798 einen Staatsstreich zu gunsten der Jakobiner, fünf Monate später einen solchen zu gunsten der gemäßigten Partei unternommen hatte, sandte er mit 10000 Mann nach Nordholland, während die holländische Flotte in dem Marsdiep, der schmalen Meerenge zwischen der Insel Texel und dem Festlande, unter Admiral Story stationiert wurde.

Landung der Engländer.

Am 27. August 1799 erschien das erste englische Landungskorps an der Küste; vergeblich suchte Daendels die Ausschiffung zu hemmen. Die Engländer drängten ihn nach Süden und bedrohten durch Schanzen vom Lande her sogar die holländische Flotte. Einige Tage danach fuhren dann die englischen Schiffe, oranische Flaggen am Mast, in das Marsdiep ein und forderten Story auf, sich zu ergeben. Mit Unwillen wies dieser die Aufforderung zurück: da brachen aber die holländischen Matrosen, als sie die oranischen Farben erblickten, in einmütigem Aufstande los und überlieferten sich und ihre Flotte, zehn Linienschiffe und zwölf Fregatten, dem englischen Anführer. Aber die Engländer, so wenig lag ihnen an der Wiederherstellung Oraniens, setzten die loyalen Matrosen ans Land, bemannten die Schiffe mit englischen Seeleuten und sandten sie als gute Beute nach England. Man sieht, wer aus dem ganzen Handel einen wirklichen Vorteil gezogen hatte und wie Kaiser Paul am Narrenseil geführt wurde.

Landung der Russen.

Am 18. September langten auch, zum Teil auf englischen Schiffen, die russischen Regimenter an, so daß nunmehr 28000 Engländer und 15000 Russen Brune entgegenstanden. Es war kaltes und regnerisches Herbstwetter. Der Herzog von York, der Anführer der Verbündeten, derselbe, dessen Unzulänglichkeit schon 1793 und 1794 allenthalben hervorgetreten war, beschloß daher, um seine Truppen vor Krankheiten zu bewahren, ohne Verzug mit den kriegerischen Operationen zu beginnen. Gleich für den folgenden Morgen befahl er den Angriff auf Brune, der mit dem größten Teile seiner Macht bei Bergen, hinter dem großen Kanal von Alkmaar, in günstigster Stellung stand. Noch vor dem ersten Morgengrauen des 19. September, zu früh für ein gemeinsames Vorgehen, brachen die Russen auf; allein der Marsch im tiefen Dünensande löste bald ihre Reihen. In ungeordneten Haufen langten sie vor Bergen an. Brune griff sie mit überlegener Macht gleichzeitig von vorn und von beiden Seiten an, so daß sie schon zu hastiger Flucht zurückgetrieben waren, als die Engländer eben erst zum Vormarsche antraten.

Angriff auf Bergen.

Weitere Mißerfolge Yorks.

Dieser Mißerfolg hielt die Holländer von einer Volkserhebung völlig zurück. Um so mehr eilte York, ihn gut zu machen. Am 2. Oktober, um 6 Uhr morgens, unternahm er bei Alkmaar einen neuen Angriff gegen Brune, jetzt mit seiner ganzen Macht, die Russen im Zentrum, die Engländer auf beiden Flügeln. Die Lage war ungefähr dieselbe wie am 19. September: der Marsch führte durch überschwemmte Wiesen, zwischen denen schmale Dämme die Wege bildeten, vorwärts, so daß der Feind nur langsam und unter vielen Opfern zurückgedrängt wurde. Nur der rechte Flügel

Yorks, der über die Dünen marschiert war, kam rascher vorwärts und vermochte Brunes Aufstellung zu überflügeln. Nur zurückgedrängt war Brune, nirgends gründlich besiegt: unbelästigt zog er sich 15 Kilometer näher an Amsterdam nach Bakum zurück. Auch auf diese neue Stellung versuchten die Russen einen Sturm; zwar drangen sie tief in die französische Aufstellung ein, aber sie waren von der Übermacht vernichtet, bevor die Engländer ihnen zu Hilfe kamen.

Waffenstillstand von Alkmaar.

Unter diesen Umständen ging York wieder nordwärts zurück. Der Kriegsrat beschloß, bei der großen Zahl der Verwundeten und Kranken und bei der Schwierigkeit der Verproviantierung Brune einen Waffenstillstand anzubieten, um unter dessen Schutze das ganze Heer wieder nach England einzuschiffen. Brune ging darauf ein: am 18. Oktober wurde der Waffenstillstand zu Alkmaar geschlossen, noch im Oktober hatte der letzte Soldat der verbündeten Armee den Boden Hollands verlassen.

182. Das Urner Loch.
Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Suworow nach der Schweiz.

Unterdessen war Suworow in Asti der Befehl zugegangen, sich in der Schweiz mit der zweiten russischen Armee unter Rimski-Korssakow, welche bestimmt war, den Erzherzog Karl dort abzulösen, zu vereinigen. Der alte Held murrte, daß damit ganz Italien dem österreichischen Eigennutze preisgegeben würde; aber da schon der Erzherzog Karl mit dem größten Teile seines Heeres nach dem Rheine abgezogen war, so daß nur noch die Korps von Hotze und Lincken zur Unterstützung Korssakows in der Schweiz standen, so war die Schweiz sicherlich für die Verbündeten verloren, wenn er nicht ohne viel Säumen dem Befehle nachkam. So entwarf er denn den Plan, seinen Anmarsch so einzurichten, daß von den verbündeten Truppen Masséna auf dem Albis völlig umklammert und erdrückt würde: Korssakow sollte die Limmat überschreiten, Lincken und Hotze zwischen dem Zuger und Züricher See vordringen; er selbst wollte dann am 24. September den St. Gotthard besetzen, am 25. in Altorf sein, am 26. September von da nach Schwyz marschieren und so von Süden

Digitized by Google

**den Ring schließen. Es kümmerte ihn dabei wenig, daß die Franzosen unter dem gebirgskundigen Lecourbe den Gotthardpaß besetzt hatten, daß der Pfad die Mitnahme von Geschütz unmöglich machte und die allergrößten Terrainschwierigkeiten bot, zumal die Jahreszeit schon bedenklich weit vorgeschritten war. Dieser Zug Suworows über den St. Gotthard, der mit unbeschreiblichen Anstrengungen verknüpft war und dem russischen Helden den dritten Teil seines Heeres kostete, ist die großartigste That dieser Art in der ganzen neueren Geschichte; er übertrifft den so berühmten späteren Übergang Napoleons über den St. Bernhard an Kühnheit bei weitem.**

Übergang über den St. Gotthard.

Die Straße, oder vielmehr damals ein schmaler und höchst schwieriger Saumpfad, die über den mächtigen Gebirgsstock des St. Gotthard nach Italien hinüberführt, hebt bei Flüelen bei der Einmündung der Reuß in den Vierwaldstätter See an. In mäßiger Steigung windet sie sich über Altdorf, Amsteg und Wasen im Thal der Reuß empor; von Göschenen an wird sie steiler und schwieriger; bald sucht sie sich den Raum hoch über dem brausenden Flusse an der rechten, bald an der linken Felsenböschung, bis der verwegen geschwungene Bogen der Teufelsbrücke in schwindelnder Höhe über die schäumende Reuß auf das rechte Ufer zurückführt; nun dringt sie in der Felsgalerie des Urner Loches empor, aus welcher der Wanderer plötzlich in die Wiesen des Hochthales von Andermatt hinaustritt. Hier zweigt sich nach Osten über die Oberalp und Tavetsch der Pfad zum Thale des Vorderrheins ab, während bald hinter Andermatt bei Hospenthal die Furkastraße in das Rhonethal hinüberführt. Die Gotthardstraße aber steigt südwärts an der Thalwand der Reuß in langsamem Anstieg zu der breiten Einsattelung des St. Gotthard empor, auf der für die ermatteten Wanderer Kapuzinermönche ihr Hospiz offen halten. An der Südseite führt der Weg sehr steil in zahllosen Windungen in dem Val Tremola hinab, welches nicht weit über Airolo in das Thal des mächtig rauschenden Tessin ausmündet. — Bei der Benutzung dieser Straße war von Suworow nur ein wichtiger Umstand außer acht gelassen, daß nämlich die von ihm vorausgesetzte Verbindungsstraße über den Axen nach Schwyz damals fehlte. Nur schmale, von Hirten und Jägern betretene Pfade stellten damals die Verbindung her. Höchstens hätte man zu Flüelen eine kleine Flottille bereit haben müssen, um die Truppen nach Schwyz zu bringen.

Noch über Airolo hinaus bis zum großen Zollhause am Tessin hatte Lecourbe seine Vorposten vorgeschoben, während Suworow mit seinen 24000 Russen im Thale des Tessin aufwärts marschierte. Der Regen fiel in Strömen, ein eisiger Wind fuhr von den schneebedeckten Bergspitzen das Thal hinab, die Straße war steinig und schlüpfrig. Am Abend des 23. Sept. 1799 war endlich das Zollhaus erreicht: die Franzosen wichen schnell bis zum Eingange des Val Tremola zurück. Von Bellinzona schon hatte Suworow das Korps des Generals Rosenberg über den Lukmanier-Paß in das Thal des Vorderrheins gesandt, um von dort über Tavetsch den Franzosen in die Flanke zu fallen. Jetzt mußte Bagration mit kühner Schar die steilen Felsen zur Rechten erklettern, um den Franzosen im Val Tremola den Rückweg zu verlegen. Gegen Mittag des 24. September war Suworow selbst am Eingange dieses Thales angelangt; hinter Felsvorsprüngen und Steinblöcken hervor empfingen die Franzosen die anrückenden Russen mit mörderischem Gewehrfeuer. Es schien unmöglich, den schmalen Zugang des Thales zu gewinnen; selbst die alten Grenadiere konnten sich nicht entschließen, auf den unsichtbaren Feind loszugehen. Da ließ der greise Held eine Grube ausschaufeln und rief ihnen zu, das sei sein Grab, wenn seine Kinder zurückwichen. Voll grimmiger Kampfbegierde rückten sie jetzt mit gefälltem Bajonett vor und stachen hinter den Felsecken von Franzosen nieder, was sich nicht schleunigst das Thal hinauf rettete. Allein bei der nächsten Biegung des Weges setzten sich die Franzosen wieder fest: wieder krachten die Salven, bis die Russen, an der Felswand emporklimmend, die Biegung abschnitten und ihnen in die Seite fielen. So ging es fort unter ununterbrochenen Gefechten, immer weiter das Thal hinauf: endlich um 4 Uhr war das Hospiz erreicht. Da stieg Bagration von der Höhe herab und zwang Lecourbe, schleunigst weiter die Reuß hinab zu entweichen. Die Kapuziner bewirteten den Feldmarschall zweier Kaiser mit Kartoffelbrei und Erbsen: das war alles, was sie hatten.

Nach kurzer Rast ging es wieder hinter den Franzosen her, die von neuem vor Hospenthal sich festgesetzt hatten und den Russen den Weg verlegten. Schon senkte sich trüb der Abend herab, als Flintenschüsse im Rücken der Franzosen fielen. Es war Rosenberg, welcher die ihm entgegenstehenden Franzosen über die Oberalp vor sich hertrieb und beim Einbruch der Nacht mit Sturm das Dorf Andermatt einnahm. Lecourbe war zwischen zwei Feuer geraten. Unter dem Schutze der Nacht zog er sich seitwärts auf den Furkapaß zu aus der Gefahr. Ganz erschöpft und ausgehungert trafen Suworows wackere Bataillone in Andermatt ein. Die Kosakenpferde mit dem Proviant waren weit zurück; in Andermatt hatten die Franzosen aufgezehrt, was es von Lebensmitteln dort gegeben hatte. So kochten sich denn die Russen ihr Mahl, wie es eben anging. Gedörrte Tierfelle wurden gebraten und ein Block Seife, der sich in einer Vorratskammer vorfand, mit großer Befriedigung bis auf die letzte Krume verzehrt.

Der Marsch durch den Furkapaß hätte das ganze Reußthal in die Hand Suworows gegeben. Das war jedoch nicht die Meinung Lecourbes. Von der Nacht gedeckt, kletterte er mit seinen

183. Andermatt. Nach einer photographischen Naturaufnahme.

Digitized by Google

Scharen an der steilen Wand des Betzberges hinauf und gelangte unter den allergrößten Schwierigkeiten so wieder in das Reußthal hinab. Mit dem größten Teil seiner Bataillone marschierte er nun schleunigst nach Flüelen zu, um die dort ankernden Schiffe vor den Russen zu sichern: nur zwei Bataillone ließ er zur Verteidigung des Urner Loches zurück. Sie leisteten den Russen, als diese am Morgen vorrückten, so erfolgreichen Widerstand, daß sie erst wichen, als eine russische Schar, an einzelne Zacken der Felswand sich anklammernd, in das Thal der Reuß hinabstieg und so den Verteidigern der Felsengalerie in den Rücken kam. Aber schon an der Teufelsbrücke faßten sie von neuem festen Fuß. Wieder kletterten die Russen in das Flußthal hinunter, durchwateten, bis an den Gürtel im Wasser, den reißenden Fluß und klommen im Rücken der Franzosen wieder empor. Da zerstörten diese einen Teil der Brücke und zogen sich dann in guter Ordnung weiter thalabwärts. Aus Baumstämmen, die mit dem Lederzeug der Mannschaft und mit den Schärpen der Offiziere zusammengebunden wurden, stellten die Russen rasch die Brücke wieder her und setzten dann den abziehenden Franzosen nach. Bei Wasen

184. **Flüelen.**

Nach einer photographischen Naturaufnahme.

ereilte sie der Abend. Am folgenden Tage aber erreichten sie bei Amsteg Lecourbe, der vor ihnen bis an den Vierwaldstätter See zurückwich, wo er sich, nachdem er alle Schiffe mit sich genommen hatte, bei Seedorf verschanzte, während Suworow sich am rechten Ufer der Reuß in Altdorf und Flüelen einquartierte.

**Marsch über den Roßstock.** Der See war erreicht: wie aber jetzt ohne Schiffe hinüberkommen? Korssakow hatte von Suworow Befehl erhalten, am 26. September zum Angriff gegen Masséna vorzugehen, Hotze und Lincken aber waren nach Schwyz beschieden, wo Suworow sich mit ihnen zu gemeinsamen Operationen gegen die Franzosen zu vereinigen gedachte. Nach Schwyz zu kommen war also die nächste Aufgabe der russischen Hauptarmee. Zu Schiffe hätte man die 15 km Entfernung rasch zurückgelegt; zu Lande aber durch das Schächenthal über Glarus würde der Marsch drei Tage erfordert haben. Suworow entschloß sich daher, geradeswegs über den Roßstock auf Schwyz zu marschieren.

Über die mächtige Höhe des schneebedeckten Roßstock führte nur ein schmaler Saumpfad, den selbst Gemsjäger in dieser späten Jahreszeit nicht mehr für passierbar

Digitized by Google

hielten. Dennoch befahl Suworow den Marsch. Bagration begann mit dem Vortrabe am Morgen des 27. September emporzuklimmen. Auf dem schmalen Absatze einer tief abstürzenden Felswand führte der Pfad empor; oft glitt der Fuß auf dem nassen Schiefer aus oder der Boden zerbröckelte unter dem Tritte: jeder falsche Schritt zog den tödlichen Sturz in die Tiefe nach sich. Schwere Regenwolken hüllten den Berg ein, während mühsam Mann für Mann die unabsehbare Reihe der Krieger an der Felswand emporstieg. In der Höhe wieder lag weicher Schnee, in welchen die Erschöpften bis über das Knie einsanken. Zahlreiche waren in die Tiefe gestürzt, zahlreiche sanken bis auf den Tod ermattet im Schnee nieder. Es wurde Nachmittag,

185. André Masséna
(später Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling).
Nach einer Lithographie.

bevor die Kammhöhe des Berges erreicht war, und spät abends erst langte Bagration drüben im Muottathal an. Noch war der ganze Bergpfad mit der endlosen Reihe der Soldaten bedeckt, ja die letzten Bataillone mit dem ganzen Troß standen noch unbeweglich in Altdorf, während schon wieder der rastlose Lecourbe gegen den Nachtrab andrängte. Es war klar, daß mehrere Tage vergehen würden, bis das ganze russische Heer im Muottathal wieder beisammen sein würde.

Die Nachrichten, welche Suworow im Muottathal empfangen, ließen seine Lage noch schwieriger erscheinen. Auf die Kunde von dem Anmarsch Suworows hatte Masséna sich mit großer Übermacht auf Korssakow geworfen. Mit 17000 Mann griff er am 25. September Korssakow an, während er 15000 Mann unter Oudinot ihm in den Rücken schickte. Die Russen wurden aufs Haupt geschlagen und zu schleunigem Rückzuge in die Stadt Zürich hineingezwungen. General Sacken riet, Schlacht bei Zürich.

sich in der Stadt wenigstens noch so lange zu halten, bis Suworow zum Entsatze erscheine; aber Korssakow befahl für den nächsten Morgen den weiteren Rückzug. Auf die abziehenden Kolonnen warf sich Oudinot von der Seite, trieb sie in wirrer Flucht auseinander und nahm ihnen außer 5000 Gefangenen den größten Teil ihrer Geschütze und Munition weg. Damit war Korssakow zu weiteren kriegerischen Unternehmungen fürs erste unfähig gemacht. Nicht viel besser war es in denselben Tagen dem österreichischen Korps in den Kämpfen an der Linth ergangen: Hotze war gefallen, seine Armee war durch Soult über St. Gallen auf das rechte Ufer des Rheins getrieben worden; Lincken war zwar bis Glarus vorgedrungen, aber vor den Franzosen über den Panixer Paß auch wieder bis in das Rheinthal zurückgegangen.

Schwierige Lage Suworows.

Diese Nachrichten versetzten den alten Suworow in eine grimmige Wut gegen die verhaßten Österreicher, die allein an der Bedrängnis, in der er sich befand, schuld wären. Er berief alle seine Generale zu einem Kriegsrat, auch den Großfürsten Konstantin, Kaiser Pauls zweiten Sohn, der schon seit Italien an dem Feldzuge teilnahm, lud er dazu ein. Nur Auffenberg, der Anführer des österreichischen Hilfskorps, wurde nicht zugezogen. Der greise Feldmarschall war in der größten Aufregung; in leidenschaftlichen Worten erging er sich über die Treulosigkeit, die ränkevolle Politik des Wiener Hofes. „Jetzt sind wir ringsum eingeschlossen", rief er aus. „Zurückzugehen ist schimpflich, vorzugehen auf Schwyz ist unmöglich; wir stehen am Rande des Verderbens. Es bleibt uns nur die Hoffnung auf den allmächtigen Gott und die Tapferkeit der Truppen." Dann erhob er die vor innerer Bewegung zitternde Stimme: „Wir sind Russen. Gott mit uns! Rettet die Ehre Rußlands und seines Zaren, rettet den Sohn unsres Kaisers!" Damit warf er sich dem Großfürsten zu Füßen, ein Thränenstrom entquoll seinen Augen. Alle waren tief ergriffen; nach einer Weile nahm Derfelden das Wort, um sich für die unerschütterliche Hingebung der Truppen zu verbürgen. Alle bestätigten diese Versicherung mit dem begeisterten Rufe: „Wir schwören!" Da hob freudestrahlend Suworow sein bis dahin gesenktes Haupt empor: „Hoffnung! Freude! Gott sei Dank! Wir sind Russen! Dank! Wir werden siegen über den Feind und über den Verrat! Wir werden siegen!" So quoll es überströmend von seinen Lippen.

Marsch nach Glarus.

Die Ansicht des Großfürsten Konstantin gab in dem Kriegsrate den Ausschlag: es wurde beschlossen, nicht nach Schwyz, sondern über den Pragel nach **Glarus** zu marschieren. Am 30. September erstieg Bagration die Höhe, vertrieb die Franzosen und machte den Weg für das russische Heer frei: langsam zog es hinüber, den ganzen Troß in der Mitte. Rosenberg hatte mit einigen Regimentern den Zug im Rücken zu decken und zugleich die letzten Bataillone aufzunehmen, welche immer noch in langer Reihe über den Roßstock herabkamen. Auf ihn warf sich von Schwyz her Masséna; allein mit dem Bajonett jagten ihn die Russen von dannen, bis in die ersten Häuser von Schwyz vordringend, dann aber schwenkten sie ab und zogen auch zu der Höhe des Pragel empor, durch frisch gefallenen Schnee in dichten Nebelwolken vorwärtsstrebend. Am 4. Oktober war die russische Armee in Glarus wieder beisammen.

Marsch über den Panixer Paß.

Nur wenige Meilen war jetzt das russische Heer von den österreichischen Korps noch getrennt. Suworows Generalstabschef riet auf das dringendste, ihnen zu gemeinsamem Vorgehen die Hand zu reichen. In dem greisen Feldmarschall erwachte die Kampfeslust wieder, hatten doch seine Russen unter seiner Führung bisher allenthalben den Sieg errungen. Aber alle Generale waren im Kriegsrate andrer Meinung; sie wollten dem weiteren Kampfe lieber ausweichen, als ihn aufsuchen. Der Großfürst stimmte ihnen bei, so daß der Beschluß gefaßt wurde, sich über den Panixer Paß in das Rheinthal zurückzuziehen. Am 6. Oktober wurde daher schon um zwei Uhr morgens der Marsch zu der Höhe angetreten. Der

Panixer Paß, der aus dem Linththal zwischen den Freibergen und dem Hausstock in das Rheinthal herüberführt, zu allen Zeiten schwierig, war damals durch andauernde Regengüsse fast ungangbar geworden. Die Höhe bedeckte zwei Fuß tiefer Schnee, fest gefroren und glatt, so daß der Marsch darüber hin nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch höchst gefahrvoll war. Gegen Abend trat zudem Sturm und Gewitter ein; das Heer mußte ohne Nahrung und Feuerung, durchnäßt und durchgefroren, die Nacht auf der Höhe zubringen. Hunderte von Soldaten waren schon während des Marsches, auf dem eisigen Pfade ausgleitend, in die Abgründe gestürzt; andre Hunderte erfroren jetzt in der Nacht. Der größte Teil der Pferde ging dabei zu Grunde; auch die letzten Berggeschütze mußten zurückgelassen werden. Erst am folgenden Abende erreichte man Ilanz und andern Tages **Chur**. Wohl zählte die Armee noch 15000 kampffähige Soldaten, aber sie waren erschöpft, zerlumpt, ohne Gepäck, ohne Munition, ohne Geschütze. Nach zwei Rasttagen zog sie daher weiter nach **Feldkirch**, wo sie sich wieder mit Feldartillerie, die durch Tirol kam, versehen konnte.

Suworow für die Heimkehr.

Mit wahrhaft großartiger Standhaftigkeit und Tapferkeit hatten die Söhne des russischen Flachlandes Gebirgswanderung und Gebirgskrieg in Gegenden überstanden, in welche noch niemals ein Kriegsheer vorgedrungen war, aber gewonnen hatten sie damit nichts. Jetzt, wo der Erzherzog **Karl**, der nach der Meinung seines kaiserlichen Bruders den Anmarsch Suworows noch in der Schweiz hatte abwarten sollen, vom Rheine bis nach Donaueschingen sein Hauptquartier zurückverlegend, den greisen Helden zu einer Besprechung über ein gemeinsames Vorgehen gegen Masséna einlud, regte sich in Suworow die alte Abneigung gegen Österreich und seinen Hofkriegsrat wieder: er lehnte alles ab. Am 19. Oktober meldete er dem Kaiser Franz, seine Truppen seien zu jedem Angriffe unfähig, an den Erzherzog schrieb er am 22., er sei durch seinen übereilten Rückzug aus der Schweiz an allem schuld. Und das Richtige traf er damit; aber der wirkliche Beweggrund für die Absage war doch nur der Widerwille gegen die österreichischen Bundesgenossen. Bei den Soldaten erhob sich gar, als die Pläne des Erzherzogs ihnen bekannt wurden, ein Sturm des Schreckens und der Entrüstung. Gemeine wie Offiziere, der Großfürst Konstantin voran, erklärten einstimmig, daß in allen russischen Herzen nur der **eine** Wunsch auf sofortige Rückkehr in die geliebte Heimat lebe. Von einem Kampfe für das verräterische Österreich wollte keiner etwas wissen. So beschloß denn auch der Kriegsrat auf Suworows Antrag mit voller Einhelligkeit, daß die Armee auf dem **rechten** Ufer des Rheins stehen bleiben solle. Und der Großfürst erklärte geradezu Suworow für jeden Tropfen unnütz vergossenen Blutes verantwortlich. Es blieb nur noch die Entscheidung des Kaisers Paul über die Dinge abzuwarten.

Zar Paul trennt sich von Österreich.

Pauls Verdruß über Österreich kannte schon im September keine Grenzen mehr. Der hochmütige Ton, mit welchem Thugut Pauls Vorschlag, durch einen Kongreß in St. Petersburg die schwebenden Streitfragen zu regeln, abgewiesen hatte, versetzte den Kaiser in die äußerste Wut. Am 12. Oktober stellte er durch seinen neuen Gesandten in Wien, Kolytschew, eine peremptorische Anfrage über die Absichten Österreichs bezüglich Italiens. Und in diesen Tagen trafen auch die Nachrichten von den Schweizer Vorgängen ein. Der Bericht Korssakows, welcher nicht durch eigne Unfähigkeit, sondern lediglich durch die Unzuverlässigkeit der Österreicher die Schlacht bei Zürich verloren haben wollte, erhielt den Kaiser in seiner Gereiztheit; Suworows stete Klagen und Beschwerden hatten das übrige gethan. Am 22. Oktober hatte Paul seinen Entschluß gefaßt: er schrieb an Kaiser Franz, daß der übereilte Abmarsch des Erzherzogs Karl aus der Schweiz und Thuguts Hinterlist die russischen Truppen ins Verderben gestürzt hätten; er hebe also von diesem Augenblicke an jede Gemeinschaft mit Österreich auf,

um nicht der schlechten Sache einen Triumph zu bereiten. Von diesem Schreiben erhielt Suworow eine Abschrift mit der Vollmacht, alle Anstalten zur Rückkehr zu treffen, wenn ihm die Herstellung des bourbonischen Königtums jetzt unthunlich erscheine. „Sie sollten einst", schloß Paul das Schreiben, „die Monarchie retten; retten Sie jetzt die russischen Krieger und die Ehre Ihres Kaisers!" Im Dezember 1799 trat Suworow den Rückmarsch an.

Mit den höchsten Ehrenbezeugungen wurde der heimkehrende Sieger auf Befehl des Kaisers allenthalben empfangen. Zum Gedächtnis der in Italien erfochtenen Siege erhob ihn der Kaiser zum Fürsten Italjiski, konnte es sich aber doch nicht versagen, der stillen Abneigung, die er gegen den ruhmbekränzten Feldherrn fühlte, dadurch Ausdruck zu geben, daß er seinen Günstling, den Grafen Kutaissow, der mit Suworow gespannt stand, dem greisen Helden zum Empfange entgegensandte.

Bei der Erstürmung von Bender hatten vor Jahren russische Soldaten einen Türkenknaben gerettet und mitgenommen. Später war er Kammerdiener des Großfürsten Paul in Gatschina geworden, nach dessen Thronbesteigung aber zum Grafen Kutaissow ernannt und zu den höchsten Würden des Reiches erhoben worden. Alles beugte sich vor dem mächtigen Günstlinge, nur der derbe Eroberer von Bender nicht. Als nun Kutaissow in goldstrahlender Hofuniform erschien, um den heimkehrenden Feldmarschall im Auftrage des Kaisers zu begrüßen, stellte sich Suworow, als wisse er sich gar nicht auf Kutaissow zu besinnen, und nötigte diesen dadurch, ihm ins Gedächtnis zurückzurufen, unter welchen Verhältnissen sie sich früher gesehen hätten. Sogleich rief Suworow seinen eignen Kammerdiener herbei. „Filka", sagte er zu dem nichts weniger als eleganten echten Russen, „an diesem besternten Herrn hier solltest du dir ein Beispiel nehmen; der ist auch Bedienter gewesen; da kannst du sehen, wohin man es bringen kann, wenn man sich nicht dem Trunke ergibt, nicht nachlässig ist, sondern sich anständig aufführt und seinen Herrn ordentlich bedient."

Kutaissow vergaß diese Mahnrede nicht. Kaum waren die glänzenden Feierlichkeiten vorüber, mit denen der Kaiser sein heimkehrendes Heer empfangen hatte, so machte er ihn darauf aufmerksam, daß einige Kleinigkeiten des Gamaschendienstes, die der Kaiser anbefohlen hatte, von Suworow in Italien vernachlässigt worden seien. Sofort entbrannte Kaiser Paul in hellem Zorn: Suworow wurde strengstens verboten, in St. Petersburg sich sehen zu lassen, und in den Straßen der Hauptstadt wurde durch Trommelschlag bekannt gemacht, daß der Feldmarschall Suworow-Italjiski durch Nichtbeachtung kaiserlicher Befehle sich die Ungnade Sr. Majestät verdientermaßen zugezogen habe. Nicht gar lange danach, am 18. Mai 1800, ist der greise Held im Alter von 71 Jahren gestorben; nun ließ ihm der versöhnte Paul eine Statue errichten.

### Der Staatsstreich vom 18./19. Brumaire des Jahres VIII.

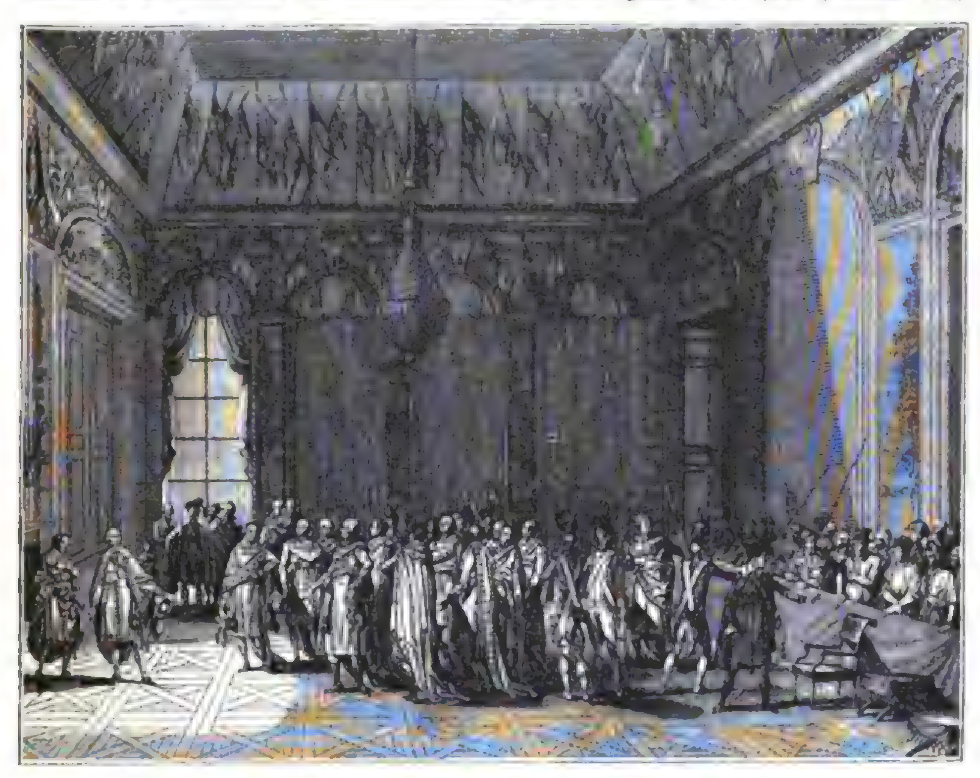
Verhaßtheit des Direktoriums.

So waren die Verhältnisse des Krieges seit dem Juni für Frankreich auch ohne Bonaparte sehr viel günstiger geworden: Brune hatte die Landung in Holland vereitelt, Masséna war Sieger in der Schweiz geblieben, Rußland war ganz aus der Koalition ausgeschieden. Um so ungünstiger aber war die innere Lage Frankreichs seitdem geworden. Das Direktorium hielt sich zwar noch, gefürchtet, solange seine Heere jenseit der Grenze siegreich waren, gehaßt, weil es die Wünsche aller Parteien kreuzte, mißachtet, weil es weder Fähigkeit noch Eifer zur Befriedigung der allerersten Bedürfnisse des Landes zeigte. Und selbst zur Behauptung einer so kläglichen Existenz bedurfte es fort und fort gewaltsamer Mittel. Als im Frühjahr des Jahres 1798 die Neuwahlen für die gesetzgebenden Räte nicht nach dem Wunsche des Direktoriums d. h. diesmal jakobinisch ausgefallen waren, ließ es durch ein Gesetz vom 11. Mai 1798 (22. Floreal VI) ohne weiteres bei etwa 60 Wahlen an Stelle des Gewählten der Majorität den der Minorität in den gesetzgebenden Körper eintreten. Haussuchungen wurden angestellt, willkürliche Verhaftungen vorgenommen, Militärkommissionen eingesetzt, durch welche die Gegner der Regierung nicht wie in der Schreckenszeit guillotiniert, sondern erschossen wurden.

Änderungen im Direktorium.

Allein trotz dieser Gewaltthätigkeiten verlor das Direktorium durch die Neuwahlen des nächsten Jahres doch wieder die Majorität sowohl im Rate der Alten wie in dem der Fünfhundert. Alle Anträge des Direktoriums wurden grundsätzlich von den Räten zurückgewiesen, nicht die geringste Geldbewilligung ihm gewährt. Nur durch

eine Umgestaltung des Direktoriums in seinen Mitgliedern ließ sich die Verfassung noch aufrecht erhalten. An Stelle des gesetzlich ausscheidenden Rewbell war Sieyès in das Direktorium gewählt worden: er erschien am 8. Juni 1799 aus Berlin, wo er bisher Gesandter gewesen war. Gegen die Direktoren hatte er nie mit seiner Geringschätzung hintangehalten, aber auch mit den Jakobinern hatte er seit 1795 gründlich gebrochen. Er setzte sich mit Lucian Bonaparte und den Häuptern der gesetzlichen Opposition ins Einvernehmen. Barras schloß sich ihm sofort an, Treilhard wurde wegen eines Formfehlers, der bei seiner Wahl vorgekommen war, abgesetzt, Merlin von Douai und Larevellière wurden am 20. Juni 1799 (30. Prairial VII)



186. Die Tagung vom 28.—30. Prairial des Jahres VIII (18.–20. Juni 1799).
(Rücktritt der beiden Direktoren Douai und Lareveillère.)
Nach dem Original von Duplessis-Bertaux gestochen von Dupréel.

durch die Einsetzung einer Kommission mit Ausstoßung bedroht und dadurch zum „freiwilligen“ Rücktritt gezwungen. An die Stelle dieser drei wurden die Advokaten Gohier und Roger Ducos und der General Moulins gewählt und damit Übereinstimmung zwischen den Räten und dem Direktorium hergestellt. Jedoch nur auf kurze Zeit. Denn bald genug zeigte es sich, daß Gohier und Moulins ihrer Gesinnung nach Jakobiner waren, auf welche der in der Reitbahn neu erstandene Jakobinerklub seine Hoffnungen setzte. Mit Sieyès dagegen hielt es die Mehrheit in beiden Räten: ihm neigten sich alle diejenigen zu, welche eine Wiederkehr der Schreckenszeit fürchteten und wie er eine Änderung der Verfassung durch Beschränkung der Wahlfreiheit und größere Konzentration der vollziehenden Gewalt wünschten. In ihm sahen daher die Verwandten und Freunde Bonapartes denjenigen, welcher ihrem Helden den Weg bereiten solle, allen voran die Brüder Joseph und Lucian Bonaparte, nachdem sie

vergebens versucht hatten, die Leitung des Reitbahnklubs in ihre Hand zu bekommen, Lucian, redegewandt und verwegen, damals Präsident, Joseph, reich und nicht ohne persönlichen Einfluß, Mitglied des Rates der Fünfhundert. Auch Josephine suchte in anmutigem Intriguenspiel ihrem Gemahl vorzuarbeiten: nur die neidische Hinterlist des Direktoriums, erklärte sie in vertrauten Kreisen, habe ihren Gatten nach Ägypten entfernt.

Mangelnde Autorität des Direktoriums.

Die Provinzialbehörden, in die Hände unfähiger Subjekte geraten und häufig monatelang ohne Besoldung, waren wirkungslos; nicht selten stellten sie ihre Thätigkeit ganz ein; bei ihnen fand das Direktorium keinen Gehorsam, z. B. den eingeforderten Bericht über Kanalbauten sandten nach Jahresfrist von 93 Departements nur 10 ein. Die zu einer geordneten Auflage unbedingt notwendigen Steuerlisten waren in einer großen Anzahl Departements noch nicht fertig gestellt. Im Süden des Reiches regten sich von neuem die Royalisten, in der Bretagne erhoben sich die Chouans wieder. Das Geiselgesetz, das bei Unruhen alle Adligen und alle Verwandten von Emigranten haftbar machte, erwies sich als wirkungslos. Im Januar 1799 kam man bei der immer drückenderen Finanznot auf das Projekt einer Salzsteuer, natürlich in einer andern Form, wie diejenige gewesen war, die wir als eine der Ursachen der Revolution kennen gelernt haben. Sie ging bei den Fünfhundert durch, fiel aber im Rate der Alten; die Erbitterung darüber blieb. Die neue Zwangsanleihe von 100 Millionen, die natürlich wieder von den Reichen aufgebracht werden sollte (beschlossen am 28. Juni 1799), trieb viele zur Verzweiflung. Eine allgemeine Verkehrsstockung entstand, kein Fabrikant erhielt eine Bestellung, die große Mehrzahl der Arbeiter wurde brotlos. Freiwillig leisteten in Lyon die Fabrikarbeiter Beiträge, um ihre Fabrikherren zur Wiederaufnahme der eingestellten Fabrikarbeit zu ermutigen: mit lauten Worten drohten hier wie in Paris die Blusenmänner, die Jakobiner, die allein sie in all dies Elend gestürzt, mit Knütteln totzuschlagen.

Wirtschaftlicher Ruin Frankreichs.

Mit Händen war es zu greifen, daß die Jahre des republikanischen Regiments Frankreich ruiniert hatten. In Lyon hatten vor der Revolution 9000 Webstühle gearbeitet, jetzt waren nur noch 4000 im Gange; die Papierfabrikation der Charente war auf die Hälfte herabgesunken, die früher blühenden Tuchfabriken der Eure, die Leinenmanufakturen der Bretagne, die Spitzenklöppeleien der Normandie und von Valenciennes waren ganz eingegangen. Die Ausfuhr Marseilles, des Haupthafens am Mittelmeer, hatte vor der Revolution 80 Millionen Frank betragen; jetzt belief sie sich auf drei. An den Küsten der Normandie und Bretagne war Schiffahrt und Fischfang auf die Hälfte des Ertrages gesunken; der dritte Teil der Einwohner dort ging jetzt betteln. In den Häfen lungerten zu Hunderten die Matrosen müßig herum. Die Häfen waren versandet, die Kanäle verfallen, die Flußufer versumpft, die Chausseen voller Löcher zum Halsbrechen. Buschklepper und Räuberbanden machten alle Wege unsicher: wurden sie gar einmal eingefangen, so weigerten sich die Zeugen aus Furcht, gegen sie auszusagen, die Geschworenen, das Schuldig auszusprechen, und, wurde doch eine Strafe verhängt, so weigerten sich die Behörden aus Angst vor den Genossen der Banditen, sie vollstrecken zu lassen. Allerorten herrschten Hunger und Kummer, Verfall und Verödung, Unordnung und Verwirrung. Freiheit, Gleichheit, Patriotismus, die Schlagwörter der Revolution, hatten einen verhaßten Klang in den Ohren der Franzosen bekommen: sie verlangten nach einem Retter, der ihnen Sicherheit des Lebens, des Erwerbes, des Eigentums, eine Schule für ihre Kinder, eine Kirche zum Troste ihres Gewissens zurückgäbe: was lag ihnen dafür an politischen Rechten! Und der Retter war nahe.

Bonapartes Rückfahrt.

Im Mittelmeere herrschen während des Sommers gewöhnlich Westwinde. So kam die kleine Flottille, welche den General Bonaparte nach Frankreich zurücktragen sollte, nur sehr langsam vorwärts. Das Geschwader hielt sich zunächst dicht an der

afrikanischen Küste, um sich den Blicken der auf hoher See kreuzenden Engländer zu entziehen. Würde es dennoch entdeckt, so war bestimmt, daß die beiden Fregatten den Kampf aufnehmen sollten, während der General mit seinen Begleitern versuchen wollte, auf einem der beiden kleinen Avisos zu entkommen. Endlich war das gefürchtete Kap Bon erreicht; in der Nacht, ohne Lichter, umsegelte man ein dort stationiertes Geschwader. Dann kreuzte man quer über das Meer, fuhr an der Westspitze Siziliens vorbei und dann an der Westküste Sardiniens entlang. Wochen waren darüber hingegangen. Endlich am 30. September 1799 legten die Fregatten auf der Reede von Ajaccio bei.

Bonaparte auf Corsica.

Tiefe Bewegung ergriff Bonaparte, als er so seine Vaterstadt wiedersah. Da stieß auch schon eine ganze Schar von Booten vom Lande ab: das Gerücht hatte sich verbreitet, daß Bonaparte sich an Bord der Schiffe befände; staunend und jubelnd stürmten seine heißblütigen Landsleute herbei, um ihn zu begrüßen. Von Quarantäne, wie sie sonst allen Schiffen aus dem Orient auferlegt wurde, war keine Rede. Der Held mußte ans Land kommen, um alle diejenigen zu begrüßen, die jetzt stolz darauf waren, ihn zu kennen oder gar mit ihm verwandt zu sein. Eine schlichte Frau aus dem Volke befand sich in einem der ihm entgegenkommenden Boote. „Caro figlio!" rief sie dem Vielgefeierten zu, die Arme ihm entgegenbreitend. „Madre, madre!" antwortete er ihr, sobald er sie bemerkte. Es war seine Amme.

Widrige Winde nötigten ihn, einige Tage zu verweilen. Er verbrachte sie in Jugenderinnerungen, indem er seinen Begleitern nicht ohne einen gewissen Stolz die Weinberge und Häuser zeigte, die vordem seiner Familie gehört hatten.

Bonaparte landet in Fréjus.

Dann ging es der Küste Frankreichs zu. Eine Schaluppe mit den besten corsischen Ruderern wurde an Bord genommen, um auf ihr, falls die Engländer doch noch das Geschwader entdeckten, äußersten Falles entfliehen zu können. Fast wäre es dazu gekommen. Schon tauchte am Abend des 8. Oktober die Küste von Toulon auf, als westwärts acht englische Schiffe am Horizonte sich zeigten, vor der untergehenden Sonne deutlich erkennbar. Admiral Gantheaume wollte vorsichtigerweise nach Corsica zurücksteuern. Doch der bereits dunkle und nebelige Osthimmel barg zum Glück die französischen Schiffe, und Bonaparte, seinem Sterne trauend, befahl weiter zu segeln. Er ließ nur auf das schon nahe Fréjus abdrehen — und entging so der drohenden Gefahr. Am nächsten Morgen waren die Engländer verschwunden; ungefährdet ließen die beiden Fregatten vor dem kleinen südfranzösischen Hafen die Anker fallen. Wie ein Lauffeuer flog an der Küste entlang die Kunde, daß Bonaparte da wäre. Man hatte ihn hier noch in besonders dankbarem Gedächtnisse; denn dies war die Küste, welche er erst vor wenigen Jahren so thatkräftig gegen die Engländer zu beschützen verstanden hatte, und die sich jetzt wieder durch die englische Flotte ganz besonders bedroht fühlte. Was an Fahrzeugen vorhanden war, ruderte zu den Fregatten hinaus; Hunderte und aber Hunderte von Menschen drängten sich in betäubendem Jubel um und auf die Schiffe. Bewillkommnend, weinend, dankend umringten mit der ganzen Lebhaftigkeit von Südländern die Bewohner des Städtchens den Heimkehrenden; auch hier dachte niemand daran, ihm Quarantäne aufzulegen: in ihm sahen sie den Retter aus aller Not. Doch was er in Ajaccio über die Lage Frankreichs gehört hatte, was man ihm hier bestätigte, drängte ihn zur Eile. Noch an demselben Tage warf er sich in einen Wagen und eilte nach Paris von dannen. Denn die Erkenntnis stand über alles in ihm fest, daß jetzt seine Zeit gekommen.

Triumphzug durch Frankreich.

Ein Triumphzug sondergleichen war die Fahrt des heimkehrenden Helden durch Frankreich; an allen Orten drängten sich Bürger und Bauern und Soldaten um den Wagen, nur um den General zu sehen, zu grüßen, seine Hand zu berühren; oft mußte

der Wagen halten vor dem dichten Gewühl der zujauchzenden Menschenmassen. In Lyon waren am Abend seiner Ankunft alle Fenster festlich beleuchtet; gar nicht enden wollte der begeisterte Beifall, als Bonaparte im Theater erschien. Nach Paris flog die Kunde seiner Ankunft ihm voraus. Eben erst war die Nachricht seines Sieges bei Abukir dort angelangt und in den beiden Räten mit Händeklatschen aufgenommen worden. Jetzt brachte der Moniteur einen ausführlichen Bericht über die Heldenthaten des französischen Heeres in Syrien; und am 12. Oktober kündigte eine Botschaft des Direktoriums dem Rate der Fünfhundert die Rückkehr Bonapartes an: ein großer Haufe Volkes mit einem Musikkorps an der Spitze hatte sich in den Saal gedrängt. So wie der Name Bonaparte ausgesprochen war, brauste ein tausendstimmiges Lebehoch durch den Saal, die Musik fiel ein, draußen donnerten die Kanonen dazu ihren Bewillkommnungsgruß. Es galt nicht bloß dem ruhmbekränzten Sieger, den der Märchenglanz des Orients umstrahlte, es galt noch viel mehr dem Retter, der Frankreich aus der inneren Ratlosigkeit und Zerrüttung .erlösen sollte. Daß er mit fester Hand die Herrschaft über Frankreich an sich nehme, war der Wunsch, der alle Herzen bewegte. Und dazu war er entschlossen!

Stellung Bonapartes in Paris.

Natürlich die augenblicklichen Machthaber teilten diesen Wunsch mit nichten: mit ihrem Widerstande hatte Bonaparte zu rechnen. Allein er war entschieden, auch gegen ihren Willen die Direktorialverfassung über den Haufen zu werfen. Sein kleines Haus in der Siegesstraße wurde nicht leer von Besuchern aller Parteien. Nur die Jakobiner hielten sich fern, die Vertreter der revolutionären Ideen: er hätte auch ihnen sich nicht zuwenden können, wenn er nicht mit einem Schlage seine ungeheure Popularität bei der Menge des Volkes einbüßen wollte. Generale und Minister, Abgeordnete und Schriftsteller erschienen bei Bonaparte, um sich ihm zu empfehlen, um genaueres über seine Pläne zu erfahren. Seine Brüder waren unablässig für ihn thätig, in den Kreisen der Abgeordneten ihm Anhänger zu werben, seine Begleiter thaten es unter den Offizieren, Berthier übernahm den Generalstab, Lannes die Infanterie, Murat die Kavallerie, Marmont die Artillerie. Von allen Generalen, welche unter Bonaparte je gedient hatten, säumte keiner bei ihm zu erscheinen, bis auf den einzigen Bernadotte, wiewohl gerade dieser zu den Verwandten der Bonapartes gehörte; er hatte die Schwägerin Josephs, eine reiche Kaufmannstochter aus Marseille, geheiratet. Infolge des 30. Prairial war er Kriegsminister geworden, nach acht Wochen aber wegen seiner Beziehungen zu dem Jakobinerklub wieder entlassen, was er hauptsächlich den Umtrieben seiner beiden Schwäger Joseph und Lucian zuschrieb. Endlich jedoch ließ auch er sich bestimmen, in der Siegesstraße zu erscheinen, allein seine Besprechungen mit Bonaparte führten eher dazu, sie noch weiter zu trennen, als zu vereinigen. Bernadotte beharrte bei der Ansicht, daß die Republik einer Rettung durch Bonaparte keineswegs bedürfe.

Verhandlungen mit Moreau und Lefèbvre.

Wichtiger indes als der hartnäckige Béarner war für Bonaparte Moreau, der für einen ausgezeichneten General galt und um der Selbstverleugnung seines Charakters willen allgemeine Achtung genoß. Bonaparte kannte ihn persönlich nicht, benutzte jedoch eine zufällige Begegnung in einer Gesellschaft, um ihm einen Besuch zu machen und ihm dabei einen mit Edelsteinen verzierten Damaszener zu überreichen. Moreau, in seinem Herzen den Royalisten zugeneigt, sprach ihm seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Umsturze der Direktorialverfassung aus, bedang sich jedoch aus, zu keiner Beratung vorher zugezogen zu werden. General Lefèbvre, der Kommandant von Paris, stellte sich Bonaparte gern zur Verfügung; und auf die in Paris anwesenden Truppen, von denen früher ein großer Teil zur italienischen Armee gehört hatte, konnte sich Bonaparte mit Sicherheit verlassen.

Von der größten Wichtigkeit war, daß die große Mehrheit des Rates der Alten mit Bonaparte einverstanden war in der Überzeugung, daß eine fünfköpfige, zwiespaltige Regierung, ohne Einfluß auf die Gesetzgebung und gestützt auf größtenteils unbrauchbare und unwürdige Provinzialbeamte, nichts tauge. Auch im Rate der Fünfhundert gab es wenigstens sehr zahlreiche Abgeordnete, denen es mit dem Streben nach einer vernünftigen Staatsordnung wirklich ernst war. Die Polizei bot Bonaparte sogar freiwillig ihre Dienste an. Ihr Leiter war Fouché, früher einer der gefürchtetsten Schreckensmänner, der entsetzlich gegen die unterworfenen Rebellenstädte als Kommissar des Konvents gewütet hatte. Von daher kannte Barras die ungewöhnliche Verwegenheit und Verschlagenheit des Menschen und hatte ihn unlängst mit der Leitung der Polizei betraut. Jetzt aber ließ Fouché ohne Bedenken seinen alten Gönner im Stiche und wandte sich dem neu aufgehenden Gestirn zu. Die Räte und Bonaparte.

Ferner sah Talleyrand, der durch den 30. Prairial das Ministerium des Äußern verloren hatte, in Bonaparte die einzige Hoffnung, wieder emporzukommen. Daher hatte er sich beeilt, sich ihm offen anzuschließen. Frau von Staël, welche es liebte, eine politische Rolle zu spielen, drang in ihn, bei dieser Gewitterschwüle sich vielmehr inniger mit Barras und der Mehrheit des Direktoriums zu verbinden. „Gibt es denn noch ein Direktorium?" fragte Talleyrand kühl zurück. „Was wollen Sie damit sagen?" unterbrach ihn Frau von Staël erregt. „Ist denn Frankreich ohne Regierung?" „Ich sehe", versetzte Talleyrand gleichmütig, „fünf Herren, welche auf Kosten der Republik wohnen, speisen, sich wärmen, sich kleiden und rasieren lassen und im Luxembourg in stattlichem Kostüme herumstolzieren; aber dort die Regierung zu finden, bin ich nicht im stande. Wissen Sie, wo sie sich jetzt befindet, Madame? In der Siegesstraße!" Talleyrand.

Talleyrand hatte Recht. Wie er dachte auch der größte Teil der Bevölkerung von Paris, von Frankreich. Man könnte sagen: die Lage war so, daß Bonaparte auch wider seinen Willen sich zum Staatsstreiche genötigt gesehen haben würde. Bei der allgemeinen Stimmung gegen das Direktorium hatte Bonaparte leichtes Spiel; doch galt Sieyès seiner ganzen Vergangenheit wegen noch viel, sowohl beim Volke, als bei den urteilsfähigeren Köpfen. Bonaparte hatte anfangs gemeint, ihn umgehen zu können; er sah ein, daß er gerade ihn vor andern gewinnen müsse. Sieyès.

Am Abend des 30. Oktober machte Bonaparte Barras, seinem früheren Gönner, einen Besuch. Barras' Wunsch war, in dem Kampfe, den auch er kommen sah, neutral zu bleiben, denn er wußte zu wohl, daß er nicht den geringsten Einfluß mehr besaß; doch zeigte er sich nicht gerade feindselig. Von ihm begab sich Bonaparte in den andern Flügel des Luxembourg, wo Sieyès wohnte. In langer Besprechung kamen sie zu dem Beschlusse, binnen acht Tagen den entscheidenden Schlag zu führen. Aber wie sollte es geschehen?

Am 6. November fand ein großes Festmahl Bonaparte und Moreau zu Ehren statt, an welchem fast sämtliche Mitglieder der beiden Räte teilnahmen. Allein die Stimmung war beklommen; das Gefühl der herannahenden Staatsumwälzung lastete auf der ganzen Versammlung; niemand wußte, ob er zwischen Freunden oder Gegnern saß. Bonaparte brachte einen Toast aus auf die „Versöhnung aller Franzosen", aber doch zeigte er sich so mißtrauisch, daß er nichts genoß als etwas Weißbrot und Wein, was seine Adjutanten für ihn mitgebracht hatten. Sobald nur die offiziellen Trinksprüche vorüber waren, verließ er mit Moreau die Versammlung. Er ging direkt zu Sieyès, die Maßregeln mit ihm noch ein letztes Mal zu erwägen, durch welche, unter möglichster Beobachtung der gesetzlichen Formen, sie das Ziel erreichen wollten, über das sie längst einig waren: die Räte zu einem Gesetz zu bestimmen, welches das Direktorium auflöse, sie selbst neben dem allezeit gefügigen Roger Ducos mit der Festmahl am 6. November.

provisorischen Regierung betraue und eine Kommission mit dem Entwurfe einer verbesserten Verfassung beauftrage.

Plan, die Räte zu verlegen.

Sie kamen dahin überein, unter dem Vorgeben die Republik zu retten, die Verlegung der beiden Räte nach St.-Cloud ins Werk zu setzen. Denn hier, 7 km von der Hauptstadt entfernt, konnten die Räte leicht mit Waffengewalt eingeschüchtert, im Notfalle auseinander gesprengt werden, ohne daß sofort ein Volksaufstand zu fürchten war. Sieyès schlug vor, zu aller Sicherheit etwa 40 der hitzigsten Jakobiner unter den Mitgliedern zumal des Rates der Fünfhundert verhaften zu lassen; aber Bonaparte meinte, es würde ausreichend sein, wenn er seinen alten Waffengefährten Serrurier mit einigen Regimentern nach St.-Cloud hinübersende. Denn die Abrede war, daß er selbst vorher zum Befehlshaber von Paris ernannt werden sollte.

Der Rat der Alten am 18. Brumaire.

Der Präsident Lemercier und die einflußreichsten Mitglieder des Rates der Alten waren mit diesen Maßnahmen durchaus einverstanden. Auf den Morgen des 9. November 1799 (18. Brumaire VIII) wurde daher eine Sitzung des Rates der Alten einberufen. Doch waren die Einrichtungen so getroffen, daß die Einladungskarten in die Hände der jakobinisch gesinnten Mitglieder erst drei Stunden zu spät gelangen konnten. Denn unter den Jakobinern zeigten sich, wiewohl ihr Klub aufgelöst worden war, Anzeichen einer geheimen Thätigkeit, die nicht unbedenklich erschienen. Sobald nun eine beschlußfähige Anzahl von Abgeordneten im Saale der Alten versammelt war, erhob sich Regnier und stellte, in alles eingeweiht, den Antrag, angesichts der drohenden Anschläge der Jakobiner die Sitzungen der beiden Gesetzgebenden Räte, wie es das verfassungsmäßige Recht der Alten war, aus Paris sofort nach St.-Cloud zu verlegen und den General Bonaparte — was indes über die Befugnis des Rates der Alten hinausging — unter Ernennung zum Befehlshaber von Paris mit der Ausführung des Beschlusses zu beauftragen. Mit allen gegen eine einzige Stimme, die des Abgeordneten Montmayor, wurde der Antrag angenommen und das Dekret für Bonaparte unverzüglich ausgefertigt. Eine Stunde danach, um acht Uhr morgens, hatte es der General schon in Händen.

Bonaparte hatte schon zu sechs Uhr früh seine Vertrauten sowie die Generale der Garnison zu sich bestellt, auch einige Regimenter antreten lassen. Auch Bernadotte hatte sich eingefunden, jedoch nicht in Uniform, um anzudeuten, daß er Befehle weder empfangen noch erteilen wolle. Den Direktor Gohier hatte Bonaparte mit seiner Frau, um ihn sicher zu machen, daß nichts Besonderes im Werke wäre, zu acht Uhr zum Frühstück zu sich eingeladen. Jedoch diesen machte die frühe Stunde stutzig; er sandte nur seine Frau, die, als sie das militärische Getümmel vor dem Hause der Siegesstraße wahrnahm, sofort umkehrte, ihren Gatten zu warnen.

Bonapartes Eid.

Kaum hatte nun Bonaparte das Dekret des Rates der Alten in Händen, als er es den versammelten Offizieren vorlas; sie nahmen es mit begeistertem Zuruf auf: alle stiegen zu Pferde und, begleitet von diesem glänzenden Gefolge, sprengte Bonaparte nach den Tuilerien, um dort dem Rate der Alten den Eid auf die Verfassung zu leisten. „Bürger-Abgeordnete!“ sprach er zu dem versammelten Rate, „die Republik ging zu Grunde; ihr habt es gewußt, euer Dekret hat dieselbe gerettet. Wehe denen, die Unruhe oder Unordnung veranlassen: ich werde dieselben mit Hilfe des Generals Lefèbvre, des Generals Berthier und meiner übrigen Waffenbrüder verhaften. — — Eure Weisheit“, schloß er, „hat dies Dekret erlassen, unsre Arme werden es zur Ausführung bringen. Wir wollen eine Republik, gegründet auf wahre Freiheit, auf bürgerliche Freiheit, auf die Macht der Volksvertretung: wir werden sie haben! Ich schwöre es in meinem eignen Namen und demjenigen meiner Waffengefährten!“ „Wir schwören es!“ riefen die Generale, die ihn begleiteten. Der Abgeordnete Garat machte

darauf aufmerksam, daß das gar kein Eid auf die Verfassung wäre. Allein der Präsident Lemercier schnitt alle Erörterungen mit der Erklärung ab, die Versammlung habe sich bereits vertagt.

Dem Rate der Fünfhundert wurde kurzweg angezeigt, daß er sich am folgenden Tage um zwölf Uhr in St.-Cloud zur Sitzung zu versammeln habe. Jeder fragte erstaunt nach dem Grunde; jedoch Lucian schloß als Präsident sofort die Verhandlung.

Abdankung von Sieyès, Ducos, Barras.

Bonaparte hatte jetzt die Gewalt in Händen; sein Hauptquartier nahm er in den Tuilerien. Dort erschienen die Direktoren Sieyès und Roger Ducos bei ihm und überbrachten ihm nach Verabredung die Erklärung ihrer Amtsniederlegung. Allein bei auch nur drei Mitgliedern war das Direktorium noch beschlußfähig, und Bonaparte noch nicht Herr auf dem Plan. Talleyrand begab sich deswegen auf der Stelle zu Barras und wußte in Gemeinschaft mit dem Admiral Bruix dem ganz Haltungslosen durch Versprechungen und Drohungen die Erklärung der Amtsentsagung abzuringen. Durch seinen Sekretär Bottot sandte sie Barras an Bonaparte. Mit heftigen Worten fuhr der General den unschuldigen Überbringer an: „Was habt ihr gemacht aus jenem Frankreich, das ich so glänzend ausgestattet hatte? Ich habe euch im Siegesglanze verlassen und ich finde nichts als Niederlagen! Ich habe euch die Millionen aus Italien hinterlassen und ich finde auf Plünderung berechnete Gesetze und allenthalben bitteres Elend! Was ist aus den 100 000 Kriegern geworden, die vom französischen Boden verschwunden sind? Sie sind tot und es waren meine Waffenbrüder! Ein solcher Zustand kann nicht fortdauern: vor Ablauf von drei Jahren würde er uns durch Anarchie zum Despotismus führen! Wir wollen die Republik gegründet auf die Grundlage der Gleichheit, der Moral, der bürgerlichen Freiheit, der politischen Duldung!“ Das war das Todesurteil des Direktoriums.

Gohier und Moulins interniert.

Auch Gohier begab sich, von Besorgnissen gequält, zu Barras, um ihn zu standhaftem Ausharren zu ermutigen. Es war zu spät: Barras ließ den treuen Warner gar nicht mehr vor sich. Da erschienen denn Gohier und Moulins unvermutet in den Tuilerien. Bonaparte pries Gohiers Vaterlandsliebe und Pflichteifer und forderte ihn auf, zur Rettung der Republik sich ihm ganz anzuschließen. Allein er so wenig wie Moulins wollten von einem Gewaltstreiche etwas wissen und gaben sich Mühe, das Direktorium zu verteidigen. „Das Direktorium existiert nicht mehr!“ fiel ihnen Bonaparte barsch ins Wort und entließ sie. Niedergeschlagen kehrten sie in den Luxembourg zurück. Moreau ließ auf Bonapartes Anweisung den Palast rings mit Wachen umstellen: die beiden letzten Direktoren waren die Gefangenen ihres Überwinders.

Der Rat der Fünfhundert in St.-Cloud.

Um 12 Uhr mittags sollten am 10. November die Sitzungen der beiden Räte in St.-Cloud beginnen. Allein die Zurichtungen, in einem Saale des Schlosses für den Rat der Alten, in der Halle der Orangerie für den der Fünfhundert, waren, als die Abgeordneten eintrafen, noch nicht beendet. Sie gingen daher gruppenweise in dem Garten spazieren, die einen mit erregten Fragen nach dem eigentlichen Zwecke der Verlegung, die andern mit ausweichenden und unklaren Antworten. Die Aufregung pflanzte sich in die Sitzungen fort, als diese um zwei Uhr endlich begannen. Im Rate der Fünfhundert war der Tumult natürlich am größten, ein Antrag drängte den andern, scharfe Reden fielen gegen Bonaparte und die von ihm erstrebte Diktatur. Da erhob sich der Abgeordnete Grandmaison: „Was helfen“, schrie er durch den Lärm, „die allgemeinen Reden von Freiheit und Republik? Ich fordere, daß alle Mitglieder unter Namensaufruf schwören, Leib und Leben für die Verteidigung der Verfassung einzusetzen.“ Der Antrag drang durch: einer nach dem andern erhoben sich die Abgeordneten, um den Eid abzulegen. Mehr als zwei Stunden verbrachten sie damit in einem Momente, wo jede Minute die Entscheidung bringen mußte.

Bonaparte im Rate der Alten.

Mit mehr Ruhe wartete unterdes der Rat der Alten auf die Nachricht, daß der Rat der Fünfhundert sich konstituiert hätte, um dann ebenfalls seine Verhandlungen zu beginnen. Da kam die Anzeige, daß von den Direktoren drei ihre Ämter niedergelegt hätten, die beiden letzten aber auf Befehl Bonapartes gefangen gehalten würden. Darüber brach die jakobinisch gesinnte Minderheit, schon ergrimmt darüber, daß sie tags vorher von der Sitzung ausgeschlossen worden war, in einen Sturm von Entrüstung aus. „Wir müssen ein Ende machen“, sagte Bonaparte zu den ihn umgebenden Generalen und trat mit einigen derselben in den Saal. Allein der Anblick der großen aufgeregten Versammlung raubte ihm die Fassung; stotternd und stockend, in abgerissenen Sätzen wandte er sich an die Abgeordneten.

„Volksvertreter“, rief er ihnen zu, „ihr befindet euch nicht in gewöhnlichen Umständen, ihr steht auf einem Vulkane. Verstattet mir mit der Aufrichtigkeit eines Soldaten, eines für das Wohl seines Vaterlandes begeisterten Bürgers zu reden; haltet euer Urteil zurück, bis ihr mich zu Ende gehört habt. Ich befand mich ruhig in Paris, als ich euer Dekret erhielt, das mich von der Gefahr unterrichtete, in welcher ihr, in welcher die Republik schwebt. Sofort rief ich, fand ich meine Waffenbrüder, und wir kamen, um euch unsre Unterstützung anzubieten; wir stellen euch die Armee zur Verfügung, dieweil ihr das Haupt derselben seid. Man spricht von einem neuen Cäsar, von einem neuen Cromwell. Volksvertreter! hätte ich die Freiheit meines Vaterlandes unterdrücken, hätte ich die höchste Gewalt an mich reißen wollen, mehr als einmal bin ich unter günstigen Umständen aufgefordert worden, es zu thun; ich wurde dazu aufgerufen durch den Wunsch der Nation, durch den Wunsch meiner Kameraden, durch den Wunsch der Soldaten, die seit meiner Entfernung so arg mißhandelten Soldaten, die man jetzt in die Vendée in einen scheußlichen Bürgerkrieg sendet. Die Gefahren sind dringend, denkt nur an diese, rettet die Freiheit und Gleichheit —“ „Und die Verfassung!“ rief ihm der Abgeordnete Langlet von der Linken zu. „Die Verfassung?“ schrie da Bonaparte in leidenschaftlicher Aufregung zurück, „ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial! Die Verfassung? Alle Parteien rufen sie an und alle Parteien haben sie verletzt! Sie kann euch keine Rettung mehr bieten, denn niemand achtet sie mehr.“ Dann kam er auf das jakobinische Komplott zu sprechen, das den Staat bedrohe. Man bat ihn um Enthüllungen, um Aufklärung. Da war ihm eine Lüge nicht zu schlecht, um sich der Verlegenheit zu entziehen. „Wenn ich alles sagen soll“, fuhr er unsicher fort, „wenn ich die Männer nennen soll, so will ich es thun. Ich erkläre, daß die Direktoren Barras und Moulins mir vorgeschlagen haben, mich an die Spitze einer Partei zu stellen, die darauf ausgeht, alle Anhänger freiheitlicher Ideen zu stürzen.“ Dann aber überkam ihn wieder die leidenschaftliche Hitze. „Auf euch“, rief er aus, „rechne ich, allein auf euch, nicht auf die Fünfhundert, nicht auf jene Versammlung, wo die Männer sitzen, welche alle Schrecken von 93 erneuern wollen, die eben Boten nach Paris zur Entflammung eines Aufstandes senden. Aber“, wandte er sich zu den ihn umgebenden Offizieren und zu den Soldaten, die den Eingang des Saales füllten, „auf euern Mut zähle ich, ihr, meine wackeren Kameraden, in deren Augen man mich als einen Feind der Freiheit hinstellen möchte; auf euch, ihr Grenadiere, deren Hüte ich sehe, auf euch, ihr tapferen Krieger, deren Bajonette ich erblicke, die ich so oft siegreich gegen den Feind gewendet habe, mit denen ich die Könige gedemütigt und Republiken errichtet habe. Sollte ein vom Auslande besoldeter Redner es wagen, euern General in die Acht zu erklären, daß ihn der Blitz des Krieges augenblicklich niederschmettere! Bedenkt, daß ich einherschreite, begleitet von dem Gotte des Krieges und von der Göttin des Glückes!“

Bedenkliche Lage Bonapartes.

Damit schritt er hinaus, und die Abgeordneten hörten, wie ihn die Bataillone, die draußen aufgestellt waren, mit jubelnden, immer wiederholten Hochrufen begrüßten. Augereau, der alte Jakobiner, Mitglied des Rates der Fünfhundert, der jedoch tags vorher seinen alten Waffengefährten Bonaparte sich zur Verfügung gestellt hatte, begegnete ihm. „Sie sind da in einer schönen Klemme!“ rief er ihm zu. „Bei Arcole stand es noch weit schlechter“, antwortete Bonaparte getrost, aber er mußte doch bei der unter den Fünfhundert herrschenden Stimmung die Hoffnung fahren lassen, daß sie das zwischen ihm und Sieyès geplante Gesetz annehmen würden, und sich damit der Schein der Gesetzlichkeit für den Staatsstreich behaupten ließe. Von Sieyès überdies war jetzt nicht die geringste Unterstützung zu erwarten: er hatte, zaghaft wie immer, eine sechsspännige Postkutsche an das Gitter von St.-Cloud bestellt, um schleunigst, wenn etwa Bonaparte nicht das Feld behaupten sollte, mit Roger Ducos sich davon zu flüchten.

Digitized by Google

Bonaparte bei den Fünfhundert.

Es blieb für Bonaparte nur der Weg der Gewalt übrig; auf seine Soldaten glaubte er vertrauen zu können. Man hörte bis draußen den Lärm, der in der Orangeriehalle, sobald die Eidesleistung vorüber war, wieder ausgebrochen war. Man stritt sich über Barras' Amtsniederlegung, ob sie freiwillig oder erzwungen wäre. Grandmaison hielt wieder in all dem Lärm eine hitzige Rede: da trat Bonaparte ein, von vier Grenadieren begleitet. Er ließ sie an der Eingangsthür stehen und schritt durch den Saal auf die Tribüne zu. Ein furchtbarer Tumult erhob sich beim Anblick der Soldaten unter den Abgeordneten. „Soldaten hier?" „Waffen?" „Was will man hier?" „Nieder mit dem Diktator!" „Nieder mit dem Tyrannen!" so klangen die Rufe wild durcheinander. Eine Anzahl Abgeordnete stürmte auf den General zu, umringte ihn und überhäufte ihn mit Vorwürfen. „Haben Sie darum so viele Siege erfochten?" „Ihr Ruhm hat sich in Ehrlosigkeit verwandelt!" „Achten Sie den Tempel der Gesetze!" „Verlassen Sie ihn! Hinaus!" schrieen sie ihm wütend zu; Einzelne packten ihn am Kragen, um ihn zu verhaften. Von allen Seiten her ertönte der Ruf: „In die Acht mit dem Verräter!" Die Grenadiere eilten herzu und stießen die Abgeordneten zurück, dem Grenadier Thomé wurde im Gedränge die Uniform zerfetzt. Bonaparte, betäubt von dem rasenden Lärm, schwankte, die Sinne vergingen ihm, halbohnmächtig sank er einem der Grenadiere in den Arm. Lefèbvre kam ihm mit einem Zuge Soldaten zu Hilfe; halb ihn tragend, halb ihn führend brachte man den General ins Freie, ihn, den im ärgsten Schlachtgetümmel niemals die eisige Ruhe verlassen hatte.

Lucian Bonaparte.

Im Saale indes steigerte sich der Lärm zu immer wahnwitzigerem Toben. Immer von neuem wiederholte man den Ruf nach Ächtung des Diktators. **Lucian Bonaparte**, der Präsident, versuchte seinen Bruder zu rechtfertigen. „Sie hätten ihn anhören sollen!" rief er. „Seine Verdienste hätten doch gefordert, daß man ihm wenigstens Zeit gelassen hätte, sich zu erklären." „Nein, nein, nieder mit dem Tyrannen!" schrie man ihm entgegen, „in die Acht mit ihm! In die Acht!" Da warf Lucian Hut und Toga, die Zeichen seiner Würde, von sich. „Elende", schrie er vor Zorn bebend, „ihr wollt, daß ich meinen eignen Bruder in die Acht erklären soll. Ich verzichte auf den Präsidentenstuhl und will vor den Schranken des Gerichts den Angeklagten verteidigen." In diesem Augenblicke, während alles auf Lucian eindrang, um ihn in den Präsidentensessel zurückzuzwingen, drangen, sehr zur rechten Zeit von Bonaparte gesandt, zehn Grenadiere in den Saal, riefen Lucian zu: „Auf Befehl des Generals!" nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn aus dem Saale hinaus.

Militär sprengt den Rat der Fünfhundert.

Auf dem Schloßhofe standen die Soldaten in Reih' und Glied und rührten sich nicht. Der graubärtige Serrurier ging, den Säbel schwingend, vor ihrer Front auf und ab. „Soldaten", rief er ihnen halblaut zu, „die Schurken haben euern General ermorden wollen; aber rührt euch nicht, wartet auf Befehl!" Aber keiner erfüllte seine stille Hoffnung: unbeweglich blieben sie stehen. Talleyrand stand mit verlegener Miene dabei und wußte keinen Rat. Da kam Lucian die lebhafte corsische Phantasie zu Hilfe: er schwang sich auf ein Pferd und ritt an die Front der Grenadiere heran, neben ihm sein Bruder. „Soldaten", erhob er laut seine Stimme, „der Rat der Fünfhundert ist aufgelöst; ich, der Präsident, erkläre euch dies. Meuchelmörder sind in die Sitzungssäle eingedrungen. Sie haben soeben mit ihren Dolchen das Haupt eures Generals bedroht (diese Dolche waren seine freie Erfindung); sie haben mit ihren Messern der Majorität Gewalt angethan; ich fordere euch auf, mit euren Bajonetten dem Rate der Fünfhundert seine Freiheit wiederzugeben." Wohl sah Thomé in seiner zerfetzten Uniform wie ein Beweis für die Wahrheit der Anschuldigung aus: aber doch zögerte von den Soldaten ein jeder der erste zu sein, der den Worten folge. Indes Lucian brachte sie zu einem raschen Entschlusse: er zückt den Degen

gegen seinen Bruder und schwört, ihn auf der Stelle niederzustoßen, wenn er etwas gegen die Freiheit unternehmen würde. Das wirkt: „Es lebe Bonaparte!“ tönt es aus den Reihen der Soldaten wieder. „Soll man in den Saal eindringen?“ fragt Murat den General. „Ja!“ antwortete dieser. Und unter Trommelwirbeln, dröhnenden Schrittes, marschieren die Grenadiere gegen die Orangeriehalle: sie treten ein, mit gefälltem Bajonett läßt Murat sie vorrücken. Unter furchtbarem Geschrei springen die Abgeordneten von ihren Sitzen auf. Entsetzt stürzten sich die Zuschauer aus den Fenstern in den Garten. Murat fordert die Fünfhundert auf, den Saal zu verlassen: sie antworten mit dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ Er fordert sie nochmals eindringlicher auf, zu weichen: der gleiche Ruf antwortet ihm. Da ertönte das Kommando: „Grenadiere, vorwärts marsch!“ und in der ganzen Breite des Saales rückt mit gefälltem Bajonett das Bataillon vor. Da war der eben geschworene Eid vergessen, in wildem Getümmel stürzen sich die Abgeordneten auf die noch freien Saalausgänge oder auf die Fenster und springen in die Spargelbeete hinaus.

Die Volksvertretung war gesprengt, die Regierung gestürzt, die Verfassung zerrissen: Bonaparte war der Meister geblieben!

Lucian begab sich in den Rat der Alten, um ihm Bericht zu erstatten. Der Rat billigte zwar nicht, was geschehen war, aber er nahm es hin. Indes das geplante Gesetz, welches Bonaparte die Gewalt übertrüge, konnten die Alten allein nicht fassen; dazu bedurfte es der Mitwirkung der Fünfhundert. Lucian suchte daher in dem Garten nach Mitgliedern des gesprengten Rates umher und brachte ihrer etwa 40 bis 50 zusammen.

Der Rumpf der Fünfhundert.

Spät abends bei mattem Lampenlicht traten diese in der öden Halle zusammen, um dem Gewaltstreiche, wie es der Sieger wollte, nachträglich einen Schein von Gesetzlichkeit zu geben: als wenn daran überhaupt jetzt noch etwas gelegen hätte. Bei so geringer Anzahl waren sie natürlich gar nicht beschlußfähig, allein sie erklärten sich für die Majorität des Rates der Fünfhundert und ernannten eine Kommission, um auf der Stelle das Gesetz zu entwerfen, zu dessen Erlangung Bonaparte überhaupt den ganzen Staatsstreich unternommen hatte. Die Zwischenzeit füllte Lucian durch eine ingrimmige Rede gegen die jakobinischen Wühlereien aus.

Provisorische Verfassung.

Um 11 Uhr abends trat die Kommission wieder ein: das Gesetz war fertig. Boulay von der Meurthe, der Berichterstatter, gab mit beredten Worten den Wünschen des französischen Volkes Ausdruck: nach außen Unabhängigkeit und Frieden, Rechtsschutz und Wohlstand im Innern. „Und dazu“, schloß er, „bedürfen wir einer starken und selbständigen Regierung, die uns bisher gefehlt hat.“ Auf seinen Antrag beschloß nun die Versammlung: es gibt kein Direktorium mehr: an seiner Stelle führt die Regierung eine provisorische Kommission, bestehend aus Sieyès, Roger Ducos und dem General Bonaparte, welche den Titel Konsuln der französischen Republik erhalten und vornehmlich für Ordnung in der Verwaltung, für die innere Sicherheit und für die Erlangung eines ehrenhaften Friedens zu sorgen haben. Die gesetzgebenden Räte vertagen sich bis zum 1. Ventose (19. Februar 1800); jedoch ernennt jeder vorher aus seiner Mitte eine Kommission von je 25 Mitgliedern, welche auf Antrag der Konsuln über alle dringenden Fragen der Gesetzgebung beschließen und den Entwurf einer neuen Verfassung vorbereiten; 62 Abgeordnete werden wegen ihrer vielfachen Vergehungen aus dem Rate der Fünfhundert ausgestoßen. Die übrigen Mitglieder der Räte werden eingeladen, „im Namen des öffentlichen Wohles“ diejenigen Ministerposten oder Gesandtenstellen oder sonstigen hohen Zivilämter, welche die Konsuln ihnen übertragen werden, anzunehmen, ohne daß sie deswegen ihre Eigenschaft als Volksvertreter verlieren sollen. So sollten sie gleich geködert werden. — Um Mitternacht gelangten diese Anträge des Rates der Fünfhundert an den Rat der Alten: er

sprach ohne Debatte seine Zustimmung aus. Sofort wurden sie den neu ernannten Konsuln übersandt, welche sich mit allem einverstanden erklärten. Da entließ denn der Präsident die Räte mit den feierlichen Worten: „Bürger, nach drei Monaten erwartet Frankreich eure Leistungen!“ Er wußte nicht, daß nach drei Monaten niemand mehr in Frankreich von diesen Räten der Direktorialzeit etwas wollen würde.

## Das Konsulat.

### Die Organisation der Konsularregierung.

Fouché hatte am 10. November die Barrieren von Paris schließen lassen, um das unruhige Volk zu verhindern, nach St.-Cloud hinauszueilen; Bonaparte hatte den Brauer Santerre, den alten Revolutionskämpfer der Vorstadt St. Antoine, mit Erschießen bedrohen lassen, wenn er sich rühren würde: unnötige Sorge! Paris blieb ruhig bei den Gerüchten von einem bevorstehenden Staatsstreiche zu gunsten Bonapartes, es blieb auch ruhig, als die Nachricht von dem geschehenen Umsturze der Direktorialverfassung dort anlangte: ja, mindestens neun Zehntel der Pariser waren in ihrem Herzen durchaus einverstanden mit dem, was in St.-Cloud sich zugetragen. Zwar als zehn Jahre zuvor König Ludwig die Nationalversammlung mit Waffengewalt bedrohen zu wollen schien, war der Bastillesturm die Antwort gewesen. Aber diese zehn Jahre hatten die Pariser gründlich von ihrem Freiheitsrausche ernüchtert: sie verlangten nur nach dem, was Boulay als die Wünsche des französischen Volkes der neuen Konsularregierung vor allem ans Herz gelegt hatte. Würde aber dem die neue Regierung zu entsprechen im stande sein? Man hatte indessen das beste Vertrauen zu ihr: die fünfprozentige Rente stieg sofort binnen drei Tagen von 7 auf 12 und stand Ende 1799 schon auf 17. Stimmung in Paris.

Die ersten Maßregeln der Konsularregierung waren von der Art, daß sie ein solches Vertrauen wohl verdienten. Zwar Roger Ducos war ein Mann ohne Selbstständigkeit des Handelns und Sieyès ohne Lust und Geschick zu der ihm übertragenen Arbeit, aber Bonaparte war rastlos thätig, arbeitseifrig bei Tag und bei Nacht. Italien und Ägypten waren ihm die Vorschule zur Verwaltung eines Staates im großen Stile gewesen; dort hatte er sich aus der Praxis bestimmte Ansichten und Grundsätze über alle Zweige der Verwaltung gebildet, welche häufig sehr weit von denen des luftigen Theoretikers Sieyès abwichen. „Wir haben“, meinte dieser halb verdrießlich, halb bewundernd, „einen Herrn bekommen: er kann alles, weiß alles, will alles!“ Man empfand sehr bald die feste Hand, welche jetzt die innere Staatsverwaltung führte. Aus dem gleichen Grundgedanken entsprangen, zu dem gleichen Ziele strebten alle Anordnungen, welche Bonaparte den Ministern zugehen ließ. Bonapartes Thätigkeit.

Das erste, was Bonaparte that, war die Aufhebung des verhaßten Geiselgesetzes; die auf Grund desselben Verhafteten wurden ohne weiteres in Freiheit gesetzt. Das bewirkte eine Versöhnung der Gemüter in weiten Kreisen. Er begab sich selbst in die Gefängnisse, um den Gefangenen mitzuteilen, daß er keiner Geiseln bedürfe. Es folgte die Beseitigung des Zwangsanlehens, welches in alle Verhältnisse zerrüttend eingegriffen hatte. Statt dessen nötigte Bonaparte einige Pariser Bankhäuser, der Staatskasse eine Anleihe von 112 Millionen zu gewähren. Denn die Kassen waren leer. Erste Regierungsmaßregeln.

Zur Herstellung der Ruhe im Innern wurden Maßnahmen gegen die Jakobiner als die Hauptgegner der neuen Regierung getroffen: 38 wurden zur Deportation nach Cayenne verurteilt, 19 zur Einsperrung in der Festung La Rochelle, unter diesen auch der General Jourdan. Indes schon die Androhung dieser Strafen wirkte so einschüchternd, daß sich Bonaparte glaubte statt der Deportation und Festungshaft Maßregeln gegen die Jakobiner.

damit begnügen zu können, daß er die Verurteilten nur unter polizeiliche Aufsicht stellte. Jetzt wurde auch die Emigrantenliste nicht nur geschlossen, sondern vielen Emigranten, wenn sie Treue und Gehorsam versprachen, die Rückkehr nach Frankreich verstattet, sogar den Beamten empfohlen, gegen heimlich zurückkehrende Emigranten ein Auge zuzudrücken. Den Vendéern, die ja die Waffen gegen das Direktorium wieder erhoben hatten, gewährte er, durch den nach dem Westen entsandten General Hédouville die Rückkehr von 40 Häuptern der royalistischen Partei, die bedingungslose Freigabe des katholischen Gottesdienstes und überhaupt Nachsicht und Milde, wenn sie die Waffen niederlegen wollten. Dann aber gab er dem General Brune die Anweisung, die empörten Landschaften mit äußerster Strenge zu unterwerfen. Das wirkte: binnen kurzem streckten sämtliche Banden der Vendée auf beiden Loireufern die Waffen ohne Kampf. Nur Cadoudal setzte in der niederen Bretagne und der junge Graf Frotté in der Normandie den Widerstand fort; allein nach wenigen Wochen waren sie durch die weit überlegenen Scharen Brunes überwältigt. Cadoudal ging nach England, Frotté, der am längsten Widerstand geleistet, wurde am 18. Februar 1800 erschossen. Damit war endlich auch hier die Ruhe wiederhergestellt; die Bevölkerung war entwaffnet, die neue Regierung in ganz Frankreich anerkannt.

Das Ministerium.

Nicht als eine Parteiregierung wollte das Konsulat sich darstellen, sondern es verlangte die Anerkennung aller Parteien. Wer ihnen diese entgegenbrachte, fand Verwendung nach seinen Fähigkeiten: der alte Terrorist Fouché blieb Polizeiminister, der alte Aristokrat und Royalist Talleyrand wurde Minister des Auswärtigen. Minister des Krieges war Berthier geworden, Finanzminister der sehr fähige Gaudin. Das Ministerium des Innern erhielt der große Astronom Laplace, halb gegen seine Neigung, so daß er nicht ungern nach einiger Zeit Lucian Bonaparte an seine Stelle treten sah.

Sieyès' Verfassungsentwurf.

Die Hoffnung, mit einigen Änderungen der Verfassung des Jahres III vielleicht auszukommen, erwies sich bald als trügerisch. Denn es lag in der Tendenz des Staatsstreiches, die Machtbefugnisse der Volksvertretung zu beschränken, dagegen diejenigen der Regierungsgewalt wesentlich zu erhöhen. Sieyès nun, der für die erste Autorität in Verfassungsfragen galt, womit seine geistige Bedeutung freilich sehr überschätzt wurde, suchte in diesem Sinne die Befugnisse gegeneinander abzumessen. Er begnügte sich, seine Ideen für die neue Verfassung mündlich Boulay mitzuteilen, welcher sie dann in bestimmte Form brachte und den Kommissionen der beiden Räte vorlegte. So entstand ein künstlich beschränkter, schattenhafter **Verfassungsentwurf**, in welchem Sieyès den Ausdruck höchster Weisheit sah.

Zur Grundlage machte er die Volkssouveränität und das allgemeine Stimmrecht aller Großjährigen. Jedoch sollte die Volkswahl nicht die Berufung zu einer Thätigkeit oder einem Amte ausdrücken, sondern nur, daß der Gewählte so viel Vertrauen verdiene, um von oben herab die Ernennung zum Abgeordneten oder Beamten erhalten zu können. Danach sollten die fünf Millionen großjähriger Einwohner des damaligen Frankreich aus ihrer Mitte ein Zehntel als Kandidaten zu den kommunalen Ämtern wählen; diese 500000 sollten dann wieder ein Zehntel aus ihrer Mitte zu Departementsnotabeln als Kandidaten für die Ämter der Departements wählen. In gleicher Weise hatten diese 50000 dann 5000 Nationalnotabeln zu wählen, aus deren Mitte allein alle höheren Staatsdiener vom Abgeordneten bis zum Richter herab ernannt würden. Alle Ernennungen wurden der obersten Staatsleitung vorbehalten.

Die Einrichtung der gesetzgebenden Gewalt bildete Sieyès durch eine spitzfindige Teilung der Befugnisse. Im Auftrage der Regierung hatte ein Staatsrat, innerhalb der Volksvertretung aber eine Kammer, das Tribunat genannt, ausschließlich das Recht, Gesetze zu beantragen. Über den Antrag sollten im Tribunat drei Redner dafür, drei dagegen sprechen. Die Entscheidung über den Antrag war aber der ersten Kammer, dem Senate, vorbehalten, in welchem wieder nicht debattiert werden durfte.

Diesem Scheinparlamente suchte Sieyès nun eine gleich schwache Regierung gegenüber zu stellen. Das Oberhaupt derselben sollte der Großwahlherr sein, welcher nicht zu regieren, sondern nur zu repräsentieren hatte, ausgestattet mit einer großen Zivilliste von 6 Millionen Frank und einer Wohnung in den Tuilerien. Der Großwahlherr hatte nur die Befugnis, die

187. Napoleon Bonaparte als Erster Konsul der französischen Republik.

Nach dem Gemälde von F. Gérard (1803) gestochen von Richomme.



Digitized by Google

oberſten Beamten zu ernennen und nach Ermeſſen wieder abzuſetzen, namentlich die zwei Konſuln, von denen der eine ein ſelbſtändiges Oberhaupt aller Kriegs-, der andre aller Friedensangelegenheiten war, jeder mit dem Rechte, die Miniſter und ſämtliche Beamte innerhalb ſeiner Dienſtzweige zu ernennen. So wurde auch der Organismus der Staatsgewalt, da der Großwahlherr den Konſuln keine Befehle erteilen durfte, in zwei Hälften geriſſen und dadurch ebenſo zur Ohnmacht verurteilt, wie die Volksvertretung durch Scheidung von Debatte und Abſtimmung.

Schutz endlich wider Verfaſſungswidrigkeiten glaubte Sieyès durch die Einſetzung einer „konſtitutionellen Jury“ von 80 Mitgliedern zu ſchaffen, welche ſich ſelbſt ergänzten und durchaus kein andres Amt bekleiden durften. Dieſe Jury hatte das Recht, aus der Liſte der Nationalnotabeln den Großwahlherrn und die Volksvertreter zu ernennen und verfaſſungswidrige Geſetze für nichtig zu erklären; ſie war alſo der eigentliche Souverän.

Der Erſte Konſul.

Mehrere Wochen ſchon waren die Beratungen über die neue Verfaſſung in den Kommiſſionen gepflogen, bevor Bonaparte der Angelegenheit ſeine Aufmerkſamkeit zuwandte. Dann aber warf er ſich mit dem ganzen Ungeſtüm ſeines Weſens darauf und nahm ſelbſt, über die unreife Weisheit der alten Philoſophen ſpottend, die Leitung der Verfaſſungsberatungen in ſeine Hand. Jeden Abend verſammelte er um 9 Uhr die Konſuln und die Abgeordneten — er wohnte jetzt im Luxembourg — bei ſich; ſelten trennte man ſich vor 3 Uhr nachts. Seine Meinung war, der Verfaſſung eine ſolche Geſtalt zu geben, daß ſie nur eine Verhüllung der Monarchie wäre. Die Scheinwahlen daher und die blutloſe Volksvertretung, wie Sieyès ſie entworfen hatte, ließ er beifällig gelten: um ſo entſchiedener aber verwarf er das Schattenbild einer Staatsregierung. „Dieſer Großwahlherr“, rief er entrüſtet aus, „mit ſeinen Millionen iſt ein königlicher Müßiggänger, und deren Zeit iſt vorbei. Welcher Mann von Ehre würde ſich heute dazu hergeben, ein ſolches Maſtſchwein zu ſein?“ Wer hätte es wagen mögen, dieſer energiſchen Verurteilung entgegenzutreten? Der Großwahlherr wurde ohne weiteres aus dem Verfaſſungsentwurfe beſeitigt und dafür ein Erſter Konſul mit ſehr weitgehenden Befugniſſen als Haupt der Regierung eingeſetzt. Sieyès, eingebildet und mürriſch, ſchwieg von jetzt an beharrlich.

Daunous Entwurf.

Allein Bonaparte war nicht geſonnen, ſich durch deſſen Übellaunigkeit in der Verfaſſungsarbeit hemmen zu laſſen. Denn die Verfaſſung ſollte fertig und vom Volke angenommen ſein, bevor die Vertagung des Rats der Alten und der Fünfhundert abgelaufen wäre. Eines Abends forderte er daher den Abgeordneten Röderer auf, bis zum nächſten Tage einen neuen Verfaſſungsentwurf auszuarbeiten, und als dieſer voll Schrecken das für unmöglich erklärte, wandte ſich Bonaparte mit der gleichen Aufforderung an den Abgeordneten Daunou. Dieſer, ſtets arbeitsbereit, nahm den Auftrag auf ſich. Allein gerade er gehörte zu den Hauptſchöpfern der Verfaſſung des Jahres III: ſo verſuchte er denn dem Volke und den Volksvertretern einige Befugniſſe der Freiheit zuzuweiſen als Gegengewicht gegen die Allgewalt des Erſten Konſuls, deſſen Amtsführung er überdies auf zehn Jahre beſchränkte.

Ausarbeitung der Verfaſſung.

Daunous Entwurf wurde nun zwar den weiteren Beratungen zu Grunde gelegt: aber eine wie veränderte Geſtalt gewann er in dieſen unter dem Einfluſſe Bonapartes! Alle Vorkehrungen Sieyès', unter der Hülle des allgemeinen Stimmrechts eine völlig bedeutungsloſe Volksvertretung zu wege zu bringen, wurden wieder aufgenommen und ſogar noch vergrößert. Die Notabelnliſten der drei Grade und die Ernennung der Volksvertreter wurden beibehalten. Das Tribunat, aus 100 Mitgliedern beſtehend, behielt die Befugnis der Rede ohne maßgebende Abſtimmung, der geſetzgebende Körper, Sieyès' Senat, aus 300 Mitgliedern beſtehend, diejenige der Abſtimmung ohne Rede. Hüter der Verfaſſung ſollte der Erhaltungsſenat ſein, aus 80 auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern beſtehend, Sieyès' nationale Jury. Die Einbringung von Geſetzesanträgen ſollte ausſchließlich dem Staatsrate vorbehalten bleiben. Die Regierung der Republik ſollte aus drei Konſuln beſtehen, von denen der Erſte Konſul

sämtliche Beamte zu ernennen hatte, die beiden andern Konsuln hatten bei der Ernennung von Beamten gar keine, bei allen übrigen Geschäften nur eine beratende Stimme. Alle drei sollten auf zehn Jahre gewählt werden, dann aber wieder wählbar sein, soweit sie auf den Notabelnlisten noch geführt würden.

So wurde der Erste Konsul unbedingter Herr und Gebieter des französischen Volkes; er verfügte über Heer und Flotte, er leitete Verwaltung und Rechtspflege, er bestimmte die innere wie die äußere Politik: ein so unbeschränkter Alleinherrscher war selbst Ludwig XIV. nicht gewesen.

188. Jean Jacques Cambacérès, zweiter Konsul der französischen Republik.

Nach einer Lithographie.

Diese Verfassung, die am 13. Dezember 1799 (22. Frimaire VII) fertig gestellt war, wurde nun dem französischen Volke zur Genehmigung vorgelegt. Kaum fand sie irgendwo Widerspruch, denn ein jeder mußte sich fragen, was aus Frankreich, wenn sie abgelehnt würde, werden solle. Indes bevor noch in einer großen Zahl von Departements die Abstimmung überhaupt eröffnet war, ließ Bonaparte sie schon am 22. Dezember 1799 als das geltende Grundgesetz der französischen Nation verkündigen. So unverhüllt betrachtete er die Volksabstimmung als ein leeres Gaukelspiel. „Die Revolution ist abgeschlossen!" rief er in einem Manifest vom 15. Dezember den Franzosen zu. Die Abstimmung ergab von 3012569 Stimmberechtigten 1562 Nein, soweit die übrigen gar nicht stimmten, wurden sie einfach den Jasagern zugezählt. *Genehmigung durch das Volk.*

Die Verfassung selbst, so war schon in den Beratungen bestimmt, bezeichnete als Ersten Konsul den General Bonaparte. Durch Zettelwahl sollten die beiden andern ernannt werden. Manche dachten an den eifrigen und selbständigen Daunou: Bonaparte jedoch war er nicht genehm. Sobald daher die Zettel eingesammelt waren, warf er *Die drei Konsuln.*

sie uneröffnet in das Kaminfeuer. „Sieyès versteht diese Sache besser als alle andern", meinte er; und Sieyès nannte die beiden Namen, über welche er sich vorher mit Bonaparte verständigt hatte: Cambacérès und Lebrun. Damit war die Wahl erledigt. Cambacérès, damals Justizminister, war ein tüchtiger Jurist, welcher durch Kenntnisse, Klugheit und politischen Takt eine große Bedeutung erlangt hatte; Lebrun, ein hervorragender Schriftsteller, unter König Ludwig stets ein Fürsprecher weiser Reformen, seit 1789 ein Anhänger der gemäßigten Revolution, im Finanzwesen sehr unterrichtet, war zu milden Wesens, um durch Widerspruch je unbequem zu werden. Bonaparte konnte sicher sein, daß weder der eine noch der andre Lust empfinden würden, ihm in den Weg zu treten.

Dotation der Stellen.

Sieyès wurde durch eine Staatsdomäne als Nationaldotation und durch den Präsidentenstuhl des Senats glänzend entschädigt. Überhaupt waren alle Stellen, welche die neue Verfassung schuf, sehr reich ausgestattet. Jedes Mitglied des Senats wie des Staatsrats erhielt 25000 Frank Gehalt, jedes des Tribunates 15000, jedes des gesetzgebenden Körpers 10000. Die große Zahl von wohldotierten Ämtern, die alle jetzt neu zu vergeben waren, trug nicht wenig dazu bei, Bonapartes Regiment willkommen zu machen. Der Andrang von Bewerbern aus allen Parteien war ungeheuer; Tausende der hervorragendsten Bürger erwarteten von dem Winke des Ersten Konsuls Macht, Einfluß und Reichtum. Dazu kamen bald noch die Hunderte von Maires-, Unterpräfekten- und Präfektenstellen, denen die Regierung der Gemeinden, der Arrondissements und der Departements mit weitgehenden Befugnissen unterstellt wurde. Und die sämtlichen Stellen der zu ernennenden Volksvertreter sowie eine Anzahl der Stellen der Provinzialbeamten besetzte Bonaparte in Übereinstimmung mit den beiden abtretenden und den beiden neu eintretenden Konsuln — so ungestüm drängte er vorwärts — in zweimal 24 Stunden. Die Organisation des neuen Regiments war vollendet. Am 26. Dezember 1799 eröffneten Staatsrat wie Senat, gesetzgebender Körper wie Tribunat ihre Sitzungen. Der Erste Konsul trat seine Regierung an.

Übersiedelung in die Tuilerien.

Am 19. Februar 1800 siedelte Bonaparte aus dem Luxembourg in die Tuilerien über. Sechs prachtvolle Schimmel, die ihm der Kaiser von Österreich geschenkt hatte, zogen die Staatskarosse, in welcher der Erste Konsul seinen Einzug in das alte Königsschloß hielt. Alle Generale zu Pferde mit ihren Stäben geleiteten den prunkenden Zug, und die zahllos versammelte Volksmenge rief dem neuen Herrscher nicht endende Lebehochs mit einer Begeisterung, welche, wie ein Augenzeuge berichtet, damals durch die Polizei nicht befohlen zu werden brauchte. Ein glänzender Hof umgab jetzt Josephine mit ihrer schönen Tochter Hortensia; neben ihr wußten jedoch auch die Schwestern Bonapartes sich zu behaupten: Elisa, vermählt mit dem corsischen Edelmann Bacciochio, Pauline, die Gemahlin des Generals Leclerc, und Karoline, deren Vermählung mit Murat am 20. Januar erfolgt war.

Rasch verschwanden aus der neuen Residenz die republikanische Ungebundenheit und Formlosigkeit; ein anständiger Ton und eine sorgsame Etikette wurden eingeführt: die zuchtlose Tracht à la grecque oder à la sauvage machte bald einer gesitteteren Kleidung Platz; man begann wieder auf geistreiche Unterhaltung und Liebenswürdigkeit Gewicht zu legen. Josephine liebte den Glanz bis zur Verschwendung; Talleyrand war bewundernswert in der Veranstaltung anmutiger Feste. Der einfachste in seinem Kreise war der Erste Konsul.

Eindruck auf die Bevölkerung.

Ein Wohlbehagen ging durch die Bevölkerung der Hauptstadt wie des Landes unter dem Schutze einer geordneten Verwaltung, einer gesicherten Rechtspflege und einer machtvollen Staatsgewalt. Die Freiheit war zwar zum Scheinbilde geworden, aber die Gleichheit wurde ohne Einschränkung anerkannt: eine freie Bahn war dem Ehrgeize eröffnet, Talent und Kraft ungehemmt zur Geltung zu bringen. Auch das Christentum, so lange verfemt, fand wieder Duldung; die Priesterverfolgungen hörten auf; es war wieder gestattet, den Sonntag mit Gottesdienst zu feiern.

Proklamationen Bonapartes.

Durch volltönende Proklamationen bezeichnete Bonaparte den Beginn seiner Alleinherrschaft. Am 25. Dezember richtete er ein Manifest an die Nation, in welchem er versprach, sein Bemühen darauf zu richten, daß er der Republik durch Ordnung,

Gesetzmäßigkeit und Mäßigung die Liebe der Bürger, durch Vertragstreue und Achtung fremder Unabhängigkeit die Ehrfurcht des Auslandes erwürbe. Daneben aber würde ein starkes Heer, lebhafter Korpsgeist der Soldaten und gesicherte Beförderung aller befähigten Offiziere dazu dienen, Frankreich seinen Feinden furchtbar zu machen. Im Vergleich mit früheren Erlassen und Reden fällt es auf, daß die Begriffe Freiheit und Gleichheit nicht mehr zum eisernen Bestand einer Proklamation zu gehören scheinen; sie fehlen überhaupt.

An dem gleichen Tage wandte er sich an die Soldaten. „Indem ich Frankreich den Frieden versprach“, rief er ihnen zu, „war ich euer Organ; ich kenne eure Tapferkeit. Nicht mehr unsre Grenzen gilt es zu verteidigen, sondern in die feindlichen Staaten einzubrechen. Zur rechten Zeit werde ich in eurer Mitte sein, und Europa wird es erfahren, daß ihr einem Heldengeschlechte angehört.“

Auch an die Neger von St. Domingo wandte er sich mit einem Aufrufe. Sie hatten sich von der Herrschaft Frankreichs frei gemacht. Ihnen verkündigte er eine neue Verfassung, worin — auf diesem Boden, den man sowieso verloren hatte, konnte diese Erwähnung ja nicht weiter schaden — die Grundrechte der Freiheit und Gleichheit für immer gesichert sein würden. „Tapfere Neger, erinnert euch, daß allein das französische Volk eure Freiheit und Gleichheit anerkennt!“ Sicherlich durfte er nicht erwarten, daß auf hochtönende Worte hin die Neger unter die Herrschaft Frankreichs zurückkehren würden; so galt es ihm denn nur, sie vor dem nach der Kolonie lüsternen England zu warnen und sie einzuschläfern, bis die Zeit gekommen wäre, die Widerstrebenden mit der Schärfe des Schwertes unter die alte Herrschaft zurückzuführen.

Schreiben an Georg III. und Franz II.

Immer lag Kampf und Sieg in den Gedanken des jungen Herrschers, aber Worte des Friedens und der Mäßigung flossen von seinen Lippen. Ein Ausdruck dessen waren auch die Handschreiben, die er an demselben 25. Dezember an die Beherrscher derjenigen beiden Großmächte richtete, mit welchen Frankreich noch im Kriege lag. An König Georg III. von England schrieb er: „Soll der Krieg, der seit acht Jahren einen Weltteil verwüstet, ewig dauern? Sollte es wirklich kein Mittel geben, sich zu verständigen? Wie mögen die beiden aufgeklärtesten Nationen von Europa, welche beide mächtiger und stärker sind, als ihre Sicherheit und Unabhängigkeit verlangt, den Ideen einer eitlen Größe das Wohl des Handels, die innere Wohlfahrt und das Glück der Familien aufopfern? Wie mögen sie nicht fühlen, daß Friede das erste Bedürfnis wie der höchste Ruhm sei?“ — Ähnlich lautete das Schreiben, welches der Erste Konsul an Franz, den römischen Kaiser, sandte. Er meldete ihm, daß die französische Nation ihn zu ihrem ersten Beamten ernannt habe, und daß er als solcher es für seine Pflicht halte, alles aufzubieten, um den Frieden herbeizuführen. Es hieß darin weiter: „Jedem Trachten nach eitlem Ruhme fremd, richte ich den ersten meiner Wünsche darauf, Blutvergießen zu vermeiden. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß ein zukünftiger Feldzug zahlreicher und geschickt geführter Heere die Zahl der Opfer verdreifachen wird, die die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten bereits gefordert hat. Der bekannte Charakter Ew. Majestät gestattet mir keinen Zweifel an dem Wunsche Ihres Herzens. Wird er allein gehört, so sehe ich eine Möglichkeit, die Interessen der beiden Nationen zu versöhnen.“

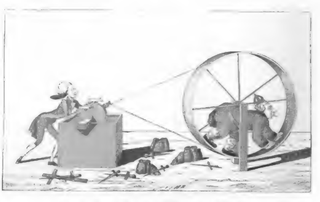
Wirkung dieser Schreiben.

England that Bonaparte den Gefallen, abweisend, ja sogar grob zu antworten: eine Grobheit lag schon in der Form, indem die Antwort auf das persönlich an den englischen König gerichtete Schreiben durch den Minister Grenville an Talleyrand beantwortet wurde. Thugut war klüger; er ließ sich im Namen seines Herrn gern bereit finden, Bedingungen vom Ersten Konsul für einen Frieden entgegenzunehmen. Es war natürlich für Bonaparte eine andre Grundlage als der Friede von Campo

Formio nicht möglich und dafür mußte bei dem gegenwärtigen Stande der Verhältnisse natürlich Österreich dankend ablehnen. Somit hatte Bonaparte erreicht, was er wollte: den Franzosen, wenigstens den kurzsichtigen, erschien er in der ganz neuen und darum um so bestaunenswerteren Toga des Friedensfürsten, den nur die hartnäckige Kriegslust des Auslandes zur erneuten Anlegung des Harnisches zwang.

Verwaltungsordnung.

Zunächst aber wandte Bonaparte doch seine nächste Sorge Werken des Friedens zu, der Organisation der Verwaltung und der Rechtspflege. Schon am 7. Februar 1800 brachte der Staatsrat Röderer das Gesetz über die neue Einrichtung der Provinzialverwaltung ein, welches jede Teilnahme des Volkes an dieser Verwaltung vernichtete. Jeder Maire, Unterpräfekt, Präfekt — alle vom Ersten Konsul ernannt — wurde danach, wie Bonaparte sagte, ein Erster Konsul im kleinen, mit voller Gewalt über die Untergebenen ausgerüstet, aber seinen Vorgesetzten gegenüber zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Eine machtlose Volksvertretung mit nur beratender Stimme war als Gemeinde- oder Departementsrat einem jeden zur Seite gestellt, deren Mit-



189. Georg III. treibt die Dolchschleiferei Pitts.
Französische Karikatur aus der Zeit.

glieder ebenfalls der Erste Konsul ernannte. Die Präfekten erhielten je nach der Größe des Departements 8—25000 Frank Gehalt, der von Paris 30000. Dagegen fiel das Gehalt der Unterpräfekten sehr ab, obgleich gerade sie viel zu thun hatten; es betrug in Städten von über 20000 Einwohnern 4000 Frank, in kleineren 3000. Es war die Wiederherstellung der früheren königlichen Intendanten und Provinzialbeamten, aber ohne jede Einschränkung durch ständische oder korporative Rechte, eine völlige Vernichtung der Freiheit, aber damals das einzige Mittel, um durch straffe Zusammenfassung der Autorität die trostlose Zuchtlosigkeit der Direktorialregierung zu überwinden.

Rechtspflege. Der Code Napoléon.

Auch die Neugestaltung der Rechtspflege, die bisher von jeder Strömung des aufgeregten Parteihasses abhängig gewesen war, bedurfte ähnlicher Reformen dringend. Der Erste Konsul ernannte die Richter. Sie waren unabsetzbar, aber ihre Versetzung und Beförderung war ganz in das Ermessen der Staatsregierung gestellt, die somit doch auch auf die Rechtspflege den größten Einfluß gewann. Wie sollten sich aber die Richter in dem Ozean der neuen Gesetze zurechtfinden? Die Nationalversammlung hatte 3488 Gesetze

Digitized by Google

erlassen, die gesetzgebende Versammlung 2190, der Konvent 15414, die Direktorialregierung in zwei Jahren 1139; und dabei war das Strafgesetz unzureichend; es fehlte an einem guten Hypothekengesetz; infolge des Mangels eines brauchbaren Forstgesetzes wurden die Wälder immer mehr verwüstet; die Steuergesetze verteilten die Abgaben ebenso drückend und ungleich wie zur Zeit des Königtums; die Gesetze über Eigentumsrecht, Erbrecht, Eherecht waren immer wieder geändert und lagen ganz im argen. Bonaparte beauftragte Cambacérès und Jaqueminot mit den Vorarbeiten für ein neues einheitliches Gesetzbuch; dann konnte er schon am 12. August 1800 einen Ausschuß von drei Rechtsgelehrten zur Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches unter Benutzung dieser Vorarbeiten auffordern. Nach der Prüfung durch den Kassationshof und die Obergerichte — ebenfalls Ergebnisse der neuen Verfassung — gelangte der Vorwurf am 17. Juli 1801 an den Staatsrat und wurde hier in 102 Sitzungen durchberaten; 57 derselben wohnte Bonaparte bei und bewies dabei ein erstaunlich richtiges Urteil. Die amtliche Veröffentlichung erfolgte übrigens erst im März 1804.

Wichtig war auch das neue Wehrgesetz vom 7. März 1800. Danach war zwar jeder Franzose wehrpflichtig, der am 1. Vendémiaire des laufenden Jahres sein zwanzigstes Lebensjahr erfüllt hatte. Diejenigen aber, die nicht im stande sein würden, die Strapazen eines Krieges zu ertragen und solche, die durch Verbleiben bei ihren Arbeiten oder Studien dem Staate wahrscheinlich nützlicher sein würden, durften sich durch einen Ersatzmann vertreten lassen. *Wehrgesetz.*

## Der Wiederausbruch des Koalitionskrieges.

Bald aber entriß sich Bonaparte wieder dieser friedlichen und segensreichen Thätigkeit. Wohl war es ein großes Wagnis, daß er von neuem das Schwert zog: alles, was er an Macht und Herrscherstellung in Frankreich gewonnen hatte, setzte er auf das Spiel. Aber doch blieb ihm in Wahrheit keine Wahl. Er kannte die Franzosen zu gut, um nicht zu wissen, daß, so groß auch jetzt das allgemeine Verlangen nach Frieden war, sie doch auf die Dauer seine Herrschaft nicht ertragen würden, wenn er aufhöre, sie zu blenden, ihnen zu imponieren. Einen Frieden, welcher Frankreich die Rheingrenze und Belgien gab, hätte er wohl erreichen können, aber dieser Gewinn erschien jetzt nicht mehr genügend. Sollte er Italien, den ersten Schauplatz seiner Siege, sollte er Malta und Ägypten den Feinden überlassen? Das würde für ihn bedeutet haben, nach wenigen Jahren wieder von der gewonnenen Höhe herabzusteigen. Nein, einen Frieden mußte er heimbringen, welcher Frankreich weit über jede bisher erreichte Größe hinaushob, welcher Europa ihm zu Füßen legte, wenn er seiner Herrschaft Festigkeit und Dauer geben wollte. Und um diesen Preis war er entschlossen alles zu wagen. So boten ihm die Antworten, welche er auf seine Friedensanträge von England und Österreich erhielt, eine erwünschte Handhabe, den Krieg wieder aufzunehmen: in den Augen der Franzosen war er gerechtfertigt, die fremden Mächte erschienen als die unversöhnlich Streitbegierigen! *Notwendigkeit des Kriegs für Bonaparte.*

So scheinbar in den Krieg wieder hineingedrängt, war Bonaparte doch aufs beste für denselben gerüstet. Zwar die Folgen der Mißwirtschaft des Direktoriums traten allerorten zu Tage; man hatte Geschütze ohne Bespannung, Patronen ohne Kugeln, Pferde ohne Sättel; hier fehlte es an Monturen und Schuhen, dort an Proviant und Arzneien; seit acht Monaten hatten die Soldaten keinen Sold erhalten. Aber der Erste Konsul verstand es, seinen brennenden Eifer seinen Untergebenen mitzuteilen. Carnot, dem die Rückkehr aus der Verbannung gestattet worden war, wurde zum Kriegsminister an Berthiers Stelle ernannt und bewährte sein glänzendes Organisationstalent *Neue Rüstungen.*

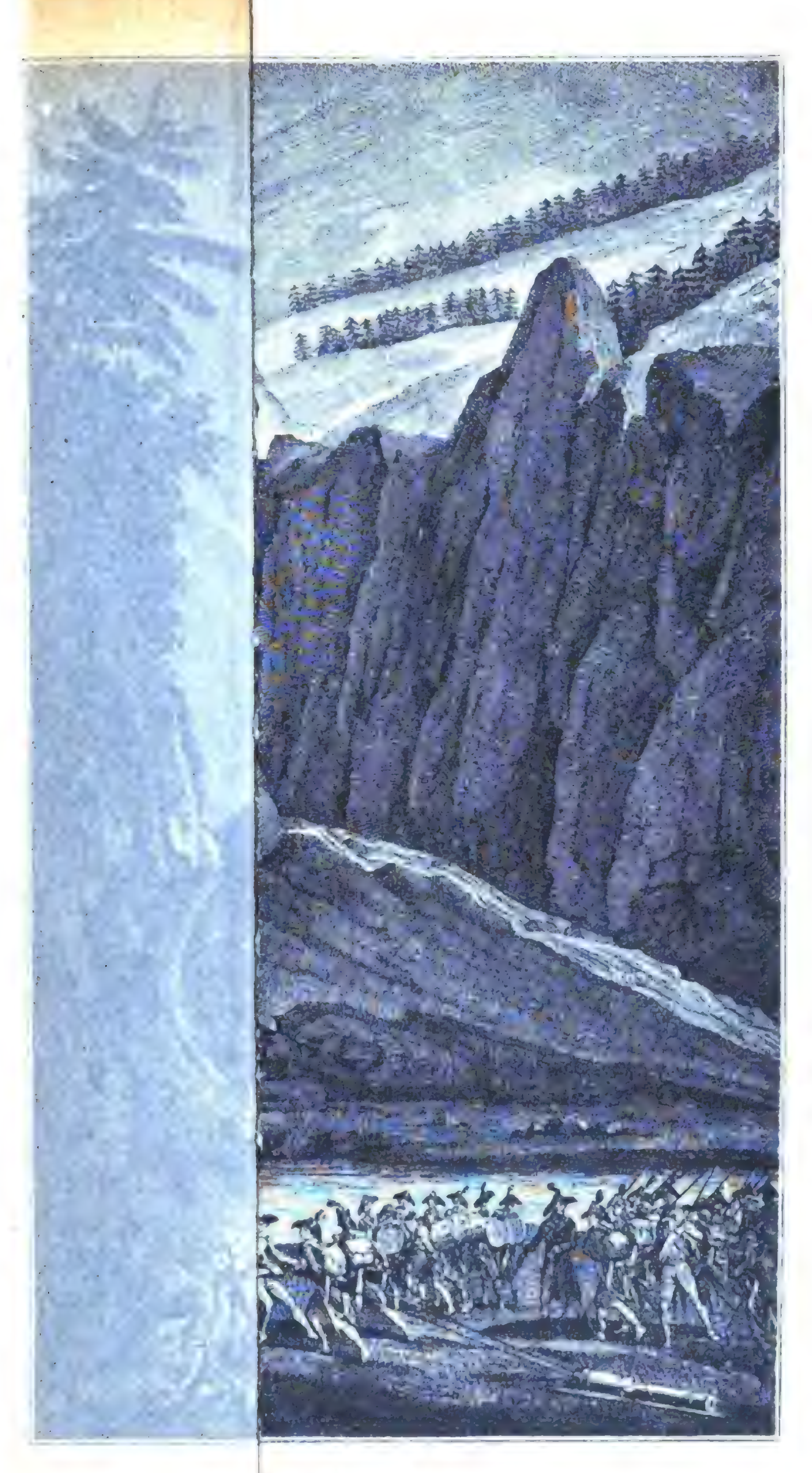
mit gewohnter Energie. Neue Rekruten wurden ausgehoben und in Dijon von invaliden Offizieren einexerziert; die durch die Unterwerfung der Royalisten in der Normandie und Bretagne größtenteils verfügbar gewordene Armee an die Ostgrenze Frankreichs dirigiert, der Armee in der Schweiz und Deutschland, die unter Moreaus Oberbefehl gestellt war, wurden Verstärkungen zugesandt, ebenso wie Masséna, dem das Kommando der französischen Truppen an der ligurischen Küste übertragen war. Den Oberbefehl über die Reservearmee in Dijon erhielt Berthier; nach der Verfassung durfte der Erste Konsul kein militärisches Kommando führen, aber Bonaparte begleitete Berthier und führte damit in Wahrheit doch die Truppen an.

Österreich. Erzherzog Karl.

Ein Umstand von besonderer Gunst war dabei für Bonaparte, daß in Italien an Suworows Stelle Melas, in Deutschland an die Stelle des Erzherzogs Karl Kray getreten war. Erzherzog Karl, der dritte Bruder des Kaisers Franz, geboren am 5. September 1771, war ein Mann, der trotz des trocken scheinenden, kühlen, äußeren Benehmens eine innerlich von seinem kaiserlichen Bruder völlig verschiedene Natur war. Während dieser allen Neuerungen abhold war, erkannte er schon frühzeitig die Schäden der österreichischen Armee, ohne jedoch gleich so eingreifen zu können, wie es im Jahre 1809 in der schweren Zeit der Not ihm endlich verstattet wurde. Er fand am Tagliamento 1797 eine Armee vor, deren Zerrüttung er nur mit dem Bilde der desorganisierten römischen Legionen im Agricola des Tacitus vergleichbar fand. Und doch hatte er mit solchen Truppen es verstanden, im Jahre vorher Jourdan zu schlagen und Moreau zurückzudrängen, und der Feldzug von 1799 fügte die Lorbeeren von Ostrach und Stöckach hinzu. Immerhin konnten ihn diese Erfolge über die Leistungsfähigkeit der Armee einem Feinde wie Napoleon selbst gegenüber nicht täuschen; es erklärt sich daraus eine vielleicht doch auch durch die ihm gewordene Überlieferung geheiligte, fast ängstliche Sorgfalt, mit der Erzherzog Karl auch viel später noch an dem Besitze der sogenannten „strategischen Punkte“ festhielt, die den Feldherrn zu einem allzu gewissenhaften Sklaven des Geländes machen. Auf jeden Fall war der junge österreichische Erzherzog der einzige, den man Napoleon würdig gegenüberstellen konnte. Aber die schwere Gemütsbewegung, in der er sich seit dem Abmarsche aus der Schweiz befunden hatte, sowie die Strapazen des Feldzugs bewirkten das Wiederauftreten seiner alten epileptischen Leiden, so daß er, gleich sehr durch Körperschwäche wie durch Seelenschmerz getrieben, im Dezember 1799 den Oberbefehl niederlegte. Anderseits war auch der Bruch zwischen Rußland und Österreich unheilbar geworden.

Bruch Österreichs mit Rußland.

General Monnier, der Verteidiger Anconas, hatte die Citadelle dem russischen Admiral Woinowitsch übergeben, welcher sie mit russischen Seesoldaten besetzte und die russische Fahne aufziehen ließ. Allein der österreichische General Frölich, entrüstet darüber, daß ihm die Russen zuvorgekommen, wies den Grafen Woinowitsch aus Ancona hinaus und entfernte zugleich die russische Fahne. Dieser Schimpf zerriß bei Kaiser Paul den letzten Faden der Geduld: er brach alle diplomatischen Beziehungen mit Österreich helllodernden Zornes auf der Stelle ab. Allein standen somit die Österreicher in Schwaben wie in Italien dem heraufziehenden Schlachtenwetter gegenüber: aber Thugut wiegte sich in siegessicherer Hoffnung; er hielt die Heere Österreichs auch ohne die lästige Bundesgenossenschaft Rußlands dem französischen Gegner für mehr als gewachsen, zumal es ihm gelungen war, mit Bayern, Württemberg und Mainz günstige Subsidienverträge zustande zu bringen. Standen doch unter den Befehlen des Feldzeugmeisters Kray über 100000 Mann im Felde, 24000 davon in Graubünden und Tirol, 80000 am Oberrhein von Schaffhausen bis gegen Heidelberg, während die Armee unter Melas in Italien von nicht geringerer Stärke war.



i 1800.

Digitized by Google

Melas eröffnete den Feldzug, und zwar vier volle Wochen früher als Bonaparte gemeint hatte, nämlich schon am 4. April. Nachdem er die Hauptplätze Oberitaliens und die Ausgänge der wichtigsten Alpenpässe besetzt hatte, wandte er sich gegen Masséna. Es gelang ihm, die weitgedehnte Verteidigungslinie desselben zu durchbrechen und Masséna in Genua einzuschließen, während die abgetrennte Hälfte der französischen Armee unter Suchet gezwungen wurde, sich westwärts über den Var zurückzuziehen. Somit mußte auch Bonaparte seinen Abmarsch aus Frankreich beschleunigen. Melas' Erfolge über Masséna.

Der Plan des Ersten Konsuls war gewesen, erst dann mit der Reservearmee gegen die Österreicher vorzurücken, wenn Moreau die Armee Krays ganz von der Schweiz würde abgedrängt haben, um dadurch nicht bloß Melas von aller Unterstützung aus Österreich abzuschneiden, sondern um auch selbst dann ein Korps von 25000 Mann über den St. Gotthard Masséna zusenden zu können. Allein dessen Lage in Genua war, trotzdem er durch stete Ausfälle die Österreicher fortwährend in Atem erhielt, doch aus Mangel an Lebensmitteln so bedroht, daß ihm ohne weiteres Hilfe gebracht werden mußte. Denn nur bis Ende Mai, berichtete der tapfere General am 22. April, würde er sich in dem gänzlich abgeschnittenen Genua halten können. Es blieb daher dem Ersten Konsul nichts andres übrig, als sofort nach Italien aufzubrechen, sobald nur die Nachricht eingetroffen war, daß Moreau am 25. April den Rhein überschritten und seine Operationen glücklich begonnen habe.

In aller Stille wurden die Korps der Reservearmee aus dem Lager von Dijon, Lyon und Châlons an der Marne gegen die Alpen vorgeschoben. Am 6. Mai 1800 begab sich Bonaparte selbst zur Armee. In Genf am 9. Mai angekommen, suchte er Necker auf, den alten Finanzminister Ludwigs XVI., ohne jedoch in ein näheres Verhältnis zu ihm zu treten. Dann ging der Marsch am nördlichen Ufer des Genfer Sees entlang über Lausanne nach Martigny am Fuße des Großen St. Bernhard. Denn über diesen sollte, da der St. Gotthard noch nicht vor den Österreichern gesichert war, das Hauptheer in Italien eindringen, während zugleich einzelne Korps über den Simplon, den Kleinen St. Bernhard und den Mont Cenis vordringen sollten. Bonaparte beschließt den Marsch nach Italien.

Es war ein ungeheueres Wagnis, eine Armee mit Geschütz und Troß über den Saumpfad des höchsten Passes der Westalpen hinüberzuführen, dennoch nicht geeignet, den Eindruck von Suworows Marsch über den St. Gotthard zu überbieten. Zwar waren die Terrainschwierigkeiten kaum weniger groß als dort, aber auf dem St. Bernhard stand kein Feind, um Schritt für Schritt das Vordringen zu wehren. Erst jenseits sperrte den Hinabstieg durch das obere Thal der Dora Baltea das kleine Fort Bard mit einer Besatzung von 800 Österreichern. So wurde denn unter der Gunst des schönsten Wetters der Marsch angetreten, auf schmalen Fußsteigen hinauf zu der schneebedeckten Höhe. Lannes machte am 14. Mai den Anfang, mit den letzten Divisionen folgte drei Tage später Bonaparte. Zug über den Großen St. Bernhard.

Marmonts Werk war die Art des Übergangs. Die Wagen wurden auseinander genommen und die einzelnen Teile mit dem Gepäck auf Schleifen gebracht oder getragen. Das schwere Geschütz wurde in ausgehöhlte Baumstämme gelegt und von den Soldaten kompanieweise emporgezogen und geschoben, die kleineren Feldstücke wurden auf starke Maultiere geladen; die Pferde mußten fast stets am Zügel geführt werden. Es war ein unabsehbarer Zug, der sich in den Krümmungen des Pfades bald aufwärts bald abwärts um die jähen Felsen herum langsam zur Höhe emporwand, belebt von frohem, lautem Getümmel. Allenthalben sah man den Ersten Konsul auf seinem Maultier, wie er bald den Soldaten ein aufmunterndes Wort zurief, bald sich mit ihnen auf gut soldatisch — in dieser Kunst war er Meister — unterhielt. Über Schneefelder ging es zum letzten steilen Anstieg empor. Bonaparte rief den Soldaten zu, sie sollten sich vorher erst eine Weile ausruhen. „Sehen Sie nur zu, wie Sie hinaufkommen“, antworteten ihm die Grenadiere, „lassen Sie uns nur machen.“ Sie ließen die Trommeln rühren, unter rasselnden Wirbeln klimmten sie den Abhang empor und gewannen mit lautem Hurra die Höhe.

190. Die französische Armee erzwingt den Marsch durch das Thal von Aosta (21. Mai 1800).
Nach dem Gemälde von Bargetti gestochen von Skelton. (Gal. de Versailles.)

Digitized by Google

Vor dem Hospiz standen Tische mit Wein, Brot und Käse. Auf Kanonen und Gepäckstücken, zwischen Schneehaufen gelagert, genossen die Grenadiere das frugale Mahl, während die ehrwürdigen Väter des Hospizes mit Freundlichkeit durch die Gruppen wandelten. Bonaparte unterhielt sich mit den Mönchen: er gab ihnen die trostreiche Zusicherung, daß er der christlichen Religion ihr Ansehen wieder verschaffen und den päpstlichen Stuhl aufs neue befestigen wolle.

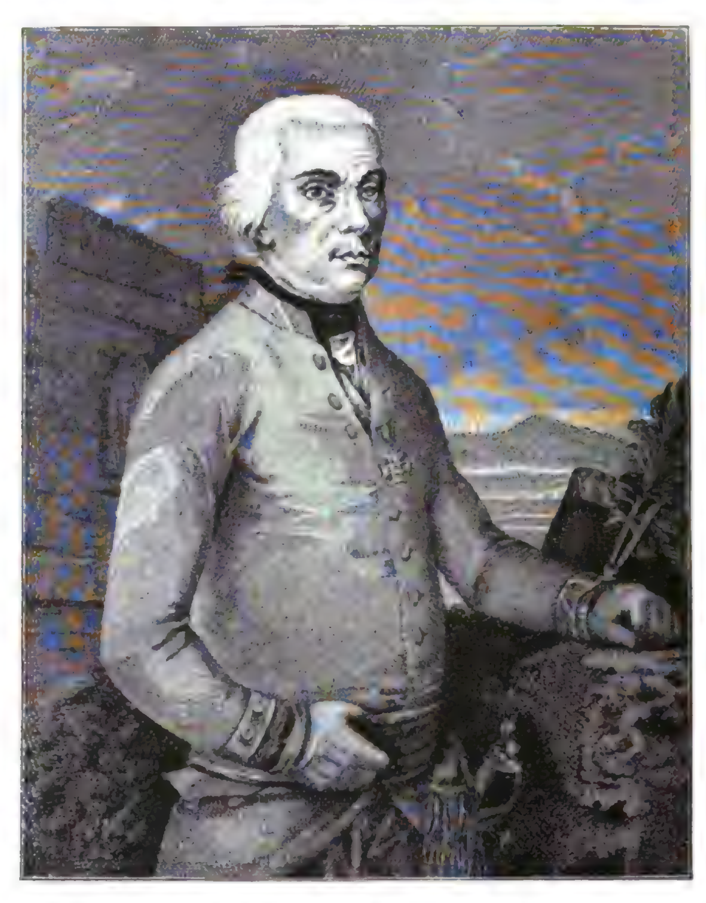
Eine Stunde dauerte die Rast, dann ging es an der steileren italienischen Seite hinab. Jetzt häuften sich Beschwerde und Gefahr. Der Schnee, in der milderen Sonne weich geworden, gab dem Tritte nach, und nicht selten stürzten Menschen oder Pferde in den Abgrund. Ungeduldig ließen viele Offiziere über die steilen Schneewehen sich hinabgleiten; selbst der Erste Konsul versuchte die schnellere Bahn. Endlich nach fünf Tagen war das ganze Heer mit Artillerie und Gepäck über den Paßpfad hinüber, aus den Eisfeldern durch das Val du St. Bernard in das grüne Thal der Dora Baltea versetzt. Aber zur Rast war keine Zeit; denn die Lebensmittel waren erschöpft und die armen Alpenthäler boten keinen Ersatz.

Lannes, immer noch Führer der Vorhut, drang ungehindert bis Chatillon vor, wo sich an der Winkelung des Thales der Dora Baltea und des Val Tornanche am linken Ufer der ersteren 1500 Kroaten in gedeckter, sehr günstiger Stellung ihm am 19. Mai entgegensetzten. Durch einen geschickt geleiteten Flanken- und zugleich durch einen Frontangriff zwang sie Lannes zur Flucht, machte 300 Gefangene, nahm drei Kanonen und verfolgte die Fliehenden bis zu der 22 km unterhalb Châtillon liegenden Felsenfeste Bard. Der österreichische Kommandant weigerte sich, sie zu übergeben: Lannes konnte nicht weiter. Ein Versuch, von einer höher ansteigenden Bergspitze aus mit einigen hinaufgetragenen leichten Feldgeschützen sie zur Ergebung zu zwingen, mißlang. In dieser Not langte Bonaparte an: er befahl den Sturm. Tollkühn ging eine Abteilung Grenadiere gegen das Felsennest vor; die wenigsten kamen zurück. Bonaparte gab daher den aussichtslosen Angriff auf und ließ sein Heer zur Linken der Straße auf einem Hirtenpfade den Berg Albaredo emporklimmen, die Festung zu umgehen. Alle Pferde wurden, am Zügel geführt, mitgenommen, auch die Bespannung der Geschütze. Die Kanonen aber den Berg emporzubringen, war ganz unmöglich. List mußte helfen. Die Heerstraße vor der Festung wurde bei Eintritt der Dunkelheit mit Stroh und Mist belegt, die Räder und die Kanonenrohre mit Werg umwickelt, um ihr Rasseln in den Lafetten zu verhindern. Dann spannten sich beherzt die Kanoniere selbst vor ihre Geschütze und zogen sie im Dunkel der Nacht lautlos unter den Kanonen der Festung vorbei. Zu seiner größten Bestürzung hatte der Kommandant am Tage die endlose Reihe der französischen Soldaten über den Albaredo von dannen ziehen sehen; jetzt mißtrauisch, ließ er von Zeit zu Zeit Leuchtkugeln über die Heerstraße aufwerfen und entdeckte alsbald den stillen Zug der französischen Kanoniere. Sofort ließ er hineinfeuern in die lange Reihe: mancher Kanonier stürzte schwer getroffen vor seinem Geschütz zu Boden, aber sofort traten andre an seine Stelle; keine Stockung entstand, heldenmütig hielten die Artilleristen, ohne zu antworten, das feindliche Feuer aus und brachten bis zum Morgen ihre Geschütze sämtlich an der Festung vorbei. *Die Feste Bard.*

Ivrea am Ausgange des Thales wurde am 24. Mai mit stürmender Hand von Lannes genommen: die Ebene von Piemont lag offen vor den Wackeren. Dennoch wandte sich jetzt Bonaparte nicht sofort zum Entsatze Genuas; vielmehr zog er die Korps, welche über die andern Alpenpässe herüberkamen, auch das von Moreau geschickte, welches zwar nicht 25000, aber doch 15000 Mann stark war, an sich und befreite zunächst Piemont und die Lombardei von der österreichischen Herrschaft. Am 2. Juni hielt er in Mailand pomphaften Einzug und stellte die cisalpinische Republik wieder her. Schon in seinen Gesprächen mit den Mönchen des St. Bernhard hatte er die Absicht angedeutet, sich mit der Kirche zu versöhnen. Am 5. Juni versammelte er die Pfarrer der Stadt Mailand um sich und hielt ihnen eine große Rede, in der er sich ihnen als einen begeisterten Freund und Verehrer der katholischen Kirche vorstellte, ganz so wie er durch die Schreiben an den Kaiser Franz und an den König von England seine unzweifelhafte Friedensliebe dargethan hatte. Mit volltönenden Worten des Philosophen und Politikers bewies er die Unerläßlichkeit der Religion und sprach schließlich die Hoffnung aus, daß er sich mit dem vor kurzem, am 18. März 1800 zu Venedig neugewählten Haupte der Kirche Pius VII. (Kardinal Chiaramonti) ins beste Einvernehmen setzen werde. *Bonaparte in Mailand.*

Dann erst schickte er sich an, bei Piacenza mit 36000 Mann den Po zu überschreiten, um geradeswegs von hier gegen Melas loszugehen. Indessen Genua war nicht im stande, die Entscheidung der Feldschlacht abzuwarten. Tagelang schon hatten *Übergabe von Genua.*

die Verteidiger keine andre Nahrung erhalten als ein Stück Brot, aus Kakao und Stärkemehl gemischt, längst hatte die Mehrzahl der Einwohner nichts als Wurzeln und Kräuter zum Essen; Hunderte starben täglich vor Hunger und Entkräftung: da übergab Masséna am 4. Juni den Österreichern die Stadt und führte sein auf die Hälfte zusammengeschmolzenes Heer, das schwankenden Schatten mehr als Soldaten glich, nach Frankreich zurück. Das war für Bonaparte ein empfindlicher Schlag; denn dadurch wurde jetzt gegen ihn das ganze Belagerungskorps des Generals Ott frei.



191. Michael (Friedrich Benedikt) Freiherr von Melas, k. k. Feldmarschalleutnant.
Nach dem Originale von Kininger gestochen von A. Regona.

Treffen von Montebello.

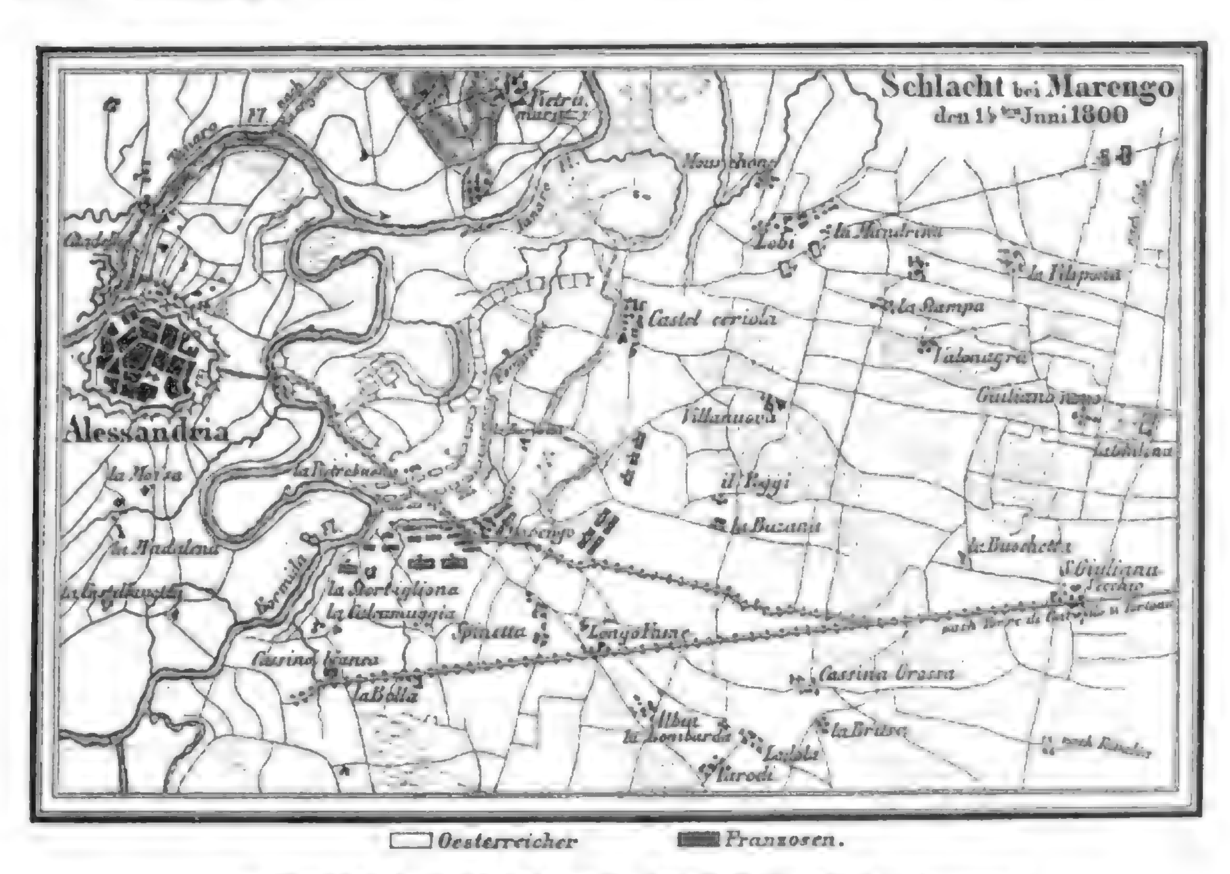
Sofort berief diesen auch Melas, der Oberfeldherr, zu sich zugleich mit Elsnitz, der solange Suchet im Schach zu halten gehabt hatte. Allein auf dem Marsche nach Alessandria, wohin Melas seine zerstreuten Truppen zu sammeln suchte, stieß Ott auf den Vortrab Bonapartes unter Lannes und Victor, die ihm am 9. Juni bei Montebello eine so schwere Niederlage beibrachten, daß er nur noch 10000 Mann Melas zuzuführen im stande war.

Marsch auf Alessandria.

Am 12. Juni hatte Bonaparte sein ganzes Heer über den Po geführt und rückte nun auf Tortona an dem Flüßchen Scrivia vor. Von hier aus erstreckt sich 5 km weit eine flache Ebene bis zu dem Flusse Bormida, an dessen westlichem Ufer Alessandria liegt. Die Straße dorthin führt von Tortona aus durch Getreidefelder und

Digitized by Google

Weinpflanzungen vorbei an dem Dorfe St. Giuliano und $7^1/_2$ km weiter an dem Flecken Marengo, von wo man in einer halben Stunde die Bormida erreicht. Bonaparte wußte, daß Melas bei Alessandria stand; nach den am 13. Juni angestellten Rekognoszierungen kam er zu der Überzeugung, daß Melas die Absicht habe, einer Schlacht auszuweichen und sich auf der Straße von Novi ins Gebirge zurückzuziehen. Um dies zu verhindern, sandte er den eben erst aus Ägypten eingetroffenen General Desaix mit 5300 Mann in der Richtung auf Novi vor, während er Lannes und Victor mit 14000 Mann in und um Marengo und etwas hinter ihnen Murat mit 2000 Mann Reiterei aufstellte. Als Reserve endlich stand dicht an der Scrivia das Korps des Generals Monnier mit zwei Reiterregimentern und der 1200 Mann starken Konsulargarde.




192. Plan der Schlacht bei Marengo. Nach J. C. Woerls „Schlachtenatlas“.

Schlacht bei Marengo.

Indessen Melas dachte nicht an Ausweichen; er war entschlossen, das Schicksal Italiens durch einen offenen Angriff auf die Armee Bonapartes zu entscheiden. Der nächste Tag, der Tag der blutigen Schlacht bei Marengo (14. Juni) entschied denn auch — aber gegen die Österreicher.

Am 14. Juni, morgens gegen acht Uhr, überschritt Melas die Bormida und drang mit großer Übermacht sofort gegen Lannes und Victor bei Marengo vor. Sechs Stunden lang wogte der Kampf; endlich begann den Franzosen die Munition auszugehen. Durch die feindliche Überzahl von drei Seiten bedroht, traten sie unter stetem Feuern den Rückzug an. Jetzt erst sandte Bonaparte den Bedrängten die Reserve zu Hilfe und ließ Desaix zur eiligen Umkehr auffordern. Der Kampf kam wieder zum Stehen: allein nicht lange, so trieb Ott die Division Monnier in aufgelöster Flucht zurück. Selbst die Konsulargarde, bei der sich der Erste Konsul selber befand, mußte weichen. Die Schlacht war verloren: auf der ganzen Angriffslinie gingen die Österreicher vor. Melas, durch eine leichte Wunde und die Anstrengung des Tages erschöpft — zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen worden — übertrug die Verfolgung der französischen Armee dem General Zach und ritt siegesfroh nach Alessandria zurück.

Bonaparte war in Verzweiflung: er dachte daran, sich persönlich auf den Feind zu werfen, um doch noch zu siegen oder zu sterben. In diesem Augenblicke kam ein Offizier auf ihn

zugaloppiert mit der Meldung, daß die Division Desaix, da auf der Straße nach Novi kein Feind sich zeige, nach St. Giuliano zurückgekehrt wäre. Bonaparte trieb sein Pferd zum schnellsten Laufe nach dem Dorfe: sofort besprach er mit dem alten Waffengefährten die Wiederaufnahme der Schlacht, die nach der Meinung des anlangenden Generals nur noch durch einen Artilleriekampf zu retten sei. Von neuem donnerten die französischen Kanonen, dann ging Desaix mit seinen ganz frischen Truppen gegen die unter General Zach die Verfolgung beginnenden 8000 österreichischen Grenadiere vor. Hierdurch ermutigt nahmen auch die andern Korps den Kampf wieder auf. Eine Flintenkugel warf den voransprengenden Desaix vom Pferde. Voll Ingrimm über den Verlust ihres Führers stürzten sich seine Bataillone mit dem Bajonett auf die Gegner: ein wildes Handgemenge entsteht. Da sprengt, den rechten Augenblick ersehend, der junge General Kellermann, der Sohn des Siegers von Valmy, mit drei Schwadronen Dragoner, alles vor sich niederreitend, den bestürzten Österreichern in die Flanke. Ein jäher Schrecken ergreift die eben noch Siegreichen: vor der kleinen Schar der einhauenden Reiter werfen ganze Regimenter die Waffen weg und geben sich kriegsgefangen oder laufen in wirrem Getümmel von dannen. Das bringt auch die andern Regimenter ins Wanken, und als der Abend herabbricht, drängt die ganze österreichische Armee in voller Auflösung sich über die Bormida unter die Wälle Alessandrias zurück. Schonungslos reiten die Reiter das eigne Fußvolk nieder, um vor diesem die Brücken zu gewinnen, während unablässig die siegreichen Franzosen nachdrängen, um die besinnungslose Verwirrung zu vollenden.

Die Niederlage der Österreicher war so vollständig, wie sie nur sein konnte. Mit jugendlicher Ruhmredigkeit prahlte Kellermann, an diesem Tage die Krone auf das Haupt des Ersten Konsuls gesetzt zu haben. Er überschätzte nicht die Bedeutung des Sieges, wohl aber die Bedeutung dessen, was er dazu gethan. Der Held des Tages war Desaix: aber der war tot; mit einer Klage darüber, daß er „nicht genug gethan, um im Andenken der Nachwelt fortzuleben“, hatte er auf dem Schlachtfelde seine tapfere Seele ausgehaucht. Sein Adjutant Savary suchte ihn am Abend aus den Haufen der Gefallenen hervor, wickelte ihn in einen Husarenmantel und brachte ihn ins Hauptquartier zu Torre di Garofalo. Bonaparte sah den alten Kampfgenossen in tiefer Bewegung wieder. „Der Tag wäre schön“, sagte er, „wenn ich heute abend Desaix auf dem Schlachtfelde hätte umarmen können! Ich hätte ihn zum Fürsten gemacht, wenn ich's gekonnt.“

Waffenstillstand in Italien. Gesandtschaft an den Papst.

Am folgenden Tage erschien der Fürst Liechtenstein im französischen Hauptquartier, um im Auftrage von Melas Bonaparte einen Waffenstillstand anzubieten. Der Erste Konsul ging darauf ein: die Trümmer der österreichischen Armee zogen sich hinter den Mincio zurück; ganz Italien bis an den Mincio und unteren Po war den Franzosen überlassen: nur Toscana und Ancona blieben den Österreichern von ihren Eroberungen des Jahres 1797. Als Sieger und Herr kehrte Bonaparte nach Mailand zurück. Den kühnsten Flug der Gedanken hatten seine Thaten überboten. Mit überschwenglichen Huldigungen empfing ihn die Bevölkerung. Die Geistlichkeit veranstaltete im Dome ein feierliches Tedeum „für die glückliche Befreiung Italiens von den Ketzern und Ungläubigen.“ Entsprechend seinen am 5. Juni gemachten Verheißungen entsandte Bonaparte von hier einen vertrauten Prälaten an Papst Pius VII. mit der Ankündigung, daß er nicht gesonnen sei, die römische Republik wiederherzustellen, vielmehr in Frankreich die Aussöhnung zwischen Staat und Kirche zu bewirken. Denn das war ihm klar, daß die Bundesgenossenschaft des Klerus in Italien und Frankreich, wenn er sie gewinnen könne, der festeste Grundpfeiler seiner Herrschaft sein würde.

Raubsystem Bonapartes.

Inzwischen wurde die cisalpinische Republik neu organisiert und ihr eine Verfassung gegeben, welche sie mit der Konsularverfassung Frankreichs in Übereinstimmung brachte. Freilich kam die neue Freiheit den Italienern wiederum teuer zu stehen: die cisalpinische Republik mußte monatlich 2 Mill. Frank, Piemont $1\frac{1}{2}$ Mill. Frank zahlen; Domänen und Klostergüter wurden eingezogen, die französischen Soldaten auf Kosten des Landes verpflegt. Moreau in Deutschland erfuhr sogar strengen Tadel von seiten des Ersten Konsuls, daß er von den besetzten deutschen Ländern nicht mehr als 40 Millionen Frank außer der vollständigen Ernährung und Bekleidung seiner Truppen und der Lieferung von einigen tausend Pferden eingetrieben hätte. Da verstand es Masséna ganz anders, als Bonaparte bei seiner Abreise den Oberbefehl in Italien ihm übertrug.

198. Die Schlacht bei Marengo am 14. Juni 1800. Nach dem gleichzeitigen Originale von Martinet gestochen von A. Blanchard.

Digitized by Google

Friedensverhandlungen mit Österreich.

In aller Stille kehrte Bonaparte nach diesen Anordnungen nach Frankreich zurück; in der Nacht des 2. Juli traf er wieder in Paris ein und wartete nun den Erfolg des neuen Friedensanerbietens ab, das er zugleich mit dem Waffenstillstandsvertrage von Alessandria an Kaiser Franz gesendet hatte. Gleichzeitig ließ er auf die geschickteste Weise durch Talleyrand mit Rußland anknüpfen.

Jetzt wäre Bonaparte der Abschluß des Friedens mit Österreich gewiß erwünscht gewesen. Denn durch den wunderbaren Erfolg von Marengo war seine Lage eine solche geworden, wie er ein halbes Jahr zuvor sie gewünscht hatte. Und wirklich schien Österreich jetzt nicht mehr im stande, den Frieden abzulehnen. Denn kaum minder verzweifelt als auf dem italienischen Kriegsschauplatz war seine Lage auf dem deutschen.

Kray in Ulm.

Bei Breisach war Moreau über den Rhein gegangen. Gleich in den ersten Tagen des Mai schlug er in einer Reihe blutiger Gefechte bei Stöckach, Engen und Möskirch die Österreicher zurück, bemächtigte sich der dortigen Magazine und zwang Kray sich in die Verschanzungen von Ulm zurückzuziehen. Da stellte es sich denn klar heraus, daß Kray, gewiß ein tapferer General, dem Oberbefehle über eine große Armee nicht gewachsen war. Er verstand es weder, das durch diese Mißerfolge erschütterte Vertrauen seiner Truppen wieder zu gewinnen, noch auch nur bei den Soldaten und Offizieren sich das nötige Ansehen zu verschaffen; jede Eigenwilligkeit sah er seinen Generalen nach und stimmte ohne Einsicht in die Erfordernisse einer Heeresleitung im Kriegsrate in der Regel demjenigen zu, der gerade zuletzt gesprochen hatte. Darüber ging alle Einheitlichkeit der Operationen verloren, und der Soldaten bemächtigte sich Schlaffheit und Unlust.

Gefechte an der Donau.

Vergeblich versuchte Moreau den Gegner aus der gesicherten Stellung bei Ulm hervorzulocken. Sobald ihm jedoch die Nachricht von Bonapartes Siege zuging, der es ihm erlaubte, sich nunmehr weiter von der Schweiz zu entfernen, ging er getrost um Ulm herum und begann weiter stromabwärts bei Blenheim die Donau zu überschreiten. Ein Korps nach dem andern sandte Kray, um den Übergang zu verhindern, gegen Moreau; aber einzeln wie sie kamen, schlug dieser sie einzeln zurück und ging auf das linke Donauufer über. Dadurch sah sich Kray, in Gefahr, von der Verbindung mit den Erblanden ganz abgeschnitten zu werden, genötigt, eilig von Ulm zu weichen und in weitem Bogen über Nördlingen auf Neuburg zu marschieren, wo er glücklich vor den Franzosen die Donau wieder erreichte. Hier kam es aber von neuem zu heftigen Zusammenstößen mit den Feinden, durch die Kray gezwungen wurde, auf das rechte Donauufer zurückzugehen.

Latour d'Auvergne.

In diesen Gefechten bei Neuburg fand der tapfere Theophile de Latour d'Auvergne am 27. Juni, 56 Jahre alt, durch einen Lanzenstich ins Herz getroffen, seinen Tod. General zu werden hatte er beharrlich abgelehnt; höher schätzte er die Ehre, mit seinem Korps stets in der Avantgarde zu stehen. Den Feldzug in der Schweiz unter Masséna hatte er als einfacher Freiwilliger mitgemacht. Nach dem 18. Brumaire zum Mitgliede des Gesetzgebenden Körpers ernannt, wies er die Berufung zurück: er könne, meinte er, wohl Gesetze verteidigen, aber nicht machen. So trat er denn in die Rheinarmee ein; da er auch jetzt jede Beförderung verschmähte, so gab ihm der Erste Konsul den Titel „der erste Grenadier Frankreichs“ und ehrte das Andenken des gefallenen Helden, dessen Stelle im Grenadierkorps unbesetzt blieb, durch die Bestimmung, daß, wenn beim Appell der Name Latours aufgerufen wurde, ein Grenadier vorzutreten und zu antworten hatte: „Gefallen auf dem Felde der Ehre!“

Waffenstillstand in Deutschland.

Ohne Säumen drängte Moreau jetzt wieder den Österreichern auf das rechte Donauufer nach, besetzte Bayern, nahm München ein und zwang endlich Kray, mit seiner entmutigten und ermatteten Armee sich hinter den Inn zurückzuziehen. Da bat denn Kray um Waffenstillstand; Moreau gewährte ihn: am 15. Juli wurde er in Parsdorf auf unbestimmte Zeit abgeschlossen.

Bonaparte sah in dem Waffenstillstande die Einleitung zum Frieden mit Österreich, dem er jetzt mit allem Nachdrucke zustrebte. Seine Hoffnung war, die beiden verbündeten Großmächte zu trennen, indem er Österreich zum Abschlusse eines Separatfriedens brächte, um dann mit England allein abzurechnen.

Zu diesem Zwecke knüpfte er jetzt auch Verhandlungen mit den nordischen Großmächten an. Sein Adjutant Duroc ging nach Berlin, um dem Könige von Preußen ein Bündnis mit Frankreich anzutragen. Wohl fand der ritterliche General, ein Mann von angenehmen Manieren und diplomatischer Gewandtheit, bei König Friedrich Verhandlungen mit Preußen.

La Tour D'auvergne

194. Théophile Malo Corret de Latour d'Auvergne, „der erste Grenadier Frankreichs".
Lithographie von Delpech nach dem Originale von Belliard.

Wilhelm eine sehr freundliche Aufnahme, allein den Zweck seiner Sendung erreichte er nicht: Preußen beharrte allen Anerbietungen zum Trotz auf seinem Vorhaben, vollkommene Neutralität zu bewahren.

Größeren Erfolg indes hatte der Erste Konsul bei Rußland. Er übersandte dem Kaiser Paul den Degen, welchen einst Papst Leo X. dem Johannitergroßmeister Lisle Adam geschenkt hatte, und bot ihm außerdem die Abtretung der Insel Malta an. Es war gerade kein besonderes Opfer, das Bonaparte brachte; denn zur Zeit wurde Malta ohne Aussicht auf Rettung von den Engländern belagert, und es wäre vor allen Dingen das Wie? einer Besetzung durch die Russen erwägenswert gewesen. Im selben Schreiben aber gab er ein andres Zeugnis seiner vornehmen Freigebigkeit. Verhandlungen mit Rußland.

Er hatte einige Tausende russischer Gefangener, die in Holland, in der Schweiz, in Italien den Franzosen in die Hände gefallen waren, neu kleiden und bewaffnen lassen und stellte sie nun dem Zaren zur Verfügung. Der Zar war hingerissen von Entzücken und Bewunderung. Er schickte sofort den General Sprengporten mit einem Schreiben an Bonaparte, in dem er seiner Abneigung gegen England den unzweideutigsten Ausdruck gab und Bonaparte ein Bündnis antrug, „um den Ungerechtigkeiten dieser Regierung ein Ziel zu setzen." Ein Kriegszug gegen Indien vom Kaukasus aus schwebte ihm vor der Seele.

Die Sendung des Grafen St. Julien.

Indessen auch England suchte seine Stellung zu stärken. Es bewilligte Österreich unter der Form einer Anleihe eine Subsidienzahlung von $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling (50 Millionen Mark) unter der Bedingung, daß Kaiser Franz bis Ende Februar keinen Sonderfrieden mit Frankreich schlösse. Auch hatte England im Laufe der Monate März und April Subsidienverträge mit Bayern, Kurmainz und Württemberg abgeschlossen. Daher fanden die Friedensanerbietungen Bonapartes in Wien taube Ohren, so bedroht auch die Kriegslage Österreichs war. Derselbe Graf St. Julien, der, wegen Auswechselung der Gefangenen ins französische Hauptquartier geschickt, von dort Bonapartes Erbieten überbracht hatte, wurde an ihn zurückgesandt, jedoch nicht etwa mit ablehnender Antwort — denn Thugut wollte durch langsame Verhandlungen Zeit zu neuen Rüstungen gewinnen — sondern nur mit einem am 5. Juli von Kaiser Franz unterzeichneten Antwortschreiben und dem Auftrage, die Anträge des Ersten Konsuls genauer zu vernehmen und nach Wien zurückzubringen. Zu irgend welchen Unterhandlungen war er in keinerlei Weise ermächtigt. St. Julien suchte den Ersten Konsul zunächst in Mailand, von wo dieser schon abgereist war, und traf dann am 20. Juli in Paris ein. Sofort aber bemächtigte sich Talleyrand seiner und redete dem in diplomatischen Geschäften gänzlich Unerfahrenen, fort und fort zum Frieden drängend, ein, daß er durchaus zur Unterhandlung von Friedenspräliminarien bevollmächtigt sei. In sechs raschen Sitzungen wurde mit St. Julien ein Präliminarvertrag entworfen, der Österreich viel weniger als der Frieden von Campo Formio gewährte und es auf irgend welche, später auszumittelnde Entschädigungen in Italien anwies. Hinzugefügt war, daß, wenn dieser Vertrag bis zum 15. August mit des Kaisers Franz Unterschrift nicht wieder in Paris wäre, der Krieg von neuem losbrechen sollte. Am 28. Juli unterzeichnete St. Julien, am 5. August überraschte er Thugut mit den Erfolgen seiner Sendung.

Der Friedenskongreß zu Lunéville.

Kaiser Franz war entrüstet über dies Spiel: den unglücklichen Grafen schickte er ohne weiteres auf die Festung und verwarf den Vertrag durchaus. Um jedoch den Ausbruch des Krieges noch länger hinzuhalten, machte er im Einverständnisse mit England dem Ersten Konsul durch Sendung des Grafen Lehrbach vom 11. August den Vorschlag, durch einen Kongreß der drei kriegführenden Mächte, etwa in Lunéville oder sonstwo auf französischem Boden, den allgemeinen Frieden herbeizuführen. Darauf ging Bonaparte vorläufig ein, obwohl er durch Talleyrand sein Befremden über den Mißerfolg der Sendung St. Juliens aussprechen ließ. Die Verhandlungen zu Lunéville begannen, hatten aber zunächst kein Ergebnis. Joseph Bonaparte verlangte im Namen seines Bruders von England ebenfalls den Abschluß eines Waffenstillstandes zur See, was dies ablehnte, und darüber zogen sich die Verhandlungen hin.

Waffenstillstand zu Hohenlinden.

Mit einem Male drohte Moreau, obgleich Bonaparte den Waffenstillstand bis zum 25. November verlängert hatte, mit Wiederaufnahme der Feindseligkeiten am 20. September, und wollte Österreich nur gegen die Auslieferung der Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt die Verlängerung bewilligen. Kaiser Franz, der Kriegstüchtigkeit seines Heeres mißtrauend, ging zu Hohenlinden am 20. September darauf ein.

Voller Verdruß darüber nahm Thugut am 25. September seine Entlassung: Graf Ludwig Cobenzl sollte an seine Stelle treten, während thatsächlich Thugut noch die Leitung behielt, dem Namen nach aber Colloredo das Portefeuille des Äußern übernahm; Cobenzl hielt es für seine Pflicht — und er war auch die geeignetste Persönlichkeit dazu — seinen Staat als Gesandter in Lunéville zu vertreten. Seine Meinung war für den Fall, daß Österreich sehr günstige Bedingungen von Frankreich bewilligt erhielt, den Frieden auch ohne England abzuschließen. Als Cobenzl in Lunéville eintraf, wurde ihm der dringende Wunsch des Ersten Konsuls mitgeteilt, ihn in Paris zu sehen. Ohne Verzug machte er sich dorthin auf. Gleich am Abend seiner Ankunft hatte er eine Unterredung mit Bonaparte, die bis morgens um vier Uhr dauerte, aber doch zu keiner Verständigung führte. Auch an den folgenden Tagen genügten Cobenzl die Anerbietungen noch nicht, die ihm von seiten Frankreichs gemacht wurden; er blieb daher bei seiner Weigerung, ohne England nicht unterhandeln zu wollen, während Bonaparte von einer Teilnahme Englands an den Verhandlungen nichts wissen wollte. Ein heftiger Zusammenstoß konnte bei der Charakterfestigkeit Cobenzls, bei der Gereiztheit Bonapartes nicht ausbleiben. Cobenzl bei Bonaparte.

Am 2. November war Cobenzl in Malmaison, dem Lustschlosse Josephinens, zu Gaste. Nach Tische zog sich der Erste Konsul mit Cobenzl und Talleyrand in sein Arbeitszimmer zurück, um seinem Gaste nochmals klar zu machen, wie thöricht sein Eigensinn sei, nicht ohne England unterhandeln zu wollen. Als aber die Auseinandersetzung wie gewöhnlich keine Wirkung that, brach er heftig gegen Cobenzl los: „Ihr seid unzuverlässig und treulos; ihr seid nichts andres mehr als englische Trabanten; England aber will ewigen Krieg, und wenn ihr an England festhaltet, so werde ich meine Heere vorgehen lassen.“ Cobenzl entgegnete, daß sein Kaiser niemals aus Treubruch Vorteil suche; greife Frankreich an, so werde Österreich sich zu verteidigen wissen. „Nur der Krieg kann also unsern Handel schlichten“, rief Bonaparte drohenden Tones aus. „Ganz richtig“, antwortete Cobenzl, von seinem Sitze sich erhebend, „nur der Krieg! Für jetzt gehe ich nach Lunéville zurück, nachdem ich Ihrer Einladung entsprochen und Sie angehört habe.“ Damit schritt er zur Thür. „Ihr braucht Euch dort nicht aufzuhalten“, rief Bonaparte ihm nach; „ich schicke keinen Unterhändler mehr hin.“ „Sobald ich dies amtlich erfahre“, entgegnete Cobenzl ruhig, „werde ich nach Hause reisen.“ Da brauste Bonaparte in voller Leidenschaftlichkeit auf. „Jetzt hättet ihr“, rief er, einen Schritt auf Cobenzl zutretend, aus, „Venedig bis zum Chiese haben können; künftig werdet ihr es nicht einmal bis zur Etsch bekommen. Vor vier Jahren habe ich Wien verschont, weil ich es nicht zur Republik machen wollte; ein andres Mal werde ich nichts verschonen. Wollt ihr keinen Separatfrieden haben, so sollt ihr einen allgemeinen Kongreß bekommen, wo Rußland und Preußen teilnehmen, mit denen ich eben in Verbindung trete; ihr werdet dann mit euren Forderungen schlechtes Glück machen.“ „Davon befürchten wir nichts“, gab Cobenzl zur Antwort und verließ das Zimmer und Schloß ohne Abschied. Zusammenstoß zwischen Cobenzl und Bonaparte.

Am folgenden Tage erschien Talleyrand bei dem österreichischen Bevollmächtigten, um ihm doch noch einen Schritt entgegenzuthun: er bot ihm Venedig bis zum Oglio und Ferrara an. Aber gerade diese Nachgiebigkeit nahm Cobenzl als Beweis, daß er bei fortgesetzter Weigerung doch noch mehr erhalten würde, wenn ihm auch Talleyrand erklärte, daß die Ablehnung dieses Vorschlages den Wiederausbruch des Krieges zur Folge haben müßte. Denn der Erste Konsul war weder durch seinen Bruder Joseph, der zum französischen Bevollmächtigten in Lunéville bestimmt war, noch durch Talleyrand zu weiterem Entgegenkommen gegen Cobenzl zu bewegen. „Unser Sieg auf dem Schlachtfelde“, entgegnete er, „ist ganz zweifellos, und dann werden wir den Talleyrand und Cobenzl.

Frieden, wie er uns ansteht, diktieren." Moreau erhielt den Befehl, den Waffenstillstand zu kündigen und am 28. November die Feindseligkeiten wieder zu beginnen.

Verspätete Verständigung.

Indessen auch in Lunéville noch bemühte sich Joseph zu einem Abkommen mit Cobenzl zu gelangen: er ging so weit, eine Teilung von Oberitalien und den Legationen zwischen Frankreich und Österreich vorzuschlagen. Das genügte dem Österreicher, auch Kaiser Franz war damit einverstanden. So kamen denn Joseph und Cobenzl überein, auf Grundlage dieser Teilung einen Separatfrieden abzuschließen, ihn jedoch erst im März nach Ablauf des österreichisch-englischen Vertrages zu veröffentlichen. Am 2. Dezember ging dieser Geheimvertrag nach Paris zur Bestätigung an den Ersten Konsul; allein die Antwort, die von dorther erfolgte, war, wie sie nicht anders sein konnte: zu spät!

Die Bayern beginnen nach Frankreich zu neigen.

Unablässig hatte während des Waffenstillstandes Österreich seine Rüstungen fortgesetzt, Kray war in Ungnade des Oberbefehls entsetzt worden. Allein es konnten die Lücken in den Regimentern nur mit wenig geschulten Rekruten ausgefüllt werden. Den Oberbefehl hatte Kaiser Franz seinem vierten Bruder, dem sechzehnjährigen, zwar sehr begabten, aber in militärischen Dingen völlig unerfahrenen Erzherzog **Johann**, übertragen. Doch war das natürlich nur formell; denn Erzherzog Johann hatte keinen einzigen selbständigen Befehl zu geben; es mußte alles erst dem Generalstabschef vorgelegt werden. Das war leider ein Mann ohne kriegerische Lorbeeren. Der Tag von Bassano hatte in ihm seinen eigentlichen Urheber: es war der General von **Lauer**. So war auf das Heer kein sicherer Verlaß; ebensowenig aber auch auf die Bundesgenossen. Der Kurfürst von Bayern hatte bei der Meldung, daß im Hohenlindener Vertrage seine Festung Ingolstadt den Franzosen überliefert wäre, laut aufgeschluchzt, und sein Minister Montgelas dem österreichischen Gesandten ingrimmig zugeflüstert: „Das wird euch übel bekommen!" Bayern trat, so weit es möglich war, von der Aktion zurück; und auch die Kontingente der übrigen deutschen Verbündeten Österreichs wurden durch täglich zunehmende Desertion bald genug kampfunfähig.

Lauers Vormarsch.

General von Lauer verschmähte es, nachdem die Feindseligkeiten wiederbegonnen hatten, sich hinter dem breiten und reißenden Inn zu verteidigen: er überschritt den Strom und setzte sich auf der Mühldorfer Straße gegen Landshut in Marsch, um so durch Bedrohung der Flanke des Gegners diesen zu nötigen, sich westwärts zurückzuziehen. Allein auch Moreau hatte sich in Bewegung gesetzt, ostwärts auf den Inn zu, jedoch auf südlicherer Straße. Da geschah es denn, daß sein linker Flügel unter General **Grenier** bei Ampfing, 15 km von Mühldorf, am 30. November 1800 auf die österreichische Hauptmacht stieß: er mußte nach tapferem Widerstand der Übermacht weichen. Der Angriff der Österreicher war für die Franzosen eine Überraschung gewesen, weil sie kaum geglaubt hatten, daß jene ihre günstigen Stellungen so ohne Not opfern, den Inn, der eine bedeutende Verteidigungslinie gab, zu einer höchst bedenklichen Rückzugslinie machen würden. Daß sie es doch thaten, erfüllte Moreau mit tiefster Befriedigung. Bei einem gemeinsamen Abendessen am 2. Dezember stellten seine Generale schon das Siegesbulletin fest. — Der nächste Tag brachte den Franzosen den glänzenden Sieg bei **Hohenlinden**, der das österreichische Heer völlig auflöste.

Schlacht bei Hohenlinden.

Die Österreicher machten sich, um den bei Ampfing errungenen Vorteil — sie hielten ihn für einen ausschlaggebenden Sieg — auszunutzen, zu kräftiger Verfolgung auf: das Zentrum unter dem Erzherzog auf der **Mühldorfer Straße**, der rechte Flügel unter **Kienmayer**, der linke unter **Riesch** zur Seite auf Feld- und Waldwegen. Die Mühldorfer Straße tritt bei dem Dorfe Mattenbett in einen großen Tannenwald ein, welcher eine ausgedehnte Hochfläche bedeckt. Auf der Höhe derselben in einer weiten Lichtung liegt das Dorf **Hohenlinden**, zu dem die Straße von Mattenbett an in einem tiefen Einschnitt zwischen dichtem Gehölze emporführt. Hier stellte Moreau, von der Richtung des feindlichen Anmarsches unterrichtet, seine Hauptmacht auf, den Divisionen Decaen und Richepanse aber gab er den Befehl, in südlichem Bogen vorzugehen und, sobald die Österreicher in den Wald eingedrungen sein würden, sich nordwärts gegen Mattenbett zu wenden und von dort her dem Feinde in den Rücken zu fallen.

Mühsam, einem dichten Schneegestöber entgegen, drangen am 3. Dezember 1800 die Österreicher vor; ihre Regimenter füllten den ganzen Hohlweg aus. Nirgends sahen sie etwas von den Franzosen: erst als sie bei Hohenlinden aus dem Walde heraustraten, wurden sie von feindlichen Kugeln empfangen, ohne daß sie in der Enge des Defilees ihre Überzahl entwickeln konnten. Es erwies sich bald die Überlegenheit der französischen Taktik und namentlich des französischen Planes, der auf die vollständige Überflügelung der Österreicher angelegt war. Das Hauptverdienst entfiel dabei auf den General Richepanse.

General Richepanse, dem in geringer Entfernung Decaen folgte, hatte den ihm befohlenen Marsch auf grundlosen Feldwegen mit äußerster Anstrengung ausgeführt. Er stieß dabei auf den linken Flügel der Österreicher unter Riesch; kurz entschlossen und in der Erwartung, daß Decaen allein im stande sein würde, den Vormarsch Rieschs aufzuhalten, teilte er seine Streitkräfte und schickte eine Division gegen Riesch in den Kampf. Denn ihm lag daran, vor allem Mattenbett rechtzeitig zu erreichen. Allein er erreichte das Dorf zu früh. die letzte Division der Österreicher war eben im Begriff, in das Defilee einzutreten. Wiederum mit raschem Entschluß teilte Richepanse die Division, die er noch bei sich hatte, sandte die eine Hälfte dem neuen Gegner entgegen und warf sich selbst mit der andern Hälfte in den Wald auf die dicht gedrängt in dem Hohlwege dahinziehenden österreichischen Regimenter und auf die endlose Wagenreihe des Trosses und der Geschütze. Der plötzliche Angriff der 2000 Franzosen brachte die Österreicher sofort in die größte Verwirrung; ratlos stauten sie sich in dem Hohlwege, während die Franzosen, durch das dichte Gebüsch zur Seite trefflich gedeckt, Salve um Salve in die wirren Massen hineinfeuerten. In größter Hast drängte alles vorwärts und teilte die Bestürzung den weiter vorwärts marschierenden Regimentern mit. Moreau erkannte an der Unruhe der Österreicher, daß Richepanse in Mattenbett eingetroffen wäre, und ließ nun auch seine Division unter Neys ungestümer Führung zum Angriffe von vorn vorgehen. So von den Feinden in die Mitte genommen, verloren die Österreicher alle Haltung und Ordnung, in wirren Haufen klommen sie an den Abhängen des Hohlweges empor und flüchteten sich in das Gebüsch, wo gerade jedem ein Ausweg sich zeigte. Haufenweise wurden sie gefangen genommen, mit Mühe entging der junge Erzherzog selbst diesem Schicksal. Das Siegesbulletin, das am Vorabend im Scherz aufgestellt worden war, hatte 50 Kanonen und 10000 Gefangene in Aussicht genommen; in Wirklichkeit waren es nun 80 Geschütze und 15000 Mann, die den Feinden in die Hände fielen.

Was entronnen war, floh dem Inn zu und war froh, den breiten Strom zwischen sich und den Sieger zu bringen. Aber alsbald überschritt auch Moreau den Inn und trieb die flüchtigen Scharen immer weiter zurück über die Salzach, über die Traun, über die Enns: der Weg nach Wien lag offen vor ihm. Seine Generale drangen in ihn, die feindliche Hauptstadt zu erobern. „Den Frieden zu erobern ist besser“, entgegnete er ihnen und schloß mit dem Erzherzog Karl, der in dieser äußersten Not sich hatte bereit finden lassen, den Oberbefehl doch wieder zu übernehmen, den Waffenstillstand zu Steier am 25. Dezember 1800 ab, durch den sich Österreich verpflichtete, den Frieden abzuschließen, sei es mit, sei es ohne England. *Waffenstillstand von Steier.*

So schien denn mit dem Jahrhundert auch der lange erbitterte Kampf zu Ende zu gehen, und für das neuanhebende 19. Jahrhundert freundliche Friedensaussichten sich zu eröffnen. Österreich konnte um so weniger den Gedanken längeren Widerstandes hegen, als auch von Süden her die Feinde in den Kaiserstaat eindrangen. Macdonald hatte hier mit einer neugebildeten Reservearmee den eisbedeckten Splügenpaß überschritten und zog nun auf Trient, und Brune, der Nachfolger Massénas im Oberkommando, war über den Mincio gegangen und bedrohte die Etsch.

Unter diesen Eindrücken begannen am 2. Januar 1801 in Lunéville die förmlichen Friedensverhandlungen zwischen Cobenzl und Joseph Bonaparte. Um wie viel ungünstiger war jetzt die Lage Österreichs als zwei Monate zuvor! Wie viel hatte Cobenzl ohne seine Schuld durch den raschen Wechsel des Kriegsglücks verloren! Nicht einen Schritt über die Etsch hinaus war jetzt der Erste Konsul entschlossen, Österreich zu bewilligen, ja er drohte, daß, wenn bei weiterem Zögern Cobenzls Brune noch weiter im Venezianischen vordränge, die Bedingungen noch schlechter würden. Wohl jammerte und klagte Cobenzl laut über die Härte Bonapartes, indes am 11. Januar nahm er doch die Etschgrenze an, wogegen Joseph Bonaparte ihm versprach, eine Entschädigung für den Großherzog von Toscana, den Bruder des Kaisers Franz, etwa durch die römischen Legationen und den Verzicht des Ersten Konsuls auf die Säkularisation der *Friedensverhandlungen in Lunéville.*

geistlichen Fürstentümer in Deutschland, auf welche vornehmlich die Kaisermacht sich stützte, erwirken zu wollen.

Der Neutralitätsbund.

Indes eben in diesen Tagen war der Neutralitätsbund der nordischen Mächte unter Rußlands Führung gegen England zustande gekommen, welcher mittelbar eine Stärkung der Stellung Frankreichs in sich schloß. Am 16. Dezember 1800 hatten ihn Rußland, Schweden und Dänemark unterzeichnet, am 18. Dezember war Preußen beigetreten. Es handelte sich dabei durchaus nicht um irgend welchen Angriff auf England, sondern lediglich um Festlegung des Rechtes freier Schiffahrt, wenigstens in der Ostsee; denn nach Artikel 7 sollte sich dort das vereinigte Geschwader sammeln, das für Aufrechterhaltung der Bestimmungen sorgen sollte. Aber für England war es unerträglich, einen Bund entstehen zu sehen, der ihm die freibeliebige Durchsuchung und Wegnahme fremder Schiffe wehren wollte. Und eine Stärkung des französischen Einflusses war dabei unverkennbar. Demnach lehnte der Erste Konsul trotz Josephs Fürsprache die beiden Forderungen Österreichs rundweg ab. Cobenzl suchte zu retten, was er meinte retten zu können, aber ein Kurier über den andern kam an ihn aus Wien, wo alle Stände mit gleicher Heftigkeit nach Frieden verlangten, um ihn zum endlichen Abschlusse zu mahnen. Da gab er denn nach und unterzeichnete mit schwerem Herzen zugleich für Österreich und Deutschland am 9. Februar 1801 den Frieden. Nicht einmal die einstweilige Geheimhaltung des Abschlusses vor England war ihm gewährt worden.

Der Frieden von Lunéville (1801).

Der Frieden von Lunéville besiegelte die Abmachungen von Campo Formio und Rastatt: die Abtretung Belgiens an Frankreich, Venedigs bis zur Etschlinie mit Istrien und Dalmatien an Österreich. Der Herzog von Modena sollte durch den Breisgau entschädigt werden, der Großherzog von Toscana für die Abtretung seines Landes volle Entschädigung in Deutschland finden. Der Thalweg des Rheins von der Schweiz bis Holland sollte nunmehr die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden. So unvollständig diese Bestimmungen waren, so war doch das eine völlig klar, daß das Deutsche Reich die Kosten des Friedensschlusses tragen sollte: mit innerdeutschem Gebiete sollten nicht nur die durch die Rheingrenze geschädigten deutschen, sondern auch die depossedierten italienischen Fürsten entschädigt werden. So reichen Gewinn aber erhofften die deutschen Fürsten aus den Säkularisationen, daß der Reichstag in Regensburg schon am 6. März 1801 den Friedensschluß bestätigte, welcher die völlige Umformung der ganzen Reichsverfassung, die Vernichtung der kaiserlichen Autorität in sich schloß und Frankreich den weitgreifendsten Einfluß auf die Neugestaltung des Reiches gewährte. So trat auch Deutschland bis an die Grenzpfähle der beiden deutschen Großmächte heran in die Machtsphäre Frankreichs ein.

Etrurien und Neapel.

Aus Toscana wurde das Königreich Etrurien für den bourbonischen Herzog von Parma gebildet mit dem Heimfallrechte an die Bourbonen in Spanien. So meinte Bonaparte sich den König Karl IV. von Spanien zu verbinden. Sehnsüchtiger indes schaute dieser noch nach Neapel aus, das Österreich in Lunéville ganz sich selbst überlassen hatte. Bonaparte jedoch bewilligte im Frieden von Florenz König Ferdinand sein Reich innerhalb seiner alten Grenzen, nur mußte er den Engländern alle seine Häfen verschließen, den flüchtigen Patrioten straffreie Rückkehr gewähren und 15000 Mann französische Soldaten in ihrem Lager bei Tarent auf seine Kosten verpflegen, bis sich die Möglichkeit fände, sie als Verstärkung der ägyptischen Armee zuzusenden. Dem Papst wurde gestattet, nach Rom zurückzukehren.

Bonaparte und der Papst.

Jetzt war für den Ersten Konsul die Zeit gekommen, die in Mailand angeknüpften Verhandlungen mit dem Papste wieder aufzunehmen. Denn so wenig Religion er auch im eignen Herzen haben mochte, so entging ihm doch nicht, welch eine Macht

die Religion bei den Menschen überhaupt ist, und wie vorteilhaft er das Wiederaufleben des religiösen Bedürfnisses bei der Mehrzahl der Franzosen zur Befestigung seiner Herrschaft verwerten könne.

Christliche Reaktion in Frankreich.

Die Zeit der Freigeisterei war vorüber. In manchen Departements war von einer Feier der Dekadentage gar nicht mehr die Rede, wogegen die Sonntage und die christlichen Feste mit demselben Pompe gefeiert wurden, wie vor der Revolution. Dem republikanischen Verbote des Zurschautragens von Kultusabzeichen wurde nicht mehr Folge geleistet: man sah wieder Kreuze, Fahnen und Weihkessel. Es kam verschiedentlich vor, daß Schullehrer an den republikanischen Festtagen mit Zustimmung der Eltern Schule hielten, an den Sonn- und Feiertagen aber sie ausfallen ließen. In Paris kam es zu ganz öffentlichen Verhöhnungen des republikanischen Kultus. So sollte im Tempel des Friedens ein Neger mit einer Französin getraut werden, als die Musik die Arie anstimmte: „Elfenbein und Ebenholz Ist ein Schmuck gar fein und stolz!“ und die Hochzeitsgesellschaft darüber in die lautesten Beifallsrufe ausbrach. Die Polizeiberichte waren voll Anzeigen, mit welcher Rührigkeit zumal die unbeeidigten Priester an der Wiederherstellung der katholischen Religion arbeiteten, wie sie, ihre Zuhörer auf das Beispiel der Makkabäer hinweisend, aufforderten, für die heilige Religion ihr Blut bis zum letzten Tropfen zu vergießen. Mehrere Zeitungen nahmen sich mit Eifer der Sache des Christentums an. Eine schrieb, die christliche Religion könne allein Glück und Heil verschaffen, eine andre warf Voltaire Impietät und Atheismus vor und schloß mit der Erklärung, daß die Grundsätze der Revolution Versündigungen gegen die Grundsätze der Religion seien, und daß das „abergläubische Frankreich“ mehr wert gewesen wäre, als das „räsonnierende Frankreich“. Verschiedentlich wurde von dem Einflusse berichtet, welchen die unbeeidigten Priester auf die Landbevölkerung gewonnen.

Verhandlungen mit Rom.

Eine Bewegung von ungeahnter Tiefe und Breite erhob sich: unmöglich konnte die Regierung sie sich selbst überlassen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß der neu entfachte Geist sich am Ende gegen sie selbst wende. Es schien eine Aufgabe von der allergrößten Bedeutung, die Häupter und Schürer dieser Bewegung unter die Autorität der Konsularregierung zu stellen. Der geradeste Weg dazu war die Verständigung mit ihrem Oberhaupte, mit dem Papste. Es hatte ihn sich der Erste Konsul schon angebahnt; aber doch glaubte er großer Vorsicht zu bedürfen. „Begegnen Sie“, schrieb er an Cacault, den französischen Gesandten in Rom, „dem Papste so, als wenn er 200000 Soldaten hinter sich hätte.“ Indes auch Pius lag daran, mit der französischen Republik zu einer Verständigung zu gelangen. Der Abgesandte des Papstes, der Erzbischof Spina von Korinth, zeigte sich sehr entgegenkommend: er ließ durchblicken, daß die Rückgabe der Legationen an den Papst die Verhandlungen sehr fördern würde. Als man jedoch seine Andeutungen in Paris durchaus nicht verstehen wollte, hatte er bei jeder Frage, die verhandelt wurde, so große kirchenrechtliche Bedenken, daß alles ins Stocken geriet.

Das Konkordat.

Da drohte denn der Erste Konsul, der eben erst mit Österreich zum Abschluß gelangt war, nicht nur Rom militärisch zu besetzen, sondern auch die Gestaltung der französischen Kirche selbst in die Hand zu nehmen. Das wirkte: Pius sandte seinen Vertrauten, den Kardinal Consalvi, nach Paris, dessen Geschmeidigkeit es denn auch gelang, in vier Wochen den Abschluß des Konkordats zustande zu bringen. Am 15. Juli 1801 wurde es unterzeichnet. Die wesentlichsten Artikel waren: der Katholizismus ist die Religion der Mehrzahl des französischen Volkes (nicht also Staatsreligion); das Kirchengut wird nicht zurückgefordert, aber der Staat übernimmt eine angemessene und reichliche Erhaltung der Kirche; die beeidigten wie die eidweigernden

Priester legen ihre Ämter nieder (15000 der beeidigten hatten sich verheiratet), können jedoch wieder gewählt werden; der Erste Konsul ernennt die 10 Erzbischöfe und 50 Bischöfe Frankreichs, der Papst erteilt ihnen die kanonische Bestätigung; die Pfarrer werden von den Bischöfen ernannt; der Erste Konsul erhält dieselben Befugnisse wie die früheren Könige; der Papst ist Souverän des Kirchenstaates und Oberhaupt der Kirche. Die Bekanntmachung irgend welcher päpstlichen Dekrete unterliegt durchaus dem Gutheißen der Regierung. Die Bischöfe haben einen Eid zu leisten, durch den sie der Verfassung und der Republik Gehorsam und Treue versprechen, nicht nur jede Beteiligung an irgend welcher politischen Verbindung abschwören, sondern auch Anzeige alles dessen versprechen, was ihnen etwa in dieser Richtung zu Ohren kommen sollte. Legaten und Nuntien und dergleichen können nur mit Erlaubnis der Regierung ins Land kommen und unterstehen deren Beaufsichtigung. Synoden und Konzilien sind von den gleichen Bedingungen abhängig. Die Amtshandlungen der Geistlichen sind unentgeltlich. Außer jedem französischen Bürger haben insbesondere die Präfekten die Aufgabe, über die genaueste Einhaltung dieser Bestimmungen zu wachen und im Vergehungsfalle Anzeige zu erstatten. Der Ausdruck „Römische Kirche“ war im ganzen Konkordat nicht einmal angewandt, dagegen mit Nachdruck an zwei Stellen von einer „Gallikanischen Kirche“ geredet.

Am 15. August 1801 wurde das Konkordat durch die Bulle Ecclesia Christi veröffentlicht. Nicht nur darin lag seine Bedeutung, daß nun der kirchliche Hader abgeschlossen erschien und damit Millionen von Franzosen dankbar zum Ersten Konsul aufblickten, sondern auch in der Anerkennung, die der Papst dem Ersten Konsul erteilte, und in dem Vertrauen, das er durch den Abschluß des Konkordats für dessen Schöpfung und ihre Dauer aussprach.

## William Pitts Rücktritt.

Union Irlands und Großbritanniens (1801).

Fragen der inneren Politik waren es auch, die damals die Gedanken und Sorgen des großen Mannes in Anspruch nahmen, der nunmehr schon seit 17 Jahren die Geschicke des mächtigen Inselreiches lenkte. Während der letzten Kriegsjahre war es wiederholt handgreiflich zu Tage getreten, eine wie große Gefahr für England in dem Verhältnisse lag, in dem es bisher die Insel Irland festgehalten hatte. Eine freudige, den Engländern höchst feindselige Erregung war jedesmal durch die ganze Insel gegangen, wenn Frankreich sich zu einem Einfalle in England anzuschicken schien. Hätte Hoche im Jahre 1796 nicht vor der irischen Küste wieder umkehren müssen, die ganze Insel würde sich für ihn erhoben haben. Im Mai 1798 brach die Gärung in offene Empörung aus, die nur mit Mühe wieder unterdrückt werden konnte; und dann hatten die Mißernten der beiden letzten Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts die Gereiztheit der erregbaren Iren gegen ihre Herren wieder merklich gesteigert. Pitt war also der Meinung, daß es unerläßlich wäre, den Iren die Vorstellung zu nehmen, daß sie nichts als Beherrschte wären, und ihnen zu dem Zwecke eine Vertretung in dem englischen Parlamente zu geben. Bereitwillig beschlossen die Irländer die Auflösung des irischen Sonderparlaments in Dublin; und so groß war Pitts Einfluß, daß sich auch im englischen Parlamente eine wenngleich ziemlich widerwillige Majorität für die Maßregel fand. Geldgeschenke und reichlich verliehene Adelspatente wirkten mit, um auf der grünen Insel eine der Verschmelzung zugeneigte Partei emporzubringen. Am 1. Januar 1801 trat die Union Irlands und Großbritanniens in Kraft und in dem am 2. Februar eröffneten Parlamente saßen zum erstenmal die Söhne Erins als Vertreter ihres Volkes.

Aber Irland war katholisch und somit auch durch das Bekenntnis von England geschieden. Wie Bonaparte war daher auch Pitt darauf aus, vor allem Einfluß auf die Geistlichkeit zu gewinnen und den mächtigen Klerus in Abhängigkeit vom Staate zu bringen. Er erreichte es dadurch, daß er die Gehälter der Geistlichen, die bisher von den meist armen Gemeinden aufgebracht worden waren, einfach auf die allgemeine Staatskasse übernahm. Allein dies Geschenk von etwas über 1/4 Million Pfund Sterling genügte den irischen Katholiken noch nicht: sie verlangten völlige Gleichstellung mit den Engländern, freie Zulassung zu allen Ämtern, also vor allem Aufhebung der Testakte vom Jahre 1673, die alle Katholiken in den vereinigten Königreichen von den Staatsämtern ausschloß. Der junge Irländer Lord Castlereagh bemühte sich mit allen Mitteln dafür, auch der Vizekönig von Irland, Lord Cornwallis, berichtete, daß nur die Emanzipation der Katholiken die Iren zu zuverlässigen Freunden der Union machen würde. Die Minister entschlossen sich demnach, mit Behutsamkeit die Aufhebung der Testakte anzubahnen. Denn sie wußten wohl, daß bei der großen Masse des englischen Volkes jede Maßregel zu gunsten der „Papisten" höchst unpopulär

Pitt und die Testakte.

195 und 196. Siegel König George III. von Großbritannien.

sein und daß der Klerus der englischen Hochkirche mit aller Entschiedenheit für die Testakte eintreten würde. Sie beschlossen also, die Sache dem Könige zunächst noch nicht vorzulegen.

Eingriff des Königs.

Indessen der Erzbischof Moore von Canterbury, der Primas der Hochkirche, hatte doch von den Plänen des Ministeriums Kenntnis erhalten. Unverzüglich wandte er sich an den König Georg III. und beschwor ihn bei seiner anerkannten Frömmigkeit, die der Hochkirche drohende Gefahr abzuwenden. Der alte König, reizbar und mißtrauisch wie er war, glaubte, daß seine Minister es darauf abgesehen hätten, durch völlige Überrumpelung die königliche Zustimmung zu erlangen; er geriet in heftigen Zorn und fuhr bei dem nächsten Lever — am 28. Januar 1801 — den Minister Dundas an: „Was sind das für Dinge, die jener junge Lord von Irland herübergebracht hat, die ihr mir an den Kopf werfen wollt? Es gibt kein ärgeres Jakobinertum; ich muß jeden, der sich mit solchen Maßregeln befaßt, als meinen persönlichen Feind betrachten." Dundas antwortete mit vollkommener Zurückhaltung: „Ew. Majestät werden unter den Freunden der Maßregel Personen finden, welche Sie nie für Ihre Feinde gehalten haben."

Pitts Entlassung.

Eine Menge Menschen hatte die lauten Worte des Königs vernommen: die Sache wurde Gespräch von ganz London: man war auf das höchste erstaunt darüber. Für Pitt war es Ehrensache, jetzt nicht länger zu warten; das Verhalten des Königs machte ihm jede Zögerung unmöglich. Schon am 31. Januar reichte er dem Könige den Antrag auf Aufhebung der Testakte ein, mit der Hinzufügung, daß von der Annahme desselben sein Verbleiben im Amte abhängig sei. Georg war davon äußerst betroffen, denn wenn ihm auch die etwas herrische Art des Ministers von jeher unangenehm gewesen war, so verstand er doch seine Tüchtigkeit zu würdigen und war durch die langen Jahre an den Verkehr mit ihm gewöhnt. Er schlug ihm daher vor, daß sie beide fortan über die ganze Emanzipationsfrage schweigen wollten. Allein das konnte Pitt unmöglich genügen; er bat nachdrücklich um seine Entlassung und erhielt sie am 5. Februar. Mit ihm trat auch Lord Granville, der bisherige Minister des Auswärtigen, ab. Pitts Nachfolger wurde Lord **Addington**, ein persönlicher Freund Pitts, durch dessen Einfluß er zum Sprecher des Hauses der Gemeinen erhoben worden war, ein ehrenwerter Mann, aber in nichts die Mittelmäßigkeit überragend. Die auswärtigen Angelegenheiten übernahm Lord **Hawkesbury**.

Die Lage. Erkrankung des Königs.

Pitt sowohl als Granville war es sehr unangenehm, gerade in diesem Augenblicke abtreten zu müssen, wo bedeutende Maßregeln gegen den nordischen Neutralitätsbund und gegen Ägypten ins Werk gesetzt waren, deren Leitung in der Hand zu behalten und deren Erfolg auszunutzen unter andern Umständen zweifellose Pflicht für sie gewesen wäre. Was würde in der Hand ihrer Nachfolger daraus werden? Ganz irrig ist dagegen die Annahme, daß Pitt die katholische Frage mit einer gewissen Beflissenheit zugespitzt habe, um einen passenden Grund zum Rücktritt zu haben, da er an der glücklichen Fortführung des Krieges gegen Frankreich und Rußland verzweifelte. Wenn sich ein glücklicher Frieden für England zu diesem Zeitpunkte hätte herausschlagen lassen, würde er augenblicklich die Kriegspolitik an den Nagel gehängt haben. Krieg wie Frieden waren für ihn lediglich Geschäftssache. — Indessen bevor die neuen Minister ihr Amt antreten konnten, sank König Georg infolge der Gemütserschütterungen aufs Krankenlager. Ein heftiges Fieber ergriff ihn, das bald in Delirien und zeitweilig in Tobsucht ausartete. Es erfolgte dann, als im März Besserung im Befinden des Königs eingetreten war, insofern eine Verständigung zwischen Minister und König, als jener diesem versprach, bei dessen Lebzeiten nicht wieder die katholische Frage aufzurühren. Eine Umänderung des nun einmal stattgehabten Ministerwechsels war jedoch nicht wohl möglich. Am 14. März schieden Pitt und sein Anhang aus der Regierung.

Addingtons Friedensanerbieten.

Addington begann sein verantwortungsvolles Amt damit, daß er in Paris vertraulich anfragen ließ, ob dort Geneigtheit zum Frieden vorhanden wäre. Der Zeitpunkt war für England so ungeeignet wie möglich gewählt. Denn allenthalben zu Lande war Frankreich im zweifellosen, ja im erdrückenden Übergewicht, und gegen das Übergewicht Englands zur See war noch immer der **nordische Neutralitätsbund** in Kraft, dessen Mitglied Preußen auf energischstes Andringen Rußlands soeben mit der Besetzung Hannovers begonnen hatte, während Rußland in Orenburg unter General **Knorring** eine Armee sammelte, welche nach dem phantasievollen Plane des Zaren Paul direkt über Chiwa gegen Indien marschieren sollte. Anderseits hatten die von England gegen Dänemark und Ägypten ausgerüsteten Expeditionen noch nicht einen Schuß gethan. Wie hätten da die Bedingungen Frankreichs anders als demütigend für England ausfallen können?

Dennoch gab der Erste Konsul eine entgegenkommende Antwort; nur wünsche er, wie Talleyrand an Hawkesbury schrieb, vorher eine Verständigung über einige allgemeine Hauptfragen. Die wichtigste unter diesen war, wie es mit den Eroberungen

gehalten werden sollte, welche England während des langen Krieges an holländischen und spanischen Kolonien gemacht hatte, wozu noch im Mittelmeere Malta, das sich vor einigen Monaten den Engländern hatte ergeben müssen, und Menorca kamen. Daneben machte Ägypten Sorge.

Die innere Lage Frankreichs.

Was aber vor allem dem Ersten Konsul Friedensgeneigtheit einflößte, das waren die Berichte, die ihm über den inneren Zustand der französischen Provinzen, an deren Hebung er sich nun schon seit anderthalb Jahren abmühte, durch seine dorthin zur Berichterstattung entsandten Staatsräte zugingen. Noch immer war danach trotz manchen trefflichen Anläufen die Industrie in völligem Verfall, der Handel vernichtet, der Unterricht verkümmert, das Elend in den Landgemeinden unbeschreiblich, die Unsicherheit der Landstraßen höchst bedenklich, die Beamten schlaff und unzuverlässig, die Finanzen unzulänglich und zerrüttet. Es ergab sich ihm daraus die traurige Gewißheit, daß eine Heilung dieser verderblichen Mißstände nur möglich sein würde, wenn eine längere Zeit hindurch alle Mittel und Kräfte des Staates unausgesetzt und unverkürzt dem einen großen Zwecke gewidmet würden. Dazu aber bedurfte er unbedingt des Friedens.

Notwendigkeit des Krieges für England.

Aber auch in England gab es einsichtige Männer, welche diesen inneren Zustand Frankreichs wohl kannten — wie Lord Granville — und daher mit aller Entschiedenheit gegen jeden Friedensgedanken eiferten. Denn nur durch rastlose ununterbrochene Fortführung des Krieges, wozu die gedeihlichen Zustände in England reichlich die Mittel gewährten, würde es möglich sein, das erdrückende Übergewicht Frankreichs, die größte Gefahr für Europa und auch für England, zu brechen. Bevor aber dies geschehen wäre, sei ein Friede mit Frankreich für England wertlos, denn er würde nicht verstatten, eine einzige Fregatte oder ein einziges Bataillon außer Dienst zu stellen.

Bruch Rußlands mit England.

Indessen ganz das gleiche, Europa gefährdende Übergewicht übte England zur See. Wenn sich jedoch die Flotten Rußlands und Frankreichs mit denen der neutralen nordischen Mächte, Schwedens und Dänemarks, vereinten, so ließ sich damit gegen England ein Gegengewicht bilden, das wenigstens an Schiffszahl der englischen Flotte gleichkam. Einmal auf diesen Gedanken gebracht, verfolgte ihn Kaiser Paul mit aller Hartnäckigkeit seines kranken Geistes. Mit Frankreich, mit dem er im Kriege lag, wollte er zusammenwirken gegen das ihm verbündete England! Aber freilich gegen dies England hatte er manche Beschwerde. Ihm schrieb er das Unglück von Castricum, das Mißlingen der Expedition gegen Holland allein zu. Sie hatten ihm seine Regimenter schlecht verpflegt und abgerissen wieder zugeschickt, die er doch wie seinen Augapfel hütete, während sein Gegner, der verständige Mann, der jetzt in Paris regierte, die gefangenen Russen, die England und Österreich abgelehnt hatten auszulösen, ihm wohlverpflegt in neuen Uniformen ohne Lösegeld zurücksandte. Und eben dieser Erste Konsul hatte ihm die Ordensinsel Malta angetragen, die Engländer aber, denen sie General Vaubois nach standhafter Verteidigung am 5. September 1800 hatte übergeben müssen, weigerten sich, sie ihm, dem Zaren, auszuliefern. Das empörte ihn so, daß er befahl, auf alle englischen Schiffe, welche sich in russischen Häfen befänden, Beschlag zu legen.

Zar Pauls Pläne.

Damit war der Bruch zwischen Rußland und England ebenso klar entschieden, wie ein Jahr zuvor zwischen Rußland und Österreich. Gewaltige Pläne jagten sich jetzt im Kopfe des Zaren. Durch den Kriegszug nach Indien dachte er die englische Machtstellung an der Wurzel zu treffen. Schweden und Dänemark mußten sich dem Neutralitätsbunde anschließen, mit Preußen wurde der alte Bund vom Jahre 1792 erneuert: es mußte sich verpflichten, Hannover, dessen Kurfürst ja der König von England war, zu besetzen. Im Weigerungsfalle war er entschlossen, mit 100000 Mann

in Preußen einzurücken und es zum Gehorsam zu zwingen. Daneben verlangte er von Preußen die Abtretung der Weichselgrenze, wofür es ja durch Säkularisation entschädigt werden könnte. Ihm schwebte es vor, sich mit Bonaparte in die Herrschaft über Europa zu teilen. Er wußte wohl, daß solche Pläne, das „heilige" Rußland zu nie dagewesener Machtfülle zu erheben, seinen Russen viel mehr zusagten, als die Unterstützung der eigensüchtigen Eroberungspolitik Österreichs. Mit aufrichtigem Staunen schaute das gewöhnliche russische Volk zu seinem großartigen Kaiser empor.

England gegen Dänemark.

Allein die Engländer waren nicht gesonnen, diese phantastischen Pläne sich bis zu einer wirklichen Gefahr für England verdichten zu lassen. Sobald daher die ersten Preußen die hannöversche Grenze überschritten, ging eine englische Flotte von 18 Linienschiffen im März 1801 gegen die nordische Neutralität in See. Sie sollte die Flotten der nordischen Mächte einzeln vernichten, bevor diese sich zu einem übermächtigen Geschwader vereinigen könnten: Dänemark galt es zunächst. Den Oberbefehl führte der greise Sir Hyde Parker: Lord Nelson hatte durch sein überreaktionäres Auftreten bei der Wiederaufrichtung des Königreichs Neapel die Gunst des Königs Georg verloren und mußte sich daher jetzt mit der zweiten Stelle im Kommando begnügen.

Sehr bedächtig ging Parker vor; bald machten ihn die Nebel der Ostsee bedenklich, bald ließ er beratschlagen, ob man durch den Sund oder durch den Großen Belt gehen solle. Unablässig aber vergebens drängte Nelson vorwärts. Endlich war der Sund durchsegelt und eine letzte Aufforderung an die Dänen, aus dem Neutralitätsbunde wenigstens jetzt noch auszuscheiden, abschlägig beantwortet worden. Sie hatten Zeit genug gehabt, sich zur Verteidigung zu rüsten. Von dem Fort Dreikronen, welches aus dem Meeresgrunde aufgemauert, den Eingang in den Hafen von Kopenhagen schützt, bis zu den Schanzen auf der Insel Amager, auf der eine Vorstadt Kopenhagens liegt, lag eine Reihe alter Kriegsschiffe, wie eine Kette schwimmender Batterien, vor Anker. Dahinter auf dem Lande standen Mannschaften bereit, um jeden Verlust sofort zu ersetzen. In dem Hafen zwischen Amager und Seeland endlich lag die dänische Flotte, um zur rechten Zeit über den angreifenden Feind herzufallen.

Seeschlacht bei Kopenhagen.

Am 30. März 1801 erschienen die Engländer und peilten angesichts der dänischen Kanonen alle möglichen Tiefen. Noch zauderte Parker, als Nelson ihm den Antrag machte, ihn mit 12 Linienschiffen gegen die Dänen vorgehen zu lassen. Wohl war der Oberadmiral bei der außerordentlichen Festigkeit der dänischen Stellung bedenklich, doch gab er endlich dem Ungestümen nach. Am Morgen des 2. April 1801 begann Nelson den Angriff. Jedem dänischen Schiffe legte sich in nächster Nähe ein englisches gegenüber; auf beiden Seiten focht man mit der äußersten Hartnäckigkeit; die gut gezielten Schüsse der Dänen waren von verheerender Wirkung. Endlich schien sich der Sieg den wackeren Verteidigern zuzuwenden: zwei englische Schiffe waren auf den Sand gefahren. Parker nahm es aus der Ferne wahr, er hielt die Fortsetzung des Angriffs für nutzlos und ließ das Rückzugssignal aufhissen. Man meldete es Nelson. Was sollte er thun? Er setzte das Fernrohr an das Auge — freilich war es dasjenige, welches er vor Jahren bei Calvi verloren hatte — und schwur, daß er am Maste des Admiralschiffes nichts von einer Rückzugsflagge sähe. „Nein", sagte er, „nagelt mir vielmehr meine Kampfflagge am Mastbaum fest!" Er behielt Recht. Am Nachmittage war die Schlacht entschieden: die Mehrzahl der dänischen Schiffe war überwältigt.

Ein Waffenstillstand von 14 Wochen wurde jetzt mit den Dänen abgeschlossen: dann gedachten die Engländer weiter zu segeln, um jetzt auch die russische Ostseeflotte zu vernichten, als die Nachricht eintraf, daß Kaiser Paul, die Seele des Neutralitätsbundes, tot wäre.

## Die Palastverschwörung in St. Petersburg.

Im fünften Jahre schon hatte Kaiser Paul den Thron Peters des Großen inne; seine Sonderbarkeiten hatten sich in dieser Zeit zu ausgeprägter Geistesstörung gesteigert. Was an Revolution erinnerte, verfolgte er mit wildem Hasse. Wenn er durch die Straßen von St. Petersburg fuhr, so mußte alles, was ihm begegnete, zu seiner Begrüßung niederknieen; wen er dann in einem Fracke oder runden Hute, der strengstens verbotenen „Jakobinertracht", sah, den ließ er ohne weiteres mit Knutenhieben bestrafen, so daß natürlich alles auseinander stob, sobald man den Wagen des Kaisers nur von ferne erblickte. Dennoch war er bei dem russischen Volke nicht unbeliebt. Die Bauern und Leibeigenen wußten, daß er sich um die Verbesserung ihrer Lage und um die Beschränkung der ihnen obliegenden Frondienste redlich bemühte. Auch bei den Soldaten war er populär, denn so peinlich er sie auch drillen ließ, so sahen sie doch, daß er auch sich selber keine Muße gönnte, und daß er die verwöhnten adligen Offiziere zu strengem Dienste anhielt. Aber mit dem ganzen Mißtrauen und der Unberechenbarkeit eines Wahnwitzigen begegnete er allen, die mit ihm in persönliche Berührung kamen. Was daher in den höchsten Ständen von ehrenhafter Gesinnung war, hatte längst den Hof verlassen und sich aufs Land geflüchtet, um Sicherheit vor den wilden Launen des Kaisers zu finden, um von ihm vergessen zu werden. So kam es, daß die Umgebung des Kaisers nur noch aus entarteten und verderbten Menschen bestand, die vor nichts zurückscheuten, wenn es so ihr Vorteil gebot. Nur einer galt dem Kaiser für ehrlich ergeben, der Graf Araktschejew, ein Emporkömmling, der alles was er war und hatte, allein dem Kaiser verdankte und dafür, wie er seine eignen Untergebenen fühllos grausam behandelte, so des Kaisers Mißhandlung mit stumpfsinniger Ergebung über sich ergehen ließ; doch auch ihn verbannte eine Laune des Gebieters plötzlich auf seine Güter. Pauls Hof.

Allein stand der Kaiser da zwischen Leuten, von denen jeder von ihm nach Laune eine plötzliche Beschimpfung oder eine plötzliche Huld erfahren hatte, oder eine Kränkung seiner Familie oder die Mißhandlung oder willkürliche Hinmordung eines nahen Verwandten zu beklagen und zu rächen hatte. Täglich kam es vor, daß Paul jemand mit Schimpf von sich jagte oder plötzlich aus der Verbannung zurückrufen ließ. Niemand aber hatte schwerer unter den launenhaften Mißhandlungen des Kaisers zu leiden, als seine beiden ältesten Söhne, die Großfürsten Alexander und Konstantin, so daß sie unter den Drohungen ihres Vaters in beständiger Angst lebten. Paul und seine Söhne.

Der Vizekanzler Graf Panin, welcher früher russischer Gesandter in Berlin gewesen war, ein Mann von entschieden politischem Scharfblick, noch aus der Schule Katharinas stammend, war der erste, welcher zu dem Entschlusse kam, man müsse diesen unerträglichen Zuständen durch die Beseitigung des Kaisers ein Ende machen. Aber er mußte der Zustimmung der kaiserlichen Familie sicher sein. Denn welches Schicksal hätte er haben müssen, selbst wenn der Anschlag gelang? Er wandte sich daher zuerst an den Großfürsten Alexander, dem er vorstellte, daß die Wohlfahrt des Staates und der Nation es erfordere, ihn als Mitregenten an die Seite seines Vaters zu stellen. Der Senat als Repräsentant der Nation werde ohne Zuthun des Großfürsten den Kaiser zwingen, ihn als Mitregenten anzuerkennen. Der Großfürst, wiewohl fast täglich von seinem Vater durch Schimpfworte und Faustschläge mißhandelt, wies Panin zurück, mußte aber doch, als dieser wiederholt auf den Gegenstand zurückkam, endlich die Notwendigkeit einer Veränderung der Dinge zugestehen. So hoffte denn Panin schließlich doch noch die völlige Zustimmung des Großfürsten zu erlangen. Graf Panin.

Graf Pahlen.

Panin that inzwischen den nächsten notwendigen Schritt: er wandte sich an den livländischen Grafen Pahlen. Dieser war Polizeiminister, konnte also leicht eine etwa ohne ihn angestellte Verschwörung durch seine Agenten aufspüren und unterdrücken lassen. Indessen Pahlen ging sofort sehr bereitwillig auf den Plan ein; denn da er täglich mit dem Kaiser in persönliche Berührung kam, so war seine Stellung eine ganz besonders bedrohte. Die geringfügigsten Kleinigkeiten brachten ja Pauls Jähzorn zum Ausbruche. Pahlen mußte Bericht erstatten über die geheimen Nachrichten, die aus den Provinzen eingelaufen waren, und über alles, was in der

197. Levin August Theophil Graf von Bennigsen.
Nach dem Gemälde von Schmeidler gestochen von Meno Haas.
(Zu S. 496.)

Hauptstadt während der letzten 24 Stunden vorgefallen war. Klatschereien, Liebesabenteuer, Prügeleien interessierten den Kaiser aufs höchste. War nichts Besonderes vorgefallen, so mußte Pahlen allerhand spaßhafte Dinge erfinden, denn der eigentliche Zweck seines Vortrages war, den Kaiser in gute Laune zu versetzen, womöglich ihn zum Lachen zu bringen.

Fürst Subow und die Garden.

Der Zustimmung der Garderegimenter glaubten die Verschworenen nicht entraten zu können. Sie wußten daher zu bewirken, daß der Fürst Platon Subow, Katharinas letzter Günstling und Zögling, aus der Verbannung zurückgerufen wurde, da sie ihm großen Einfluß auf jene Regimenter zutrauten. Freilich lag in der Garde der Gärungsstoff schon hoch aufgehäuft. Denn da der Kaiser die Garde unter seine tägliche Spezialaufsicht genommen hatte, um die Handhabung des pedantischsten

Digitized by Google

Gamaschendienstes selbst zu überwachen, so kam es bei jeder Parade vor, daß er den einen oder andern Offizier aus dem Gliede stieß, zu Arrest oder Kassation verurteilte, was natürlich stets neue Erbitterung gegen den Kaiser in dem Offizierkorps hervorrief. Subow fand daher die bereiteste, ja ungeduldigste Zustimmung bei den Gardeoffizieren; so offen wurde der Plan, den Kaiser Paul zu beseitigen, in diesen Kreisen verhandelt, daß im ersten Bataillon des Semenowschen Regimentes, dessen Oberst der Großfürst Alexander war, kein Offizier bis zu den Fahnenjunkern herab war, der nicht um die Absichten der Verschworenen gewußt hätte.

Natürlich lag in dieser großen Zahl von Mitwissern eine außerordentliche Gefahr der Entdeckung. Es fehlte auch nicht an Winken, die den Kaiser hätten warnen können. Manche wollten wissen, daß es Pater Gabriel Gruber wäre, der bei Paul die Rolle des getreuen Eckart zu spielen suche. Der schlaue Jesuit hatte sich dem Kaiser zuerst als geschickter Zahnarzt empfohlen, dann noch mehr durch die Bereitung einer trefflichen Schokolade — was er für eine Spezialität seines Ordens ausgab! — und stand bei dem Kaiser nun, mit ihm um die Wette auf die ketzerischen Engländer schimpfend, in höchster Gunst.

Auch Pauls zweite Gemahlin, die Kaiserin Maria Feodorowna, eine württembergische Prinzessin, wußte um das, was im Werke war. Gerade sie bildete den besten Beweis für des Zaren Hirnkrankheit. Über 20 Jahre hatte sie nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ihm treulichst zur Seite gestanden und war ihm bei Lebzeiten Katharinens ein Trost, eine Stütze, eine Aufmunterung gewesen. Nichts hatte es gegeben, das sie nicht mit ihm geteilt hätte. Auch als er zur Regierung gekommen war, war ihre Teilnahme an seinen Plänen und Entwürfen ganz selbstverständlich gewesen. Da drängten sich bei zunehmendem Cäsarenwahnsinn widrige Intriganten dazwischen, z. B. jener elende Kutaissow, der den Sturz Suworows herbeiführte, und nahmen den Zaren gegen seine Gemahlin ein. So allenthalben von ihm zurückgestoßen und durch das skandalöse Verhältnis, in dem Paul offenkundig zu einer Hofdame Lapuchin, jetzt Fürstin Gagarin stand, auf das tiefste beleidigt, überließ sie den Gemahl seinem Schicksale. Ihre stille Hoffnung war, mit Hilfe der ihr vertrauten Familie Kurakin die glänzenden Tage der Kaiserin Katharina zu erneuern; denn ohne Zweifel, meinte sie, wäre der gefühlsweiche Großfürst Alexander zu jung und zu schwach, um die Krone zu tragen; sie aber würde durch die Liebe des Volkes von selbst zum Throne emporgetragen werden.

Pauls Gemahlin.

Kaiser Paul wiegte sich indessen, alle Winke und Anzeichen völlig verachtend, in vollständiger Sicherheit. Ihm war einmal die Prophezeiung geworden, daß er glücklich und ohne Störung herrschen würde, wenn seine ersten Regierungsjahre glücklich und ohne Störung vorübergingen. Sie waren es; in einem pomphaften Manifeste sagte er seinen Russen Dank für ihre Treue und vertraute nun unbedingt, unbesorgt um Thron und Leben, seinen Sternen. Indes der Erkenntnis glaubte der Kaiser sich doch nach den ihm gewordenen anonymen Anzeigen nicht verschließen zu dürfen, daß seine Gemahlin und seine Söhne etwas gegen ihn im Schilde führten. Er wisse recht gut, äußerte er ganz offen, daß man ihn ermorden wolle: aber die Schuldigen sollten ihrer Strafe nicht entgehen. Dennoch konnte sich der Großfürst-Thronfolger Alexander nicht entschließen, offen den Verschworenen seine Zustimmung auszusprechen, und bewirkte dadurch immer wieder Aufschub.

Pauls Sicherheit.

Da geschah es, daß die Kaiserin ihren Neffen, den dreizehnjährigen Prinzen Eugen von Württemberg, zum Besuche nach St. Petersburg kommen ließ, den der Kaiser schon vor zwei Jahren zum Generalmajor ernannt hatte. Der schöne und gescheite Knabe gefiel dem Kaiser ganz außerordentlich. „Weißt du“, sagte er zu seiner

Des Zaren Pläne mit Eugen von Württemberg.

Gemahlin, „daß der drollige Junge mich ganz und gar erobert hat?“ Hinter dieser harmlos klingenden Äußerung barg sich ein übler Anschlag. Das letzte Bedenken, das ihn von der Ausführung seiner düsteren Gedanken bisher noch zurückgehalten hatte, schien ihm beseitigt: jetzt sollte das Strafgericht über seine Familie furchtbar hereinbrechen. Die Kaiserin sollte nach Fort Cholmogor bei Archangelsk, Alexander nach Schlüsselburg und Konstantin, der von der Verschwörung thatsächlich gar nichts wußte, nach der Citadelle von St. Petersburg in Haft gebracht werden. Den Prinzen Eugen wollte er dann zum Thronfolger in Rußland ernennen. Daß er noch zwei jüngere Söhne hatte, das hatte Kaiser Paul dabei, wie es scheint, ganz vergessen. In höchst auffälliger Weise brachte er nun dem jungen Prinzen, den er nie anders als wie „gnädiger Herr“ anredete, seine Huldigungen dar; wiederholt äußerte er, daß er einen „grand coup“ vorhabe. Die Fürstin Gagarin und den Grafen Kutaissow machte er zu seinen Vertrauten. „Binnen kurzem“, raunte er ihnen zu, „werde ich mich gezwungen sehen, Köpfe fallen zu lassen, die mir ehemals teuer waren.“ Zugleich erfuhr man, daß er den brutalen Grafen Araktschejew aus der Verbannung zurückgerufen habe, von dem ein jeder bei Hofe wußte, daß er vor keiner Greuelthat zurückbebe, die der Kaiser ihm befehlen würde.

Alexanders Einwilligung.

Panin hatte auf einige Zeit nach Moskau reisen müssen. Dennoch glaubte Pahlen, da er alsbald von diesen bedrohlichen Äußerungen des Kaisers Kunde erhielt, nicht länger zögern zu dürfen. Er zeigte dem Großfürsten Alexander in dem Prinzen Eugen den künftigen Thronfolger, er teilte ihm die unheimlichen Drohungen des Kaisers mit, welche zu Thaten werden würden, sobald Araktschejew würde angelangt sein. Da gab denn Alexander unter Thränen seine Zustimmung, daß sein Vater zur Abdankung gezwungen würde, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, keinen Frevel gegen das Leben des Kaisers zu unternehmen. Damit begnügte sich Pahlen, obwohl er sich schwerlich darüber unklar war, was es mit einer sogenannten Abdankung des Zaren in Rußland für eine Bewandtnis habe; auch Alexander war dieser Seite der russischen Geschichte schwerlich unkundig. Pahlen schaute jetzt nach einem zugleich unternehmenden und handfesten Manne für alle Eventualitäten aus. In der Person des Generals von **Bennigsen** wurde er gefunden. Hannoveraner von Geburt (geb. 1745), war Bennigsen 1770 in russische Dienste getreten und unter Katharina rasch emporgekommen. Jetzt aber hatte ihm Kaiser Paul in einem Anfalle übler Laune befohlen, aus seinen Augen zu weichen. Indes Subow und Pahlen bewogen ihn, dem kaiserlichen Befehle zum Trotz in St. Petersburg zu bleiben, wo ihn also der Polizeiminister selber schützte. Sobald er hörte, daß der Großfürst Alexander den Absichten der Verschworenen zustimme, erklärte er sich bereit, die Ausführung des Planes in die Hand zu nehmen.

General v. Bennigsen.

Das Hofkonzert am 21. März.

Am Sonnabend den 21. März fand großes Konzert bei Hofe statt. Unaufhörlich wurde in den Pausen, wie es Kaiser Paul angeordnet hatte, Wein herumgereicht. Der Kaiser selbst trank sehr viel. Stets gewohnt, in abenteuerlichen Behauptungen sich zu ergehen, sprach er an diesem Abende, vom Weine erhitzt, erst recht vollkommenen Unsinn und verteidigte ihn höchst leidenschaftlich mit strömendem Redefluß. Zwischendurch aber warf er auf die Kaiserin und seine Söhne so wütende Blicke, fuhr sie mit so drohenden oder wegwerfenden Worten an, daß auch Unbeteiligte sich böser Ahnungen nicht erwehren konnten.

Entschluß zur That.

Es schien unmöglich, jetzt noch länger zu zögern. Und diese Überzeugung wurde dadurch zum Thatbeschluß gefestigt, daß Graf Pahlen bei seiner Audienz am Morgen des 23. März vom Zaren unzweifelhafte Andeutungen erhielt, daß dieser doch anfing auf Grund gewisser ihm zugegangenen Nachrichten Verdacht zu schöpfen. Er zeigte sich nicht im mindesten überrascht, weil er schon wegen gewisser Dinge im Hinterhalt liege, und vertröstete den Zaren auf den nächsten Morgen; da werde er ganz Positives zu berichten wissen. Zar Paul war mit seinem Polizeiminister zufrieden, gab ihm schriftlich Vollmacht, jedermann, und sei es einen der Großfürsten oder die Kaiserin, zu verhaften, und entließ ihn seelenvergnügt. Sofort teilte Pahlen den übrigen Verschworenen seine Erlebnisse mit und so beschloß man, noch dieselbe Nacht den Zaren zu beseitigen.

198. Alexander I., Kaiser von Rußland.

Nach dem Original von H. Grevedon gestochen von C. Motte.

Am Abend lud General Talisin eine große Anzahl der Verschworenen zu sich ein, namentlich solche Offiziere, die kürzlich harte oder beschimpfende Strafen durch den Kaiser zudiktiert erhalten hatten. Auch Pahlen und Bennigsen waren zugegen, tranken aber wenig, während besonders den jüngeren Offizieren stark eingeschenkt wurde. Der Senator Troschinsky entwarf ein Manifest, durch welches dem Volke angekündigt werden sollte, daß der Kaiser krankheitshalber den Großfürsten Alexander zum Mitregenten angenommen habe. Würde er sich weigern, dies zu unterschreiben, so war man entschlossen, Gewalt anzuwenden und ihn nötigenfalls nach der Festung Schlüsselburg zu schaffen. Platon Subow und Bennigsen übernahmen es, diese Sache persönlich mit Kaiser Paul abzumachen, Pahlen wollte unterdessen mit den Semenowschen Grenadieren, die sich mittlerweile in dem Talisinschen Hause versammelt hatten, für die Sicherheit der Verschworenen nach außen Sorge tragen. „Was soll aber geschehen", fragte ein junger Leutnant, „wenn der Kaiser sich thatsächlich zur Wehr setzt?" „Wenn man einen Eierkuchen machen will, muß man die Eier zerschlagen!" antwortete Pahlen und stieg die Treppe hinab. Ihm nach stürmten die Offiziere, aufgeregt, die meisten halbberauscht. Versammlung der Verschworenen.



Digitized by Google

Die Katastrophe.

Kaiser Paul bewohnte damals mit seiner Familie den Michailowschen Palast, ein wunderliches, festungsartiges Gebäude, mit einem Wassergraben umgeben, das der Kaiser nach seinen eignen Ideen hatte ausführen lassen. Allein Archimakow, der Generaladjutant des Kaisers, der an dem Tage den Dienst bei ihm hatte und ebenfalls zur Verschwörung gehörte, kannte alle Gänge und Treppen; er ging voran; doch der Kammerkosak, der im Vorzimmer des kaiserlichen Schlafgemachs die Wache hatte, sperrte mit seinem Leibe die Thür. Einer der Offiziere schlug ihn mit einem Stocke über den Kopf, daß er mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte. Rasch öffnete Bennigsen die Thür zu des Kaisers Schlafzimmer und trat mit Subow und vier Offizieren ein. Hinter einem Schirm brannte eine Nachtlampe. Subow trat auf das Bett des Kaisers zu: es war leer. Durch den Lärm im Vorzimmer aufgeschreckt, war der Kaiser aufgesprungen und hatte sich, nur mit Hemd, Nachtjacke und Nachtmütze bekleidet, hinter einem Bettschirm rasch verborgen.

Mit gezücktem Degen traten Subow und Bennigsen auf ihn zu. „Sire", rief Bennigsen, „Sie sind arretiert!" Aber der Kaiser wandte sich an Subow. „Was fällt dir ein, Platon Alexandrowitsch?" fragte er mehr überrascht als drohend. Da brachte ein Offizier Subow die Meldung, daß die Schloßwache sich sehr widerspenstig zeige und Pahlen noch nicht komme, worauf der Fürst sofort davoneilte. „Sire, Sie sind arretiert!" wiederholte Bennigsen. Aber der Kaiser, ohne ihm zu antworten, suchte in das Nebenzimmer zu entschlüpfen, wo die Degen der im Arrest befindlichen Offiziere aufbewahrt wurden. Rasch vertrat ihm Bennigsen den Weg und schloß die Thür zu. Das ganze Schlafzimmer hatte sich unterdessen mit den Offizieren angefüllt, welche vorher bei dem unbedachten Lärm davongelaufen waren. Der Kaiser drang auf den dichten Haufen ein. „Arretiert!" schrie er, „was heißt das, arretiert?" Man stieß ihn zurück. „Bleiben Sie ruhig, Sire", mahnte Bennigsen, „es handelt sich um Ihr Leben!" Aber der Kaiser achtete nicht auf ihn. „Arretiert?" schrie er laut, „arretiert? Was heißt das?" und versuchte mit Gewalt sich einen Weg durch die lärmenden, drängenden, halbberauschten Offiziere zu bahnen, ein wildes Handgemenge entstand, der Bettschirm stürzte um: die Nachtlampe beleuchtete hell die schreckliche Szene. Ein junger Offizier rief wütend dem Kaiser zu: „Schon seit vier Jahren hätte man ein Ende mit dir machen sollen!" „Was habe ich denn gethan?" fragte atemlos der Thür zudrängend der Kaiser.

Da erdröhnten aus dem Korridor her die festen Schritte der Soldaten. Sofort stürzten die meisten von den Verschworenen auf die Thür zu; aber Bennigsen, in die Thür springend, schrie ihnen zu: „Ich stoße jeden nieder, der die Flucht versucht. Jetzt ist nicht mehr Zeit zurückzutreten!" Mit lauter Stimme rief der Kaiser jetzt unablässig um Hilfe, während er sich von den Offizieren, die ihn festhielten, mit aller Anstrengung loszureißen suchte. Immer wütender wurde das Handgemenge. Jetzt erst ging vorsichtig Bennigsen, dem jungen Fürsten Jaschwil die Bewachung des Kaisers anbefehlend, hinaus, um, wie er sagte, die Aufstellung der Wachen zu besorgen.

Mit verzweifelter Energie suchte sich der Kaiser von Jaschwil zu befreien; im Ringen stürzten beide zu Boden. Da riß sich der Gardekapitän Skarätin die Schärpe ab und schlang sie dem unglücklichen Monarchen um den Hals; andre Offiziere stürzten hinzudrängend über die Ringenden: der Kaiser war tot, erdrückt und erdrosselt. Die ferner Stehenden bemerkten nicht einmal, was geschehen war.

In diesem Augenblicke trat Bennigsen wieder ein. „Es ist vorbei!" rief ihm ein Offizier zu; er stieß ihn zurück und schrie laut: „Halt! halt!" in die wüste Menge hinein. Als er sich überzeugt hatte, daß kein Leben mehr in dem Kaiser war, ließ er die Lakaien herbeirufen — der Kaiser wäre plötzlich am Schlage gestorben, sagte er ihnen — und sie den entseelten Körper in Uniform kleiden und auf das Bett legen. Es war eine Abteilung des Semenowschen Regimentes, welche die Verschworenen in so plötzlichen Schrecken versetzt hatte: jetzt standen die Grenadiere im Vorzimmer als Schutzwache der Mörder.

Pahlen hatte sich während der entscheidenden Viertelstunde arglistig zurückgehalten: er wollte, wenn der Anschlag doch vielleicht mißlänge, auf der Stelle den Großfürsten Alexander mitsamt den Verschworenen verhaften und dann als Retter vor den Kaiser Paul hintreten. Jetzt ließ er sich zur Kaiserin senden, um ihr das Geschehene anzuzeigen.

Alexander Zar.

Auf dem Schloßhofe stand Subow, der die Schloßwache hatte antreten lassen. Bei ihm befand sich der Großfürst Alexander. Er hatte soeben das Manifest unterschrieben, durch welches er dem russischen Volke die Übernahme der Mitregentschaft anzeigte. Subow forderte die Soldaten auf, dem „Kaiser Alexander" ein Hurra darzubringen: aber die Grenadiere weigerten sich dessen. Da brachte ein Offizier, von Bennigsen gesandt, die Meldung, daß Kaiser Paul tot wäre. Der junge Großfürst wurde auf das tiefste erschüttert; außer sich vor Schmerz, der Thränen nicht Herr, stand er da, während jetzt die Schloßwache willig den Kaiser hochleben ließ. Sein Bruder Konstantin trat zu ihm, nicht weniger erschreckt, wie er selber; beide begaben sich in die Kapelle des Winterpalastes zu dem Gottesdienst für Sterbende, den Alexander

angeordnet hatte. Hier nahm der junge Kaiser, bleich, mit aufgelöstem Haar, in nachlässiger Kleidung, den Treueschwur der höchsten Beamten und der Generale, wie sie allmählich eintrafen, entgegen.

Es ist, trotz der Wichtigkeit des ganzen Vorganges, doch natürlich, daß die Berichte über das furchtbare Ende des Zaren Paul verschieden lauten. Eine andre Nachricht, als die vorstehend gegebene, läßt erst den Fürsten Subow die Abdankungsurkunde verlesen; ihm sekundiert dann Bennigsen, der zur Unterschrift dringend rät; natürlich fügt sich der Kaiser nicht, und nun beginnt man von allen Seiten auf ihn loszuschlagen, bis er endlich mit der Schärpe erwürgt wird. Dann weckt Pahlen den Großfürsten Alexander mit der Nachricht, daß sein Vater soeben am Schlagfluß verstorben sei und mahnt ihn, die Huldigung der Garden entgegenzunehmen, ehe jemand anders ihm zuvorkommen könne.

Enttäuschung der Kaiserin.

Die Kaiserin Maria geriet über Pahlens Meldung in den leidenschaftlichsten Zorn und begab sich sofort zu Alexanders Gemahlin, der sanften Großfürstin Elisabeth, einer badischen Prinzessin. Hier erschien Bennigsen bei ihr und forderte sie im Namen des Kaisers Alexander auf, sich zur Huldigung in den Winterpalast zu begeben. „Wer ist Kaiser? Wer nennt Alexander Kaiser?“ fragte sie voll Zorn. „Die Stimme der Nation!“ erwiderte Bennigsen mit Entschiedenheit. Auf ihr wiederholtes, dringendes Verlangen zur Leiche ihres Gemahls geführt, schnitt sie sich von dem Haupte dessen, der noch vor wenig Stunden ihr und ihrer Kinder Freiheit und Leben bedroht hatte, eine Locke ab, kleidete sich in tiefe Trauer und begab sich dann in den Winterpalast, sichtlich von der Hoffnung bewegt, daß unterwegs die Volksmenge sich für sie erheben würde. Allein nichts von dem, was die Kurakins ihr vorgespiegelt hatten, geschah; vielmehr sah sie allenthalben Szenen lauter Freude. Die Leute begrüßten sich gegenseitig wie nach einer langen Trennung; man umarmte sich, man wünschte sich Glück, als sei man einer drohenden Gefahr entronnen. Aber für die Kaiserin erhob sich keine Stimme.

Die Mörder Pauls.

Alle jene Offiziere, welche bei der Ermordung Kaiser Pauls beteiligt gewesen waren, verbannte Alexander sofort aus St. Petersburg; nach wenig Monaten entfernte er auch Pahlen und Subow aus seiner Nähe. Nur Bennigsen stieg bei ihm, vornehmlich, weil er der herrschbegierigen Kaiserin-Witwe mit Festigkeit entgegengetreten war, zu hohen Ehren. Unverzüglich wurden die Opfer Pauls aus der Verbannung, aus Sibirien, aus den Festungen zurückgerufen.

## Bonapartes Pläne auf Portugal. Der Verlust von Ägypten.

Rußland verständigt sich mit England.

In Paris machte Kolytschew, der russische Botschafter, dem Ersten Konsul die Meldung von dem Ableben Kaiser Pauls. Bestürzt sprang Bonaparte vom Stuhl auf: mit *einem* Blick standen die Folgen vor seiner Seele, die das unselige Ereignis für ihn haben mußte. Die ganze Lage Europas war dadurch mit einem Schlage eine andre geworden, und nicht zum Vorteile Frankreichs. Mit *England* verständigte sich Rußland zunächst in einem billigen Vergleiche, der Rücksicht auf die sehr berechtigten Forderungen des Neutralitätsvertrages nahm: es gewährte den Engländern das Recht, die russischen Handelsschiffe, selbst wenn diese unter dem Geleite eines Kriegsschiffes führen, auf Kriegskonterbande zu untersuchen, wogegen England versprach, nichts andres als Waffen, Munition und wirkliches Kriegsgerät als Konterbande ansehen zu wollen. Am 17. Juni 1801 wurde der Vertrag unterzeichnet, der den Frieden in der Ostsee wiederherstellte. Damit wurde der Bund der neutralen Mächte hinfällig, in welchem Frankreich bisher eine nicht unwesentliche Unterstützung gehabt hatte. Der Heereszug Knorrings nach Indien unterblieb; auch Preußen begann allmählich seine Truppen aus Hannover wieder zurückzuziehen.

Rußland verzichtet auf Malta.

Nicht minder folgenreich war es, daß Alexander auf das Großmeistertum des Johanniterordens und damit auf den Besitz der Insel Malta Verzicht leistete. So schwand denn auch dieser Streitpunkt zwischen Rußland und England zusammen, das die Insel Malta nicht herausgeben wollte, weil es damit in wirksamster Weise die Franzosen in dem Besitze Ägyptens bedrohen konnte. Ägypten aber war England entschlossen den Franzosen nicht zu lassen; denn sein Besitz wog schwerer als der aller Eroberungen, welche England während des ganzen Krieges gemacht hatte.

Bonapartes Pläne auf Portugal.

Seit dem 21. März 1801 stand Frankreich mit England durch den Kommissar Otto, der schon seit Jahren mit der Sorge für die französischen Kriegsgefangenen betraut war, entsprechend den Friedensanerbietungen des neuen Kabinetts, in geheimen

199. Manuel de Godoy, „der Friedensfürst."
Nach dem Originale von J. Beraton gestochen von M. S. Carmona.

Unterhandlungen. Die russischen Vorgänge zogen einen dicken Strich durch des Konsuls Rechnung. Auch Ägypten, dessen er doch so sehr als Ausgleichsgewichts bedurfte, wurde unhaltbar. Es mußte England irgend wie gefesselt werden. Bonaparte faßte daher einen andern Plan: er gedachte sich des ältesten Bundesgenossen, den England hatte, Portugals, zu bemächtigen, um dies Land auch mit in die Wage werfen zu können. An dem Ausgange daher, den die französische Unternehmung gegen Portugal und die schon von Pitt eingeleitete englische gegen Ägypten haben würde, hing die Entscheidung über den Abschluß des Friedens zwischen England und Frankreich.

Spanien.

Schon Anfang 1798 hatte sich das Direktorium mit dem Gedanken getragen, Spanien zu einem Einfalle in Portugal zu veranlassen, um dadurch auf England ein-

zuwirken. Augereau war deswegen an die spanische Grenze geschickt worden. Allein Spanien hatte sich durchaus ablehnend verhalten, und das Direktorium hatte nichts weiter erreichen können, als daß der damals alles leitende spanische Minister Godoy, weil er als ein Widersacher Frankreichs erschien, seines Amtes enthoben wurde. Seitdem wartete Godoy begierig auf eine Gelegenheit, sich wieder zu seiner früheren Höhe emporzuschwingen.

Manuel Godoy.

Don Manuel Godoy war am 12. Mai 1767 zu Badajoz in der Provinz Estremadura geboren. Sein Vater war ein verarmter Edelmann von geringem, aber altem Adel, der seine Söhne durch geistliche Hauslehrer erziehen ließ. So nur mit sehr mäßiger Bildung ausgestattet, trat Manuel, ein ungewöhnlich schöner und stattlicher Jüngling, 1784 als Offizier in die königliche Garde ein, nicht lange nach seinem älteren Bruder, mit dem er in der Kaserne der Leibgarde zusammenwohnte. Sehr bald zog er die Augen des Königs Karl IV. auf sich und noch vielmehr die der Königin Marie Luise. Die vierzigjährige Königin gab sich mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit dem Gardeleutnant hin, so daß Manuel, da auch der König ihn sehr angenehm fand und überhaupt niemals den Wünschen seiner Gemahlin entgegen zu sein wagte, in kurzem eine überaus wichtige Persönlichkeit bei Hofe wurde. Ja die Huld des Königspaares ging so weit, daß sie den ganz unerfahrenen jungen Offizier am 16. November 1792 als Premierminister an die Spitze der Regierung Spaniens stellten.

Bald gab es keine Würde und Auszeichnung, die ihm nicht zu teil geworden wäre. Er wurde zum Herzoge von Alcudia und, nachdem er 1795 den Abschluß des Friedens mit Frankreich vermittelt hatte, zum Friedensfürsten ernannt, obgleich noch niemals sonst ein Spanier den Fürstentitel erhalten hatte. Als Fürst hatte er den Rang der königlichen Prinzen; er erhielt eine eigne Leibgarde, er wurde Großadmiral und Protektor des Handels und der Kolonien. Königliche Domänen wurden ihm geschenkt; allein seine ausschweifende Prachtliebe und unsinnige Verschwendung trieben ihn daneben zu Börsenspekulationen und zu einem förmlichen Handel mit den Ämtern und Würden des Königreichs. Endlich wurde er sogar in die königliche Familie aufgenommen; obgleich schon seit Jahren mit Pepa Todo, seiner früheren Mätresse, verheiratet, vermählte er sich auf den Wunsch der Königin mit ihrer schönen Nichte, der Infantin Maria Theresia von Bourbon, und der Patriarch von Indien war weitherzig genug, die neue bigamische Ehe einzusegnen. So blieb er immer noch ein sehr einflußreicher Mann bei Hofe, auch nachdem er auf das Drängen des Direktoriums die Leitung der Regierung an Saavedra hatte abgeben müssen. Als aber auf diesen Don Mariano Luis de Urquijo folgte, machte es dem Friedensfürsten doch schwere Sorgen zu bemerken, mit wie sichtlichem Wohlgefallen die Königin auch diesem recht stattlichen Manne begegnete. Sobald daher der Erste Konsul von neuem Anknüpfung mit Spanien suchte, bot sich ihm mit der äußersten Beflissenheit der Friedensfürst an, um an Bonaparte einen Rückhalt gegen Urquijo zu gewinnen.

Godoys Wiedereinsetzung. Der Vertrag mit Frankreich.

Bonaparte ging auf dies Entgegenkommen ein: Urquijo wurde gestürzt und nach Pampelona verbannt, und Godoy zum Generalissimus der spanischen Armee und zum „Oberberater" des Königs erhoben; er übernahm es, das Unternehmen gegen Portugal in Bonapartes Sinne ins Werk zu setzen. Freilich hatte der Erste Konsul auch die Königin, eine parmesanische Prinzessin, dadurch völlig gewonnen, daß er den Herzog von Parma, ihren Bruder, zum Könige von Etrurien erhob. Hiergegen kam in den Augen der Königin nicht in Betracht, daß Spanien dafür die Kolonie Louisiana und einige Kriegsschiffe an Frankreich abtreten mußte. Es kam am 29. Januar 1801 ein Vertrag zwischen Frankreich und Spanien zustande, worin sich dieses verpflichtete, an Portugal den Krieg zu erklären, wenn es sich nicht binnen vierzehn Tagen von England völlig lossage und einwillige, den vierten Teil seiner Provinzen in der Hand Spaniens zu lassen, bis England Malta, Menorca und Trinidad geräumt haben würde. Für den Kriegsfall wurde Spanien ein französisches Hilfskorps von 15000 Mann, das Bonapartes Schwager Leclerc über die Pyrenäen führen sollte, zugesagt.

Portugal.

In Portugal führte für die wahnsinnige Königin Maria ihr Sohn Johann als Prinzregent die Regierung. Vermählt mit der Infantin Carlota, der Tochter des spanischen Königspaares, mochte er nicht recht an den Ernst des angedrohten Angriffes glauben und wies die Forderungen der verbündeten Gegner zurück.

Krieg mit Portugal.

Nicht anders hatte es der Friedensfürst erwartet. Mit großer Anstrengung, bei der völligen Zerrüttung der spanischen Finanzen, wurde ein Heer von 40000 Mann

auf die Beine gebracht, dessen Anführung mit großem Pompe am 20. Mai 1801 Godoy übernahm. Die portugiesische Grenzfestung Elvas fiel nach geringer Gegenwehr. Jetzt erschien auch das spanische Königspaar bei der Armee, um auf Godoys Einladung an dem Triumphe teilzunehmen. In einer mit Laubwerk geschmückten Sänfte wurde wie eine Siegesgöttin die fünfzigjährige Königin einhergetragen; zur Seite als Paladin ritt der Friedensfürst und bot als Trophäen der Königin Orangen an, welche auf dem Glacis von Elvas gepflückt waren. Man sprach darum spottweise von dem „Pommeranzenkrieg".

Friede mit Portugal.

Nach einigen Scharmützeln bei Arronches und Flor de Rosa gingen die Portugiesen, der spanischen Übermacht bei weitem nicht gewachsen, über den Tajo zurück und überließen die Provinz Alemtejo den Siegern. Portugal fühlte sich überwunden. Der Prinzregent sandte den Minister Pinto nach Badajoz zu König Karl, um Frieden zu schließen; und Godoy, der Generalissimus, war es gerade, der bei dem Könige den eifrigsten Fürsprecher des Friedens machte. Denn er sah voraus, daß, wenn mit dem Abschlusse bis zum Eintreffen Leclercs gewartet würde, von dem Glanze der Rolle, die er jetzt spielte, nicht viel übrig bleiben würde. Überdies befand sich ja Lucian Bonaparte, der Gesandte des Ersten Konsuls, in Badajoz. So kam denn schon am 6. Juni der Friedensschluß zustande: Portugal verpflichtete sich, seine Häfen den englischen Schiffen zu verschließen, an Spanien den kleinen Bezirk von Olivenza abzutreten und an Frankreich 15 Millionen Frank Kriegskontribution zu bezahlen. Pinto war mit allem einverstanden; auch Lucian, der offenbar die hohen Intentionen seines Bruders nicht völlig kannte, hielt nach gewöhnlichem staatsmännischen Einsehen die Bedingungen für sehr annehmbar und unterzeichnete in Frankreichs Namen den Vertrag, worauf ungesäumt die spanischen Truppen über die Grenze zurückkehrten.

Bonapartes Zorn.

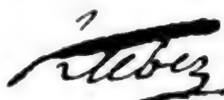
„Noch nie hat meine Regierung ein solches Mißgeschick betroffen", rief der Erste Konsul zornig aus, als er von dem Abschlusse des Friedens die Nachricht erhielt: so sehr durchkreuzte er seine Pläne. Er befahl dem Friedensfürsten kurzweg den Vertrag von Badajoz zu zerreißen. Allein Godoy befand sich augenblicklich auf der Höhe der Situation und erklärte den Frieden für unverletzlich, ja er verlangte sogar den sofortigen Abmarsch der französischen Truppen aus Spanien und Etrurien. „Die katholischen Majestäten scheinen es müde zu sein auf ihren Thronen zu sitzen", antwortete Bonaparte dem spanischen Gesandten, der ihm die dreiste Antwort des Friedensfürsten überbracht hatte. Doch war seine Lage, wie Godoy wohl wußte, nicht der Art, daß er etwas Ernstliches gegen das halsstarrige Spanien hätte unternehmen können. Er ließ also die Sache für den Augenblick auf sich beruhen, nur das Truppenkorps Leclercs bekam Befehl, bei Salamanca stehen zu bleiben.

Der Vertrag von El Arisch (1800).

Es war die Sorge um Ägypten, welche den Ersten Konsul ganz in Anspruch nahm. Mit tiefster Entrüstung hatte Kleber im August 1799, der schriftlichen Weisung Bonapartes gehorchend, die hoffnungslose Sache des Oberbefehls in Ägypten übernommen. Er gab seinen Empfindungen sehr kräftigen Ausdruck in einem Berichte an das Direktorium, den er wegen der Unsicherheit des Meeres in zwei Exemplaren auf verschiedenen Wegen nach Frankreich sandte. Es war ein Glück für den soeben abgefahrenen Bonaparte, daß keiner dieser wahrheitsgetreu geschriebenen Berichte nach Frankreich gelangte; der eine fiel aber den Engländern in die Hände. Dann machte Kleber dem wegen seiner Aussichtslosigkeit verbrecherischen Blutvergießen dadurch ein Ende, daß er, durch den Anmarsch eines neuen türkischen Heeres unter dem Großwesir beunruhigt, mit Sir Sidney Smith am 20. Januar 1800 zu El Arisch einen Vertrag abschloß, durch welchen er allen Franzosen in Ägypten freien Abzug auf englischen Schiffen nach Toulon sicherte.

Gerade nun that aber das den Engländern in die Hände gefallene Exemplar seines Berichts Wirkung: sie lasen darin von der bis auf 15000 gesunkenen Zahl der kampffähigen Soldaten, von dem Mangel an den nötigsten Kriegsbedürfnissen, von der Zwietracht, die zwischen den Regimentern der früheren rheinischen und der früheren italienischen Armee in alles zerrüttender Weise ausgebrochen war, und gewannen aus alledem die Ansicht, daß sich die Franzosen unmöglich noch lange in Ägypten würden halten können. Infolgedessen wiesen sie die Bestätigung des Vertrages von El Arisch England und der Vertrag von El Arisch.

200. Jean Baptiste Kleber.
Nach einem Kupferstiche.




zurück und verlangten, zumal der Großwesir schon bis Gaza mit seinem Heere vorgerückt war, daß die ganze französische Armee die Waffen strecke. „Auf solche Unverschämtheiten“, rief Kleber seinen Soldaten zu, „kann man nur durch Siege antworten: macht euch zum Kampfe bereit!“

Es war bei den Ruinen von Heliopolis, wo Kleber am 20. März 1800 mit 12000 Mann auf die vierfache Überzahl der Türken traf, während hinter ihm sich Kairo in offener Empörung erhob. Aber wie Spreu stoben die wenig disziplinierten Banden des Großwesirs vor den Bajonetten der tapferen Ungläubigen auseinander, und die Hauptstadt mußte sich von neuem dem Sieger unterwerfen. Kleber war wieder Herr des Landes; und Murad, der Mamlukenbei, anerkannte jetzt willig die Oberherrschaft Frankreichs. Es begann für Kleber eine Zeit rühriger Friedensarbeit, um die Kolonie zu organisieren und zugleich freundlichere Beziehungen zu den Türken zu gewinnen: aber mitten in diesem ersprießlichen Wirken traf den wackeren Mann im Schlacht bei Heliopolis (1800).

Ermordung Klebers.

Garten seines Palastes zu Kairo — am Tage des Sieges von Marengo — der meuchlerische Dolch eines fanatischen Muselmans. So endete von Mörderhand der letzte jener Generale der Revolution, die nicht bloß Soldaten, sondern Mitgenossen aller Ideen ihrer Zeit waren, voll regen Anteiles an ihren großen, ehrgeizigen Bestrebungen: ein Mann von kriegerischer Tüchtigkeit nicht weniger als von sittlicher Lauterkeit und stolzem Unabhängigkeitssinne, der es verachtete, etwa um den Preis eines Marschallstabes, sich vor einem zu beugen, der eben noch seinesgleichen gewesen war.

Auf das Geschrei des Architekten Protain, der sich in der Begleitung Klebers befand und ebenfalls einen Dolchstoß empfangen hatte, eilten französische Soldaten herbei und trugen ihren sterbenden General in den Palast. Hinter einem Schutthaufen versteckt fanden andre den Mörder. Es war ein junger Mensch aus Aleppo, Namens Suleiman. Er hatte in der Moschee El Azhar in Kairo seine theologischen Studien gemacht, war dann in Mekka und Medina gewesen und befand sich gerade in Palästina, als die Trümmer der geschlagenen Armee des Großwesirs hindurch flüchteten. Die klägliche Erscheinung seiner besiegten Glaubensbrüder, ihre Verzweiflung, die Einflüsterungen des Janitscharenagas versetzten Suleimans bewegliche Einbildungskraft in krankhafte Erregung: er erbot sich, den siegreichen Sultan der Franken (Kleber) zu ermorden. Man gab ihm ein Dromedar und Geld: so gelangte er über Gaza nach Ägypten zurück. Mehrere Wochen lang lebte er in eifrigen Religionsübungen in jener Moschee, mit deren Vorsteher er offen seinen Plan besprach. Sie glaubten nicht an das Gelingen desselben, thaten jedoch nichts, den fanatisch Aufgeregten zurückzuhalten; noch weniger warnten sie den bedrohten General. Mehrere Tage hindurch suchte Suleiman vergeblich eine Gelegenheit, sich Kleber zu nähern. Endlich schlich er sich in den Garten des Generals und verbarg sich in einer Cisterne. Im Gespräch mit Protain sah er den General kommen; in der Haltung eines Bettlers ging er dem Arglosen langsam entgegen: dann warf er sich auf ihn und stieß ihm den Dolch mehrmals hintereinander ins Herz. Suleiman hatte den Tod verdient; er empfing ihn in grausigster Art. Nach Landessitte wurde er gepfählt; auch den Vorstehern der Moschee El Azhar wurde der Kopf abgeschlagen.

Menou Oberbefehlshaber.

Nach dem Dienstalter ging der Oberbefehl in Ägypten auf den General Menou über: er hätte nicht leicht in ungeeignetere Hände kommen können. Menou war der vollkommene Gegensatz zu Kleber, auch in der persönlichen Erscheinung; er war klein, hatte einen Schmeerbauch, war kurzsichtig und ein ungeschickter Reiter. Es fehlte ihm ebenso sehr an Erfahrung und Feldherrnblick wie an Entschlossenheit. Sein großes Ziel war, die Verschmelzung der Araber und Türken mit den Franzosen zu bewirken; darum begann er damit, daß er selbst zum Islam übertrat, sich Abdallah Menou nannte und eine Türkin heiratete. Um dieses Eifers für die innere Befestigung der Kolonie willen bestätigte ihn der Erste Konsul in seiner hohen Stellung, ohne ihm doch damit das Ansehen geben zu können, dessen der Obergeneral vor allem bedurfte. Was nützte es, daß durch Menous Bemühungen das Soldatenbrot etwas weißer wurde, wenn dagegen die alten Parteiungen wieder auflebten und die Generale ihrem mißachteten Haupte mit Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit begegneten? Und dies zu einer Zeit, wo zugleich die ernstesten Gefahren von außen die schwankende Kolonie bedrohten.

Die Engländer in Indien

Im Jahre 1799 war der Marquis Arthur Wellesley, ein Universitätsfreund Pitts, nach Indien gesandt worden, um Tippu Sahib, den Sultan von Meissor und Verbündeten Bonapartes, zu bändigen. Er verlangte von dem unternehmungslustigen Sultan von Meissor als Unterpfand seiner guten Gesinnung gegen England die Entwaffnung seiner Armee und die Aufnahme einer englischen Besatzung in seine Reichshauptstadt. Tippu Sahib sah die einfache Bescheidenheit dieser Forderung nicht ein und gab eine trotzig abweisende Antwort. Sofort rückte Wellesley in das Reich von Meissor ein und erstürmte Seringapatnam. Tippu fiel wie ein Löwe kämpfend auf den Wällen der Hauptstadt; sein Land nahmen die Engländer in Besitz. Damit hatten sie ihrer indischen Herrschaft eine sichere Grundlage gegeben, und Pitt bestimmte demzufolge, daß General Baird 7000 Mann von der indischen Armee über das Rote Meer nach der Ostküste Ägyptens führen solle zur Unterstützung des Hauptangriffes, welcher gegen die Nilmündungen geplant war.

Digitized by Google

Digitized by Google

201. Die Schlacht bei den Ruinen von Heliopolis am 20. März 1800. Nach dem Kupferstiche von Bovinet. (Zu S. 508.)

Das englische Heer in Makri.

Für diesen Frontangriff waren 18000 Hessen, Schweizer, Neapolitaner und Malteser, von englischen Offizieren angeführt, zu Makri in Kleinasien versammelt, um von der englischen Flotte unter Lord Keith ehestens nach Ägypten hinübergeführt zu werden. Den Oberbefehl über sie führte Sir Ralph Abercromby. Ihnen sollten sich 6000 Albanesen unter dem Kapudan Pascha anschließen, während zugleich der Großwesir in Palästina die Reste seines geschlagenen Heeres wieder sammelte und durch neuen Zuzug verstärkte.

Vergebens versuchte der französische Admiral Gantheaume dieser drohenden Gefahr gegenüber eine Flotte mit frischen Truppen und Vorräten nach Alexandrien zu bringen. Mutig genug durchbrach er die englische Blockade des Hafens von Brest und gelangte glücklich durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer. Hier aber hörte er so viel von englischen Kreuzern, daß er in ängstlicher Vorsicht statt nach Alexandrien nach Toulon steuerte, um dort einen günstigen Zeitpunkt für die Weiterfahrt abzuwarten.

Landung der Engländer bei Abukir.

Und doch vertrug die Lage der Franzosen in Ägypten nicht die geringste Zögerung mehr. Menou hatte die französischen Truppen durch das ganze Land hin verzettelt; er selbst stand mit der Hauptmacht in Kairo; die Küste aber war nur durch schwache Korps gedeckt. Anfang März 1801 erschien auf der Reede von Abukir die englische Flotte, 70 Segel stark. — Stürmisches Wetter verzögerte die Landung und gab den Franzosen Zeit sich zu sammeln: allein Menou blieb ruhig in Kairo. Am 8. März ließ Lord Keith 320 Schaluppen mit 5000 Mann Landungstruppen ins Meer hinab. Die Soldaten lagen platt auf dem Boden der Boote, die englischen Matrosen aber standen kühn aufrecht und ruderten mit aller Kraft dem Gewehrfeuer der Franzosen, welche die sandige Küste besetzt hatten, entgegen. Mancher stürzte getroffen über Bord, aber augenblicklich trat ein andrer an seine Stelle. Sobald aber der Kiel des Bootes aufstieß, sprangen die Soldaten empor, stürzten sich ins Meer und stürmten zum Ufer empor. Wohl empfangen die Franzosen sie mit mörderischen Kartätschenschüssen oder werfen sie mit gefälltem Bajonette zurück: indes die dreifache Überzahl siegt, General Friant wird gezwungen, sich unter die Mauern von Alexandrien zurückzuziehen.

Die Schlacht bei den Ruinen von Canopus.

Unverzüglich ging Abercromby jetzt daran, sein ganzes Korps auszuschiffen. Allein der Strand bildete bei Abukir nur eine lange Sandbank, hinter welcher die Seen Madieh und Mareotis liegen; nur durch einen langen Damm, der zwischen diesen Seen hindurch nach Ramanieh führt, hängt sie mit dem Binnenlande zusammen. Langsam wateten die Engländer durch den Dünensand vorwärts, als sich am Anfange des Dammes nochmals Friant, verstärkt durch Lanusse, ihnen entgegenwarf. Wiederum mußten die Franzosen der Übermacht weichen. Jetzt endlich setzte sich Menou von Kairo in Bewegung. Die Engländer indes zogen ihm nicht entgegen, sondern erwarteten ihn bei den Ruinen des alten Canopus auf jenem Sandrücken, über dessen ganze Breite sie sich verschanzt hatten. Kanonenboote deckten ihren rechten Flügel. Gegen diesen richtete Menou am 21. März vor Tagesanbruch seinen Angriff, während Reynier von ihm den Auftrag erhielt, den linken Flügel der Feinde am Mareotissee durch ein Scheinmanöver zu beschäftigen. Mit der größten Tapferkeit wurde auf beiden Seiten gekämpft; Lanusse fiel, auch Abercromby wurde tödlich verwundet auf ein englisches Schiff gebracht. Dennoch vermochte Menou, da er es nicht verstand, Reynier im rechten Augenblicke in die Schlacht kräftig eingreifen zu lassen, die Engländer weder zurückzudrängen, noch weniger sie zum Wiedereinschiffen zu zwingen. Er ging mit seiner entmutigten Armee nach Alexandrien zurück, vor dessen Thoren er sich verschanzte, sehnsüchtig nach Gantheaume ausschauend.

Hutchinson indessen, Abercrombys Nachfolger, blieb nicht müßig; er eroberte das Fort Abukir, bemächtigte sich der Rosettemündung des Nils und entsandte ein Korps, während englische Kanonenboote den Nil hinaufsegelten, gegen Kairo. Dorthin rückte auch der Großwesir auf der Straße von Belbeis mit mehr als 25000 Türken vor. General Belliard, der Kommandant von Kairo, hielt sich mit seinen 7000 Franzosen für viel zu schwach, einer solchen Streitmacht zu widerstehen. Auf Entsatz durch Menou durfte er nicht hoffen, da Hutchinson diesen mit seiner Hauptmacht in Alexandrien gefesselt hielt: er entschloß sich zu kapitulieren. Sehr bereitwillig gingen die Engländer darauf ein und bewilligten Belliard mit seinem ganzen Korps freien Abzug. Auf englischen Schiffen sollten sie mit Waffen, Gepäck, Pferden und Geschützen nach Frankreich hinübergeschafft werden; selbst wer Grundstücke besaß, durfte sie verkaufen, denn den ganzen Besitz mitzunehmen, war ausbedungen. Belliards Kapitulation.

Um so übler wurde jetzt die Lage Menous in Alexandrien, ungeteilt konnten sich jetzt die Feinde gegen ihn wenden. Ganz Ägypten, mit alleiniger Ausnahme der Stadt Alexandrien, war den Franzosen entrissen. Damit wurde die Verproviantierung der Belagerten sehr schwierig; zwar brachten noch die Araber, vom Gewinn angelockt, Fleisch, Milch und Getreide in die Stadt, aber doch nicht für die Bedürfnisse der Soldaten ausreichend. Um aber auch dieser geringen Zufuhr zu wehren, ließ Hutchinson den Damm nach Ramanieh durchstechen; der See Madieh ergoß seine Fluten in den halb ausgetrockneten Mareotis: Alexandrien war mit einer ununterbrochenen weiten Wasserfläche umgeben, ein Gürtel von Kanonenbooten legte sich auf dieser um die Stadt. Es fragte sich nur, wie viel Tage, höchstens Wochen, noch der Rest des französischen Heeres in Alexandrien im stande sein würde, den Engländern und dem Hunger zu widerstehen. Denn Entrinnen und Entsatz: beides war unmöglich. Menous Lage in Alexandria.

Zwar entschloß sich Gantheaume, endlich den Versuch zu machen, mit einem kleinen Hilfskorps an Bord — Hieronymus Bonaparte, des Ersten Konsuls jüngster Bruder, befand sich darunter — nach Ägypten zu gelangen. Wirklich erreichte er die afrikanische Küste bei dem Städtchen Derne, einige Tagemärsche westlich von Alexandrien, und versuchte zu landen. Die Anker wurden ausgeworfen, die Schaluppen ausgesetzt: da wurde dem General irrtümlich das Nahen der englischen Flotte gemeldet. Auf der Stelle ließ er die Anker kappen und segelte von dannen, die vollständige Hoffnungslosigkeit der Franzosen in Alexandrien besiegelnd. Gantheaumes Landungsversuch.

## Der Abschluß des Friedens von Amiens.

Ägypten war den Franzosen verloren, zumal unterdessen General Baird von Indien kommend in Kosseïr gelandet war und Oberägypten ohne Widerstand besetzt hatte. Unter diesen Umständen verlor der Besitz der Insel Malta für England sehr an Wert, und die Aufstellung des französischen Truppenkorps bei Tarent wurde zwecklos. So klärten sich von selbst die Hauptfragen, welche bisher den Frieden gehemmt hatten. Landung der Engländer in Kosseïr.

Für den Lord Hawkesbury war es ein großer Gewinn, daß sich jetzt auch William Pitt mit Entschiedenheit für den Abschluß des Friedens aussprach. Er erneuerte daher dem Ersten Konsul gegenüber seine Anträge. Immerhin erschienen Bonaparte die englischen Forderungen noch zu weitgehend: zwar das spanische Trinidad war er allenfalls bereit, den Engländern zu bewilligen, da Spanien durch den Vertrag von Badajoz sich selbst seiner Gunst und Unterstützung beraubt hätte; aber die französische Kolonie Martinique, welche England erobert hatte, diesem abzutreten, schlug er rundweg ab. Neue Friedensverhandlungen.

Noch lag eine Flottille kleiner Transportschiffe bei Boulogne, zu einer französischen Invasion in England oder Irland bestimmt. Nelson erhielt den Auftrag, sie zu zerstören. Indessen es mißlang dem erprobten Seehelden: England war jetzt bereit, auf Die Friedenspräliminarien.

Martinique zu verzichten. Damit fiel so ziemlich das letzte Friedenshemmnis. Unter dem Drängen der friedensdurstigen öffentlichen Meinung in England schloß Hawkesbury mit dem französischen Unterhändler Otto in London am 1. Oktober 1801 die Friedenspräliminarien ab: Ägypten sollte an die Türkei, Malta an den Johanniterorden zurückgegeben werden, Portugal unversehrt bleiben, Neapel und die römischen Provinzen von den französischen Truppen, alle Inseln und Häfen des Mittelländischen Meeres von den englischen Streitkräften geräumt werden; die Insel Trinidad und die holländischen Besitzungen auf Ceylon sollte England behalten, aber seine übrigen Eroberungen in den Kolonien sämtlich wieder herausgeben.

Friedensbegeisterung in England.

Der Erste Konsul bestätigte diese Präliminarien: durch seinen Adjutanten Lauriston sandte er seine Bestätigung nach London. Das Gerücht, daß er den Frieden brächte, war Lauriston vorausgeeilt. Eben war er in den Wagen gestiegen, um zusammen mit Otto die Unterschrift des Ersten Konsuls Lord Addington zu überbringen, als sich das Volk von London auf den Wagen stürzte, die Pferde ausspannte und jubelnd die beiden Franzosen zu dem Premierminister zog: so groß war die allgemeine Begeisterung. Allenthalben hörte man die Leute in London Lebehochs auf Bonaparte ausbringen, und bei dem großen Friedensfestmahl in der City wurde kein Trinkspruch mit so lautem Beifall aufgenommen, als der auf das Wohl des Ersten Konsuls der französischen Republik. Am folgenden Tage erhielt Hawkesbury die Nachricht, daß Menou in Alexandrien unter den gleichen Bedingungen wie Belliard kapituliert hätte. „Es ist gut", meinte der friedensfrohe Engländer, „daß die Meldung nicht früher angelangt ist; wir hätten sonst unsre Forderungen steigern müssen."

Die Friedensschlüsse.

Rasch ließ nun, fast Tag für Tag, der Erste Konsul die Friedensschlüsse mit den übrigen kriegführenden Mächten folgen. Mit der Türkei wurden die alten Freundschafts- und Handelsverträge wiederhergestellt; Portugal erhielt die Bestätigung des Vertrages von Badajoz, nur daß die Kontribution um 10 Millionen Frank erhöht wurde; auch mit Bayern wurden die alten freundlichen Beziehungen erneuert und dem Kurfürsten eine reiche Entschädigung für seine Verluste auf dem linken Rheinufer zugesichert. Endlich wurde auch mit Rußland noch formell Frieden geschlossen: Rußland verzichtete auf Malta, Frankreich auf die Besetzung Neapels. Was mit Piemont geschehen sollte, das der Erste Konsul mit Frankreich zu vereinigen wünschte, ließ man vorsichtigerweise in dem Traktate unerwähnt.

Paris.

In ihrer Freude schrieben die Londoner mit Kreide in großen Buchstaben an die Postkutschen „Friede mit Frankreich", damit recht bald ein jeder im Lande die frohe Kunde vernähme. Dann kamen die Engländer in ganzen Scharen nach Paris herüber, um die langentbehrten Winterfreuden der französischen Hauptstadt endlich einmal wieder zu genießen. Sie fanden die Stadt sehr zu ihrem Vorteil verändert; die Einwohnerzahl, im Jahre 1796 schon 786 000 betragend, war auf mehr als 800 000 gestiegen; Ordnung und Regsamkeit herrschten allenthalben: das war der Segen des neuen festen und einsichtsvollen Regimentes. Auch Charles Fox war unter denen, die herüberkamen, Pitts beständiger politischer Gegner. Niemand verstand es in Paris so gut wie Bonaparte, den ausgezeichneten Mann durch Geist und Liebenswürdigkeit, durch den Schein vertraulicher Offenheit einzunehmen: sie schlossen Freundschaft auf Lebenszeit.

Friede von Amiens.

Am 25. März 1802 brachten Joseph Bonaparte und Lord Cornwallis den Frieden mit England in Amiens zum definitiven Abschluß. Der Krieg der zweiten Koalition war damit beendigt. Aber die Hauptfrage war unentschieden gelassen: England hatte sein Übergewicht zur See unzweifelhaft erwiesen; Frankreichs Seemacht war völlig vernichtet. Während der acht Kriegsjahre hatte es 338 Kriegsschiffe, darunter 60 Linienschiffe und 173 Fregatten eingebüßt, dazu 90 000 Matrosen verloren. Auch Hollands

und Spaniens Seemacht war gebrochen. Anderseits war das Übergewicht Frankreichs zu Lande ebenso zweifellos zu Tage getreten: seine Macht erstreckte sich über Spanien, Italien, die Schweiz, Holland und die Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands. So lag in der Stellung Frankreichs so gut wie in der Englands eine Gefahr für Europa, die anzudeuten in dem Friedensvertrage sorgfältig vermieden war. Darin lag trotz aller Freude, die er erregte, das Unzulängliche dieses Friedens: mehr ein Waffenstillstand

202. Toussaint l'Ouverture.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

war er in Wahrheit als ein Frieden, eine Pause im Kampfe, von vielleicht nur gar kurzer Dauer. Vom Invalidendome donnerten die Kanonen: aber selbst in Paris gab es manchen, der ihrer lauten Versicherung, daß Frieden wäre, nicht recht glauben mochte.

Auf dem ganzen Erdkreise war der Erste Konsul anerkannt, allenthalben hatte Frankreich weit über den früheren Umfang hinaus seine Macht wieder aufgerichtet; die einzige Insel San Domingo oder Haiti in Westindien weigerte sich, wieder unter die französische Herrschaft zurückzukehren. San Domingo (Haiti).

Beim Ausbruche der Revolution hatte der größere Teil der Insel den Franzosen, der kleinere den Spaniern gehört, die indessen durch den Friedensschluß von 1795 den Franzosen auch ihren Anteil abgetreten hatten. Die Bevölkerung der Insel bestand ungefähr zu gleichen Teilen aus Negersklaven und Mulatten, jene völlig rechtlos, diese meist Freigelassene und mit einigen persönlichen Rechten ausgestattet. Kaum den achten Teil machten die Weißen aus,

die als Pflanzer fast ausschließlich im Besitze des Grundes und Bodens waren, regiert durch europäische Statthalter. Die Ideen der Revolution bewirkten unter den Weißen je nach ihrer Parteistellung Spaltung, unter den Farbigen aber durchweg die größte Aufregung, besonders seitdem der Konvent 1794 die Sklaverei aufgehoben und allen Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen verliehen hatte. Nirgends waren die Pflanzer der steigenden Unordnung gewachsen, viele wurden getötet, andre zur Flucht nach Amerika oder England genötigt, eine große Menge auch durch die herübergekommenen Kommissare des Wohlfahrtsausschusses nach Paris geschickt, um dort als Aristokraten vor das Revolutionstribunal gestellt zu werden.

Toussaint l'Ouverture.

Überdies galt es, die Angriffe der Engländer von der Insel abzuwehren. Mit Erfolg gelang dies den Scharen, welche der frühere Negersklave Toussaint l'Ouverture, geb. 1746, um sich sammelte. Das Direktorium ernannte ihn zum Befehlshaber aller eingeborenen Truppen der Kolonie. Allein dem Ehrgeizigen genügte dies nicht: er gedachte sich zum Herrscher von Haiti aufzuschwingen. Auf seine Veranstaltung mußte der Kommissar des Direktoriums mit allen Anhängern Frankreichs die Insel verlassen. Toussaint gab jetzt der Insel eine eigne Verfassung, durch die er sich selbst zum Präsidenten ernannte, und organisierte die Regierung mit viel Umsicht und Verstand. Die Neger wurden mit Nachdruck zur Arbeit angehalten, Straßen wurden gebaut, Ordnung und Gesetzlichkeit kehrten zurück. In gleicher Strenge wurde gegen die unzufriedenen Weißen, wie gegen die rebellischen Mulatten eingeschritten. Mit größter Entschiedenheit nahm Toussaint für sich und seine Insel die Souveränität in Anspruch, zu einem Bündnisse wohl mit Frankreich, aber nicht zur Unterwerfung unter das Mutterland bereit.

Leclercs Sendung.

„Das ist ein rebellischer Sklave, der gezüchtigt werden muß!" entschied der Erste Konsul, als er von dieser Sachlage Bericht erhielt. Doch versuchte er zunächst den Weg der Güte. Unter schmeichelhafter Anerkennung der Verdienste Toussaints sprach er in einem Schreiben ihm die Erwartung aus, daß der Negerfürst, da ja die Verhältnisse Frankreichs sich jetzt durch die Konsularregierung glücklich gestaltet hätten, nunmehr nicht zögern würde, auch seinerseits die Oberherrschaft Frankreichs wieder anzuerkennen. Ein Heer von 25000 Mann wurde dem General Leclerc, dem Schwager Bonapartes, welcher das Schreiben zu überreichen hatte, mitgegeben, um damit dem Ansinnen des Ersten Konsuls den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Allein der trotzige Negerhäuptling weigerte sich; er drohte, die schöne Insel mit ihren gartenartigen Plantagen durch Mord und Brand in eine Wüste zu verwandeln, wenn etwa die Franzosen es versuchen sollten, sich derselben mit Gewalt zu bemächtigen. Denn von der Kriegführung zivilisierter Völker hatte er keine Ahnung. In diesem Sinne gab er seinen Unterhäuptlingen Weisung.

Unterwerfung der Insel.

In der Kapstadt, der schönsten Ansiedelung der Insel, befehligte der Neger Heinrich Christoph. Sobald er sah, daß er die Stadt gegen die Angriffe der Franzosen nicht würde behaupten können, ließ er die Stadt in Brand stecken: nichts als ein rauchender Trümmerhaufen fiel den Franzosen in die Hände. Sie versuchten jetzt in das Innere vorzurücken; aber wohin sie kamen, trafen sie auf lodernde Häuser, verwüstete Pflanzungen, hingemordete Menschen; so gräßlich machte Toussaint seine Drohung wahr. Schon war mehr als die Hälfte der Insel in eine entsetzliche Einöde verwandelt, als endlich doch die glänzenden Anerbietungen, die Leclerc allen Negern machte, die sich Frankreich unterwerfen würden, bei den Untergeneralen zu verfangen begannen. Maurepas war der erste, der mit seinem Korps zu Leclerc übertrat, bald folgten Dessalines und Christoph. Da fürchtete denn Toussaint, ganz verlassen zu werden; er erklärte sich am 8. Mai 1802 bereit, abzudanken. Die militärische Charge in der französischen Armee, die Leclerc ihm anbot, lehnte er ab; er versprach auf seinem Gute Emery als Privatmann in Ruhe zu leben. So gedachte er wenigstens diesen Raub zu retten.

Toussaints Gefangenschaft.

Leclerc nahm die Unterwerfung des Arglistigen an und sicherte den ungestörten Besitz jener Plantage, die Toussaint sich angeeignet hatte, ihm zu. Indes nach wenigen Wochen schon erfuhr er, daß Toussaint fortfahre, mit den Negern geheime Verbindungen zu unterhalten. Er gab daher den Generalen Thouvenot und Brunet die Weisung, ihn unter polizeiliche Aufsicht zu nehmen. Sie glaubten das angezettelte Unternehmen nicht besser zerreißen zu können, als daß sie Toussaint von Emery am 8. Juni 1802 heimlich entführten und auf eine französische Fregatte brachten. Leclerc sandte ihn nach Paris, wo er, ohne daß eine Untersuchung des gegen ihn erhobenen Verdachtes stattfand, in den Temple gesetzt wurde. Später brachte man ihn nach Fort Joux, und als er das rauhe Alpenklima nicht vertragen konnte, nach Besançon, wo er am 27. April 1803 gestorben ist: jedenfalls ein merkwürdiger Mann, tapfer und von organisatorischem Talente, aber dabei eitel, grausam und heimtückisch wie nur je ein Schwarzer. Durch gutherzige Überschätzung hat die Nachwelt geglaubt, die schnöde Behandlung sühnen zu sollen, die von den Machthabern Frankreichs ihm widerfahren ist.

Martinique und Guadeloupe.

Nach Martinique und Guadeloupe war von Leclerc der General Richepanse, um auch hier wieder die französische Herrschaft aufzurichten, gesendet worden. Nicht ohne Anstrengung unterwarf er die schwarzen Insurgenten und stellte nun nicht bloß die Sklaverei in ihrer vollen Härte wieder her, sondern richtete auch alle früheren Schranken zwischen Weißen und Farbigen wieder auf. Da brach sofort der Aufstand aufs neue in hellen Flammen aus. Richepanse fand seinen Tod; nur mühsam vermochten sich die Franzosen zu behaupten.

Haiti fällt wieder ab.

Das Beispiel Martiniques wirkte auf Haiti. Mißtrauisch gemacht durch Toussaints Entführung, fürchteten auch auf Haiti die Farbigen die Herstellung der früheren Zustände, obgleich Leclerc versprochen hatte, alles in dem Zustande zu lassen, in dem er es gefunden. Die Neger-

generale begannen sich von den Franzosen zurückzuziehen und erhoben endlich, von ihren Stammesgenossen gedrängt, die Fahne der Empörung, Clervaux voran, dann Christoph, Dessalines und die übrigen. Allenthalben wurden die Franzosen verraten, verlassen, überfallen; zugleich wütete das gelbe Fieber mörderisch in ihren Reihen; Leclerc mußte sich in die wiedererstehende Kapstadt zurückziehen, wo er am 2. November 1802 starb.

Sein Nachfolger im Oberbefehl, Rochambeau, wollte mit Gewalt die Unterwerfung der Insel durchsetzen, namentlich da er aus Frankreich bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, und verdarb dadurch alles. Die Grausamkeiten, durch welche er die Neger schrecken wollte, reizten diese zur äußersten Wut: alles scharte sich um Dessalines. Von diesem zu Lande, von den Engländern — der Krieg zwischen Frankreich und England hatte inzwischen wieder begonnen — zur See in der Kapstadt eingeschlossen, vom gelben Fieber in der Stadt bedrängt, blieb ihm endlich nichts andres übrig, als im Dezember 1803, um nicht der bestialischen Grausamkeit der Neger zum Opfer zu fallen, Lord Hood sich kriegsgefangen zu geben. Es war nur ein geringer Rest der französischen Expedition, die so in die Heimat zurückgelangte: gegen 35000 Soldaten und 12000 Matrosen hatten auf Haiti ihr Grab gefunden.

Dessalines machte sich nunmehr zum Kaiser von Haiti, bis Christoph ihn entthronte und tötete. Aber auch gegen diesen erhob sich eine Empörung und zwang den „König Heinrich“, sich selbst das Leben zu nehmen. Bürgerkrieg und Rassenkampf zwischen Negern und Mulatten wurden auf der Insel heimisch, teilten sie in zwei Republiken und überlieferten sie beide dem gleichen kläglichen Verfall. Denn es fehlte in San Domingo wie in Haiti die Kraft der Weißen, um die Neger in Bewegung zu bringen und den ehrgeizigen Sinn der Mulatten recht anzuleiten. *Fernere Schicksale Haitis.*

### Die Vasallenrepubliken Frankreichs.

Piemont wurde im September 1802 Frankreich einverleibt. Einer Einverleibung nahe kam die Verfassungsumgestaltung, die der Gürtel der Verfassungsrepubliken um das beherrschte Frankreich erfuhr. Die ligurische Republik mußte das Recht, ihren Dogen zu ernennen, auf den Ersten Konsul übertragen: damit war der erste Schritt zur völligen Vereinigung mit Frankreich gethan. *Die ligurische Republik.*

In der cisalpinischen Republik vollends ließ sich Bonaparte selbst die höchste Würde übertragen, um die Tochterrepublik Frankreichs direkt von Paris aus zu regieren. Die Notabeln der cisalpinischen Republik wurden als konstituierende Consulta auf den 31. Dezember 1801 nach Lyon berufen: 452 an der Zahl, von denen der Erste Konsul 148 zu Mitgliedern dieser Consulta direkt ernannt hatte. So durfte er der Stimmenmehrheit ziemlich sicher sein. Dennoch ließ er als Preis den Versammelten durch Talleyrand die Idee eines italienischen Nationalreiches vorhalten, zu dem ein erster Schritt die Umwandlung des Namens cisalpinische in italienische Republik war. *Die cisalpinische Republik.*

Am 11. Januar 1802 erschien Bonaparte selbst in der Mitte der Consulta: er fand nicht so viel Willfährigkeit, wie er erwartet hatte, namentlich war selbst bei den Geneigten der Wunsch rege, durch die Wahl eines entschiedenen italienischen Patrioten zum Vizepräsidenten die Übertragung der Präsidentschaft an Bonaparte wieder einigermaßen unwirksam zu machen. Dieser Gefahr galt es zu begegnen. Zu den ersten Familien Oberitaliens gehörte der Graf Melzi, Herzog von Lodi, zugleich als spanischer Grande Herzog von Erile. Er war lange Kammerherr am Hofe Maria Theresias gewesen und besaß durchaus die Manieren eines großen Herrn, Würde und doch italienische Lebendigkeit und Artigkeit. Auf dem Kongresse zu Rastatt hatte er die cisalpinische Republik vertreten. Man durfte vertrauen, daß er sich mit der äußeren Repräsentation der Republik begnügen, die eigentliche Regierung jedoch Bonaparte überlassen würde. Wirklich war Melzi geneigt, die Rolle zu übernehmen, welche der Erste Konsul ihm zugedacht hatte: er stellte sich Bonaparte zur Verfügung. In Lyon sammelten sich bald die lombardischen Aristokraten um ihn; die Majorität aber beharrte in ihrer Abneigung gegen den unerträglichen Druck der französischen Herrschaft und war weit entfernt, das militärische Oberhaupt der französischen Nation freiwillig zum Präsidenten ihres unter der französischen Herrschaft seufzenden Staates zu erwählen. List mußte helfen. *Die italienische Republik.*

Überrumpelung der Consulta.

Die französischen Regimenter waren aus Ägypten zurückgekehrt und befanden sich auf dem Marsche nach Paris. Am 26. Januar hielt der Erste Konsul in Lyon über sie Revue ab, ein glänzendes militärisches Schauspiel, dem die meisten der italienischen Abgeordneten beiwohnten. Darauf baute Talleyrand seinen Anschlag. Unvermutet ließ er die Mitglieder der Consulta zu einer Sitzung zusammenberufen. Weitaus die meisten wurden von den Boten nicht angetroffen; kaum der dritte Teil der Abgeordneten, und diese auch nur, weil vorher verständigt, fand sich zusammen: es waren Melzi und seine Anhänger. Ihnen wurde kurzweg die Frage nach der Besetzung der beiden

203. Rütger Jan Schimmelpenninck.
Nach dem Originale von Mauraisse lithographiert von C. Motte.
(Zu S. 514.)

Präsidentenstellen der italienischen Republik vorgelegt. Man verständigte sich dahin, daß die für Bonaparte und Melzi Stimmenden einfach aufstehen sollten: der Vorsitzende erklärte sofort, es wäre die Mehrheit. So wurde Bonaparte zum Regenten der italienischen Republik berufen. Die Einwendungen der am Abend von der Revue heimkehrenden Abgeordneten verschlugen dagegen nichts. Die italienische Republik hatte selbst den Schein der Unabhängigkeit verloren: sie trat in Bonapartes militärische Dienstbarkeit ein, sie mußte ihm ein Heer stellen, ein französisches Heer außerdem bezahlen, kleiden, nähren, im Lande und in den Festungen dulden. Denn nach der neuen Verfassung, welche die Republik durch diese Consulta erhalten hatte, war der Präsident unumschränkter Herr und Gebieter, den Melzi als Vizepräsident kaum ernstlich hindern konnte, selbst wenn er gewollt hätte.

Digitized by Google

In der **helvetischen Republik** lagen die Dinge anders. Hier konnte Bonaparte nicht sofort eingreifen, da er im Frieden von Lunéville sich verpflichtet hatte, der Schweiz die Ordnung ihrer Angelegenheiten zu überlassen; aber bald gediehen hier die Verhältnisse zu einem Grade von Verwirrung, daß sein Einschreiten gerechtfertigt erschien. Die Umgestaltung, welche die Verfassung der Schweiz in Nachahmung der französischen Konsularverfassung 1798 erfahren hatte, war durchaus nicht nach dem Geschmacke des Ersten Konsuls: sie faßte die Kräfte der Schweiz mit Nachdruck zusammen und gab ihr damit eine Basis der Unabhängigkeit, während die alte Kantonalverfassung mit ihrem vetterschaftlichen Patrizierregimente die Ohnmacht der Schweiz gewährleistet hatte. Aber auch die Schweizer selbst waren nicht damit zufrieden, seit die Kriegsschrecken des Jahres 1799 fast überall eine tolle Anarchie entfesselt hatten. Alle Parteien nahmen nun zu Bonaparte ihre Zuflucht. **Laharpe**, der Führer der jetzt zurückgedrängten Demokraten, erschien in Paris: der Erste Konsul gab ihm ganz trocken den Rat, sich ferner nicht in Staatssachen zu mischen. Denn die Zeit der Demokraten war vorüber. Auch **Reding**, das Haupt der Altschweizer, bemühte sich vier Wochen lang in Paris vergebens, den Ersten Konsul für die Wiederherstellung der alten Zustände zu gewinnen. Zwischendurch kam auch **Glayre**, einer der Urheber der neuen Verfassung, um die Bestätigung des Ersten Konsuls einzuholen. Allein dieser entließ ihn mit dem Auftrage, eine andre zu entwerfen, deren Grundlinien er ihm auf einem kleinen Blatte mitgab.

*Die helvetische Republik.*

Nach diesen Grundzügen wurde nun auch alsbald eine neue Verfassung ausgearbeitet, welche dem Sinne Bonapartes entsprechen sollte. Allein damit waren weder die Urkantone noch die alten Patrizierfamilien einverstanden; der **Bürgerkrieg** begann; die Parteien, jede auf Frankreich vertrauend, erhoben die Waffen. Da zog der Erste Konsul, wörtlich nach den Bestimmungen des Lunéviller Friedens, die französischen Truppen sämtlich aus der Schweiz zurück. Natürlich stiegen dadurch Tumult und Unordnung allenthalben aufs höchste. Zürich wurde von den Anhängern der neuen Verfassung bombardiert, in Bern und Freiburg gewannen dagegen die Anhänger des Alten die Oberhand. In Bern wurde wieder ein Schultheiß nach alter Art eingesetzt; Reding berief eine alte Tagsatzung nach Schwyz; die Regierungsbehörden mußten ins Waadtland flüchten. — Jetzt waren die Dinge in einer Verwirrung, wie sie nicht größer sein konnte. Darauf hatte der Erste Konsul gewartet: er entsandte seinen Generaladjutanten Rapp nach Lausanne und gebot den kämpfenden Parteien Frieden. Zugleich rückten 40000 Franzosen unter Ney von Italien her über Genf und über Basel in die Schweiz ein und besetzten das ganze Land. Den Schweizern wurde befohlen, Deputierte zu wählen und nach Paris zu senden, um dort unter den Augen des Ersten Konsuls eine Verfassung zu beraten, wie sie für die helvetische Republik geeignet wäre.

*Bürgerkrieg in der Schweiz.*

Im Dezember 1802 trat diese konstituierende Versammlung der Schweizer, 63 an der Zahl, in Paris zusammen. Bonaparte wußte sie ganz für sich einzunehmen, indem er ihnen eine höchst einleuchtende Rede über den Charakter ihrer inneren Verhältnisse hielt und sie auf die Notwendigkeit ihrer Beziehungen zu Frankreich hinwies. Er ließ am 19. Februar 1803 den Abgeordneten die „**Mediationsakte**“ vorlegen, welche die neue Verfassung der Schweiz in sich schloß. Mäßigung, Unparteilichkeit, politische Einsicht war in der ganzen Akte unverkennbar, daneben aber war doch eine gewisse Begünstigung des alten Regiments ersichtlich. Im allgemeinen war es auch die alte Kantonaleinteilung, die Bonaparte wieder aufnahm. Aber ebenso wie es keine Unterthanenländer mehr gab, sondern diese zu selbstständigen Kantonen aufrückten, so gab es in den einzelnen Kantonen von nun an keine mittelalterlichen

*Die Mediationsakte (1803).*

Vorrechte mehr, sondern nur bürgerliche Gleichheit. Eine allgemeine Tagsatzung und ein gemeinsamer Landammann — es war der Ammann des jährlich auf der Tagsatzung vorsitzenden Kantons — waren das einzige äußere Zeichen des Bundes. Überdies war Bonaparte das Protektorat über die helvetische Republik in jener Akte übertragen. Wallis, das Thal der oberen Rhone, war aus dem politischen Zusammenhange der Schweiz ausgeschieden: es sollte eine eigne Republik bilden — bis es Zeit sein würde, es mit Frankreich zu vereinigen; 1810 ist dies geschehen.

Damit war denn auch die Schweiz in die Machtsphäre Frankreichs gebannt. Eine Militärkapitulation kam einige Wochen später hinzu, durch welche die Schweiz die Verpflichtung übernahm, 16000 Mann, in dringenden Zeiten sogar 24000 Mann, zu dem französischen Heere zu stellen. Damit kam das alte Reislaufen der Schweizer wieder in Schwang. In der drei- und vierfachen Zahl traten die kräftigsten Söhne der Schweizer Berge freiwillig in die Armeen Frankreichs ein: eine Kontribution, wertvoller als einige Millionen Frank. So konnte denn nunmehr Bonaparte die französischen Truppen getrost wieder aus der Schweiz zurückziehen.

Die batavische Republik.

Ganz in dem gleichen Sinne erfuhr die batavische Republik eine Änderung der Verfassung, welche 1798 der General Daendels nach dem Muster der Konsularverfassung ins Leben gerufen hatte; sie war durch die straffe Zentralisation der Kräfte des Landes dem Ersten Konsul jetzt bedenklich. Aber auch den Holländern war sie lästig. Sie baten daher Augereau, der als kommandierender General in Holland war, um eine andre. Auf den Rat des holländischen Gesandten in Paris, des Advokaten Schimmelpenninck, kehrte daher Bonaparte wieder zu dem alten Föderativsystem der Holländer zurück. Die alten holländischen Provinzen wurden größtenteils unter dem Namen von Departements wiederhergestellt, die vollziehende Gewalt nicht mehr einem Präsidenten, sondern einem Kollegium von zwölf Personen, die Gesetzgebung einer jährlich zweimal tagenden Versammlung von 35 Personen übertragen und diese neue Verfassung am 17. Oktober 1801 bekannt gemacht. Die Widerstandskraft war damit in erwünschter Weise abgeschwächt, und die 16000 Mann starke batavische Armee nebst der Flotte ganz in den Dienst Frankreichs gestellt.

## Mordanschläge.

Jakobiner und Royalisten.

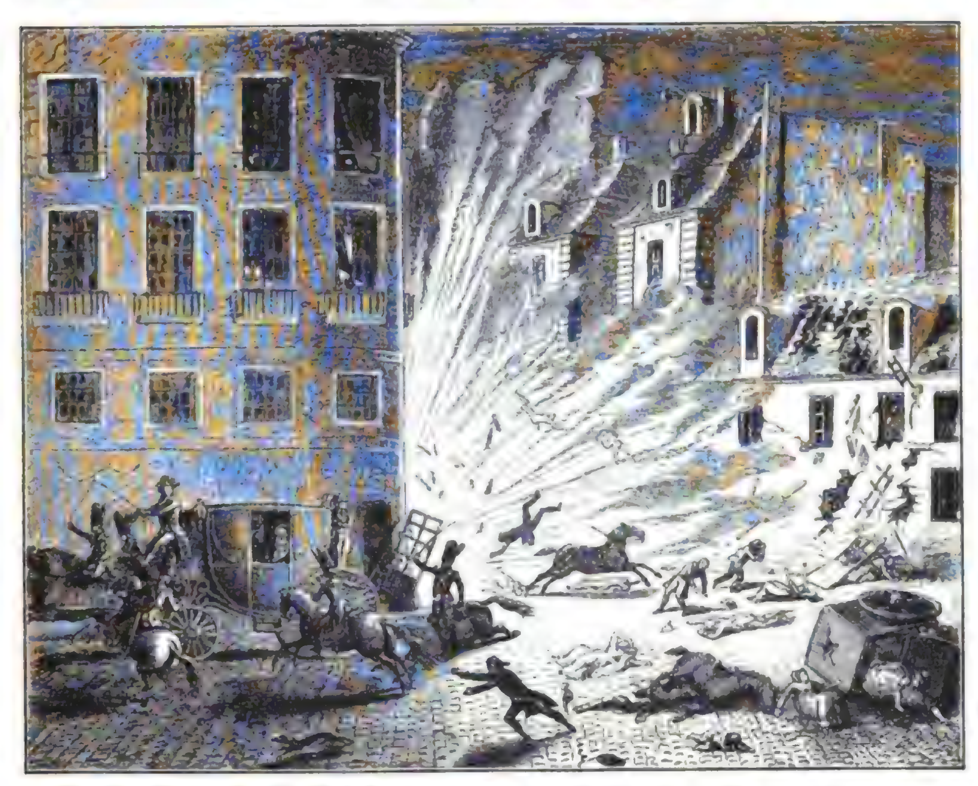
So legte der Erste Konsul einen waffenstarrenden Panzergürtel um Frankreich an der ganzen Landgrenze herum; nur eine Lücke zeigte dieser noch — am Mittelrhein; aber auch diese sollte sich bald schließen. Wie gewaltig gesichert war damit Bonapartes Stellung gegen äußere Feinde! Allein gegen innere war sie es nicht in gleicher Weise. Zwar die große Mehrzahl des französischen Volkes anerkannte mit Befriedigung, daß der Erste Konsul mit Einsicht und Energie die Staatsmaschine wieder in Gang brachte, die Finanzen ordnete, die Wucherer zügelte, den allgemeinen Kredit wieder aufleben ließ, den Frieden mit der katholischen Kirche wiederherstellte, wieder Rechtssicherheit schuf: aber gleich unversöhnlich blieben ihm die Jakobiner und die Royalisten gesinnt. Jene sahen in ihm den Mörder der Freiheit, derselben Freiheit, die so namenloses Elend über Frankreich gebracht hatte, diese verlangten, daß er wie einst Monk die wiederhergestellte Monarchie den ausgewanderten Bourbonen überliefern und dann sich bescheiden in den Hintergrund zurückziehen solle.

Mit richtigem Instinkte ahnte Bonaparte in jenen fanatischen Demokraten, die verlautbaren ließen, man müsse dem neuen Cäsar einen neuen Brutus entgegenstellen, die gefährlicheren Gegner. Es that not, auf sie ein wachsames Auge zu haben.

Jakobinische Attentate.

Einstmals waren auch die Bonapartes Jakobiner gewesen, auf nichts eifriger bedacht, als die Herrschaft Pasquale Paolis in Corsica zu vernichten. Der corsische

Advokat Arena, Mitglied des Konvents, war dabei ihr Genosse gewesen. Geächtet hatten dann beide Familien von der Heimatsinsel weichen müssen. Wie hatten sich seitdem die Zeiten geändert! Der alte Schreckensmann Arena war jedoch derselbe geblieben: jetzt konspirierte er gegen seinen alten Genossen, der ungekrönt den Thron Frankreichs inne hatte. Andre schlossen sich ihm an, der Maler Lebrun, der Bildhauer Ceracchi, Barère, Demorville. Indes der alte Terrorist Barère machte Fouché, dem Polizeiminister, Mitteilung von dem Komplotte. Fouché ließ die Verschwörung sich noch weiter verwickeln, so daß man ihn für ihren eigentlichen Anstifter hat ansehen wollen, dann ließ er die Teilnehmer unversehens im Theater verhaften: am 31. Januar 1801 wurden Arena, Ceracchi und Lebrun hingerichtet.



204. Die Explosion der Höllenmaschine in der Straße St. Nicaise am 24. Dezember 1800. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Wiederum waren es alte Parteigenossen, welche Fouché, den früheren Terroristen, davon unterrichteten, daß eine andre Gruppe alter Jakobiner auf Anstiften Chevaliers den Ersten Konsul durch eine Höllenmaschine ermorden wolle. Fouché wartete seine Zeit ab, dann wurde Chevalier und seine Mordmaschine unschädlich gemacht.

Attentat vom 24. Dezember 1800.

Indes die Idee einer Höllenmaschine wirkte weiter. Am 24. Dezember 1800 fuhr der Erste Konsul, abends um halb neun Uhr, mit Lannes, Berthier und Lauriston in das Opernhaus, wo zum erstenmal die „Schöpfung" von Haydn aufgeführt werden sollte. In sehr scharfem Trabe fuhr der Wagen — der Kutscher war etwas angetrunken und trieb die Pferde stärker als gewöhnlich an — durch die Straße St. Nicaise, als dicht hinter ihm ein Faß mit Pulver, das auf einer Karre befestigt war, in die Luft flog. „Wir sind unterminiert", rief der Erste Konsul, durch den furchtbaren

Krach erschreckt, aus. Lannes und Berthier baten ihn, nach den Tuilerien zurückzufahren; allein ungeduldig antwortete er ihnen: „Nein! nein! nach dem Opernhause!" Mit vollkommener Ruhe setzte er sich an die Brüstung seiner Loge; nach einer kurzen Weile jedoch stand er auf und begab sich in die Tuilerien zurück.

Anschuldigung der Jakobiner.

Die vornehmsten Staatsbeamten hatten sich hier schon auf die Kunde von dem furchtbaren Ereignisse, welches acht Menschen getötet und 28 schwer verwundet, aber den einen, gegen welchen es angestiftet war, verschont hatte, versammelt. Bonaparte trat in ihre Mitte: „Seht das Werk der Jakobiner", rief er ihnen zu. „Die Jakobiner sind es, die mich haben ermorden wollen. Die Urheber der Septembermetzeleien, mit Kot bedeckte Bösewichter, stehen in offener Empörung, in permanenter Verschwörung. Kann man sie nicht anketten, so muß man sie zermalmen, muß Frankreich von diesem ekelhaften Bodensatze reinigen. Kein Mitleiden gegen solche Frevler!" Die ganze Rede atmete zügellose Wut gegen alles, was Jakobiner zu sein schien; an dieser Sorte von Menschen, gleichviel ob beim Attentate beteiligt oder nicht, müsse ein Exempel konstatiert werden.

Fouché, welcher zu sühnen hatte, daß er den Mordanschlag nicht aufgespürt und vereitelt, war äußerst eifrig in der Verfolgung der Angeschuldigten, um nicht selbst verdächtig zu werden: 138 bekannte Terroristen, einst in der Schreckenszeit seine Genossen, ließ er verhaften; mit Einwilligung des Senates und des Staatsrates wurden sie ohne Urtel und Recht zur Deportation verurteilt und 71 davon auch wirklich, in einen engen Schiffsraum eingepfercht, von Hunger und Durst auf das schrecklichste gequält, nach Cayenne geschafft, unter ihnen der fürchterliche Rossignol, der sich rühmte, einst als Konventskommissar 68 eidweigernde Priester mit eigner Hand abgeschlachtet zu haben.

Die wahren Anstifter des Komplotts.

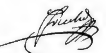
Indes an diesem Mordanschlage waren die verurteilten Jakobiner, welche in Nantes auf dem Transporte fast ein Opfer der Entrüstung des Volkes geworden wären, in der That unschuldig. Einen Monat später kam die Wahrheit an den Tag, ohne doch den Deportierten die Freiheit zurückzugeben. Royalisten waren die Anstifter; man bemerkte auch, daß nach dem 24. Dezember alle Agenten George Cadoudals aus Paris verschwunden waren. Ein emigrierter Bischof hatte, durch Chevaliers Höllenmaschine angeregt, den Anschlag entworfen; englische Fanatiker, wie Lord Windham, unterstützten die Verschwörung mit Geld; Edelleute aus der Bretagne führten den Plan aus; Hyde de Neufville, später Minister Ludwigs XVIII., hatte die Oberleitung. Ihm gelang es, noch zur rechten Zeit sich aus Frankreich zu flüchten; nur untergeordnete Helfershelfer wurden ergriffen, von denen zwei den Tod erlitten. Die Folge des Attentates war, daß jetzt auch die Royalisten schärfer überwacht wurden, so daß bald der Temple, Ham und Vincennes mit royalistischen Staatsgefangenen sich füllten. Auch Frau von Staël erhielt damals die Weisung, Frankreich zu verlassen. Denn wenn auch nicht royalistisch verdächtig, war sie doch unbequem, da in ihrem Salon sich alles sammelte, was von geistreichen Leuten, wie Benjamin Constant, zur Opposition gegen die Konsularherrschaft gehörte.

Maßregeln gegen die Aufwiegler.

Nicht mit Mordanschlägen auf den Ersten Konsul allein begnügten sich die gegnerischen Parteien; in mehreren Departements war, um die Regierung des Ersten Konsuls möglichst zu diskreditieren, ein förmliches Raub- und Mordsystem organisiert, gegen welches die regelmäßigen Kriminalgerichte sich machtlos erwiesen; summarisch und militärisch mußte es bekämpft werden. Es wurde daher durch ein Gesetz dem Ersten Konsul das Recht gegeben, in denjenigen Gegenden, wo es nötig zu sein schiene, die Justiz zu suspendieren und Spezialgerichte einzusetzen, deren Mitglieder ausschließlich der Erste Konsul zu ernennen hätte.

Dadurch wurde die konsularische Gewalt geradezu in eine Diktatur umgewandelt und die **Polizei** an die Stelle der Justiz gesetzt. Der Schwerpunkt der Thätigkeit der Polizei lag indessen in Paris. Fouché besaß trotz aller Schmiegsamkeit niemals das volle Vertrauen Bonapartes; daher richtete Murat, sein Schwager, damals Kommandant von Paris, neben der Polizei Fouchés noch eine besondere ein, welche sein Adjutant **Savary** militärisch leitete. Außerdem hatte auch der Generaladjutant des Ersten Konsuls, **Duroc**, ein besonderes Korps von Geheimpolizisten unter sich; endlich wußte man, daß es noch ein viertes Polizeikorps gebe, welches unter dem General **Moncey** stehe. Allein was erreicht werden sollte durch diese Vermannigfaltigung Polizeisystem Bonapartes.

205. Joseph Fouché (später Herzog von Otranto).
Nach einem Kupferstiche von F. W. **Bollinger**.



polizeilicher Überwachung: erhöhte Sicherheit, ging gerade verloren; denn die verschiedenen Korps, miteinander unbekannt, führten sich gegenseitig in die Irre und veranlaßten zahllose Mißverständnisse und dem entsprechend verkehrte Maßnahmen. Aber doch war das Netz der Polizei des Ersten Konsuls so engmaschig, daß es ratsam war, die größte Vorsicht im Reden in Paris zu beobachten. Politische Gespräche wurden in allen Gesellschaften sorgfältig vermieden, denn den Unvorsichtigen traf nur zu leicht Verhaftung und Beschlagnahme seiner Papiere.

Doch **einen** Mann gab es in Paris, der sich dadurch nicht abhalten ließ, in den Kaffeehäusern und Restaurants seine abschätzigen Urteile über die Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit des Ersten Konsuls so offen vor aller Ohren auszusprechen, daß die übrigen Gäste erschreckt sich schleunigst entfernten oder ihn für einen Agenten der Geheimpolizei hielten. Es war der Graf **Gustav von Schlabrendorf**. Geboren 1750, hatte er die erste Hälfte seines Lebens meist auf Reisen verbracht. Er befand sich in **England**, wo er die Absicht hatte, sich dauernd niederzulassen, als die Französische Revolution ausbrach. Sie erregte seine Aufmerksamkeit so, daß er Graf Schlabrendorf.

Digitized by Google

beschloß, einen kurzen Ausflug auf 14 Tage nach *Paris* zu unternehmen, um sich die Vorgänge in der Nähe anzusehen. Nur mit einem kleinen Mantelsack versehen, ohne Bedienten, steigt er in der Rue Richelieu im Hotel beider Sizilien ab. Die Begebenheiten entwickeln sich mit so reißender Schnelligkeit, daß sie ihn von Tag zu Tage mehr fesseln. Woche um Woche, Jahr um Jahr bleibt er in demselben Gasthause, drei Treppen hoch in einem mäßig großen Zimmer wohnen wie ein Reisender, der nur ein Nachtquartier genommen. Seinen Leuten in London befiehlt er endlich, nachdem sie ihn oft schon vergebens an die Rückkehr in sein dort völlig eingerichtetes Haus gemahnt, alles zu verkaufen; aber sich in Paris wohnlich einzurichten, fehlt es ihm an Zeit. In einem weiten, grauen Schlafrock, meist ohne Beinkleider, bringt er oft monatelang vor seinem Pult oder neben seinem Kamin zu, unfrisiert, mit oft zolllangem grauem Bart. Jedes Buch von Bedeutung, das erscheint, liest er; was in Paris vorgeht, weiß er alles. Denn bei ihm treffen sich jeden Abend sowohl die Unzufriedenen, unverhohlen ihre Gedanken und Hoffnungen austauschend, als auch die Freunde der neuen Staatsordnung, um neues zu erfahren oder neues zu berichten. Fremde schwärmen ein und aus und berichten aus ihrem Vaterlande. Und mit rückhaltloser Freimütigkeit verkehrt der Alte mit allen. Für die Polizei blieb sein Zimmer ein Heiligtum; denn bei aller Herbigkeit der Worte hatte Schlabrendorf doch nicht den leisesten Zug von einem Verschwörer an sich.

Die Presse.

Leichter als die mündliche Äußerung war es der Polizei die *Presse* zu überwachen. Durch das Gesetz vom 17. Januar 1800 war die Zahl der politischen Journale auf dreizehn beschränkt; sofortige Unterdrückung war auch diesen angedroht, wenn sie es wagen würden, irgendwie gegen die Konsularregierung aufzutreten. Was im Moniteur stand, war für alle maßgebend; und für diesen diktierte Bonaparte nicht selten seinem Sekretär einen Artikel, wenn es ihm darauf ankam, irgend eine Frage in besonderer Beleuchtung den Franzosen zu zeigen oder die Politik einer fremden Macht mit schnöden Worten herabzusetzen.

Bonaparte Konsul auf Lebenszeit.

Der Abschluß des Friedens von Amiens wurde die erwünschte Gelegenheit, einer Macht, wie sie der Erste Konsul übte, die einzige reelle Schranke, die sie hatte, die der begrenzten Zeitdauer, zu nehmen. Die stets dienstbeflissenen Staatsmänner Cambacérès, Talleyrand, Röderer erríeten den Wunsch ihres Gebieters und thaten die nötigen Schritte, um ihn alsbald zu erfüllen. Im Tribunate wurde der Antrag gestellt, dem Ersten Konsul für die glückliche Wiederherstellung des Friedens ein glänzendes Zeichen der nationalen Dankbarkeit zu geben: worauf denn der Senat den Beschluß faßte, Bonaparte die Würde des Ersten Konsuls auf weitere zehn Jahre zu verlängern. Das wies indes Bonaparte mit Entschiedenheit zurück; nur dem Volke, erklärte er, das ihn zu seiner Würde erhoben, käme es zu, darüber zu beschließen. Infolgedessen entschied der Staatsrat auf Cambacérès' Einwirken am 10. Mai 1802 dahin, daß dem Volke, das ja als Souverän überhaupt in dieser Frage allein die Entscheidung habe, die Frage vorgelegt werden sollte: „Soll Napoleon Bonaparte zum *Konsul auf Lebenszeit* erwählt werden?“ Die Bevölkerung Frankreichs war ohne Zweifel in ihrem tiefen Friedensbedürfnis mit dieser Befestigung der monarchischen Staatsordnung einverstanden; aber dank der Rührigkeit der neuen konsularischen Präfekten und der Polizei kam, indem alle Nichtstimmenden als Zustimmende gezählt wurden, eine Majorität zustande, welche geradezu überwältigend war: 3568885 Ja gegen 8514 Nein. Unter dieser kleinen Zahl befand sich auch die Stimme *Lafayettes*: vor dem Monarchen Bonaparte zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück.

Neue Verfassung.

Auf Grund dieser Abstimmung ernannte der Senat am 2. August 1802 Bonaparte zum lebenslänglichen Konsul. Drei Tage später wurde auf Beschluß des Senates eine *neue Verfassung* veröffentlicht, welche dem Volke zwar einen Scheinanteil an den Wahlen gewährte, dafür aber die Mitgliederzahl des Tribunates, welches allein noch bisher mitunter eine schwächliche Opposition gewagt hatte, auf die Hälfte herabsetzte; dabei waren sowieso schon am 15. und 18. Januar 1802 Reinigungen des Tribunats vorgenommen worden und unliebsame Leute wie Chénier, Benjamin Constant aus der Versammlung verschwunden. Den Ersten Konsul stattete die neue Verfassung mit den

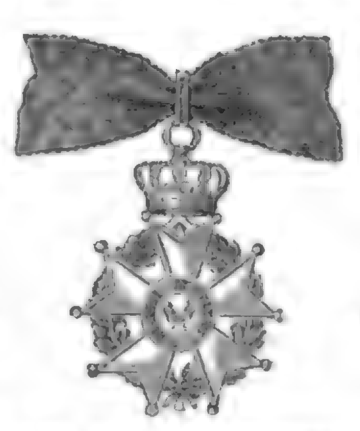
weitgehendsten Befugnissen aus. Sie sprach dem Ersten Konsul das Recht zu, seine Mitkonsuln und seinen Nachfolger zu ernennen; er erhielt das Begnadigungsrecht und eine Leibgarde von 8000 Mann. Die Monarchie war fertig: man begann Bonaparte als „konsularische Majestät" anzureden; er unterzeichnete sich jetzt „Napoleon Bonaparte". Der Thron war gezimmert; Kraft und Gewalt standen zu den Seiten, und über die Lehne beugte sich flüsternd die List herüber.

Orden der Ehrenlegion.

Am 19. Mai 1802 war der Orden der Ehrenlegion gestiftet worden, gleichmäßig für militärisches wie bürgerliches Verdienst. Jeder Ordensstufe war eine „Dotation" beigefügt: der Ritter erhielt 250, der Offizier 1000, der Kommandeur 2000, der Großoffizier 5000 Frank Jahresrente. In der Ehrenlegion stellte das konsularische Frankreich dem Geburtsadel des alten königlichen Frankreich einen Verdienstadel gegenüber. Die Gleichheit war natürlich damit im Prinzip aufgehoben; demgemäß ging auch das Gesetz für den neuen Orden im Tribunat wie gesetzgebendem Körper, trotz der vor kurzem erfolgten Reinigung, nur mit sehr knapper Mehrheit durch.

Zunahme höfischer Sitten.

Immer sichtlicher kamen jetzt die revolutionären Gebräuche in Abnahme. Mehr und mehr wurde die Anrede „Bürger" wieder „Monsieur" oder gar „Monsieur de". Am deutlichsten trat dies zu Tage in der Umgebung des Ersten Konsuls, der die Rückkehr zur Etikette der alten Königszeit in jeder Weise förderte. Der Finanzminister Gaudin erschien in den Tuilerien wieder gepudert, mit Haarbeutel, in einem Rock mit Schößen, der Konsul Lebrun völlig in der Hoftracht Ludwigs XVI., Cambacérès war der erste, welcher öffentlich fremdländische Orden trug. Bei dem Tode Leclercs, als eines Verwandten der Familie Bonaparte, wurde Hoftrauer befohlen.



206. Orden der Ehrenlegion.

Ton am konsularischen Hofe.

Allein jener leichte graziöse Ton, der am Hofe der Bourbonen geherrscht hatte, ließ sich nicht wie das Zeremoniell befehlen. Es blieb dem konsularischen Hofe immer etwas von linkischem Emporkömmlingswesen anhaften, und im ganzen galt er für ziemlich langweilig. Zwar Bonaparte besaß die Gabe anregender Unterhaltung im kleinen Kreise; aber der Ritterlichkeit gegen Damen entbehrte er ganz. Seine Gespräche mit ihnen gipfelten am liebsten in der Frage, ob sie ihre Kinder selbst nährten. Oder er sagte ihnen Sottisen über ihre Toiletten. Und „Madame" — wie jetzt Josephine hieß — hatte weniger Sinn für geistige Interessen als für ihre Toilette und ihre Schulden; sie verlor auffallend durch die etikettenmäßig strenge Scheidung von ihresgleichen, sie verarmte innerlich dadurch. Und das machte sich fühlbar durch den ganzen Hof hin.

Empfang beim Ersten Konsul.

Zwar an prunkvollen Schaustellungen und glänzenden Festen fehlte es nicht. Der Erste Konsul liebte es, diesen, soweit es anging, ein militärisches Gepräge zu geben. Den großen Audienzen, in welchen er die Gesandten und hervorragende Fremde empfing, ging auf dem Schloßhofe der Tuilerien und dem Karussellplatz eine militärische Revue voraus, der die zu Empfangenden von den Fenstern des Schlosses zuschauten. Nach der Beendigung der Revue zog die ganze Versammlung unter dröhnenden Trommelwirbeln die Treppe hinauf in den Audienzsaal. Hier stand im Hintergrunde dann vor einem Kamin der Erste Konsul in einen rotseidenen goldgestickten Rock, weiße Atlasweste, weiße Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen gekleidet, mit langen Spitzenmanschetten und einem Spitzenjabot, in der Hand einen großen dreieckigen Hut. Ihm zu den Seiten standen die beiden andern Konsuln, hinter diesen die Minister, Staatsräte und Generaladjutanten. Dann

machte er die Runde, mit dem einen und andern einige rasche Worte wechselnd, verbeugte sich schließlich leicht gegen die Versammlung, nahm wieder seinen Platz am Kamin ein und entließ sie damit, meist nach weniger als einer halben Stunde.

Bonapartes Äußere.

Das Aussehen Bonapartes hatte sich während der letzten Jahre merklich verändert. Er zeigte jetzt einen leichten Ansatz zur Beleibtheit, so daß er in den Schultern breit und nicht mehr so klein wie früher erschien. In die früher so lebhaften Augen kam etwas Starres; beim Sprechen glitt oft ein Lächeln über den unteren Teil des Gesichtes, während der obere unbeweglich blieb: ein Gegensatz, der auf jeden, der ihn nicht kannte, einen unheimlichen Eindruck machte. Das Gesicht war fahl, ohne die leiseste Spur von Röte; denn am ganzen Hofe der Tuilerien war niemand, der so viel arbeiten konnte und auch wirklich so viel arbeitete, wie der Erste Konsul: Regieren und Herrschen war ihm zur Leidenschaft geworden.

### Wiederausbruch des Krieges mit England.

Trübung des Verhältnisses zu England.

Um so empfindlicher traf es ihn, dem jetzt jeder Widerspruch, ja jede Selbständigkeit unerträglich geworden war, daß England sich sehr säumig in der Ausführung der Bestimmungen des Friedensvertrages zeigte. Ein Jahr war seit dem Abschlusse zu Amiens vergangen, und immer noch hatte England sowohl Ägypten wie Malta in seinem Besitze; immer noch weigerte es sich, den von Frankreich dringend verlangten Vertrag zur Auslieferung politischer Verbrecher abzuschließen, und duldete somit, daß „Pasquillanten" von dem sicheren Boden Englands aus den Ersten Konsul und seine Gewaltherrschaft angriffen und vor der Welt verleumdeten. Denn nach einem kurzen Rausche von Friedensfreude war den Engländern klar geworden, daß die Ausdehnung der französischen Macht über die Vasallenrepubliken den Einfluß Englands in Europa unerträglich zurückdränge, sie fürchteten dazu neue Pläne Bonapartes zur Neugründung der französischen Herrschaft im Mittelmeere, und verschmerzten es nur schwer, daß sie ihre Kolonialeroberungen fast sämtlich wieder hatten herausgeben müssen. Von solchen Betrachtungen waren bald die englischen Zeitungen voll: höchst gereizt antwortete ihnen der Moniteur, beleidigende Ausfälle gegen die englische Nation und das Ministerium Addington einmischend.

Szene mit dem englischen Gesandten.

Rückhaltlos machte der Erste Konsul seinem Grolle dem englischen Gesandten in Paris gegenüber Luft. Es war eine jener Szenen, wie sie dann später oft von ihm zum besten gegeben wurden und wie sie nachher vorbildlich gewesen sind, wenn auch in abgeschwächter Form, für die Neujahrsempfänge seines Neffen. Eine zahlreiche Gesellschaft war am Sonntag, den 13. März 1803, in den Tuilerien versammelt, als dem Ersten Konsul Lord Whitworth gemeldet wurde. „Sie haben Nachrichten aus London?" sagte er zu dem Gesandten, ihm entgegengehend. Aber bevor dieser noch antworten konnte, fuhr Bonaparte fort: „Ihr wollt also den Krieg?" „Nein", erwiderte Lord Whitworth, „wir kennen zu gut die Vorteile des Friedens." „Wir haben", war Bonapartes barsche Antwort, „zehn Jahre lang Krieg geführt. Ihr wollt ihn noch fünfzehn Jahre führen: ihr zwingt mich dazu!" Betroffen hörten die zahlreichen Anwesenden diese Worte. Mit großen Schritten ging in sichtlicher Erregung der Erste Konsul auf eine Gruppe zu. „Die Engländer wollen den Krieg", wandte er sich an die Gesandten von Rußland und Spanien, „aber wenn sie die ersten sind, das Schwert zu ziehen, so werde ich nicht der letzte sein, es in die Scheide zurückzustoßen. Sie wollen Malta nicht räumen. Da man die Verträge nicht respektiert, so muß man sie mit Trauerflor umhüllen!" Damit wandte er sich zu Lord Whitworth zurück, der unbeweglich auf seinem Platze stehen geblieben war: „Wie hat man wagen können zu sagen, daß Frankreich rüstet? Ich habe nicht ein einziges Linienschiff in unsern Häfen. Ihr wollt euch schlagen: ich werde mich auch schlagen. Man kann Frankreich töten, Mylord, aber es niemals einschüchtern — niemals!" „Wir wollen weder das eine, noch das andre", antwortete der Lord, „wir wünschen nur mit ihm in gutem Einverständnis zu leben." „Dann", rief Bonaparte mit heftig erhobener Stimme, „dann muß man die Verträge respektieren: wehe denen, welche die Verträge mißachten!"

Damit schritt er mit blitzenden Augen und zorniger Miene auf die Thür zu. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich zu Lord Whitworth zurück: „Ich hoffe, daß Lady Whitworth sich wohl befindet, und daß sie, nachdem sie die schlechte Jahreszeit in Paris verlebt hat, auch

die gute dort wird verleben können." „Doch das hängt von England ab", setzte er mit rauh klingender Stimme hinzu. „Wenn es so weit ist, daß wir Krieg führen müssen, so wird die Verantwortung dafür in den Augen Gottes und der Menschen ganz allein auf diejenigen fallen, die ihre eigne Unterschrift verleugnen und sich weigern, die Verträge auszuführen!"

Englands Ultimatum und Kriegserklärung.

Die Bedingungen, die England für die Aufrechterhaltung des Friedens machte, waren: Besetzung Maltas durch die Engländer auf zehn Jahre, Räumung der batavischen und helvetischen Republik durch die Franzosen, Rückgabe Piemonts an den König von Sardinien. Man sah diesem englischen Ultimatum den Wunsch an, nicht angenommen zu werden. Bonaparte lehnte es denn natürlich auch schroff ab. „Ich will nicht", meinte er, „daß die Engländer zwei Gibraltars im Mittelmeere besitzen, das eine am Eingange, das andre in der Mitte." Damit war der Krieg entschieden. Die öffentliche Meinung in England verlangte ihn laut; am 18. Mai 1803 ward er, nachdem auf alle französischen Schiffe in englischen Häfen Beschlag gelegt war, an Frankreich erklärt. Nur Fox hatte im Parlamente sich dagegen ausgesprochen.

Es war kein Zweifel, daß der schnelle Wiederausbruch des Krieges dem Ersten Konsul ungelegen kam; denn er unterbrach in der empfindlichsten Weise die drängende Arbeit der Rekonstruktion Frankreichs. Im Moniteur spiegelten sich die Empfindungen des Herrschers wider. „Die Krankheit eures Königs", rief das Blatt in roher Weise den Engländern zu, „ist auf eure ganze Nation übergegangen." Und die französische Geistlichkeit rief in ihren öffentlichen Gebeten den Zorn Gottes auf die Friedensbrecher herab.

Bonapartes auswärtige Geldquellen.

Frankreich, das eben erst wieder zu erstarken begann, durfte der Erste Konsul für den Krieg weder mit Steuererhöhung noch mit einer neuen Anleihe belasten, wollte er nicht seine ganze Popularität aufs Spiel setzen. Er verkaufte daher die Kolonie Louisiana am unteren Mississippi, die er eben erst Spanien abgedrängt hatte, für 80 Millionen Frank an die Vereinigten Staaten und hielt mit rücksichtsloser Strenge die Vasallenrepubliken zur Zahlung von Geld und Stellung von Truppen für den ausbrechenden Krieg an. Spanien jedoch, durch den Vertrag von Ildefonso mit Frankreich zu ewiger Allianz verbunden, trachtete sich der Teilnahme an dem Kriege zu entziehen; Godoy glaubte mit Rücksicht auf die spanischen Finanzen, deren trostlose Zerrüttung freilich seine grenzenlose Verschwendung und Willkürwirtschaft selbst verschuldet hatte, das Reich in Neutralität halten zu müssen. Ja, er dachte daran, den feindlichen Mächten sich zum Vermittler anzubieten. Eine solche Vermessenheit war Bonaparte selbstredend entschlossen nicht zu dulden: er entsandte ein Truppenkorps nach Bayonne an die spanische Grenze und übersandte dem Könige Karl ein Schreiben, in welchem er ihn aufforderte, „selbst wieder den Thron zu besteigen." Godoy und die Königin gerieten darüber in Schrecken; sie bestimmten den König, das Schreiben des Ersten Konsuls uneröffnet zu lassen und von vornherein alles zu bewilligen, was Frankreich auch fordern möchte. Dieser bewilligte Spanien wirklich die Neutralität, aber — was ihm der eigentliche Zweck war — gegen Zahlung von 6 Mill. Frank monatlich. Natürlich war England weit entfernt, eine solche Neutralität anzuerkennen, die nur dem Gegner zu gute kam. Bonaparte aber erreichte dadurch alles, was er wollte: er konnte den Krieg aus den „auswärtigen Einnahmen" führen.

Vorbereitungen an der französischen Küste.

Eine rege Thätigkeit hatte sich unterdessen an der ganzen Nordseeküste von Boulogne bis Antwerpen entwickelt. Viele Tausende von Soldaten und Arbeitern waren hier mit dem Bau und der Ausrüstung von Transportfahrzeugen und Kanonenbooten beschäftigt; der Erste Konsul erschien selbst an der Küste, um die Arbeiten zu besichtigen, von den Huldigungen der Bevölkerung wie ein Triumphator geleitet: es schien nicht anders, als daß er eine Landung in England im großartigen Stile im Sinne hätte. Was sich von Engländern zwischen 18 und 60 Jahren in Frankreich befand, hatte er aufgreifen und gefangen setzen lassen.

**Mortier gegen Hannover.** Indes der erste Angriff der französischen Waffen richtete sich auf Hannover. Zwar gehörte das Kurfürstentum zum Deutschen Reiche, mit dem doch Frieden bestand, und war durch kein andres Band mit England verknüpft, als daß sein Kurfürst zugleich die englische Krone trug; allein durch völkerrechtliche Bedenken ließ sich ein Bonaparte niemals stören. Mortier, der mit einem Korps von 12000 Mann bei Nimwegen stand, erhielt den Befehl: „Marschiert, schlagt die hannöversche Armee und nehmt ihr die Waffen.“ Am 27. Mai 1803 brach er gegen Hannover auf.

**Die hannöversche Regierung.** Das Kurfürstentum stand unter der Regierung eines Geheimratskollegiums, das nur in besonders wichtigen Fällen die Entscheidung des Königs aus London einzuholen

207. Eduard Adolph Casimir Joseph Mortier (seit 1805 Marschall von Frankreich, seit 1808 Herzog von Treviso).

Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Ed: Mortier

gehalten war. Die hervorragendsten Mitglieder desselben waren Graf Kielmannsegge, von der Decken, von Arnswaldt und der Geheime Kabinettsrat Rudloff, der die eigentliche Arbeit that. Alle höheren Ämter des Landes waren in den Händen von Adligen, welche die niederen Stellen an ihre Günstlinge vergaben. So stand das ganze Land unter der Herrschaft eines selbstsüchtigen und hochmütigen Adels, welcher den Bürger und Bauern streng niederhielt. Das vetterschaftliche Regiment war so ausgebildet, wie nur in Venedig oder Genua. Eine Armee war vorhanden, angeblich 15000 Mann stark, unter dem Befehle des Feldmarschalls Graf von Wallmoden-Gimborn; aber sie war im ganzen Lande zerstreut, ein Teil der Mannschaften beurlaubt. Der Sohn König Georgs, der Herzog von Cambridge, diente als Generalleutnant in ihr. — Das Geheimratskollegium dachte nicht an Abwehr gegen den drohenden

Einmarsch der Franzosen: es wandte sich hilfesuchend an England, Preußen und Rußland. England that nichts, beabsichtigte zwar die Stellung einer Transportflotte, um das doch auch für England wertvolle Heer zu retten, kam aber über die Vorbereitungen nicht hinaus; doch verfügte König Georg wenigstens die Sammlung der Regimenter und die Einberufung der Beurlaubten. Preußen aber hatte keine Veranlassung sich in diese Händel zu mischen, wenn der weitaus größere Teil des hannöverschen Adels so dachte, wie Graf Münster, der in Petersburg deutlich durchblicken ließ, ihnen sei eine französische Besetzung des Landes sicherlich lieber, als eine durch die Preußen.

Hilflosigkeit der Regierung.

Die Aristokraten von Hannover waren also auf sich selbst angewiesen. Wallmoden erbat sich Verhaltungsbefehle. Die Regierung beschied ihn dahin, daß man zwar der Verfügung des Königs nachkommen, aber doch „alles vermeiden müsse, was Argwohn und Aufsehen erregen könne", und als ihm dieser Bescheid nicht genügte, fügte sie die nähere Weisung hinzu, „den Truppen nicht zu gestatten, zu feuern, und nur im dringendsten Falle das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen." Endlich aber mußte sie sich doch auf das Drängen Wallmodens und des Herzogs von Cambridge zu weitergehenden Maßregeln entschließen: sie erließ einen Aufruf an sämtliche Bewohner Hannovers, „im eintretenden Notfalle zur Rettung und Verteidigung des Vaterlandes sich unweigerlich zu stellen." Indessen was war die Wirkung? Ganze Bezirke weigerten sich, der Anordnung zu folgen, die Eltern schickten ihre erwachsenen Söhne aus dem Lande, um sie dem Aufgebote zu entziehen. Und doch sollten die Lücken in den Regimentern ergänzt werden; wo es in einem Bezirke an brauchbaren Rekruten fehlte, griff man daher zu unbärtigen Knaben und zu Familienvätern. Darüber gab es denn allenthalben Tumult; die Beamten der Aushebung wurden mißhandelt und die Ausgehobenen wieder mit Gewalt in Freiheit gesetzt. Die Regimenter lösten sich in kleine Trupps auf und durchstreiften das Land, um die flüchtigen Rekruten wieder einzufangen.

Mortiers Einmarsch.

In diesem Augenblicke überschritt Mortier die Grenze. Niemand war da, ihm entgegenzutreten. Unangefochten gelangte er durch die Heiden und Moräste, deren Wege durch die anhaltenden Regengüsse des Mai ganz aufgeweicht waren. In ihrer Bestürzung sandte die Regierung eine Deputation ihm entgegen, um zu unterhandeln: aber die Deputierten vermochten das Hauptquartier des im Innern des Landes jetzt rasch vordrängenden Feindes nicht aufzufinden. Mißmutig und zugleich unentschlossen wichen die zerstreuten hannöverschen Truppen vor ihm zurück; nur bei Nienburg kam es zu einem Scharmützel zwischen einigen Reiterschwadronen, das für die hannöverschen Reiter nicht unrühmlich endete.

Konvention von Suhlingen.

Endlich hatte die Deputation Mortier doch in Suhlingen, einem südlich von Bremen gelegenen Flecken der Grafschaft Hoya, entdeckt: er verlangte, daß die ganze hannöversche Armee sich kriegsgefangen ergeben solle. Das Geheimratskollegium war damit einverstanden; nur der Herzog von Cambridge nahm sofort seine Entlassung und kehrte nach England zurück. So wurde denn am 3. Juni 1803 in Suhlingen die Unterwerfung Hannovers unterzeichnet: die Truppen sollten sich als Kriegsgefangene hinter die Elbe zurückziehen; die Festungen wurden den Franzosen geöffnet, alle öffentlichen Einkünfte zu ihrer Verfügung gestellt, woneben sich Mortier noch ausdrücklich vorbehielt, nach Bedürfnis Kontributionen zu erheben.

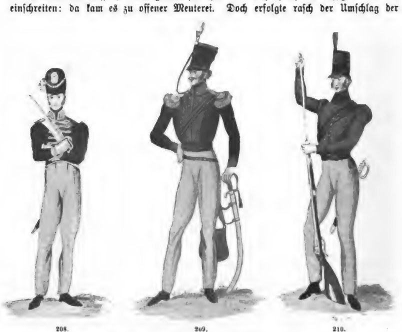
Die ganze Armee überschritt nun die Elbe; Wallmoden nahm sein Hauptquartier in Lauenburg.

Entwaffnung der Armee.

Indessen der Erste Konsul bestätigte den Vertrag von Suhlingen nicht. Da England sich weigere, hannöversche Soldaten zum Austausche für französische Kriegsgefangene anzunehmen, erklärte er, so erachte er sich an den Vertrag nicht gebunden

und verlange die völlige Auflösung der hannöverschen Armee. Das ging denn doch Wallmoden zu weit; er berief seine Generale, und einstimmig lehnte der Kriegsrat die französische Forderung ab. Die Stände von Celle und Kalenberg aber erklärten ihm daraufhin, daß die Landschaft nur noch dann weiter für den Unterhalt der Truppen sorgen würde, wenn sie auf der Stelle die Waffen niederlegen und ihre Kanonen und Pferde den Franzosen auslieferten. Die Soldaten hatten somit die Wahl zwischen Hunger und Unterwerfung: sie entschieden sich für Unterwerfung. Als Wallmoden sie wollte ausrücken lassen, verweigerten sie ihm den Gehorsam; die Offiziere wollten einschreiten: da kam es zu offener Meuterei. Doch erfolgte rasch der Umschlag der

Auflösung der hannöverschen Armee.



208. 209. 210.

208—210. Uniformen der „königlich deutschen Legion".
Nach Beamish, „Geschichte der königlich deutschen Legion".
208. Fußartillerie. 209. Zweites leichtes Dragonerregiment. 210. Zweites leichtes Bataillon.

Unmutigen: am Abend erklärten sie sich bereit, sich zum Kampfe gegen den Feind führen zu lassen. Indes den Generalen war darüber die Kampfeslust vergangen: Wallmoden war jetzt bereit, in die französische Forderung einzuwilligen. Auf einem Boote, das unweit Artlenburg in der Elbe vor Anker gelegt war, wurde am 5. Juli die Konvention mit Mortier unterzeichnet, welche die völlige Auflösung und Entwaffnung der hannöverschen Armee bestimmte.

Mortier als Regent von Hannover.

Mortier war jetzt Regent von Hannover. Auf Kosten des Landes ließ er seine Truppen nähren und kleiden, die Zeughäuser und Schlösser wurden ausgeplündert, Pferde requiriert, Kontributionen erhoben. Auch in dem benachbarten Hamburg machte er eine „Anleihe" von 3 Mill. Frank. Wohl trat sein Nachfolger Bernadotte etwas glimpflicher auf: aber doch haben die 26 Monate französischer Okkupation dem

Kurfürstentume, dessen Jahreseinkünfte höchstens 5 Mill. Thaler betrugen, 26 Mill. Thaler gekostet: so schrecklich wußten die Franzosen das wehrlose Land auszupressen.

Die königlich deutsche Legion.

Von den in ihre Heimat entlassenen hannöverschen Soldaten wanderten aber bald ganze Scharen über die Elbe nach Holstein, von wo sie zu Schiffe nach England gingen. So entstand noch im Jahre 1803 die „königlich deutsche Legion“, der es beschieden war, die Ehre der hannöverschen Waffen widerherzustellen. Den Engländern waren diese kernhaften, waffengeübten Gäste sehr willkommen; denn was die Waffen tragen konnte, boten sie auf zum Schutze ihrer durch französische Invasionen bedrohten Küsten. Der ganze Süden Englands hallte damals von Waffenlärm wider: 200000 Mann Linientruppen und Milizen und doppelt so viel Freiwillige standen bereit, den Franzosen, wenn sie kämen, einen blutigen Empfang zu bereiten. Allein sie kamen nicht. Andres bewegte damals den Ersten Konsul; er mußte dem Geheimangriffe begegnen, welcher sich damals von England aus nicht gegen Frankreich, sondern gegen seine Person richtete.

### Die Royalistenverschwörung.

Bonaparte und Ludwig XVIII.

Kaiser Paul hatte seiner Zeit in Begeisterung für Bonaparte den Grafen von Provence, der sich Ludwig XVIII. nannte, aus Mitau, wo er sich aufhielt, ausweisen lassen. Der Prätendent hatte nunmehr in dem preußischen Warschau seine Residenz genommen. Hierher richtete Bonaparte durch Vermittelung des preußischen Hofes das Anerbieten an ihn, ihm eine Jahresrente von 2 Millionen Frank zahlen zu wollen, wenn er seinen Ansprüchen an die Krone Frankreichs entsage. Mit stolzen Worten wies Ludwig das Erbieten zurück und veröffentlichte das Schreiben Bonapartes in den Zeitungen, als einen Beweis dafür, daß auch der Erste Konsul die Ansprüche der Bourbons anerkenne. Nun erkannte Bonaparte den Fehler, den er gemacht hatte: er hatte mittelbar den Royalisten in Frankreich eine Bedeutung zuerkannt, die sie in Wahrheit nicht besaßen. Man darf sagen, daß der eigentliche Grund zu der Erschießung des Herzogs von Enghien in dem Bestreben Bonapartes lag, diesen Fehler wieder gut zu machen.

Royalistische Verschwörung in London.

Sehr siegesgewiß war die Hoffnung, welche der in England weilende jüngere Bruder Ludwigs XVI., der Graf von Artois, hegte: man hatte ihm die Überzeugung beigebracht, daß er in Frankreich nur zu erscheinen brauche, um eine allgemeine Erhebung zu gunsten der Bourbons zu veranlassen. Und doch hatten gerade die Besetzung Hannovers und die diplomatischen Erfolge der letzten Monate die Stellung des Ersten Konsuls sehr wesentlich befestigt. Indes das sahen die royalistischen Heißsporne nicht, die Polignac, der Marquis von Rivière u. a., welche sich um den Grafen von Artois gesammelt hatten. Sie entwarfen unablässig Pläne, durch eine Volkserhebung in Frankreich die Konsularregierung zu stürzen; und die englische Regierung, in der Meinung, die Widerstandskraft Frankreichs dadurch zu schwächen, gewährte den royalistischen Verschwörern reichlich Geldmittel. Durch Entschlossenheit ragte unter allen George Cadoudal, der bretagnische Müller, hervor, ein Hüne an Gestalt und Verwegenheit, vordem Führer der Chouans. Sein Plan war, einige Hundert beherzte Chouans in Uniformen der Konsulargarde zu stecken und durch diese sich der Person des Ersten Konsuls zu bemächtigen. Indessen dem General Pichegru, der, aus Cayenne entflohen, jetzt in England als Parteigänger der Bourbons lebte, erschien dies Wagnis zu unsicher. Die Vorsicht siegte ob: eine Volkserhebung mit Unterstützung des Auslandes wurde ins Auge gefaßt, nach deren Gelingen der Graf von Artois mit seinem Sohne, dem Herzoge von Berry, nach Paris kommen und die weitere Leitung selbst in die Hand nehmen sollte.

Landung der Verschworenen.

Zahlreiche bourbonische Agenten wurden in Paris in Bewegung gesetzt, andre waren an den Grenzen thätig, auf den Befehl der englischen Regierung von den englischen Konsuln und Gesandten mit Geld und Empfehlungen unterstützt. Es scheint, als ob man dem Herzog von Enghien, einem erlauchten Sprossen des Hauses Condé, zugedacht gehabt hätte, eine aufständische Bewegung am Rhein zu leiten. Auch auf die Teilnahme Moreaus, der sich mit Bonaparte sehr frostig stand, war gerechnet. Bei der großen Zahl der Beteiligten, unter denen sich neben begeisterten Legitimisten auch Schwindler und Gauner befanden, die das englische Geld für sich behielten oder beide Parteien auszunutzen strebten, erfuhr die Konsularregierung natürlich sehr bald von dem Anschlage, allein die Maßregeln der Polizei erwiesen sich so unzulänglich, daß die Verschworenen, unter ihnen Graf Jules Polignac, ungestört bei Beville, zwischen Dieppe und Treport, landeten, zu der hier fast 100 m hohen Steilküste emporkletterten und auf Schleichwegen nach Paris gelangten. Monatelang war hier Cadoudal, Waffen kaufend, Anhänger werbend, thätig, ohne daß er entdeckt wurde. Im Dezember folgte ihm Graf Armand Polignac, am 16. Januar 1804 Pichegru, so daß jetzt etwa 40 der Verschwörer in Paris zusammen waren. Nunmehr wandte sich Pichegru an Moreau; er hatte zwei geheime Unterredungen mit ihm, in denen er den General im allgemeinen in den Plan einweihte, ohne jedoch dessen Teilnahme zu gewinnen. Man sprach es nicht gerade offen aus, aber es war klar, daß die Verschwörung die Ermordung des Ersten Konsuls zur Voraussetzung des Gelingens hatte.

Außerordentliche Maßregeln.

Noch immer vermochte die Polizei keine rechte Handhabe zu gewinnen, um der Verschwörung beizukommen. Bonaparte ernannte seinen Schwager Murat zum Gouverneur von Paris; eine Menge von Verhaftungen erfolgte, doch Klarheit kam dadurch in die Sache nicht. Da ließ sich der Erste Konsul selbst die Akten vorlegen und wählte aus der Liste der Verhafteten fünf Personen aus, um gegen sie sofort das Gerichtsverfahren zu eröffnen. Von diesen wurden zwei freigesprochen, zwei als Spione erschossen, ohne daß sie etwas gestanden hätten, der letzte, Querelle, suchte sich durch das Geständnis zu retten, daß Cadoudal mit ihm bei Beville gelandet und jetzt in Paris verborgen sei. Bald danach gestand auch Cadoudals Bedienter, daß Pichegru in Paris wäre, und ein andrer der Verhafteten, Louvet de Lozier, daß Moreau auf dem Boulevard St. Madeleine eine Unterredung mit Pichegru und Cadoudal gehabt hätte.

Auf der Stelle erfolgte jetzt die Verhaftung Moreaus: allein er leugnete alles, so daß der Verdacht sich zu regen begann, Bonaparte habe die ganze Verschwörung nur erfunden, um aus Neid den zweiten Feldherrn der Republik zu verderben. Es kam für diesen also alles darauf an, um Moreau überführen zu können, sich Pichegrus und Cadoudals zu bemächtigen. Er ließ daher alle Thore der Hauptstadt durch seine Garde besetzen, längs der Ringmauer patrouillierte die reitende Garde mit dem Befehle, jeden, der über die Mauer käme, zu ergreifen, jeden, der zu entfliehen suche, niederzuschießen; auf der Seine hielten die Gardematrosen Tag und Nacht Wacht, und Preise bis zu 100000 Frank wurden auf die Ergreifung der Häupter der Verschwörung gesetzt. Nirgends fanden die Verschworenen, welche geglaubt hatten, daß die Royalisten sich wie ein Mann für sie erheben würden, etwas andres als Kälte, Verlegenheit und Tadel. Auch die Chouans, zu denen Cadoudal Agenten sandte, zeigten sich einer Erhebung völlig abgeneigt. Unstät irrten die Verschworenen in der großen Stadt umher; oft mußten sie für ein Obdach auf wenige Stunden 6—8000 Frank bezahlen; denn wer sie verbarg, setzte sich dem gefährlichsten Verdachte aus.

Verhaftung Pichegrus.

Am 26. Februar wurde Pichegru in seinem Schlupfwinkel in der Rue Chabanais durch seinen früheren Adjutanten Leblanc, der nach der hohen Prämie lüstern war, verraten. Er lag schlafend im Bette, von Waffen umgeben; die Lampe war aus-

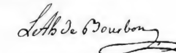
gelöscht. Als die Gendarmen in das Zimmer eindrangen, wurde er von dem Lärm aufgeweckt. In der Dunkelheit konnte er seine Waffen nicht finden, wurde nach kräftigem Widerstande überwältigt und in den Temple abgeführt. Wenige Tage später wurden auch Armand und Jules Polignac und Rivière ergriffen.

Cadoudals Verhaftung.

Von allen Häuptern der Verschwörung war nur noch Cadoudal nicht aufgefunden. Täglich wechselte er sein Nachtquartier; hinaus aus Paris konnte er nicht. Wie leicht aber war er an seiner herkulischen Gestalt zu erkennen! Und doch, ein Angeber fand sich nicht. Endlich war am Abend des 9. März 1804 die Polizei, ohne es zu wissen, auf seiner Spur. Sie beobachtete in der Nähe des Pantheons ein Haus, das durch

211. Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von Enghien.

Nach dem Originale von Mauraisse lithographiert von Delpech.



das Ab- und Zugehen von verdächtig erscheinenden Männern ihr aufgefallen war. Wirklich war Cadoudal darin. Indes gegen 7 Uhr abends gelang es ihm, hinauszuschlüpfen und in der Nähe in ein zweiräderiges Kabriolett zu steigen, das ein treuer Genosse für ihn bereit hielt. Sein breites offenes Gesicht, seine mächtige Gestalt fielen auf: die Polizeisoldaten rannten dem davonjagenden Wagen nach; am Kreuzweg von Bassy holten sie ihn ein. Ein Polizist fiel dem Pferde in die Zügel: Cadoudal streckte ihn mit einem Pistolenschusse nieder. Ein zweiter warf sich dem Pferde entgegen: auch er empfing eine schwere Wunde. Der Wagen hielt: Cadoudal sprang heraus, um zu Fuße weiter zu flüchten, als ihn das Volk umringte, festhielt und der Polizei überlieferte.

Cadoudals Aussage über den „Prinzen".

Im Verhör gestand Cadoudal, daß es der Plan gewesen wäre, „Mittel offener Gewalt" gegen den Ersten Konsul anzuwenden. Es war davon die Rede gewesen, Bonaparte auf dem Wege von St.-Cloud, wo er damals residierte, nach Paris auf-

zuheben. „Hatten Sie viele Leute bei sich?“ fragte im Verhör der Polizeipräfekt den Verhafteten. „Nein“, antwortete Cadoudal, „ich sollte den Ersten Konsul nicht eher angreifen, als bis der Prinz in Paris wäre; und der ist noch nicht da.“

Wer war dieser Prinz, dessen Ankunft also das Zeichen zum Ausbruche der Verschwörung hatte sein sollen? Auch die Geständnisse der übrigen Verhafteten gaben darüber keine Klarheit. War der Graf von Artois oder der Herzog von Berry gemeint, die in London lebten, oder etwa der Prinz von Enghien, der sich damals in Ettenheim in Baden aufhielt? Bonaparte ließ sich eine Landkarte bringen: Ettenheim liegt gleich jenseit des Rheines unweit Straßburg. Er wußte, daß hier am Oberrhein die englischen Bevollmächtigten besonders thätig waren; er wußte auch, daß Enghien im letzten Kriege ein Freikorps von Emigranten geführt hatte: so hielt er ihn wohl für fähig, einen Anschlag etwa auf Straßburg zu unternehmen oder gar an die Spitze der Erhebung sich zu stellen. Ein Unteroffizier von den Polizeigendarmen wurde daher nach Ettenheim geschickt, um den Prinzen im geheimen zu beobachten.

Der Prinz von Enghien.

Enghien war an der Verschwörung in Wahrheit völlig unbeteiligt. Die Liebe zur Prinzessin Rohan, die er nach romantischer Liebesgeschichte geheiratet, fesselte ihn an das badische Landstädtchen, daneben auch die guten Jagdreviere im Schwarzwald. Der Bericht jenes Unteroffiziers erwähnte nun, daß bei dem Prinzen ein Herr von Thumery viel verkehre, und daß der Prinz auch selbst mitunter mehrere Tage von Ettenheim abwesend sei. Anderseits hatte der mit Cadoudal zugleich gefangene Chouan ausgesagt, daß er bei Cadoudal wiederholt einen jungen wohlgekleideten Mann gesehen habe, dem alle mit großer Ehrerbietung begegnet seien. Dies müsse, schloß Bonaparte, Enghien gewesen sein, der zu den Besprechungen von Ettenheim nach Paris gekommen wäre; und in jenem Thumery glaubte er den General Dumouriez zu erkennen. Er befahl, den Prinzen in aller Stille in Ettenheim, unbekümmert um die Grenzverletzung, aufzuheben und nach Paris zu schaffen. Cambacérès beschwor den Ersten Konsul, von einer solchen Handlung abzustehen. „Ich will mich nicht töten lassen“, antwortete Bonaparte, „ohne mich zu verteidigen. Ich will diese Leute zittern machen und sie lehren, sich ruhig zu verhalten.“

Aufhebung, Prozeß und Tod des Prinzen.

Damit war in Wahrheit schon das Urteil über Enghien gesprochen: 300 Dragoner unter Oberst Ordener gingen am 15./16. März 1804 nachts über den Rhein, umzingelten das Städtchen Ettenheim und nahmen den Prinzen gefangen. Am 20. März traf der Prinz in Paris ein. Murat eilte nach Malmaison, um seinen Schwager zur Milde zu stimmen; allein Bonaparte wies ihn mit harten Worten ab und erteilte Savary den Befehl, den Gefangenen nach Vincennes bringen zu lassen und die Sache weiter zu leiten. Ein Kriegsgericht, dessen Mitglieder Bonaparte selbst ausgewählt hatte, trat zusammen. Enghien leugnete jede Teilnahme an der Verschwörung mit Heftigkeit, jedoch daß er gegen Frankreich gedient hätte und am Rheine gewesen wäre, um in derselben Weise von neuem zu dienen, gestand er unverhohlen ein. Auf der Leistung von Kriegsdiensten gegen das Vaterland stand aber nach dem Gesetze der Tod. Das Kriegsgericht sprach daher über den Prinzen das Todesurteil aus, verlangte jedoch, den Spruch dem Ersten Konsul vorgelegt zu sehen. Dem widersetzte sich indessen Savary auf das bestimmteste; er hatte den bündigen Befehl, das ganze Verfahren in einer Nacht zu Ende zu bringen. Es war 2 Uhr nachts darüber geworden, also zu spät, um vor dem Morgen den gefällten Spruch dem Ersten Konsul in Malmaison noch vorzulegen. Nur zwei Stunden Schlaf bewilligte Savary dem Verurteilten. Um 4 Uhr, beim ersten Morgengrauen, ließ er ihn wecken und in den Graben des Forts hinabführen. Eine Abteilung Grenadiere stand für die Exekution bereit. Der Prinz schnitt sich eine Haarlocke ab und übergab sie einem jungen Offizier, um sie der

Prinzessin von Rohan zu bringen, damit trat er einen Schritt gegen die Soldaten vor; die Salve krachte, er war tot. Es war am 22. März, am Gründonnerstag des Jahres 1804. Auf der Stelle, wo er gefallen war, wurde er begraben.

Eindruck der Nachricht.

In Paris nahm man die Nachricht von der Ermordung des bourbonischen Prinzen mit Schrecken und doch auch mit Teilnahme auf. Die auswärtigen Höfe äußerten unverhohlen ihren Unwillen; der russische Hof legte Trauer an, die Stellung Preußens zur Konsularregierung wurde sichtlich fremder und kälter, nur der deutsche Reichstag in Regensburg konnte sich wider die freche Grenzverletzung zu keiner mannhaften Erklärung aufraffen. In Rom aber fand der Kardinal Consalvi sogar ein Wort der Entschuldigung für das, was in Vincennes geschehen war. Und Bonaparte, der an den Tagen zuvor stundenlang unter den Baumgängen von Malmaison unruhig auf- und abgegangen war, fand jetzt seine Ruhe wieder in der Überzeugung, die Bourbons gelehrt zu haben, daß es für sie keine Rückkehr nach Frankreich gebe. Fast schien es, als hätte auch hier, wie einst in den Septembertagen 1792, ein Blutstreifen die Vergangenheit von dem Jetzt scheiden sollen.

Pichegrus Tod.

Zunächst forderte die Lage noch ein Opfer. Dem General **Pichegru** hatte Bonaparte Milde in Aussicht stellen lassen: es war das Projekt einer Kolonisierung Cayennes im großen Stil entworfen, an deren Spitze Pichegru stehen sollte. Darauf war dieser eingegangen; so gedachte er seine Ehre wiederherzustellen. Als aber die Nachricht von der Ermordung Enghiens auch zu ihm in den Temple drang, verzweifelte er an der Aufrichtigkeit der ihm eröffneten Aussichten. Der Gedanke, mit den Chouans zusammen vor Gericht gestellt zu werden, war ihm unerträglich. Am Morgen des 6. April fanden ihn die Wächter auf seinem Lager mit dunkelrotem Gesicht liegen, als hätte ihn der Schlag gerührt. Er hatte sich selbst mit einer seidenen Halsbinde erdrosselt, die er mit einem hölzernen Zapfen zugedreht. So traurig endete der Mann, der erst ein begeisterter Republikaner und hochberühmter Feldherr, dann ein leidenschaftlicher Royalist und heimlicher Verschwörer gewesen war. Zwar unter den Gegnern Bonapartes ging das Gerücht, daß Rustan, der treue Mamluk, es gewesen, der nach der Sitte des Orients dem Leben des Generals ein Ende gemacht hätte. Indessen als Zeuge gegen Moreau wäre niemand dem Ersten Konsul so wichtig gewesen als gerade Pichegru.

Verfahren gegen Moreau und die übrigen Verschworenen.

Nachdem die Häupter der Verschwörung in Paris verhaftet waren, konnte auch **Moreau** seine Beziehungen zu den Verschworenen nicht länger in Abrede stellen. Er räumte ein, mit Pichegru verhandelt, jedoch jede Teilnahme abgelehnt zu haben, und wandte sich in einem Schreiben an den Ersten Konsul, um dessen Interesse für sich in Anspruch zu nehmen. Der Prozeß hatte indessen schon begonnen: Bonaparte ließ dem Rechtsverfahren seinen Lauf. Das Ende war, daß Moreau zu zweijähriger Haft verurteilt wurde. Jetzt aber griff der Erste Konsul ein: er begnadigte Moreau unter der Bedingung der Auswanderung nach Amerika, und damit es ihm dort nicht an Mitteln gebräche, gab er den Befehl, Moreaus Landgut zu dem höchsten Preise für ihn selbst anzukaufen. So schieden sie voneinander, um erst nach neun Jahren sich wieder zu sehen: bei Dresden als Feinde, gegeneinander die Waffen in der Hand.

Am 10. Juni 1804 erfolgte der Urteilsspruch. Die gleiche Strafe wie über Moreau wurde noch über fünf Angeklagte verhängt, zwanzig dagegen, unter ihnen Armand von Polignac, Rivière und Cadoudal, wurden zum Tode verurteilt.

Die Gräfin Polignac, Armands Gemahlin, warf sich in St.-Cloud dem Ersten Konsul zu Füßen, und flehte, von Josephinen unterstützt, um das Leben ihres Gatten. „Die Prinzen", antwortete Bonaparte, „sind sehr strafbar, welche das Leben ihrer treuesten Diener aufs Spiel setzen, ohne ihre Gefahren zu teilen." Aber er erinnerte sich dabei, daß Armand sein Mitschüler in Brienne gewesen wäre, und begnadigte den

Grafen. Für den Marquis von Rivière wußten Murat und Karoline, Bonapartes Schwester, das Herz des Strengen durch inständige Bitten zu erweichen. Für George Cadoudal aber, den verwegenen Chouan, verwandte sich niemand; er endete am 25. Juni auf dem Grèveplatze unter der Guillotine.

Die Gefahr war vorüber, die Verschwörung unterdrückt. Leicht erkennt man, daß der natürliche Rückschlag dagegen die Errichtung des bonapartistischen Kaisertums ist, wie es laut von all denen verlangt wurde, welche nur in der Begründung eines festen und dauerhaften Regiments das Heil des Staates sahen.

## Die Auflösung des Heiligen römischen Reiches.

Mittelalter und neueste Zeit trennte seit dem Beginne des neuen Jahrhunderts der Lauf des Vaters Rhein. Während sich aber zu seiner Linken eine Herrschaft aufbaute, wie sie niemals stärker in jenen Gegenden bestanden hatte, ging zu seiner Rechten das ehrwürdigste Reich Europas, das Heilige römische Reich deutscher Nation in Trümmer. Ehemals das erste Reich der abendländischen Christenheit, war das Heilige römische Reich seit Jahrhunderten durch die Sonderbestrebungen seiner Fürsten schwach, durch die Kirchenspaltung uneinig, durch die geistlose Handhabung seiner Formen lahm, durch den Mangel an nationalem Gemeinsinn morsch geworden. Ein kräftiger Schlag genügte, um die morsche Ruine in sich zusammenfallen zu lassen. Selbst das Mitgefühl, das der fallenden Größe gern gezollt wird, wäre hier falsche Sentimentalität. Denn das Heilige römische Reich hatte die Deutschen vaterlandslos gemacht, hatte die alte Wehrhaftigkeit der Deutschen vernichtet, hatte den „deutschen Michel" zum Gespötte der fremden Nationen gemacht und ihnen die Ohnmacht des deutschen Volkes gewährleistet. So wurde es ein Segen für die deutsche Nation, daß endlich einmal das Heilige römische Reich zusammenbrach. Freilich geschah es durch eine starke fremde Faust: aber besser so als gar nicht. Gerade das vollgerüttelte Maß der Schmach, das die Deutschen zu leeren bekamen, mußte sie endlich einmal wieder zu dem Bewußtsein bringen, daß sie zu gut dazu wären, mit ihrer ungebrochenen Kernhaftigkeit die Schranzen oder die Büttel der Fremden zu machen. So war doch wenigstens Hoffnung vorhanden, endlich einmal das schöne ahnungsvolle Wort Friedrichs des Großen zur Wahrheit werden zu sehen: „Deutschland den Deutschen!"

*Die Stände und die Reichsverfassung.*

Die Reichsverfassung wollte ihrer Idee nach allen Ständen und Klassen Mitbeteiligung am Reichsregimente eröffnen. Die weltlichen Fürsten hatten in der Erbfolge, die geistlichen in der Wahl aus dem hohen Adel ihre Berechtigung dazu; die Minister und Räte waren aus dem niederen Adel und dem Bürgerstande, die meisten Reichsprälaten aus dem Bürger- und Bauernstande. Die Beschlußfassung lag bei den drei Reichskollegien: dem der Kurfürsten, dem der Reichsfürsten, in welchem die Reichsgrafen und Reichsritter nur bankenweise stimmten, und dem der Reichsstädte.

*Reichspolitik der Habsburger.*

Seitdem die Kaiserkrone in den traditionellen Besitz des Hauses Habsburg übergegangen war, nahm der Zerfall der deutschen Macht immer größere Dimensionen an. Denn die Habsburger waren darauf angewiesen, mit den Deutschen, welche nur ein Viertel der Bevölkerung der österreichischen Länder ausmachten, die bunten Mannigfaltigkeiten von Völkern in ihren Erblanden zu beherrschen. Da aber diese dem deutschen Elemente, dem Träger der österreichischen Reichseinheit, um das Dreifache an Zahl überlegen waren, so war eine Herrschaft über die Slawen und Ungarn nur dadurch möglich, daß die Deutschen in Österreich an der großen deutschen Nation im Reiche einen starken Rückhalt hatten, und um diesen zu gewinnen, brachten die Habsburger jedes Opfer für den Besitz der deutschen Kaiserkrone. Um aber nun wieder

Deutschlands sicher zu sein, beförderten sie in aller Weise die Schwächung Deutschlands. Während sie daher einerseits, um nur gewählt zu werden, von den kaiserlichen Gerechtsamen den Kurfürsten als den Wählenden eine nach der andern in ihren Wahlkapitulationen abtraten, begünstigten sie die Landteilungen der Fürsten, da ja eine Menge kleiner Fürsten leichter zu beherrschen ist als eine kleine Zahl kräftiger und widerstandsfähiger, und schürten zugleich anderseits den Gegensatz der kleinen Fürsten gegen die Kurfürsten. Auf diese Weise hatte im Laufe der Jahrhunderte eine Zersplitterung des deutschen Landes in Herrschaften sich herausgebildet und ein trauriger Geist des Mißtrauens gegen die Nachbarn bei den Reichsständen sich festgesetzt, der mehr Unlust als Unfähigkeit zu gemeinsamem Wirken zur Folge hatte: während Österreich die schöne Rolle eines Beschützers der Schwachen spielte.

Die Reichsstände.

Die Schwächsten aber unter den Schwachen waren die geistlichen Fürstentümer, zu deren innerer Kräftigung nicht einmal ein dynastisches Interesse wie bei den weltlichen Fürstentümern vorhanden war. Sie waren ganz zu Domänen herabgesunken, die der beherrschende Prälat unbekümmert um den, der nach ihm kam, ausnutzte. Nur in dem Kaiser allein hatten diese regierenden Prälaten ihren Halt: darum hielten sie unbedingt zu ihm und bildeten somit die Hauptstütze der kaiserlichen Macht im Heiligen römischen Reiche, ganz abgesehen von der engen Glaubensgemeinschaft. Nicht viel besser stand es mit den Reichsstädten. Ehemals der mächtigste Stand im Reiche, hatten nur wenige von ihnen aus den furchtbaren Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges sich wieder zu Bedeutung emporzuarbeiten vermocht; die meisten dieser kleinen Republiken führten ein kläglich-ohnmächtiges Dasein unter dem eigensüchtigen Regimente patrizischer Vetterschaften. Und welch ein Geist in der Mehrzahl der weltlichen Fürstentümer waltete, offenbarte sich in einem sprechenden Beispiel bei der Besetzung Hannovers durch die Franzosen. Preußen machte seit anderthalb Jahrhunderten eine Ausnahme: aber es war ein Staat für sich und zählte kaum noch mit zum „Reich“, als früherer Gegner der österreichischen Reichspolitik von Österreich zugleich gefürchtet und gehaßt.

Der Gedanke der Säkularisation.

In der Hoffnung, zum Ersatz für seine linksrheinischen Verluste das Erzbistum Salzburg zu bekommen, hatte Kaiser Franz zuerst auf die Möglichkeit einer Säkularisation der geistlichen Fürstentümer hingewiesen. Er selbst hatte damit ein Prinzip aufgestellt, dessen letzte Begründung nur in den revolutionären Grundsätzen des feindlichen Frankreich zu finden war, und das, in vollem Umfange angewendet, für die Macht des römischen Kaisers selbst tödlich werden mußte. Indem er nun aber zu Lunéville in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich einwilligte, machte er die Säkularisation der geistlichen Herrschaften unabwendbar: er hatte sein eigen Haus in Brand gesteckt und wollte nun entrüstet dagegen protestieren, daß es niederbrannte!

Umfang der Abtretungen an Frankreich.

Das eigentliche Deutsche Reich zählte damals ohne die Neuerwerbungen Brandenburgs (Schlesien, Polen u. s. w.) 28 Millionen Einwohner: davon wurden durch den Frieden von Lunéville $3^1/_2$ Millionen auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetreten. Die meisten von ihnen hatten unter dem Krummstabsregimente von Mainz, Köln, Trier und Aachen fast vergessen, daß sie Deutsche waren, und ertrugen ohne Schmerz ihre Losreißung vom deutschen Vaterlande; ja hier und da zeigte sich sogar laute Freude: in Koblenz tanzte man um einen Freiheitsbaum, in Köln stimmte man eine Art deutscher Marseillaise an: „Auf, jubelt ihr Brüder, Vernunft hat gesiegt!“ Nur in den bisher preußischen Gebieten am Niederrhein klagte man laut über die Trennung von Preußen.

97 Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Fürsten, Grafen, Reichsritter und Reichsstädte hatten am linken Rheinufer regiert: jetzt wurde das ganze Gebiet in vier französische Departements zusammengefaßt und unter eine geordnete Verwaltung gestellt. Dem

Unwesen der Räuberbanden des Schinderhannes in der Eifel wurde jetzt endgültig ein Ende gemacht, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Kirchenzehnten und Feudallasten beseitigt, die Nationalgüter verkauft, der Code civil mit öffentlicher Rechtspflege und Schwurgerichten eingeführt, die alten Zunft- und Bannrechte abgethan, der Handel mit Frankreich freigegeben. Handel und Verkehr blühten auf, gewerbliche Unternehmungen entstanden, auf den Trümmern der Prälatengüter entstand ein wohlhabender Kleingrundbesitz. Die neuen Beamten erwiesen sich ehrlicher und gerechter als die der früheren Vetternwirtschaft.

Einwirkung der Fremdherrschaft.

Dennoch wollte den Neufranzosen ein Gefühl des Behagens nicht kommen. Alle Selbständigkeit der Gemeinden wurde vernichtet; überall geboten jetzt die Maires und Präfekten des Ersten Konsuls. Der Steuerdruck wuchs, und die Kriege Frankreichs erforderten immer neue Rekruten. Die Fremdherrschaft verwüstete das geistige Leben. Es war eine strenge Schule, welche die französischen Rheinländer durchmachen mußten, um wieder Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande zu empfinden. Eins aber war es vor allem, was sie lernten: das Selbstgefühl, einem großen und kraftvollen Staate anzugehören.

Bonapartes Pläne.

An Frankreich waren 1150 Quadratmeilen deutschen Landes abgetreten worden. Allen dadurch geschädigten deutschen Erbfürsten sprach der siebente Artikel des Friedens von Lunéville Entschädigung im Innern des Deutschen Reiches zu, wobei die Rastatter Abmachungen zur Richtschnur dienen sollten. Es war aber der Gedanke Bonapartes, dem Deutschen Reiche eine solche Gestaltung zu geben, daß dadurch in dem Gürtel der Vasallenstaaten die Lücke zwischen Holland und der Schweiz geschlossen würde. Seine Meinung war daher, die beiden deutschen Großmächte durch die neue Besitzverteilung möglichst weit von Frankreich weg nach Osten zu schieben, zugleich aber Preußen als die schwächere von beiden soweit zu stärken, daß es an Macht Österreich gewachsen wäre. In dieser Weise gedachte er ihre alte Rivalität zu verewigen und eine Macht durch die andre im Zaume zu halten, zugleich aber durch die räumliche Entfernung ihren Einfluß auf die in Aussicht genommenen deutschen Vasallenstaaten aufzuheben.

Die Hunderte deutscher Kleinstaaten, welche das Reichsgebiet namentlich im Westen und Südwesten erfüllten, waren zwar leicht zu beherrschen, aber sie waren zu klein und kraftlos, um militärisch und finanziell für Frankreich nutzbar zu sein. Es schien also dem Ersten Konsul in erster Linie nötig, wenigstens einzelne dieser Kleinstaaten soweit zu vergrößern, daß sie im stande wären, Leistungen an Geld und Truppen für Frankreich auf sich zu nehmen, ohne doch sie anderseits so groß werden zu lassen, daß sie auch nur auf den Gedanken kommen könnten, eine selbständige Rolle zu spielen. Die Furcht vor den deutschen Großmächten würde dann schon, durfte er rechnen, das ihrige dazu thun, diese neuen Staatenbildungen in der Gefolgschaft Frankreichs als ihres einzigen Beschützers zu erhalten, ohne daß es einer immerhin mißlichen Einverleibung dieses deutschen Vasallengebietes in Frankreich bedürfe.

Der Gedanke der Mediatisierung.

Zu einer solchen Umgestaltung des Deutschen Reiches wies Kaiser Franz selbst den Weg. Voll lebhaften Verlangens, bei dieser Gelegenheit das östliche Bayern sich anzueignen, machte er dem Kurfürsten den Vorschlag, dafür als Entschädigung die im Südwesten Bayerns gelegenen Gebiete der benachbarten Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsstädte in Besitz zu nehmen. Durch eine solche Vernichtung der kleinen weltlichen Reichsstände über die Bestimmungen des Friedens von Lunéville hinaus, der nur die Säkularisation geistlicher Herrschaften kannte, ließ sich eine Umgestaltung Deutschlands im Sinne Bonapartes leicht ins Werk setzen. Ohne weiteres wurde daher die Mediatisierung neben die Säkularisierung gesetzt.

Die Abmachungen des Friedens von Lunéville hatte zwar der deutsche Reichstag in Regensburg unerwartet rasch angenommen; nunmehr aber hatten Österreich und Preußen Mühe, die Bildung einer **Reichsdeputation** ins Werk zu setzen, um die Neuordnung der deutschen Verhältnisse durchzuführen. Fast das ganze Jahr 1801 verging darüber, und noch acht Monate später hatte die endlich gebildete Reichsdeputation ihre Arbeiten nicht begonnen. Um so unbeschränkter fiel die Regelung der neugeschaffenen Verhältnisse dem Sieger Frankreich zu. Die Reichsdeputation.

Entsprechend seinem Plane, wies der Erste Konsul dem Herzoge von **Modena** als Entschädigung den **Breisgau** an und trat zugleich mit aller Entschiedenheit dem Wunsche **Preußens**, die ihm für Kleve zukommende Entschädigung in Franken im Anschlusse an das preußische Ansbach und Bayreuth zu erhalten, entgegen: es sollte Preußens Entschädigungen.

212. Regensburg zu Beginn des 19. Jahrhunderts.
Nach einem Kupferstiche.

eben möglichst dem französischen Vasallengebiete fern gehalten werden. Es hatte 137000 Einwohner verloren: eine reichliche Entschädigung war ihm dafür zugesichert. Darauf hatte schon Kaiser Paul gedrungen, der dafür dann das preußische Ostpreußen sich anzueignen gedachte; hauptsächlich aber war das freundliche Verhältnis dabei maßgebend, das seit dem Baseler Frieden zwischen Preußen und Frankreich bestand. Der Erste Konsul bot daher als Entschädigung die mecklenburgischen Herzogtümer an, deren Fürsten am Rhein schadlos gehalten werden sollten. Allein die mecklenburgischen Herzöge weigerten sich, ihr altangestammtes Land aufzugeben, und Preußen lehnte es ab, wider den Willen der Herzöge es in Besitz zu nehmen. Nun bot der Erste Konsul Hannover an, um Preußen mit England unversöhnlich zu entzweien: aber gerade darum wies Preußen das Anerbieten zurück. Es schloß jedoch am 24. Mai 1802 mit Frankreich einen Vertrag, durch den es nicht nur die Gebiete von Hildesheim, Paderborn, Münster, Goslar, Erfurt und das Eichsfeld mit 526000 Einwohnern als

Digitized by Google

„souveränen“ Besitz überwiesen, sondern auch für das verwandte Haus Oranien eine Entschädigung für den Verlust Hollands zugesichert erhielt, die dann im Falle des Aussterbens dieses Hauses auch an Preußen fallen sollte.

Preußens Verständigung mit Rußland

Indessen gerade diese Verhandlungen hatten dem Könige Friedrich Wilhelm einen tieferen Einblick in die deutschen Pläne Bonapartes gewährt. Wenn er auch die Mediatisierung der kleinsten und kraftlosesten Reichsstände für eine Stärkung des Reiches hielt, so entging ihm doch nicht, wie sehr bei einer völligen Durchführung der französischen Pläne Preußen mittelbar bedroht wurde: er sah die Zeit kommen, wo bei aller Friedensliebe Preußens eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen Preußen und Frankreich doch unvermeidlich werden würde. Mit Österreich gespannt, suchte er daher die Beziehungen zu Rußland wieder zu befestigen, wo ja seit dem März 1801 mit der Thronbesteigung des Kaisers Alexander I. ein Systemwechsel eingetreten war. Zu Memel hatten die beiden jungen Herrscher am 10. Juni 1802 eine Zusammenkunft, der ernsthafte und ruhig überlegende Preußenkönig und der schwärmerische und dabei doch schlau berechnende Russenkaiser: sie gelobten sich unwandelbare Treue. Friedrich Wilhelm war es, der in Alexander drang, an den Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands sich zu beteiligen, damit nicht die Entscheidung ausschließlich Frankreich zufiele. Dynastische Interessen kamen für Rußland dazu; verschwägert mit Baden und Württemberg, erwirkte es, daß Württemberg für einen Verlust von 14000 Einwohnern deren 120000 zugesprochen wurden und auch Baden eine sechsfache Entschädigung erhielt. Auch Bayern, in dem Preußen seinen natürlichen Verbündeten gegen Österreich sah, erhielt überreichen Ersatz: für 526000 Einwohner deren 834000. Österreich aber versuchte sich selbst zu entschädigen: es besetzte ohne weiteres das Erzstift Salzburg und Passau.

Entschädigungen Württembergs, Badens u. s. w.

Vielleicht wären indessen die Entschädigungen, welche die Fürsprache Rußlands und Preußens bei der Abschließung der Sonderverträge Badens, Württembergs und Bayerns mit Frankreich erwirkte, doch nicht so reich ausgefallen, wenn es nicht zugleich die Meinung des Ersten Konsuls gewesen wäre, gerade auf diese süddeutschen Staaten zumeist im Gegensatze gegen Österreich seine Herrschaft über Deutschland zu stützen. Es ist dabei bemerkenswert, daß alle diese Abmachungen zunächst im geheimen und ohne jede Zuziehung Österreichs zum Abschlusse gelangt waren.

Der Länderschacher in Paris.

Hatten schon diese süddeutschen Fürsten sich nicht gescheut, durch Bestechung in Paris für ihre Zwecke zu wirken, so geschah dies vollends von seiten der meisten übrigen Fürsten, welche keine gewichtige Fürsprache für sich hatten. Bei ihnen entschied lediglich die Gunst der französischen Machthaber, ob sie mediatisiert wurden oder erhalten blieben, oder gar Zuwachs an Land und Leuten erhielten. Viele gingen in Person nach Paris, andre schickten ihre Vertreter dorthin: denn dort war der große Markt, auf dem die deutschen Länder verkauft wurden. Talleyrand, der immer geldbedürftige, war jetzt die wichtigste Person; sein früherer Schulkamerad, der Fürst von Löwenstein, machte den Unterhändler. Man schämte sich nicht, Talleyrands Freundin, der Frau Grant, den Hof mit wegwerfender Schmeichelei zu machen, oder zu Talleyrands Sekretär, dem geriebenen Elsasser Matthieu, die Treppen emporzusteigen. In Strömen floß jetzt das deutsche Geld, das sonst zu einem gemeinnützigen Zwecke niemals hatte zum Vorschein kommen wollen. Nassau-Weilburg versprach 600000 Gulden, da er aber nur 400000 zahlen konnte, so erhielt er auch nur zwei Drittel der ihm zugesagten Entschädigung. Hessen-Darmstadt opferte 1 Million Gulden; Hessen-Kassel bot 20000 Louisdor an und erhielt für eine so geringe Summe nichts. Dabei aber fehlte es auch nicht an Gaunern, welche durch allerhand Vorspiegelungen den deutschen Herren das Geld abnahmen. Endlich wurde der Unfug so arg, daß der Erste Konsul

selbst mit Nachdruck dagegen einschritt. Indessen auch da nahm in Regensburg der Sekretär Feder noch von den deutschen Herren die zur Bestechung Talleyrands bestimmten Summen entgegen und schickte sie auf Umwegen nach Paris.

Dieser Wettkampf dynastischer Habgier vernichtete, was im Deutschen Reiche noch von Treu und Glauben übrig war: jeder forderte ungescheut, was ihm gelegen schien. Endlich wurde der schmachvolle Ländermarkt geschlossen: am 6. August 1802 unterzeichneten Frankreich und Rußland den zwischen ihnen vereinbarten Entwurf der Verteilung des deutschen Landes. Frankreich und Rußland bestimmen die Teilung

Die Reichsdeputation war aus den Gesandten von Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und des Deutschmeisters gebildet. Ihr wurde der Verteilungsentwurf durch Frankreich und Rußland übergeben mit der Weisung, binnen zwei Monaten mit der Durchberatung fertig zu sein: am 24. August 1802 begannen sie ihre Beratungen darüber. Die preußische Partei, wozu Bayern, Württemberg und Hessen-Kassel gehörten, stimmten ihm ohne weiteres zu; Österreich protestierte, da es das schon besetzte Land an Bayerns Ostgrenze behalten wollte. Als aber Rußland drohte und der preußische Gesandte Lucchesini, freilich ohne Wissen seines Königs, mit Frankreich und Bayern einen Vertrag schloß (am 5. September), um Österreich zur Zurückgabe von Salzburg und Passau zu zwingen, da gab Kaiser Franz nach, zog seine Truppen aus den besetzten Gebieten heraus und ließ sich als Entschädigung für den an Modena überwiesenen Breisgau trotz seines Protestes gegen die Säkularisation die säkularisierten Bistümer Brixen und Trient anweisen; auch wurde ihm eine Entschädigung für den Großherzog von Toscana zugebilligt. Die Reichsdeputation.

Mit ermüdender Langweiligkeit, unter vielfachen Zänkereien wickelten sich die Verhandlungen der Reichsdeputation ab; zwar in manchen Einzelheiten wurde von dem französisch-russischen Entwurfe abgewichen, aber in der Hauptsache blieb er doch die Grundlage der Verteilung. Endlich am 25. Februar 1803, nachdem Preußen längst seine neuen Gebiete besetzt hatte, schloß die Reichsdeputation ihre schleppenden Arbeiten, und am 24. März bestätigte der Reichstag den **Reichsdeputations-Hauptschluß** und erhob ihn am 27. April als „jüngsten Reichsschluß“ zum Gesetze. Der Reichsdeputations-Hauptschluß.

Über 112 deutsche Staaten war die Vernichtung ausgesprochen. Von allen geistlichen Reichsständen blieben nur der Reichskanzler in Germanien und die beiden Ritterorden, von 51 freien Reichsstädten nur sechs erhalten: die drei Hansestädte, Frankfurt a. M., Augsburg und Nürnberg. An die Stelle der beiden aufgehobenen geistlichen Kurfürstentümer (Köln und Trier) traten vier neue weltliche: Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg. Der bisherige Koadjutor von Mainz, Karl Freiherr von **Dalberg**, erhielt ebenfalls die Würde eines „Kurfürsten“, dazu die eines „Reichserzkanzlers, Metropolitanerzbischofs und Primas von Deutschland“. Da Mainz an Frankreich gefallen war, so erhielt er als territorialen Ersatz die Fürstentümer Aschaffenburg und Regensburg (Reichsstadt und Bistum Regensburg waren soeben erst durch den Reichsdeputations-Hauptschluß zu einem Fürstentume vereint worden), die Grafschaft Wetzlar und ein paar Abteien. Seine Zwischenstellung als halb geistlicher, halb weltlicher Fürst, deutete schon an, daß es auf lange Dauer seiner Würde nicht abgesehen war; seine Gesinnung machte ihn zum unbedingten Trabanten Frankreichs.

Mehr als 15000 qkm mit über drei Millionen Einwohner kamen zur Verteilung. Es erhielten **Österreich** die Bistümer Brixen und Trient; **Preußen** die Bistümer Paderborn, Hildesheim, Erfurt, einen Teil von Münster, die Abtei Quedlinburg, das Eichsfeld und die freien Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen; **Bayern** die Bistümer Bamberg, Freising, Augsburg, Passau, Würzburg und 16 freie Reichsstädte; **Württemberg** eine große Anzahl schwäbischer Prälaturen und freier Reichsstädte; **Baden** die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Teile der Bistümer Konstanz, Basel, Straßburg, Speier, die Herrschaft Lahr, die Städte Heidelberg und Mannheim nebst einer Menge von Klöstern und Stiftern; **Hessen-Darmstadt** Teile des Bistums Worms nebst mehreren Mainzer und Pfälzer Ämtern und Stiftern; **Hessen-Kassel** das Herzogtum Westfalen und mehrere Mainzer Ämter; **Oldenburg** das Bistum Lübeck und zwei Ämter; **Hannover** das Bistum Osnabrück. Der Großherzog von **Toscana** wurde entschädigt durch das zum Kurfürstentum umgewandelte Erzbistum Salzburg und Berchtesgaden, der Herzog von **Modena** durch den Breisgau, der Erbstatthalter von **Holland** durch die Bistümer Fulda und Corvey, einige Abteien und die freie Reichsstadt Dortmund.

Überwiegen der Protestanten.

Durch die Umgestaltung, die das Deutsche Reich erfuhr, wurde auch die Vertretung der Konfessionen völlig gewandelt. Vordem hatten Protestanten gegen das Übergewicht der katholischen Reichsstände sich durch den Sonderbund des Corpus Evangelicorum, dessen Haupt seit einem Jahrhundert Brandenburg war, decken müssen. Jetzt waren im Kurfürstenkollegium von zehn Stimmen sechs evangelisch, und im Fürstenkollegium standen gegen 29 katholische Stimmen 53 evangelische.

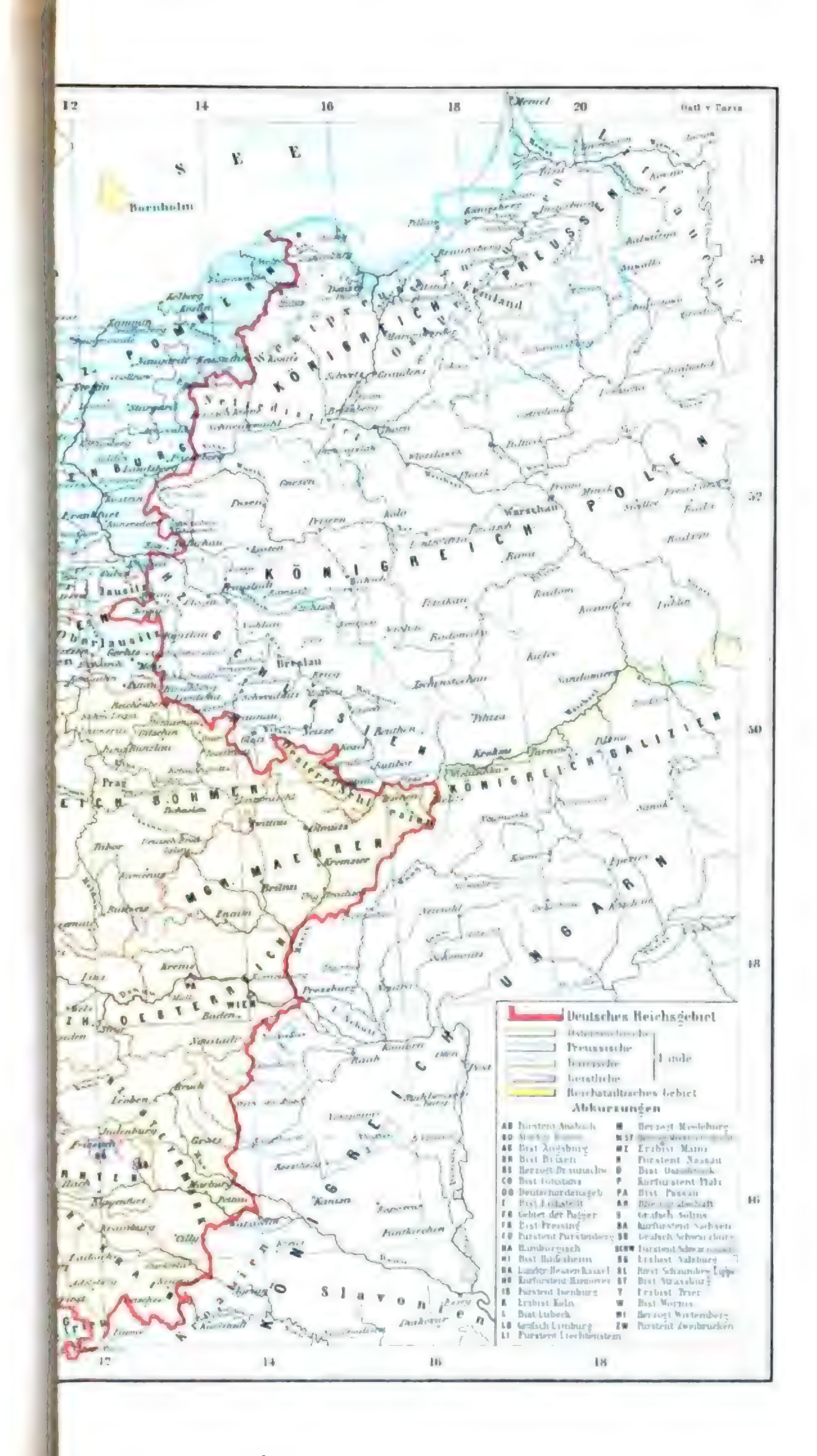
213. Karl Freiherr von Dalberg, Kurerzkanzler und Primas von Deutschland.

Nach dem Gemälde von J. Tischbein gestochen von J. G. Müller.

Das Ende des römischen Kaisertums.

Die Geltung des römischen Kaisers aber beruhte auf den katholischen Reichsständen: jetzt hatte er die Majorität im Reichstage verloren. Es war klar, die Zeit des römischen Kaisertums war vorüber. Zwar verlangte Kaiser Franz, daß im Kurfürsten- wie im Fürstenkollegium den Katholiken die gleiche Stimmenzahl wie den Protestanten zuerkannt würde. Allein die große Mehrheit des Reichstages unter Preußens und Bayerns Führung erklärte sich gegen das kaiserliche Begehren: der alte Unterschied, das war die Meinung, wie er vordem zwischen katholischen und evangelischen Stimmen bestanden, habe jetzt keinen Sinn mehr. Der Kaiser protestierte dagegen; doch sein Einspruch verhallte wirkungslos. Da zog er sich dann auf seine Erblande zurück und überließ Deutschland, dessen Zügel ihm entglitten waren, sich selber. Das war das Ende des Heiligen römischen Reiches. Zwar den Namen eines römischen

Digitized by Google



Bornholm
Memel
Tilsit
Königsberg
Ermland
Danzig
Kolberg
Stettin
Frankfurt
Posen
Thorn
Gnesen
Warschau
Breslau
Brieg
Neisse
Glatz
Ratibor
Krakau
Radom
Lublin
Lodz
Prag
Olmütz
Brünn
Kremsier
Iglau
Budweis
Znaim
Linz
Krems
Wien
Baden
Pressburg
Neustadt
Raab
Komorn
Ofen
Pest
Bruck
Leoben
Judenburg
Graz
Marburg
Pettau
Cilli
Klagenfurt
Laibach
Kanisa
Fünfkirchen
KÖNIGREICH POLEN
KÖNIGREICH GALIZIEN
KÖNIGREICH PREUSSEN
OESTERREICH
MÄHREN
BÖHMEN
UNGARN
POMMERN
SCHLESIEN
OBERLAUSITZ
Slavonien
Deutsches Reichsgebiet
Preussische
Lande
Abkürzungen

Digitized by Google

Kaisers führte er noch einige Zeit fort. Am 6. August 1806 entsagte er auch ihm und legte die völlig inhaltslos gewordene römische Kaiserwürde nieder.

Folgen für die Geistlichkeit.

Am schwersten schien durch die Auflösung des Heiligen römischen Reiches die **Geistlichkeit** geschädigt zu sein. Hatte sie doch alle ihre Fürstentümer in Deutschland bis auf ganz geringe Reste verloren. Bald machten sich die Folgen geltend. Der **Kirche** sollte zu gute kommen, was der Klerus eingebüßt hatte. Die deutschen Kirchenfürsten waren bisher Mitglieder des hohen Adels gewesen. Durch die Pflichten der Landesherrschaft wie durch ihr aristokratisches Standesgefühl mit dem nationalen Staate verbunden, hatten sie sich immer wieder mit dem Gedanken einer deutschen Nationalkirche getragen und sich nur widerstrebend vor dem römischen Oberhirten gebeugt. Durch die Säkularisation war für sie dem geistlichen Amte der Reiz genommen; sie begannen sich vom Kirchendienste zurückzuziehen. Männer, aus dem bürgerlichen oder bäuerlichen Stande hervorgegangen, traten an ihre Stelle; durch keine Standesinteressen beirrt, sah dieser neue plebejische Klerus nur in der Kirche seine Heimat, mit rückhaltlosem Eifer ordnete er sich den Weisungen des Papstes unter. Ihm fehlte das Selbstgefühl der stolzen altadligen Prälaten des 18. Jahrhunderts: in der Beförderung der Größe des Papstes fand er seine eigne Größe.

Der deutsche katholische Adel.

Noch unmittelbarer traf die Reichsauflösung den **katholischen Adel**. Ihm gingen die 720 Domherrenpfründen verloren, die infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses eingezogen wurden; ihm war unter der protestantischen Reichstagsmajorität alle Aussicht auf politische Bedeutung genommen. An träges Wohlleben gewöhnt, zog er sich jetzt voll grollenden Unmutes von dem öffentlichen Leben zurück. Er bildete in den Rheinlanden und in Westfalen eine tief verbitterte Opposition gegen die neuen Staatsverhältnisse, die ihren Groll wie ein Familienvermächtnis Kindern und Enkeln hinterließ. Allerdings hatte zu dem Zwecke, eine Versorgung für die Söhne des katholischen Adels in Deutschland übrig zu lassen, die Reichsdeputation die geistlichen Ritterorden erhalten: aber was war das im Vergleich zu dem, was der katholische Adel durch die Reichsdeputation verloren hatte! Nur spät und vereinzelt ahmte er das Beispiel des Adels in Altpreußen nach, wo Protestanten wie Katholiken mit gleicher Bereitwilligkeit sich in den Dienst des modernen Staates gestellt hatten.

Das Bürgertum der Reichsstädte.

Leichter fügten sich die **Bürger** der Reichsstädte in die neuen Verhältnisse. Wohl schmerzte es, wenn die neuen Staatsbeamten rücksichtslos die kaiserlichen Doppeladler von den Rathäusern herabrissen und die alte Stadtverfassung über den Haufen warfen; aber den meisten war doch schon früher die Unzulänglichkeit der alten Verhältnisse zum Bewußtsein gekommen, und die straffere Ordnung, der sie eingefügt wurden, erwies sich bald für Handel und Gewerbe förderſam. So bildete sich bald in jenen Zufallsstaaten im Südwesten Deutschlands ein frisches staatliches Leben aus; seit Jahrhunderten mehr als andre Gegenden Deutschlands durch ihre Ohnmacht zum Gespött geworden, wurden sie jetzt wieder wehrhaft, freilich nicht aus eignem Triebe, sondern weil Frankreich vor allem die Ausbildung der Militärkraft von diesen Neuschöpfungen forderte.

Anbahnung des Rheinbundes.

Kaum gab es ein andres Band, das diese Neustaaten mit den altständischen Staaten Norddeutschlands und mit Preußen noch verknüpfte, als der gemeinsame deutsche Name und der Oberherr in Paris, den alle anerkannten. Schon Mazarin hatte seiner Zeit den Gedanken gehabt, zu einem **Rheinbunde** die deutschen Kleinstaaten zusammenzufassen und mit Frankreich zu verbünden. Jetzt wurde diese Idee wieder lebendig: Talleyrand begann schon von einem „germanischen Bunde“ zu reden, und Bonaparte scheute sich nicht, bei Gelegenheit die deutschen Fürsten sehr deutlich auf die Dankbarkeit hinzuweisen, die sie ihm schuldig wären; in Mainz erschienen sie wie zur Parade vor ihm: der Rheinbund bahnte sich an.

214 und 215. Siegel Kaiser Napoleons I. (1804—1814).

## Das Kaisertum.

Bonapartes Kaiserpläne.

Auf dem Reichstage in Regensburg erzählte man sich, Bonaparte habe die Absicht, Hannover zu behalten, um sich dadurch den Weg zur erblichen Kaiserwürde in Deutschland zu bahnen. Man traute ihm zu, daß er nach der höchsten Würde der Christenheit Verlangen trüge, aber man sah keinen andern Weg zur Erreichung derselben als die althergebrachte Wahl durch die Kurfürsten. Indes Bonaparte, der das revolutionäre Frankreich unter seinen Willen gezwungen hatte wie ein wildes Roß, war nicht der Mann, durch überlieferte Formen den Weg sich vorschreiben zu lassen. Er dachte weder an die heilige römische Krone, noch an Kurfürstenwahl; das Kaisertum, das er verwirklicht wissen wollte, war völlig andrer Art: in seiner Grundlage war es vergleichbar dem Kaisertume der machtvollsten unter den altrömischen Cäsaren, aber in seinen Ansprüchen strebte es der Machtfülle zu, welche einst in den glänzendsten Zeiten des Mittelalters die Ottonen und Heinriche ausgeübt hatten. Eine Krone von solcher Bedeutung gedachte Bonaparte sich selbst aufs Haupt zu setzen. Die Wünsche des französischen Volkes, welche aus Anlaß der großen Royalistenverschwörung kund wurden, bezeichneten ihm in erwünschter Weise die Zeit dazu als nunmehr gekommen.

Bearbeitung der öffentlichen Meinung.

Fouché erriet die geheimen Gedanken seines Gebieters. Er hatte zur Zeit der royalistischen Verschwörungen nicht die nötige Schneidigkeit an den Tag gelegt und hatte darüber das Polizeiministerium verloren: es lag ihm daran, sich in der Meinung des Ersten Konsuls wiederherzustellen. Er begab sich nach Malmaison, wo Bonaparte gerade weilte, entwarf ihm ein Bild der Stimmung Frankreichs und drängte ihn, den allgemeinen Besorgnissen, welche die Royalistenverschwörung erweckt hatte, nun dadurch ein Ende zu machen, daß er die Krone auf sein Haupt setze. Zugleich hatte Fouché durch geheime Agenten in mehreren englischen Zeitungen Aufsätze veröffentlichen lassen, in denen es hieß, in Paris lebe alles in Angst; dies sei die natürliche Folge einer Regierungsform, worin alles auf einem Haupte beruhe, und darum wünschten die ruhigen Leute in Frankreich, daß die Erblichkeit in der Familie Bonaparte der jetzigen Ordnung der Dinge die fehlende Stabilität geben möge. Diese Artikel, in französischen Zeitungen abgedruckt und kommentiert, machten das größte Aufsehen und fanden vielfache Zustimmung. Es war leicht, die dadurch veranlaßte Bewegung im Gange zu erhalten: aus mehreren Departements, aus den Hauptstädten Frankreichs

Digitized by Google

gingen Adressen an den Ersten Konsul im gleichen Sinne ab. Vor allem aber fand der Gedanke, Bonaparte auf den Thron Frankreichs zu erheben, bei der Armee lebhaften Anklang. Soult schrieb an Bonaparte, seine Generale und Obersten verlangten alle die Einführung einer neuen Regierungsform und seien bereit, dem Ersten Konsul den Titel eines Kaisers von Gallien zu geben. Auch von den Dragonerregimentern in Compiègne gelangte eine ähnliche Adresse an Bonaparte; mit einer andern erschien ferner der Admiral Gantheaume persönlich vor ihm. Auch der Präsident des Gesetzgebenden Körpers, Fontanes, wies, als er am 25. März — dem ersten Ostertage — 1804 den Ersten Konsul zur Vollendung des code civil zu beglückwünschen hatte, auf die allgemeinen Wünsche bei dieser Gelegenheit hin.

Stellung der beiden Mitkonsuln.

Bonaparte berief die beiden andern Konsuln zur Besprechung zu sich nach Malmaison. Lebrun sprach sich für die Errichtung der Monarchie aus, aber Cambacérès war dagegen. Er führte verschiedene Gründe an, aber seinen Hauptgrund sprach er erst später aus: er fürchtete, daß die neue Befriedigung eines ungemessenen Ehrgeizes ein Stillstehen überhaupt unmöglich mache, und daß Bonaparte, erst Kaiser der Franzosen, danach streben würde, Kaiser des Occidents zu werden. Allein Bonaparte wies ihm gegenüber auf die Bewegung im Heere hin; es könne leicht dahin kommen, meinte er, daß ihn die Soldaten in den Lagern zum Kaiser ausriefen, und einem solchen Prätorianer-Kaisertume müsse beizeiten begegnet werden. Man trennte sich in offenbarer Verstimmung. „Es ist fertig“, sagte Cambacérès, als er mit Lebrun zusammen nach Paris zurückfuhr, „die Monarchie ist wiederhergestellt. Aber mir ahnt, daß der neue Bau nicht von Dauer sein wird. Wir haben Europa bekriegt, um ihm Republiken zu geben, Töchter der französischen Republik; jetzt werden wir es bekriegen, um ihm Monarchen zu geben, Söhne oder Brüder des unsrigen, und das Ende wird sein, daß das erschöpfte Frankreich diesen verhängnisvollen Unternehmungen erliegt.“

Das Anerbieten des Senats.

Wiederum war es Fouché, der die Frage vorwärts brachte. Er stellte dem Wächter der Verfassung, dem Senate, dessen Mitglied er war, vor, daß die Einrichtungen Frankreichs eine bedenkliche Lücke zeigten; die Regierung beruhe auf einem einzigen Haupte; das sei eine stete Versuchung für Verschwörer, die da glaubten, mit einem Schlage auf dies Haupt alles zerstören zu können; man müsse den Ersten Konsul bestimmen, diese Lücke auszufüllen. Die Erwägung, daß die Garnison von Paris, deren Befehlshaber Murat war, entschlossen wäre, bei der ersten Gelegenheit den Ersten Konsul zum Kaiser der Franzosen auszurufen, trug das ihrige dazu bei, die Majorität des Senats zu bestimmen, dem Antrage Fouchés beizutreten. Doch war das Anerbieten des Senats mit nichten nach dem Sinne des Ersten Konsuls. Denn wie er diesem den erblichen Thron anbot, so wünschte er auch für sich — ein in der That für einen konstitutionellen Körper unerhörtes Verlangen — die Erblichkeit, er wünschte für sich das Recht der Gesetzgebungsinitiative oder das Veto und andre Dinge, die ihn zum Meister der Regierung bei jeder staatlichen Krise gemacht hätten. Der Erste Konsul gab im Staatsrate mit Entrüstung eine abfällige Kritik des Vorschlags, der eine Art souveränes Parlament gebildet haben würde. Es war jedenfalls ein eigentümliches Zeichen, daß eine Körperschaft, die vollständig in der Hand zu haben Bonaparte keinen Zweifel trug, ein derartiges Gelüsten nach Teilnahme an der Regierung zeigte. Doch erteilte er dann nach einer Rücksprache mit Cambacérès dem Senate die Antwort: er danke ihm für die neuen Beweise seiner Ergebenheit; allein er habe reifliche Überlegung des seiner Aufmerksamkeit Unterbreiteten nötig, bevor er eine öffentliche und endgültige Antwort erteilen könne.

Zustimmung der Mächte.

Zu dieser Vertagung seiner Antwort trug auch die Ungewißheit bei über die Zustimmung der europäischen Kabinette. Bonaparte hatte sich für den Kaisertitel ent-

schieden, teils weil er stolzer war als der königliche, teils weil er meinte, daß der Königstitel in den Ohren der Franzosen wie eine Ankündigung der Gegenrevolution klingen würde. Würden nun die gekrönten Häupter mit einem so anspruchsvollen Titel ihn in ihre Mitte zulassen? Indessen Preußen gab sofort eine zustimmende Antwort; Österreich machte nur die Bedingung, daß auch Frankreich den neuen Titel eines „Kaisers von Österreich“, den Kaiser Franz sich beizulegen gedachte, anerkenne; und Spanien hatte Frankreich gegenüber überhaupt keinen Willen mehr. Bei England, mit dem Frankreich im Kriege lag, und bei Rußland, das über die Erschießung des Prinzen von Enghien sich besonders aufgebracht zeigte, wurde gar nicht angefragt.

Die Verhandlungen im Tribunat.

Über diesen Anfragen und Verhandlungen waren Wochen vergangen. Erst am 25. April gab daher der Erste Konsul dem Senate Antwort: er forderte ihn auf, sich noch genauer als am 6. Germinal (27. März) über die ihm nötig scheinenden Änderungen in Verfassung und Regierungsform zu erklären. Der Senat, durch Bonapartes Äußerungen im Staatsrate völlig von seinen Gelüsten geheilt, beeilte sich nun, die Frage der Umwandlung der Konsularrepublik in ein bonapartisches Erbkaisertum in die verfassungsmäßige Bahn zu leiten, wonach eine Verhandlung im **Tribunate** der Beschlußfassung vorangehen mußte. Der Tribun **Curée**, der im Konvente ein obskurer Royalist gewesen war, wurde veranlaßt, am 30. April 1804 einen Antrag auf Wiederherstellung der Erbmonarchie in der Familie Bonaparte im Tribunate einzubringen. Eine Menge Redner drängte sich zur Tribüne; sie überboten einander in Haß gegen die Bourbons und in Schmeichelei gegen die Bonapartes. Da erhob sich **Carnot**. Ohne Leidenschaft und fast mit einem Tone elegischer Klage sprach er sich gegen die Errichtung der Erbmonarchie aus. „Sollte die Freiheit“, schloß er, „dem Menschen nur gezeigt sein, daß er ihrer nie genießen könne? Nein, ich kann mich nicht dazu verstehen, daß ich dies Gut, ohne welches die andern Güter nichts sind, als eine Täuschung betrachte. Mein Herz sagt mir, daß die Freiheit möglich, daß ihre Herrschaft leicht und dauerhafter ist, als irgend eine willkürliche oder oligarchische Regierung.“ Carion de Nisas antwortete ihm, ohne jedoch auf den Grundirrtum Carnots, daß Republik und Freiheit dasselbe sei, einzugehen. Freilich hatten die Erfahrungen der letzten vier Jahre ihn schon völlig widerlegt.

Senat und Gesetzgebender Körper.

Im Grunde war die ganze Debatte nur ein Scheingefecht: ein jeder wußte, was das Ende sein würde. Curées Antrag wurde natürlich angenommen und durch eine Deputation am 3. Mai als „Wunsch des Tribunats“ dem **Senate** überbracht. Dieser hatte, um von den Tribunen nicht überholt zu werden, seine Ansicht schon in einer Denkschrift niedergelegt, die nunmehr noch an demselben Tage dem Ersten Konsul überreicht wurde. Der Gesetzgebende Körper war zur Zeit nicht versammelt. Fontanes jedoch berief die gerade in Paris anwesenden Mitglieder und beeilte sich dann, dem Ersten Konsul zu erklären, daß der Gesetzgebende Körper durchaus die Wünsche des Tribunates teile.

Das organische Senatskonsult.

Eine Kommission wurde ernannt, bestehend aus mehreren Senatoren, den Ministern und den drei Konsuln, um dem Inhalte der Denkschrift des Senates die Form von Artikeln der Verfassung zu geben. Das Ergebnis ihrer Beratungen war das „**organische Senatskonsult**“.

Der wesentliche Inhalt der 16 Artikel desselben war folgender: Napoleon Bonaparte wird zum **Kaiser der Franzosen** ernannt; das Kaisertum ist in seiner Familie **erblich** nach dem Rechte der Erstgeburt; im Falle der Kinderlosigkeit Napoleons geht die kaiserliche Würde auf seine Brüder Joseph und Ludwig über; die Mitglieder der kaiserlichen Familie haben den Titel **Prinzen**; die **Zivilliste** des Kaisers wird auf 25 Millionen, diejenige der Prinzen auf 3 Millionen Frank bestimmt; die **Großwürden** des Reiches sind der Großwahlherr, der Reichserzkanzler, der Staatserzkanzler, der Erzschatzmeister, der Connétable, der Großadmiral; sie werden vom Kaiser ernannt, sind aber unabsetzbar; die **Großoffiziere** des Reiches, eine zweite Rangordnung, sind die Marschälle, die Inspektoren, die Generalobersten und die Groß-

216 Napoleon I., Kaiser der Franzosen, im Krönungsornat.

Nach dem Gemälde von F. Gérard gestochen von C. Schuler und G. Metzeroth.

Digitized by Google

offiziere der Zivilverwaltung; der Senat, bestehend aus den mündigen Prinzen, den Großwürden und 80 vom bisherigen Senate selbst gewählten Mitgliedern, bleibt die erste Staatskörperschaft; er wacht über die Verfassung und durch besondere Kommissionen über die persönliche Freiheit eines jeden Franzosen und beaufsichtigt die Presse. Staatsrat und Gesetzgebender Körper blieben im wesentlichen, was sie gewesen waren; das Tribunat war schon auf 50 Mitglieder herabgebracht; es zerfiel von nun an in drei Sektionen für Gesetzgebung, Inneres und Finanzen, die getrennt berieten und gar keine Selbständigkeit mehr hatten: es war eine Art Unterbehörde des Staatsrats geworden. Ein Hoher kaiserlicher Gerichtshof wird eingesetzt, um über Vergehen der kaiserlichen Familie und von Großwürden zu urteilen, außerdem über Attentate gegen die Sicherheit des Staates und des Kaisers, sowie über Amtsvergehen von Ministern, Generalen und Präfekten. Vor Ablauf von zwei Jahren soll der Kaiser einen feierlichen Eid auf das Evangelium ablegen, daß er die Unversehrtheit des Staatsgebietes bewahren, das Konkordat aufrecht erhalten, Freiheit des Gottesdienstes achten, die Gleichheit der politischen Rechte und der politischen Freiheit schirmen, die Verkäufe der Nationalgüter nicht widerrufen und endlich keine Abgaben als auf gesetzlichem Wege auflegen wolle. — Die Erblichkeit der Kaiserwürde sollte der allgemeinen Abstimmung des Volkes überlassen werden.

In weniger als zwei Wochen hatte die Kommission ihre Arbeiten beendet. Zwei Tage danach erstattete in ihrem Namen Lacepède darüber in der Sitzung des Senates den Bericht. Cambacérès führte in dieser den Vorsitz. Kaum hatte Lacepède seinen Bericht beendigt, so erhoben sich die Senatoren und nahmen mit lautem Zuruf die Beschlüsse der Kommission an. Dennoch hielt Cambacérès eine Abstimmung für nötig; nur drei Stimmzettel enthielten Nein, zwei waren unbeschrieben, die übrigen lauteten sämtlich auf Zustimmung.

Empfang des Senats in St.-Cloud.

Unmittelbar aus der Sitzung begab sich der ganze Senat nach St.-Cloud. Gardereiter umgaben den langen Zug der Wagen. Stehend, in Uniform empfing der Erste Konsul den Senat, welcher kam, um den soeben gefaßten Beschluß ihm zu überbringen. Cambacérès trat, sich tief verneigend, als Sprecher vor. „Sire“, begann er, „die Liebe und die Dankbarkeit des französischen Volkes haben seit vier Jahren Ew. Majestät die Zügel der Regierung anvertraut. Der größere Ehrfurcht gebietende Name, der Ihnen heute zuerkannt wird, ist also nur ein Tribut, welchen die Nation ihrer eignen Würde zollt und ihrem Bedürfnisse, Ihnen täglich Zeugnis einer von Tag zu Tag wachsenden Achtung und Anhänglichkeit zu geben.“ Und er schloß: „Der Senat glaubt Ew. kaiserliche Majestät bitten zu dürfen, zu geruhen, daß die Bestimmungen des organischen Konsults sofort in Vollzug treten. Zum Ruhme und Glücke der Republik ruft er sofort Napoleon zum Kaiser der Franzosen aus.“ Vielstimmig erscholl der Ruf im Saale: „Es lebe der Kaiser!“ vielstimmig pflanzte er sich durch die menschenerfüllten Höfe und Gärten des Schlosses fort, und die Kanonen donnerten ihren Gruß dazu. Josephine, welche neben ihrem Gemahl stand, war so ergriffen, daß ihr Thränen in die Augen traten.

Es war am 18. Mai 1804, am 28. Floreal des Jahres XII der Republik.

Die Rede Bonapartes.

Mit militärischer Bestimmtheit antwortete Napoleon dem Senate: „Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, hängt wesentlich mit meinem Glücke zusammen. Ich nehme den Titel an, den Sie dem Ruhme der Nation für zuträglich halten. Ich unterbreite der Genehmigung des Volkes das Gesetz der Erblichkeit. Ich hoffe, daß Frankreich nie die Ehren bereuen wird, mit denen es meine Familie bekleiden will. Jedenfalls würde mein Geist nicht mehr auf meinen Nachfolgern ruhen an dem Tage, da sie aufhören würden, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen.“

Auf die Einladung des Kaisers blieb Cambacérès bei ihm zu Tische. Sie hatten viel miteinander zu besprechen, in welcher Weise die Krönung vor sich gehen sollte, was jetzt mit der italienischen Republik zu geschehen hätte. Da kam dem Kaiser ein außerordentlicher Gedanke: er wolle, meinte er, den Papst nach Paris kommen lassen, um durch ihn gesalbt zu werden. Das war unerhört: alle deutschen Kaiser waren nach Rom gegangen, um dort die Salbung und Krönung zu empfangen. Es ließ

sich nicht erwarten, daß der Papst der Aufforderung Napoleons Folge leisten würde: aber gerade das Außerordentliche reizte diesen; es sollte seiner Krone erhöhten Glanz verleihen. Der Jahrestag des Staatsstreiches (der 9. November) wurde zum Krönungstage in Aussicht genommen.

Am 20. Mai wurde auch in Paris unter lautem Jubel des Volkes Napoleon als „von Gottes Gnaden und durch die Konstitutionen der Republik Kaiser der Franzosen“ proklamiert, und am 27. Mai erschienen alle Mitglieder des Senates, des Gesetzgebenden Körpers und des Tribunates, um ihrem neuen Kaiser den Eid der Treue zu leisten. Napoleon saß auf einem Throne, neben ihm stand Cambacérès und las die Eidesformel vor. Mit einer leichten Bewegung, sich ein wenig von dem

217. Kardinal Joseph Fesch.
Nach dem Originale von Bazin lithographiert von Delpech.

Thronsessel erhebend, grüßte der Kaiser jeden, der ihm geschworen hatte. Sie sahen jetzt den Herrn in dem, der eben noch ihresgleichen gewesen war. Auch Carnot war jetzt unter den Huldigenden, und Cambacérès schien durchaus ausgesöhnt mit der Lage der Dinge.

Das Plebiscit.

Die Volksabstimmung über die Erblichkeit der Kaiserwürde in der Familie Bonaparte zog sich über den ganzen Sommer hin. Das Ergebnis war, daß von 3580254 Stimmberechtigten sich 3572329, indem man die Nichtstimmenden einfach als Bejahende zählte, für die Erblichkeit aussprachen. Damit war die Dynastie Bonaparte in Frankreich begründet.

Manifest Ludwigs XVIII.

An Widerspruch seitens der Bourbonen fehlte es natürlich nicht. Von Warschau aus, wo er sich damals unter dem Namen eines Grafen von Lille aufhielt, erließ am 6. Juni 1804 Ludwig XVIII. ein Manifest, in dem er gegen die Kaiserwürde und

**überhaupt gegen alles protestierte, was seit 1789 geschehen war. Nichts konnte dem neuen Gewalthaber erwünschter sein. Er ließ den Protest im Moniteur abdrucken mit einer trockenen Bemerkung über die Seltsamkeit des Dokuments.**

Die neuen Würden und ihre Träger.

Seine erste Aufgabe sah der neue Kaiser darin, die ergebenen Förderer seiner Pläne zu belohnen. Die neugeschaffenen Würden, welche zum Teil dem Heiligen römischen Reiche entlehnt waren, gewährten ihm die Mittel dazu. Denn jegliche Verleihung legte das organische Senatskonsult in seine Hand.

Als Prinzen des Herrscherhauses anerkannte er nur seine Brüder Joseph und Ludwig. Lucian hatte sich seine Ungnade dadurch zugezogen, daß er die Dinge in Spanien nicht nach Wunsch gelenkt und nun auch jüngst gegen den Willen Napoleons sich zum zweitenmal nicht mit der verwitweten Königin von Etrurien, sondern mit der Witwe des Bankiers Jouberthou verheiratet hatte. Ebenso hatte auch Hieronymus bei Gelegenheit einer Reise nach Nordamerika sich, ohne seinen mächtigen Bruder zu fragen, mit einer Kaufmannstochter aus Baltimore, Miß Elisa Patterson, trauen lassen. Beide hatten sich dadurch von einer Stellung an dem neuen kaiserlichen Hofe ausgeschlossen. Joseph wurde zum Großwahlherrn, dessen Befugnis auf alles, was die Wahlen betraf, sich erstreckte, ernannt, Ludwig, welcher sich seit einigen Jahren auf Napoleons Wunsch mit dessen Stieftochter Hortense verheiratet hatte, zum Connétable. Reichserzkanzler, die oberste juristische Persönlichkeit, wurde Cambacérès, Erzschatzmeister Lebrun. Die Großwürden des Staatserzkanzlers und Großadmirals blieben zunächst noch unvergeben. Auf jene, welche die Oberleitung der diplomatischen Angelegenheiten in sich schloß, machte sich Talleyrand Rechnung: er war sehr verstimmt, als einige Zeit später des Kaisers Stiefsohn, Eugen Beauharnais, zum Staatserzkanzler und Murat zum Großadmiral ernannt wurden. Immerhin sollte es eine Entschädigung für den Enttäuschten sein, daß er unter die obersten Hofchargen aufgenommen wurde: er wurde Oberstkämmerer, der Kardinal Fesch, der Stiefoheim des Kaisers, wurde Großalmosenier, Oberstjägermeister Berthier, Oberststallmeister Caulaincourt, Oberhofmarschall Duroc und Großzeremonienmeister Ségur, der früher Gesandter Ludwigs XVI. am russischen Hofe gewesen war.

Zu aktiven Marschällen ernannte Napoleon seine alten Waffengefährten Berthier, Masséna, Lannes, Ney, Augereau, Brune, Murat, Bessières, Moncey, Mortier, Soult, Davout, Jourdan und Bernadotte, den Schwager Josephs. Sie waren fast sämtlich aus schlichtbürgerlichen Lebenskreisen hervorgegangen und aus den Reihen der gemeinen Soldaten emporgestiegen und blieben dem Kaiser treu ergeben bis auf Bernadotte, dem Napoleon schon damals nicht ganz traute, wiewohl er ihm aus verwandtschaftlicher Rücksicht den Marschallstab erteilte. Außerdem verlieh er die Marschallswürde den Senatoren Kellermann, Lefèbvre, Serrurier und Perignon. Generalobersten wurden Marmont, Junot, Gouvion St. Cyr und Baraguai d'Hilliers, Inspektoren Marescot, Songis, Bruix und Decrès. Fouché erhielt aufs neue das Polizeiministerium.

Andre bewährte Anhänger wurden mit Senatorenstellen oder Anstellungen bei Hofe belohnt. Zahlreiche Mitglieder des alten Adels stellten sich dem neuen Kaiser zur Verfügung; täglich war der Moniteur voll von Ernennungen von Kammerherren, Stallmeistern, Ehrendamen, Staatsdamen. Eine sehr strenge Etikette wurde bei Hofe eingeführt; die größte Pracht umgab den neuen Herrscherthron. Das Volk von Paris staunte den ungewohnten Glanz an; es drängte sich nicht mehr wie vor zwei Jahren, mit seinem Danke einem Manne zu lohnen, der sich selbst so gut zu belohnen wußte: aber die persönliche Größe des Kaisers imponierte, man hielt ihn der Herrschergewalt, die er an sich genommen, für würdig und war stolz darauf, die allgebietende Stellung Frankreichs in dem glanzvollsten Hofe Europas wiederzuerkennen.

Lebensweise des Kaisers.

Allein dieser prunkende Hof in den Tuilerien bildete, so geflissentlich auch die Bräuche der alten königlichen Zeiten an ihm erneuert wurden, doch in zwei Dingen den vollkommenen Gegensatz zu dem Hofe der Bourbons. Mit offener Absichtlichkeit trug der Kaiser blendende Pracht zur Schau, aber er hielt dabei so streng auf Ordnung im Hofhalt, daß selten mehr als die Hälfte der Zivilliste verbraucht wurde. Das war im Grunde nur die Folge davon, daß er auch nach seiner Thronbesteigung doch der wirkliche Regent Frankreichs blieb, dessen Willen in allem unbedingte Richtschnur war. Freilich wurden damit außerordentliche Anforderungen an ihn gestellt: aber er war der Mann, ihnen zu genügen.

Jeden Morgen um 9 Uhr verließ Napoleon sein Schlafgemach, gleich völlig so angekleidet, wie er es den Tag über zu bleiben gedachte. Mit wenig Worten gab er seine Befehle für den Tag. Dann trat er in den Audienzsaal, wo schon eine Menge Personen auf ihn wartete; er machte die Runde und hörte an, was man ihm zu sagen wünschte. Mit einer leichten Verbeugung entließ er die Versammlung. Wer ihm jedoch etwas ohne eine Wolke von Zeugen mitzuteilen hatte, näherte sich ihm jetzt und erhielt willig Gehör. Gegen halb 10 Uhr begab sich Napoleon dann in den Speisesaal, um zu frühstücken. Ein kleiner Tisch war mit einer Serviette bedeckt, darauf standen die Speisen, meist sehr einfache Gerichte, wie Spiegeleier, Ragout von Hammelfleisch und weißen Rüben und etwas Parmesankäse. Er aß sehr schnell: in acht Minuten etwa war die Mahlzeit vorüber. Danach zog er sich in sein Kabinett zurück und arbeitete hier mit den Ministern und höchsten Staatsbeamten, die zum Vortrage kamen, oder auch allein bis um 6 Uhr abends. Mit einer nicht zu ermüdenden Thätigkeit durchdrang

er jegliches, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wußte er das Fremdartigste mit und nebeneinander zu behandeln; bei den schroffsten Übergängen war er sofort wieder im Geleise der Sache; so rasch entwickelten sich ihm die Gedanken, daß die flinksten Schreiber seinem Diktate nur mit größter Mühe zu folgen im stande waren; und nach sechs- oder achtstündiger Arbeit zeigte er unverändert die gleiche geistige Frische wie am Morgen.

Um 6 Uhr begab sich der Kaiser zu Tische. In der Regel speiste er mit der Kaiserin allein; nur Sonnabends war die ganze kaiserliche Familie zur Tafel geladen. Es wurde ohne Pausen jedes Gericht nur einmal serviert, so daß die Tafel selten über 20 Minuten dauerte. Bei Tische trank der Kaiser gewöhnlich nur Chambertin, einen guten Burgunder, meist mit Wasser gemischt, niemals süße Weine oder Liköre. Hatte man sich in den Salon zurückgezogen, so reichte ein Page der Kaiserin eine Tasse Kaffee mit Zucker; sie goß den Kaffee in die Untertasse und reichte ihn, wenn er hinlänglich abgekühlt zu sein schien, ihrem Gemahl.

Mitunter erschien der Kaiser noch in den Abendstunden in den Gemächern der Kaiserin und unterhielt sich eine Zeitlang mit den anwesenden Damen oder Gelehrten. Dann arbeitete er wieder in seinem Kabinett oder hielt Konferenzen ab, die sich oft bis tief in die Nacht hineinzogen. Ja es kam vor, daß der helle Morgen da war, bevor noch die Besprechungen geschlossen waren. Dann pflegte der Kaiser nur ein Bad zu nehmen, um sich zu erfrischen, ohne sich überhaupt zu Bett zu begeben. Ihn erhielt in solchen arbeitsüberhäuften Zeiten die glückliche Gabe allzeit frisch und arbeitsfähig, daß er bei Tage oder bei Nacht schlafen konnte, wenn er wollte. Dadurch war er im stande, die Zeit ohne jeden Abzug voll auszunutzen.

Napoleons Despotismus.

Das Volk setzte der Ertrag der Revolution in den Besitz der Nationalgüter, in das freie Avancement in der Armee, in die Möglichkeit, zu allen Staatsämtern zu gelangen, und in die Abschaffung der Adelsvorrechte. Dies alles hielt Napoleon aufrecht, aber er unterdrückte jede Erinnerung an Freiheit, seine Geheimpolizei belauschte jeden Ausdruck der Sehnsucht nach einer solchen, es war ein ins genaueste gegliederter Despotismus, mit dem er von seinem Kabinette aus die Nation umklammerte.

Hoffeierlichkeiten.

Am 8. Juli empfing Napoleon die Gesandten der fremden Mächte in großer Audienz, die ihm ihre Beglaubigungsschreiben für den neuen Tuilerienhof überreichen sollten. Es fehlten die Bevollmächtigten des englischen, russischen, schwedischen und auch noch des österreichischen Hofes. Der Papst war durch den Legaten Kardinal Caprara vertreten. Damit sah sich Napoleon in die Reihe der Souveräne Europas aufgenommen. Wenige Tage später, am Jahrestage des Bastillesturmes, feierte nunmehr Napoleon im Dome der Invaliden das erste Ordensfest der Ehrenlegion. Caprara las die Messe; der gelehrte Lacepède hielt als Ordenskanzler eine prunkvolle Rede, nach welcher er die Großoffiziere der Ehrenlegion mit Namen aufrief. Der Erste war Caprara. Der Kaiser nahm sein eignes Ordensband vom Halse und überreichte es dem ehrwürdigen Kardinallegaten; dann bedeckte er sich nach der Sitte der französischen Könige und forderte mit lauter Stimme alle Mitglieder der Ehrenlegion auf, bei ihrer Ehre zu schwören, sich dem Wohle des Reiches, der Verteidigung des Kaisers und der Gesetze der Republik zu weihen und aus allen Kräften zur Aufrechthaltung der Freiheit und Gleichheit, der Urgrundlagen der Verfassung, mitzuwirken. Es war das letzte Mal, daß ein Gedenktag der Revolution festlich begangen wurde.

Napoleon an der Küste.

Darüber vergaß indes Napoleon die großen Anstalten nicht, welche er zum Zwecke einer Landung in England an der ganzen Küste des Kanals hatte treffen lassen. Am 18. Juli verließ er Paris und inspizierte die Land- und Seetruppen sowie die Flottille der Kanonenboote, welche in Boulogne lag. Er ließ Schießübungen halten und fuhr selbst auf die hohe See hinaus, um die französischen Schiffe manövrieren zu sehen. Dann bereiste er die ganze Küste von Etaples bis Calais zu dem gleichen Zwecke, allenthalben mit Jubel von den Soldaten begrüßt. In Arras hielt er Revue über die Grenadierdivision ab, welche dort unter Junots Kommando zusammengezogen war, auserlesene Leute, die ersten französischen Soldaten, welche statt der früheren Hüte und langen gepuderten Haare Tschakos auf kurzgeschorenem Haare trugen; sie sollten die Avantgarde der Landungsarmee bilden.

Ordensfest in Boulogne.

Endlich wandte er sich wieder nach Boulogne zurück, um auch dort ein Ordensfest für die Armee zu begehen. Auf einer Anhöhe am Meeresufer war ein alter metallener Armsessel, angeblich des Frankenkönigs Dagobert Thron, aufgestellt. Auf ihm ließ sich,

umgeben von den Großwürdenträgern und Marschällen, der Kaiser nieder. Über 80000 Soldaten waren ihm gegenüber, den Blick auf das Meer gerichtet, aufgestellt, umgeben von der unübersehbaren Menschenmenge, welche zu dem Feste des 16. August aus allen benachbarten Provinzen zugeströmt war. Vor den Stufen des Thrones stand die große Schar derer, welche aus allen Graden auserſehen war, das Zeichen des neuen Verdienſtadels zu empfangen. Auf den Schilden der alten ritterlichen Helden Bertrand du Guesclins und Bayards, des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, wurden die Ordenskreuze herbeigetragen. Der Kaiser erhob sich und sprach selbst die Schwurformel vor. „Soldaten", sagte er, „ihr schwört, mit Gefahr eures Lebens zu verteidigen die Ehre des französischen Namens, euer Vaterland, euren Kaiser!"

„Wir schwören es!" riefen sie; dazu wirbelten die Trommeln und donnerten die Kanonen von dem Boulogner Hafen herüber, an dessen Eingange eben eine Abteilung der Kanonenboote in ein Gefecht mit englischen Kriegsschiffen verwickelt war. Dann stiegen sie, der Bauerssohn neben dem Sohne des alten Seigneurs, die Stufen zum Throne empor, um aus der Hand ihres Kaisers das Ehrenkreuz am roten Bande zu empfangen, alle von Ungeduld, über den schmalen Meeresarm endlich gegen den Feind geführt zu werden.

Napoleon in Belgien.

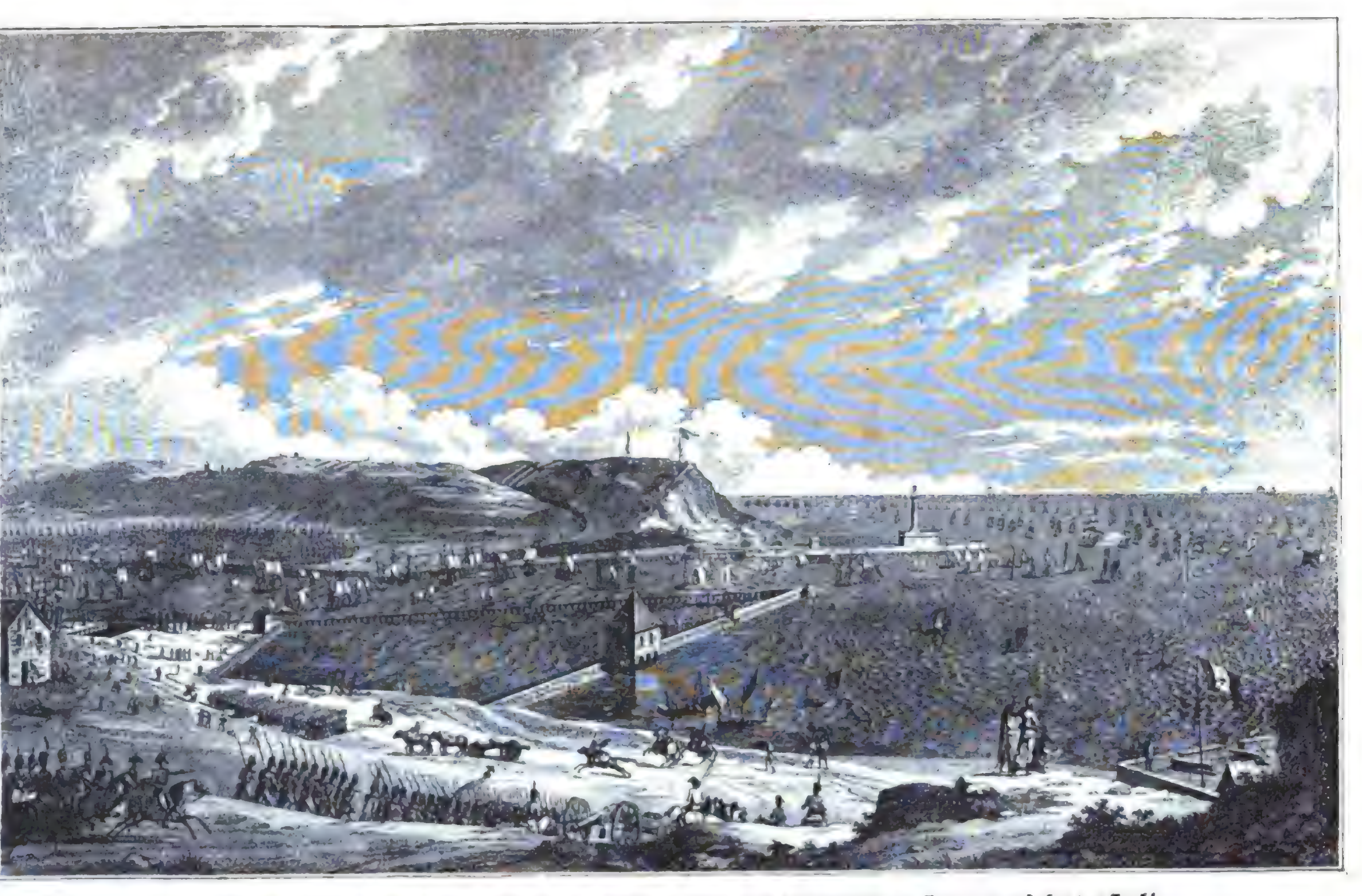
Auf dem Lustschlosse zu Laeken bei Brüssel erwartete die Kaiserin ihren Gemahl. Hier war es, wo man den Versuch machte, ihn zur Milde gegen die aus Frankreich ausgewiesene Frau von Staël zu stimmen. „Ich kann die Frau nicht ausstehen", antwortete Napoleon, „schon darum nicht, weil ich die Frauen nicht mag, die sich einem an den Hals werfen. Gott weiß es, was für Schmeicheleien sie an mich verschwendet hat."

Napoleon in Aachen.

In Gemeinschaft mit Josephinen reiste Napoleon von hier nach den neu gewonnenen deutschen Landen. In Aachen empfing er den Grafen Philipp Cobenzl, der ihm die Anerkennung des Kaisers Franz überbrachte, der seit dem 11. August zu der römischen Kaiserwürde den Titel eines Kaisers von Österreich angenommen hatte. Merkwürdiges Zusammentreffen: in der alten deutschen Kaiserstadt empfing der Mann, welcher wie keiner für Deutschland verhängnisvoll gewesen war, die Anerkennung des Oberhauptes der deutschen Nation! Mit kaum verhüllter Absichtlichkeit erweckte Napoleon die Erinnerung an Kaiser Karl den Großen, dem er zu gleichen wünschte. Er stieg in die Gruft Karls hinab und ließ das Grab, das die ehrwürdigen Gebeine barg, sich öffnen, nicht von der andachtsvollen Pietät Kaiser Ottos III. getrieben, aber von ähnlich hochfliegenden Plänen wie der junge Sachsenkaiser bewegt.

In den Rheinlanden.

Die Weiterreise durch die Rheinlande gestaltete sich zu einem förmlichen Triumphzuge für Napoleon. In Köln spannten die Bürger ihm die Pferde vom Wagen und zogen ihn mit eignen Händen zu seinem Palaste. In Mainz empfingen ihn zahlreiche deutsche Fürsten teils in Person, teils durch besondere Abgesandte. Allein Napoleon ließ sie deutlich den Abstand empfinden: nur die Kurfürsten lud er zu sich zur Tafel, die übrigen Fürsten und Prinzen mußten sich begnügen, von Duroc oder Talleyrand bewirtet zu werden. Die Festlichkeiten, welche aus Anlaß der Anwesenheit des Kaisers in Mainz gefeiert wurden, boten die erwünschte Gelegenheit, dem geplanten Rheinbunde um einen Schritt näher zu kommen: schon wurde Frankfurt a. M. als Sitz dieses Bundes genannt. Sein Hauptaugenmerk indessen richtete der Kaiser auf die Verbesserung der Befestigungen von Mainz. Man sah ihn fast jeden Morgen, von einigen Generalen oder Adjutanten begleitet, die Festungswerke bald hier bald dort sorgfältig in Augenschein nehmen, Befehle erteilen und Maßregeln anordnen, um Kastel, den Brückenkopf von Mainz jenseit des Rheins, wieder in gehörigen Verteidigungszustand zu setzen.



218. Ansicht des Hafens und der Reede von Boulogne am 16. August 1804. Nach dem Originale von Baugean gestochen von Couché.

Verlegenheit des Papstes.

Am 3. Oktober verließ Bonaparte das geräuschvolle Mainz, um sich nunmehr nach Paris zur Krönung zu begeben. Nach Rom wurde der Kardinal Caffarelli entsandt, den Papst zur Krönung einzuladen, ganz wie er es in jener Besprechung mit Cambacérès als seinen Wunsch geäußert hatte.

Nach dem Zusammenbruche des Heiligen römischen Reiches blieb dem Papste kein Zweifel, daß nunmehr die Schirmherrschaft über die römische Kirche auf Frankreich übergegangen wäre. Er schrieb an den Ersten Konsul, daß er fortan an seinen geliebtesten Sohn Bonaparte sich wenden wolle, so oft er der Hilfe bedürfe. Allein die Absicht Napoleons, durch die höchste Autorität der katholischen Kirche das zu ersetzen, was ihm an Legitimität fehle, setzte Pius doch in Bestürzung. Als der „Kaplan Napoleons", wie Böswillige ihn nannten, zu erscheinen, war ihm im höchsten Grade zuwider. Er berief eine Anzahl der angesehensten Kardinäle zur Beratung. Etliche von diesen waren mit Entschiedenheit dafür, das Begehren Napoleons abzulehnen. Wenn der Kaiser, meinten sie, wie Karl der Große behandelt sein wolle, so möge er zuvor die Freigebigkeit dieses Kaisers gegen die Kirche zeigen. Die Mehrzahl erinnerte an den Tadel, welchen Pius VI. für seine Reise zu Kaiser Joseph II. erfahren habe, an die Unzufriedenheit, welche die europäischen Höfe mit dem Schritte des Papstes zeigen würden, an die Verletzung der Würde des Papstes, welche in der Reise nach Paris läge, während doch die deutschen Kaiser zur Krönung nach Rom zum Papste gekommen wären. Nur durch die Erlangung augenscheinlicher Vorteile, war ihre Meinung, könne dies alles ausgeglichen werden. Man dachte dabei an Entschädigung für das Frankreich einverleibte Avignon, an Rückgabe der Legationen, an die Beseitigung mehrerer Bestimmungen des Konkordats.

Die Reise des Papstes.

Der Papst getraute sich durch mündliche Besprechungen mit Napoleon das zu erlangen und entschloß sich endlich nach langem Schwanken, dem Wunsche Napoleons nachzukommen. Umgeben von den Kardinälen begab er sich am 2. November 1804 in die Peterskirche, kniete in langem Gebete auf den Stufen des Altars und bestieg dann seinen Reisewagen, den eine Schar römischer Frauen weinend eine Strecke weit begleitete. Denn man glaubte, daß der heilige Vater der Gefangenschaft entgegenginge.

An der Grenze Piemonts ließ Napoleon den Papst durch besondere Abgesandte feierlich empfangen; Palastbeamte begleiteten ihn von nun an auf der Fahrt durch Frankreich und sorgten für alles, dessen der Papst bedurfte, in der prächtigsten Weise. Aus Burgund und dem Dauphiné strömte die Volksmenge zusammen, um am Wagen knieend den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. In Lyon ließ ihn Napoleon durch eine zweite Gesandtschaft begrüßen. Unter den ehrfurchtsvollen Huldigungen der Bevölkerung setzte der Papst seine Reise fort. Am 25. November um Mittag langte er in Fontainebleau an, wo der kaiserliche Hof ihn erwartete. Um ungezwungen ihm zu begegnen, hatte Napoleon eine Jagd im Walde von Fontainebleau angeordnet. Sobald Pius der Harrenden ansichtig wurde, verließ er den Wagen und ging dem Kaiser entgegen, der sofort vom Pferde stieg, und begrüßte ihn mit einer Umarmung. Beide bestiegen den Wagen — der Kaiser setzte sich dem Papste zur Linken — und fuhren nach dem Schlosse, an dessen Schwelle die Kaiserin und die Großen des Reichs den heiligen Vater empfingen. Angegriffen von der langen Reise, ruhte er sich einige Tage in dem schönen Schlosse aus; dann begab er sich, in einem Wagen mit dem Kaiser fahrend, nach Paris, wo er in einem Flügel der Tuilerien, dem Florapavillon, seine Wohnung nahm. Eine zahlreiche Volksmenge sammelte sich unter seinen Fenstern, voll Verlangens, den Papst zu sehen: er trat auf den Balkon hinaus und erteilte den Niederknieenden seinen Segen.

Dezember 1804.

Digitized by Google

Trauung und Krönung Napoleons.

Die Krönung hatte hinausgeschoben werden müssen, denn immer lag Napoleon die Landung in England im Sinne, und immer mußte sie bald aus dem und bald aus jenem Grunde hinausgeschoben werden, jetzt war der 2. Dezember für die Krönung angesetzt. Der Papst hielt es für selbstverständlich, daß er, wie es das Krönungszeremoniell der deutschen Kaiser vorschrieb, bei der Feier dem Kaiser die Krone aufsetze. Dieser Meinung war Napoleon nicht. „Ich werde das selbst in Ordnung bringen", erwiderte er, als man ihm von den Gedanken des Papstes Mitteilung machte. Einem andern Bedenken des Papstes gab er jedoch nach: er war mit Josephinen nicht kirchlich getraut. Zwar seine Schwester Karoline war mit Murat auf seinen ausdrücklichen Wunsch nachträglich durch Caprara getraut worden: für sich selbst hatte er jedoch die Weihe des Sakraments abgelehnt. Jetzt nun, da es der Papst für unmöglich erklärte, Josephinen, ohne daß sie auch im Sinne der Kirche die rechtmäßige Gemahlin des Kaisers wäre, zu krönen, fügte sich Napoleon den vereinten Wünschen des Papstes und Josephinens. Am Spätabend des 1. Dezember ließ er sich in einem der privaten Gemächer der Tuilerien durch den Kardinal Fesch, seinen Oheim, kirchlich mit Josephinen trauen; Trauzeugen waren nicht zugezogen worden, dagegen übermittelte der Kardinal wenige Tage nachher der Kaiserin auf ihr Verlangen eine schriftliche Bescheinigung des Vorgangs, zum großen Zorne des Kaisers, als dieser nachträglich von dem Vorhandensein dieses Schriftstückes Kenntnis erhielt. Am 2. Dezember erfolgte dann in der altehrwürdigen Kirche Notre Dame mit großem Prunke die Krönung.

Die Krönungsfeierlichkeit.

Der 2. Dezember 1804 war ein heller, kalter Wintertag, ein Sonntag. Das frierende, schaulustige Volk der Pariser bedeckte die Straßen von den Tuilerien bis zur Kirche Notre Dame. Schon um zehn Uhr vormittags setzte sich der Zug des Papstes in Bewegung, eine lange Reihe von Wagen voll geistlicher Würdenträger in den kostbarsten Gewändern, denen nach alter Sitte ein Priester auf einem Esel, zum großen Ergötzen der Pariser, voranritt. Abteilungen der Kaisergarde geleiteten den Zug bis zu dem erzbischöflichen Palast, aus welchem man unmittelbar in die Kirche eintritt.

Die Kirche war mit größter Pracht ausgeschmückt. Behänge von Samt mit eingestickten goldenen Bienen hingen vom Gewölbe bis zum Boden herab. Zur Rechten des Altares stand ein Thron für den Papst, vor dem Altare einfache Sessel, die der Kaiser und die Kaiserin vor der Krönung einnehmen sollten, dagegen mehr im Hintergrunde, dem Altare gegenüber zwischen zwei Säulen unter einem Baldachin ein großer Thron für das gekrönte Kaiserpaar. Die ganze Kirche war eingenommen von den 60 Bischöfen Frankreichs mit ihrer Geistlichkeit, den Mitgliedern des Staatsrates, des Gesetzgebenden Körpers und des Tribunates, den Deputierten des Heeres, der Städte und der Justiz, den geladenen deutschen Fürsten und den Gesandten der fremden Mächte. Sobald der Papst eintrat, erhob sich die ganze Versammlung, und 800 Sänger und Musiker auf dem Chore stimmten an: „Tu es Petrus". Vor dem Altare kniete Pius nieder, dann bestieg er seinen Thron, und die Bischöfe brachten ihm ihre Huldigung dar.

Napoleon verließ die Tuilerien erst gegen Mittag; er war gekleidet in die Tracht des 16. Jahrhunderts, einen kurzen Mantel und ein Federbarett. Zu beiden Seiten der Staatskarosse, deren Wände aus großen Glasscheiben bestanden, ritten die Marschälle, voraus fuhren die Großwürdenträger. Lauter Zuruf des Volkes begrüßte ihn auf dem ganzen Wege. Im erzbischöflichen Palaste legte er den Kaisermantel um und setzte einen goldenen Lorbeerkranz auf, wie ihn auf Münzen die römischen Cäsaren zu tragen pflegen. Im Begriffe, in die Kirche einzutreten, zögerte er einen Augenblick; er befahl, den Notar Raguideau auf der Stelle aus der Kirche zu ihm zu rufen. Raguideau hatte einst auf das dringendste Josephinen abgeraten, den armen General zu heiraten, welcher nichts besäße, als wie er gehe und stehe. Voller Erwartung trat er vor den Kaiser. „Nun", sagte Napoleon zu ihm, „was meinen Sie jetzt dazu, wie ich gehe und stehe?" ergriff das Zepter und trat in die Kirche ein, während ihm das Kaiserschwert und die Kaiserkrone, die auf seinen Befehl nach dem Muster der Krone Karls des Großen gearbeitet war, vorangetragen wurden.

Der Hymnus „Veni Creator" empfing ihn. Er kniete vor dem Altare nieder; Krone, Schwert, Zepter und Mantel wurden auf den Altar gelegt, dann setzte er sich auf den Sessel. Die Feier begann. Der Papst trat vor den Altar und salbte den Kaiser in üblicher Weise auf Stirn und Handgelenk; dann segnete er das Schwert ein und gürtete es ihm um, segnete das Zepter ein und überreichte es ihm, und nahm nun die Krone, um sie dem inzwischen mit dem Kaisermantel Bekleideten aufs Haupt zu setzen. Ruhig nahm Napoleon sie ihm aus der Hand und setzte sie sich selbst aufs Haupt. Der Papst, völlig überrascht, ließ es geschehen, daß der Kaiser seine Krone nicht von der Hand der Kirche, sondern von seiner eignen empfing. Dann

setzte der Kaiser auch seiner neben ihm knieenden Gemahlin die Krone auf und stieg mit ihr, während seine Brüder die Schleppe seines Mantels, seine Schwestern diejenige seiner Gemahlin trugen, die Stufen zum Throne empor.

Der Papst trat jetzt vor den Thron, sprach den Segen über das gekrönte Kaiserpaar und stimmte dann selbst den Gesang an: „Vivat in aeternum semper Augustus!“ mit welchem ein Jahrtausend zuvor Papst Leo Kaiser Karl den Großen begrüßt hatte. Tausendstimmig erscholl es durch die Kirche: es lebe der Kaiser! und draußen donnerten die Kanonen ihren dumpf dröhnenden Gruß dazu.

Cambacérès trat vor den Kaiser und sprach die Eidesformel vor, während ein Bischof das Evangelium darreichte. Feierlich schwur Napoleon den vom Senatskonsulte vorgeschriebenen Eid mit dem Schlusse, „nur mit Rücksicht auf den Vorteil, das Glück und den Ruhm des französischen Volkes zu regieren.“ Dann endete ein Hochamt die Feier.

So trug denn Napoleon die Krone, das Ziel seines Ehrgeizes. Allein für einen Usurpator gibt es keinen ruhigen Besitz. Sobald er aufhört zu imponieren, sobald er nicht einem jeden Gegner mehr überlegen erscheint, ist es vorbei mit der Herrlichkeit. Zu immer größeren, immer gewagteren Unternehmungen sieht er sich gedrängt, um zu behaupten, was er sich erworben. Das war das Verhängnis, das mit seiner Krone der gekrönte Corse auf sich nahm. Mit aller Klarheit sah er die Bahn, die er damit betreten, vor sich: nur der Sieg konnte ihn auf seiner Höhe halten; ihn mußte er suchen. Drei Tage nach der Krönung schon sprach er es aus.

Die Verteilung der Adler.

Auf dem Marsfelde waren Deputationen von allen Regimentern der Armee versammelt, um an Stelle der republikanischen Fahnen Adler zu empfangen. Vor der Militärschule war eine große Tribüne errichtet, auf der der Thron des Kaisers stand. Auf ein gegebenes Zeichen setzten sich alle Kolonnen in Bewegung, schlossen sich und näherten sich dem Throne. Napoleon im kaiserlichen Ornate erhob sich. „Soldaten“, sprach er mit weithin hallender Stimme, „das sind eure Fahnen. Diese Adler werden euch stets um sich sammeln: sie werden überall sein, wo euer Kaiser sie zur Verteidigung seines Thrones und seines Volkes für nötig erachten wird. Schwört, euer Leben zu ihrer Verteidigung aufzuopfern und sie durch euren Mut beständig auf dem Wege des Sieges zu erhalten. Schwört es!“

Tausendstimmig scholl ihm begeisterte Antwort, und in enthusiastischer Bewegung stürmten die Fahnenträger die Stufen hinauf, um ihre Fahnen gegen die Adler einzutauschen.

Der Papst in Paris.

Monatelang blieb der Papst des Kaisers Gast. Diese längere Anwesenheit des obersten Kirchenfürsten blieb nicht ohne günstige Einwirkung auf die Rückkehr der Volksmenge zum Christentume. Der Papst las unter außerordentlichem Zulauf in allen Pfarrkirchen von Paris selbst Messe und besuchte alle wohlthätigen Anstalten. Sein Auftreten war überall milde, rücksichtsvoll und versöhnlich. In einer öffentlichen Anstalt lag die Menge auf den Knieen, um den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, als er einen Mann bemerkte, der mit mürrischem Gesichte ihm den Rücken zuwandte. „Fliehen Sie nicht“, sagte er sanften Tones zu ihm, „der Segen eines alten Mannes hat nie etwas geschadet.“

Aufhebung des republikanischen Kalenders.

Auf die Anregung des Papstes war es auch zurückzuführen, daß der Senat den Beschluß faßte, mit dem Ablaufe des Jahres die republikanische Zeitrechnung aufhören zu lassen, so daß Frankreich mit dem 1. Januar 1805 zu dem christlichen Kalender zurückkehrte. Auch die Festsetzung des kaiserlichen Namenstages beruhte auf einem besonderen Abkommen. Denn einen heiligen Napoleon gab es nicht in der Schar der katholischen Heiligen. Da nun aber noch vier Tage im Jahre des Schutzes eines Heiligen entbehrten, so bestellte der Papst einen heiligen Napoleon zum Wächter für einen dieser Tage. Der Kaiser entschied sich für den 15. August. So bestimmte denn der Papst diesen Tag zum Tage des heiligen Napoleon und damit zum Namenstage des Kaisers.

Rückreise des Papstes.

In den Hauptfragen jedoch, die dem Papste ganz besonders am Herzen lagen, kam es zu keiner Verständigung. Getäuscht in seiner Hoffnung auf die Legationen und auf Ersatz für Avignon, trat Pius im März die Rückreise nach Italien an.

Nicht lange, so folgte ihm Napoleon dahin nach. Unmöglich konnte, nachdem die französische Republik zur Monarchie zurückgekehrt war, der italienische Tochterstaat die republikanische Verfassung behalten. Man gab sich nicht die Mühe, wie vor einigen Jahren in Lyon, ein Gaukelspiel zu veranstalten, um die Verfassungsänderung herbeizuführen: sie wurde einfach dekretiert. Die Umwandelung Italiens in ein Königreich.

Zur Krönungsfeier war eine Gesandtschaft der italienischen Republik, Graf Melzi an der Spitze, nach Paris gekommen. Es wurde ihr kurzweg aufgegeben, eine Adresse an Napoleon zu richten, worin sie die Umwandlung ihrer heimatlichen Republik in ein Königreich und den französischen Kaiser zu ihrem König erbäte. Napoleon erklärte darauf, er sei zwar bereit, die Krone Italiens anzunehmen, später jedoch sollte sie einem Prinzen seines Hauses aufgesetzt werden, und Frankreich und Italien getrennte Reiche bilden, da es sein Ziel wäre, die italienische Nation unabhängig und frei zu machen. Indes sein Bruder Joseph, dem er die italienische Königskrone zugedacht hatte, lehnte sie ab, weil er sich damit des Rechtes der Nachfolge auf den französischen Kaiserthron zu begeben fürchtete.

219 und 220. Denkmünze Napoleons I. als König von Italien.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

In feierlicher Senatssitzung am 18. März 1805 leisteten die italienischen Abgesandten ihrem neuen Könige den Eid der Treue. Bei dieser Gelegenheit hielt der Kaiser eine Rede, die in allen Tonarten die bisherige Mäßigung des französischen Volkes pries und auch fernerhin den Verzicht auf jede Eroberungspolitik proklamierte. Dann wurden die Gesandten nach Mailand zurückgeschickt, um dort die Gemüter auf die neue Ordnung angemessen vorzubereiten. Am 2. April begab sich Napoleon ebenfalls nach Italien. In Piemont setzte er seinen Bruder Ludwig zum Statthalter ein und ordnete die Verhältnisse mit rastloser Thätigkeit. Dann hielt er auf dem Schlachtfelde von Marengo in demselben Rocke und Treffenhute, den er in der Schlacht getragen, Heerschau ab; acht Stunden ließ er unter dem Befehle von Lannes die Truppen manövrieren und empfing von ihnen den Treuschwur. Das war eine Demonstration gegen Österreich, das selbst sein Begehr auf Italien gerichtet hielt. Am 8. Mai endlich hielt Napoleon in **Mailand** unter Kanonendonner und Glockengeläute seinen Einzug; am 26. Mai fand hier die **Krönung** statt. Die eiserne Krone der alten Longobardenkönige war dazu von Monza geholt worden. Mit den Worten: „Gott gab sie mir: wehe dem, der sie antastet!" setzte sie sich Napoleon aufs Haupt. Die Krönung in Mailand.

Wiederum war es der Wunsch des Kaisers gewesen, daß der Papst ihn salbe. Allein Pius lehnte es ab, weil darin ein öffentlicher Verzicht auf die Legationen liegen würde; so trat denn der greise Caprara, der Erzbischof von Mailand war, an

Digitized by Google

seine Stelle. Gesandte erschienen von den auswärtigen Fürsten zur Begrüßung; Lucchesini überbrachte von dem Könige von Preußen, in Erwiderung des übersandten Großkreuzes der Ehrenlegion, den schwarzen Adlerorden an Napoleon.

Verfassung des Königreichs.

Die Verfassung des neuen Königreichs Italien wurde nach dem Muster der französischen umgebildet. Melzi wurde Kanzler und Großsiegelbewahrer; der code civil, jetzt code Napoléon genannt, wurde eingeführt, als Seitenstück zur Ehrenlegion der Orden der eisernen Krone gestiftet, zur Vollendung des Mailänder Domes eine erhebliche Summe bestimmt. Der Jubel der Italiener war überschwenglich. Als Vizekönig setzte er Eugen Beauharnais ein, eine sehr glückliche Wahl. Als er ihn einführte, hielt Napoleon an die Abgeordneten des Königreichs in italienischer Sprache eine Rede, worin er die Zwecke seiner Einrichtungen auseinandersetzte. Indes der wahre Zweck blieb immer, die Kräfte des neuen Königreichs zu unbedingter Verfügung zu haben.

Einverleibung Genuas.

Damals erreichte auch die ligurische Republik ihr Ende. Dem Dogen Durazzo wurde aufgegeben, die Einverleibung Genuas zu erbitten. Er that, wie ihm befohlen: am 4. Juni 1805 wurde Genua mit Frankreich vereinigt, das damit in den Besitz trefflicher Matrosen und Hafenplätze gelangte. Der Widerspruch mit der Rede vom 18. März mußte jedermann auffallen. Als Napoleon in Genua zur Huldigung anwesend war, erschien der Kardinal Maury vor ihm, der sich seit dem Staatsstreiche grollend fern gehalten hatte. Sehr bereitwillig nahm Napoleon die Unterwerfung des Wackeren an und gab ihm eine der höchsten geistlichen Würden in Frankreich. Auch Hieronymus stellte sich hier reumütig seinem kaiserlichen Bruder vor; auch er fand gegen die Lossagung von seiner amerikanischen Frau Gnade und erhielt sofort den Auftrag, die genuesischen Gefangenen aus der Sklaverei des Dei von Algier zurückzufordern: 231 brachte er zurück. Da schien Genua für den Untergang seiner bisherigen Scheinfreiheit versöhnt.

Ausstattung der Familienmitglieder.

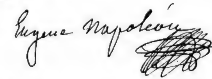
Nicht minder gedachte der Kaiser jetzt der Ausstattung seiner Schwestern. Elise, die mit dem corsicanischen Edelmanne Pasquale Bacciochi vermählt war, erhielt außer dem früher neapolitanischen Fürstentum Piombino das Gebiet der Republik Lucca, dessen Gonfaloniere um einen Fürsten aus der kaiserlichen Familie hatte bitten müssen, als französisches Lehnfürstentum. Elise war dem Ländchen eine treffliche Regentin; in einsichtsvoller Thätigkeit hob sie das Erziehungswesen, verbesserte die Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängnisse, förderte Ackerbau und Gewerbe, legte Land- und Wasserstraßen an. Selbst gegen die Machtgebote ihres Bruders wußte sie die Interessen ihres Ländchens mit Erfolg zu vertreten.

Parma, Piacenza und Guastalla wurden unter französischer Verwaltung mit dem Königreiche Italien vereinigt. Das Königreich Etrurien und der Kirchenstaat, dessen Küstengebiete am Adriatischen Meere trotz aller Proteste des Papstes von französischen Truppen besetzt waren, blieben durchaus von Napoleon abhängig.

Umtriebe Neapels.

Auch auf Neapel richtete der Kaiser sein Augenmerk. Zwar wünschte König Ferdinand mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, aber gleichzeitig wurde durch die Königin Karoline im stillen über einen Anschluß an Österreich unterhandelt, um des Druckes des französischen Übergewichts ledig zu werden. Das war ein gefährliches Doppelspiel. Napoleon entging es nicht. Als der neapolitanische Gesandte in Mailand erschien, um ihm die Glückwünsche des neapolitanischen Königshauses zur Königskrönung zu überbringen, fuhr Napoleon den Gesandten mit zornigen Worten an. „Sagen Sie Ihrer Gebieterin“, herrschte er den Bestürzten an, „daß ich ihre Kabalen wohl kenne, daß, wenn sie noch fortan zum Kriege treibt, ich ihr und ihrem Hause nicht so viel Land lassen werde, als zu einem Grabe für sie nötig

221. Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien.
Nach dem Gemälde von Stieler
lithographiert von Carrière.




ist. Ihre Kinder werden hilfeflehend in Europa umherirren und ihrem Gedächtnis fluchen." Allein Karoline ließ sich nicht warnen; sie fuhr fort, ihr geheimes Intriguenspiel für tiefe Regierungsweisheit zu halten!

Umgestaltung der Batavischen Republik.

Monarchisch wurde auch die Verfassung der batavischen Republik umgestaltet: als Großpensionarius trat Schimmelpenninck an die Spitze des Staates, umgeben von dem Rate der „Hochmogenden". Nur widerwillig hatte sich der Wackere zu dieser Rolle hergegeben, welche nichts andres bedeutete, als die allmähliche Hinüberführung Hollands zur Monarchie für einen Bonaparte.

Napoleons Selbstbewunderung.

Allenthalben galt Napoleons Wille unweigerlich als Gesetz. Die überschwengliche Schmeichelei und grenzenlose Unterwürfigkeit, die dem Kaiser von jedermann entgegengebracht wurde, hätten auch einen weniger herrischen Sinn als den seinen bis zum ärgsten Despotismus verderben müssen. Denn die Vorbedingung eines jeden Despotismus ist der Menge knechtischer Sinn. Mehr und mehr begann er, sich für ein Wesen einziger Art zu betrachten und neben dem seinigen keinen Willen gelten zu lassen. Die geringsten Spuren einer Opposition wurden erstickt; das schon sehr zahme Tribunat, wo noch mitunter eine selbständige Ansicht ausgesprochen war, wurde ganz aufgehoben. Um so mehr muß man den großen Aufschwung, den die innere

Entwickelung Frankreichs nahm, als des Kaisers eigenstes Werk betrachten. Seine organisatorische Begabung war unverkennbar.

Aufschwung Frankreichs.

Im Innern des Reiches blühte der Handel ohne hemmende Schranken; jetzt war das Geld im Überflusse vorhanden. Großartige Kunststraßen, wie die über den Simplon und den Mont Cenis, wurden angelegt, Kanäle und Brücken zur Erleichterung des Verkehrs gebaut. Die Industrie entwickelte sich unter der Sorge des Kaisers rasch zu hoher Blüte; in Lyon waren wieder 12000 Webstühle in Thätigkeit, die Porzellanfabriken in Sèvres hatten Arbeit über ihre Leistungsfähigkeit hinaus, die Gewehrfabriken in Lüttich und Versailles konnten kaum allen Bestellungen entsprechen. Gewerbeschulen bildeten die Handwerker vor. Die öffentliche Sicherheit war so groß, wie nie zuvor: Strolche und Vagabunden waren wie weggeblasen. Ein allgemeiner Wohlstand fing an sich bemerkbar zu machen. Die praktischen Wissenschaften fanden die regste Förderung; für hervorragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft wurden hohe Preise ausgesetzt. Dagegen traten die humanistischen Studien in den Hintergrund. Überhaupt nahm das Schulwesen, insbesondere das höhere, immer mehr den Charakter der Dressur, als einer wirklichen Ausbildung an. Dem Kaiser lag daran, gehorsame Unterthanen und gute Beamte erzogen zu sehen, und die realen Seiten des Lebens seiner Unterthanen zu fördern. Diese Förderung zeigte bald ihre Wirkungen. In Paris erhoben sich glänzende Paläste und großartige Straßenanlagen; im Louvre war alles vereinigt, was die Kunst irgendwo Großes hervorgebracht hatte.

Entnationalisierung der neuen Provinzen.

Der Kaiser war durchaus überzeugt davon, daß es ein hohes Glück für die Völker wäre, seinem Reiche einverleibt zu werden und dadurch Anteil zu bekommen an allen Segnungen und allem Ruhme, den er über Frankreich gebracht. Die byzantinischen Huldigungen, mit denen Städte und Fürsten auf seiner Reise in den Rheinlanden ihn allenthalben empfangen hatten, waren ihm daher echte Münze: um so nachdrücklicher betrieb er die Entnationalisierung neu gewonnener Provinzen. In Mainz wurde eine Normalschule errichtet, um die französische Sprache am Rheine zu verbreiten. Fünf Jahre wurde den Deutschen Frist gegeben bis zur Einführung des Französischen als öffentlicher Amtssprache, den Genuesen sechs, den Parmesanen acht Jahre. Damals erst begann die ernstliche Französierung des Elsaß, das über ein Jahrhundert unter französischer Herrschaft seine deutsche Art und Sitte aufrecht erhalten hatte.

Wohl lastete auf den Franzosen ein schwerer Druck; die Steuern waren hoch, und die jährlichen Aushebungen rissen eine Lücke in jede Familie. Aber doch mehrte sich die Bevölkerung und der Wohlstand, weil das Gefühl persönlicher Sicherheit einen jeden zur Thätigkeit anspornte. Und Gleichheit vor dem Gesetze, gleiche Besteuerung und Eigentumsrecht auch der Bauern an dem Grund und Boden machten den Druck erträglich. Napoleon hatte ganz recht gehabt, wenn er meinte, daß die Franzosen die Gleichheit höher schätzten als die Freiheit. Die Gleichheit gewährte er unverkürzt, die Freiheit aber hatte er vernichtet.

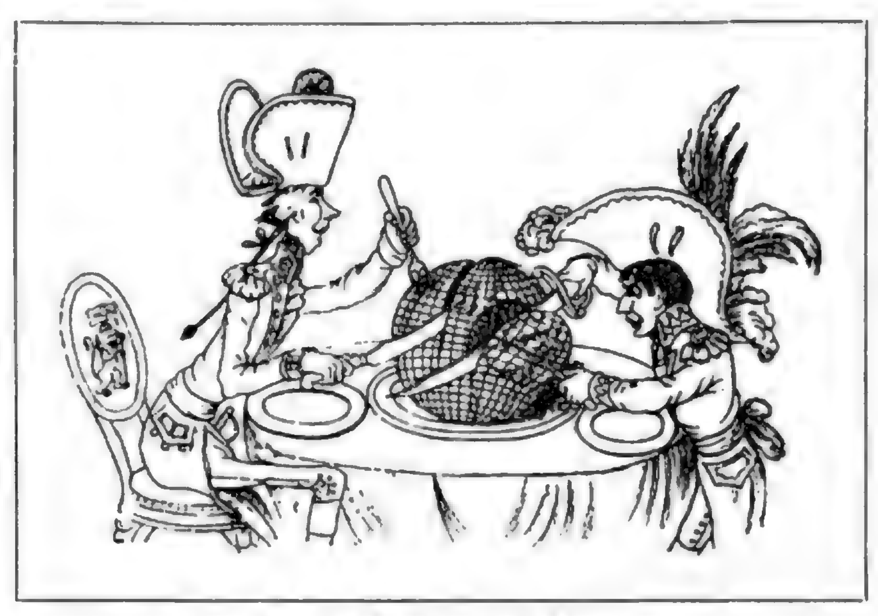
## Die dritte Koalition.

### Die Bildung der dritten Koalition.

Verzögerung der Landung in England.

Am 4. August 1805 hielt Napoleon über die Armee und Flotte Revue ab, die er zum Angriffe auf England an der Küste des Kanals versammelt hatte: es waren 176165 Mann mit 572 Kanonen und 14664 Pferden; die Flotte zählte 1339 bewaffnete Fahrzeuge mit 3762 Kanonen und 954 unbewaffnete Transportschiffe. Allein trotz dieser furchtbaren Ausrüstung hatte er doch das volle Bewußtsein der Gefahr, die mit einer Überfahrt nach England verbunden war. Der beste Teil der französischen Kriegsflotte wurde von den Engländern in Rochefort und Brest blockiert gehalten; die

französische Mittelmeerflotte aber wagte nicht im Kanal zu erscheinen. Der Kaiser fragte den Viceadmiral und Marineminister Decrès, ob die Überfahrt nach England auch ohne den Schutz einer Kriegsflotte möglich sei: der Admiral hielt es für zu gewagt. So verschob denn Napoleon wieder die Abfahrt: auf dem Festlande glaubte er des Sieges gewisser zu sein. Mehrmals begegnen wir in seiner Korrespondenz mit dem Marineminister und mit seinen Generalen dem Gedanken: nur wenige Stunden Herr des Kanals, und England ist nicht mehr! Eine Diversion der mit dem spanischen Geschwader vereinigten Flottenabteilung unter Admiral Villeneuve sollte die Engländer veranlassen, die Blockade des Admirals Gantheaume in Brest aufzuheben. Als dies nicht gelang, erhielt der zurückgekehrte Villeneuve im August 1805 den Befehl, die Blockade von Brest um jeden Preis zu sprengen. Er zog es vor, sich nach Cadiz zurückzuziehen aus Furcht vor Nelson, und versetzte dadurch Napoleon in einen begreiflichen Zustand äußersten Grimmes über seine charakterlosen Admirale. In dieser Stimmung



222. Englische Karikatur vom Februar 1805,

betitelt: „Der Plumpudding in Gefahr oder Staatsepikuräer ein kleines Frühstück einnehmend.“ — Der große Erdglobus selbst und alles, was darauf ist, ist zu wenig, solch unersättlichem Appetit zu genügen. Napoleon nimmt ganz Europa, während Pitt sich in aller Ruhe den Ozean aneignet.

schrieb er am 24. August 1805 an Talleyrand, daß er den Knoten aller feindlichen Koalitionen, wenn er ihn nicht in London zu zerschneiden im stande wäre, in Wien trennen würde. Sein Auge war dabei gleichzeitig auf Rußland gerichtet.

An die Stelle der alten Freundschaft mit Rußland war längst Erkaltung getreten. Absichtlich steigerte Napoleon die Spannung, um es bis zum völligen Bruche zu treiben. Freilich war dann zu erwarten, daß Rußland Verbindung mit England suchen würde: aber dann konnte er mit geringerem Wagnis England in seinem Bundesgenossen treffen. Es ist kein Zweifel, daß Napoleon den Krieg mit Rußland wollte, um aus der bedenklichen Lage, in der er sich befand, herauszukommen. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß noch länger unentschlossen am Kanal zu zögern, seine Stellung, sein Ansehen bei dem eignen Volke allmählich untergraben mußte. Spannung mit Rußland.

Der Zar, empört über die Ermordung des Prinzen von Enghien, hatte bei dem Reichstage in Regensburg, auf alte Garantierechte gestützt, den Antrag gestellt, Genugthuung von Frankreich für die völkerrechtswidrige Verhaftung Enghiens auf deutschem Boden zu verlangen. Zugleich beschwerte sich König Georg von England über die Besetzung Hannovers bei dem Reichstage. Der Reichstag, voll Furcht vor Frankreich, suchte sich diesem doppelten Drängen dadurch zu entziehen, daß er seine üblichen

Sommerferien schon vor der Zeit antrat. Kaiser Alexander, längst gereizt durch die Nichtbeachtung seiner Verwendung für Piemont und durch die Eigenmächtigkeit, mit der Napoleon die Verhältnisse Italiens, als ob es gar keine Großmacht Rußland gäbe, ordnete, richtete nunmehr als Bürge der deutschen Verfassung an Napoleon eine Note, worin er die Erwartung aussprach, daß Frankreich eine genugthuende Erklärung über jene Verletzung fremden Gebietes und des Völkerrechtes geben werde. Napoleon antwortete darauf mit ungezogener Derbheit, wie die russische Regierung dazu käme, sich in Dinge zu mischen, die sie in keiner Weise etwas angingen, eine Genugthuung für Deutschland zu fordern, während die deutschen Mächte selber schwiegen; von Völkerrecht aber zu sprechen habe sie gar kein Recht, solange sie französische Emigranten beschütze. Mit zwar strengen, aber gemessenen Worten erwiderte Rußland darauf, daß das französische Schreiben gar keine Antwort auf die Forderungen Rußlands enthalte. Zugleich mit dieser Antwort erhielt der russische Geschäftsträger in Paris, Oubril, den Befehl, bündig zu fordern, daß Frankreich seine Truppen aus Neapel zurückzöge, bei der Regelung der Verhältnisse Italiens Rußland eine Stimme gewähre, den König von Sardinien für den Verlust von Piemont entschädige und Hannover wieder herausgebe. Napoleon weigerte sich, auch nur eine einzige dieser Forderungen zu erfüllen, worauf dann Oubril abgerufen und alle Beziehungen Rußlands zu Frankreich abgebrochen wurden.

Rußlands Verständigung mit England.

Damit war der Frieden zwischen den beiden Kaiserreichen zu Ende, ohne daß es doch schon zu einer wirklichen Kriegserklärung Rußlands an Frankreich gekommen wäre. Denn bevor es das Schwert zog, galt es für Rußland erst Bundesgenossen zu gewinnen, ohne welche es unmöglich schien, das unerträgliche Übergewicht Frankreichs zu brechen. Kaiser Alexander überwand daher seinen Unwillen darüber, daß England trotz der Verwendung Rußlands sich weigerte, Malta dem Johanniterorden zurückzugeben, und sandte Nowosiltzow als außerordentlichen Gesandten nach England, um über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen England geneigt sei, ein Bündnis mit Rußland gegen Frankreich abzuschließen.

Pitt und Nowosiltzow.

Die Schwierigkeit der Situation, in welcher sich England befand, hatte William Pitt am 15. Mai 1804 wieder ins Ministerium zurückgeführt, wenngleich Georg III. ihm noch immer wegen des Attentats auf die Testakte mißtraute und einem Zusammengehen aller Parteien durch seine prinzipielle Abneigung gegen Fox ein unüberwindliches Hindernis in den Weg legte. Der junge Russe entwickelte Pitt mit Begeisterung den Plan seines Kaisers: einen Kriegsbund zu stiften, der nicht nur die Anmaßung Frankreichs zurückweisen, sondern auch das Glück und die Wiedergeburt der europäischen Nationen durch eine gerechtere Verteilung der Ländergebiete, durch Beseitigung bestehender Mißbräuche und durch Feststellung eines geheiligten Völkerrechtes sichern solle. Die Staaten müßten gebildet werden aus bluts- und sprachverwandten Stämmen nach der Nationalität unter Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit; den unterjochten Völkern müßte die Freiheit wiedergegeben und überlassen werden, sich selbst eine Verfassung auf der Grundlage der geheiligten Rechte der Menschheit zu geben. Zu einem einzigen großen Bund müßten alle europäischen Staaten vereinigt werden, verpflichtet, wenn es not thäte, die Waffen gegen denjenigen Staat gemeinsam zu wenden, der sich erdreiste, die Satzungen des Völkerrechts zu verletzen. Die Spitze solcher Äußerungen war im wesentlichen gegen Preußen gerichtet, das sich bei strenger Aufrechterhaltung seiner Neutralität dem Verdachte aussetzte, es im geheimen mit Frankreich zu halten. „Es möchte doch zweckmäßig sein“, meinte Pitt gelassen auf diese Darlegung der diplomatischen Idylle, „die Glückseligkeit des Menschengeschlechts vorläufig noch zu vertagen.“ Er war kein Schüler des liberalen Schweizers Laharpe wie Kaiser Alexander. So

erhielt denn der Bund, den England und Rußland am 11. April 1805 miteinander abschlossen, durchaus naheliegende praktische Ziele: sie wollten gemeinschaftlich für die Bildung einer europäischen Allianz wirken, deren Ziel die Entfernung der französischen Truppen aus Hannover und dem deutschen Norden, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, die Rückgabe Piemonts an den König von Sardinien, die Sicherung Neapels und die Befreiung Italiens von der französischen Herrschaft sein sollte. Merkwürdig war an diesem Vertrage, von dem übrigens Österreich zunächst nicht unterrichtet wurde, daß darin von einem Sturze Napoleons

223. Gustav IV., König von Schweden.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von Cardon.

und einer Restauration der Bourbonen keine Rede mehr war, im Gegenteil eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs abgelehnt und die Zusicherung gegeben wurde, daß die durch die Revolution geschaffenen Besitzverhältnisse in keinerlei Weise angetastet werden sollten.

Beitritt Gustavs IV. zu dem engl.-russ. Bunde.

Diesem russisch-englischen Bunde trat der junge Schwedenkönig Gustav IV., der von seinem Vater den Haß gegen die Revolution geerbt hatte, ohne weiteres bei, da er mit Rußland wie mit England schon durch Separatverträge verbunden war. Am 3. Dezember 1804 hatte er mit England einen Subsidienvertrag geschlossen, um Stralsund in besseren Verteidigungszustand zu setzen, am 14. Januar 1805 sich dann mit Rußland verbündet.

Österreichs Lage.

Österreich schwankte, als man ihm nach Abschluß des Vertrags zwischen England und Rußland die Aufforderung zum Beitritt zugehen ließ. Erzherzog Karl kannte die Schwäche der Armee, die Schwäche der Finanzen, die für den Staat, wie für einzelne Städte, insbesondere Wien, schon seit 1800 die Notwendigkeit eines durch nichts fundierten Papiergeldes für recht kleine Beträge ergab. Er hatte dies am 12. April 1804

Digitized by Google

in einem dem Kaiser gehaltenen Vortrag unumwunden ausgesprochen und die beiden maßgebenden Minister, Graf Ludwig Cobenzl und Graf Colloredo hatten sich dieser Ansicht ohne Rückhalt angeschlossen. Erst im November 1804 ließ sich Österreich zu einer Verständigung durch die Vermittelung seines Botschafters am russischen Hofe, des Grafen Philipp Stadion herbei, die Österreich seitens der Vertragsmächte um Schutz im Falle eines Angriffes ansprach. Die Einverleibung Genuas und der Einfluß des Generals Mack, der den Stand der österreichischen Armee viel günstiger beurteilte, als Erzherzog Karl, brachten es endlich dahin, daß sich Cobenzl am 9. August 1805 zur Teilnahme an der Koalition bereit finden ließ. Jetzt schloß sich auch Neapel an, sobald nur zu seinem Schutze eine englisch-russische Flotte an seiner Küste erschien.

221. Österreichischer Bankozettel aus dem Jahre 1800.
Nach dem Originale im historischen Museum der Stadt Wien.

Englands Politik.

Fünf Millionen Pfund Sterling bewilligte auf Pitts Antrag das englische Parlament „zum Gebrauche auf dem Festlande“; davon verpflichtete sich England je $1\frac{1}{4}$ Million für jede 100 000 Mann, die seine Verbündeten ins Feld stellten, zu zahlen. Man hatte in England einsehen gelernt, daß der Friedenszustand Frankreich gegenüber nicht haltbar und außerdem für den eignen Handel schädlich war. Eine durch keinerlei Abmachung gestörte Ausnutzung des freien Seerechtes, d. h. eines Rechtes, das nur für England existierte, war unendlich viel vorteilhafter, wie ein fauler Friedenszustand. Das hatte sich augenblicklich gezeigt, nachdem am 18. Mai 1803 England den Krieg an Frankreich wieder erklärt hatte.

Preußens Lage.

Preußen stand zwischen den Parteien, im Grunde mit beiden gespannt. Denn für diesen Staat ist, wie es der Große Kurfürst bezeichnet hat, Neutralität „das undankbarste aller politischen Systeme“. König Friedrich Wilhelm hatte sich für den englischen Residenten in Hamburg, Rumbold, den Napoleon als beteiligt an den

royalistischen Agitationen hatte aufheben und nach Frankreich bringen lassen, in fast freundschaftlicher Weise bei dem Franzosenkaiser verwandt. Napoleon hatte der Fürsprache nachgeben müssen, um Preußen nicht den Gegnern zuzudrängen, aber er wolle das, sagte er seinen Vertrauten, dem Könige gedenken. Jetzt drang er durch seinen besonderen Abgesandten, den General Duroc, in Preußen, sich gegen die entstehende Koalition zu erklären, aber Friedrich Wilhelm bestand darauf, neutral zu bleiben, indem er sich in der Hoffnung wiegte, dann später das entscheidende Wort sprechen zu können. Daher lehnte er mit aller Bestimmtheit ein Bündnis mit Frankreich ab, zu dem ihn Napoleon durch das Anerbieten Hannovers zu locken suchte. Die Folge war, daß Frankreich nunmehr in mißtrauischer Gereiztheit Preußen gegenüberstand.

Preußen und Schweden.

Ebenso verdarb es der König nach der andern Seite. Als Schweden Truppen in Schwedisch-Vorpommern sammelte, um von hier aus in den kommenden Krieg einzugreifen, ließ er ihm in nachdrücklichem Tone erklären, daß er einen Angriff von Stralsund aus auf die hannöverschen Lande nicht dulden werde. Es rächte sich jetzt an Preußen eine Sparsamkeitspolitik, die, wenn wir den Aufzeichnungen des Kanzlers Hardenberg Glauben schenken wollen, wenige Jahre früher das Anerbieten Schwedens, den letzten Rest seiner Besitzungen, Neuvorpommern, nördlich der Peene, für 16 Mill. Thaler an Preußen zu verkaufen, zurückgewiesen hatte. Sofort nahm sich Kaiser Alexander des Bundesgenossen an. In drohendem Tone trat er für Schweden ein und forderte in einem Schreiben vom 6. September 1805, das am 15. September in Berlin einlief, daß sich Preußen in einem Schutz- und Trutzbündnis auf Leben und Tod der Koalition anschlösse, zunächst aber den russischen Regimentern, die gegen die preußische Grenze sich in Bewegung setzten, freien Durchgang nach Mähren gewähre. Woher so plötzlich dieser drohende Ton gegen den Freund von Memel?

Czartoryskis Polenpläne.

In den Nationalitätsplänen Alexanders stand die Hoffnung, auf irgend eine Weise **Polen** wiederherzustellen, obenan. Sein Jugendfreund Fürst Adam **Czartoryski** hatte den Kaiser ganz für diesen Gedanken gewonnen. Jetzt mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands betraut, strebte er um Polens willen Preußen und Rußland voneinander zu trennen: durch jene drohende Note sollte Preußen, das stets neutrale, veranlaßt werden, sich aus Verdruß an Frankreich zu wenden, damit die Koalition einen Schein Rechtens hätte, ihm seine polnischen Erwerbungen wieder abzunehmen. Allein Friedrich Wilhelm entsprach dieser Erwartung nicht: vielmehr that er, was recht war, setzte einen großen Teil seines Heeres auf Kriegsfuß und sammelte ihn an der Warthe, um Rußlands Übergriffen zu begegnen. Gleichzeitig schrieb er einen die Verhältnisse in klarster Weise darlegenden Brief an Kaiser Alexander, der am 20. September 1805 abging und einen merklichen Umschlag in der Stimmung des Zaren hervorbrachte. Eben noch hatte Rußland sich getraut, indem es im Bunde mit Österreich zum Kriege gegen Frankreich sich anschickte, so nebenbei auch noch mit Preußen fertig zu werden; jetzt wo es Ernst sah, lenkte es ein, ließ das Verlangen ungehemmten Durchzuges durch Schlesien fallen und sandte seine Truppen auf dem Umwege durch Galizien in den Kampf.

Napoleon und die Süddeutschen.

Nichts von allen diesen Verhandlungen war **Napoleon** verborgen geblieben. Auch er sah sich nach Bundesgenossen um. Zwar der Papst lehnte die Waffengemeinschaft ab, aber die süddeutschen Fürsten, denen er ja erst politische Bedeutung gegeben hatte, schlossen sich ihm bereitwillig an. **Bayern** zuerst; Jahrzehnte hindurch durch die Vergrößerungspläne Österreichs bedroht, schloß es schon am 24. August 1805 ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich. Den gleichzeitigen Anträgen Österreichs, die Schwarzenberg in hochfahrendem Tone dem Kurfürsten Max Joseph vorlegte, antwortete dieser mit Versicherungen seiner reichstreuen Gesinnung; nur um Aufschub

bat er, bis der Kurprinz Ludwig von seinen Reisen in Frankreich zurückgekehrt sein würde. **Baden, Hessen-Darmstadt** und **Nassau**, nach kurzem Zögern auch **Württemberg** folgten dem Beispiele Bayerns. Der Reichstag in Regensburg aber nahm keine Notiz von der großen Entscheidung, die herannahte: er verhandelte währenddessen über die Eutiner Gemeindeweiden.

Ausbruch des Krieges.

Unterdessen war in Wien durch Verhandlungen Österreichs und Rußlands der Kriegsplan festgestellt. Ohne etwas aus den vorigen Feldzügen gelernt zu haben, hatte man den unglücklichen Plan gefaßt, unter Teilung der österreichischen Armee deren größere Hälfte nach Italien zu schicken, die kleinere in Verbindung mit den Russen an der Donau operieren zu lassen. Urheber dieses Planes war Erzherzog Karl. Kaiser Franz zog zuerst das Schwert. Ein österreichisches Heer überschritt am 8. September den Inn; die bayrischen Truppen entwichen nach Norden, der kurfürstliche Hof siedelte nach Würzburg über: am 21. September zog Franz als Sieger in München ein. Die Koalition hatte den Krieg begonnen: Napoleon erschien vor der Welt, wie er es wollte, als der friedfertige Angegriffene. „Ich verlasse meine Hauptstadt", rief er in einer Proklamation den Franzosen zu, „um meinen Verbündeten rasche Hilfe zu bringen. Meine Friedenshoffnungen sind verschwunden."

### Die Operationen zu Lande bis zur Kapitulation von Ulm.

Schon in den letzten Tagen des August hatte die französische Armee von Boulogne sich in Marsch gesetzt. In sieben mächtigen Heeressäulen rückte sie unter Davout, Soult, Lannes und Ney an den Rhein; Bessières führte die Garden, Murat die Kavallerie, aus Holland schloß sich Marmont an, und auch Bernadottes Korps, das in Hannover stand, erhielt den Befehl zum Südabmarsch. Wieder erklang die Marseillaise in den Reihen, welche kriegerischer Eifer und unbegrenztes Vertrauen zu ihrem Oberfeldherrn beseelte; ihnen war er nicht der Tyrann, sondern der „kleine Korporal", der für sie alle dachte und von allen Gehorsam und Tapferkeit erwartete. Von Straßburg aus befahl Napoleon den Übergang über den Rhein; dann ritt er selbst zum Metzgerthore hinaus, um seinen Braven ins Feld zu folgen.

General Mack.

Die Österreicher hatten sich mittlerweile bis an den Schwarzwald herangezogen. Mack führte sie an. Seine Thätigkeit in Neapel (1798/99) hatte keinen besonderen Strategen in ihm kennen gelehrt; er selbst hielt sich jedoch dafür, seitdem er Stabschef des Feldzeugmeisters Lacy gewesen war. Mit der Anweisung, den Anmarsch der Russen abzuwarten und mit ihnen gemeinsam zu operieren, war er durchaus nicht einverstanden. Sein Gedanke war, längs der Iller und am Bodensee eine unbezwingliche Defensivstellung einzunehmen, vielleicht sogar über die Franzosen herzufallen, sobald sie über die Schwarzwaldpässe herabkämen. Allein zu seiner größten Bestürzung, obgleich es ihm an Nachrichten über ihre Bewegungen keineswegs gefehlt hatte, erschienen sie in seiner Flanke, warfen die Österreicher bei **Wertingen**, Günzburg und Albeck zurück, machten sich zu Herren beider Donauufer und zwangen ihn dadurch auf **Ulm** zurückzugehen. Bis zu diesem Augenblicke hatte der in sonderbarsten Vermutungen befangene General geglaubt, der Feind mache lauter Rückzugsbewegungen.

Kontingente der Süddeutschen.

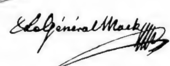
Unterdessen hatten die süddeutschen Kontingente sich mit der französischen Armee vereinigt. Der Kurfürst Karl Friedrich von Baden sandte etwas über 3000 Mann; der Kurfürst Friedrich von Württemberg, nachdem er am 3. Oktober eine lange Unterredung mit Napoleon gehabt hatte, 8000 Mann. Bernadotte vereinte sich mit den bayrischen Truppen bei Weißenburg und zog über Nördlingen heran, um sich der „großen Armee" anzuschließen. Am 9. Oktober traf Napoleon selbst bei der Armee ein.

Napoleons Plan.

Mack hatte den größten Teil seines Heeres von Günzburg bis Ulm längs der Donau aufgestellt. Von verschiedenen Richtungen her rückten Murat, Lannes, Marmont und Ney gegen ihn vor, während Bernadotte München von den Österreichern befreite, um sich dann ebenfalls westwärts in Marsch zu setzen. Mit der genauesten Berechnung hatte Napoleon die Bewegungen der einzelnen Korps vorgeschrieben: sein Gedanke war, das österreichische Heer von allen Seiten völlig zu umstellen. Das Wetter war abscheulich; in Strömen goß der Regen herab: in tiefem Kote mußten die Soldaten marschieren, mitunter zehn Stunden den Tag und darüber, wie es die Disposition vorschrieb. Dennoch war ihre Stimmung vortrefflich; selbst Rekruten, die vor der Aushebung sich geflüchtet hatten und nun als Ausreißer mit Stricken gebunden zu den

225. Karl Freiherr Mack von Leiberich.

Nach dem Leben in Wachs geformt von Joseph Müller (1792), gestochen von Jacob Adam (1803).




Truppenteilen transportiert wurden, waren nach wenigen Tagen schon von dem kriegerischen Geiste angesteckt, der die Regimenter beseelte, und ersehnten die Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Der Kaiser selbst teilte jede Beschwerde.

Macks Verblendung.

Mack, wie gesagt, merkte nicht einmal, daß er eingeschlossen war. Er deutete die Bewegungen der französischen Korps, die er wahrnahm, auf Rückzug nach Frankreich, da er die Nachricht erhalten haben wollte, daß die Engländer einen Angriff auf Boulogne gemacht hätten. Mack befand sich über diesen sehr wichtigen Punkt allerdings nicht in Übereinstimmung mit seinen Generalen, von denen eine große Anzahl überzeugt war, man müsse sich am linken, noch einigermaßen freien Donauufer der Umklammerung entziehen. Das that noch in der Nacht vom 14./15. Oktober der Erzherzog **Ferdinand** mit 20000 Mann, Infanterie und neun Schwadronen Kavallerie. Ihm folgte im Laufe des 15. der General **Werneck** mit 8000 Mann, der jedoch bei Nördlingen am 18. Oktober von Murat erreicht und zu einer schmählichen Kapitulation

genötigt wurde. Indessen beschloß Napoleon am 15. Oktober der Sache ein Ende zu machen. Ney erhielt Befehl, die österreichischen Schanzen auf dem Michaelsberge, Lannes die auf dem Frauenberge wegzunehmen. Der Angriff begann gleichzeitig auf die beiden Höhen, hinter denen in der Tiefe die Festung Ulm lag. Der Kaiser befand sich bei Lannes. Vorwärts reitend, um die Gegend besser übersehen zu können, geriet er in das Feuer der österreichischen Kartätschen hinein; da faßte Lannes des Kaisers Pferd am Zügel und verließ mit ihm den gefährlichen Platz. — Der Frauenberg ward unschwer genommen. Hartnäckigeren Widerstand als am Frauenberge leisteten die Österreicher Ney gegenüber. Der Kaiser, es gewahrend, sandte den General Dumas an den Marschall mit der Weisung, die Heftigkeit des Angriffs zu mäßigen, bis Lannes ihm zu Hilfe käme. „Der Ruhm wird nicht geteilt!“ antwortete Ney und ging mit solchem Nachdrucke vor, daß er die Österreicher von dem Michaelsberge nach Neu-Ulm zu hinabdrängte.

Ney.

Michel Ney, geb. 10. Januar 1769, war von Geburt ein Deutscher, eines Handwerkers Sohn in Saarlouis. Anfänglich arbeitete er als Schreiber bei einem Advokaten, bis ihn seine Neigung zum Soldatenstande veranlaßte, 1787 als Husar in französische Dienste zu treten; 1792 wurde er Offizier. Durch seine Kühnheit lenkte er Klebers Aufmerksamkeit auf sich, der ihn 1794 zum Anführer kleiner Streifkorps machte. Zwei Jahre später wurde er zum Lohne für die Eroberung der kleinen Festung Forchheim zum Brigadegeneral ernannt. An dem Siege Hoches bei Neuwied hatte er großen Anteil, geriet jedoch bald danach in Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Auswechselung befehligte er am Rhein. In der Verkleidung eines Bauern schlich er sich in die Festung Mannheim, überzeugte sich von der Schwäche der Besatzung und nahm einige Tage später den Platz mit 150 Mann durch einen kühnen Handstreich weg. Als Divisionsgeneral kam er zur Donauarmee, zeichnete sich unter Moreau mehrfach aus und trug sehr wesentlich zu dem Siege von Hohenlinden bei. Im Jahre 1802 verheiratete er sich mit einem Fräulein Auger, einer Freundin von Hortense Beauharnais, und wurde durch den Ersten Konsul als Gesandter zu der helvetischen Republik geschickt. Unter dem Kaiserreiche trat er jedoch zur Armee zurück und gewann am 14. Oktober den höchsten Ruhm durch seinen Sieg bei Elchingen, wo er den Donauübergang erkämpfte, die Stadt Haus für Haus eroberte und die Österreicher bis zum Michaelsberge zurücktrieb. Tags darauf folgte die heldenkühne Erstürmung des Michaelsberges, durch die er sich bis an die Thore Ulms den Weg bahnte.

Macks Kapitulation.

Nachdem die Umklammerung Macks völlig gelungen war, ließ Napoleon in der Nacht vom 15. zum 16. Oktober den österreichischen General zur Ergebung auffordern. Dieser erkannte die ganze Trostlosigkeit seiner Lage und kam nach mehrtägigen Verhandlungen mit Berthier dahin überein, daß, wenn bis zum 25. Oktober kein Heer zu seinem Entsatze erscheine, er dann mit seiner Armee das Gewehr strecken und sich in französische Kriegsgefangenschaft begeben wolle; Waffen, Fahnen und Pferde sollten dem Sieger zufallen, die Offiziere jedoch gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Frankreich dienen zu wollen, nach Österreich zurückkehren dürfen.

Niederlage des Erzherzogs Ferdinand.

Unverzüglich nach Wernecks Kapitulation nahm Murat die Verfolgung des Erzherzogs Ferdinand auf. Bevor der Morgen heraufkam, hatte er den Train des flüchtenden Korps eingeholt und 500 Wagen nebst mehreren Geschützen, welche die Österreicher im Stiche ließen, erbeutet. Die Verfolgung ging durch das ansbachische Städtchen Gunzenhausen. Den Österreichern wurde freier Durchzug gewährt, von den Franzosen aber Respektierung der Neutralität Preußens verlangt. Murat aber ließ sich nicht aufhalten: er erzwang sich den Durchmarsch und erreichte am 20. Oktober hinter Nürnberg den Erzherzog. Ein Gefecht entspann sich; die Österreicher wurden zersprengt oder gefangen genommen. Nur mit 3000 Reitern schlug sich der Erzherzog nach Böhmen durch. Murat war zufrieden, 12000 Gefangene gemacht, 11 Fahnen und 120 Kanonen erbeutet zu haben.

29000 Österreicher waren damit während der wenigen Wochen des Feldzuges im ganzen in die Hände der Franzosen gefallen, und fast dieselbe Zahl stand noch in Ulm bereit, sich auszuliefern. Napoleon konnte sich nicht entschließen, in müßigem Warten mehrere Tage zu verlieren; er ließ am 19. Oktober Mack zu sich kommen

und kam mit ihm überein, daß die Kapitulation schon am folgenden Tage vor sich gehen solle. Mack verstand sich, völlig hoffnungslos, auch dazu, wenn wenigstens das Neysche Korps noch bis zum 25. vor Ulm stehen bliebe.

Die Übergabe von Ulm.

So öffneten sich schon am 20. Oktober 1805 die Thore der Festung. Am Fuße des Michaelsberges auf einer Böschung neben einem helllodernden Feuer stand Napoleon, hinter ihm das Fußvolk, gegenüber hielt die Reiterei. Beim Eintritt in die lange

226. Michel Ney.
Herzog von Elchingen und Marschall von Frankreich
(später Fürst von der Moskwa).

Nach dem Gemälde von François Gérard
gestochen von G. Metzeroth.

Gasse hatten die Österreicher die Waffen abzulegen und vor Napoleon und seinen Marschällen vorüberzuziehen. Mack eröffnete den traurigen Zug. „Hier ist der unglückliche Mack", sagte er und überreichte Napoleon seinen Degen. Der Kaiser ließ ihn an seine Seite treten; so standen sie, der Sieger und der mutlose Besiegte, fünf Stunden nebeneinander, während die 24000 österreichischen Soldaten mürrisch an ihnen vorüber in die Kriegsgefangenschaft zogen. Die Offiziere durften nach Österreich zurückkehren. — Mack begab sich zu dem Koalitionsheere am Inn, um auch hier seine Feldherrntugenden zu zeigen. Aber er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und seiner militärischen Würden entsetzt. Doch hat ihn später nach der Leipziger Schlacht



Digitized by Google

Schwarzenberg mit einer Pension begnadigt, und 1819 wurde er sogar völlig wieder in seine Würden eingesetzt.

Am folgenden Tage setzte sich Napoleon auf Augsburg in Marsch. Achtzig eroberte österreichische Fahnen wurden ihm vorangetragen, als er seinen Einzug in die alte Reichsstadt hielt. Aber sein Sinn stand auf Wien.

Die Verletzung der Neutralität Preußens.

Zur Einschließung Macks hatte Napoleon des Korps Bernadottes bedurft, welches in Hannover stand, und diesem darum seiner Zeit den Befehl erteilt, nur eine Besatzung in Hameln zurückzulassen, mit dem übrigen Teile seines Korps aber sich auf dem kürzesten Wege nach Ulm in Marsch zu setzen und unterwegs die bayrische Armee an sich zu ziehen. Der kürzeste Weg aber führte durch die preußische Markgrafschaft Ansbach; unbekümmert um die Neutralität Preußens zog er am 3. Oktober hindurch. Es war allerdings dem König von Preußen von vornherein zweifelhaft gewesen, ob man die Neutralität dieser südlich der Demarkationslinie liegenden fränkischen Fürstentümer würde halten können, und er hatte anfangs den Gedanken gehabt, nach keiner Seite hin darauf zu bestehen und eine entsprechende Erklärung abzugeben. Hardenberg war dagegen gewesen und hatte schließlich den König auf seine Seite gebracht. Nunmehr war der König in seiner Stimmung soweit umgeschlagen, daß er über den Durchzug durch Ansbach äußerst erbittert war. Er verwahrte sich gegen diese freche Verletzung seiner Neutralität durch einen bündigen Protest und sagte sich von allen Verbindlichkeiten gegen Napoleon los. Die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee wurde jetzt angeordnet. Am 4. Oktober war Fürst Dolgoruki in Berlin eingetroffen und am 6. Oktober vom König empfangen worden. In dem von Alexander ihm mitgegebenen Schreiben drang der Zar auf die versprochene Zusammenkunft und verlangte in drohendem Tone erneut den Durchzug seiner Truppen. Der König hatte ablehnend geantwortet und Dolgoruki und den mit ihm gekommenen Alopäus mit der Zusicherung entlassen, daß der König seine Neutralität zu wahren wissen und ihnen einen darauf bezüglichen Brief an den Zaren zustellen lassen werde. Kaum waren die Gesandten fort, als Hardenberg mit der Depesche von dem Durchmarsch durch Ansbach ankam, und nunmehr wurde den Russen der freie Durchzug durch Schlesien verstattet. In Berlin kam es zu tumultuarischen Szenen vor den Fenstern des französischen Gesandten Laforest, und im Theater stimmten die Versammelten jubelnd in die kriegerischen Klänge des Liedes der Wallensteinschen Reiter ein: Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd! Aufs Pferd! In den Kampf, in die Freiheit gezogen! Auch die schöne Königin Luise und der geniale Prinz Louis Ferdinand waren jetzt mit aller Entschiedenheit für den Anschluß Preußens an die Koalition.

Verständigung mit Frankreich.

Die kriegerische Erregung litt aber sehr bald unter den Nachrichten, die vom Kriegsschauplatze kamen. Schon am 15. Oktober hatte man sichere Kunde von der gänzlichen Umgehung des unglücklichen Generals Mack, am nächsten Tage lief die Nachricht von dem für die Franzosen siegreichen Gefecht bei Elchingen ein. Von einer Teilnahme an der kriegerischen Aktion, wie sie noch wenige Tage vorher Metternich aus Hardenbergs Munde zugesichert erhalten haben wollte, war nun gar keine Rede mehr. Man nahm mit Vergnügen die von Napoleon angebotenen 66000 Gulden Entschädigungsgelder für Ansbach und freute sich der Versicherung Durocs und Laforests, daß der Kaiser die Gewährung des russischen Durchmarsches keineswegs übel genommen habe.

Zar Alexander in Potsdam.

Noch eine andre Frucht trug diese Politik. Der Selbstherrscher aller Reußen fand es nicht mehr an der Zeit, den preußischen König zu irgend welcher Zusammenkunft nach einem dritten Orte zu bemühen, sondern er kam selbst, um womöglich den Anschluß Preußens an die Koalition zu bewirken. Es war aber kein günstiger Zeit-

237. Die Übergabe von Ulm am 20. Oktober 1805. Nach dem Originale von Swebach gestochen von Pigeot.

Digitized by Google

punkt für solche Hoffnungen; denn kaum in Potsdam angekommen, erhielt er am 25. Oktober die Nachricht von der Kapitulation Macks. Dementsprechend war auch der Vertrag nicht völlig den Erwartungen des Zaren entsprechend. Denn der König von Preußen verpflichtete sich am 3. November 1805 zunächst nur zu einer bewaffneten Vermittelung, die den Festlandsfrieden herbeiführen sollte; erst im Falle der Zurückweisung wollte auch er das Schwert ziehen. Die Forderungen des Vermittlers waren die bekannten: Wiederherstellung und Entschädigung des Königs von Sardinien, Unabhängigkeit von Neapel, Holland und der Schweiz, als Grenze für Österreich und Italien der Mincio und der Po. Das von Preußen aufzustellende Heer sollte 180000 Mann betragen und englische Subsidien wurden dafür in Aussicht gestellt. Im übrigen verzichtete Alexander zum großen Kummer Czartoryskis, als dieser davon erfuhr, auf seine polnischen, den Besitzstand Preußens bedrohenden Pläne. „Man soll mich“, gelobte er, „nicht wieder darüber ertappen.“ Als Lohn für die Mitwirkung versprach Alexander ferner die Abtretung Hannovers an Preußen zu erwirken, während die englischen Staatsmänner lieber Holland an Preußen geben wollten.

Der Bund am Sarge Friedrichs d. Gr.

In der dem Abschlusse des Vertrages folgenden Nacht begaben sich Alexander und Friedrich Wilhelm in die Garnisonkirche zu Potsdam und stiegen in die Gruft unter der Kanzel hinab. Über dem Sarge Friedrichs des Großen reichten sie sich in Gegenwart der Königin Luise gerührt die Hand und gelobten sich unverbrüchliche Treue. Alexander küßte den Sarg des großen Königs und nahm dann „nach einem ernsten Blick auf den Altar“ von seinen Gastfreunden Abschied. Der Bund von Memel war wiederhergestellt, d. h. der russische Kaiser war der sicheren Überzeugung, Preußen nun doch in den Krieg gezogen zu haben. Denn, wie er sich in Potsdam dem österreichischen Gesandten Grafen Metternich gegenüber vertraulich äußerte, erwartete er auf Preußens Vermittelungsantrag ganz sicher eine unverschämte Antwort und damit den Bruch. Es gehört mit zu der Eigenart Friedrich Wilhelms III., daß er noch jetzt an die Möglichkeit einer Vermittelung glaubte.

Sendung des Grafen Haugwitz.

Nach den Bestimmungen des Vertrags sollte der an Napoleon abgehende Unterhändler möglichst sofort abreisen, also eigentlich schon am nächsten oder übernächsten Tage, und seine Unterhandlungen hatten spätestens in vier Wochen zu einem klaren Ergebnis zu führen. Graf Haugwitz aber verschob, entgegen dieser Abmachung, natürlich aber mit Einwilligung des Königs und Hardenbergs, seine Abreise um länger als eine Woche. Maßgebend für diese Zögerung war, daß nach der Ansicht des Generalissimus, des Herzogs von Braunschweig, der Bruch wegen der Schwierigkeiten, die Armee auf vollen Kriegsfuß zu bringen, vor dem 15. Dezember entschieden vermieden werden müsse. Somit reiste Haugwitz erst am 14. November ab, um nunmehr allerdings den Schauplatz seiner diplomatischen Thätigkeit gewaltig zu deren ungunsten verändert zu finden.

Erzherzog Karl in Italien.

Während Napoleon den Krieg in Deutschland führte und Siege, wie die alten Grenadiere scherzten, nicht durch ihre Arme, sondern durch ihre Beine gewann, sollte Masséna Italien gegen den Erzherzog Karl decken, welcher mit 140000 Mann die Etsch herabgezogen kam. Masséna zog ihm bis Verona entgegen, wo er eine feste, an Stadt und Strom gelehnte Stellung einnahm, da er den Kampf gegen die große Übermacht des Erzherzogs fürchtete. Allein der ungünstige Verlauf des Feldzuges in Deutschland nötigte den Erzherzog, bedeutende Truppenmengen nordwärts zu entsenden, so daß Masséna, durch die Nachricht der Kapitulation von Ulm überdies ermutigt, glaubte den Angriff wagen zu dürfen. Am 29. Oktober ging er gegen die österreichischen Verschanzungen bei Caldiero vor. Sein Streben war, den Erzherzog zu verhindern, jetzt mit seinem Heere nach Deutschland zu gehen. Der Angriff wurde daher am nächsten Tage erneuert und auch am 31. noch fortgesetzt, doch wies ihn der Erzherzog

mit solchem Nachdrucke zurück, daß die Österreicher ungehindert ihren Marsch über Görz und Laibach nach Cilli antreten konnten. Die österreichische Waffenehre war wenigstens nach dieser Seite wiederhergestellt. Die Franzosen folgten nur in respektvoller Entfernung.

Die Verteidigung von Tirol war dem Erzherzog Johann anvertraut. Wacker standen ihm die Bergschützen Tirols zur Seite, die entschlossen waren, jeden Feind von ihren schwer zugänglichen Thälern fernzuhalten. Aber Johann erhielt vom Erzherzog Karl den Befehl, Tirol zu räumen und sich mit der Hauptarmee im Herzen der Monarchie zu vereinigen. Es war vergeblich, daß die Tiroler sich erboten, ihr Land selbst zu verteidigen, wenn man ihnen nur etwa 6—8000 Mann Linientruppen zurückließe. In getrennten Heerhaufen ließ Erzherzog Johann die Truppen durch das Pusterthal nach Kärnten abziehen. Dabei geschah es, daß das Korps des Prinzen Rohan, 8000 Mann stark, in das Thal der Brenta gelangte und sich gegen die bei Castel Franco stehenden Franzosen wandte. Es war das Korps Reyniers. Unlängst war er von Neapel mit Gouvion St. Cyr heraufgezogen, hatte diesen vor Venedig zurückgelassen und sich dann in die Ausläufer der Alpen geworfen, um die abziehenden Österreicher in der Flanke zu bedrohen. Jetzt war er selbst der Bedrohte. Indes zur rechten Zeit kam Gouvion St. Cyr heran, und Rohan wurde genötigt, sich trotz tapferer Gegenwehr mit seinem ganzen Korps bei Castel Franco am 24. November zu ergeben. Im allgemeinen war auch in Tirol allenthalben Unsicherheit und Kopflosigkeit bei der Armee und ihren Führern zu bemerken. Die Österreicher räumen Tirol.

Die Vereinigung der beiden Erzherzöge ließ sich dadurch freilich nicht aufhalten: sie zogen an der ungarischen Grenze entlang nach Norden, um das bedrohte Wien zu decken. Unterdessen hatten die Bayern am 10. November Kufstein erobert und war Ney am 5. November in Innsbruck eingezogen. Eins der Regimenter — Nr. 76 — hatte hier die Freude, zwei Fahnen, welche es 1799 an die Österreicher verloren hatte, wieder zu finden. Der Jubel darüber war groß. „Denn", hieß es darüber in dem 26. Siegesbulletin Napoleons, „der französische Soldat hat für seine Fahnen ein Gefühl, welches an Zärtlichkeit grenzt. Sie sind der Gegenstand seiner Verehrung, wie ein Geschenk, das er aus der Hand seiner Geliebten empfangen hat." Zwei Tage später überschritt Ney den Brenner und gelangte nach Bozen; die Verbindung mit dem Korps in Italien war damit hergestellt.

## Der Krieg zur See.

Die Ulmer Schreckenspost erregte bei der Koalition die äußerste Bestürzung. Pitt weigerte sich, sie zu glauben; als man ihm aber in einer holländischen Zeitung die Bestätigung brachte, entstellten sich seine Züge vor Schreck und Schmerz. Um so größer mußte seine Freude sein, als man ihm wenige Tage danach melden konnte, daß Nelson durch die Vernichtung der französischen und spanischen Flotte das Unglück von Ulm wieder ausgeglichen habe.

Der Gedanke Napoleons, als er in Boulogne über die große Armee Revue abhielt, war gewesen, daß französische Flottenabteilungen nach Westindien fahren, die englische Flotte dadurch von der Blockierung der französischen Häfen abzuziehen, dann aber rasch und unbemerkt vor der englischen, irregeleiteten Flotte zurückkehren und mit den durch die Aufhebung der Blockade freigewordenen Schiffen die Überfahrt des Landungsheeres decken sollten. Und in der That durchbrach der tapfere holländische Admiral Verhuel die Blockade von Dünkirchen und gelangte glücklich mit der batavischen Flotte nach Boulogne. Den französischen Admiralen gelang es indessen nicht so. Gantheaume wurde in Brest von den Engländern unter Cornwallis festgehalten. Missiessy jedoch gelangte mit einem kleinen Geschwader von Rochefort zwar nach Napoleons Pläne für den Seekampf.

Westindien: aber die Engländer folgten ihm nicht; vielmehr schlossen sie ihn, sobald er nach Rochefort zurückgekehrt war, nur um so fester ein. Villeneuve endlich, welcher die sehr ansehnliche Flotte von Toulon befehligte, fuhr, von einem spanischen Geschwader unterstützt, auch nach Westindien; ihm folgte Nelson nach, jedoch ohne ihn zu erreichen. Villeneuve wollte nun, seiner Bestimmung gemäß in die europäischen Gewässer zurückgekehrt, in den Kanal einlaufen, als nördlich des Kaps Finisterre auf der Höhe von Ferrol eine englische Flottille unter Admiral Calder sich ihm entgegenstellte und zwei spanische Linienschiffe wegnahm, ohne jedoch einen entscheidenden

228. Admiral Lord Cuthberth Collingwood.
Nach dem Kupferstiche von C. Turner.

Kampf mit den beiden Flotten zu wagen. Villeneuve war es, nach dem Napoleon am 4. August sehnsüchtig ausschaute; am 2. August hatte dieser schon seinen Befehl erhalten zu kommen. Aber das soeben stattgefundene Gefecht mit Calder hatte ihn so erschreckt, und außerdem bangte er so vor der Flotte Nelsons, daß er bis zum 10. August in Ferrol blieb und dann auch noch nicht nach Brest, sondern nach Cadiz segelte.

Villeneuve in Cadiz.

Am 20. August langte Villeneuve in Cadiz an. Den September verbrachte er mit Bemühungen, die spanische Flotte in einen besseren Stand zu setzen. Unterdessen war das Lager in Boulogne aber aufgelöst worden: das Nichterscheinen Villeneuves hatte am meisten dazu beigetragen; jetzt war also die Flotte im Kanal nicht mehr nötig. Villeneuve erhielt daher Befehl nach Tarent zu gehen, um Gouvion St. Cyr dort zu verstärken. Jedoch in Straßburg nahm Napoleon, entrüstet über die Unthätigkeit und Feigheit des Admirals, ihm das Kommando ab und übertrug es dem Admiral Rosily. Villeneuve, dadurch aufs tiefste verletzt, war entschlossen, sich in der Achtung

Digitized by Google

seines Gebieters, bevor noch Rosily angelangt wäre, durch einen kühnen Angriff wiederherzustellen, sobald nur die Gelegenheit sich böte.

Sie bot sich bald: Nelson erschien vor Cadiz. Von Westindien war er nach Plymouth gesegelt und hatte sich begnügt, Calder erneut gegen Villeneuve zu schicken, der jedoch erst in Ferrol anlangte, als die französische Flotte es schon wieder verlassen hatte. Nun machte sich Nelson selbst zur Verfolgung des Feindes auf. Er wußte ihn in Cadiz; um ihn jedoch zum Angriff zu verleiten, ließ er nur wenige Schiffe sich vor Cadiz zeigen, während er selbst mit dem Hauptteil der Flotte außer Sicht zurückblieb. Vorsichtig sandte Villeneuve am 19. Oktober eine Flottendivision von sieben Schiffen in die offene See hinaus, um den Feind zu vertreiben. Die englischen Schiffe zogen sich zurück. Deshalb verließ der französische Admiral mit seiner ganzen Flotte, 33 Segel stark, am folgenden Tage den sicheren Hafen. Gegen Abend signalisierte man ihm die Anwesenheit der Engländer: es wären nur 18 Schiffe, so daß Villeneuve sich in sicheren Siegeshoffnungen wiegte und den Befehl gab, daß seine Schiffe sich während der Nacht in Schlachtlinie formieren sollten. Nelson vor Cadiz.

Bei Tagesanbruch — es war am 21. Oktober 1805 — sah man endlich den Gegner in seiner ganzen Stärke: er hatte sich in zwei Treffen formiert, von denen das erste, 12 Schiffe stark, Nelson selbst anführte, das zweite, 15 Schiffe stark, der Admiral Collingwood. Die See ging hoch mit starkem Wellenschlag, der Wind war westlich, von ziemlicher Stärke, aber unbeständig. Der Kurs der französisch-spanischen Flotte ging gen Südosten. Man befand sich auf der Höhe von Trafalgar zwischen Cadiz und Gibraltar. Mit vollen Segeln kam der Feind heran. Villeneuve ließ nun nach Nordwesten abdrehen, um dem Feinde die Front bieten zu können. Die Schiffe manövrierten zum Teil sehr schlecht: mehreren gelang es gar nicht, in die Schlachtreihe sich einzuordnen, andre vermochten nicht die richtige Distanz zu halten. So bot denn die französische Schlachtlinie mehrere arge Lücken dar, als Nelson gegen 11 Uhr vormittags fast gleichzeitig auf zwei Stellen von Westen her den Angriff begann, der von vornherein auf die Teilung der französischen Flotte berechnet war. Die Schlacht von Trafalgar.

Kurz bevor der Zusammenstoß mit der französischen Flotte erfolgte, ging auf der Victory das Signal hoch, das unsterblich geworden ist: England erwartet, daß jedermann seine Pflicht thun wird. Die Übermittelung geschah durch Zahlen mit Zeigertelegraph:

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 253 | 269 | 863 | 261 | 471 | 958 | 200 | 870 | 4 | 21 | 19 | 24 |
| England | expects | that | every | man | will | do | his | d | u | t | y |

Das südliche Geschwader der Engländer war dasjenige Collingwoods. Sein Admiralschiff, der Royal Sovereign, drang in die Lücke zwischen der spanischen Santa Anna und dem französischen Fougueux ein, mit vollen Lagen nach rechts und links auf beide feindliche Schiffe feuernd. Seinem Beispiele folgten die übrigen Schiffe seiner Division, indem sie teils die feindliche Linie in den Lücken zu durchbrechen, teils die letzten Schiffe der Linie zu umgehen und dadurch zwischen zwei Feuer zu bringen suchten. Bald umhüllte eine dichte Dampfwolke die Kämpfenden, aus der nur das unaufhörliche Krachen der Kanonenschüsse heraustönte.

Eine halbe Stunde später begann auch Nelson, der das nördliche Geschwader anführte, den Kampf. Er ging mit der Victory, seinem Admiralschiff, auf das feindliche Admiralschiff, den Bucentaure, los, welchem die spanische Santissima Trinidad, ein Koloß von 130 Kanonen, voraussegelte, während der Redoutable, ein französisches Linienschiff von 80 Kanonen, ihm nachfolgte. Nelson wollte in die Lücke zwischen den beiden französischen Schiffen eindringen; aber der Redoutable setzte alle Segel bei, fuhr jedoch dabei mit solcher Heftigkeit an den Bucentaure heran, daß er sich das Bugspriet am Stern des französischen Admiralschiffes zerbrach. Der Stoß der Victory traf den Redoutable und drängte ihn aus der Linie: englische Schiffe drangen sofort in die dadurch entstehende Lücke ein und versuchten die Santissima Trinidad und den Bucentaure, der sich mit seinem Bugspriet in dem Spiegel des spanischen Linienschiffes festgefahren hatte, zu umzingeln. In dieser Not rief Villeneuve die zehn Schiffe, die in der Linie vor der Santissima Trinidad segelten, herbei: allein keines folgte seinen Signalen, sie waren nur darauf bedacht, sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich. Seite an Seite mit der Victory lag der Redoutable, dessen Backbordkanonen dadurch außer Aktion gesetzt wurden. Lucas, der tapfere Kapitän des

französischen Schiffes, schickte seine Matrosen und Seesoldaten in die Wanten und Mastkörbe empor, um von dort aus mit Flinten auf die Mannschaft der Victory zu feuern. Er selbst sammelte 200 Mann, mit denen er zu entern und zu dem viel höheren Deck des englischen Dreideckers emporzuklettern gedachte. Auf der Hinterschanze der Victory stand Nelson in seinem Admiralsrock, auf dem drei Ordenssterne eingestickt waren. Vergebens hatte man ihn aufgefordert, einen einfacheren Rock anzuziehen. Neben ihm stand sein Flaggenkapitän Hardy. Rings um sie flogen die Flintenkugeln. Hardy wurde eine Schuhschnalle weggerissen. Die Warnung blieb unbeachtet. Da traf eine Kugel vom Mastkorbe des Redoutable den allzukühnen Seehelden: er sank in die Kniee, mit der einen Hand sich stützend. „Hardy“, sagte er zu dem Flaggenkapitän, „die Franzosen haben mich fertig gemacht; ich bin durchs Rückgrat geschossen.“ Er verlor das Bewußtsein; man trug ihn in die Kajütte und verband ihn. Von Zeit zu Zeit erwachte er aus der Betäubung und ließ sich über den Gang des Gefechtes berichten. Er schnitt sich eine Haarlocke ab und gab sie einem Offizier, um sie an Lady Hamilton zu überbringen, die er übrigens in seinem Testamente dem Wohlwollen des englischen Volkes empfohlen hatte, als ob sie seine Adoptivtochter wäre. „Laßt am Abend die Flotte vor Anker gehen“, war sein letztes Wort; etwa drei Stunden dauerte der Todeskampf; die letzten Kanonenschüsse, die dem fliehenden Feinde nachgefeuert wurden, bildeten zugleich den Totensalut für den volkstümlichsten von Englands Seehelden.

Eine Lage Kartätschen fuhr hinein in die bereitstehende Entermannschaft des Redoutable: die meisten fielen, bevor sie noch zur Victory emporklimmen konnten. Die Masten wurden ihm niedergeschossen, die rechte Schiffswand weit aufgerissen, ein Leck unter der Wasserlinie ihm beigebracht: da erst strich der tapfere Lucas die Flagge. Um so bedrohter war jetzt die Lage des Bucentaure, welcher dicht vor dem Redoutable seine Stelle hatte. Mit allem Nachdruck erwehrte er sich der englischen Gegner, die ihn von rechts und hinten zugleich angriffen. Allein er war unbeweglich. Sein Bugspriet steckte fest in der Galerie der Santissima Trinidad, die entmastet und dadurch außer Stand gesetzt war zu manövrieren. So dauerte es nicht lange, bis die Engländer den Hauptmast und den Besanmast des Bucentaure niedergeschossen hatten. Villeneuve ließ die Admiralitätsflagge am Fockmast aufhissen. Nachmittags um 3 Uhr fiel auch dieser. „Meine Rolle auf dem Bucentaure ist ausgespielt“, sagte Villeneuve, „ich will auf einem andern Schiffe versuchen, ob sich das Glück noch beschwören läßt.“ Allein der Bucentaure hatte keine Boote mehr; auf der Santissima Trinidad konnte man vor dem Kampfgetöse die Zurufe nach einem Boot nicht verstehen; durch Flaggensignale konnte der Admiral sich nicht mehr verständlich machen. Daher blieb ihm nichts übrig, zumal der Bucentaure schon zu sinken begann, als sich dem nächsten englischen Schiffe zu ergeben. Auf einer Schaluppe wurde er als Kriegsgefangener an Bord des Mars gebracht in demselben Augenblick, in welchem die Engländer siegreich die Santissima Trinidad erstiegen. Die Schlacht war zu Ende. Neunzehn Schiffe der französisch-spanischen Flotte waren genommen oder vernichtet, vier Schiffe führte der Kapitän Dumanoir nach Rochefort zu, aber auch sie fielen bei Ferrol einem begegnenden englischen Geschwader in die Hände; nur zehn Schiffe vermochte der spanische Admiral Gravina glücklich in den Hafen von Cadiz zurückzuführen. Das Übergewicht Englands, oder vielmehr seine Alleinherrschaft zur See war für lange Zeit festgestellt.

Der unglückliche Villeneuve erhielt im nächsten Jahre seine Freiheit zurück. Sie war ihm unerträglich; er schrieb an seine Frau: „Verlassen, vom Kaiser in den Bann gethan, von seinem Minister, der ehedem mein Freund war, zurückgewiesen, mit der Verantwortung für ein ungeheures Unglück belastet, das mir zugeschrieben wird, und in welches das Schicksal mich hineingerissen hat, muß ich sterben!“ Er nahm sich das Leben. Sein Besieger aber fand, wie er es verdiente, in der Westminsterabtei die letzte Ruhestatt.

## Von Ulm bis Austerlitz.

Die österr. und die russ. Armee.

Napoleon zögerte nicht, die Bestürzung, welche das Schicksal Macks in Österreich hervorgerufen hatte, auszunutzen. Rasch zog er durch Bayern, das den Befreier mit lebhafter Zustimmung begrüßte — denn das Volk teilte seines Kurfürsten Abneigung gegen Österreich — gegen den Inn heran. Ein österreichisches Korps unter Kienmayer stand bei Braunau; auch war der Vortrab der ersten russischen Armee, welche der alte Fürst Kutusow befehligte, schon bis an den Inn vorgerückt. Allein das Verhältnis der verbündeten Armeen untereinander war sehr schlecht. Die Überhebung der russischen Offiziere beleidigte die Österreicher, die Roheit der russischen Soldaten machte die Bevölkerung aufsässig. Jede Armee strebte danach, möglichst selbständig zu handeln.

Aufgabe der Innlinie.

Kutusow war der Meinung, daß die Innlinie nicht zu halten sei; er wollte nicht eher in Aktion treten, als bis auch die zweite russische Armee unter Buxhöwden

sich mit ihm vereinigt hätte. Er rief daher den Fürsten Bagration, der den Vortrab seines Heeres führte, vom Inn zurück. Infolgedessen gaben auch die Österreicher den Inn auf und zogen sich mit ihren russischen Alliierten immer weiter ostwärts zurück. Die französische Avantgarde unter Bernadotte überschritt also ungehindert den Grenzfluß; ihr folgte auf dem Fuße die große Armee. Davout drängte einen Teil der österreichischen Truppen unter Merveld nach Süden ab und zersprengte bei Mariazell (an der Nordgrenze von Steiermark) am 8. November die ganze Division. Murats

Kutusoff

329. Feldmarschall Michael Ilarionowitsch Golenischtschew Kutusow (später Fürst Smolenskij).
Nach dem Gemälde von Rosenreiter gestochen von F. W. Bollinger.

Reiter nötigten Kutusow, auf das linke Donauufer überzugehen, um bei Krems alle seine Kräfte zu vereinigen. Mortier setzte ihm mit einer einzigen Division nach. Am Donauufer, inmitten der Schluchten, welche die Ruinen des Schlosses Dürrenstein überragen, kam es am 11. November zum Kampfe. Mit schweren Verlusten mußte Mortier wieder auf das rechte Donauufer sich zurückziehen, während Kutusow seinen Marsch nach Mähren fortsetzte.

Vergebliches Friedensanerbieten des Kaisers Franz.

In Linz empfing Napoleon am 8. November ein Schreiben des Kaisers Franz, worin dieser um einen Waffenstillstand bat. Allein Napoleon machte Bedingungen, die einer Ablehnung gleich kamen. Denn der Weg nach Wien lag frei vor ihm;



Digitized by Google

selbst bei St. Pölten, dem Eingange des Wiener Beckens, leisteten die Österreicher wider Napoleons Erwarten den rasch heranziehenden Feinden keinen Widerstand. Am 6. und 7. November hatten der Hof und die Minister und die Vertreter der fremden Mächte die Hauptstadt schon verlassen; sie hatten sich nach Preßburg gewandt und von da nach Mähren.

Die Spitzer Donaubrücke.

Bei Wien teilt sich die Donau in drei Arme; die Stadt liegt am rechten Ufer des südlichsten derselben. Eine lange hölzerne Brücke führte bei Spitz über die verschiedenen Flußarme hinüber. Sie bot den kürzesten Weg zur Verfolgung der russischen Armee. Kaiser Franz hatte daher dem Fürsten Auersperg befohlen, als sich der kaiserliche Hof mit den Ministerien vor den nahenden Franzosen nach Preßburg flüchtete, daß die Brücke, wenn man außer stande wäre, sie zu behaupten, verbrannt werden sollte. Den Franzosen lag alles daran, dies zu verhindern. Am 13. November langte Murat mit seinen Reitern vor Wien an. Während nun Verhandlungen über die Besetzung der Hauptstadt gepflogen wurden, langten auch Lannes und Oudinot mit Grenadieren an, welche sich am rechten Ufer hinter Gebüsch und Bäumen verbargen. Unter dem Scheine, als harmlose Spaziergänger die Brücke nur besehen zu wollen, ließen Murat, Lannes und Bertrand die am Eingange angebrachte Barrière entfernen. Der wachthabende Husar feuerte seinen Karabiner ab und sprengte auf die Geschütze zu, welche am unteren Ende der Brücke aufgefahren waren. Langsamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, gingen die Marschälle, von einigen Offizieren begleitet, hinüber. Ein österreichischer Feuerwerker kam ihnen mit brennender Lunte entgegen, um die auf der Brücke aufgehäuften Faschinen in Brand zu stecken. Der Oberst Dode hielt ihn fest. Den Kanonieren, die bei ihren Geschützen standen, wurde gesagt, daß Waffenstillstand geschlossen wäre. Der Fürst Auersperg kam dazu; ihm wurde das gleiche Märchen aufgebunden, während unterdessen die französischen Grenadiere im Laufschritte über die Brücke vorrückten und die Kanoniere entwaffneten. Ungläubig zugleich und unwillig entfernte sich Auersperg; aber die Brücke blieb in den Händen der Franzosen. —

Besetzung Wiens.

Ohne Widerstand vollzog sich die Besetzung Wiens. Die Beamten arbeiteten unter der französischen Herrschaft ruhig weiter. Napoleon nahm Quartier im Lustschlosse zu Schönbrunn und ließ seine Soldaten bei dem guten Ungarwein sich erholen, dessen er im 26. Siegesbulletin rühmend gedenkt. Eine ungeheure Beute an Kriegsmaterial wurde gemacht, an Kanonen allein 1127 Feldgeschütze und 276 Belagerungsgeschütze.

Gefecht bei Hollabrunn.

Durch den Besitz der Donaubrücke waren die Franzosen instandgesetzt, die Verfolgung der Russen ohne Verzug wieder aufzunehmen, deren Marsch sie von der Seite bedrohten. Am 15. November traf Murats Avantgarde auf Kutusows Armee bei Hollabrunn. Er versuchte hier dasselbe Mittel, das ihm an der Spitzer Brücke so wohl gelungen war. Aber diesmal war der Russe der Listige, der, scheinbar auf diesen Waffenstillstandsvorschlag eingehend, durch nichtige Unterhandlungen einen Tag Zeit gewann und währenddessen mit seinen Divisionen weiterzog, während Bagration diesen Rückzug verdeckte. Endlich erkannte Murat das Spiel, das mit ihm getrieben wurde. Sofort griff er jetzt an; aber die russische Armee war aus ihrer gefährlichen Lage befreit, nur Bagrations Vortrab, jetzt Nachtrab, war noch zurück, der, obgleich von der Hauptarmee abgeschnitten, alles daran setzte, Murat aufzuhalten. Fast die Hälfte seines Korps wurde zusammengehauen; aber die andre Hälfte bahnte sich mit dem Bajonette einen Weg mitten durch die Reihen der Franzosen zu Kutusows Heere.

Die Vereinigung der russ. u. österr. Armeen.

Jetzt langte auch Buxhöwdens Armee an; bei Wischau, südlich von Olmütz, vereinigte sie sich am 20. November mit der Kutusows. Die Streitkräfte der Russen waren jetzt zusammen; Kutusow als Oberbefehlshaber nahm sein Hauptquartier in Olmütz, wo er am 22. November mit Kaiser Alexander und Kaiser Franz zusammentraf. Jetzt kannte der Übermut der russischen Offiziere keine Grenzen mehr: mit Verachtung sahen sie auf das nur 20000 Mann starke österreichische Hilfskorps herab, welches sich bei der russischen Armee befand, und höhnten über die vorsichtige Bedächtigkeit des österreichischen Generalstabschefs Weyrother. Wenige Tage später langte auch die russische Garde unter dem Großfürsten Konstantin an, so daß jetzt 80000 Mann

versammelt waren, um unter den Augen der beiden verbündeten Kaiser den entscheidenden Schlag gegen die französische Armee zu führen. Am 27. November brach Kutusow von Olmütz auf, südwärts dem Feinde entgegen.

Haugwitz in Brünn.

Napoleon hatte am 20. November sein Hauptquartier nach Brünn verlegt, wo er allmählich eine Armee von 70000 Mann um sich sammelte. Mehrere Divisionen hatten zur Deckung des eroberten Österreich zurückbleiben müssen. Hier war es, wo am 30. November endlich Haugwitz sich bei ihm einstellte, um ihm auf Grund des Potsdamer Vertrages das preußische Ultimatum zu überbringen. Napoleon empfing den preußischen Abgesandten nach dessen eignem Bericht vom 2. Dezember mit eisiger Kälte. Die Unterredung dauerte von 3 bis 7 Uhr abends. Von dem eigentlichen Inhalte seiner Sendung hat dabei Haugwitz nur insofern gesprochen, als er die

230. Die französische Armee durchzieht auf dem Vormarsche nach Wien den Engpaß von Mölk.
Nach dem Originale von Simson gestochen von Beyer. (Galeries de Versailles.)
Rechts sieht man die Gebäude des Klosters Mölk, das damals für das reichste in Deutschland und Österreich galt: 1809 verpflegte es durch sechs Tage hindurch die ganze Armee Napoleons.

Vermittelung Preußens vorschlug, ohne zu erwähnen, daß diese eine bewaffnete sein sollte. Er berichtet weiter, daß Napoleon, nachdem sein erster Unwille verraucht gewesen, eine gewisse Neigung gezeigt habe, auf diese Vermittelung einzugehen. Natürlich dachte Napoleon im Ernste nicht daran. Er sandte noch am selben Abend Caulaincourt zu Haugwitz und ließ ihn auffordern, sich zunächst nach Wien zu begeben, um dort mit Talleyrand die Einzelheiten zu verhandeln.

Bedenkliche Lage Napoleons.

Nichts konnte dem Kaiser damals ungelegener kommen, als die preußische Vermittelung. Wenn auch Haugwitz nichts davon gesprochen, so wußte er doch genau den Inhalt der Potsdamer Vereinbarung, insbesondere daß von preußischer Seite ihn binnen vier Wochen 180000 Mann bedrohen würden. Denn schon jetzt war er an Truppenzahl den Gegnern nicht mehr überlegen. Die Siegeskunde von Trafalgar, die er in Znaim auf der Reise nach Brünn erhalten hatte, mußte jedenfalls anfeuernd auf die Koalition wirken, und endlich wußte er, daß die Erzherzöge Karl und Johann

sich vereinigt hätten und mit 80000 Mann von Süden her im Anmarsch auf Wien wären. Und damit nicht genug, nahte die russische Reservearmee von Schlesien her; König Gustav von Schweden schickte sich zum Vormarsche von Pommern aus an, und in Hannover waren englische und russische Truppen gelandet. Es kam für Napoleon alles darauf an, rasch die Entscheidung herbeizuführen, zumal bevor die Erzherzöge in die Aktion eingreifen und Preußen auf dem Plan erscheinen konnte, wollte er nicht von dem heraufziehenden Unwetter der ungeheuren feindlichen Übermacht sich erdrücken lassen. Denn 750 km von Frankreich entfernt, konnte er nicht auf rechtzeitige und genügende Verstärkungen rechnen. Nur ein Sieg konnte ihm helfen, aber er mußte bald errungen werden.

Napoleons List.

Gleichzeitig aber war ihm klar, daß die Gegner jedenfalls die Schlacht vermeiden würden. Denn nur wenige Wochen brauchten sie sich auf eine vorsichtige Defensive zu beschränken, so standen sie mit vierfacher Übermacht der französischen Armee gegenüber. Durch List also wollte Napoleon seine Gegner zu vorzeitigem Losschlagen verlocken: er knüpfte Unterhandlungen an, stellte sich friedfertig und nachgiebig, als fürchte er sich; er zog seine Armee auf einen möglichst engen Raum zusammen, um sie kleiner erscheinen zu lassen, als sie war; selbst die bis Wischau vorgeschobenen französischen Vorposten erhielten Befehl, beim Nahen des Feindes mit augenfälliger Hast sich zurückzuziehen.

Allein Kaiser Alexander beteuerte wiederholt, er durchschaue das ganze Gaukelspiel und werde sich durch nichts zu einer Unüberlegtheit verleiten lassen. Der Meinung waren jedoch die russischen Offiziere mit nichten, zumal jene eleganten Generale, welche nicht auf Schlachtfeldern, sondern auf dem Parkett des Hofes sich ihre prunkenden Dekorationen verdient hatten. Ihnen schien es ein glänzender Gedanke, die Welt durch die Vernichtung Napoleons zu überraschen, bevor noch Preußen dazu gekommen wäre, das Schwert zu ziehen.

Der Zar ändert seine Meinung.

Der Kaiser hielt Parade über seine Regimenter ab, die noch vielfach Ehrenzeichen aus dem Feldzuge Suworows trugen: sie machten auch seiner leicht erregbaren Phantasie den Eindruck, daß sie bestimmt wären, den französischen Übermut zu brechen. Und als am 28. November Savary im kaiserlichen Hauptquartier erschien, um von Alexander eine persönliche Besprechung und einen Waffenstillstand auf 24 Stunden für Napoleon zu erbitten, da sah Alexander hierin auch von seiten Napoleons ein Eingeständnis der russischen Überlegenheit und war zum sofortigen Angriff auf die französische Armee entschlossen, die, durch die Erkenntnis ihrer Schwäche entmutigt, offenbar die Schlacht zu vermeiden wünsche. Fürst Dolgoruki überbrachte am 29. November die ablehnende Antwort des Zaren „an das Oberhaupt der französischen Regierung“, wie die Adresse lautete. Vorsichtig empfing ihn Napoleon bei den Vorposten; von dem Heere bekam Dolgoruki nichts zu sehen. Man sprach von den Bedingungen des Friedens, wie sie den verbündeten Mächten vorschwebten: der Verzichtleistung auf Italien und Belgien, der Räumung Wiens. Der stolze, insolente Ton, in dem Dolgoruki sprach, versetzte Napoleon bald in eine äußerst gereizte Stimmung; solche Bedingungen erschienen ihm als ein Schimpf. Er forderte den Russen auf, sich so geschwind wie möglich zu entfernen; dann wandte er sich an seine Umgebung: „Italien? Bin ich denn besiegt? In 48 Stunden werde ich ihnen eine Lektion geben, an die sie denken sollen!“ Dolgoruki seinerseits berichtete zurück, er habe bei den französischen Truppen eine allgemeine Niedergeschlagenheit und selbst bei dem Kaiser eine gewisse Beklommenheit bemerkt. Das trug natürlich noch mehr dazu bei, die Kampfeslust der Russen zu steigern.

Die Dreikaiserschlacht.

Drei Tage nachher, am 2. Dezember 1805, fand die **Dreikaiserschlacht** bei **Austerlitz** statt, die das russisch-österreichische Heer vernichtete.

Die russisch-österreichische Armee rückte von Wischau heran. Napoleon zog sein Heer etwas zurück in diejenige Stellung, für die er das Terrain schon in den vorhergehenden Tagen ausgewählt hatte. Es war in dem Winkel, welchen die Chausseen von Brünn nach Olmütz und von Brünn nach Wien bilden. An der Olmützer Straße lagen mit Tannen bewachsene Anhöhen, welche sich schräg nach rechts nach der Wiener Straße zu verflachten bis zu einigen Teichen hin, in die der Goldbach von Norden her sich ergießt. Auf dem östlichen Ufer des Baches erhebt sich das Terrain zu einer Anhöhe, die nach den Teichen zu steil abfällt, aber nach rückwärts in nordöstlicher Richtung zum Städtchen Austerlitz, einem alten Kaunitzschen Besitze, sich sanft abflacht. — Beiderseitige Stellungen.

Hinter dem Goldbache stand die französische Armee. Ihr gegenüber, über jene Anhöhe hinweg, hinter der das Dorf Pratzen am Abhange lag, nahm die verbündete Armee ihre Aufstellung. Die Kaiser Alexander und Franz quartierten sich im Schlosse von Austerlitz ein, gedeckt durch die russischen Garden.

Napoleon stellte von den zehn Divisionen, die er in Stärke von 70000 Mann bei sich hatte, nur sechs in die Schlachtlinie, aus den übrigen bildete er weiter zurück ein Reservekorps von 25000 Mann, um es frei zu verwenden, wo es not thäte. Sein linker Flügel unter Lannes lehnte sich in sehr starker Stellung an die waldigen Höhen von Bosenitz, das Zentrum befehligte Bernadotte, der rechte Flügel unter Soult war bis zu den Teichen von Menitz und Satschan hingezogen, hinter welchen weiter zurück die Division Friant mit Bourciers Reiterei stand. Diese Aufstellung sollte den Eindruck machen, als habe es an Truppen gefehlt, dem rechten Flügel die nötige Stärke zu geben und namentlich die Lücke bis zur Wiener Chaussee, deren Besitz doch für Napoleon unerläßlich war, gehörig zu besetzen.

Am 1. Dezember abends gegen 10 Uhr trafen die russischen und österreichischen Kolonnen am Orte ihrer Bestimmung ein. Gegen 11 Uhr wurden alle Anführer derselben nach Kresnowitz, einem Dorfe dicht bei Austerlitz, zu Kutusow beschieden, um in den Schlachtplan, welchen Weyrother entworfen hatte, eingeweiht zu werden. Endlich nach mehrstündigem Warten, lange nach Mitternacht, erschien Weyrother und las mit lauter Stimme in deutscher Sprache seine Anordnungen vor. Manche von den Generalen hörten zu, verstanden aber, der deutschen Sprache wenig mächtig, nur den kleinsten Teil des Vortrages; andre schenkten der Sache aus Abneigung gegen die Österreicher kein Interesse; der greise Feldmarschall war vor Ermüdung in festen Schlaf gesunken. Der Plan Weyrothers war, den Fehler Napoleons zu benutzen, den rechten französischen Flügel zu überflügeln und so Napoleon von der Straße nach Wien abzuschneiden. „Aber was fangen wir an“, warf der General Langeron, ein französischer Emigrant, ein, „wenn der Feind uns bei Pratzen, im Zentrum der Aufstellung, zuvorkommt und angreift?“ „Auf diesen Fall ist nicht zu rechnen“, schnitt Weyrother kurz die Einwendung ab. Endlich erwachte Kutusow und entließ den Kriegsrat. Der Schlachtplan wurde ins Russische übersetzt, abgeschrieben; aber es war fast 8 Uhr morgens, bevor jeder der Korpsführer ihn in der Hand hatte und demgemäß sich in Marsch setzte. Doktorow, Langeron, Przibyschewski und Kolowrat begannen sich allmählich von den Pratzener Höhen wieder herabzuziehen, um bei den Teichen die Umgehung des rechten französischen Flügels auszuführen. Über die ersten drei führte Buxhöwden den Oberbefehl, der sein Kommando lediglich seiner Heirat mit einer Hofdame verdankte. Der Schlachtplan der Verbündeten.

Napoleon war fast den ganzen 1. Dezember zu Pferde, um die Aufstellung seiner Truppen auf das genaueste selbst zu überwachen; am Abend saß er mit seinen Marschällen am Wachtfeuer und sprach mit ihnen nochmals alle Einzelheiten seines Planes durch. Schon war die Nacht hereingebrochen, kalt und dunkel, als er voll Unruhe über die nahe Entscheidung allein, in seinen grauen Mantel gehüllt durch die Reihen der biwakierenden Regimenter ging, die alle wußten, was für den nächsten Tag bevorstand. Es dauerte nicht lange, so erkannten ihn die Soldaten; sie sprangen auf, drehten von ihrem Lagerstroh Fackeln und erleuchteten ihm damit den Weg. Ein alter Grenadier trat kameradschaftlich auf den Kaiser zu: „Sei ruhig“, sagte er treuherzig zu ihm, „ich verspreche dir, daß wir dir morgen die Fahnen und Kanonen der russischen Armee bringen werden, um den Jahrestag der Krönung zu feiern.“ So geleiteten sie ihn mit kampflustigen Zurufen bis zu der Strohhütte zurück, in welcher der Kaiser die Nacht zubringen wollte. Napoleon vor der Schlacht.

Noch war das erste Morgengrauen nicht erschienen, als Napoleon schon wieder wach war; er ging bis zum Ufer des Goldbaches hinunter und horchte, ob immer noch nicht die Russen von der Pratzener Höhe abziehen wollten, hinein in die Schlinge, die er ihnen gelegt hatte.

Der Morgen des 2. Dezember 1805 brach an. Ein dichter Nebel deckte alle Niederungen und verhüllte völlig die französische Aufstellung. Der Kaiser hielt zu Pferde, von seinen Marschällen umgeben, auf einer Anhöhe. Von der Pratzener Höhe tönte zuweilen ein dumpfes Getöse, wie von Pferden oder dahinrasselnden Kanonen herüber, endlich war deutlich von den Teichen her das Knattern von Gewehrfeuer zu vernehmen. Blutig rot ging im Rücken der Russen die Sonne auf; langsam fing sie an den Nebel zu zerteilen. Da gab der Kaiser den Marschällen ein Zeichen; sie sprengten davon, jeder zu seinem Korps: die Dreikaiserschlacht von Austerlitz begann. Der 2. Dez. 1805.

Der rechte Flügel, durch Davout verstärkt, hatte die Weisung, gegen die auf ihn heranrückende feindliche Übermacht nur verteidigend sich zu verhalten und die Feinde festzuhalten,

Digitized by Google

bis der Kampf im Zentrum und auf dem linken Flügel entschieden sein würde. Sobald daher die Feinde von den Pratzener Höhen sich gegen Süden in Marsch gesetzt hatten, gab Napoleon Soult den Befehl, gegen die Höhen vorzurücken. „Wie viel Zeit brauchen Sie, um die Höhen zu erstürmen?" fragte er. „Zwanzig Minuten!" war die siegessichere Antwort. So schnell indes sollte sich doch der Kampf um das Zentrum der feindlichen Aufstellung nicht entscheiden. Kutusow zögerte, die Stellung von Pratzen, deren Bedeutung er wohl erkannte, allzusehr zu entblößen; als daher Soult heranrückte, wurde er mit Kleingewehrfeuer empfangen. Allein seine Bataillone stiegen, ohne das Feuer zu erwidern, rasch und entschlossen weiter aufwärts. Erst auf der Hochfläche und in dem in einer schluchtartigen Thalsenke liegenden Dorfe Pratzen entspann sich ein erbitterter Kampf. Zum Teil mit dem Bajonette wurden die Russen und Österreicher den Abhang hinabgetrieben. Vergebens suchten die beiden Kaiser selbst die Fliehenden wieder zum Stehen zu bringen. Erst hinter dem Rücken der heranmarschierenden Garde gelang es Kutusow, der selbst durch einen Flintenschuß an der Wange verwundet worden war, die geschlagenen Bataillone von neuem zu formieren, während Napoleon Bernadotte den siegreichen Divisionen Soults zur Unterstützung nachrücken ließ. Damit waren die Pratzener Höhen gewonnen, die feindliche Schlachtordnung in der Mitte durchbrochen; bald nach 11 Uhr Vormittags war das Zentrum der Verbündeten in vollem Rückzuge.

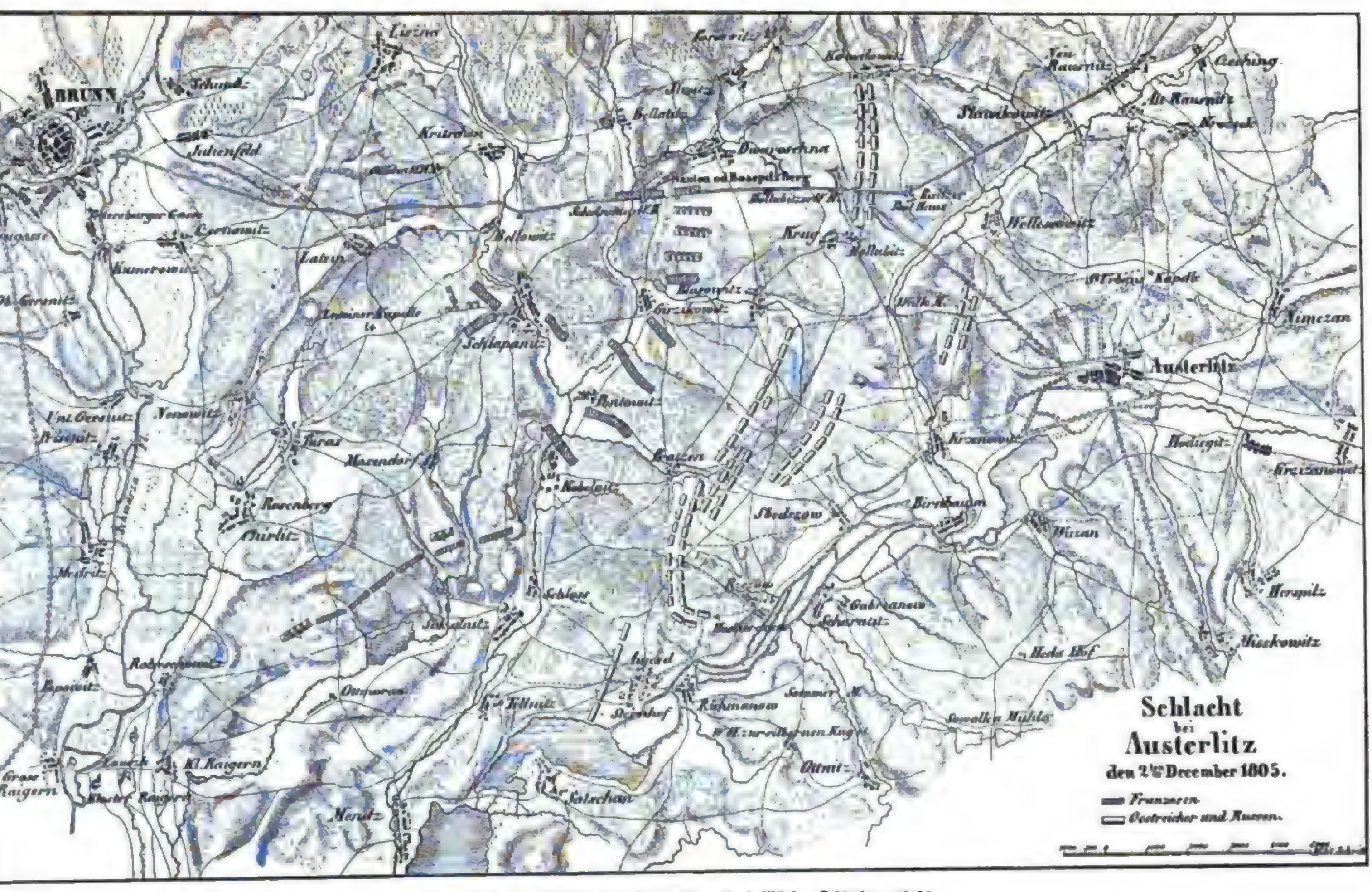
Jetzt konnten die Sieger von den Höhen aus den feindlichen Flügeln in die Flanke fallen; sie thaten es mit allem Nachdruck. Den rechten Flügel der Verbündeten bildeten Österreicher unter Fürst Liechtenstein, Russen unter Bagration; als Reserve stand ihnen zur Seite der Großfürst Konstantin mit der Garde. An der Olmützer Chaussee ging Lannes gegen sie vor, unterstützt von Murats Reiterdivision. Kellermanns leichte Reiterei leitete den Angriff ein; indes sie wurde von den russischen Ulanen geworfen. Aber die in Karrees formierte Infanterie der Division Caffarelli wies die siegreich anstürmenden Ulanen mit großen Verlusten zurück. Die Franzosen drangen vor und setzten sich in dem Dorfe Blasowitz fest. Die russische Gardekavallerie machte die größten Anstrengungen, es wieder zu nehmen; sie ritt ein französisches Infanterieregiment über den Haufen und bereitete den nachrückenden Bataillonen dasselbe Schicksal. Napoleon ließ unverzüglich seine Garde unter Bessières zur Unterstützung vorgehen, aber auch sie war nicht im stande, dem Ungestüm der Russen zu widerstehen. Jetzt führte Rapp die Eskorte des Kaisers, eine auserlesene Schar, an die gefährdete Stelle: sie erst zeigte sich den Russen gewachsen und brachte die Schlacht zum Stehen, die nun durch den Sieg Lannes' über Bagration auf der einen, durch die Eroberung der Pratzener Höhen auf der andern Seite auch bei Blasowitz zu einem vollständigen Siege der Franzosen sich gestaltete.

Auf dem rechten Flügel Napoleons hatte der Kampf um den Besitz der Dörfer Sokolnitz und Tellnitz lange hin und her geschwankt. Bald wurde Davout zurückgedrängt, bald gewann er wieder Terrain. Zwar hatte Kutusow nach dem Verluste der Pratzener Höhen Buxhöwden den Rückzugsbefehl zugehen lassen, aber dieser, ohne Übersicht über die ganze Sachlage, beharrte im Kampfe. Jetzt brach auch über ihn das Verderben herein. Soult griff von den Pratzener Höhen her die Division Przibyschewski im Rücken an, während Davout mit allem Ungestüm sie von der Front bedrängte. So von zwei Seiten gefaßt, mußte sie bei Sokolnitz die Waffen strecken; nur ein geringer Teil vermochte zu entrinnen. Dadurch sah sich auch der Rest von Buxhöwdens Heere zum Rückzuge gezwungen. Allein kein andrer Weg bot sich dazu, als der schmale Damm, welcher die Teiche von Satschan und Menitz trennte. Die Enge brachte die Zurückziehenden in Verwirrung, die Kosaken warfen sich auf die Infanterie, und in wildem Drängen suchte alles zu entkommen, während die Franzosen mit Kanonen in die wirren Haufen der Fliehenden hineinschossen. Manche wagten sich in der Angst und Hast auf die dünne Eisdecke der Teiche: sie brach ein, und eine Anzahl fand den Tod im Wasser, deren Menge das 30. Siegesbulletin Napoleons prahlerisch auf 20000 übertreibt. In kopfloser Flucht drängte alles rückwärts vor den ungestüm nachsetzenden Verfolgern. Erst die hereinbrechende Dunkelheit machte dem wilden Jagen ein Ende. Von den 43 Bataillonen, die Buxhöwden in die Schlacht geführt hatte, brachte er nicht mehr als 8000 Mann zurück.

Ergebnisse der Schlacht.

Auf allen Punkten der Schlachtlinie war der Sieg Napoleons so vollständig, wie er nur sein konnte: 27000 Mann hatten die Verbündeten verloren, 45 Fahnen und 133 Kanonen fielen in die Hand des Siegers. „Ich habe", meinte Langeron, dessen Korps im linken Flügel der Verbündeten neben Doktorow gestanden hatte, „schon manchen verlorenen Schlachten beigewohnt, aber von einer solchen Niederlage hatte ich noch keine Vorstellung." Durch die Dreikaiserschlacht wurde die Koalition zerstört und die Übermacht Napoleons auf dem Kontinente befestigt. Sie gehört zu den großen Schlachten, welche das Schicksal der Welt verändert haben.

Am nächsten Tage verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach dem Schlosse von Austerlitz, welches der Schlacht den Namen gegeben hat. Von hier erließ er eine Proklamation an seine siegreiche Armee: „Ich bin mit euch zufrieden. Am Tage von




231. Plan der Schlacht von Austerlitz. Nach Wörl, „Schlachtenatlas“.

Austerlitz habt ihr meine Erwartungen von eurer Unerschrockenheit völlig gerechtfertigt. Ihr habt eure Adler mit unsterblichem Ruhme geschmückt!"

Die geschlagenen Armeen zogen sich nach Ungarn zurück, von Davouts Korps hitzig verfolgt. Durch den Ausgang der Schlacht war die Spannung unter den Verbündeten noch gesteigert worden; die Waffengemeinschaft begann sich zu lösen. Kaiser Franz schickte den Fürsten Liechtenstein zu Napoleon und ließ ihm eine persönliche Zusammenkunft vorschlagen. Sie kam diesem sehr erwünscht, denn sie bot die Gelegenheit, die beiden verbündeten Kaiser voneinander zu trennen.

Zusammenkunft des Kaisers Franz mit Napoleon.

In der Mitte zwischen den französischen und österreichischen Wachtposten bei der Mühle von Poleny, dicht bei dem Dorfe Nasiedlowitz empfing Napoleon seinen kaiserlichen Gast. Es war am Nachmittage des 4. Dezember. Kaiser Franz, eine gebrechliche Gestalt, sah mehr als je verfallen aus, als er aus seinem Wagen ausstieg und auf offenem Felde durch eine Umarmung mit Napoleon sich begrüßte. „Dies sind die Paläste", sagte Napoleon, die ärmliche Umgebung entschuldigend, „welche Ew. Majestät mich zwingt seit drei Monaten zu bewohnen." „Der Aufenthalt darin", entgegnete Kaiser Franz, „nützt Ihnen zu viel, als daß Sie ein Recht hätten, mir zu zürnen." Die Unterredung dauerte zwei Stunden. Unter der Bedingung, daß Österreich aus der Koalition ausscheide, das österreichische Gebiet von den russischen Truppen räumen ließe und jeder fremden Macht, womit natürlich Preußen gemeint war, den Einmarsch verböte und daß Kaiser Alexander auf diese Vereinbarung einginge, erlangte Franz den erbetenen Waffenstillstand. Sehr befriedigt geleitete ihn Napoleon zu seinem Wagen zurück; aber Kaiser Franz verwand selbstverständlich die Demütigung nicht, die für ihn in der Zusammenkunft gelegen. Heimgekehrt, verharrte er lange in Schweigen, endlich brach er mit der Miene höchsten Zornes zu Liechtenstein in die Worte aus: „Jetzt, seit ich ihn gesehen habe, mag ich ihn gar nicht mehr leiden." Und er ahnte nicht, was ihm von Napoleon noch bevorstände!

Waffenstillstand mit Rußland.

Mit der Mitteilung des Übereinkommens wurde französischerseits Savary, von Kaiser Franz General Stutterheim nach Holitsch zu Kaiser Alexander geschickt. Dem erregbaren Zaren hatte der Sieg Napoleons imponiert. Er erklärte dem Österreicher kühl, daß er seine Truppen den Rückweg antreten lassen würde, wenn sein Herr meine, seiner Hilfe nicht mehr zu bedürfen. „Ihr Herr hat sich groß gezeigt", sagte er zu Savary. „Ich ziehe mich zurück, da mein Bundesgenosse sich für befriedigt erklärt." Dem Kaiser Franz dagegen erklärte er persönlich am nächsten Morgen, daß er auf das russische Heer nicht weiter rechnen dürfe. Fürst Czartoryski wandte ein, daß man doch den König von Neapel, der durch ein russisches Hilfskorps bewogen wäre, der Koalition beizutreten, nicht preisgeben dürfe. Allein Alexander wies ihn kurz zurück: „Ich habe genug für andre gethan; ich muß jetzt an mich und meine eignen Interessen denken." Somit wurde der Waffenstillstand am 6. Dezember abgeschlossen, ein Waffenstillstand, der vor allen Dingen jeden Schritt Preußens im Sinne des Potsdamer Vertrags als eine Art politischen Selbstmords erscheinen lassen mußte. Den österreichischen Provinzen legte der Kaiser zunächst eine Kriegsschätzung von 100 Millionen Frank auf.

Abzug der Russen.

Die russischen Truppen verließen den Kaiserstaat; die in Schlesien und Preußisch-Polen stehenden Korps wurden unter den Befehl Preußens gestellt. Der Zar verließ Österreich, wie Österreich ihn verlassen. Napoleon aber begann durch die in Brünn mit Österreich eröffneten Verhandlungen über einen Separatfrieden die Früchte des raschen, glänzenden Feldzugs einzuheimsen. Durch einen schnellen Friedensschluß gedachte er der Gefahr, welche von der Armee der Erzherzöge, die nur noch sieben Stunden von Wien entfernt waren, und nicht zum wenigsten durch die Haltung Preußens ihm drohte, zuvorzukommen.

Die Lösung des Potsdamer Vertrags.

In wenigen Tagen konnte Preußen mit einer Armee von 300000 Mann eigner und russischer Truppen in Aktion treten. In der That hatte man noch in Berlin in einer Konferenz am 9. Dezember an ein Festhalten am Potsdamer Vertrag gedacht. Bevor man jedoch diesem Beschlusse Folge gab, langten am 15. und 16. Dezember die Nachrichten von dem am 6. Dezember abgeschlossenen Waffenstillstand ein; die Überbringer waren Stutterheim und Fürst Dolgoruki. Damit war die ganze Sachlage aufs wesentlichste geändert. Ehe man aber zu einer Entscheidung kam, langte ein Kourier des Grafen Haugwitz an, der zunächst nur die Meldung von einer wichtigen Abmachung überbrachte, deren Einzelheiten jedoch der Gesandte niemand anvertrauen könne und darum in Person mitteilen wollte. Am 25. Dezember kam er selbst und erstattete am 26. Dezember Bericht.

Haugwitz in Schönbrunn.

Haugwitz war nach Schönbrunn gekommen, wo der Kaiser wohnte. Auf dem Tische des Kabinetts, in das er geführt wurde, lag eine Karte von Österreich, worauf die Stellungen der französischen Armee mit Nadeln bezeichnet waren. Einen Augenblick besah er sich die Karte, als Napoleon eintrat. „Sollten wir nicht", begann der Kaiser, „das Werk des großen Friedrich vollenden? Es fehlt euch noch ein Stück von Schlesien. Geht euer Begehren dahin, es zu besitzen, jetzt wäre der Moment dazu gekommen!" Haugwitz wies auf die uneigennützige Denkungsart seines Königs hin. „Aber Sie sind der Minister", entgegnete Napoleon. „Ihre Pflicht ist es, den Augenblick zu ergreifen, der vielleicht niemals wiederkehrt." Indessen Haugwitz blieb mißtrauisch; er glaubte aus der Karte den Eindruck gewonnen zu haben, als studiere Napoleon die Karte vielmehr daraufhin, wie er in Schlesien mit seiner Armee einzudringen vermöchte.

Das Gespräch wandte sich zu dem Potsdamer Vertrage vom 3. November. Anscheinend mit zurückgehaltener Entrüstung beschwerte sich Napoleon darüber, daß der König von Preußen, der ihn durch sein früheres Verhalten verpflichtet habe, jetzt mit seinen Feinden einen Vertrag eingegangen sei, kraft dessen er womöglich ganz Europa in offenen Kampf gegen ihn fortgerissen haben würde; durch den Traktat vom 3. November habe ihm der König von Preußen den Krieg erklärt. „Man beschwert sich", sagte Napoleon, in dem Zimmer auf- und abgehend, „darüber, daß meine Truppen durch das Gebiet von Ansbach passiert sind. Ich habe darin Unrecht gethan; der Tadel darüber fällt auf mich allein, denn ich habe diesen Marsch anbefohlen. Ich rechnete dabei auf die Freundschaft Preußens und die früher getroffenen Festsetzungen. Wenn der Irrtum, den ich begangen habe, den Krieg veranlaßt, so muß ich, von meinen Truppen umgeben, wie ich bin, und stark durch die Hingebung meines Volkes, erklären, daß ich denselben nicht fürchte. Ich unterscheide die preußischen Truppen wohl von denen, die ich geschlagen; ich weiß, sie haben einige gute Generale, viele ausgezeichnete Offiziere. Der König wird sich ebenso an die Spitze des Heeres stellen, wie ich es thue. Wir werden dann sehen; bis hierher ist mir das Glück noch immer günstig gewesen." Nach einer Pause blieb der Kaiser vor dem preußischen Gesandten stehen. „Graf Haugwitz", sagte er, „Preußen hat mir den Handschuh hingeworfen; ich muß ihn aufheben. Das Verhalten gegen meine Gesandten hat mich in den Augen meiner Nation herabgewürdigt. Mein Herz ist verwundet; aber mein Kopf setzt sich dem entgegen. Ich frage, wohin ein Bruch mit Preußen führen könne. Preußen und Frankreich sind zu gegenseitiger Freundschaft gemacht."

Am Nachmittage wurde Haugwitz nochmals zum Kaiser beschieden. „Heute morgen", sagte Napoleon, „war ich der Meinung, daß der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich sei; jetzt aber trage ich euch einen Vertrag an, der euch trefflich zu statten kommen wird. Ich werde ein Unterpfand der Freundschaft des Königs gewinnen; unsre Freundschaft wird auf immer befestigt sein." Dann erzählte er Haugwitz, daß der Kaiser von Österreich als Entschädigung für die Verluste, die der Friedensschluß ihm bringen würde, Salzburg verlange, zur Schadloshaltung seines Bruders, des Kurfürsten von Salzburg, aber Hannover. Er sei jedoch nicht für dies Projekt, wenn auch Talleyrand es befürworte. „Ich habe die Wahl", fuhr er fort, „zwischen der Allianz mit Rußland, Österreich und Preußen. Mit einer Macht, die ich eben niedergeworfen habe, mich zu verbinden, widersteht mir. Auch muß ich, um meinen deutschen Verbündeten zu genügen, ihr noch neue Beschränkungen auferlegen. Überdies ist diese Allianz nicht nach dem Geschmacke meiner Nation. Mit Rußland werde ich mich nicht sogleich, aber in ein paar Jahren verbinden können." Demnach, schloß er, wolle er sich mit Preußen in ein Verhältnis setzen, das ihm auf lange Zeit den Frieden des Kontinents gewährleiste.

Der Schönbrunner Vertrag.

Der Vertrag, der im Anschluß an diese Verhandlungen in Schönbrunn abgeschlossen worden war und den Graf Haugwitz natürlich ohne Verbindlichkeit für seinen König unterzeichnet hatte, enthielt ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Preußen und Frankreich. Dieses Bündnis verpflichtete zur gegenseitigen Aufrechterhaltung des neuen Besitzstandes, wie er jedoch erst durch den mit Österreich abzuschließenden Frieden

bestimmbar sei. Also alle Neuerwerbungen Frankreichs wurden anerkannt; auch Preußen sollte eine solche in Hannover erhalten, dafür aber Kleve und das Fürstentum Neuenburg an Napoleon abtreten. Auch an Bayern hatte es Ansbach abzulassen. Ferner verpflichtete es sich zur gemeinsamen Verteidigung der Unabhängigkeit des Ottomanischen Reiches, ein Artikel, der in erster Linie gegen Rußland, in zweiter gegen Österreich gemünzt war. Auf das letztere mußte natürlich dieser noch vor dem Definitivfrieden, wenn auch erst nur vorläufig mit Preußen abgeschlossene Vertrag mit großem Nachdruck wirken. In der That hat Napoleon auch nicht versäumt, ihn in dieser Richtung sofort zu benutzen. Im übrigen sollte der Vertrag binnen drei Wochen von Preußen spätestens ratifiziert sein.

Hardenbergs Gegenantrag.

Die Meinungen im Rate des Königs waren geteilt. Klar war soviel, und Graf Haugwitz hat diesen Standpunkt mit einer ihm nicht immer eignen Klarheit dargelegt: Der König hatte freie Hand, den Vertrag abzulehnen; aber die Ablehnung bedeutete den Krieg. An der Annahme hinderte nichts. Von der Koalition hatte sich Österreich durch den Waffenstillstand vom 6. Dezember losgesagt, Rußland ließ völlig freie Hand, ohne Lust zu bezeugen, Preußen im Kriegsfalle zu unterstützen; Englands Bundesgenossenschaft blieb, wie immer, ein zweifelhaftes Ding; jedenfalls wog sie die Freundschaft des französischen Siegers nicht auf. Alles in allem schien die Annahme des Vertrags, wenn man den Krieg nicht wollte, durchaus geboten. Leider vermochte Hardenberg dem Könige einzureden, daß ihm noch ein drittes möglich sei. Er entwarf einen Gegenantrag, in dem von einem Schutz- und Trutzbündnis nicht mehr die Rede war, die weiteren Artikel des Vertrags von Schönbrunn zwar ebenfalls zu Grunde gelegt, aber durch ein besonderes Mémoire explicatif verklausuliert waren, und vor allem versäumte er die von Napoleon gegebene Frist von drei Wochen. Unterdessen aber hatte Napoleon die Unterwerfung Österreichs vollendet. Auch sollte sich bald zeigen, wie bedenklich die von Hardenberg eingeflochtene Bedingung war, daß die Erwerbung Hannovers von einem zukünftigen Friedensschlusse zwischen Frankreich und England abhängig sein sollte.

Österreichs unberechtigte Klagen.

Nicht anders als hart konnten die Bedingungen für Österreich ausfallen. Die Schuld daran legte man mit heftigem Schmähen am Hofe des Kaisers Franz ausschließlich auf die unzuverlässigen Verbündeten Rußland und Preußen. Natürlich völlig mit Unrecht. Denn in dem übereilten Waffenstillstand vom 6. Dezember, den Kaiser Franz mit Napoleon abgeschlossen hatte, lag in Wahrheit die Schuld. Österreich hatte sich zuerst, in der Hoffnung durch einen Separatfrieden bessere Bedingungen zu erhalten, nicht bloß von der Koalition getrennt, sondern sogar den russischen Waffengenossen aus Österreich hinausgewiesen, und in dem Momente sich mit Napoleon friedlich auseinander gesetzt, als Preußen mit 180000 Mann bereit stand, ihm zu helfen, so daß nunmehr Preußen allein dem Zorne Napoleons gegenüberstand. Um in eine solche höchst kritische Lage aber zu geraten, brauchte es nicht erst einer Koalition beizutreten. Der unzuverlässige Bundesgenosse war demnach in Wahrheit trotz aller Anklagen, die er erhob, der Kaiser Franz. Es war also sehr begreiflich, daß Alexander, nach jeder Seite hin enttäuscht, sich in höchster Verstimmung von dem Kriege zurückzog. Daß Haugwitz sich bei der bewiesenen Unzuverlässigkeit Österreichs durch den Schönbrunner Vertrag mit Frankreich abzufinden suchte, war der Sachlage durchaus entsprechend: verdient er einen Vorwurf, so ist es der, daß er sich durch Napoleon so lange hinhalten ließ, bis dieser ihm als Sieger über die Verbündeten entgegentreten konnte. Aber konnte denn ein vernünftiger Mensch erwarten, daß in einer Zeit, wo jede Woche Wartens die Stellung der Koalition mächtig stärkte, wo es also selbstverständlich war, die Entscheidung hinzuziehen, bis Preußen in genügender Rüstung in die Aktion eingreifen konnte, Rußland in höchster Unbesonnenheit zur Schlacht drängen würde?

Darauf bezog sich auch das erste Wort des Königs von Preußen, als Stutterheim und Dolgoruki bei ihm eintrafen.

Die Friedensverhandlungen waren am 21. Dezember von Brünn nach Preßburg verlegt worden; hier kamen sie am 27. Dezember 1805 zum Abschlusse. Liechtenstein und Gyulai unterzeichneten im Namen Österreichs den Vertrag, worin Österreich auf Venedig mit Istrien, Dalmatien mit den zugehörigen Inseln verzichtete, das Königreich Italien unter der Bedingung der bleibenden Trennung der Kronen Frankreich und Italien, sowie den Königstitel der Kurfürsten von Bayern und Württemberg anerkannte, an Bayern Burgau, Passau, Lindau, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg, an Württemberg die sogenannten Waldstädte in Schwaben und die Hälfte des Friede von Preßburg.

**232. Englisches Spottbild auf Napoleons Königsmacherei (erschienen 23. Januar 1806) mit direkter Beziehung auf die betreffenden Bestimmungen des Preßburger Friedens,**

betitelt: „Tiddy Doll“, der große Lebkuchenbäcker, wie er einen neuen Satz von Königen herauszieht, während sein Knecht „Hopping Talley“ (Talleyrand) den Teig aufmischt. Der berühmte Lebkuchenbäcker hat auf einer Schaufel drei Könige — gemeint sind die von Bayern, Württemberg und der Großherzog von Baden — welche er eben im Begriff ist in den „Neuen Ofen für kaiserliche Lebzelten“ einzuführen. Unter dem Ofen ist ein Aschenloch für zerbrochene Lebkuchen; ein Kehrbesen, der corsische Zerstörungsbesen, hat da hineingefegt die Republik Frankreich, Italien, Österreich, Spanien, die Niederlande, die Schweiz, Holland und Venedig.

Breisgaues, die andre Hälfte aber mit der Insel Mainau und Konstanz an Baden abtrat. Es erhielt dafür weiter nichts als Salzburg und Berchtesgaden, wofür dessen Kurfürst durch das säkularisierte Hochstift Würzburg entschädigt wurde, das Bayern herausgeben mußte. Außerdem hatte Österreich noch 40 Millionen Frank Kontribution zu zahlen.

Es erlitt damit einen Verlust von 63000 qkm mit fast drei Millionen Einwohnern; von allem Einflusse auf Deutschland war es völlig ausgeschlossen, ja es mußte zu der Neugestaltung Deutschlands, welche der Sieger plante, im voraus seine Zustimmung geben. Es gestattete die Auflösung der Reichsritterschaft, die bisher treu zu dem Kaiserhause gestanden hatte, sowie die Einziehung der Ordensgüter durch die Landesfürsten; nur das Hoch- und Deutschmeistertum nebst Mergentheim sollte an einen österreichischen Erzherzog mit Erbfolgerecht kommen. Ein geheimer Artikel endlich verpflichtete Österreich, die von der am 28. November ausgeschriebenen Kriegssteuer noch rückständigen 40 Millionen Frank an Napoleon zu zahlen, welcher sie zur Gründung einer eignen Militärkasse verwandte, um die Armee von der Staatsverwaltung unabhängiger zu machen. Es war der demütigendste Friede, den Österreich jemals abgeschlossen hatte.

Die Abrechnung mit Neapel.
Staatliche Neuordnungen. Die Ausstattung der Familienmitglieder Napoleons.

Absetzung der Bourbonen in Neapel.

An demselben Tage noch, an dem der Preßburger Frieden zum Abschlusse kam, erließ Napoleon eine Proklamation, in der er erklärte: „Seit zehn Jahren habe ich alles gethan, um den König von Neapel zu retten, hat er alles gethan, um sich zu verderben.“ Dreimal habe er dem treulosen Könige die Existenz gerettet. Ein viertes Mal werde er ihm kein Vertrauen schenken: „Die Dynastie von Neapel hat aufgehört zu regieren, ihr Fortbestand ist unverträglich mit der Ruhe Europas und mit der Ehre meiner Krone.“

Sobald nur im November die Franzosen unter Gouvion St. Cyr aus Neapel abgezogen waren, waren dort infolge des jetzt offenen Beitrittes Neapels zur Koalition russische und englische Truppen gelandet und freundlich bewillkommnet worden; die neapolitanische Armee setzte sich nach den Abruzzen in Marsch, um an dem Kampfe

283. Ansicht von Gaeta.

gegen Frankreich teilzunehmen. Allein die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz dämpfte vollständig den Kriegsmut der Königin Karoline. Man erinnerte sich, daß Neapel mit Frankreich einen Neutralitätsbund abgeschlossen hatte, und sandte den Herzog von Santa Teodora an den erzürnten Sieger, um ihn wieder zu versöhnen. Allein Napoleon wollte von keiner Versöhnung hören; durch die Schönbrunner Proklamation bestimmte er das Schicksal des bourbonischen Königshauses von Neapel, die Verwendung Österreichs unwillig beiseite schiebend. Gouvion St. Cyr erhielt Befehl, in Eilmärschen in Neapel einzurücken.

Versuche zum Widerstand.

Nunmehr war die ebenso kühne wie leidenschaftliche Königin entschlossen, Widerstand zu wagen; sie ließ die königstreuen Calabresen aufwiegeln und rief die alte „Glaubensarmee“ wieder unter Waffen. Sofort sandte Napoleon Verstärkungen nach, so daß sich im Anfange des Jahres 1806 gegen 50 000 Mann unter Masséna im Anmarsche befanden, um den „vertragsbrüchigen“ König zu züchtigen mitsamt jenem „verbrecherischen Weibe, welches mit so viel Schamlosigkeit alles verletzt hatte, was unter Menschen heilig ist“, jene „Fredegunde“, wie Napoleon, jene „moderne Athalie“, wie der Moniteur

Digitized by Google

Karolinen nannte. Da gab denn auch die Königin die Hoffnung auf und folgte am 11. Februar ihrem Gemahle und dem Hofe, die schon am 5. Januar sich nach Sizilien geflüchtet hatten, auf die sichere Insel. Russen und Engländer schifften sich wieder ein, nur der Kronprinz Franz blieb noch mit seinem Bruder Leopold zurück, um sich mit einem bunt zusammengewürfelten Heerhaufen am Ufer des Silo im Gebiete von Salerno dem Anmarsche der Franzosen entgegenzuwerfen. General Damas führte die zuchtlose und schlecht bewaffnete Schar. Flucht des Königspaares.

Nirgends fanden die Franzosen auf ihrem Einmarsche Widerstand. Nur die Festung Gaeta, in welcher der wackere Graf von Hessen-Philippsthal komman- Besetzung Neapels.

234. Jean Louis Ebnezer, Graf Reynier.
Nach dem Gemälde von Philippoteaux gestochen von Gavard. (Galeries de Versailles.)

dierte, von der Seeseite her durch den englischen Admiral Sir Sidney Smith unterstützt, weigerte sich zu kapitulieren. Masséna jedoch ließ sich nicht aufhalten; er ließ ein Belagerungskorps vor Gaeta zurück und zog an der Küste weiter. Am 14. Februar langte er vor der Hauptstadt an. Die Forts von Neapel öffneten ihm sofort die Thore, und am folgenden Tage hielt Joseph Bonaparte, der zum Könige von Neapel bestimmt war, seinen Einzug in seine künftige Residenz. Die Spitzen der Behörden stellten sich ihm vor; er ernannte eine Regentschaft, an deren Spitze er seinen Landsmann Salicetti stellte.

Unterdessen rückte das Korps des Generals Reynier gegen den Silo vor. Bei Campotenese am 9. März 1806 überfiel er die ungeordneten Scharen Damas', nahm Reynier gegen die Aufständischen.

einen Teil gefangen und sprengte den andern in wilder Flucht auseinander. Mit kaum 1000 Mann vermochte der Kronprinz zu entrinnen. Von dort rückte Reynier in Südcalabrien vor, eroberte Reggio und legte eine Besatzung in das Fort Scilla, den südlichsten Punkt der Halbinsel, um dadurch die Engländer, welche jenseit der Meerenge Messina besetzt hatten, im Zaum zu halten. Nun ließ der General es auch seine Sorge sein, den Räuberbanden, welche unter dem Vorgeben, für den König zu kämpfen, das Land in Schrecken setzten, raubten und mordeten, halbwilden Schurken und zusammengelaufenen Soldaten, ein Ende zu machen. Der alte Bandenchef Rodio wurde unaufhaltsam in dem Gebirge verfolgt und endlich wirklich ergriffen. Auch von den Spießgesellen Fra Diavolos wurden mehrere, wildes, räuberisches Gesindel, in den Gebirgen von Rocca Guglielma und Sant' Oliva eingefangen und auf der Stelle erschossen; ihrem Häuptlinge jedoch gelang es durch seine Kühnheit und seine genaue Kenntnis des Landes nach Gaeta zu entschlüpfen, dem einzigen Orte, der noch nicht in der Hand der Franzosen war.

Joseph Bonaparte König von Neapel.

Am 30. März wurde Joseph Bonaparte zum Könige von Neapel erhoben. Mit prunkenden Festen und festlichen Erleuchtungen beging man den Tag. An der Wohnung des türkischen Gesandten war ein Transparent angebracht mit den Worten: „Das Morgenland huldigt dem Helden des Jahrhunderts." Durch Milde und gute Einrichtungen suchte der neue König das Volk für sich einzunehmen; alle Lehnsrechte und Feudallasten wurden aufgehoben, Klöster eingezogen, eine neue Verwaltungsform und eine Steuerreform eingeführt. Der Adel schloß sich ihm bereitwillig an; als einer der ersten erschien der Kardinal Ruffo zur Huldigung. Salicetti wurde Polizeiminister, de Gallo erhielt die auswärtigen Angelegenheiten.

Erneute Erhebung Calabriens.

Die Königin in Palermo, unfähig den Gedanken des Verlustes Neapels zu tragen, bestürmte den phantastischen Sidney Smith, etwas zur Rettung des Landes von den Franzosen zu unternehmen; er sollte ihr ein zweiter Nelson werden; Capri wurde besetzt; dann veranlaßte Smith den General Stuart, der in Messina kommandierte, zu einem Angriffe auf das Festland. Reynier warf sich ihm entgegen, aber er wurde bei Maida am 6. Juli in die Flucht geschlagen. Nun erhob sich in ganz Calabrien ein Volksaufstand. Verwegene Banden sammelten sich; Fra Diavolo erschien unter den Aufständischen. Pane von Greno, ein Priester, führte einen großen Haufen von Banditen und Gesindel aller Art an. Was ihnen von den Franzosen in die Hände fiel, wurde in grausamer Weise hingemordet. Die Engländer waren völlig außer stande, die zuchtlosen Rotten im Zaume zu halten. Mit furchtbarer Strenge aber schritten die Franzosen gegen die rebellische Provinz ein. Die Engländer wurden nach Sizilien zurückgetrieben, alle Ortschaften, die sich widerspenstig zeigten, niedergebrannt, alle Einwohner darin, selbst die Weiber und Kinder, schonungslos niedergemacht. Fra Diavolo wurde ergriffen und erschossen. Haufenweis trieben die Leichen den Calore hinab. Da erst beugte sich das wild-trotzige Volk der Calabresen. Nur mit Schaudern noch sprach es den Namen Massénas aus.

Übergabe von Neapel.

Endlich fiel auch Gaeta. Monatelang hatte der Prinz von Hessen auf das tapferste die Verteidigung geleitet. Bei einem Ausfalle schwer verwundet, wurde er nach Sizilien gebracht. Es gelang den Franzosen, durch einen Laufgraben, den sie an der Küste von Mola bis zum andern Ende der Landenge zogen, die Ausfälle aus der Festung zu verhindern; durch ihre Batterien schnitten sie den Belagerten alle Unterstützung zu Wasser ab. In die Mauer der Citadelle war eine Bresche geschossen, die bis an den Fuß der Kontreskarpe ging; schon wurden die Anstalten zum Sturm getroffen: da endlich — am 18. Juli — ergab sich die Festung. Jetzt erst konnte Josephs Thron als wohlbegründet gelten; aber immer noch glimmte das Feuer des

Aufruhrs unter der Asche fort und kam bald hier, bald dort zum Ausbruch. Denn Haß und Wut sind mächtiger als die härtesten Todesstrafen.

Die großen Reichslehen.

Im Besitze der Insel Sizilien behaupteten sich mit Englands Hilfe die Bourbons. Um jedoch das italienische Festland enger an das französische Kaisertum zu knüpfen, wandte Napoleon ein besonderes Mittel an. An demselben 30. März 1806, welcher Joseph Napoleon, wie sich der älteste der bonapartistischen Brüder nunmehr nannte,

235. Joseph Bonaparte
(1806–1808 König von Neapel, 1808 König von Spanien).
Nach einem Kupferstiche.

Joseph

die Krone von Neapel gebracht hatte, errichtete der Kaiser die großen Reichslehen in Italien, um „große Verdienste zu belohnen, einen nützlichen Wetteifer zu entfachen, den Glanz des Thrones zu erhöhen.“ Sie lagen in den verschiedenen Teilen der Halbinsel, am dichtesten im früher venezianischen Gebiete. Mit allen war der Herzogstitel verbunden. Zwar ein Recht auf Ort und Land knüpfte sich an diesen Titel nicht, wohl aber eine Revenue von 60000 Frank, die bei einigen sogar bis auf 100000 Frank stieg. Soult wurde Herzog von Dalmatien, Bessières von Istrien, Duroc von Friaul, Champagny von Cadore, Victor von Belluno, Moncey von Conegliano, Mortier von Treviso, Clarke von Feltre, Maret von Bassano, Caulaincourt von Vicenza, Arrighi von Padua und Savary von Rovigo. Kurz darauf wurde Marmont Herzog von Ragusa.



Digitized by Google

Als souveräne Fürstentümer dagegen erhielten Berthier Neufchâtel, welches von Preußen abgetreten war, Bernadotte Ponte Corvo und Talleyrand Benevent, deren Besitz bisher zwischen Neapel und dem Kirchenstaate streitig gewesen war.

Schon in der nächsten Zeit wurde die Zahl dieser Reichslehen erheblich vermehrt: Masséna wurde Herzog von Rivoli, Lannes von Montebello, Oudinot von Reggio, Macdonald von Tarent, Augereau von Castiglione, Kellermann von Valmy, Cambacérès von Parma, Lebrun von Plaisance, Fouché von Otranto, Ney von Elchingen. Zu noch weiterer Vermehrung bot die Folgezeit Veranlassung: Davout wurde Herzog von Auerstädt, Lefèbvre von Danzig, Mouton von Lobau und Suchet von Albufera.

286. Ludwig Bonaparte, König von Holland.
Nach dem Originale von A. Desnoyens gestochen von Preuve.

Das Napoleonische Familienstatut.

Zu einer Stärkung des Kaiserthrones sollte auch das Familienstatut dienen, welches Napoleon am 31. März 1806 erließ, da durch dasselbe Napoleon zum Oberhaupte der Familie erklärt wurde, dem gegenüber die Mitglieder der Familie niemals volle Mündigkeit erlangen konnten. Erhielten sie einen fremden Thron, so blieben sie doch zu dem Kaiser in dem strengsten Vasallenverhältnis; ihm mußten die Söhne mit dem siebenten Jahre zugesandt werden, um unter den Augen des Kaisers und ausschließlich nach seiner Anweisung erzogen zu werden. Alle Ehen, die Mitglieder der bonapartistischen Familie eingingen, waren ohne die Zustimmung des Kaisers ungültig, auch wenn sie nur zur linken Hand geschlossen waren. Ehescheidung war den Mitgliedern der Familie verboten; auch war ihnen nicht erlaubt, ohne Genehmigung des Kaisers das Reich zu verlassen.

Die Ausstattung der Napol. Familie.

An Ausstattung seiner Familie ließ es Napoleon nicht fehlen. Joseph war König von Neapel geworden und gewann durch Milde und Besonnenheit bald ziemliche Beliebtheit bei seinem Volke. Elisas Fürstentum Lucca wurde durch die beiden

Digitized by Google

Reichslehen Massa und Carrara vergrößert; Pauline, die Fürstin Borghese, erhielt das Fürstentum Guastalla, trat es jedoch nach kurzer Zeit gegen eine Geldabfindung an das Königreich Italien ab, dessen Vizekönig Eugen Beauharnais war. Karolinens Gemahl, Murat, wurde Großherzog von Kleve und Berg. — Von den Brüdern des Kaisers hielt sich Lucian fern von ihm; er führte in Rom ein bald zügelloses, bald philosophisch zurückgezogenes Leben ohne Würde und sittlichen Halt, wegen seiner räsonnierenden Opposition gegen den gekrönten Bruder, in der er sich zuzeiten gefiel, meist weit überschätzt. Innerlich am nächsten stand dem Kaiser sein Bruder Ludwig. Ihn hatte er als Knaben in Valence jahrelang bei sich gehabt und erzogen; ihn hatte er auf der romantischen Fahrt nach Ägypten mitgenommen. Geboren 1778, sanften und nachgiebigen Charakters, hatte er sich auf das freundliche Werben Josephinens mit ihrer Tochter, der ebenso schönen als lebhaften, wie eigenwilligen und anspruchsvollen Hortensia, vermählt: weder ihr noch sich zur rechten Befriedigung. Ihm bestimmte jetzt Napoleon den Thron von Holland.

Ludwig Bonaparte König von Holland.

Talleyrand teilte dem Ratspensionarius Schimmelpenninck den Gedanken des Kaisers mit: der Admiral Verhuel wurde zur Verhandlung nach Paris gesandt und brachte den Hochmögenden den Bescheid Napoleons zurück, daß die völlige Einverleibung der batavischen Republik in Frankreich sich nur dadurch abwenden lassen würde, daß das holländische Volk sich einen Bonaparte zum Könige erbäte; in diesem Falle gedächte auch Napoleon die Rückgabe der holländischen Kolonien von England zu fordern. Daraufhin beschlossen die Holländer trotz der eindringlichen Warnung Schimmelpennincks vor einem fremden Könige, den französischen Kaiser um einen König für Holland zu bitten. Napoleon willfahrte ihnen, er versprach, daß die holländische Staatsschuld anerkannt, die holländische Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen angewandt und alle Staatsämter nur Holländern verliehen werden sollten. Zwar sträubte sich Ludwig gegen die Krone; aber Napoleon beharrte auf seinem Willen. So hielt denn Ludwig am 5. Juni 1806 in Amsterdam als König von Holland seinen Einzug, um doch trotz aller Rechtschaffenheit und aufrichtigen Wohlwollens für das ihm anvertraute Land und Volk binnen kurzem nichts andres zu sein als der willenlose Vasall seines despotischen Bruders.

Bald sollte auch in Deutschland für Hieronymus, den jüngsten, jetzt wieder fügsamen Bruder, sich eine Ausstattung ergeben, und ebenso für des Kaisers Oheim, den Kardinal Fesch. Nur daß der Kaiser doch nicht erreichte, was er mit diesen Familienausstattungen bezweckte: die Sicherung seines eignen Thrones. Denn die Familie barg Mitglieder in sich, welche teils der ihnen übertragenen Stellung nicht gewachsen, teils dem Kaiser nicht aufrichtig ergeben waren. Aus diesen bildete sich mit der Zeit eine Familienopposition, welche nicht so gar selten die Gedanken des Kaisers hemmte oder auch sie direkt zu durchkreuzen bestrebt war.

## Die Unterhandlungen zu Paris 1806. Beginn des Konfliktes mit Preußen.

Pitts Tod

„Die Landkarte von Europa", sagte William Pitt, als man den Preßburger Frieden ihm mitteilte, „werden wir jetzt auf ein halbes Jahrhundert aufrollen können." Die Kunde erschütterte ihn tief. Bei den unerhörten Anstrengungen seines öffentlichen Lebens nicht durch rüstige Körperkraft unterstützt, war er schon gegen Ende des Jahres 1805 bedenklich erkrankt. Jetzt verschlimmerte sich das gichtische Leiden durch die heftige Gemütsbewegung; denn bei aller parlamentarischen Ruhe und politischen Kälte war er von einer tiefen, leidenschaftlichen Abneigung gegen das französische Soldatenkaisertum und von höchster Besorgnis vor dessen immer weiter ausgreifender Despotie erfüllt. Die Gicht schlug sich auf edlere Organe: er starb am 23. Januar 1806. Seine letzten Worte sollen gelautet haben: „O mein Vaterland! In welchem Zustande lasse ich dich zurück!"

Das Ministerium Fox.

Das Ministerium, das Pitt nach Addingtons Abgange gebildet hatte, war aus den Vertretern verschiedener Parteien zusammengesetzt. Es umfaßte ebenso gemäßigte Freunde Pitts wie entschiedene Gegner Frankreichs. In diesem gemischten und darum in seinen Entschließungen schwankenden Ministerium übernahm jetzt Fox die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Charles James Fox, als zweiter Sohn Lord Hollands am 24. Januar 1749 geboren, war schon mit zwanzig Jahren in das Parlament gekommen. Von den Tories zu den Whigs übergetreten, machte er sich zum beständigen Gegner der Pläne Pitts. Die französische Revolution fand anfangs in ihm einen Verteidiger; ebenso sprach er gegen den Sklavenhandel, für die Emanzipation der Katholiken. Nach dem Frieden von Amiens nahm er einen längeren Aufenthalt in Paris, der ihn auch in persönliche Berührung mit dem Ersten Konsul brachte. Aber der Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich führte ihn zu öffentlicher Thätigkeit zurück. Ein glänzender Redner, voll Kraft und Klarheit, ein Staatsmann von weiten Anschauungen, im Auftreten ebenso mannhaft wie liebenswürdig, spielte er im Parlament eine sehr hervorragende Rolle als ein Hauptführer der Opposition. Jetzt wurde er der Erbe seines Gegners.

Die Friedensunterhandlungen zu Paris.

Durch ihn hoffte Napoleon zu einem gesunden Frieden mit England zu gelangen. Wenigstens war klar, daß unter der Leitung eines Mannes wie Fox dem Gegensatze Englands gegen Frankreich die Schärfe und Unversöhnlichkeit genommen wäre. Schon in den nächsten Monaten trat dies zu Tage. Mit Rußland, dem letzten Verbündeten, der aus der zerschellten Koalition ihm noch geblieben war, traf England ein Abkommen, gemeinschaftlich in Paris Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Lord Yarmouth wurde mit den nötigen Vollmachten nach Paris gesandt; von russischer Seite langte Oubril an. Allein die Vollmacht des russischen Geschäftsträgers war so unbestimmt abgefaßt, daß Oubril glaubte, wenn es im Interesse Rußlands läge, auch ohne England mit Frankreich Frieden schließen zu können. Dieser Umstand gab Napoleon von vornherein ein Übergewicht über die verbündeten Mächte; sein Bestreben war, mit jeder von beiden einen Separatfrieden abzuschließen. Er suchte sie daher voneinander zu trennen und fand darin bei Oubril über Erwarten großes Entgegenkommen.

Damit hatte sich Napoleons Stellung seit dem Preßburger Frieden noch günstiger gestaltet. Kaum konnte er in der Koalition noch einen Feind sehen: nicht einmal für den Friedensschluß schien das Bündnis der Gegner sich zu bewähren. Wo gab es jetzt für ihn noch Widerstand oder Schranke? Preußen war die erste Macht, welche er diese Veränderung der Sachlage mit der vollen Rücksichtslosigkeit eines übermütigen Siegers empfinden ließ.

Preußens verkehrte Politik.

Der Schönbrunner Traktat entsprach den Verhältnissen des Dezember: allein, meinte Napoleon, durchaus nicht mehr denen des Februar. Es war ihm daher sehr gelegen, daß Preußen durch die verlangten Modifikationen die Entscheidung aus der Hand gegeben hatte. Denn ein Vertrag, an dem einseitig beliebige Änderungen vorgenommen waren, war eben der Vertrag nicht mehr, und außerdem war die Frist nicht eingehalten worden. Er wollte sich nicht lossagen von Preußen, aber er gedachte ihm eine noch größere Abhängigkeit aufzuerlegen, so daß kein kontinentaler Krieg entstehen, England aller Hoffnung, durch einen solchen etwas zu erreichen, beraubt und dadurch für sich selbst zu einem friedlichen Abkommen mit Frankreich um so geneigter gemacht werden sollte. Jetzt war er entschlossen, den Schönbrunner Vertrag nicht mehr anzuerkennen, sondern einen andern an dessen Stelle zu setzen. Preußen dagegen vertraute so sicher darauf, daß Napoleon die verlangten Modifikationen des abgeschlossenen Vertrages genehmigen würde, daß es sein Heer wieder auf den Friedensfuß setzte und die Regimenter in ihre Garnisonen zurückkehren ließ. Wehrlos gab es sich also Napoleon anheim. Der König, der die optimistischen Ansichten Hardenbergs nicht teilte, gab aus eignem Antriebe am 9. Februar den Befehl, daß wenigstens die Truppen in den Marken und in Pommern auf Kriegsfuß bleiben sollten.

Am 2. Februar 1806 langte Haugwitz in Paris an, um die in Berlin beschlossenen Modifikationen dem Kaiser vorzulegen. Am 6. hatte er bei Napoleon Audienz. Von einer zornigen Entrüstung Napoleons über die Zögerung und über die Modifikationen, wie man gefabelt hat, war nicht die Rede. Doch erklärte er mit aller Bestimmtheit dem preußischen Minister, keine Macht der Erde könne ihn vermögen, eine Akte wie die, welche ihm Haugwitz überbringe, anzunehmen. Statt dessen schlug er ihm einen neuen Vertrag vor, der Hannover als eine unmittelbare Erwerbung mit dem Titel der Souveränität an Preußen überwies und Preußen verpflichtete, die Häfen an der Nordsee, die Flüsse und Strommündungen, die in die Nordsee fallen, und den Haugwitz in Paris.

237. Englische Karikatur auf Napoleon (vom Februar 1806)

bezüglich auf die vergebliche Hoffnung des Kaisers, durch Fox' Freundschaft zu einem Frieden mit England zu gelangen. Sie ist betitelt: Boney und der große Staatssekretär. Napoleon will sich freundlich zeigen: „Wie befinden Sie sich, Master Charley?“ sagt er, „warum sind Sie so vornehm geworden? Ich erkannte Sie kaum. Erinnern Sie sich meiner nicht, ich bin der kleine Boney aus Corsica, den Sie zu Paris besuchen kamen; ich war doch sicherlich sehr höflich mit Ihnen! Wenn Sie zu mir kommen wollen, werde ich mich sehr freuen, Sie zu sehen, ebenso meine Frau und Familie. Sie sind ein wenig geändert in Ihrer Kleidung, sowie auch wir selbst. Wir werden sehr glücklich sein, ein wenig Friedenssuppe mit Ihnen zu essen, sofern Sie dazu geneigt sind, Master Charley.“ Aber Fox, der übrigens trefflich gezeichnet ist, zeigt ihm seine Faust: „Was, Sie kleines, corsisches Reptil, wie können Sie wagen, der Person des sehr ehrenwerten C.— J.— F.—, eines von S. M. bedeutendsten Staatssekretären, Mitglieds u. s. w., so nahe zu treten, ihm zuzumuten, daß er Sie besuche u. s. w.

Hafen von Lübeck dem englischen Handel zu verschließen und in jedem Falle dem französischen Kaiser Heeresfolge zu leisten. Das war das vollkommene Gegenteil von Preußens Begehr: durch die Modifikationen hatte es eben den Bruch mit England vermeiden wollen, durch diesen neuen Vertrag mußte es sich mit England unheilbar entzweien.

Was sollte Haugwitz thun? Talleyrand säumte nicht, ihm anzudeuten, daß Frankreich, wenn Preußen den neuen Vertrag nicht annehmen sollte, sich mit Österreich, das selbst den Antrag dazu gestellt habe, verbünden, und daß Napoleon dann Hannover einem Mitgliede seiner Familie, wahrscheinlich Murat, übertragen würde. Überdies war die Meinung, auch noch bei dieser Gelegenheit gleich die Abtretung Bayreuths und der Grafschaft Mark von Preußen zu fordern. Nur dies letztere gelang Haugwitz von Preußen abzuwenden; an den auf England und Hannover bezüglichen Bestimmungen hielt Napoleon unerschütterlich fest. Haugwitz erhielt die Er- Der Pariser Vertrag.

klärung, daß der König von Preußen sich nur zu entscheiden habe, ob er binnen drei Wochen diesen Vertrag mit Frankreich annehmen oder den Krieg wolle. Zugleich erhielten von den französischen Korps, die nach Abschluß des Preßburger Friedens zwar Österreich, aber nicht Deutschland verlassen hatten, Bernadotte und Augereau, den Befehl, sich nordwärts gegen Preußen in Marsch zu setzen. Am 24. Februar besetzte Bernadotte Ansbach, Ende März wurde Joachim Murat als Herzog von Kleve und Berg proklamiert und für ihn ohne weiteres Besitz genommen von den Abteien Essen, Elten und Werden, die doch preußisch waren.

Beratungen über den Vertrag in Berlin.

Lucchesini, der preußische Gesandte in Paris, begab sich mit dem neuen Vertrage nach Berlin. Am 24. Februar fand in Hardenbergs Wohnung eine Sitzung des Staatsrates statt; die Frage war, ob Preußen sich an den Triumphwagen Napoleons fesseln lassen dürfe, oder ob der König zu seiner Armee, zu seiner eignen Festigkeit genug Vertrauen habe, um einen Krieg zu unternehmen. Preußen hatte entwaffnet, während Napoleons Truppen schlagfertig dastanden, bereit auf das rascheste vorzudringen, und ein französischer Fürst in Hannover war eine offenbare Gefährdung Preußens. Um diese beiden Punkte drehte sich hauptsächlich die Beratung; das Ergebnis war, daß alle Anwesenden, Hardenberg, Lucchesini, Köckritz, Kleist, Beyme, auch der General Rüchel, der sonst zur Kriegspartei zählte, sich für die Ratifikation des Vertrages aussprachen, freilich mit tiefem Unwillen, nur dem Druck der Lage nachgebend. Nur den einen Wunsch fügten sie hinzu, daß Napoleon in jeder Weise veranlaßt werden möge, die französischen Truppen baldigst über den Rhein zurückzuführen.

Ratifikation und Folgen des Vertrags.

Am 3. März 1806 unterzeichnete König Friedrich Wilhelm den Pariser Vertrag, der ihn zum Vasallen Napoleons erniedrigen sollte. Mit England trat Preußen dadurch in das gespannteste Verhältnis, wie es vorauszusehen war. Als Repressalie gegen die Besetzung Hannovers und die Schließung der Häfen wurden durch einen Beschluß des englischen Ministerrats vom 4. April 3—400 preußische Handelsschiffe, die sich in englischen Häfen befanden, mit Beschlag belegt. Man schätzte den direkten Schaden auf 20 Millionen Mark und rechnete sich dann heraus, daß bei Fortsetzung dieser Kaperpolitik binnen kurzem 28 Millionen Thaler dem preußischen Handel entzogen sein würden. Am 11. Juni erklärte England den Krieg. Aber noch eine zweite schwere Sorge trat an Preußen heran: wie sollte sich der Frieden mit Rußland aufrecht erhalten lassen, da der Vertrag die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der ottomanischen Pforte auch von Preußen garantieren ließ, d. h. jeden Angriff Rußlands auf die Türkei auch für Preußen zum Kriegsfall gegen Rußland machte? Jetzt war es eine Lebensfrage für Preußen geworden, daß Rußland mit der Pforte Frieden hielt und mit Frankreich seinen Frieden machte.

Preußen knüpft mit Rußland an.

Haugwitz selbst hatte nach dem Abschlusse des Schönbrunner Vertrages es für geraten gehalten, die alte Verbindung Preußens mit Rußland festzuhalten, um sich eines Rückhaltes für jeden möglichen Fall zu versichern. Im Auftrage des Königs von Preußen war daher im Januar 1806 der Herzog von Braunschweig nach St. Petersburg gegangen, um dort die beruhigende Zusicherung abzugeben, daß die mit Frankreich eingegangenen Verbindlichkeiten sich niemals in einen Gegensatz zu dem russischen Interesse stellen würden. Sie wurde sehr gut aufgenommen; denn man wünschte dort durchaus mit Preußen Freundschaft zu bewahren, sowohl weil es für Rußland wertvoll war, bei der Lösung der Streitpunkte, welche noch zwischen ihm und Frankreich bestanden, Preußen auf seiner Seite zu haben, als auch, weil durch eine ablehnende Haltung Rußlands Preußen sicherlich völlig auf die Seite Frankreichs hinübergedrängt worden wäre und dann um so leichter zum Abschlusse eines Bündnisses mit Frankreich gegen Rußland hätte bestimmt werden können, was Rußland natürlich unter

allen Umständen zu verhindern bestrebt sein mußte. So wies das beiderseitige Interesse die Nachbarstaaten aufeinander an. Kaiser Alexander erklärte es daher für notwendig, daß Preußen den feindlichen Bewegungen der französischen Korps in Deutschland, von denen man eben damals in St. Petersburg hörte, mit Entschiedenheit entgegentrete, und bot durch Braunschweig dem Könige von Preußen, falls es darüber zum Kriege mit Frankreich kommen sollte, alle Hilfe an.

Der Vertrag mit Rußland.

Schon hatte sich der Herzog in St. Petersburg verabschiedet und stand im Begriffe die Stadt zu verlassen, als er die Nachricht von dem Abschlusse des Pariser Vertrages zwischen Preußen und Frankreich direkt durch den König Friedrich Wilhelm zugesandt erhielt. Unverzüglich begab er sich mit der Depesche zu dem Kaiser Alexander. Der Zar geriet in große Bewegung darüber; Thränen traten ihm in die Augen. Er sah, daß Napoleon alles aufbot, Preußen auf das engste an Frankreich zu fesseln. Um so mehr war er entschlossen, Preußen auf der Seite Rußlands festzuhalten, und forderte den König auf, so viel Truppen wie möglich auf den Kriegsfuß zu setzen. Die Erklärung des Königs, unterstützt von der ehrenfesten Persönlichkeit des kriegsberühmten Herzogs, daß Preußen Hannover nur angenommen habe, weil es gezwungen gewesen sei, fand volles Vertrauen. Es wurde schließlich ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, den Friedrich Wilhelm am 1. Juli, Zar Alexander am 24. (12. a. St.) Juli unterzeichnete. Er verpflichtete Preußen, keinesfalls gegen Rußland Krieg zu führen, insbesondere nicht, wenn das letztere in irgend welche Verwickelung mit der Türkei geriete. Es war das also das genaue Gegenteil der mit Napoleon vereinbarten Bedingungen. Dafür verpflichtete sich der Zar, alle Streitkräfte seines Reiches auf die Behauptung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der preußischen Staaten zu verwenden. Von Hannover war trotz Preußens dringendem Verlangen in dem Vertrage keine Rede.

Oubrils Vertragsarbeit in Paris.

Unterdessen war der Staatsrat Oubril in Paris beschäftigt, nach den Weisungen, die er von dem Fürsten Czartoryski, dem franzosenfreundlichen auswärtigen Minister Rußlands, erhalten hatte, den Abschluß des Friedens zwischen Rußland und Frankreich zustandezubringen. In der Ansicht befangen, daß Fox als Whig und Verehrer Napoleons unter allen Bedingungen Frieden schließen würde, hielt er es für geraten, dem englischen Separatfrieden durch den russischen zuvorzukommen. Er ließ sich daher, wozu er sich allenfalls ermächtigt glaubte, in Verhandlungen mit Frankreich ohne England ein: die französischen Unterhändler setzten ihm hart zu; durch körperliche Ermüdung wollten sie ihn nachgiebig machen. Von 36 Stunden hatte er einmal nicht weniger als 30 in Konferenzen zuzubringen; die Besprechung am 18. Juli dauerte 14 Stunden. So wurde er dahin gebracht, am 20. Juli 1806 einen Vertrag zu unterschreiben, durch welchen Rußland sich verpflichtete, Napoleon als Kaiser anzuerkennen, die Bai von Cattaro, die es besetzt hielt, abzutreten, auf die Überweisung Siziliens an den König Joseph Napoleon hinzuarbeiten und die Thronentsetzung der neapolitanischen Bourbons gutzuheißen. Die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der Ottomanischen Pforte wurde anerkannt. Als einzige Gegenleistung versprach Napoleon die Räumung Deutschlands binnen 3 Monaten.

Wechsel im russ. Ministerium.

Schärfer war es kaum möglich, den Ansichten des Kaisers Alexander entgegenzutreten. Schon war Czartoryski aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten entfernt worden und ein entschiedener Gegner Napoleons in der Person des Livländers Budberg an seine Stelle getreten. Es wurde daher Oubrils Vertrag ohne weiteres verworfen und der ungeschickte Diplomat, da er seine Vollmacht übertreten, zur Strafe auf seine Güter verwiesen. Rußland beharrte im Kriege mit Napoleon, und damit war Preußen vor die Frage gestellt, wessen Partei es ergreifen sollte. Den Frieden weiter zu erhalten war schlechterdings unmöglich. Im übrigen

meldete Lucchesini aus Paris, daß Lord Yarmouth bei Gelegenheit eines Essens anscheinend in der Weinlaune ihm verraten habe, Napoleon habe ihm, falls England den Frieden ernstlich unter annehmbaren Bedingungen wolle, Hannover als Gegenleistung zugesagt. Preußen werde er schon irgendwie zu entschädigen wissen. Diese Nachricht und die Ablehnung des Friedens in St. Petersburg bestimmten den König endlich zu einer aktiveren Politik.

228. Selim III., Sultan des Osmanischen Reiches.

Nach dem Gemälde von Chateau (1794) gestochen von E... K...

Rußland und die Türkei.

Überdies spitzte sich gerade in dieser Zeit das Verhältnis Rußlands zur Türkei wieder zu. Im Jahre 1798 hatte sich Sultan Selim vor den in Ägypten landenden Franzosen in den Schutz des Zaren geflüchtet. Sobald aber die Gefahr vorüber war, erwachte der alte Argwohn der Türken vor dem russischen Doppelare wieder. Freilich hatte Rußland die Serben ermutigt, sich gegen die Pforte zu erheben, und der Admiral Siniäwin reizte die Griechen auf den Ägäischen Inseln zum Aufstande gegen ihre türkischen Zwingherren. Napoleon war sofort bereit, den bedrängten Türken beizustehen. Im Sommer 1806 erschien sein Landsmann, der General Sebastiani, als französischer

Digitized by Google

Gesandter in Konstantinopel, von Offizieren aller Waffen begleitet, um das türkische Heer nach europäischer Weise einzuüben. Bald entstand, durch Sebastiani geschürt, ein offener Konflikt: Selim setzte die Rußland ergebenen Hospodare der Walachei und Moldau ab, so daß sich Rußland genötigt sah, ein Heer an den Bug zu senden. Das Ziel Napoleons war klar: er wollte Rußland in der Türkei beschäftigen, damit es ihm in Deutschland freie Hand lassen müsse. Dadurch, daß er es England unmöglich mache, noch irgendwie auf dem Kontinente Verbündete zu finden, hoffte er es endlich doch noch zu überwinden. Denn darüber bestand ihm längst kein Zweifel, daß Fox als Minister keineswegs so sehr mehr zum Frieden drängte, wie er es als Oppositionsführer im Parlamente gethan hatte. Und vollends, als Fox unerwartet am 13. September starb, schwand jede Hoffnung, mit dem unbesiegten England zum Frieden zu gelangen, dessen doch der französische Handel zu seiner Entwickelung auf das dringendste bedurfte.

### Der Rheinbund.

Plan des Rheinbunds.

Unterdessen sollten sich auch die Geschicke Deutschlands erfüllen. Das Heilige römische Reich war zu einem leeren Schall geworden. Im Herbste des Jahres 1804 hatte der hessische Minister von Waiz Napoleon in Mainz den Vorschlag gemacht, das südliche und westliche Deutschland zu einem deutschen Bunde unter Frankreichs Führung zu vereinen: ein alter Gedanke Mazarins. Jetzt war durch die Niederwerfung Österreichs die Zeit gekommen, den Bund ins Werk zu setzen. Zu Preßburg hatte Kaiser Franz versprochen, daß er „den Veränderungen, welche der Kaiser Napoleon im Deutschen Reiche einzuführen für gut finden werde, sich nicht widersetzen wolle."

Familienverbindungen als Vorbereitung.

Familienverbindungen mit deutschen Fürstenhäusern mußten die Einleitung zu der geplanten Umgestaltung Deutschlands bilden. Am 30. Dezember 1805 langte Napoleon in München an, und schon wenige Wochen darauf wurde die Vermählung seines Stiefsohnes Eugen mit der anmutigen Prinzessin Amalie Auguste, der Tochter des neugeschaffenen Königs von Bayern, in höchstem Glanze gefeiert. Zugleich wurde die Vermählung von Napoleons Bruder Hieronymus, wiewohl der Papst es ablehnte, dessen Ehe mit Elise Patterson kirchlich zu scheiden, mit der Prinzessin Katharina von Württemberg in Aussicht genommen, deren Vater ebenfalls durch den Preßburger Frieden die Königskrone erhalten hatte. Endlich wurde der Prinz Karl von Baden, des ehrwürdigen Herzogs Karl Friedrich Enkel, mit Stephanie Beauharnais verlobt, einer Tochter des Senators Beauharnais, des Vetters von Josephinens erstem Gemahle, die Napoleon adoptiert hatte. So gedachte Napoleon durch diese Verbindung mit altangesehenen Fürstenhäusern seiner Familie Glanz und einen sicheren Anhalt zu verleihen.

Murat Herzog von Berg.

Eine Stütze dieser Politik im Nordwesten sollte das Herzogtum Kleve und Berg, jenes von Preußen, dies von Bayern abgetreten, ihm werden, welches er am 15. März 1806 seinem Schwager Murat verlieh.

Murat.

Joachim Murat war am 25. März 1771 zu Bastide-Frontonnière bei Cahors geboren, wo sein Vater Gastwirt war. In jungen Jahren war er seinem Vater in der Wirtschaft behilflich; als er aber einst sein Geld verspielt hatte, lief er davon und ließ sich beim 12. Chasseurregiment anwerben. Indes nach einiger Zeit wegen Insubordination aus diesem Regimente entlassen, trat er in die konstitutionelle Garde Ludwigs XVI. und nach deren Auflösung als Unterleutnant in das 11. Chasseurregiment. Hier zeigte er eine so eifrige jakobinische Gesinnung — eine Zeitlang nannte er sich sogar Marat — daß die Schreckensmänner auf ihn aufmerksam wurden und ihn rasch zum Obersten und Brigadechef avancieren ließen. Indes der Sturz Robespierres brachte auch Murat die Dienstentlassung. Er lebte nun in Dürftigkeit in Paris; ein Zufall machte ihn mit dem in ähnlicher Lage sich befindenden General Bonaparte bekannt. Bald entwickelte sich zwischen dem kalt berechnenden Corsen und dem etwas phantastischen Gascogner ein vertrauteres Verhältnis: Murat wirkte bei der Niederwerfung des Aufstandes der Sektionen am 5. Oktober 1795 mit, begleitete dann als Adjutant den General nach Italien und zwei Jahre später nach Ägypten. Zugleich mit diesem kehrte er von hier zurück und sprengte mit dem Bajonette den Rat der Fünfhundert und verheiratete sich 1800 mit Karoline, der achtzehnjährigen Schwester des Ersten Konsuls, so sein Geschick an das der Bonapartes knüpfend.

Am 25. März 1806 hielt er nun als Herzog von Berg seinen Einzug in Düsseldorf: ein höchst verwegener Soldat, der doch den phantasievollen Gascogner in seiner Vorliebe für recht auffallende Pracht nicht verleugnete. Bei seinen Soldaten war „Franconi“ außerordentlich beliebt: die roten, mit handbreiten goldenen Tressen gezierten Beinkleider, der blaue, mit Stickereien und Orden überdeckte Rock und das mit Straußenfedern oder einem kostbaren Reiherstutz geschmückte Samtbarett, worein sich Murat bei festlichen Gelegenheiten zu kleiden liebte, erinnerte sie unwiderstehlich an den berühmten Pariser Seiltänzer.

289. Joachim Murat,
Großherzog von Berg (1808 König von Neapel).
Nach dem Gemälde von François Gérard.

Dalbergs Knechtssinn.

Wohl empfand man es hier und da mit Unmut, daß ein Fremder in die Reihe der deutschen Fürsten eingetreten war. Aber der Kurerzkanzler Dalberg, der letzte geistliche Fürst Deutschlands, der, nachdem er in seiner Jugend Deutschtümelei getrieben, in seinen alten Tagen sich ganz zum Trabanten des Franzosenkaisers erniedrigt hatte, war von jenem patriotischen Unmute weit entfernt. Er erkannte mit Bestürzung, daß er durch ein verworren sentimentales Manifest, das er in einer Aufwallung patriotischer Gefühle während des Krieges an den deutschen Adel gerichtet, sich den höchsten Unwillen Napoleons zugezogen hatte. Mit strengen Scheltworten gab Napoleon dem Ausdruck. Sofort war Dalberg darauf bedacht, den Gewaltigen zu versöhnen. Er schlug vor, Murat zum Kurfürsten zu machen und ernannte den Kardinal Fesch zu seinem Koadjutor und Nachfolger. Damit war denn auch für den Oheim des Kaisers in

Deutschland eine Versorgung gefunden. Napoleon ließ es, obgleich er der Aufrichtigkeit seines Oheims nie recht getraut hat, geschehen. Aber daß der vornehmste Fürstenstuhl Deutschlands, die Leitung der Kaiserwahlen, die Führung der Siegel des Reiches, die Bewahrung der Matrikeln und Reichsgesetze dem corsischen Prälaten, der nicht einmal ein Wort Deutsch verstand, anheimfallen sollte, ging doch dem Reichstage in Regensburg über das Erträgliche: er sah in der Ernennung eine Beleidigung des Kaisers und aller Reichsstände. Und auch Kaiser Franz sprach zürnend seine Mißbilligung aus.

Stiftung des Rheinbunds.

Indes schon stieg eine neue Sorge herauf, die Gemüter zu ängstigen. Am Reichstage verlautete, daß der Kaiser Napoleon sich mit dem Plane einer Umgestaltung der deutschen Verhältnisse trüge. Eine Anzahl von Fürstentümern, hieß es, solle „mediatisiert" werden. Sofort erneuerte sich das schmachvolle Schauspiel von 1802. Die Agenten der deutschen Fürsten eilten nach Paris, drängten sich in den Vorzimmern der hohen Würdenträger, bettelten, bestachen, intrigierten nach Kräften. Gunst und Meistgebot gaben den Ausschlag. Zumal ließ Talleyrand mit „diplomatischen Geschenken" sich bedenken. Hamburg bezahlte einige Millionen Mark; kleinere Fürsten wußten wenigstens eine halbe Million Frank aufzubringen. Ein Großwürdenträger ließ sich von einem geängstigten deutschen Fürsten seinen Champagner zu einem ungeheuren Preise abkaufen. Dem kleinen Grafen von der Leyen kam es zu gute, daß er der Neffe Dalbergs war. Unterhandlungen über die neue Gestaltung Deutschlands wurden mit keinem deutschen Fürsten geführt; nur über einige Einzelbestimmungen der neuen Verfassung wurde vorher mit den Gesandten Bayerns, Württembergs und Badens Rücksprache genommen. Am 17. Juli 1806 versammelte Talleyrand die Vertreter der getreuen Reichsstände, machte ihnen ihre hilflose Lage klar und legte ihnen die Urkunde des neuen Bundes mit Frankreich zur Unterzeichnung vor. Sie nahmen sie ohne jede Beratung an, obgleich überhaupt nur vier sie vorher gelesen hatten. So sagten sich 16 deutsche Fürsten vom Deutschen Reiche los, erklärten sich selbst für souverän und vereinigten sich zu dem Rheinbunde, als dessen Protektor sie den Kaiser Napoleon anerkannten: ihm stellten sie sich zur Verfügung. Es waren die Könige von Bayern und Württemberg, der Kurerzkanzler, der Kurfürst von Baden, der Herzog von Kleve und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen, von Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen, von Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm, von Salm-Kirburg, von Isenburg-Birstein und von Liechtenstein, der Herzog von Aremberg und der Graf von der Leyen.

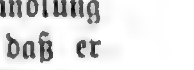
Völlige Auflösung des alten Reichs.

Damit war das Deutsche Reich zerstört, das Kaisertum in Wahrheit beseitigt. Kaiser Franz sandte den Grafen Metternich nach Paris mit der Erklärung, daß er bereit wäre, auf die Krone des Heiligen römischen Reichs zu verzichten, wenn ihm dafür angemessene Vorteile für Österreich zugebilligt würden. Indes das Anerbieten kam zu spät; der Rheinbund war schon abgeschlossen.

Der Reichstag in Regensburg hatte Ferien. Dalberg versammelte indes acht Gesandte, meist von Rheinbundsfürsten. Es war am 1. August 1806. Diese gaben die Erklärung ab, daß ihre Herren es „ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke" angemessen fänden, sich feierlich loszusagen von dem Heiligen römischen Reiche. Der anwesende französische Gesandte Bacher fügte die Anzeige hinzu, daß Napoleon das Reich nicht mehr anerkenne: worauf denn die Versammlung ohne weitere Verhandlung auseinander ging. Am 6. August 1806 erklärte darauf Kaiser Franz II., daß er die deutsche Krone niederlege und daß „das reichsoberhauptliche Amt und Würde" erloschen sei.

Das war nach einem Jahrtausend voller Macht und Ruhm wie voller Schmach und Schwäche des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation klägliches Ende!




Digitized by Google

Mediatisierungen und Rangerhöhungen.

Als Preis ihrer Lossagung von dem deutschen Vaterlande ward den Rheinbundsfürsten Gebietsvergrößerung durch die Mediatisationen, einigen auch Rangerhöhung zu teil. Der Kurerzkanzler wurde Fürst Primas und Herzog von Frankfurt, der Kurfürst von Baden, der Herzog von Kleve und Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt wurden Großherzöge mit den Ehren und Vorrechten königlicher Würde, das Haupt des Hauses Nassau erhielt den Titel Herzog, der Graf von der Leyen, obgleich nur von 140 qkm Herr, die Fürstenwürde.

Alle im Bereiche der Rheinbundsstaaten gelegenen dem Bund nicht beigetretene Staaten wurden mediatisiert, d. h. unter die Souveränität der betreffenden Rheinbundsfürsten gestellt. Jedoch behielten die mediatisierten Fürsten ihre Domänen, die mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die Polizei und in Kriminalfällen Sondergerichtsstand. Auf diese Weise wurde den Rheinbundsstaaten ein Gebiet von 30900 qkm mit 1¼ Mill. Einwohnern zugelegt, so daß sie jetzt mehr als den dritten Teil Deutschlands umfaßten, vom Inn über den ganzen Südwesten hinweg bis tief nach Westfalen hinein, in weitem Bogen Preußen und die Kleinstaaten Norddeutschlands umklammernd. Mediatisiert wurden die Fürsten von Schwarzenberg, Hohenlohe, Öttingen, Thurn und Taxis, Fugger, Fürstenberg, Truchseß-Waldburg, Löwenstein, Leiningen, Solms, Homburg, Wittgenstein, Wied-Runkel u. a., die freien Reichsstädte Frankfurt am Main, welches Dalberg erhielt, und Nürnberg (Augsburg war schon kurz vorher an Bayern gekommen), der Johanniterorden, die sämtlichen Reichsgrafen und Reichsritter, unter diesen der Reichsgraf Metternich und der Reichsfreiherr vom Stein. Zum zweitenmal verschwand eine ganze Schar unfruchtbarer Staatsbildungen: immer mehr ebnete sich der Boden für das Einheitsreich der Zukunft. Österreich war von selber aus dem Deutschen Reiche ausgeschieden.

Verfassung des Rheinbunds.

Mit ihrer gesamten Heeresmacht waren die Rheinbundsfürsten dem Franzosenkaiser zur Heeresfolge verpflichtet: 63000 Mann zu stellen war ihnen vorgeschrieben. Die gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes sollten nach der Bundesakte auf einem Bundestage verhandelt werden. Frankfurt war zu seinem Sitze bestimmt. Er sollte unter dem Vorsitze des Primas aus dem Kollegium der Könige und demjenigen der Fürsten bestehen; ein besonderes Statut, das aber niemals erlassen ist, sollte Zeit und Art der Beratung bestimmen. Als wenn es überhaupt noch einer Beratung bedurft hätte: der „alles verschlingende Oberdespot" regierte von Paris aus den Rheinbund; für ihn waren dessen Mitglieder nur gekrönte Präfekten.

Das Ziel des Rheinbundes war, Deutschland soviel wie möglich von den deutschen Großmächten zu trennen und es Frankreich nur in besonderer Form und ohne den Namen einzuverleiben. Darum war auch den übrigen deutschen Fürsten der Beitritt offen gehalten. Schon im September folgte der Kurfürst, jetzt Großherzog, Ferdinand von Würzburg der Einladung. Immer weiter rückte die Machtsphäre Frankreichs in Deutschland vor.

Den Bundesfürsten war im Innern ihrer Staaten die volle Souveränität zugestanden, Gesetzgebung, höchste Gerichtsbarkeit, hohe Polizei, Konskription und Besteuerung umfassend. Daraus leiteten sie sich, gestützt auf die immer noch in Süddeutschland stehende Armee, das Recht ab, die letzten Reste der alten ständischen Rechte in ihren Ländern zu beseitigen. Der König von Württemberg forderte dem Landtagsausschusse die Schlüssel zu der ständischen Kasse ab und beseitigte die alte, drei Jahrhunderte hindurch wacker von den Ständen verteidigte Landesverfassung. So beeilte man sich allenthalben, dem altständischen Trotz jetzt den Kopf zu zertreten. Aber auch diejenigen Fürsten, welche nicht Mitglieder des Rheinbundes waren, suchten die Auflösung des Reiches in ähnlicher Weise auszunutzen. König Gustav IV. von Schweden nahm den Vorpommern ihr altes Landrecht und führte die schwedische Verfassung ein, und König Christian VII. von Dänemark suchte Holstein dem dänischen Gesamtstaate einzuverleiben.

Das deutsche Volk sah dem gewaltsamen Umsturz der Verhältnisse Deutschlands teilnahmlos zu. Die bisherigen elenden öffentlichen Zustände im Deutschen Reiche hatten jede vaterländische Gesinnung, jedes Nationalgefühl geknickt und erstickt. Gegenüber den verlotterten und unwürdigen Zuständen der alten Reichswirtschaft gefiel sich der Deutsche darin, Weltbürger zu sein. In einem gefühlsseligen Kosmopolitismus war der deutsche Patriotismus untergegangen. Ja, die deutsche Jugend, erfüllt von einer unklaren Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit, sah mit Bewunderung zu dem allgewaltigen Franzosenkaiser empor und begrüßte mit Genugthuung die Einführung französischer Verwaltungsmaßregeln und französischer Rechtspflege, wo sie in Deutschland geschah. Und gewiß bedeuteten diese, so wenig auch von Freiheit darin zu finden war, trotz alles Beamtendespotismus in mancher Hinsicht einen Fortschritt, durch den Kräfte im deutschen Volke allmählich lebendig gemacht wurden, die bisher unentwickelt geschlummert hatten oder in der Jammerzeit der letzten Jahrhunderte erstorben waren und die, dermaleinst erstarkt, eine bessere Zeit über das deutsche Vaterland heraufführen sollten. Oder wer möchte in der Neugestaltung des Heerwesens, durch welche der Süden und Westen Deutschlands überhaupt erst wieder wehrhaft gemacht wurden, in der Beschränkung der grundherrlichen Befugnisse, in der Erleichterung des Bauernstandes, in der Hebung des öffentlichen Unterrichts, in der Milderung der Zensur, in der Beschränkung des priesterlichen Einflusses nicht ebenso viel Verbesserungen der Zustände erkennen? Gleichgültigkeit des deutschen Volkes.

Es ist lehrreich, diesen kosmopolitischen Geist an einem Manne zu beobachten, der unter der schweren Zeit der Not ganz anders denken lernte. J. G. Fichte hielt im Winter 1804/5 in Berlin Vorlesungen über das Thema: „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters.“ Darin beantwortete er die Frage nach dem Vaterlande des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers folgendermaßen:

„Im allgemeinen ist es Europa und insbesondere in jedem Zeitalter der Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Jener Staat, der gefährlich fehl greift, wird mit der Zeit freilich untergehen, demnach aufhören, auf der Höhe der Kultur zu stehen. Aber eben darum, weil er untergeht und untergehen muß, kommen andre und unter diesen Einer vorzüglich herauf, und dieser steht nunmehr auf der Höhe, auf welcher zuerst jener stand. Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt. Der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinn können wir über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns beruhigen für uns selbst und für unsre Nachkommen bis an das Ende der Tage.“

Nur ganz vereinzelt erhoben sich da und dort Stimmen, welche die Schmach fühlten, daß das alther waffengewaltige deutsche Volk dem Fremden diene. Ernst Moritz Arndt, Rügens wackerer Sohn, ließ seinen „Geist der Zeit“ ausgehen, die Gewissen zu wecken. In der Berliner Jugend regte sich laut der Unmut über die unwürdige Dienstbarkeit, welche Deutschland auferlegt war: bedrohte sie doch auch Preußen. Und in Nürnberg erschien eine kleine Schrift, 144 Seiten lang, welche im Tone patriotischen Unwillens die neuesten Zustände Deutschlands besprach: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Freilich wußte der anonyme Verfasser keinen andern Rat als Klagen und Thränen für die Not und Schmach der Zeit. Aber doch erschien das Schriftchen als eine Auflehnung gegen die französische Herrschaft. Napoleon, der den Kurfürsten Dalberg hart angefahren hatte, daß er sich unterstanden, durch sein Manifest an den deutschen Adel „den deutschen Geist aufzuwecken“, ließ den Verleger des Schriftchens, den Nürnberger Buchhändler Johann Palm, ergreifen, und, da er sich weigerte, den Verfasser zu nennen, in Braunau am 26. August 1806 erschießen. Arndts Geist der Zeit. Palm.

Der Verfasser der kleinen Schrift blieb so verborgen. Es scheint ein gewisser Yelin, der später in bayrische Dienste trat, oder vielleicht Graf Julius von Soden gewesen zu sein. Aber Palm wurde in patriotischen Liedern, die bald in ganz

Deutschland widerhallten, als Märtyrer für die deutsche Sache gefeiert. Es bedurfte eben — wer könnte es verkennen? — der Erstarkung des deutschen Volkes aus der verlotterten und erniedrigenden Reichswirtschaft, die nirgends in deutschen Landen ärger als in dem nunmehrigen Rheinbundsgebiete gewesen war, durch die eiserne Faust des Oberdespoten und dann so empörender Gewaltthaten, wie die gegen Palm begangene war, um das deutsche Volk nicht bloß wachzurufen, sondern auch zu erfolgreichem Widerstande gegen die schmachvolle Gewaltherrschaft der Fremden überhaupt fähig zu machen.

## Kampf und Fall Preußens.

### Der Ausbruch des Krieges. Zustände in Preußen.

Weltherrschaftsgedanken.

In Frankreich hatte auf den Trümmern der Revolution, deren soziale Grundsätze er im allgemeinen festhielt, Napoleon einen Staat geschaffen, der auf vier starken Säulen ruhte: auf der Herstellung der Religion in der Form des Katholizismus, auf einem gesicherten Finanzwesen, auf einer eisernen Staatsverwaltung und auf einem allzeit schlagfertigen Heere. Aber der Thron, den er sich errichtet, war für Napoleon einem Dämon gleich, den er durch immer neue Erfolge, wenn er ihn nicht verschlingen sollte, besänftigen mußte. Dem Kaiser schwebte die Idee des karolingischen Universalreiches vor Augen, welches die drei großen Nationaliäten des christlichen Abendlandes umfaßt hatte, die französische, die italienische und die deutsche. Wohl verband er mit der französischen die italienische Krone, wohl beugten sich Holland und die Schweiz und der dritte Teil Deutschlands unter sein Zepter. Aber dies machte ihn noch nicht zum Meister des Kontinents. Noch standen ihm die großen Staatenbildungen der letzten Jahrhunderte, die kontinentalen Großmächte, gegenüber, die Vertreter der legitimen und konservativen Ideen, und jenseit des Kanals das unbesiegte England.

Verhältnis Napoleons zu England und zu Preußen.

Englands Großmachtstellung beruhte auf dem mittelbaren Einfluß, den es auf den europäischen Kontinent ausüben konnte. Daher war jede Erweiterung, welche Napoleon für seine Machtsphäre gewann, zugleich auch eine Einengung der Geltung Englands. Daher der unversöhnliche Gegensatz der beiden Mächte, den selbst Fox, trotz seiner persönlichen Zuneigung für Napoleon, zum Angelpunkte seiner Politik hatte machen müssen. Selbstverständlich in höherem Grade fühlten sich die kontinentalen Großmächte in ihrer Machtsphäre durch das Emporwachsen der napoleonischen Macht bedroht. Einen Kampf auf der ganzen Ausdehnung des Gegensatzes hatte aber bisher die Politik **Preußens** unmöglich gemacht. Preußen hatte nach seiner Lage in der Mitte der Gegensätze zu vermitteln gesucht. Das war der Sinn seiner langjährigen Neutralität. Die Frage war nur, ob es stark genug sein würde, diese Politik auch bei fortschreitender Schärfung der Gegensätze aufrecht zu erhalten. Seine Macht beruhte aber sehr wesentlich auf seiner Geltung in Deutschland. Demnach bedeutete die Stiftung des Rheinbundes einen direkten Eingriff in die Machtsphäre Preußens, eine mittelbare Verletzung der preußischen Neutralitätsstellung, viel ernster als der Marsch der Franzosen durch Ansbach. — Auch Napoleon erkannte klar, daß die ganze Lage auf eine endgültige Auseinandersetzung mit Preußen hindrängte. So zweifellos war er sich darüber, daß er, als er nach Frankreich zurückkehrte, seine siegreichen Regimenter in Deutschland, seine Leibpferde in Straßburg zurückließ, um sie trotz aller Verträge im rechten Momente auf das schnellste gegen Preußen zur Hand zu haben.

Haugwitz und Hardenberg.

Die Dinge entwickelten sich rasch. Während des Winters hatte **Hardenberg** gemeinsam mit **Haugwitz** die auswärtigen Angelegenheiten Preußens geleitet. Die für die Leitung eines großen Staatswesens in allererster Linie notwendige Einheitlichkeit der Politik hatte darunter schwer gelitten, um so mehr, als die beiden Minister nicht nur untereinander, sondern namentlich mit sich selbst nicht einig waren, welche Politik

nun eigentlich eingeschlagen werden sollte. So konnte Haugwitz in Brünn und dann in Schönbrunn und Wien unterhandeln, ohne Verständigung mit Hardenberg zu haben, und dieser konnte am 22. Dezember, ohne jede Ahnung von den Schönbrunner Verhandlungen, eine Depesche an den englischen Gesandten Lord Harrowby gelangen lassen, in der von der besten Art die Rede war, den französischen Kaiser von Hannover fern zu halten, und die den engsten Anschluß der hannöverisch-englischen Truppen an die preußischen empfahl. Diese Depesche war die englische Regierung treulos genug, nach der Besetzung Hannovers veröffentlichen zu lassen, und die Wirkung in Frankreich war die gewünschte. Der „Moniteur" vom 21. März 1806 übersetzte die Depesche ins Französische und fügte Betrachtungen wenig schmeichelhafter Natur für Hardenberg daran. Infolgedessen schied Hardenberg am 15. April aus dem Ministerium aus, und Haugwitz erhielt das Portefeuille des Äußern allein übertragen. Doch war die Entlassung Hardenbergs nur ein äußerliches Zugeständnis an Napoleons Groll; in Wahrheit fuhr er fort, von seinem Gute Tempelberg aus den König zu beraten. Durch seine Hände gingen vor allem die russischen Verhandlungen, die wir kennen. Es ist bezeichnend, daß von diesen wieder Haugwitz keine Ahnung hatte. War dessen Meinung bisher gewesen — und er hatte sie noch am 12. Mai in einer Denkschrift dem Könige auseinandergesetzt — daß Preußen nur im engsten Anschlusse an Napoleon und im Besitze seines vollsten Vertrauens seine Stellung wahren, insbesondere Hannover behalten könne, so war er seit der Gründung des Rheinbundes in das völlig entgegengesetzte Fahrwasser geraten; in einem neuen Aufsatze vom 10. Juli wies er auf die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses sämtlicher nicht am Rheinbund beteiligten Staaten hin und erwog die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich aufs Messer. Aber immerhin hatte sich auf diese Weise eine Art Doppelregierung ausgebildet, die der preußischen Politik einen schwankenden Charakter geben mußte: bald neigte sie mehr den großen Mächten, bald mehr Frankreich zu. Sie erschien daher mit Recht unzuverlässig, Napoleon nannte sie kurzweg „treulos". Infolgedessen büßte Preußen das Vertrauen der Großmächte so gut wie seiner eignen Unterthanen ein, und das Bewußtsein, weder einen Rückhalt im Volke noch bei den auswärtigen Mächten zu haben, mußte natürlich die Unsicherheit und Haltlosigkeit der preußischen Politik erhöhen. Es kam dahin, daß Preußen in Wahrheit nur noch die Geltung einer Macht zweiten Ranges hatte: die unheilvolle Folge der Unklarheit und Unselbständigkeit des Königs Friedrich Wilhelm III.

*Hardenbergs Entlassung.*

*Unzuverlässigkeit der preußischen Regierung.*

*Der Norddeutsche Bund.*

Am 22. Juli hatte Napoleon Preußen durch Talleyrand zur Stiftung eines **Norddeutschen Bundes** unter preußischer Führung auffordern lassen, eine Art Beruhigung für den Staat, dessen Leiter die Tragweite des Rheinbundes recht wohl erkannten und den Gedanken eines Nordbundes schon gefaßt hatten. Preußen betrieb infolgedessen die Abschließung eines Bundes mit den beiden norddeutschen Kurfürsten und den norddeutschen Kleinstaaten. Nicht mehr als die unerläßlichen militärischen Leistungen wurde gefordert: ein Bundesheer von 240000 Mann sollte unter preußischer Führung aufgestellt, die Bundesangelegenheiten durch einen Gesandtenkongreß unter dem gemeinsamen Direktorium Preußens und der beiden Kurfürstentümer geregelt und durch ein Bundesgericht Streitsachen geschlichtet werden. Der Kurfürst von Hessen hätte aus eigensüchtigen Gründen eigentlich nicht übel Lust gehabt, auch in den Rheinbund einzutreten; als ihm jedoch Napoleon das als Preis des Abfalles verlangte Hessen-Darmstadt verweigerte, fand er sich bereit, dem Norddeutschen Bunde beizutreten, forderte jedoch von Preußen, daß ihm die Mediatisierung der ihm bequem gelegenen Standesherren zugestanden würde. Davon indes wollte Friedrich Wilhelm nichts wissen, nur einige sehr bescheidene Mediatisierungen gestattete er, worauf denn der Eifer des Kurfürsten alsbald ziemlich bis auf den Gefrierpunkt sank. Der Kurfürst

von Sachsen anderseits wollte von einer Unterordnung unter Preußen überhaupt nichts wissen; er verlangte, daß der Vorsitz im Bundesdirektorium gleichmäßig unter den drei Vormächten wechsele, und daß drei Bundesheere unter je einer der drei Vormächte (Preußen, Sachsen, Hessen) aufgestellt würden. Sein Hauptziel war, die Sachsen-Ernestinischen Lande seinem Kurfürstentume einzuverleiben. Doch ließ er dann auch ohne Abschluß des Bundes seine Truppen mit den preußischen marschieren. Auch die Hansestädte verhielten sich kühl ablehnend, obgleich ihnen nur Geldzahlung statt aller Kriegsleistungen zugemutet wurde.

Napoleons Umtriebe.

So fand denn Napoleon sehr fruchtbaren Boden, als er im geheimen die norddeutschen Fürsten vor dem „Berliner Ehrgeiz“ warnen und die Hansestädte zur Bildung eines Sonderbundes ermutigen ließ. Dann ließ er ganz offen den beiden Kurfürsten, falls sie seinem Rheinbunde beitreten wollten, seinen Schutz gegen Preußens Übel-

240. Preußischer Tresorschein von fünf Thaler Courant aus dem Jahre 1806.
Als Probe des ersten preußischen Papiergeldes.
Nach einem in der Reichsdruckerei zu Berlin befindlichen Exemplare (Originalgröße).

wollen zusagen, und gab endlich im September die Erklärung ab, daß er die volle Souveränität aller deutschen Fürsten anerkannt habe und daher keinen Oberherrn über ihnen dulden würde.

Der preußische Gesandte in Paris Lucchesini erfuhr von diesen geheimen Umtrieben Napoleons gegen Preußen und erstattete darüber Bericht nach Berlin. Aber er erfuhr noch mehr, wie schon erzählt worden ist. Bei einem Diner hatte Lord Yarmouth es verraten, daß Napoleon ihm durch Clarke die Rückgabe des preußischen Hannover an England als Preis des mit England abzuschließenden Friedens zugesagt habe.

Mobilmachung Preußens.

Der Eindruck dieser Nachrichten in Berlin war ein außerordentlicher. „Wenn Napoleon mit London über Hannover verhandelt, so will er mich verderben“, schrieb Friedrich Wilhelm an den Zaren; er sah voraus, daß Napoleon noch Schimpflicheres als den Pariser Vertrag ihm ansinnen würde, den die eigne Wehrlosigkeit ihm auferlegt hatte. Haugwitz riet dem Könige, sofort die preußische Armee in Kriegsbereitschaft zu setzen, wie es immer schon das Verlangen Rußlands gewesen war. Am 10. August befahl der König die Mobilmachung sämtlicher Armeekorps: 40 Kuriere

trugen die Ordre in das Land. Am 30. und 31. August, als der König die Nachricht von der Ablehnung des Oubrilschen Vertrages gehört hatte, rückte die Berliner Garnison aus, um nach Sachsen zu marschieren.

Die Maßregel erweckte die größte Überraschung. Während des Juli hatte sich die Königin Luise zu Pyrmont im Bade befunden, mit ihr die Gemahlin des Großfürsten Konstantin, die Kurprinzessin von Hessen und andre fürstliche Damen. In diesem „Frauenkongreß“ hatten die politischen Interessen das Tagesgespräch gebildet. Der König, davon unterrichtet, hatte der Königin Vorsicht in ihren Äußerungen empfohlen. Jetzt hatte er den Entschluß gefaßt, den sie für die Ehre Preußens längst ersehnt hatte.

Letzte Verhandlungen.

Der französische Gesandte in Berlin, Laforest, wandte sich voller Erstaunen mit der Bitte um Aufklärung an Haugwitz. Der Minister hielt ihm vor, was Preußen alles von Frankreich zu erfahren gehabt habe, wie es jetzt durch die Bewegungen der immer noch in Deutschland stehenden großen Armee bedroht sei. Fort und fort hatte Napoleon Preußen Demütigungen und Kränkungen zugefügt, von denen doch nichts andres der Zweck sein konnte, als Preußen in den Krieg zu treiben, den er selbst wollte, nur daß er vor den Franzosen und den Rheinbundsfürsten als der Angegriffene zu erscheinen wünschte. Er hatte die westfälischen Abteien Essen, Elten und Werden, die Preußen in Anspruch nahm, durch Murat besetzen lassen; er hatte die Festung Wesel der 25. französischen Militärdivision hinzugefügt; er hatte das mit Preußen verschwägerte Haus Thurn und Taxis mediatisiert, das Preußen nahe verwandte Haus Oranien um seine nassauischen Besitzungen gebracht; er hatte als Entschädigung für die neapolitanischen Bourbons die Hansestädte in Aussicht genommen; er hatte Rußland als Preis des Friedens das preußische Polen in lockende Aussicht gestellt; er hatte Bayern auf das preußische Bayreuth Hoffnung gemacht; Hannover war unter der Hand England angeboten worden: und doch werde der König, so schloß Haugwitz seine Mitteilung, augenblicklich abrüsten, sobald ihm beruhigende Zusicherungen von Frankreich zugingen. Diese Friedensliebe oder besser übergroße Gewissenhaftigkeit des Königs benutzte Napoleon, um den General Knobelsdorff, der seit Anfang September an Stelle Lucchesinis in Paris war, mit Redensarten über Friedensliebe und Verantwortung bis in den Oktober hinzuhalten. Am 1. Oktober überreichte Knobelsdorff das preußische Ultimatum, das den Abzug der Franzosen aus Deutschland auf den 8. Oktober festsetzte; trotzdem schwankte der König noch und verlor damit unersetzlich kostbare Zeit, während Napoleon seine Truppen zum entscheidenden Vorstoße zusammengezogen hatte und schon zum Heere abgereist war. Am 12. Oktober erhielt der König die höhnische Antwort auf sein Ultimatum aus Gera: „Ich habe solche Kräfte, gegen welche die Ew. Majestät nicht lange Stand halten werden. Ew. Majestät werden besiegt werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Unterthanen aufs Spiel gesetzt haben. Europa weiß, daß Frankreich dreimal soviel Einwohner zählt, als die Staaten Eurer Majestät und militärisch ebenso ausgebildet ist, wie diese. Sie haben meine Antwort zum 8. Oktober verlangt: als guter Ritter stelle ich mich ein, um sie selbst zu überbringen.“ —

Stimmung in Preußen.

In Preußen hatte es bis dahin viele gegeben, welche noch immer nicht an Krieg glauben wollten. Die Masse des Volkes sah mit stumpfer Gleichgültigkeit den kommenden Dingen entgegen. Nur in der Hauptstadt gab sich kriegerische Stimmung kund. Mit demonstrativem Beifall wurden im Theater beziehungsreiche Stellen der „Jungfrau von Orleans“ und im „Wallenstein“ beklatscht, und in den Berliner Zeitungen wurden kriegatmende Bardengesänge gedruckt. Allen zuvor aber thaten es die jüngeren Offiziere, die allein die Furcht beseelte, daß es auch diesmal wieder wie im vorigen Jahre nicht über die Mobilmachung hinaus wirklich zum Kriege kommen möchte. Allein sie überschätzten weitaus sich selbst wie die Armee.

Das Heer

Wohl war im einzelnen seit den Zeiten Friedrichs des Großen manches gebessert, aber im großen und ganzen konservierte man sorgfältig das Alte. Nur daß in zwanzig Jahren der Geist

des großen Königs daraus entwichen war. Mit Ausnahme der Subalternoffiziere war niemand in der ganzen Armee, der nicht durch den Krieg seine halbe Einnahme verlor, ohne Aussicht, etwas dafür zu gewinnen. Die Soldaten waren größtenteils Männer in der Mitte des Lebens oder darüber hinaus; meist verheiratet, ließen sie Weib und Kind brotlos zurück und sahen dem Kriege mit Bangen entgegen. Doch sind die erst nach der unglücklichen Schlacht bei Jena vielfach wiederholten Behauptungen, daß die Bewaffnung, zumal der Infanterie, sehr mangelhaft, der Sold spärlich und vollends die Bekleidung aus so erbärmlichem Stoffe gewesen sei, daß ein Biwakieren bei der vorgerückten Jahreszeit unmöglich und Zelte durchaus notwendig gewesen wären, übertrieben. Störend dagegen wirkte die althergebrachte Verpflegung aus Magazinen und die oft unglaubliche Menge von Gepäck, welches die Offiziere mit sich zu führen gewohnt waren. Da gab es für jedes Regiment einen ungeheuren Troß von Zelt- und Mehl-, von Brot- und Bagagewagen, der nicht bloß die Bewegung hemmte, sondern dessen Verlust auch das Regiment untauglich zur Aktion machte.

**Ausbildung des Heeres.** Dagegen bestand noch unverkürzt die alte Trefflichkeit im Exerzieren, in Griffen und künstlichen Wendungen und Schwenkungen. Denn noch war in der Armee der alte Stamm der Fridericianischen Unteroffiziere nicht ausgestorben; noch lebte auch in den Gemeinen der Stolz auf die alte Waffentüchtigkeit fort. Freilich war die Behandlung hart, oft roh, denn die Armee bestand zu einem großen Teile aus geworbenen Ausländern, Abenteurern aller Art, die nur durch die strengsten Strafen in Zucht zu halten waren. Von einem Volksheere, wie es das französische darstellte, war keine Rede. Adel und Beamtenstand, Bürger und Vollbauern waren von der Dienstpflicht ausgenommen, die also fast nur auf den ärmsten Volksklassen lag, wie eine Last, nicht wie eine Ehre. Von der neuen Kriegskunst mit ihrer Beweglichkeit und Vielseitigkeit, wie sie in der französischen Revolution aufgekommen, war nichts in das alte preußische System eingedrungen.

**Das Offizierkorps.** Die Offiziere bildeten eine geschlossene Kaste, die sich fast nur aus dem Adel ergänzte. Nur bei der Artillerie bildeten bürgerliche Offiziere die Mehrzahl, bei den übrigen Waffengattungen durchaus wenig zahlreiche Ausnahmen. Als privilegierter Stand zeigte das Offizierkorps alle Fehler eines solchen im Übermaß: Hochmut gegen die Bürger, Roheit gegen die Untergebenen, Mangel an Bildung und guter Sitte, nicht selten zügellose Frechheit. Vor den Insulten der Gendarmen, die sich als die Blüte des preußischen Offizierstandes betrachteten, war in Berlin niemand auf den Straßen oder gar in Gesellschaften sicher. Sie waren es, welche jetzt ihre Säbel auf dem Straßenpflaster wetzten und lärmende Ungezogenheiten vor der Wohnung des französischen Gesandten aufführten. — Vom Hauptmann aufwärts waren die Offiziere meist alt und gebrechlich. Unter den Generalleutnants waren neun Siebziger, elf Sechziger. Unter den sieben Generalen der Infanterie waren ein Achtziger und vier Siebziger. Von den Feldmarschällen zählte der Herzog von Braunschweig 71, Möllendorf 81 Jahre. Doch muß man sich hüten, auf diesen Umstand ein zu großes Gewicht zu legen, wie es die naturgemäß ungünstige Beurteilung des preußischen Heeres nach der Katastrophe gethan hat. Gerade dem Herzog von Braunschweig rühmte man allgemein eine außergewöhnliche Rüstigkeit nach; man denke auch zum Vergleich an das nur um ein Jahr zurückstehende Alter Moltkes im letzten französischen Kriege. Unter den übrigen Generalen, die selbständig auf dem Schlachtfelde kommandiert haben, war Hohenlohe 60, Rüchel 52, Eugen von Württemberg 40, Graf Tauentzien 45, Prinz Louis Ferdinand 33 Jahre alt. Dagegen ist wohl mit Recht zu betonen, daß Stabsoffiziere und Hauptleute, ebenso wie die Mannschaften durchschnittlich in zu hohem Alter standen. Es gab noch viele bei einzelnen Truppenteilen, die den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatten. Die „weißen" Grenadiere besaßen jedoch ein großes Ansehen und wurden bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet. Freilich im Vergleich mit den französischen Führern mußte die preußische Generalität alt erscheinen: Lefebvre mit fast 51 Jahren war der älteste, dann folgte Augereau mit 48, Bernadotte mit 42 Jahren; der Kaiser, Bessières, Ney, Soult und Lannes waren sämtlich gleich alt, nämlich 37, Marmont und Davout 36, Murat 35. Doch höre man das verständige Urteil Scharnhorsts in einer nach der Schlacht verfaßten Denkschrift: „An Mut standen diese alten Männer gewiß nicht ihren jüngeren Gegnern nach, an passiver Bravour waren sie ihnen höchst wahrscheinlich überlegen." Kein Zweifel ferner, daß inmitten der alten perückengezierten Umgebung auch genug junges und frisches Leben sich regte, das auf den Übergang vom alten zum neuen hinarbeitete. Aber gerade dieser Übergangsprozeß gab der Armee eine Halbheit, die der Katastrophe vorarbeitete.

Allgemein war die Verachtung, mit der auf die französische Armee herabgesehen wurde. „Generale wie der Herr von Bonaparte hat die Armee Sr. Majestät mehrere aufzuweisen", meinte Rüchel auf einer Parade in Potsdam. Und auch sonst hörte man sagen, daß die Schuster und Schneider, die erst durch die Revolution französische Generale geworden wären, am besten thun würden, nur gleich vor den preußischen Generalen davonzulaufen. Diese Beurteilung hatte sich jedenfalls Karl von Braunschweig nicht zu eigen gemacht: er legte nach dem zeitgenössischen Zeugnisse des Freiherrn von Ompteda auf das Feldherrntalent Napoleons ein überwiegendes Gewicht und verglich ihn mit einem französischen Fechtmeister, der nach der einen Seite falsche Finten mache, um plötzlich und unerwartet mit dem Hauptstoße nach einer ganz andern Seite auszufallen. Doch gehörte er bei Hofe der Partei an, die mit der Leitung der Politik durch Haugwitz und die Kabinettsräte des Königs unzufrieden war. Somit hatte er

Füsilier. Musketier. Grenadier-Unteroffizier. General. Artillerist. Husar. Kürassier-Offizier. Kürassier. Towarczy. Dragoner.

241. Preußische Truppen im Jahre 1806. Zeichnung von Richard Knötel.

auch kein Bedenken getragen, eine von Johannes Müller, dem Historiker, auf Veranlassung des Prinzen Ferdinand verfaßte Denkschrift gegen den Minister und seine Genossen mit einem empfehlenden Begleitschreiben zu versehen. Unterzeichnet war sie von den Brüdern des Königs, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, dem Prinzen Louis Ferdinand zugleich auch für seinen Bruder den Prinzen August, außerdem von Scharnhorst, dem Generalmajor v. Phull, den Ministern Stein und Schroetter. General Rüchel fügte ebenfalls ein längeres Schreiben bei. Der Adjutant Rüchels, ein Kapitän Kleist, überreichte diese Schriftstücke am 2. September in Gegenwart der Königin, auf deren Unterstützung man hoffte, weil sie mit im Einvernehmen war. Sie schwieg aber, und der König geriet über diesen in der preußischen Geschichte unerhörten Vorgang in den lebhaftesten Unwillen; er verbat sich für die Zukunft sehr bestimmt derartige Eingaben und befahl dem Prinzen Louis Ferdinand sowie den andern in der Armee dienenden Prinzen, sich sogleich auf ihren Posten zu begeben. Eine von jenem nachgesuchte Audienz schlug er ab; er sollte ihn nicht wiedersehen.

### Jena und Auerstädt.

Die Armee Hohenlohes.

Die Rücksicht auf seine Verbündeten hatte zunächst die Aufstellung der Armee Preußens bestimmt. Die Regimenter aus Schlesien und den Ostprovinzen des Staates, mit denen sich endlich auf Phulls Drängen die sächsischen Truppen vereinigten, sammelten sich in Dresden, um von da ihren Weitermarsch über Freiberg und Altenburg nach Thüringen anzutreten. Auf die Aufforderung des Königs übernahm den Oberbefehl über diese Armee der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, der in der Rheincampagne mit Glück und Ehren gefochten hatte. Seine hervorragende Tapferkeit auf dem Schlachtfelde wurde von allen, die ihn kannten, einstimmig gerühmt, nicht minder sein Einfluß auf die Truppe, die mit Liebe und Vertrauen an ihm hing. Scharnhorst und Clausewitz schätzten ihn als einen klugen und erfahrenen Feldherrn. Doch wirkten auf seine Leistungen zwei Umstände ungünstig. Er war kränklich und daher den Erschütterungen einer großen Katastrophe nicht gewachsen, und dann sehr kurzsichtig und deshalb zu sehr auf seinen Stabschef Massenbach angewiesen, der durchaus unfähig war.

Die Hauptarmee.

Aus den hannöverschen Truppen unter Rüchel und den westfälischen unter Blücher sollte im Verein mit dem Kontingente Kurhessens eine Armee von 50000 Mann gebildet werden, um den Westen der Monarchie und das Kurfürstentum zu decken. Als aber der Kurfürst von Hessen seine Beteiligung am Kriege ablehnte, mußte die Bildung dieser Armee unterbleiben, die auf den Gang des Krieges leicht hätte von entscheidendem Einflusse sein können. Die märkischen Regimenter und das pommersche Korps unter Kalckreuth bildeten die Hauptarmee, welche sich in der zweiten Hälfte des September um Naumburg konzentriert hatte. An sie lehnten sich jetzt Rüchel und Blücher an. Bei ihr erschien jetzt der König, ihm zur Seite die Königin Luise. Man hatte daran gedacht, daß nach altpreußischer Überlieferung der König in Person den Oberbefehl übernehmen solle. Schwerlich wäre er dazu fähig gewesen. Überdies war ja ein Feldherr da von altbewährtem Ruhme, dem königlichen Hause nahe verwandt, dem den Oberbefehl zu übertragen als selbstverständlich erscheinen mußte: Friedrichs des Großen Neffe und Waffengefährte, der Herzog von Braunschweig.

Der Herzog von Braunschweig.

Seine schon im Siebenjährigen Kriege bewiesene Tüchtigkeit hatte, wie schon erzählt wurde, ihm den Oberbefehl der preußischen Truppen im ersten Koalitionskriege eingetragen. Wir kennen seine Abneigung gegen den Krieg und die daraus hervorgegangene zweideutige Haltung, die zum Tage von Valmy führte. Kaiserslautern, Pirmasens, Weißenburg hatten bei veränderter politischer Lage jene Scharte wieder ausgewetzt. Sein militärisches Ansehen war bei Beginn des Krieges unerschüttert; wenn von irgend jemand, so erwartete man von ihm die Besiegung des französischen Imperators. Doch ließ sich nicht verkennen, daß ihm aus hofmännischer Rücksichtnahme energische Feststellung und Durchführung seines Willens abging. Auch fühlte er der neuen durch die Revolution hervorgebrachten Taktik und ihrem Meister gegenüber eine gewisse Unsicherheit, wie sie auch aus der schon mitgeteilten Beurteilung Napoleons hervorgeht. Sie erschwerte ihm im Feldzuge jeden Entschluß und brachte ihn zu dem Verfahren, das der Kabinettsrat Lombard nicht unzutreffend mit den Worten bezeichnete: „Er konnte sich nicht entschließen, den alten Weg zu verlassen, der aber nicht mehr zum alten Ruhme führte.“

Diese Unsicherheit wurde nicht vermindert durch die Vielköpfigkeit des Hauptquartiers, über die sich Clausewitz bei sonst ganz sicherer Siegeshoffnung doch bedenklich in einem Briefe

vom 29. September aussprach. Er rühmt darin zunächst den guten Geist, der von dem Generalquartiermeister des Herzogs von Braunschweig, Scharnhorst aus hervorleuchte und daß man seinen allgemeinen Einfluß auf das Ganze nicht verkennen könne. Dann fährt er fort: „Unter wie schwierigen Umständen dieser Mann wirkt, ist kaum zu glauben; man erhält davon einige Vorstellungen, wenn man weiß, daß drei Feldherren und zwei Generalquartiermeister sich bei dieser Armee befinden, da doch nur ein Feldherr und ein Generalquartiermeister da sein sollten...... Soviel ist gewiß, daß ein unglücklicher Ausgang, wenn er uns treffen sollte, allein Folge dieser kleinlichen Konvenienzrücksichten ist (die nämlich Scharnhorst allenthalben zu nehmen hat)." — Wenige Tage später, am 6. Oktober schrieb Scharnhorst an seine Tochter: „Wie soll man dies Hauptquartier nennen, königlich oder herzoglich?", um damit anzudeuten, wie der Herzog mit Vorliebe jede Verantwortung dem Könige zuschob, während dieser sie ihm immer wieder überließ.

Der Kriegsplan

Am 24. und 25. September wurde im Hauptquartier Kriegsrat gehalten: es wurde beschlossen, daß die Armee eine Angriffsbewegung machen sollte, wie sie allein den Traditionen der preußischen Waffen entspräche. Rüchel sollte über Fulda vorgehen und sich den Anschein dabei geben, als bilde er die Avantgarde der Hauptarmee, die sich anschicke, an den unteren Main vorzudringen; zugleich sollte das kleine Korps von Tauentzien, das Bayreuth deckte, sich gegen Nürnberg hin in Marsch setzen, um die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin abzulenken. Währenddessen aber sollte die Hauptarmee von der Saale aufbrechen, um vereinigt mit der Armee Hohenlohes über den Thüringer Wald und die Werra vorzugehen und bei Schweinfurt oder Bamberg dem Feinde entgegenzutreten.

Hohenlohes geheimer Widerstand.

Hohenlohe hatte seine Bewegungen nach dem Vogtlande hin gerichtet, in der Hoffnung, dadurch Österreich zu veranlassen, sich schon jetzt für Preußen zu erklären. Eine Vereinigung mit der Hauptarmee wünschte er nicht, da ihn diese unter den unmittelbaren Befehl Braunschweigs gestellt haben würde, mit dem der Eigenwillige nicht auf gutem Fuße stand. Noch weniger wollte sein Generalquartiermeister, der Oberst Massenbach, davon wissen, ein Phantast und rastloser Planmacher, der alles am besten zu verstehen glaubte. So traf der neue Kriegsplan hier auf geringe Willfährigkeit.

Grund für das preußische Zaudern.

Der eigentliche Schwerpunkt des Planes lag jedoch auf einer andern Seite: die Aggressivbewegung der preußischen Armee sollte im Grunde nur dazu dienen, dem am 1. Oktober übergebenen Ultimatum Nachdruck zu geben. Darum war auch festgesetzt worden, daß mit der Eröffnung der Feindseligkeiten unbedingt bis zum 8. Oktober gewartet werden solle, weil bis dahin Napoleon Frist zur Beantwortung des Ultimatums gegeben war. Denn immer noch war die Hoffnung nicht aufgegeben, durch kriegerische Demonstrationen den Frieden zu erhalten. So sehr schwankte noch in letzter Stunde Friedrich Wilhelm zwischen Krieg und Frieden

Napoleons Vorgehen.

Über diesem gewissenhaften Warten verstrichen aber die kostbaren Tage, die überhaupt die Ausführung des neuen Kriegsplanes noch ermöglicht hätten. Napoleon wußte sie ganz anders auszunutzen: ihn hemmten nicht die ängstlichen Bedenklichkeiten der Preußen, die von der Idee einer Unterhandlung unter den Waffen beherrscht waren. Am 6. Oktober in Würzburg angelangt, ließ er am folgenden Tage sofort seine Truppen in das preußische Gebiet, in Bayreuth, einmarschieren: das war seine erste Antwort auf das Ultimatum! Und die preußische Armee empfand den feindlichen Einmarsch der Franzosen selbst als eine Befreiung aus der unerträglichen Unentschiedenheit, welche bisher alle Aktionen gehemmt hatte. „Man weiß nun doch", meinte der König, „daß man im Kriege ist."

Heeresstärke.

108000 Mann zählte die preußische Armee; dazu kamen 20000 Sachsen bei dem Korps Hohenlohes. Dagegen war die französische Armee 198940 Mann stark, übertraf also die preußische um mehr als die Hälfte. Geführt wurden die Franzosen von den bewährtesten Generalen unter dem alles durchdringenden und beherrschenden

Oberbefehl ihres unbesiegten Kaisers, während bei den Preußen die Führung ohne Einheit und innere Übereinstimmung, und das preußische Hauptquartier ohne Kenntnis sowohl der Stärke, als der Bewegungen des Gegners war. Späherei galt für niedrig und erschien der Kosten unwert; daher wurde nicht, was man über den Plan und die Anstalten des Gegners hätte auskundschaften können, den Entschließungen zu Grunde gelegt, sondern mehr oder weniger willkürliche Voraussetzungen und Annahmen. Die Märsche der Preußen wurden durch die Lage ihrer Magazine bestimmt, aus denen der Soldat verspätet oder halb verschimmelt seinen Proviant erhielt, während die Franzosen rechts und links im Lande requirierten und nahmen, was sie brauchen konnten, und marschierten, wohin sie wollten.

Manifest des Königs.

Den Einmarsch der Franzosen in Bayreuth beantwortete der König durch ein Manifest, das er am 9. Oktober von Erfurt aus erließ. Der Kabinettsrat Lombard hatte es verfaßt — bezeichnend genug: französisch. Der Kriegsrat Gentz erhielt die Aufgabe, es in gutes Deutsch zu übertragen. Von den Zeiten der Revolution an hielt es Frankreich alles Üble vor, was es Preußen angethan, und rühmte in einem Atem die Nachgiebigkeiten und Freundschaftsdienste, die Preußen eben diesem Frankreich erwiesen. Das hieß ebenso sehr den Spott der Freunde — die englischen Zeitungen ließen es auch nicht an bitter höhnischen Bemerkungen fehlen — wie den Zorn Napoleons herausfordern.

Napoleons Schmähbulletins.

Nicht als ob hierdurch der schmähsüchtige schnöde Ton veranlaßt wäre, in welchem die Bulletins Napoleons abgefaßt sind. Denn schon das erste derselben, vom 8. Oktober, trieft von unwürdigen Schmähungen, die er über Preußen fortan ausgeschüttet hat, das sich selbst so herabsetzte. Vornehmlich war es die hochsinnige Königin Luise, gegen die sich mit dem sicheren Instinkte der Gemeinheit dieser Haß Napoleons richtete. In jenem ersten Bulletin heißt es von ihr: „Sie befindet sich bei der Armee, wie eine Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments, zwanzig Briefe täglich schreibend, um von allen Seiten den Brand zu entfachen. Man glaubt Armiden in ihrem Wahnsinn zu sehen, wie sie Feuer an ihr eignes Haus legt." Und im 23. Bulletin (vom 30. Oktober) wird sie gar mit der troischen Helena in Vergleich gestellt! —

Änderung des preußischen Kriegsplans.

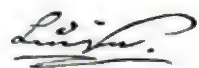
Das Vorrücken der Franzosen bewirkte, daß die preußische Armee ihre Stellungen enger zusammenzog. Der Kriegsrat beschloß, daß die Hauptarmee, zwischen Gotha, Erfurt und Weimar vereinigt, Rüchel und Blücher an sich heranziehen, daß die Reserve unter Eugen von Württemberg von Magdeburg gegen Halle vorrücken, und daß Tauentzien sich gegen das Hohenlohesche Korps hin zurückziehen solle. Dies Korps selbst sollte sich auf dem linken Ufer der Saale konzentrieren, um mit der Hauptarmee Verbindung zu suchen.

Gefecht bei Schleiz.

Schon hatte Tauentzien seinen Rückmarsch angetreten, um, wie ihm befohlen war, die Saalübergänge bei Kösen, Naumburg und Weißenfels zu besetzen, als die heranrückenden Franzosen ihn ereilten. Es waren Bernadotte und Murats Reiter, die am 9. Oktober bei Schleiz auf ihn trafen. Er setzte sich ihnen entgegen, das Gefecht nahm anfangs einen solchen Verlauf, daß er Hoffnung faßte, die Oberhand zu behalten. Dann aber wurde ihm die Übermacht zu stark: er mußte unter fortwährenden Angriffen der Feinde auf seine Nachhut weichen und wurde mit einem Verluste von 600 Mann auf die Hohenlohesche Armee zurückgeworfen.

Saalfeld.

Während man bei Schleiz kämpfte, hatte sich der rechte Flügel der französischen Armee unter Soult und Ney Hof genähert und vom linken Flügel ging Lannes gegen Saalfeld vor, um den durch seine Lage wie durch seine Magazine wichtigen Platz wegzunehmen. Denn der Gedanke Napoleons war, im Saalthale vorzudringen und die preußische Armee zu umgehen.




242. Königin Luise von Preußen.

Schwarzkunstblatt von William Dickinson nach dem Gemälde von Nikolaus Lauer.

Digitized by Google

Bei Saalfeld stand die Avantgarde des Hohenloheschen Korps unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Prinz Ludwig Ferdinand.

Der Prinz Ludwig Friedrich Christian, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, am 18. November 1772 geboren, Sohn des Prinzen Ferdinand, eines jüngeren Bruders Friedrichs des Großen, war der vollkommene Gegensatz seines königlichen Vetters. Er war geistreich, voll feiner Lebensbildung, besaß Witz und Beredsamkeit. Ebenso sehr wie den Lebensgenuß liebte er die Gefahr; ein heftiges Verlangen nach Ruhm und Größe erfüllte ihn. Die großen Ereignisse der Welt beschäftigten ihn eifrig; die neuen Ideen der Zeit rauschten durch seinen Kopf. Er spottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes thun wollte; er suchte den Verkehr der ausgezeichnetsten Köpfe, aber selbst entbehrte er des ernsten, ruhigen Nachdenkens und derjenigen Festigkeit der Überzeugung, welche zu konsequentem Handeln führt: eine genial angelegte und lebensvolle, aber ungezügelte Natur. Von ihm sagt Clausewitz: „Der Prinz war der preußische Alkibiades. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Reichtum von Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit. Die „Minerva", ein Journal historischen und politischen Inhalts, das der bekannte Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges, Archenholtz leitete, verglich den Prinzen in einem Artikel aus dem Jahre 1807 mit dem großen Condé. „Es gibt wenig Menschen", heißt es da weiter, „deren ganzem Wesen die Natur den Heldencharakter so deutlich aufgeprägt hatte, und selten gehen aus ihrer Hand so reich, ich möchte sagen, so prächtig ausgestattete Menschen hervor. Eine unglaubliche Kühnheit, eine Verachtung aller Gefahr, wie ich sie nie gekannt habe, sprach sich in seiner Lebensweise, selbst im Schoße des Friedens aus. All diese Eigenschaften erhoben seine körperliche Schönheit zur wahren Zierde und legten ihr Gehalt und Bedeutung unter. Darum nahte sich ihm der Veteran mit Vertrauen und der Jüngling sah mit Enthusiasmus zu ihm auf. Wenige Offiziere der preußischen Armee dürften sich so einer Herrschaft über unsre Gemüter bewußt sein, wie er sie genoß."

Gefecht bei Saalfeld.

Die Meinung des Prinzen war, daß er den Krieg mutig eröffnen müsse, um alle weitere Unterhandlung unmöglich zu machen und den Beistand der Mächte, die sich noch nicht erklärt hatten, zu gewinnen. Daher war er, der wahre Repräsentant des in den Preußen glühenden Kriegseifers, weit davon entfernt, das wichtige Saalfeld den heranrückenden Franzosen zu überlassen. Schlachtbegierig rückte er am 10. Oktober mit seiner einzigen Division dem weit überlegenen Marschall Lannes entgegen, der ihm freilich in der Gewinnung der Gebirgspässe und der Höhen hinter Saalfeld schon zuvorgekommen war und dort seine Artillerie gut aufgestellt hatte. Ferner waren die Abhänge der oberen Saale für die französischen Tirailleurs, denen die preußischen Schützen nicht gewachsen waren, sehr günstig; sie waren geübter, rascher und hatten bessere Gewehre. Von dem um mehr als die Hälfte stärkeren Feinde zugleich in der Front und der Flanke gefaßt, wurden die Preußen trotz tapferster Gegenwehr zurückgedrängt. Auch ein Reiterangriff, den der Prinz befahl, mißlang: vergebens versuchte er die Zurückgeworfenen zum Stehen zu bringen; er wurde selbst in den wirren Knäuel der Flüchtigen hineingerissen, denen die französischen Husaren auf dem Fuße folgten. Beim Übersetzen über einen Gartenzaun in Wölsdorf blieb sein Pferd mit einem Fuße hängen. Infolgedessen holten ihn die französischen Reiter ein: er bedeckte den Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust, um nicht erkannt zu werden, mit seinem Hute. Guindet, Wachtmeister im 10. Husarenregiment, hieb ihn mit dem Säbel über den Kopf und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Nachdrücklich setzte sich der Prinz mit dem Degen zur Wehr. Da empfing er von Guindet einen Stich in die Brust, der ihn sterbend in die Arme seines Adjutanten, des Leutnants Nostitz, warf. Am Abend brachten die Franzosen die Leiche nach Saalfeld, wo sie einbalsamiert und vorläufig beigesetzt wurde. — Der Sieg bei Saalfeld hatte den Franzosen das Saalthal erschlossen: die Straßen nach Dresden und Berlin lagen offen vor ihnen. Es galt für Napoleon jetzt, die Zugänge zu der Thüringer Hochfläche zu gewinnen, welche die Preußen besetzt hatten.

Louis Ferdinands Tod.

Ratlosigkeit der preußisch. Führer.

In der preußischen Armee hatten die versprengten Flüchtlinge von Saalfeld allenthalben die größte Bestürzung verbreitet. Im Hauptquartier herrschte völlige Ratlosigkeit: Braunschweig ließ die Armee aufbrechen, da er seine Rückzugslinie bedroht sah, dann aber nach mehrstündigem Marsche hungrig und ermattet in die alten

Stellungen zurückkehren. Endlich wurde beschlossen, daß sie über Auerstädt nach der Unstrut gehen und bei Freiburg und Laucha ein Lager beziehen solle. Die Königin verließ unter Thränen die Armee und begab sich nach Weimar, um von dort am nächsten Morgen die Rückreise nach Berlin anzutreten.

Verwirrung in den preußischen Armeen.

Der Fürst von Hohenlohe erhielt den Befehl, sich bei Jena zu konzentrieren, sich aber auf keinen Fall von der Hauptarmee abschneiden zu lassen. In seinem Korps war die Verwirrung womöglich noch größer als in der Hauptarmee; die ganze Haltung der Truppen war erschüttert. Es hieß, die Franzosen rückten heran: sofort stürmte

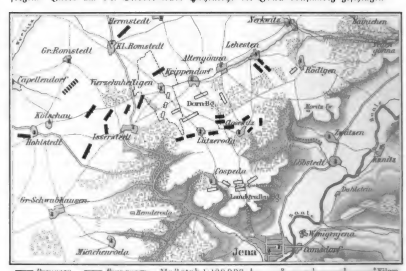
243. Prinz Louis Ferdinand.
Nach dem Originale des Heinrich Dähling gestochen von F. W. Bollinger.

und drängte alles durcheinander, viele Soldaten warfen die Waffen weg; Artilleristen schnitten die Stränge ihrer Pferde durch und ritten von dannen, die Protzkasten und Geschütze ihrem Schicksale überlassend; zwar gelang es, die Ordnung und Disziplin wiederherzustellen, aber für Lannes war es unter diesen Umständen ein leichtes, die preußischen Vorposten vor Jena zurückzuwerfen und in der Frühe des 13. Oktober sich der Stadt zu bemächtigen, während Hohenlohe auf den Höhen zwischen Jena und Weimar sich lagerte.

Die Stellungen der preußischen Armeen.

Die Vereinigung der beiden preußischen Armeen war geschehen; sie stießen so dicht aufeinander, daß sie sich zum Teil aus ihren Lagerstätten verdrängten. Auch Rüchel und Blücher waren jetzt dicht an die Hauptarmee herangezogen, und die bis Ilmenau vorgeschobene Vorhut unter dem Herzoge Karl August von Weimar zog

sich ebenfalls wieder auf die Hauptarmee zurück. Allein sofort hob der Herzog von Braunschweig die Vereinigung wieder auf; entschlossen erst zwischen der Saale und Elbe eine Schlacht anzunehmen, befahl er den Linksabmarsch der Hauptarmee. Die ganze Armee veränderte infolgedessen ihre Stellungen: da stieß der Vortrab am 13. Oktober bei dem Passe von Kösen auf französische Patrouillen, die von Naumburg her denselben überschritten hatten und jetzt auf der Hochfläche in der Flanke der Armee erschienen. Man mußte darauf gefaßt sein, bald größeren Truppenmassen zu begegnen. Hohenlohe erhielt daher den Befehl, bei Jena stehen zu bleiben, der Hauptarmee während ihres Linksabmarsches die Flanke zu decken und ihr dann zu folgen. Indes am 14. Oktober ward Hohenlohe bei Jena vollständig geschlagen.




244. Plan zur Schlacht von Jena.

*Die Schlacht von Jena.*

Unermüdlich folgte Lannes den auf die Höhe zurückweichenden Preußen. Seine leichten Truppen erkletterten die Berglehne, die Hauptmasse seiner Truppen führte er durch das Mühlthal hinauf, um die Höhe des Landgrafenberges, der sich im Norden der Stadt erhebt und den Schlüssel zur preußischen Stellung bildete, zu gewinnen. Soult unterstützte diese Bewegung durch das Rauthal, das auf der andern, östlichen Seite des Landgrafenberges sich hinzieht. Der Besitz dieser Höhen, welche das Saalthal bei Jena beherrschen, gewährte Lannes vollen Einblick in die Stärke und Stellung der Preußen. Dennoch ließen ihn die Preußen unbehelligt: es war der bündige Befehl Braunschweigs, daß Hohenlohe sich jedes Angriffes auf die Franzosen enthalten solle. Lannes aber in der Erwartung, von den Preußen aus jenen wichtigen Positionen wieder vertrieben zu werden, sandte an den Kaiser um Hilfe.

Napoleon war der Meinung, daß es die Hauptarmee der Preußen wäre, mit der Lannes handgemein geworden. Er traf sofort die nötigen Anordnungen, um mit überlegenen Streitkräften ihr zu begegnen: Ney, Soult und die Garden erhielten Befehl, sich nach den Höhen hinter Jena in Marsch zu setzen, hinter ihnen Murat und Augereau. Er selbst traf noch vor dem Abend in Jena ein. Unverzüglich nutzte er den Fehler Hohenlohes aus, der nach dem Befehle des Oberfeldherrn sich gescheut hatte, die Franzosen von der Höhe wieder zu vertreiben. Während der Nacht ließ er die Wege auf die Höhen herstellen und Geschütz hinaufschaffen; er selbst ergriff eine Fackel, um den Eifer der Mannschaften anzufeuern. So nahe wagte er sich an die preußischen Vorposten heran, um zu rekognoszieren, daß er sie sprechen hören konnte: sie gaben Feuer; er warf sich platt auf die Erde nieder und entging der Gefahr. Wohl meldete man dem Fürsten Hohenlohe in Kapellendorf die geschäftige Bewegung, welche man bei den Feinden wahrnahm: allein der Fürst glaubte an keine Schlacht und traf nicht die geringsten Vorkehrungen.

Digitized by Google

Ein dichter Nebel lag am Morgen des 14. Oktober über der Walstatt, als um 6 Uhr Lannes dem Tauentzienschen Korps, Preußen und Sachsen, das aus den Dörfern Closwitz und Lützenroda vorrückte, begegnete. Zwei Stunden lang focht Tauentzien tapfer. Als aber allmählich der Nebel sich teilte und den Franzosen die geringe Zahl ihrer Gegner enthüllte, wurde ihr Angriff ungestümer: Tauentzien zog sich hinter die Dörfer zurück und wehrte sich, bis alle Munition verschossen war. Nun erst trat er zwischen 9 und 10 Uhr in guter Ordnung den Rückzug nach Vierzehnheiligen an, von wo eben der Fürst die Regimenter zum Kampfe ausrücken ließ. Wie bitter rächte es sich jetzt, daß er widerstandslos tags vorher die Franzosen hatte die Höhen ersteigen lassen! Und wenn auch, wie von sachkundiger Seite behauptet wird, der Anstieg nur schwer oder gar nicht zu hindern war, so hätte er doch auf alle Fälle dem Feinde nicht gestatten sollen, die wichtige Position zu besetzen, wenn auch von dem Herzog Karl der unter andern Voraussetzungen eingegangene Befehl jedes Engagement mit dem Feinde untersagte.

Die Hauptmacht Hohenlohes unter Grawerts Kommando nahm ihre Aufstellung vor den Dörfern Vierzehnheiligen und Isserstädt. Zugleich erging an Rüchel Befehl, schleunigst von Weimar zur Unterstützung heranzuziehen. Der Fürst hieß Grawerts eigenmächtiges Vorgehen gut, denn jetzt mußte auch er erkennen, daß die Schlacht unvermeidlich war. Schon aber war es zu spät, das kleine Korps des Generals Holtzendorf, das seitwärts zur Rechten bis Rödchen mit den Franzosen handgemein geworden war, zu entsetzen. Von der Hauptmacht abgeschnitten, wurde es geworfen und mußte sich am Nachmittage nach Apolda zurückziehen. Um Vierzehnheiligen entspann sich ein sehr hitziges Gefecht. Ney, von Lannes unterstützt, bemächtigte sich des Dorfes, ohne daß die preußische Infanterie, die nach altpreußischer Überlieferung immer wieder in staffelförmiger Aufstellung, gleichsam eine Reihe von Scheiben für den gutgedeckten Feind bildend, vorrückte, im stande war, es wieder einzunehmen. So wirksam waren die beiden Batterien, durch welche die Franzosen das Dorf von beiden Seiten deckten, und so groß zeigte sich auch hier wieder von dem Isserstädter Forst her die Überlegenheit der französischen Tirailleurs. Vollends als um Mittag bei Isserstädt auch Augereau in den Kampf eingriff und die ersten Kolonnen Murats und der Garden vor Vierzehnheiligen erschienen, reichte auch die größte Tapferkeit der preußischen Soldaten nicht mehr hin, dem jetzt doppelt überlegenen Feinde zu widerstehen. Grawert war durch einen Prellschuß verwundet. Mit äußerster Anstrengung suchte Hohenlohe, niemals tapferer als in diesen Stunden, die Stellung bis zu dem Eintreffen Rüchels zu halten. — Vergebens: der Feind umklammerte die beiden Flügel der preußischen Linie, immer frische Reiter warf er auf die gelichteten Bataillone: der Rückzug wurde angetreten, der bald in Unordnung und Verwirrung ausartete.

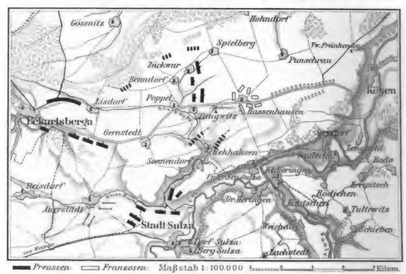
Da langte um zwei Uhr Rüchel an. Schon bei Kapellendorf kamen ihm flüchtige Haufen entgegen. Indessen geordneten Schrittes, natürlich wieder in Staffeln (Echelons), gingen die Regimenter vor und warfen die feindliche Reiterei, welche gegen sie anstürmte, zurück: da empfing sie aus nächster Nähe ein mörderisches Kartätschenfeuer. Vollkommen vom Feinde überflügelt und erdrückt, vermochten sie nicht standzuhalten. Rüchel selbst wurde verwundet; er wich jedoch nicht vom Schlachtfelde, bis der Rückzug seiner Truppen gesichert war. Da sprengte die feindliche Reiterei gegen sie an, und der Rückzug artete in wilde Flucht aus. Damit war auch das Schicksal der sächsischen Abteilung entschieden, welche, abgeschnitten in ihrer Stellung auf dem äußersten rechten Flügel von allen Seiten angegriffen, teils zersprengt, teils gefangen genommen wurde.

Wohl sammelten sich hier und da die geschlagenen Regimenter auf dem Rückzuge noch wieder: es war die Hoffnung, bei der nahen Hauptarmee Rückhalt zu finden, wenn diese zusammenhielt. Als aber während des Rückmarsches die Kunde sich unter ihnen verbreitete, daß auch die Hauptarmee bei Auerstädt geschlagen wäre, da schien mit einem Schlage alles verloren: der Rückzug artete in zügellose Flucht aus, viele suchten in Erfurt Zuflucht, viele trugen den fassungslosen Schrecken, der sie selbst erfüllte, in die Reihen der Bataillone der Hauptarmee, auf die sie am Morgen nach dem Unglückstage trafen. Dies unselige Zusammentreffen war es eben, was die Niederlage bei Jena so vollständig machte, was den Kampf der Hauptarmee zu einer Niederlage gestaltete. Der Rückzug.

Doch gab es auch Heeresteile, die ihren Rückzug trotz des mit Übermacht nachdrängenden Feindes in herrlicher Ordnung bewerkstelligten. Namentlich ward einer sächsischen Abteilung von dem Adjutanten Hohenlohes von der Marwitz ein rühmendes Zeugnis ausgestellt. „Mitten unter Tausenden von Flüchtlingen“, so erzählt er als Augenzeuge, „unablässig vom Feinde angegriffen und niemals erschüttert, ging das sächsische Grenadierbataillon „aus dem Winkel“ vollkommen geordnet, in mäßigem Schritt und mit klingendem Spiel zurück. In einem offenen Viereck bot es dem Feinde die Spitze, so oft er ihm nahe kam, und weder das wiederholte Anreiten seiner Kavallerie noch die Kugeln der Tirailleure erschütterten diese tapferen Leute. Sobald das Bataillon Lust hatte, ward Trupp geschlagen, es zog mit Musik, wie auf dem Exerzierplatz ab; kam der Feind wieder heran, ein — Wirbel und alles stand schlagfertig.“

Schlacht von Auerstädt.

Der Marschall Davout hatte von Napoleon den Befehl erhalten, gegen Apolda zu marschieren, um den von dem Herzog von Braunschweig beabsichtigten Flankenabmarsch nach der Elbe zu zu hindern. Dabei sollte ihn Bernadotte von Dornburg her, dessen Paß Hohenlohe unbesetzt gelassen hatte, unterstützen. Doch kam Bernadotte diesem Befehle nicht nach, so daß Davout dann gerade in Umkehrung des in der Schlacht bei Jena obwaltenden Verhältnisses die feindliche Macht gegen sich hatte. Als nun am Morgen des 14. Oktober die preußische Hauptarmee unter dem Herzoge von Braunschweig von Auerstädt aufbrach, um den beabsichtigten Marsch nach der Unstrut anzutreten, stieß ihre Vorhut unter Blücher bei dem Dorfe Poppel auf die Franzosen, welche nicht bloß den Kösener Paß, sondern in der Morgenfrühe auch schon den steilen Thalrand des linken Saaleufers besetzt hatten und bis zu dem genannten Dorfe nord-




245. Plan zur Schlacht von Auerstädt.

wärts vorgedrungen waren. Zwei Kilometer hinter Poppel erhielt dann die Division Schmettau heftiges Geschützfeuer in die rechte Flanke und ebenso entdeckte nach links hin Blücher feindliche Aufstellungen. Die Franzosen hatten also die Hochebene gewonnen.

Die preußische Armee bestand aus den drei Divisionen Oranien, Wartensleben und Schmettau, wozu noch zwei Reservedivisionen und Blücher mit seinem Husarenregiment kamen, der zur Führung der Avantgarde berufen war. Wartensleben und Oranien waren noch weit zurück. Die einzige Division des Grafen Schmettau formierte sich daher in langer Paradefront zur Schlacht. Währenddessen aber begann Blücher schon den Angriff; seine reitende Batterie eröffnet auf die französischen Geschütze ihr Feuer, soweit es der dichte Morgennebel zuläßt. Er beschließt dann, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen und die französische Infanterie in Flanke und Rücken zu fassen. Allein kaltblütig empfangen die französischen Karrees seinen Angriff. Seine Leute geraten in die Schußlinie seiner eignen Batterie: sie glauben sich von allen Seiten angegriffen; sie gehen zurück, die Ordnung löst sich auf. Noch einmal versucht der mutige General seine Reiter vorwärts zu bringen; jedoch vergebens, es waren Kürassiere, nicht seine „Roten". Sein Pferd wird erschossen; auf einem Trompeterschimmel wirft er sich, eine Standarte in der Hand, den Flüchtigen entgegen; aber rechts und links flutet der Strom der Erschreckten an ihm vorüber, bis sie in bewaldeten Höhen einen Schutz erreicht zu haben glauben. Jetzt vernichtet ein französisches Regiment mit Leichtigkeit die preußische Batterie. In hellem Zorn begab sich Blücher zu dem König: aber sein Anteil an der Schlacht war vorüber.

Die Franzosen hatten das Defilee zwischen Kösen und Hassenhausen besetzt. Schmettaus Versuche, sie daraus wieder zu vertreiben, scheiterten, auch seine Angriffe auf das hart umstrittene

Dorf Hassenhausen, den Mittelpunkt der ganzen Schlacht, waren vergeblich. Es mußte das Herannahen der Division Wartensleben abgewartet werden; endlich nach 8 Uhr langte sie an. Ein erbittertes Ringen um Hassenhausen begann: furchtbar lichteten sich die Reihen der Preußen, während den gedeckten Stellungen der Franzosen nicht beizukommen war. Dem Grafen Wartensleben wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst verwundet, Schmettau wurde getötet. Da empfing auch der Herzog von Braunschweig, wie er eben vor der Front des Bataillons Hanstein Befehle austeilte, eine Kugel in den Kopf, die, von der Rechten zur Linken dringend, ihn der Sehkraft beider Augen beraubte. Damit ging gerade jetzt alle Führung verloren, wo die preußischen Grenadiere in todverachtendem Ansturm eben in das Dorf eindrangen. Wenn da Oranien zur Stelle gewesen wäre! Prinz Wilhelm von Preußen machte mit einer Anzahl Schwadronen, die er gesammelt hatte, eine Attacke, um der Infanterie Luft zu verschaffen. Aber der Angriff wurde durch frisch heranrückende französische Regimenter abgeschlagen und der Prinz selbst verwundet. Nunmehr konnten sich auch die preußischen Divisionen, in den Flanken bedroht,

246. Louis Nicolas Davout, Herzog von Auerstädt, Marschall von Frankreich (1809 Fürst von Eggmühl).

Nach einem Stahlstiche von Carl Mayer.

L Davout

nicht halten und wichen zurück. Viele Bataillone hatten sich vollständig verschossen. Da erschien der Prinz von Oranien mit seiner Division: Davout warf ihm seine letzten Reserven entgegen und drängte ihn zurück. In diesem kritischen Momente bat Blücher den König um die Erlaubnis, dem Feinde nochmals mit der Kavallerie „auf den Leib zu gehen". Allein Friedrich Wilhelm schlug die Bitte ab: er befahl den Rückzug auf Weimar, um mit Hohenlohe zusammen am andern Tage die Schlacht zu erneuern. Und doch stand der linke Flügel der Preußen unter Scharnhorsts Führung noch unerschüttert: mit Kartätschen erwehrte er sich der Angriffe der französischen Reiterei. Er war dann auch der letzten einer, die das Schlachtfeld verließen, und jetzt erst ließ er sich eine im Anfang der Schlacht erhaltene Wunde, einer Ohnmacht nahe, verbinden. Die Division Arnim und die bei Sulza stehenden Bataillone waren noch gar nicht zum Schusse gekommen, während Davout seine letzte Kraft hatte einsetzen müssen, um das Errungene zu behaupten. Auch hatte die bei Eckartsberga, nordwestlich des Schlachtfeldes aufgestellte Reserve unter Kalckreuth, 18000 Mann stark, sich völlig unthätig verhalten.

Die preußische Armee ging zunächst auf Auerstädt zurück. Im Angesichte des Dorfes nahm sie nochmals Aufstellung: dann trat sie den Rückzug an. „Die Armee des Königs siegte nicht", ist Scharnhorsts Urteil, „wurde aber auch nicht eigentlich geschlagen."

Digitized by Google

Eine „regelrechte Bataille“ war der Kampf bei Auerstädt so wenig wie die Schlacht bei Jena. Einzeln wie sie anlangten, wurden hier wie dort die preußischen Korps dem Feinde entgegengeworfen — und geschlagen. Von einem Zusammenwirken der Abteilungen, von einem Schlachtplane war nirgends die Rede. Das war die durch nichts zu ersetzende Schuld der Führer. Auf die „Federbüsche“ warf daher das Volk seinen Haß.

Rückzug auf Nordhausen.

Die von Auerstädt zurückgehenden Preußen wußten zunächst von der Niederlage bei Jena noch nichts. Der Rückzug nach Weimar war durch diese zur Unmöglichkeit geworden, und nun befahl der König mit völliger Änderung der Marschrichtung den Rückzug auf Nordhausen. Verhängnisvoll war, daß die retirierende Armee von dem Schrecken der Flüchtlinge von Jena angesteckt, in deren Flucht gewissermaßen mit hineingerissen wurde. Erst das Zusammentreffen des Unglücks von Jena mit dem Mißerfolge vor Auerstädt, während gerade jede der beiden Armeen an der andern Rückhalt zu finden gehofft hatte, machte die Niederlage so groß, so wahrhaft niederschmetternd. Mit Recht konnte Napoleon sagen, er habe den Tag von Roßbach wett gemacht. Nicht die Armeen Preußens waren bloß besiegt: man kann sagen, daß an dem Unglückstage des 14. Oktober die Monarchie Friedrichs des Großen überhaupt zu Grunde ging.

### Der Zusammenbruch Preußens. Napoleon Herr Norddeutschlands.

Übergabe von Erfurt.

Tausende von Flüchtlingen suchten sich in die nächste preußische Festung, nach Erfurt, zu retten. Hier trafen der greise Feldmarschall Möllendorf und der Prinz von Oranien mit dem Herzoge von Weimar zusammen, der darauf drängte, die Flüchtigen über Langensalza der Armee wieder zuzuführen. Kaum aber zeigten sich am Mittage des 15. Oktober die ersten Spitzen des Neyschen Korps vor der Stadt, so gaben Möllendorf und der Prinz jeden Gedanken eines Widerstandes auf: noch in der Nacht wurde die Kapitulation der Festung unterzeichnet, die den starken Platz mit 10000 Mann ohne Schwertstreich dem Feinde überlieferte. Nur Karl August führte sein Korps vorher gegen Norden von dannen.

Der Rückzug einer entmutigten Armee.

Führerlos umherirrend fielen ganze Abteilungen der Hohenloheschen Armee den Franzosen in die Hände; andern gelang es, zur Hauptarmee zu stoßen. Diese erreichte unter Führung des Königs, in einem angestrengten Nachtmarsche vom 14. zum 15. Oktober, häufig nahe an den französischen Biwaks vorüber, unter steter Gefahr eines Zusammenstoßes mit den Feinden, Sömmerda. Von hier richtete sich der Marsch auf Magdeburg. Der König wählte, angeblich der größeren Sicherheit wegen, dorthin den Umweg über den Harz. In Sondershausen traf Hohenlohe bei dem Könige ein und erhielt nunmehr das Kommando über den Rückzug der ganzen Armee, nur daß die Nachhut unter den Befehl des Generals Kalckreuth gestellt wurde. Der Fürst erhielt den Befehl, die Reservearmee des Herzogs von Württemberg an sich zu ziehen, Berlin zu sichern und hinter der Oder mit den jetzt auch aus Ostpreußen heranziehenden Truppen Stellung zu nehmen.

Den abziehenden Preußen waren die Franzosen unter Soult hart auf den Fersen. Bei Weißensee waren sie nahe daran, die Nachhut von der Armee abzuschneiden, so daß Kalckreuth schon an Kapitulation dachte: habe doch, meinte er, der König ausdrücklich befohlen, nicht zu schlagen. Mit größter Bestimmtheit indes trat ihm Prinz August von Preußen entgegen. — „Wenn der König verboten hat zu schlagen“, rief er dem Kleinmütigen zu, „so hat er uns doch auch nicht befohlen, uns zu ergeben, ohne zu schlagen, was unerhört wäre in der preußischen Geschichte.“ Auch Blücher, der Graubart mit der Jünglingsseele, sprach sich scharf gegen Kalckreuth aus: unter Waffen grau geworden, verstehe er doch, sagte er, in einer Viertelstunde zu sterben, wenn die Pflicht es gebiete. So wurde denn wirklich, wenn auch unter Beschwerden und Verlusten, der Marsch auf Nordhausen fortgesetzt.

In Nordhausen wurde beschlossen, daß die Armee, um Magdeburg schneller zu erreichen, in getrennten Abteilungen über den Harz gehen solle. Blücher übernahm es auf Scharnhorsts dringende Bitte, den erhaltenen Rest von Artillerie, noch 41 Geschütze, mit einigen hundert Reitern und Infanteristen um den Harz herum über die Elbe zu bringen. Er führte die Franzosen in die Irre, so daß sie seine Spur verloren, und brachte am 24. Oktober seine Geschütze bei Sandau glücklich über die Elbe, ohne auch nur einen Protzkasten verloren zu haben. Blüchers Marsch über den Harz.

Während die geschlagenen Truppen, eine verworrene Menschenmenge, viele ohne Gewehre und Munition, ohne Ordnung und Verpflegung, ohne Vertrauen auf ihre Führer, den Rückweg nach der Elbe suchten, hatte Bernadotte auch die Reservearmee des Prinzen Eugen von Württemberg über den Haufen geworfen. Am 17. Oktober griff er sie mit drei Divisionen bei Halle an. Mit der größten Tapferkeit kämpften die Preußen gegen die große Übermacht: vergebens, sie wurden geschlagen und mußten in regellosem Rückzuge auf Magdeburg zurückgehen. Gefecht bei Halle.

Am 20. Oktober langte Hohenlohe in Magdeburg an, wo nun noch einmal 37000 Mann zusammen waren. Allein für die Verpflegung einer solchen Truppenzahl war nichts vorbereitet; allenthalben herrschte die größte Unordnung, zahllose Troßwagen versperrten die Straßen. Am folgenden Tage verließ Hohenlohe die Festung mit einer Armee von 41 Bataillonen und 155 Schwadronen. Sein Ziel war Stettin. Aber mit jedem Marschtage schwand die Armee mehr zusammen: Nachts, wenn sie ihre heimatlichen Kantone berührten, schlichen sich die Soldaten scharenweis von dannen. „Der König hat jüngere Leute“, hörte man wohl die altgedienten Soldaten sagen, „mögen die die Sache ausmachen!“ Marsch nach Stettin.

Währenddessen waren auch die Franzosen an der Elbe angelangt: Davout und Augereau bei Wittenberg, Lannes und die Garden bei Dessau. Ney nahm Stellung vor Magdeburg, und Soult schickte sich zur Verfolgung der abziehenden Gegner an. Da traf auch der Herzog Karl August von Weimar mit seiner Division nach langem Marsche über das Eichsfeld und Stendal an der Elbe ein, um sie nach Blüchers Beispiel bei Sandau zu überschreiten. Dank der Tapferkeit des Obersten York gelang es. York wußte mit seinen Jägern durch ein ebenso tapfer wie geschickt geleitetes Gefecht bei Altenzaun (am 26. Oktober) die Feinde so lange festzuhalten, bis der Herzog den Übergang bewerkstelligt hatte. Nunmehr aber gab Karl August auf das ausdrückliche Geheiß des Königs den Befehl über seinen Heerhaufen an den General Winning ab; denn Napoleon verlangte von ihm, daß er in sein Land zurückkehre, wenn er es nicht verlieren wolle. Übrigens hatte er dieses Schicksal sich schon gedacht, als die Schlacht von Jena verloren war, und hatte sich drein gefügt. „So!“ hatte er damals mit philosophischer Ruhe gesagt, „Herzog von Weimar wären wir nun gewesen.“ Der Herzog von Weimar.

Für Hohenlohe kam alles darauf an, seinen Marsch so zu beschleunigen, daß seine flüchtige und ungeordnete Armee vor einem Zusammenstoße mit dem eifrig nachdrängenden Feinde bewahrt würde. Dennoch wählte er statt des geraden Weges nach Stettin den Umweg über Neustadt an der Dosse, der ihn einen Marschtag kostete. Es war der Oberst Massenbach, sein Generalstabschef, der ihn so schlecht beriet und überhaupt in der Bestimmung der Märsche und Quartiere Fehler auf Fehler häufte, so daß die Truppen, abgehetzt und hungrig, den Rest ihres Vertrauens zu ihrer Führung verloren. Am 28. Oktober wurde Prenzlau erreicht. Da zeigten sich zur Seite französische Reiter, die Spitzen von Murats Korps. Ein kleines Gefecht entspann sich. Massenbach hielt einen rekognoszierenden Umritt. Er sah die Situation als höchst bedenklich an, in wenigen Augenblicken, meinte er, werde die Einschließung der Preußen vollendet sein. Sah er doch in seiner völligen Fassungslosigkeit Franzosen Kapitulation von Prenzlau

da, wo gar keine standen. Der Fürst hatte eine persönliche Unterredung mit Murat, der auch Lannes beiwohnte. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort", versicherte ihm, lebhaft mit den Händen gestikulierend, der phantasievolle Gascogner, „daß Sie von 100000 Mann eingeschlossen sind." Diese sinnlose Übertreibung machte trotzdem Eindruck auf den Fürsten Hohenlohe: ihm schien es unrecht, nur um seines Ruhmes willen — als ob es sich nicht um mehr gehandelt hätte! — das Leben von Tausenden aufs Spiel zu setzen. So entschloß er sich zu kapitulieren: 10000 Mann Fußvolk und 1800 Reiter setzten ihre Gewehre zusammen und ergaben sich als kriegsgefangen, während die Franzosen mit dem Jubelgeschrei: „Vive l'empereur!" die Luft erfüllten. Das war das Nachspiel zu Jena! Mehrere kleine Abteilungen jedoch, die es wagten, weiter zu marschieren, gelangten glücklich nach Stettin.

Blücher führt die Nachhut.

Am Abend des 24. Oktober hatte sich **Blücher**, nachdem er glücklich die 41 Geschütze über die Elbe gebracht, in der Begleitung Scharnhorsts in Neustadt im Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe wieder eingestellt und um weitere Verwendung gebeten. Man ließ ihm die Wahl, ob er die Reiterei oder die **Nachhut** der Armee anführen wolle. Er wählte das letztere, nur daß er auch noch sein Regiment roter Husaren der Nachhut zuteilen ließ.

Unter den größten Entbehrungen und Strapazen hatte er nun Hohenlohe den Rücken zu decken. Mehrmals kam es vor, daß Soldaten, völlig erschöpft, auf dem Marsche tot zu Boden stürzten. Am 28. Oktober traf auch er bei Lychen auf den Feind. Allein seine „Roten" warfen die Franzosen kräftig zurück und machten sogar einige Gefangene. Am Abend langte er vor **Boitzenburg** (Boitzenburg nicht in Mecklenburg-Schwerin an der Elbe, sondern zwischen Lychen und Prenzlau in der Uckermark) an, das schon von den Franzosen besetzt war. Blücher drohte mit einem Angriffe: da zogen es die Franzosen vor, ihm die Stadt zu räumen. Nach achtzehnstündigem Marsche läßt er hier seine Leute einige Stunden ausruhen; aber schon um 3 Uhr morgens wird wieder zum Aufbruche geblasen: nur noch ein Tagemarsch ist bis Prenzlau zu machen. Aber bald stößt er auf Versprengte der Hohenloheschen Armee, die ihm die Schreckenskunde bringen, daß der Fürst kapituliert habe.

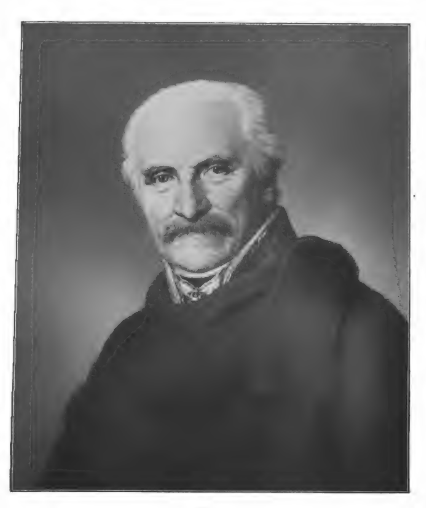
Weitere Kapitulationen. Blüchers Standhaftigkeit.

Wahrhaft niederschmetternd wirkte die Nachricht von Hohenlohes Kapitulation auf alle Generale, welche noch mit kleineren Abteilungen im Felde standen; am 29. ergaben sich Hagen und Poser mit 4000 Mann bei **Pasewalk**, am 1. November Bila bei **Anklam**, andre Abteilungen bei **Wolgast**, selbst die 41 Kanonen, die Blücher gerettet hatte, wurden jetzt unversehrt bei **Boldekow** den Franzosen überliefert. Auch Blüchers Korps war sehr abgemattet, er ging nach Boitzenburg zurück; zwei Stunden von ihm stand Murat, im Rücken und in der Flanke Bernadotte; aber an Kapitulation dachte der Wackere keinen Augenblick: er beriet sich mit Scharnhorst, wohin sie den Marsch der Zehntausend, die sie um sich gesammelt, zu richten hätten. Bernadotte ließ ihn zur Ergebung auffordern: mit derber Entschiedenheit verbat er sich solche Zumutungen.

Blücher.

**Gebhard Leberecht von Blücher**, am 16. Dezember 1742 zu Rostock geboren, war der jüngste Sohn eines ehemaligen hessen-kasselschen Rittmeisters. Die Mittel des Vaters waren äußerst schmal, so daß die neun Kinder des Hauses ohne jegliche Verwöhnung aufwuchsen; er beschränkte seine Erziehung auf strengste Gewöhnung an Ehrenhaftigkeit und militärische Ordnung, während die fromme Mutter, eine geborene von Zülow, dem Knaben jene Liebe zu Gottes Wort einflößte, die auch das Herz des Greises noch in den Nöten und Gefahren des Lebens erfrischt und gestärkt hat. In der Rostocker Stadtschule lernte er sein „Bißchen Latein", aber die Geheimnisse der hochdeutschen Sprachweise und Rechtschreibung wollten sich ihm nicht recht erschließen, da im Elternhaus und in der Schule gewöhnlich plattdeutsch gesprochen wurde. Der Unterschied von mir und mich blieb ihm stets gleichgültig. Und doch war der Knabe ungewöhnlich begabt: er besaß eindringende Verstandesschärfe, klare Auffassung, ein starkes Gedächtnis und große Gewandtheit im Ausdruck. Im Verkehr mit seinen Schulkameraden trat nicht selten seine natürliche Beredsamkeit zu Tage, durch die er sie nach seinem Willen lenkte.

Vierzehnjährig schloß er die Zeit seiner Schulbildung ab. Er verlebte jetzt anderthalb Jahre in fröhlicher Ungebundenheit bei seinem Schwager, dem Kammerjunker von **Krackwitz**, auf der damals schwedischen Insel **Rügen** und trat dann, noch nicht 16 Jahre alt, als Junker in das



247. Gebhard Leberecht von Blücher.

Nach dem Gemälde von F. C. Gröger (1816).



Digitized by Google

schwedische Husarenregiment Graf Sparre ein. Als solcher kämpfte er während des Siebenjährigen Krieges in Pommern gegen die Preußen. Da begegnete es ihm in dem Gefecht bei Neumühl am 29. August 1759, daß mehrere Husaren von dem Freikorps des Obersten Belling ihn umringten; sein Pferd, verwundet, bäumte sich auf und warf seinen Reiter ab. Ein Bellingscher Husar packte den schmächtigen schwedischen Kornett, hob ihn vor sich aufs Pferd und führte ihn als Gefangenen fort.

So geriet Blücher in preußische Kriegsgefangenschaft. Indes der Oberst Belling, übrigens sein Verwandter, fand Wohlgefallen an dem kecken Junker: er veranlaßte, daß Blücher nach angemessener Regelung seiner Verhältnisse den schwedischen Dienst quittierte und bei den Bellingschen (schwarzen) Husaren, die auf ihrem hohen Filzhute die Devise „Vincere aut mori“ trugen, als Kornett eintrat. Damit war nun Blücher auch der Gegner seiner Heimat geworden, denn Mecklenburg hielt es mit den Feinden Preußens. Belling, ein ausgezeichneter Soldat, wußte bald das offene, ungestüme Gemüt des Jünglings zu gewinnen und zu zügeln: ihm verdankt Blücher für seine militärische Ausbildung das meiste. Im April 1762 — Blücher war 1760 Sekondeleutnant und anderthalb Jahre später Premierleutnant geworden — fanden die Kämpfe mit Schweden ihren Abschluß. Die Bellingschen Husaren wurden nun der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen zugeteilt. Hier fand Blücher mehrfach Gelegenheit sich hervorzuthun. In der Schlacht von Freiberg (29. Oktober 1762) aber erhielt er durch einen Granatsplitter eine so schwere Verwundung am Fuß, daß er fast bis zum Friedensschlusse in Leipzig zur Heilung weilen mußte.

Nach dem Hubertusburger Frieden kamen die Bellingschen Husaren, im Jahre 1764 statt ihrer schwarzen eine rote Uniform erhaltend, nach Stolp in Pommern in Garnison. — Hier und später in Bütow verbrachte Blücher sieben Jahre einförmigen Garnisonlebens. — Dann riefen ihn die polnischen Wirren ins Feld. Sie gaben ihm die Gelegenheit, in dem Gefecht bei Schneidemühl besonderen Ruhm zu ernten; selbst der König erklärte ihn bei der nächsten Revue für einen tüchtigen Offizier. Im Jahre 1771 wurde Blücher Stabsrittmeister. Allein bei dem Aufrücken zum Major überschlagen, forderte er ungestüm seinen Abschied: er erhielt ihn Ende 1772, nicht durch die oft genannte, aber erdichtete Kabinettsordre, daß er sich zum Teufel scheren könne, sondern durch den schlichten Bescheid des Generals Lollhöfel, „daß Se. Königl. Majestät ihn seiner Dienste entlassen“ habe.

Ein andres Leben begann jetzt für Blücher: aus dem schneidigen Husaren wurde ein wackerer Landmann. Er verheiratete sich mit Karoline von Mehling und übernahm zunächst von seinem Schwiegervater eine Pachtung. Sein rühriges Schaffen hatte Erfolg: bald gelangte er zu eignem Besitz, er kaufte das Gut Groß-Raddow in Hinterpommern. Mit aller Treue und gutem Erfolge bewirtschaftete er sein Gut, daneben beschäftigte er sich aus Standesinteresse mit der Hebung des ritterschaftlichen Kredits, so daß die Stargarder Landschaft ihm das Amt eines Deputierten bei der Landschaftsdirektion übertrug. So gewann er eine gewisse Vielseitigkeit und Einsicht in Verwaltungsverhältnisse, die ihm später trefflich zu statten gekommen ist: es war die Zeit, in der seine Anschauungen und Neigungen bestimmte Färbung und Festigkeit erhielten. Aber im Kriegswesen erkannte er sein Element; mit brennendem Eifer trachtete er danach, wieder Soldat zu werden. Immer wieder wandte er sich an den König und bat um Wiederaufnahme in das Heer. Allein teils erhielt er gar keine Antwort, teils schrieb der Alte Fritz kurz auf die Eingaben: „Ist nichts!“ Jedoch überwies er ihm, um dem ehemals so trotzigen Stabsrittmeister seine gute Meinung auszudrücken, 9550 Thaler zur Melioration seiner Güter zu dem Zinsfuße von einem Prozent.

Erst König Friedrich Wilhelm II. erfüllte die unablässig wiederholte Bitte: Blücher wurde 1787 als Major in das vordem Bellingsche, jetzt Schulenburgsche Husarenregiment wieder eingestellt. Als solcher machte er sofort den kurzen Feldzug gegen die holländischen „Patrioten“ mit. Im Jahre 1788 wurde er Oberstleutnant, 1790 Oberst. Da traf ihn ein schwerer Schlag: er verlor 1791 seine von ihm auf das innigste geliebte Frau.

Der Krieg gegen Frankreich brach aus: auch Blücher zog mit seinen roten Husaren an den Rhein. Mit dem Kommando über die preußischen Vorposten betraut, wußte er, wenn er auch an den großen Schlachten nicht teilnahm, doch mit Kühnheit und Geschick manchen Handstreich auszuführen. Neben dem Erbprinzen von Hohenlohe und dem Generalmajor von Rüchel nannte man ihn bald unter den kriegseifrigsten Offizieren. Sein Ehrentag aber war der 28. Mai 1794, an dem er mit seinem Vorpostenkorps das 6000 Mann starke Korps Desaix bei Kirrweiler in die Flucht schlug. Vierzehn Tage danach wurde er zum Generalmajor und Chef seines Husarenregiments ernannt, das während der Rheinkampagne allein 11 Kanonen und 5 Fahnen erobert und 3327 Gefangene gemacht hat, ohne selbst einen einzigen Offizier zu verlieren. Blüchers Name war in aller Munde.

Nach dem Frieden fiel es ihm zu, den nördlichsten Teil der Demarkationslinie zu beobachten. Er nahm sein Hauptquartier in Emden, wo er nicht müde wurde seine Truppen einzuüben und zu rechter Zucht zu gewöhnen, bis es „wieder losginge“. Hier schloß er seine zweite glückliche Ehe mit der 31 Jahre jüngeren Amalie von Colomb; hier schrieb er in schlichter Einfachheit und größter Bescheidenheit und mit der strengsten Wahrhaftigkeit sein „Campagne-Journal der Jahre 1793 und 1794“. Der König aber lohnte seine großen Verdienste dadurch, daß er ihm das Gut Duninow bei Kowno mit fünf Nebengütern schenkte; Blücher verkaufte einige

Jahre später diese „Gratialgüter" für 140000 Thaler. Auch sonst liebte er es, häufig seinen Besitz zu wechseln: ein Spielen um hohen Einsatz, wie er sich denn auch die Eintönigkeit des Garnisonlebens gern durch die Aufregung hohen Spielens belebte.

Nachdem er 1801 Generalleutnant geworden war, ward ihm die unerfreuliche Aufgabe, die durch den Reichsdeputationshauptschluß Preußen zugesprochenen Teile des Bistums Münster militärisch zu besetzen. Er entledigte sich des Auftrages mit solchem Geschicke, daß nicht gar lange danach das Domkapitel und die Stände des Bistums von dem Könige sich Blücher zum Gouverneur erbaten. So kam Blücher als Gouverneur nach Münster. Hier wohnte er mit dem Freiherrn vom Stein, der Präsident von Westfalen war, in einem Hause: bald verband die Wackeren eine enge Freundschaft. Als Stein 1804 Minister wurde, erbat sich Blücher von dem Könige zum Präsidenten und Hausgenossen den „kleinen Kammerpräsidenten Vincke in Ostfriesland", den er wohl kannte als einen „Menschen mit einem kleinen Körper, aber einem brauchbaren Geist und von großer Autorität." Der König erfüllte ihm gern diesen Wunsch. Denn in Berlin war Blücher sehr wohl gelitten: der König schätzte ihn seit den Rheinfeldzügen außerordentlich, und die Königin Luise erkannte in ihm den heldenmütigen Sinn; sie fand Wohlgefallen an dem lebensfrischen, munteren General, der trotz seines ergrauenden Haares auf den Hofbällen wie ein Leutnant tanzte.

Mit wahrhafter Verehrung aber standen seine Soldaten zu Blücher. Die mannhafte Gestalt — er war 5 Fuß 9 Zoll groß — imponierte: die hohe Stirn, der schwermütige, aber in der Erregung aufflammende Blick verrieten den bedeutenden Mann; seine Ungezwungenheit, seine Gerechtigkeit und seine Milde gewannen die Herzen; seine hohe militärische Begabung, seine Heldenkühnheit, sein Patriotismus, seine seltene Charakterfestigkeit und Lebensklugheit befähigten ihn zu dem Höchsten.

Von Münster nun berief ihn der Ausbruch des Krieges nach Thüringen auf den Kriegsschauplatz, wo in jähem Sturze der preußische Staat zusammenbrach.

Jetzt, nach Hohenlohes Kapitulation, saß Blücher mit Scharnhorst zusammen, ratschlagend, was nun geschehen solle. Nach der Oder sich durchzuschlagen, schien unmöglich. Es wurde also beschlossen, statt rechts auf Prenzlau vielmehr links auf Neustrelitz zu marschieren, sich im Mecklenburgschen mit dem Korps des Generals Winning zu vereinigen und dann den Weg nach Magdeburg oder nach Hameln zu suchen, um durch Operationen im Rücken des Feindes einen größeren Teil der feindlichen Streitkräfte von dem Osten Preußens abzuhalten, bis sich neue Truppen jenseit der Weichsel gesammelt und die Russen genähert hätten. *Blüchers Rückzugspläne.*

So richtete sich denn nun der Marsch nach Norden. In der Nähe der Müritzsee gelang die Vereinigung mit Winning, so daß Blücher jetzt 21000 Mann unter seinem Befehle hatte; aber sie waren erschöpft, abgerissen und nur teilweise mit ausreichender Munition versehen. Zudem folgte ihnen Bernadotte und jetzt auch Soult auf den Fersen. Indessen Oberst York, der Führer der Nachhut, gab den Franzosen am 1. November bei Nossentin eine so derbe Lektion, daß sie einstweilen von Angriffen Abstand nahmen. So schnell es nur der Zustand seiner Truppen erlaubte, zog nun Blücher durch Mecklenburg, um die Elbe zu erreichen, bevor die Franzosen ihm den Weg dorthin verlegen könnten. Allein bald stand ihm nur noch der Weg nach Hamburg offen. Doch viel näher lag Lübeck, hinter dessen Festungswerken er hoffen durfte, für seine Truppen einige Tage Ruhe zu finden, deren sie auf das dringendste bedurften. *Gefecht bei Nossentin.*

Die Stadt war neutral. Als am 5. November die ersten preußischen Husaren davor anlangten, fanden sie die Thore verschlossen: ohne weiteres hieben sie sie ein. Blücher selbst erschien vor dem versammelten Senat, sprach sein Bedauern aus, die Stadt auf einige Tage berühren zu müssen, erbat sich aber Geld, Proviant und Schuhe für seine Leute. Der Bürgermeister Plessing betonte zwar in seiner Antwort die Neutralität der Hansestadt, erklärte jedoch, daß man, gezwungen durch die Notwendigkeit, der Übermacht weiche und der Senat sandte eine Bewillkommnungsdeputation in Blüchers Hauptquartier im „Goldenen Engel" und lieferte ihm nach Kräften, was er verlangte. Sofort gingen nun die Preußen daran, die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen, doch hatten sie weder Geschütze noch Munition. Da rückte gegen *Blücher in Lübeck.*

das Burgthor Bernadotte heran, und von Ratzeburg her nahten Soult und Murat. Zwar gelingt es Blücher am nächsten Morgen, die Angriffe der beiden Letzteren abzuweisen, aber das Burgthor fällt in die Hände der Franzosen, die sich nun um Mittag in die Stadt ergießen. Ein wilder Straßenkampf erhebt sich; Scharnhorst wird gefangen genommen und York schwer verwundet zu Boden geworfen. Blücher wird gezwungen, durch das Holstenthor sich aus der Stadt zurückzuziehen, die um vier Uhr ganz in der Hand des Feindes ist. Er nimmt sein Hauptquartier im Pfarrhause zu Ratkau, mit Vorbereitungen zu dem Marsche nach Travemünde beschäftigt, unter dessen Befestigungen er sich mit seiner Reiterei schlagen will, so lange noch die Munition ausreicht. Allein der Herzog von Öls versichert ihm in der Nacht, daß Travemünde schon in Feindeshand sei. Da sieht der greise Held keinen Ausweg mehr: seine Truppen sind bis auf 8000 Mann zusammengeschmolzen, aufs äußerste erschöpft, ohne Munition. Dennoch verwirft er die Kapitulation, die Bernadotte ihm anbietet. Indes in der Frühe des 7. November beginnen die Franzosen ihren Angriff von neuem. Außer stande, sich zu verteidigen, nimmt er jetzt die Kapitulation an. „Ich kapituliere", setzt er schmerzbewegt, während Fieberschauer ihn schütteln, darunter, „weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe." Mit fliegenden Fahnen zieht das preußische Korps vor den französischen Regimentern vorüber, dann liefert es die Waffen ab und ergibt sich in Kriegsgefangenschaft. Nur Blüchers rote Husaren zerbrechen lieber ihre Säbel, als daß sie dem Feinde sie abliefern.

Kapitulation von Ratkau.

Gelungen war es dem Heldenkühnen, drei ganze Armeekorps der Franzosen auf längere Zeit von der Oder fernzuhalten. Aber größer war es, daß er gezeigt hatte, was preußische Soldaten unter rechter Führung vermöchten. Als eine wahre Erquickung empfand man Blüchers Zug in ganz Preußen inmitten der schmählichen Mut- und Kopflosigkeit, die sonst allenthalben zu Tage trat. Blücher hat die Preußen gelehrt, an sich nicht zu verzweifeln. „Ich habe gesehen", schrieb Scharnhorst, „daß man mit Mut und Willenskraft alles überwindet."

Blücher in Hamburg.

Vier Monate mußte Blücher in Hamburg warten, während Scharnhorst schon am folgenden Tage frei gegeben wurde, bis seine Auswechselung gegen den General Victor erfolgte. Wie erschreckte damals der gefangene Löwe den französischen Bevollmächtigten Bourrienne durch den Freimut, mit dem er seine sichere Erwartung eines baldigen Umschwunges der europäischen Angelegenheiten, d. h. den Sturz Napoleons, zu ihm aussprach! Und wie begeisterte er am 10. März 1807 die bei dem preußischen Gesandten von Grote versammelten patriotischen Freunde, als er mit dem Glase in der Hand sich erhob — es war der Geburtstag der Königin Luise — und auf die Herrlichkeit hinwies, mit der Preußen aus dieser kurzen Zeit der Prüfung und des Ungemachs hervorgehen würde.

Endlich am 22. März 1807 durfte der grimme Franzosenhasser Hamburg verlassen; er wollte zu seinem Könige, der jetzt fern im Osten weilte. Berlin aber durfte er auf der Reise nicht berühren, weil dort die Stimmung eine solche war, daß die Franzosen den Ausbruch einer allgemeinen Volkserhebung von dem Erscheinen des greisen Helden besorgten. Unterwegs, in seinem Hauptquartier zu Finkenstein, lud Napoleon den gefeierten General zu sich ein, um ihn persönlich kennen zu lernen. Merkwürdiges Zusammentreffen! Gewiß ahnte Napoleon nicht, vor seinem dereinstigen Überwinder zu stehen. Die Unterredung der beiden großen Feldherren fand am 22. April statt; sie dauerte über eine Stunde; niemand war dabei zugegen. Die Verständigung war nicht ganz leicht, denn Blücher verstand wohl einigermaßen Französisch, sprach es aber nicht. Doch bemühte sich der Kaiser auf alle Weise, ihn zu verstehen, wie von ihm verstanden zu werden. Mit großer Vertraulichkeit und Verbindlichkeit sprach sich Napoleon aus, faßte Blücher mehrfach wie er pflegte, wenn er eifrig wurde, an den Rockknopf, reichte ihm zweimal die Hand und drückte ihm seine Freude aus, den bravsten preußischen General kennen zu lernen. Das verfehlte doch des Eindrucks auf den Alten nicht. „Er ist ein verfluchter Kerl", sagte er nachher halb unzufrieden mit sich selber, „so charmant, daß ich gar nicht an einen Haß gegen ihn dachte!" Aber den Auftrag des Kaisers, den König von Preußen zum Frieden zu stimmen, war er weit entfernt auszurichten.

Blücher in Bartenstein.

In Bartenstein traf Blücher am 27. April den König. Friedrich Wilhelm empfing ihn mit wahrer Herzlichkeit; er küßte ihn wiederholt und gab ihm den schwarzen Adlerorden. Dann nahm er ihn bei der Hand und führte ihn zum Kaiser Alexander von Rußland. Mit hinreißenden Worten entwarf ihm Blücher seinen Plan, bei dem Zustande, in dem er die

französische Armee gesehen hätte, den Krieg mit allem Nachdruck wieder aufzunehmen und den Franzosen im Rücken die Erhebung des Volkes zu entfachen. Alexander wurde ganz dafür eingenommen: Blücher, meinte er, solle sich darüber mit Bennigsen verständigen. Aber der russische Oberfeldherr war für kühne Entschließungen unempfänglich und sprach nur davon, Preußen, „dies elende Land“, zu verlassen. Mit zornfunkelnden Augen stand der alte Haudegen auf. „So? also auf die Manier wollt Ihr den Krieg führen?“ warf er verächtlich dem Russen hin. Mit einer Handbewegung forderte er seine Begleiter zum Weggehen auf: „Hier ist alles verloren“, sagte er laut, „wir sind verraten und verkooft!“ und verließ in unwilliger Erregung das Zimmer.

Die fassungslose Bestürzung, die nach dem Unglückstag von Jena in den militärischen Kreisen Preußens um sich gegriffen, hatte die schmählichsten Früchte gezeitigt: die festen Plätze des Königreichs, die Ausgangspunkte eines neuen Widerstandes hätten werden sollen, fielen fast ohne Schwertstreich in die Hand des Feindes. Die Schmach der Festungsübergaben.

Unter dem Eindrucke der Kapitulation Hohenlohes überlieferte der einundachtzigjährige General Romberg, sobald sich nur die Franzosen zeigten, ihnen die starke Festung Stettin. Es waren 800 Reiter von der leichten Kavallerie Murats, die den altersschwachen Kommandanten mit denselben „100000 Mann“, mit denen man Hohenlohe zur Kapitulation geängstigt hatte, so erschreckten, daß er mit seinen 120 Kanonen und seiner 6000 Mann starken Besatzung keinen Widerstand mehr wagte. Mit Recht konnte Napoleon höhnen, daß, wenn man jetzt Festungen mit Kavallerie einnehme, er ja seinen Ingenieuren und seiner schweren Artillerie den Abschied geben könne. Das war am 29. Oktober. Schon vier Tage zuvor waren die Franzosen, ohne Widerstand zu finden, in Spandau eingedrungen, bevor noch die Kapitulation unterzeichnet war. Zwar hatte der Kommandant, Major Benekendorf, dem Könige versichert, er werde die Festung halten und dem Feinde nur die Trümmer überlassen: jetzt aber war seine vornehmste Sorge, seine Hühner in Sicherheit zu bringen. Stettin. Spandau.

Am 1. November überlieferte Oberst Ingersleben das fast uneinnehmbare Küstrin den Franzosen, die nicht einmal Schiffe hatten, um über die Oder herüberzukommen. Durch den Verlust von Stettin und Küstrin war jetzt die Oderlinie unhaltbar geworden und alles Land bis zur Weichsel den Feinden preisgegeben. Nur hinter der Weichsel war jetzt noch die Neuorganisierung des Widerstandes möglich. Küstrin.

Am 8. November kapitulierte auch Preußens Hauptfestung, das starke Magdeburg. Mit 23800 Mann Besatzung, 6563 Pferden und 600 Geschützen wagte trotz reichlicher Vorräte an Munition und Proviant der dreiundsiebzigjährige General Kleist keinen längeren Widerstand gegen Ney, der kaum halb so stark war und dem es völlig an Material zur Belagerung einer so großen Festung gebrach. 19 Generale — freilich zusammen 1300 Jahre alt — gerieten außer Kleist dadurch in Kriegsgefangenschaft. Magdeburg.

In Hameln verlangte die Besatzung, daß man sich verteidige. Allein der feige Kommandant, der fünfundsiebzigjährige General Schöler, von Alter und Angst zu Boden gedrückt, überlieferte die Festung am 19. November heimlich den Franzosen. Da brach in den Truppen die Wut der Verzweiflung aus: sie setzten den eindringenden Franzosen Widerstand entgegen, aber sie wurden überwältigt. Manche schossen in sinnlosem Zorn ihre Kugeln dem Kommandanten in die Fenster, andre zerschmetterten ihre Gewehre an den Steinen. Weinend nahmen sie — es war ein brandenburgisches Regiment — Abschied von ihren Offizieren. Zwei Brüder aber, Warnawa mit Namen, von der Kompanie des Hauptmanns Britzke, Soldatensöhne, setzten sich gegenseitig das Gewehr auf die Brust und erschossen sich, um die Schmach der Ergebung nicht zu überleben. Am 25. November kapitulierte General Strachwitz in Nienburg. Hameln.

Auf diese Offiziere bezog sich das „Publikandum. Wegen Abstellung verschiedener Mißbräuche erlassen“, das der König am 1. Dezember 1806 zu Ortelsburg (Regierungs- Dekret vom 1. Dez. 1806.

bezirk Königsberg i. Pr.) unterzeichnete. Darin war für eine ganze Reihe von Offizieren, die an den schimpflichen Kapitulationen und Waffenstreckungen der letzten Monate beteiligt waren, Entlassung ohne Abschied ausgesprochen. Der Oberst von Ingersleben, der Küstrin übergeben hatte, wurde sogar zum Tode verurteilt. Dasselbe Schicksal war jedem Festungskommandanten angedroht, der ohne dringende Not kapitulieren würde, ferner auch jedem Gemeinen, der auf der Flucht seine Waffen wegwerfen würde; dagegen war tapferen Offizieren Beförderung und Gemeinen, im Falle sie sich ausgezeichnet und eine tadellose Führung hinter sich hätten, das Offizierspatent in Aus-

248. Napoleon in der Gruft Friedrichs des Großen (25. Oktober 1806).

Nach dem Gemälde von Ponce Camus gestochen von L. M. Fontaine. (Galeries de Versailles.)

sicht gestellt. Man sieht in diesen Bestimmungen den Geist Scharnhorsts. Dennoch folgten nach kurzer schwacher Gegenwehr noch im Winter die schlesischen Festungen: Glogau am 2. Dezember 1806, Breslau am 5. Januar 1807, Brieg am 17. Januar. Auch das sehr feste Schweidnitz ergab sich nach dreitägiger Beschießung an Vandamme am 16. Februar: eine Feigheit, für die das Kriegsgericht den Kommandanten, Oberstleutnant Hacke, zum Tode verurteilte.

Innerer Grund der Kapitulationen.

Und doch, wenn man genauer abwägen will, war es nicht sowohl persönliche Feigheit, was das Verhalten dieser Festungskommandanten bestimmte, als vielmehr die Verrottetheit der inneren Zustände Preußens. Jene waren Edelleute von gutem Namen, ihrem Könige bisher treu ergeben, in Ehren grau geworden. Sie waren in ihrer Jugend tüchtig auf den Dienst dressiert worden; dann hatten sie andre dressiert, hatten scharf zugesehen, daß die Knöpfe blank und die Zöpfe von rechter Länge waren;

Digitized by Google

über das geistlose Einerlei des Dienstes reichte ihr geistiger Horizont nicht hinaus. Freilich waren sie alt, doch noch nicht so alt, daß sie kindisch gewesen wären. Aber gewöhnt, auf den Bürger, den Beamten vornehm herabzusehen, hatten sie in dem Gefühle eines privilegierten Standes sich abgeschlossen: sie wußten nichts von Staat und Volk, für sie gab es nur König und Armee. Jetzt aber war die Armee zerschlagen, der König an der fernsten Grenze seines Reiches: so überkam sie das Gefühl völliger Vereinsamung, die trostlose Aussicht, daß nichts mehr vorhanden wäre, wofür sie sich zu schlagen hätten. Damit verloren sie allen inneren Halt und sanken jäh zu einer Gemeinheit herab, die das Erbteil von Seelen ohne Schwung und höhere Ziele ist.

Beispiele militärischen Pflichtbewußtseins.

Um so mehr Ruhm gebührt jenen, welche trotz des altpreußischen Systems einer strengen Sonderung von Soldat und Volk in der Stunde der Not vor sittlichem Bankrott sich bewahrten. General Steensen hielt Neiße monatelang: er kapitulierte erst am 16. Juni. General Kalckreuth verteidigte Danzig bis zum 26. Mai. Glücklicher als diese Wackeren war Graf Götz in Glatz, der mit Hilfe der Freischaren, die er in den benachbarten Bergen ins Leben rief, sich bis zum Friedensschluß behauptete. Auch dem greisen General L'Homme de Courbière in Graudenz gelang dies, der auf die Kunde, die so manchem die Fassung raubte, daß es keinen König von Preußen mehr gäbe, ruhig erwiderte: „So bin ich König von Graudenz!" Ruhm über alle aber hat das kleine Kolberg errungen, wo es die Bürgerschaft war, welche den Kapitulationsgelüsten des beschränkten und unsicher schwankenden Kommandanten, Oberst Lucadou, mit erfolgreichem Nachdruck sich widersetzte und dann unter Gneisenau und Nettelbeck dem Könige diese Stadt erhielt.

Einleitung von Unterhandlungen.

Noch von Sömmerda aus schrieb König Friedrich Wilhelm an den Kaiser Napoleon, von dem er während des Auerstädter Kampfes einen Brief voller freundschaftlicher Ergüsse über die Segnungen des Friedens erhalten, und bat ihn, zugleich einen Waffenstillstand vorschlagend, um Mitteilung der Bedingungen, unter welchen der Kaiser „alles das der Vergessenheit anheim geben wolle, wodurch das Mißverständnis zwischen ihnen herbeigeführt worden sei." Indessen Napoleon erwiderte darauf, daß er den Waffenstillstand zwar ablehne, zu Friedensverhandlungen jedoch in Berlin bereit sein würde. Bevor noch der König Antwort erhalten, sandte er von Magdeburg aus — die Verfolgung der Franzosen zeigte ihm ja, daß der Waffenstillstand abgeschlagen war — den Marquis Lucchesini an Napoleon, um Friedensverhandlungen mit ihm einzuleiten. Er selbst begab sich nach Küstrin, wo er mit der tiefgebeugten, aber unverzagten Königin zusammentraf, und setzte dann mit ihr zusammen seine Reise nach Ostpreußen fort; denn von hier aus galt es, den neuen Widerstand gegen den siegreichen Feind zu organisieren.

Napoleon in Potsdam und Berlin.

Alles Land bis an die Elbe und bald auch bis an die Oder war indessen dem erbarmungslosen Sieger preisgegeben. Überall herrschte die Gewalt der Bajonette, rücksichtslose Requisition und Verachtung aller göttlichen und menschlichen Rechte. Die Bevölkerung, ausgesogen und gemißhandelt, seufzte schwer unter dem Druck, der ihr das Mark auspreßte. Jetzt lernte auch Preußen und mit ihm Norddeutschland die Franzosen als Sieger kennen! 159 Millionen Frank wurden an Kontributionen ausgeschrieben. In Leipzig wurden alle englischen Waren aufgespürt und konfisziert, in Halle wurde die Universität aufgehoben und sämtliche Studenten auf der Stelle aus der Stadt gejagt, weil sie mit burschikoser Ungeniertheit sich herzugedrängt hatten, um sich den einreitenden Sieger anzusehen. Am 25. Oktober war Napoleon in Potsdam: aus der Gruft Friedrichs des Großen nahm er dessen Degen, Ringkragen und Ordenssterne weg, um sie dem Invalidenhotel in Paris als Trophäe

Napoleon in Berlin.

zuzusenden. Am 27. hielt er in Berlin, das Davout schon zwei Tage zuvor besetzt hatte, durch das Brandenburger Thor die Linden entlang seinen Einzug in das königliche Schloß. Unter dröhnenden Trommelwirbeln wurden in feierlichem Aufzuge hinter ihm die eroberten preußischen Fahnen einhergetragen; wie eine Viehherde trieb man das ehedem so glänzende Regiment der Gendarmen, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, die Linden hinab. Alle die reichen Vorräte an Kriegsmaterial und Plänen fielen dem Sieger in die Hände. Der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, hatte sich begnügt, das Unglück, das den preußischen Staat betroffen, den Bürgern durch das berufene Plakat anzuzeigen: „Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht, ich bitte darum!" und dann die Stadt verlassen, indem er den Grafen Hatzfeld zu seinem Stellvertreter ernannte. Nicht einmal die Kanonen aus dem Zeughause waren gerettet. Wäre nicht der umsichtige Stein gewesen, so hätte man auch die Staatskassen dem Feinde in die Hände fallen lassen.

Als Siegestrophäe ließ Napoleon das Viergespann der Viktoria, Schadows herrliches Werk, von dem Brandenburger Thore herunternehmen und nach Paris senden, wo es dann, in Kisten verpackt, in einem Schuppen verschwand, bis die Preußen es sich wiederholten. Nur eine eiserne Haltstange blieb hochaufgerichtet auf dem Thore stehen, für die Berliner, wie Friedrich August Wolf meinte, fortwährend ein Stachel.

Die Beamten mußten dem Sieger den Eid der Treue leisten; Stadt und Land wurde wie eine französische Präfektur verwaltet. Graf Hatzfeld, der Schwiegersohn jenes trefflichen Schulenburg, wurde wegen hochverräterischer Korrespondenzen verhaftet, die sich jedoch sofort als ein sehr harmloser Rapport an den König enthüllten. So konnte denn Napoleon billig, wie er es liebte, Großmut üben und der Gräfin, die ihn auf den Knieen um das Leben des Angeschuldigten bat, den Gatten zurückgeben.

Stimmung der Bevölkerung.

In der Bevölkerung gab sich eine gewisse Genugthuung darüber kund, daß dem skandalösen Übermut der Junker und Gardeoffiziere so schmählich ein Ende gemacht war. Das war begreiflich; aber es fehlte auch nicht an erbärmlichster Kriecherei vor dem Sieger. Eine einzige Unterredung machte Johannes von Müller, den Lobredner schweizerischer Freiheit, zu einem begeisterten Verehrer des Franzosenkaisers, so daß sein alter Freund Friedrich Gentz voller Empörung ihm die Freundschaft aufkündigte.

Indes wenige Monate genügten, und die Stadt der aufgeklärten Überbildung, der frivolen Kritik war nicht wiederzuerkennen. War bei dem Einzuge der Franzosen die Stimmung der Bürgerschaft eine gedrückte, die Haltung der höheren Stände dagegen vielfach eine zustimmende gewesen, so ging jetzt, wo man die Franzosen bei sich hatte, ein dumpfes Grollen durch alle Stände. Das Klagelied um den Prinzen Louis Ferdinand wurde zum Volksliede, das die Leierkasten auf den Höfen spielten, am Geburtstage der Königin Luise waren alle Häuser den Franzosen zum Trotz hinter leichten Vorhängen illuminiert; atemlos lauschte alles auf Nachrichten von dem Kriegsschauplatze in Ostpreußen. Der französische Gewalthaber glaubte jeden Tag eine Volkserhebung erwarten zu müssen, einen Losbruch des patriotischen Zornes, der in den Gemütern wogte. Und die nichtswürdigen Schmähungen der Siegesbulletins Napoleons gossen immer noch Öl in die verhaltene Glut.

Die neuen Provinzen Preußens.

Wie anders dagegen war die Stimmung in den neugewonnenen Provinzen der preußischen Monarchie! In Hannover wurden jetzt eilfertig die schwarzen Adler von den öffentlichen Gebäuden herabgenommen und die Entfernung der altpreußischen Beamten mit schadenfroher Genugthuung begrüßt; im Bistum Münster riß man mit Jubel die schwarzweißen Schlagbäume nieder. So wenig hatte hier das preußische Regiment Wurzel geschlagen. Die Provinzen wurden jetzt wie alles preußische Land bis an die Elbe vorläufig dem französischen Kaiserreiche einverleibt.

Friedrich August.

249. Friedrich August, König von Sachsen.

Nach dem Gemälde von C. Vogel gestochen von M. Steinla



Digitized by Google

Ein-verleibungen.

Das gleiche Schicksal traf das oranische Fürstentum Fulda. Und das 24. Bulletin (vom 31. Oktober) sprach die Entthronung der braunschweigischen Dynastie aus. „Ich will", meinte Napoleon nachher, „diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen sind." Der schwer verwundete Herzog mußte seine Hauptstadt, wohin er sich von dem Auerstädter Schlachtfelde aus hatte bringen lassen, als Flüchtling verlassen, um in der Fremde eine Zuflucht zu suchen. Zu Ottensen bei Altona ist er am 10. November 1806 gestorben.

Sachsen-Weimar.

Fast hätte damals auch der wackere Karl August von Sachsen-Weimar sein Land verloren, weil er wie der Herzog von Braunschweig in preußischen Kriegsdiensten stand. Indes das ebenso würdige wie entschiedene Auftreten der Herzogin Luise machte Eindruck auf den erzürnten Sieger, und die nahe Verwandtschaft mit dem badischen Fürstenhause verlangte Rücksicht. So behielt der Herzog sein Land, den preußischen Dienst aber mußte er verlassen.

Depossedierung Wilhelms von Hessen.

Keinerlei Rücksicht dagegen erfuhr der Kurfürst Wilhelm von Hessen-Kassel, welcher in zweideutiger Neutralität „an beiden Ufern hatte fischen wollen": jetzt kam es ihm heim. Mortier rückte von Fulda, Ludwig von Holland von Paderborn her in das Kurfürstentum ein, das kurhessische Militär wurde entwaffnet und der Kurfürst Wilhelm mußte, des Thrones für verlustig erklärt, am 1. November Kassel verlassen. In Böhmen fand er eine Freistatt, bis die Zeiten sich wieder gewandelt hatten.

Die kleinen Staaten, die erhalten bleiben, zum Rheinbund.

So sehr diese Maßregeln als Strafe erscheinen sollten, so waren sie doch eben so sehr Vorsicht. Denn es entging dem Eroberer keineswegs, daß hier im Nordwesten Deutschlands ein ganz andres Geschlecht von Deutschen wohnte, als die lenksamen und gelehrigen Süddeutschen waren. Hier fand er ein zähes, eigenartiges, dem Fremden abgeneigtes Volkstum, protestantische Kultur, altständische Verfassungen, fest angewurzelte Fürstenhäuser. Darum griff er hier mit viel größerer Schärfe als im Süden ein, um des Landes und Volkes sich zuverlässig zu versichern. Auch die übrigen kleinen Fürsten des Nordens war Napoleon Willens zu entfernen; sie erschienen ihm nur als Vasallen Preußens. Indessen der Krieg nahm so wenig den gewünschten Lauf für ihn, daß es ihm vor allem wichtig wurde, die Kontingente dieser Fürsten zu seiner Verfügung zu bekommen. Daher gab er ihren Bitten und Talleyrands Vorstellungen, der für sie gewonnen war, nach und entschied in Posen, wo er sich damals befand, daß sie die Selbständigkeit behalten sollten, alle bis zu den kleinsten herab, wenn sie sofort dem Rheinbunde beitreten, d. h. ihre Mittel an Geld und Mannschaft für seine Zwecke aufwenden wollten. Doch blieb er ihnen stets ein gestrenger Herr: von Vergrößerung für irgend einen von ihnen war niemals die Rede. Nur für den Grafen von Lippe-Bückeburg fiel damals die Fürstenwürde ab: in dem Vertrage war kurzweg von den beiden Fürsten von Lippe die Rede; und dieser Irrtum blieb unberichtigt.

Kursachsen.

Nur zu Kursachsen gestaltete Napoleon das Verhältnis anders. Kurfürst Friedrich August hatte ihm schon in Paris anzeigen lassen, daß er nur aus Zwang dem Bündnisse mit Preußen beitrete. Jetzt galt es für Napoleon, aus dem alten Nebenbuhler Brandenburgs ein Gegengewicht gegen dessen überwiegenden Einfluß in Deutschland zu machen. Die kriegsgefangenen Sachsen wurden sofort in Freiheit gesetzt, das Land zwar zunächst durch Kontributionen und Requisitionen gehörig ausgepreßt, dann aber am 11. Dezember 1806 mit einem Frieden beschenkt, durch den es sofort in den Rheinbund aufgenommen und verpflichtet wurde, 6000 Mann zum Kriege gegen Preußen zu stellen. Der Kurfürst empfing die Königswürde. Vergrößerungen in Polen wurden für ihn in Aussicht genommen, und, um eine Aussöhnung mit Preußen zunächst unmöglich zu machen, ihm die preußische Enklave Kottbus überwiesen.

Die Kontinentalsperre. Der Feldzug in Ostpreußen im Winter 1806/7 und seine politischen Folgen.

Das Blockadedekret.

Mit der Niederwerfung Preußens, die ihm entschieden schien, war Napoleon der Herr des Festlandes. Er meinte nun den entscheidenden Schlag gegen England führen zu können. Schon in dem 15. Bulletin vom 23. Oktober hatte er gedroht, England in „Kontinental-Blockadezustand" zu erklären; am 21. November erließ er wirklich von Berlin aus das Blockadedekret gegen England. Es wurden dadurch die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt; jeder Verkehr mit ihnen, jede Korrespondenz dorthin wurde verboten; alle nach England oder an einen Engländer bestimmten Sendungen, sogar alle in englischer Sprache geschriebenen Briefe sollten auf den Posten angehalten werden; jeder englische Unterthan sollte in den von Frankreich oder dessen Bundesgenossen besetzten Ländern kriegsgefangen sein, alle aus englischen Fabriken oder aus englischen Kolonien kommenden Waren, alles Eigentum englischer Unterthanen sollte konfisziert werden; kein Fahrzeug, das aus England oder einer englischen Kolonie käme, sollte in einem kontinentalen Hafen zugelassen, alle falschen Angaben in dieser Beziehung aber kurzweg mit Konfiskation bestraft werden. Zugleichen wurde jedes Magazin, jede Ware, jedes Eigentum irgend welcher Art, das einem englischen Unterthan gehörte, als gute Prise erklärt. Die Hälfte des Ertrages aller Konfiskationen sollte zur Entschädigung der Kaufleute verwendet werden, denen Schiffe durch englische Kaper weggenommen wären. Endlich sollten alle diese Bestimmungen nicht nur für Frankreich, sondern auch für die Königreiche Spanien, Etrurien, Neapel und Holland und die übrigen Verbündeten Frankreichs gelten. Über alle durch diese Bestimmungen etwa entstehenden Streitfälle entschied für alle von französischen Truppen besetzten Länder das Kaiserliche Prisengericht in Paris, für Italien das Königliche Prisengericht in Mailand. — So ungeheuerlich diese Bestimmungen auch im Lichte des heutigen Verkehrs erscheinen mögen, so kann man ihnen eine gewisse Berechtigung nicht absprechen; denn Napoleons in der Einleitung zu diesem Edikte gegebene Begründung entbehrte durchaus nicht, wie wir schon an verschiedenen Beispielen sahen, thatsächlicher Voraussetzungen. „In Erwägung", hieß es da, „daß England die von allen gesitteten Völkern angenommenen Grundsätze des Völkerrechts zur See nicht anerkenne, sondern vielmehr um Handel, Schiffahrt und Gewerbefleiß aller Länder zu Grunde zu richten, auf friedliche Kauffahrer und Kaufleute, Handelsschiffe samt Mannschaften und Waren das Kriegsrecht anwende, wie gegen bewaffnete Feinde, gegen Küsten, Häfen, offene Städte an Flußmündungen das Blockaderecht mißbrauche — habe er beschlossen, England Gleiches mit Gleichem zu vergelten und es die Rute seines eignen Brauches so lange fühlen zu lassen, bis es anerkannt habe, daß das Kriegsrecht zur See kein andres sei, als das zu Lande, daß es sich nicht ausdehnen könne auf Privateigentum irgend welcher Art u. s. w.

Begründung des Verfahrens.

Undurchführbarkeit der Sperre.

Natürlich wäre, wenn diese Maßregel wirklich zur Durchführung gekommen wäre, England von einem großen Teile des europäischen Kontinents abgesperrt worden. Allein sehr bald bekam das System große Lücken; nicht nur, daß Rußland und Portugal den Anschluß an die Kontinentalsperre gegen England ablehnten, sondern auch innerhalb der Machtsphäre Frankreichs entwickelte sich bald ein äußerst schwungvoller Schmuggel mit englischen Waren. Immerhin zwar empfing der Handel eine sehr empfindliche Schädigung, aber fast noch größer waren mittelbar die Verluste, welche das System dem französischen Handel brachte. Immer wieder und immer dringender bat daher der Handelsstand Frankreichs um die Aufhebung der Sperre, aber starrsinnig beharrte der Gewalthaber, in leidenschaftlichem Hasse gegen England

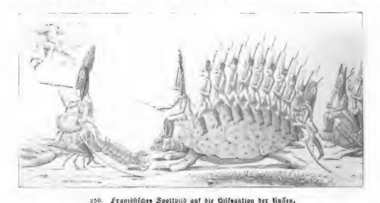
befangen, auf seinen kurzsichtigen Gedanken. So war der trotzige „Leopard“ nicht niederzuwerfen.

Annäherung Englands an Preußen.

Die nächste Folge war vielmehr, daß England, durch das Blockadedekret auf das äußerste gereizt, sich jetzt um so mehr nun Preußen näherte, das, zwar tief gebeugt und weit zurückgedrängt, doch noch nicht vernichtet war. Aber wie lange würde Preußen sich noch halten können? Die Streitkräfte, die ihm geblieben, waren gering, und die versprochene russische Hilfe verzögerte sich von Woche zu Woche.

Waffenstillstandsunterhandlungen.

Es war begreiflich, daß unter diesen Umständen das Verlangen nach Frieden im Hauptquartier des Königs allgemein war; auch der König war bereit, den Frieden, wenn auch mit großen Opfern, zu erkaufen. Er beauftragte Lucchesini, als er ihn von Magdeburg zu Napoleon entsandte, Hannover, Bayreuth und die preußischen Besitzungen links von der Weser mit Ostfriesland als Friedenspreis anzubieten. Auf dem Marsche nach Potsdam empfing Napoleon den preußischen Abgesandten; aber den Friedensantrag wies er zurück. Da entschloß sich denn Friedrich Wilhelm zu noch



250. Französisches Spottbild auf die Hilfsaktion der Russen.

„Kommt mir zu Hilfe“, ruft der König von Preußen, der, von den Zangen des (französischen) Adlers gepackt, aus der Höhe stürzt und die Krone verliert: „Wir treffen ein“, antwortet der Zar, „so so, la la“.

größeren Opfern. Von Küstrin aus sandte er nochmals Lucchesini mit dem General Zastrow an Napoleon mit dem Erbieten, sogar bis zur Elbe Verzicht zu leisten und 100 Millionen Frank zu zahlen, entsprechend einem kurz vorher von Napoleon selbst geäußerten Verlangen. Napoleon war im Begriffe in Charlottenburg zu Pferde zu steigen, um seinen Einzug in Berlin zu halten, als die preußischen Unterhändler dort anlangten. Er fragte den General, ob die Russen schon die preußische Grenze überschritten hätten, und brach, als dieser es für möglich erklärte, in die raschen Worte aus: „O, wenn die Russen kommen, so marschiere ich gegen sie und will sie schlagen.“ Die beiden Bevollmächtigten aber wies er an, mit Duroc zu unterhandeln. Jetzt genügte bei weitem nicht mehr, was Napoleon selbst vor wenigen Tagen als Bedingung des Friedens angegeben hatte; jeder neue Erfolg erhöhte die Begehrlichkeit der Franzosen: sie verlangten jetzt auch die Auslieferung aller Festungen bis zur Weichsel, den Rückmarsch der Preußen bis in den fernsten Nordosten und die Zusicherung, daß der König auch die Russen zum Rückmarsche bestimmen wolle. Vollkommen wehrlos sollte sich Preußen dem Kaiser zu Füßen legen. Lucchesini und Zastrow gingen darauf ein und unterschrieben am 16. November die Konvention, die unter diesen Bedingungen Preußen nicht den Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand gewährte, einen

Charlottenburger Konvention.

Digitized by Google

Waffenstillstand, der Preußen in eine schlimmere Lage versetzt haben würde, als sie nachher nach einem immerhin jammervollen Frieden gewesen ist. Man muß die äußerste Rat- und Mutlosigkeit voraussetzen, um zu erklären, daß zwei preußische Staatsmänner — sie waren allerdings auch von der Sorte, die den Patrioten von Grund aus verhaßt waren — einen solchen Vertrag unterzeichnen konnten. Duroc begleitete sie, als sie sich in das preußische Hauptquartier zurückbegaben, um die Zustimmung des Königs einzuholen.

Beratung in Osterode.

Am 21. November wurde die Charlottenburger Konvention dem Könige in Osterode (Ostpreußen, an der Drewenz und dem Drewenzsee) vorgelegt. Er versammelte seine Staatsmänner und Kriegsführer zur Beratung. Des Königs Bruder, Prinz Heinrich, die Minister Graf Haugwitz und von Schrötter sprachen sich für den Waffenstillstand aus; Kalckreuth, Geusau, Laurens und Kleist, die Generale, stimmten ihm zu. Dagegen machte der Minister Graf Voß geltend, daß man sich durch die Annahme der Bedingungen von Rußland trennen und zur Vernichtung der Monarchie beitragen werde. Dieser Meinung war auch der Minister vom Stein, und der Kabinettsrat Beyme legte mit Klarheit die Nutzlosigkeit des Waffenstillstandes dar.

Ablehnung der Charlottenburger Konvention.

Man kann sagen, Preußen stand in diesem Augenblicke an einem Wendepunkte seiner Geschichte: würde es sich jetzt an Napoleons Gnade dahingeben oder das Äußerste wagen? Friedrich Wilhelm war kein Mann kühner Entschlüsse; aber instinktiv ahnte er, daß Napoleon es auf die Vernichtung der politischen Stellung Preußens, auf seine Unterjochung, abgesehen habe — und er verwarf den Waffenstillstand und die Konvention. Die Zeit der Franzosentümelei war abgethan: Duroc reiste enttäuscht von Osterode ab. „Ew. Majestät“, schrieb Napoleon darauf von Posen an den König, „haben alle Negoziationen abgebrochen. Die Zukunft wird entscheiden, ob Sie die bessere und wirksamere Partei ergriffen haben. Sie waren im stande, mit einigen Opfern alles in Ordnung zu bringen; Sie haben nach dem Würfelbecher gegriffen, die Würfel werden nun entscheiden.“

Größere Thätigkeit der Russen.

Friedrich Wilhelm verließ Osterode und begab sich nach Pultusk, wo die Russen standen. Der Preußenkönig fand bei den Russen bereites Entgegenkommen, obgleich sich Rußland zu dieser recht ungelegenen Zeit durch den am 28. Oktober (n. St.) erfolgten Einmarsch des Generals Michelsen in die Moldau in einen neuen Türkenkrieg verwickelt hatte. Nicht bloß die 70000 Mann Hilfstruppen, die ihm früher schon zugesagt waren, und die, wenn sie zur rechten Zeit an dem Kampfe teilgenommen hätten, das Mißverhältnis zwischen den französischen und preußischen Streitkräften würden ausgeglichen haben, sollten sich jetzt in Marsch nach Preußen setzen, sondern die doppelte Zahl wurde dem Könige zugesichert und selbst der Armee des Generals Michelsen wurden zwei Divisionen entzogen. Denn Rußland fühlte durch die von Napoleon angeregten Bewegungen unter den Polen sich jetzt selbst auf das ernstlichste bedroht; daher seine Willfährigkeit nicht bloß ein Hilfskorps zu senden, sondern in Wahrheit den Kampf gegen Napoleon, da die preußische Armee nur noch 25000 Mann zählte, so gut wie allein auf sich zu nehmen.

Napoleon wiegelt Polen auf.

Seit den Tagen des Unterganges der Selbständigkeit ihres Vaterlandes hatten die Polen sich gewöhnt, in Frankreich ihren Beschützer zu sehen. Schon in den Heeren des Direktoriums hatten in Italien nicht wenig Polen mitgefochten. Auch jetzt stand unter Dombrowski eine polnische Legion in französischem Dienste. Auf Veranlassung Napoleons, der sich selbst vorsichtig zurückhielt, erließ der General am 1. November 1806 eine Proklamation an die Polen, in welcher er in hochtönenden Worten das mißhandelte Volk aufforderte, zum Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit auszuziehen. Mehrere alte Genossen Kosciuszkos unterzeichneten den Aufruf; selbst den Namen des

alten Polenhelden setzte man darunter. Er protestierte dagegen, aber soweit Napoleons Macht reichte, versagte jede Zeitung dem Proteste die Aufnahme. Davouts Einmarsch in Posen am 3. November unterstützte den Aufruf. Am 13. November schickte Napoleon eine Flugschrift an Cambacérès nach Paris, die in acht Tagen gedruckt und dann schleunigst unter dem Titel veröffentlicht werden sollte: „Manuskript, gefunden im Kabinett des Königs von Preußen in Berlin.“ Darin war namentlich das abscheuliche Unrecht der Teilung Polens mit dem Brustton sittlicher Entrüstung besprochen.

251. General Jan Henryk Dombrowski.
Nach dem Kupferstiche von Villerey.

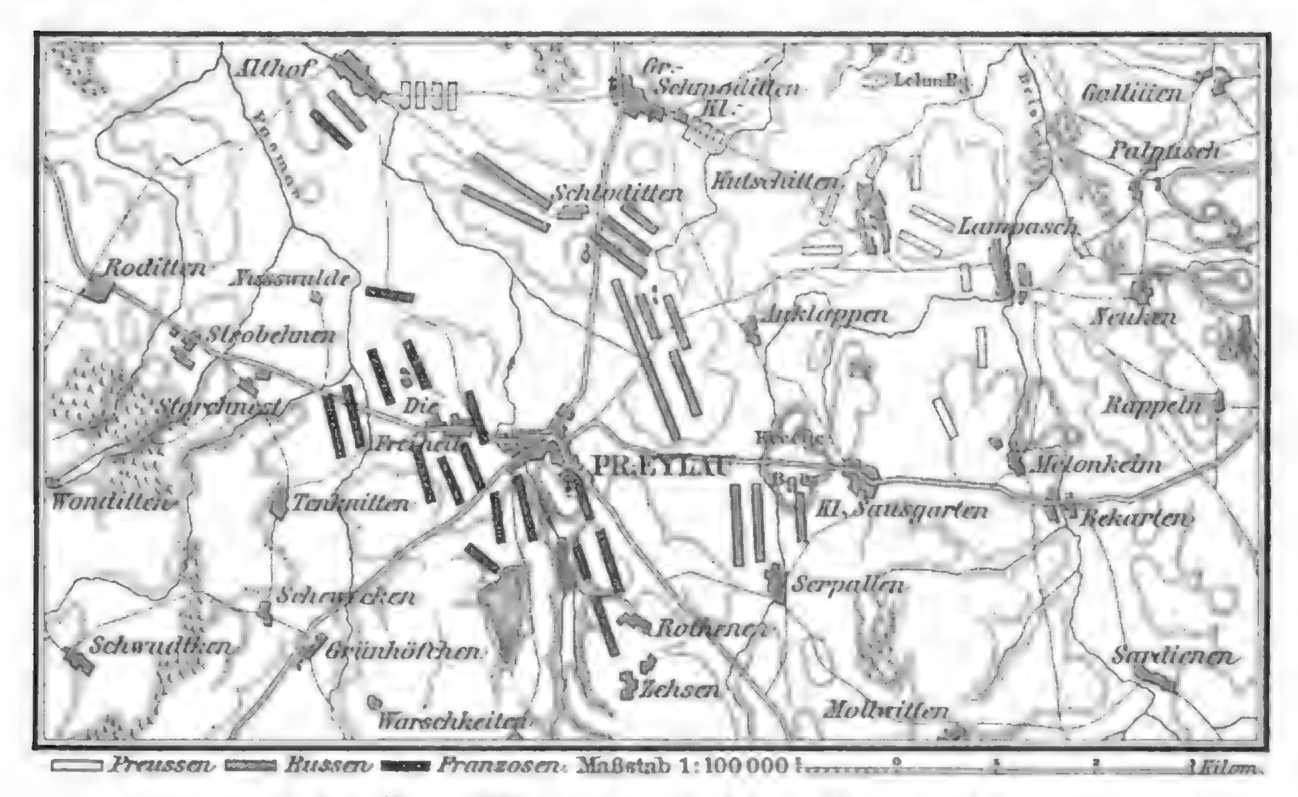
In lodernder Begeisterung ergriffen die Bewohner des preußischen Polen die Waffen, die Warschauer voran, verjagten die preußischen Beamten, überwältigten die wenig zahlreichen Besatzungen von Kalisch, Czenstochau und andern Orten und sandten eine Deputation nach Berlin, um von Napoleon die Wiederherstellung Polens zu erbitten. Der Kaiser empfing sie am 19. November, versicherte, daß Frankreich und auch er die Teilung Polens niemals anerkannt hätten, ermahnte sie zur Eintracht und zum Waffendienste, vermied es aber, ihnen etwas Bestimmtes zu versprechen. Dombrowski organisierte die Aufständischen zu Bataillonen und Regimentern, denn aus der Heimat wie aus der Fremde strömten, von stolzen Hoffnungen erhoben, die Polen in Menge ihm zu. — Unter dem begeisterten Jubel des polnischen Volkes hielt Napoleon am 27. November 1806 in Posen und am 2. Januar 1807 in Warschau seinen Einzug.

Er hatte erreicht, was er wollte: er hatte die polnischen Provinzen von der preußischen Monarchie abgerissen, ohne daß es ihn auch nur einen Schuß gekostet hatte.

Zwar legte sich bald die stürmische Begeisterung der Polen, als sie sahen, daß durchaus nichts für die Wiederbelebung des polnischen Reiches geschah. Nicht einmal der Name Polen wurde erneuert: nichts als vage Versprechungen empfingen sie, so daß sich bald ein großer Teil des polnischen Adels, enttäuscht und verstimmt, von dem Franzosenkaiser wieder abwandte. Aber doch war die Bewegung zu bedeutend gewesen, als daß nicht Rußland hätte mit Recht besorgen sollen, sie jeden Tag nach dem russischen Polen sich fortpflanzen zu sehen.

Stellung der russischen Truppen.

Das setzte nun die Russen in Bewegung. Die ersten russischen Truppen waren unter General **Bennigsen** am 15. November an der Weichsel angekommen und hatten hier von Warschau bis Plock Stellung genommen, während die kleine preußische Armee




252. Plan zur Schlacht bei Preußisch-Eylau (8. Februar 1807).

unter General **L'Estocq**, einem altersschwachen Veteranen, die untere Weichsel deckte. Nunmehr aber setzte sich auch die zweite russische Armee unter dem Grafen **Buxhöwden** in Marsch, und von Süden her zog die Hälfte von Michelsens Heere heran. Den Oberbefehl über diese gesamte Streitmacht führte Graf **Kamensky**. Allein der greise Feldmarschall verfiel, kaum bei dem Heere angelangt, in Irrsinn. Er befahl den allgemeinen Rückzug nach Wilna, erklärte den Soldaten vom Pawlowschen Grenadierregiment, sie seien verraten und könnten nichts besseres thun, als schleunigst nach Hause zu laufen, und machte sich dann selbst eilfertigst wieder auf den Weg in die Heimat, ohne über den Heeresbefehl irgend etwas andres zu verfügen, als daß er Bennigsen sagte, er habe sich unter Buxhöwden zu stellen.

Vorgehen der Russen unter Bennigsen.

In dieser Verwirrung drängten die Franzosen über die Weichsel. Es kam zu wiederholten Zusammenstößen mit den Russen; aber das schlechte Wetter und die Grundlosigkeit aller Wege in Polen hemmten die Kriegführung. Dazu kam, daß **Bennigsen**, welcher mit allen Mitteln den Oberbefehl sich zuzuwenden strebte, die Vereinigung der beiden russischen Armeen absichtlich hintertrieb. Erst als er seine

Ernennung in Händen hatte, gelang ihm der immer vergebens versuchte Übergang über den Narew. Jetzt erst gingen die Russen wirklich vor, drangen in Ostpreußen ein und vereinigten sich mit den Preußen L'Estocqs, die bis dahin mit zäher Tapferkeit die Weichselübergänge im Kulmer Lande gegen die Franzosen verteidigt hatten. Damit brachen alle Greuel des Krieges über das unglückliche Ostpreußen herein: die Roheit der russischen Soldaten wurde eine furchtbare Geißel für das Land, während ihre Offiziere mit Verachtung auf alles herabsahen, was preußisch war.

Gefecht bei Mohrungen.

Die Absicht Bennigsens war, die Franzosen, die unter Ney und Bernadotte bis gegen den Pregel hin sich vorgeschoben hatten, von der Gegend von Königsberg aus gegen die untere Weichsel zurückzudrängen, die belagerten Festungen Danzig und Graudenz zu entsetzen und Verbindung mit Kolberg zu eröffnen. Wirklich wurde auch Bernadotte am 25. Januar 1807 bei Mohrungen zurückgeworfen, und die verbündeten Armeen breiteten sich bis gegen Thorn und Graudenz aus.

Preußisch-Eylau.

Napoleon verließ auf die Kunde hiervon unverzüglich Warschau. Er wünschte die Entscheidung, denn es entging ihm nicht, daß seine an rasche Erfolge und das Wohlleben des Südens gewohnten Soldaten unter den Leiden des rauhen Winterhimmels murrten, daß die Zahl der Kranken sich erschreckend vermehrte, und daß die Siegeszuversicht des Heeres ins Wanken kam. Am rechten Weichselufer setzten sich die französischen Armeekorps nordwärts in Bewegung, um die Russen von Königsberg abzuschneiden. Infolgedessen zog sich Bennigsen wieder gegen Königsberg zurück. So wurde der Zusammenstoß unvermeidlich. Am 7. Februar langten Murat und Soult vor dem ostpreußischen Städtchen Preußisch-Eylau an, vor dem sich die russische Nachhut unter dem Fürsten Bagration aufgestellt hatte, während sich auf den Anhöhen hinter dem Städtchen die russische Armee in Schlachtstellung erst ordnete. Ein heftiger Kampf entspann sich: Bagration wurde in die Stadt hineingedrängt. In den Straßen setzte sich der Kampf, ebenso erbittert wie mörderisch, fort: trotz zähester Gegenwehr wurden die Russen gezwungen, die Stadt zu räumen. Da erhielt Bagration von Bennigsen den Befehl, den Ort, es koste, was es wolle, wiederzunehmen: mit Todesverachtung führte der Fürst seine Russen in den Kampf zurück, trieb die Franzosen wieder aus der Stadt hinaus und war am Abend Herr des Platzes. In der Nacht aber gab er ihn auf Befehl des Oberfeldherrn freiwillig wieder auf, um seinen Platz in der Schlachtaufstellung einzunehmen. — Mit dem Grauen des nächsten Morgens begann die Schlacht auf den schneebedeckten Fluren östlich von Eylau.

Schlacht von Preußisch-Eylau.

Eine heftige Kanonade eröffnete sie. Gegen 9 Uhr ließ Napoleon Augereau zum Angriffe vorgehen; allein in dem dichten Schneegestöber verfehlte dieser die Richtung und sah sich plötzlich dem russischen Zentrum gegenüber, das ihn mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer empfing und dann das Korps mit dem Bajonette bis unter die Mauern von Eylau zurücktrieb. Eine Abteilung der Russen drang sogar in der Hitze der Verfolgung, durch das Schneegestöber irregeführt, bis zu dem Kirchhofshügel hinter der Stadt vor, von dem aus Napoleon die Schlacht leitete. Murat mußte jetzt vorgehen; wirklich gelang es, wenn auch nur unter großen Verlusten, seinen Reitern, die andringenden Russen aufzuhalten. — Dann begnügte sich Napoleon wieder mit einer Kanonade, denn er wartete auf das Eintreffen der Korps von Davout und Ney.

Es war Mittag, als Davout, durch die verschneiten Wege aufgehalten, auf dem Schlachtfelde anlangte und sofort vorrückte, um den linken Flügel der Russen im Rücken zu fassen, während St. Hilaire ihn von vorn angriff. Durch das Kreuzfeuer furchtbar dezimiert, konnten die Russen nicht lange Widerstand leisten: immer weiter wichen sie nordwärts zurück; immer siegesgewisser drängten die Franzosen nach, besetzten das Dorf Kutschitten und bedrohten damit schon die russische Rückzugslinie. — Da langten die Preußen unter L'Estocq an. Vier Meilen waren sie in der Nacht und der Morgenfrühe marschiert, als sie auf die Avantgarde Neys stießen. Auf Anordnung Scharnhorsts, welcher Stabschef des Generals L'Estocq war, begnügten sie sich einige Kompanien und Schwadronen mit der Aufgabe zurückzulassen, Ney aufzuhalten: die Hauptmasse des Korps zog unaufhaltsam weiter. Es war Mittag vorüber, als sie auf dem Schlachtfelde eintrafen. Sofort gingen sie zum Sturme auf Kutschitten

258. Gefecht bei Preußisch-Eylau am 7. Februar 1807. Nach dem Gemälde von Siméon Fort gestochen von Skelton. (Galeries de Versailles.)

vor und trieben den Feind hinaus. Hinter dem Dorfe in einem Birkenwäldchen hatte sich die Division Friant festgesetzt: mit klingendem Spiele, das Bajonett gefällt, drangen die Preußen in das Wäldchen ein und jagten, ohne einen Schuß zu thun, die Franzosen hinaus. Kaum gelang es Davout, seine flüchtigen Bataillone wieder zum Stehen zu bringen und auf den rechten französischen Flügel zurückzuführen.

Mit Einbruch der Nacht langte endlich auch Ney an: solange hatte ihn die kleine Schar der Preußen aufgehalten. Die Schlacht war zu Ende, aber nicht entschieden. Die Russen zogen sich auf Königsberg zurück, ohne daß die Franzosen es wagten, sie zu verfolgen. Die Preußen blieben die Nacht über in Kutschitten stehen, dann folgten sie den Russen.

Napoleon blieb einige Tage in der Nähe von Eylau, ohne irgend etwas zu unternehmen, denn die Stimmung in der französischen Armee war gedrückt und freudlos. Es war das erste Mal, daß sie unter Napoleons Führung nicht gesiegt hatte! An das Siegesbulletin, das Napoleon nach Paris sandte, glaubte von denen, die dabei gewesen waren, niemand. Und auch die Pariser Börse nahm die „Siegesnachricht“ mit einem allgemeinen Fallen der Kurse auf!

Sendung Bertrands an Friedrich Wilhelm.

Napoleon hatte im Sinne gehabt, eine Schlacht wie bei Austerlitz oder Jena zu liefern: statt dessen war er auf einen Widerstand gestoßen, den er nicht zu überwinden vermochte. Das änderte für ihn die Sachlage durchaus. Jetzt lag ihm alles daran, Preußen von der russischen Waffengemeinschaft abzuziehen. Es war noch nicht lange her, daß er mit der Absetzung des Hauses Hohenzollern gedroht hatte: jetzt sandte er am 16. Februar den General Bertrand mit einem mündlichen Auftrag an den König. Henri Bertrand, geb. am 28. März 1773, hatte als Nationalgardist am 10. August 1792 an der Verteidigung der Tuilerien teilgenommen, sich später aber an Napoleon angeschlossen. Er hatte die Expedition nach Ägypten mitgemacht und galt bei dem Kaiser sehr viel. Sein zuvorkommendes Wesen, seine Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung sollten jetzt mithelfen, den König von Preußen und dessen Berater für den Abschluß eines Separatfriedens mit Frankreich günstig zu stimmen.

Friedrich Wilhelm befand sich in Memel. An der äußersten Grenze der Monarchie hatte die königliche Familie ihren ärmlichen Hofstaat aufschlagen müssen. In wildem Schneesturm, selbst leidend, war die Königin mit den Kindern über das Eis des Kurischen Haffes ihrem Gemahl dorthin nachgeeilt, vor den Franzosen flüchtend. Hier nun bot Bertrand, wohlgemerkt nur mündlich, denn seine Instruktion besagte ausdrücklich: nichts schriftlich zurücklassen, dem Könige die Rückgabe seines Reiches an. Napoleon, sagte er, werde seine Ehre darin suchen, den König in den Besitz seiner Landschaften und seiner Rechte wieder einzusetzen; er werde ihm alles zugestehen, was dazu gehöre, daß der König seinen Rang unter den europäischen Mächten wieder einnehme. Auch die polnischen Provinzen werde er zurückerhalten, denn der Kaiser habe sich überzeugt, daß die Polen unfähig seien, einen unabhängigen Staat zu bilden. Die einzige Bedingung sei, daß Preußen unverzüglich mit Frankreich Frieden schlösse.

Ablehnung der Vorschläge.

Drei Tage danach — am 19. Februar — fand bei dem Könige über diese Anträge eine Beratung statt, zu welcher auch Rüchel, der Kommandant von Königsberg, und Hardenberg, der seit langer Zeit von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen gewesen, zugezogen wurden. General Zastrow, der damals als Nachfolger von Haugwitz die auswärtigen Angelegenheiten leitete, war ganz dafür, der Stimme der Versuchung zu folgen. Aber Friedrich Wilhelm, durch Hardenbergs Ausführungen bestärkt, ließ sich nicht wankend machen: er hielt an Rußland fest. Denn, meinte er mit Recht, nach der Besiegung Rußlands würde Preußen ganz von der Gnade Napoleons abhängig sein. Oberst Kleist, der spätere Sieger von Nollendorf, wurde mit der ablehnenden Antwort des Königs nach Osterode in das französische Hauptquartier gesandt. Napoleon empfing sie mit sichtlicher Aufregung.

Der russische Minister Budberg sprach dem Könige seine Bewunderung über die Festigkeit aus, die er „trotz der unerhörtesten Unglücksschläge“ bewahre. Und am 2. April erschien Kaiser Alexander selbst am Hofe in Memel, von dem Königspaare mit herzlicher Freude bewillkommnet. Noch an demselben Nachmittage begab er sich in Person zu Hardenberg, um mit ihm die ganze Lage der Dinge zu besprechen. Weitere Besprechungen folgten: der Kaiser ging ganz auf die Gedanken Hardenbergs ein, eine Koalition zustandezubringen, deren geringstes Ziel „die Entfernung der Franzosen über den Rhein und die Begründung eines Defensivsystems in Deutschland“ wäre. Der erste Schritt zu ihrer Verwirklichung war der Abschluß einer Konvention zwischen Preußen und Schweden im Hauptquartiere Bennigsens zu Bartenstein

Die Verträge von Bartenstein.

254. General Graf Henri Gratien Bertrand.
Nach dem Kupferstiche von Fanchery.

am 20. April 1807; ihr folgte am 26. April eine weitere Konvention, ebenda abgeschlossen, durch die Preußen und Rußland ihren alten Waffenbund erneuerten. Das Ziel dieser Konventionen war die Wiedergewinnung der Unabhängigkeit Deutschlands, das in der alten Form wieder aufgerichtet werden sollte. Zu diesem Zwecke wurde ein Bund der hervorragendsten Mächte Europas gegen Napoleon in Aussicht genommen. Um Deutschland wie sich selbst verteidigen zu können, sollte Preußen in dem Besitzstande von 1805, jedoch mit besserer Grenzumrandung, wiederhergestellt werden. Zu dem Behufe vereinbarten die beiden Mächte, daß keine ohne die andre die Waffen niederlegen solle. Gerade diesen Artikel, der von allen der einzige war, der augenblicklich praktischen Wert hatte, hielt dann Alexander nicht fest. Die Hereinbeziehung Englands war schon dadurch vorbereitet worden, daß am 28. Januar Preußen mit England Frieden geschlossen und dabei auf Hannover verzichtet hatte.

Hardenberg leitender Minister.

Damit hing zusammen, daß Hardenberg jetzt zum leitenden Minister für alle Angelegenheiten Preußens, besonders die diplomatischen und die mit dem Kriege zusammenhängenden Geschäfte, ernannt wurde. Die letzten Reste der alten Kabinettsregierung, die sich zwischen den König und seine Minister eingeschoben hatte, wurden mit dem Kabinettsrat Beyme entfernt: Hardenberg wurde die Seele der preußischen Politik. Unablässig ermahnte er aber auch den Kaiser Alexander zur Standhaftigkeit: indem er für Preußen kämpfe, schrieb er ihm, kämpfe er doch zugleich für seinen eignen Ruhm und seine eigne Existenz! Fast ist's, als ob ahnungsvolle Sorge seine Seele durchzöge.

Hardenberg.

Karl August Freiherr von Hardenberg war am 31. Mai 1750 zu Essenrode im Lüneburgischen geboren. Durch weite Reisen gebildet, ein Mann von Talent und Regsamkeit, teilnehmend an allen Geistesströmungen der vorwärtsdrängenden und reformlustigen Zeit, gelangte er in der Verwaltung seines hannöverschen Heimatlandes bald zu Bedeutung. Der kecke Plan, sich die Stelle des bei dem Könige in London residierenden hannöverschen Ministers zu erwerben, führte ihn nach London. Indes das Liebesverhältnis, in das sich seine leichtsinnige Frau mit dem Prinzen von Wales einließ, brachte einen so großen Skandal zuwege, daß er sich veranlaßt sah, den hannöverschen Staatsdienst aufzugeben und in die Dienste des Herzogs von Braunschweig zu treten. Hier bewährte er sich, begeistert für die Idee eines gemeinnützigen, ordnenden, fürsorgenden Staates, als ein rüstiger Vorkämpfer für die landesfürstliche Gewalt gegen die eigensüchtigen und jedem Fortschritt unzugänglichen Landstände.

Indessen auch hier war nach mehreren Jahren seine Stellung unmöglich; die Ursache lag in seinen häuslichen Verhältnissen. Er wurde von seiner Frau geschieden und verheiratete sich gleich darauf mit einer Dame, die, wie man wissen wollte, sich seinetwegen von ihrem bisherigen Gemahle hatte scheiden lassen. Auf Empfehlung des preußischen Ministers Hertzberg stellte ihn der Markgraf Alexander von Ansbach und Bayreuth an die Spitze der Verwaltung seiner Länder, eine Stellung, die Hardenberg auch beibehielt, als der Markgraf, kinderlos und der Regierungssorgen überdrüssig, seine Länder 1790 an seinen nächsten Erben, den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, abtrat. Mit Gewandtheit, Sachkenntnis und Rührigkeit führte Hardenberg sein Amt und rief eine große Menge von Verbesserungen auf allen Gebieten der Verwaltung und Rechtspflege ins Leben. Der König gewann eine hohe Meinung von ihm und beauftragte ihn, als Graf Goltz, der preußische Bevollmächtigte bei den Basler Friedensverhandlungen, starb, den Abschluß des Friedens mit Frankreich zustandezubringen. Er unterzeichnete den Frieden, ohne die Integrität des Deutschen Reiches zu wahren; ihm genügte es, eine reichliche Entschädigung für Preußen ausbedungen zu haben, falls es durch die Abtretung des linken Rheinufers, die Frankreich schon damals verlangte, Verluste erleiden sollte. Gleichermaßen verstand er es in den nächsten Jahren, auf alte Rechtsansprüche der Hohenzollern gestützt, eine ganze Anzahl kleiner Territorien und Ortschaften zur Anerkennung der preußischen Landeshoheit zu bringen und dadurch den Umfang der von ihm regierten Markgrafschaften nicht unerheblich zu erweitern. Selbst die freie Reichsstadt Nürnberg brachte er dazu, um die Vereinigung mit Preußen zu bitten: doch der König lehnte die Annexion ab.

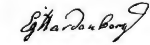
Hardenberg und Haugwitz.

Seit Jahren mit Haugwitz, dem damaligen preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten eng befreundet, wurde er von diesem im Jahre 1803 zu seiner Stellvertretung während eines Urlaubs nach Berlin berufen. Dies führte dazu, daß Hardenberg, als Haugwitz, voll Zorn über die Kabinettsräte, die sich zwischen ihn und den König drängten, aus dem Ministerium ausschied, am 14. April 1804 zu seinem Vertreter und vier Monate später zu seinem Amtsnachfolger ernannt wurde. Sein Ziel war zunächst die Festhaltung des Friedens auf alle Fälle. Er übersah bei diesen Bemühungen die herauskommende Gefahr und war in den ersten beiden Jahren seiner Amtsführung jedem Bündnis mit Rußland abgeneigt, weil es den Bruch mit Frankreich zur unbedingten Folge gehabt hätte. Die Möglichkeit einer Erwerbung des Kurfürstentums Hannover führte ihn zu einer Annäherung an Frankreich. Der König jedoch war mit dieser Politik nicht ganz einverstanden, namentlich da ein von ihm eingefordertes Gutachten des Grafen Haugwitz davon abriet. Er berief sogar Haugwitz wieder, damit dieser die Geschäfte mit Hardenberg teile. Als Friedrich Wilhelm, empört über die Verletzung seiner Neutralität durch Bernadottes Durchmarsch, an Krieg gegen Frankreich dachte, war Hardenberg dagegen. Seine Meinung ging dahin, jetzt zur Entschädigung für die Verletzung der preußischen Neutralität von Napoleon die Einräumung Hannovers zu verlangen. Doch war er auch der Annäherung an Rußland, die der König wollte, nicht entgegen. Der König schloß also am 3. November 1805 mit Kaiser Alexander den Potsdamer Vertrag.

Das unsinnige Losschlagen der Russen bei Austerlitz und der Separatfrieden, den Kaiser Franz mit Napoleon schloß, drängte aber Preußen wieder auf die Bahn des Friedens zurück. Es mußte den Schönbrunner Vertrag schließen, den Pariser Vertrag vom 3. März 1806 über sich ergehen lassen: der Unwille über diese Demütigungen warf sich auf Haugwitz, den Unterhändler beider Verträge, der doch in Wahrheit für den Krieg gewesen war. Die wenigsten wußten, daß Hardenberg es gewesen, der wiederholt in den letzten Jahren dem

Bündnisse mit Frankreich zugestrebt hatte. Man rechnete es ihm zum Verdienste an, daß während seines Ministeriums der stolze Potsdamer Vertrag abgeschlossen worden war. — Napoleon selbst schien diese Auffassung zu bestätigen. Nach dem Entgegenkommen Hardenbergs hatte er eine ganz andre Politik Preußens erwartet, als der Potsdamer Vertrag sie zeigte. Jetzt nannte er, namentlich mit Beziehung auf seine Depesche an Lord Harrowby, Hardenberg den ehrlosesten Menschen Europas, einen Meineidigen und Verräter, und bewirkte, daß er am 15. April 1806 aus dem Ministerium ausschied.

255. Karl August Graf (seit 1813 Fürst) von Hardenberg.
Nach dem Kupferstiche von F. W. Bollinger.



Nunmehr erschien der Verfolgte allen Patrioten als der tapfere Vorkämpfer gegen die allgemeine Unterdrückung. Und wirklich haben die Beschimpfungen, die Hardenberg von Napoleon erfuhr, ihn dazu gemacht. Sein Wesen geht jetzt, seit diesem Tage völlig umgewandelt, auf in dem Gedanken des Kampfes gegen den Bezwinger Europas. Für diesen Zweck zeigt er Kühnheit, Zähigkeit, Rastlosigkeit, und der leichte Sinn, der ihm von jeher eigen, gibt ihm in allen Stürmen die unverwüstliche Gewißheit des endlichen Sieges. Zu Bartenstein ward der erste folgenschwere Schritt dazu gethan.

Österreichs Stellung.

Für die kühnen Pläne, welche in Bartenstein feste Gestalt gewannen, kam es natürlich sehr darauf an, wie sich die alten Gegner Napoleons, Österreich und England, dazu stellen würden. Auf Österreichs thätige Teilnahme am Kampfe war schon beim Ausbruche des Krieges gerechnet worden. Aber Graf Stadion, der damalige Leiter der österreichischen Politik, war zu vorsichtig, um trotz alles Drängens des russischen

Gesandten, des Fürsten Rasumowski, über den Preßburger Frieden hinauszugehen. Nur seine Vermittelung zum Frieden mit Napoleon stellte er den Verbündeten zur Verfügung.

Englands Verhalten.

Ebensowenig entgegenkommend war während der ersten Monate des Jahres 1807 das Verhalten Englands. Das Whigministerium, welches nach Fox' Tode die Geschäfte führte, lauter mittelmäßige Leute, schien durch die kühne Beharrlichkeit der Verbündeten eher erschreckt als angespornt. Zögernd hatte es mit Preußen, nachdem der Kriegszustand längst allen Sinn verloren hatte, am 28. Januar 1807 Frieden geschlossen. Allein zur Zahlung von Subsidien, deren die Verbündeten dringend bedurften, wollte es sich nicht verstehen: eine krämerhafte Knauserei, welche nur Napoleon zu statten kommen konnte. Das einzige, was zu thun England sich bereit erklärte, war, daß es Rußland von dem Kriege gegen die Türken zu befreien versprach, den doch Rußland durch die Abberufung der Hälfte der Armee Michelsens schon so gut wie aufgegeben hatte. Indessen selbst dies Unternehmen, ebenso ungeschickt wie rücksichtslos begonnen, scheiterte völlig.

England und die Türkei.

Am 25. Januar 1807, während noch mit Preußen über den Friedensschluß verhandelt wurde, überreichte der englische Gesandte in Konstantinopel, Lord Arbuthnot, im Auftrage seiner Regierung dem Großwesir eine Note, worin er verlangte, daß Sultan Selim den französischen Gesandten Sebastiani aus der türkischen Hauptstadt weisen und unverzüglich ein festes Bündnis mit England und Rußland schließen sollte: andernfalls würde Konstantinopel bombardiert werden. Die Forderung wurde natürlich abgelehnt. Sofort begab sich nun Arbuthnot zu der englischen Flotte, die unter Admiral Duckworth bei der Insel Tenedos vor Anker lag. Die Flotte ging jetzt durch die Dardanellen, verbrannte im Marmarameere alle türkischen Schiffe, deren sie habhaft werden konnte, und erschien dann drohend vor Konstantinopel, vor dem Serail. Indessen Sebastiani beruhigte den Sultan, daß ja die Engländer keine Landungstruppen an Bord hätten, also völlig außer stande wären, eine Stadt wie Konstantinopel, zu erobern. So wurden denn die Engländer durch Unterhandlungen hingehalten, unterdessen aber unter der Leitung französischer Offiziere sowohl Konstantinopel als auch die Dardanellen durch neu angelegte Batterien befestigt, so daß die englische Flotte, welche bei den Prinzeninseln an der asiatischen Küste mittlerweile vor Anker gegangen war, in die größte Gefahr kam, von der Rückfahrt abgeschnitten zu werden. Nun blieb Duckworth nichts andres übrig, als schleunigst durch die Dardanellen zurückzugehen. Es gelang am 4. März, aber doch nur unter erheblichen Verlusten.

Bei Tenedos traf Duckworth auf die russische Flotte unter Admiral Siniäwin. Zu einer gemeinsamen Operation konnte er sich jedoch nicht entschließen: er ging nach Ägypten, wo er sich begnügte, Alexandrien wegzunehmen, während Siniäwin allein der nachsetzenden türkischen Flotte eine empfindliche Niederlage beibrachte. Natürlich verfehlte die mißlungene englische Expedition nicht, zusammen mit den deutschen Erfolgen Napoleons dessen Ansehen um ein Bedeutendes zu erhöhen.

Napoleons Bündnis mit Persien.

Infolgedessen knüpfte Napoleon Verbindungen mit dem Schah von Persien an, um einen Verbündeten zu erhalten, durch den er die Engländer in Indien bedrohen könnte. — Ein Gesandter des Schah erschien in Elbing, wo am 7. Mai 1807 das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Frankreich und Persien abgeschlossen wurde, dem zufolge Napoleon den General Gardanne als seinen Gesandten nach Persien schickte.

Das Ministerium Canning.

Unterdessen aber war am 25. März das Whigministerium in England gestürzt worden: ein Torykabinett unter dem Herzoge von Portland übernahm die Regierung. Mitglied desselben für die auswärtigen Angelegenheiten war Canning, der den Ruf eines Gentleman von gutem Charakter und Prinzipien besaß. Sofort machte sich das geltend: England wandte sein Augenmerk wieder dem Kontinentalkriege zu und stellte jetzt mit ziemlicher Bereitwilligkeit den Verbündeten Subsidien in Aussicht. Durch

dieses Entgegenkommen der Tories gewann nunmehr der Bartensteiner Vertrag eine festere Grundlage.

Canning ging noch weiter. König Gustav IV. von Schweden, der fanatische Gegner Napoleons, erhielt vor allem eine Subsidienzahlung, um in den Kampf eingreifen zu können. Auch ein englisches Hilfskorps wurde ihm zugesagt, damit er in den Stand gesetzt würde, eine Diversion im Rücken der französischen Hauptarmee auszuführen.

256. General Jean Rapp.
Nach dem Gemälde von Antoine Jean Gros gestochen von Gavard.
(Galeries de Versailles.)
(Zu S. 641.)

Rapp

Die schwedische Unternehmung.

Auch Preußen hatte für diesen Zweck zu Bartenstein dem Schwedenkönige Unterstützung zugesagt. Schon im Mai schiffte nun das preußische Hilfskorps in Pillau sich nach der schwedischen Insel Rügen ein: eine ziemlich bunt zusammengewürfelte Schar, für welche die Freikorps Schills und von der Marwitzens, die aus Pommern nach Rügen gewiesen wurden, die Reiterei abgeben sollten. Auf den Wunsch Gustavs war der General Blücher an die Spitze des Unternehmens gestellt. Sein Auftrag ging dahin, von Schwedisch-Pommern aus die belagerten Festungen Kolberg und Danzig zu entsetzen und durch Operationen im Rücken der Feinde den Armeen der Verbündeten in Ostpreußen Erleichterung zu verschaffen. Mit brennendem Eifer übernahm Blücher den Befehl: er hoffte sein kleines Korps bald zu ansehnlicher Stärke bringen zu können, um dann damit eine allgemeine Erhebung Norddeutschlands gegen die Franzosen hervorzurufen.

Digitized by Google

Wirklich strömten ihm, sobald er auf Rügen gelandet war, Freiwillige und Ranzionierte in Menge zu: Oberst von Bülow organisierte die Infanterie, von Borstell die Reiterei. — Auch Schill und Marwitz verstärkten sich ansehnlich. Am 12. Juni führte Blücher sein Korps von der Insel nach dem Festlande über und rückte bis an die Peene vor. Allein Englands Hilfe ließ auf sich warten; kostbare Tage verstrichen ungenutzt. Erst am 17. Juni wurde die Konvention zwischen Schweden und England zum Abschlusse gebracht. Nunmehr kündigte Gustav auf Blüchers Drängen den Waffenstillstand, den er am 18. April geschlossen hatte, den Franzosen zum 13. Juli auf. Endlich am 5. und 9. Juli langte auch das englische Hilfskorps, 8000 Mann zählend, auf Rügen an, freilich kaum halb so stark, als es versprochen war. Da konnte der alte Held sich kaum noch zurückhalten; wie „einen Tag des Segens“ erwartete er den 13. Juli, überschritt, als er endlich da war, sofort die Peene und rückte bis gegen Wolgast vor; er wollte direkt über die Oderinseln, um dem bedrängten Kolberg Hilfe zu bringen. Ihn hemmte es nicht, daß die Franzosen unter Brune die schwedischen Truppen mit raschem Angriffe auf Stralsund zurückwarfen, und daß die Engländer nicht den Entschluß finden konnten, ihm auf das Festland zu folgen. Dennoch mußte der kühne Mann seinen Säbel, nachdem er ihn kaum erst gezogen, wieder zurückstoßen in die Scheide. Am 15. Juli empfing er ein Schreiben des Königs aus Memel, worin ihm dieser den Abschluß des Friedens mit Frankreich anzeigte und ihn anwies, zwischen der Divenow und Persante Kantonnementsquartiere zu beziehen: er folgte, das Herz voll Ingrimm über die mattherzigen Schweden und über die zagen Engländer, die eilfertig jetzt wieder ihre Schiffe bestiegen.

### Neue Anstrengungen Napoleons.
### Die Schlacht bei Friedland und der Waffenstillstand von Tauroggen.

Neue Rüstungen Napoleons.

Der Widerstand, auf den er bei Eylau gestoßen, das Mißlingen des Versuches, Preußen von Rußland abzuziehen, belehrten den französischen Kaiser, daß es ganz andrer Mittel, als er besaß, bedürfen würde, um des Erfolges sicher zu sein. So war denn seine Sorge, während seine Truppen wieder Winterquartiere bezogen, von allen Seiten Verstärkungen an sich heranzuziehen; selbst von der Aushebung des nächsten Jahres ließ er 80000 Mann vorweg einberufen. Die Kriegspause, die eingetreten war, wurde für ihn zu einer Zeit gewaltiger und umsichtiger Rüstung. Denn schon die Behauptung des Gewonnenen erforderte große militärische Kräfte.

Unbezwungene Festungen.

Die Rheinbundstruppen hatten unter Hieronymus und dem General Vandamme Schlesien unterworfen: nur wenig Plätze hielten sich noch unbezwungen, Neiße, Kosel, Glatz und das kleine Silberberg. Aber es gärte und wogte ein patriotischer Unmut in der ganzen Provinz, der, durch kühne Freischaren genährt, jeden Augenblick zu einer Volkserhebung gegen die Franzosen führen konnte. Auch an der Weichsel widerstanden noch Graudenz und Danzig und an der Ostseeküste Kolberg. Es war der moralische Eindruck, den diese zähe patriotische Gegenwehr auf das ganze Preußenvolk machte, der diesen Festungen eine weit größere Bedeutung gab, als ihre militärische Wichtigkeit rechtfertigte.

Belagerung Danzigs.

Bei Danzig indessen trafen beide Momente zusammen. Es bedrohte die Franzosen auf das gefährlichste im Rücken, wenn sie sich gegen die russische Grenze wenden wollten. Darum setzte Napoleon alles daran, den starken Platz in seine Gewalt zu bringen. General Lefèbvre wurde beauftragt, ihn zu erobern, ein Mann ebenso ausdauernd wie tapfer. In der Festung befehligte General Kalckreuth eine Besatzung von 16000 Mann, welche viel zu schwach war, um bei der großen Ausdehnung der Werke alle wichtigen Punkte in genügender Stärke besetzen zu können. So kam es, daß, nachdem die Einschließung der Festung am 12. März begonnen hatte, es den Franzosen gelang, sich auf der Danziger Nehrung, welche die Verbindung der Stadt

mit dem Meere beherrschte, festzusetzen. Dann fiel auch der Holm, eine Insel in der Weichsel, den Franzosen in die Hände. Ein Entsatzversuch, den ein russisches Korps unter dem Sohne des Feldmarschalls Kaminsky unternahm, mißlang; und das preußische Korps unter Oberst von Bülow, das mit größter Kühnheit von der Frischen Nehrung her bis nahe an die Stadt vordrang, war zu schwach, um sich zu behaupten. Dazu kam, daß durch eine zweimonatliche Verteidigung die Besatzung auf zwei Drittel verringert und tief erschöpft war. Daher entschloß sich Kalckreuth, als auch die Lebensmittel auszugehen anfingen, zur **Kapitulation**. Sie ward ihm von Napoleon unter ehrenvollen Bedingungen bewilligt: am 26. Mai verließ die Besatzung mit Waffen und Gepäck, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele die Festung, um nach Pillau geschafft zu werden. Indessen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen, schloß sie von der ferneren Teilnahme am Kampfe aus. — Napoleon erhielt den starken Platz ausgeliefert, dessen Besitz ihm nun freie Bewegung gegen die Russen verstattete. Lefèbvre wurde von ihm zum Herzoge von Danzig ernannt; zum Gouverneur der eroberten Feste machte er seinen Adjutanten, den General **Rapp**.

257. Joachim Nettelbeck.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Bakofsky in Kolberg gestochen von F. Leopoldt.

Danzig fiel, aber **Kolberg**, die kleine Seefestung an der Ostsee, behauptete sich durch die Verbindung unbeugsamen Heldenmutes und opferwilliger Vaterlandsliebe, welche sechs Jahre später das ganze Vaterland gerettet hat. Kolberg.

In Kolberg hatte, bei Auerstädt verwundet, aber der Gefangenschaft glücklich entronnen, der Husarenleutnant Ferdinand von **Schill**, geb. am 6. Januar 1776 zu Wilmsdorf bei Dippoldiswalde (in der Nähe von Dresden), Zuflucht gefunden. Sobald nun die Franzosen vor der Festung erschienen, begann er, von wenigen Reitern begleitet, seine verwegenen Streifzüge, bis ihm der König am 12. Januar 1807 die Erlaubnis zur Bildung eines **Freikorps** gab. So bunt zusammengewürfelt und so mangelhaft bewaffnet seine Schar war, er wußte sie, bald zum Rittmeister befördert, trefflich zu organisieren und anzuführen und mit todesverachtender Begeisterung für die Sache des Vaterlandes zu erfüllen. Bald war sein Name gefeiert wie keiner: der kühne Reitersmann wurde zu einem wahrhaften Volkshelden. Schill.

Neben dem jungen Helden stand der Greis, der in der Bürgerschaft der bedrohten Festung die Säumigen anspornte, die Schwankenden ermutigte, allenthalben mit Rat und That eingriff, der mit seinem entschlossenen Mute und seinem freudigen Gemeinsinn bald die Seele der Bevölkerung war, der Ratsherr Joachim **Nettelbeck**. Er war am 20. September 1738 in Kolberg geboren, hatte sich bis zu seinem fünfundvierzigsten

No. 4164 Colberg 1807.
Acht Groschen
unser Königl. Garantie.

258. Notgeld aus der Zeit der Belagerung von Kolberg im Jahre 1807.

259. General Graf Neidhart von Gneisenau.
Nach dem Gemälde von A. W. Devis (1815) gestochen von B. Smith.

Jahre als Seemann in Gefahren und Abenteuern mannigfaltigster Art umgetrieben, eine wetterharte, unbeugsame Natur, dann aber in seiner Vaterstadt sein väterliches Gewerbe, die Brauerei und Branntweinbrennerei, betrieben. Sein ehrenhafter Sinn und sein rastloser Eifer verschafften ihm unter seinen Mitbürgern eine sehr angesehene Stellung. Der Kommandant aber, Oberst Loucadou, schaute mit Verachtung auf den Bürger, wie mit Abneigung auf den Freischärler, um so mehr, als er dem Drucke der öffentlichen Meinung, die jene beiden bestimmten, sich doch nicht entziehen konnte.

Unterdessen wurden die Franzosen vor der Festung immer zahlreicher. Zwar gelang Schill mancher kühne Streich, wie die Gefangennahme des Generals Victor, aber doch wurde die Lage immer bedrohter, nachdem Ende Februar die Einschließung der Festung begonnen hatte. Voll Sorge daher, daß dem Kommandanten bei dem Steigen der Gefahr der Widerstandseifer erlahmen würde — sollte er doch schon von Kapitulation gesprochen haben — wandte sich auf Nettelbecks Betreiben der Rat der Stadt an den König und bat um einen andern Kommandanten. Die Not der Zeit rechtfertigte den außerordentlichen Schritt: der König gab nach und sandte auf Rüchels Empfehlung den Major Gneisenau. Am 29. April traf er in Kolberg ein. „Damit kam", wie Nettelbeck sagt, „ein neuer Geist und ein neues Leben wie vom Himmel herab in alles, was um und mit uns vorging."

Neidhart von Gneisenau.

August Neidhart von Gneisenau war der Sohn des Artillerieleutnants der Reichsarmee von Neidhart, der später nach einem früheren Familiengute in Österreich den Beinamen von Gneisenau seinem Namen hinzufügte. Er war am 27. Oktober 1760 in Schilda bei Torgau

Digitized by Google

geboren. Die Mutter starb ihm früh, der umherziehende Vater kümmerte sich nicht um ihn; armen Pflegeeltern überlassen wuchs er in dem kleinen Städtchen auf, ohne Unterricht, die Gänse hütend. In seinem neunten Lebensjahre erinnerten sich die Großeltern mütterlicherseits, die in Würzburg wohnten, des Enkels und nahmen ihn zu sich. Hier erhielt er nun eine regelrechte Ausbildung und bezog dann 1777 die Universität Erfurt. Die Großeltern starben und hinterließen ihm ein mäßiges Erbteil, das er in den Zerstreuungen ungebundener Jugend bald verbrachte. Aus Geldnot und aus Neigung zum Soldatenstande trat er 1778 in das österreichische Husarenregiment Wurmser, wahrscheinlich als Kadett, ein. Jedoch schon im nächsten Jahre vertauschte er den kaiserlichen mit dem markgräflich-ansbachischen Dienste in der Hoffnung, dadurch an dem Kriege in Amerika teilzunehmen, für den der Markgraf seine Truppen an England vermietete. Wirklich kam Gneisenau auch als Jägerleutnant nach Amerika, aber erst zu einer Zeit, wo dort schon die Waffen ruhten. Machte er somit auch kein Gefecht mehr mit, so lernte er doch in Amerika die beiden Elemente praktisch kennen, welche die ganze Kriegführung umgestalten sollten: die Volksbewaffnung und das zerstreute Gefecht der Infanterie. Zurückgekehrt, begab er sich nach Potsdam: er machte auf Friedrich den Großen einen sehr günstigen Eindruck und sah daher bald seine Bitte um Anstellung in preußischen Diensten erfüllt. Es folgten nun für ihn zwanzig Jahre Garnisonlebens in kleinen Städten, nur durch den Feldzug in Polen 1794 unterbrochen; aber er wußte seine Zeit trefflich zu militärischen Studien, von denen er manches in Broschüren veröffentlichte, auszunutzen. Seine Mußestunden verwandte er auf Landwirtschaft; er hatte sich bei Jauer das Gut Mittelkauffungen erworben, das früher seinem Schwiegervater, dem Baron von Kottwitz, gehört hatte. Als dann der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wurde das Bataillon, welches er als Hauptmann führte, dem Hohenloheschen Korps zugeteilt. Bei Saalfeld wurde er verwundet, führte aber sein Bataillon in Ordnung aus dem Gefechte; bei Jena indes erlitt das Bataillon schwere Verluste, er selbst entkam glücklich nach Königsberg, wo er am 17. Dezember 1806 zum Major ernannt und mit der Organisation von zwei Reservebataillonen beauftragt wurde.

*Gneisenau in Kolberg.*

In Kolberg nun wußte Gneisenau das offensive Element der Verteidigung zu beleben und jeden an die Stelle zu weisen, worin er am besten wirken konnte. Dem thätigen Nettelbeck übergab er die Leitung der Feuerlöschanstalten und vereinigte Bürgerschaft und Garnison in demselben Geiste der Standhaftigkeit und Aufopferung. Seiner geistigen Überlegenheit und seiner Willenskraft, die doch mit einem heiteren, leutseligen Wesen gepaart war, ordnete sich alles willig unter. Neue Verschanzungen wurden dem Feinde in den Weg geworfen, durch Ausfälle und Streifzüge die Gegner unablässig beschäftigt. 14000 Franzosen unter General Loison lagen vor der Stadt, aber der Mut der Soldaten, die Hingebung der Bürgerschaft, die Aufopferung aller widerstanden jedem Angriffe. Erst als eine nordöstlich der Stadt gelegene Erhöhung, der Wolfsberg, von den Franzosen genommen war, konnten diese an die Bestürmung der Stadt selbst gehen. Am 1. Juli ließ dann General Loison, nachdem er alle Vorbereitungen zu einer großen Beschießung getroffen hatte, die Stadt zur Übergabe auffordern. Gneisenau lehnte ab und nun bombardierte Loison dreißig Stunden hintereinander die Stadt, obwohl er offizielle Kenntnis von dem schon am 25. Juni abgeschlossenen Waffenstillstande hatte; ein großer Teil der Häuser geriet in Brand, aus dem Stockhause brachen die Gefangenen aus und drangen plündernd in die Wohnungen ein, immer näher kamen die Franzosen an die Stadt. Allein Gneisenau, überall gegenwärtig, steuerte der Verwirrung ebenso wie er das Andringen des Feindes abwehrte und kapitulierte nicht. Am 2. Juli nachmittags 3 Uhr schwieg der Kanonendonner plötzlich; statt des von den Kolbergern erwarteten Gesamtsturmes aber brachte ein Parlamentär die Kunde vom Abschlusse des Waffenstillstandes. Kolberg war gerettet. Herrlich hatte der Mann seine erste Probe bestanden, der wie kein zweiter den echten preußischen Soldatengeist, schneidige Verwegenheit und helle Einsicht, in sich verkörperte.

*Zögern der Russen.*

Gutmachen indes konnte die erfolgreiche Verteidigung des kleinen Kolberg nicht, was der Fall des großen Danzig der Sache der Verbündeten geschadet hatte. Mit Recht machten die Preußen Bennigsen zum Vorwurf, daß er nicht alles daran gesetzt habe, um Danzig zu entsetzen. Jetzt konnte Napoleon unbesorgt sich mit ganzer Macht gegen die Russen wenden. Bis auf 150000 Mann hatte er seine Armee verstärkt, während die Verbündeten nicht mehr als 88000 Mann ihm entgegenzustellen hatten. Überdies regte sich bei den Russen laut der Widerwille gegen den Krieg, den man doch nur für Preußen führe, und Bennigsen selbst bat den Kaiser um Enthebung vom Oberbefehl: ihm war bange, daß er die bei Eylau errungenen Lorbeeren wieder einbüßen würde. Allein Alexander wollte nichts davon wissen.

*Treffen bei Heilsberg.*

Napoleon drängte zur Schlacht; er überschritt die Passarge. Indes der erste Stoß, der bei Heilsberg am 10. Juni gegen die russische Armee geführt wurde, mißlang. Die Russen hielten mit kaltblütiger Ausdauer Stand, verfolgten aber ihren Vorteil nicht; vielmehr entschloß sich Bennigsen, um die Verbindung mit den Preußen

260. Jean Lannes,
Herzog von Montebello, Marschall von Frankreich.
Nach dem Stahlstiche von C. Mayer.

Schlacht bei Friedland. **unter L'Estocq zu erhalten und Königsberg nicht ungedeckt zu lassen, am folgenden Tage zum Rückzuge. Am 13. Juni erreichte er Friedland; gegen die Absicht des Oberbefehlshabers kam es am folgenden Tage vor dieser Stadt zur Schlacht, der letzten in diesem Feldzuge.**

In der Frühe des 14. Juni erschienen die Spitzen des Lannesschen Korps vor Friedland. Bennigsen in der Meinung, daß sich Napoleon mit der Hauptarmee gegen Königsberg gewandt habe, ließ sich in ein Gefecht mit dem, wie er glaubte, vereinzelten Korps ein. Indes Lannes, mit 12000 Mann der ganzen russischen Armee gegenübergestellt, wußte ihm zu widerstehen: der kühne Haudegen erwies sich auch als ein sehr geschickter Stratege.

Jean Lannes, geboren am 11. April 1769, war der Sohn eines Färbers in Lectoure am Gers (Gascogne). Als Gemeiner in die Armee eingetreten, wurde er 1792 Leutnant. Die Revolutionskriege brachten ihn empor; seine todesverachtende Verwegenheit lenkte die Aufmerksamkeit Bonapartes auf ihn: er nannte ihn den Roland der Armee. Kaum einen größeren Sieg hat er dann errungen, an dem nicht Lannes, mehrfach als Führer der Avantgarde, Anteil gehabt hätte. Jetzt kam es darauf an, die Russen so lange festzuhalten, bis die übrigen Korps zur Entscheidung eingetroffen sein würden. Durch eine sehr geschickte Aufstellung, die jede Terrainfalte, jeden Baum, jedes Ackerfeld benutzte, wußte der Marschall die Schwäche seines Korps so zu verbergen, daß Bennigsen keinen allgemeinen Angriff unternahm, der die Franzosen vernichtet haben würde.

Um Mittag hatten die Franzosen indessen sich schon so verstärkt, daß sie jetzt den Russen an Zahl fast gewachsen waren. Dennoch zögerte Napoleon, der gleichzeitig angelangt war, noch mit dem Angriffe. Sobald jedoch auch Ney und Victor auf dem Kampfplatze eintrafen, ging er — es war etwa fünf Uhr nachmittags — jetzt mit weit überlegenen Streitkräften zum Angriffe auf die Russen über. „Es ist ein glücklicher Tag“, meinte er, „der Jahrestag von Marengo.“ Da befahl Bennigsen, als er die ganze französische Armee gegen sich heranrücken sah, den Rückzug. Allein schon warf sich Ney auf den linken Flügel der russischen Aufstellung

Digitized by Google

Bagration, der hier kommandierte, schlug ihn zurück. Sofort jedoch erneuerte Ney den Angriff: ein furchtbares Geschützfeuer erschütterte die Standhaftigkeit der Russen, sie wurden nach Friedland und über die Alle zurückgeworfen und die Stadt dann selbst von den Franzosen genommen.

Unterdessen hatten Lannes und Mortier auch den rechten Flügel der Russen unter Gortschakow nach Friedland zurückgedrängt; der traf hier auf Franzosen und wurde gezwungen, unterhalb Friedland auf einer Furt sich durch die Alle zu retten, wobei viele der Flüchtigen in dem Gedränge im Flusse ihren Tod fanden.

Die Russen verließen in völliger Auflösung das Schlachtfeld; erst hinter dem Niemen sammelten sie sich wieder. Da blieb denn auch den Preußen, um nicht durch die siegreiche französische Armee völlig abgeschnitten zu werden, nichts andres übrig, als Königsberg zu räumen und ebenfalls auf Tilsit zurückzugehen. Am 16. Juni zog Napoleon in Königsberg ein, am 19. Juni war er in Tilsit.

Der Waffenstillstand von Tauroggen.

Kaiser Alexander weilte in Tilsit, als er Bennigsens Bericht über den Verlust der Schlacht bei Friedland, über den traurigen Zustand der russischen Armee und über die sich daraus ergebende Notwendigkeit eines Waffenstillstandes erhielt. Er war auf das höchste erschreckt: was sollte er thun? Sein Bruder Konstantin, der zwar auf dem Paradeplatze gern Soldat spielte, aber jedem Kriege abgeneigt war, bestürmte ihn auf das dringendste, Frieden zu schließen, wie es das ganze Heer verlange. Andre Stimmen in seiner Umgebung wiesen auf die große Gefahr hin, daß Napoleon jetzt die Grenze Rußlands überschreiten und in dem Lande einen furchtbaren Aufstand entzünden möchte, indem er den russischen Leibeigenen die Freiheit verspräche; warteten doch überdies die Polen in Rußland nur auf seinen Ruf, um sich zu erheben. Das machte alles natürlich großen Eindruck auf das erregbare Gemüt Alexanders. Ohne an den Vertrag von Bartenstein zu denken, der einseitigen Friedensabschluß verbot, unterzeichnete Alexander am 23. Juni zu Tauroggen den vom Fürsten Labanow am 21. Juni zu Tilsit mit dem Marschall Berthier abgeschlossenen Waffenstillstand, der Preußen nicht mit einschloß, sondern die Franzosen nur für die nächsten 4—5 Tage zur Einstellung der Feindseligkeiten gegen Preußen verpflichtete. Gleichzeitig empfing der Zar eine Einladung Napoleons zu einer persönlichen Zusammenkunft. Denn auch Napoleons Lage war von der Art, daß er sehr lebhaft den Frieden wünschen mußte. Seine Armee war bei weitem nicht stark genug, um den Krieg in das Innere des weiten Zarenreiches hineinzutragen, in den besetzten preußischen Provinzen gärte es in bedenklicher Weise, die schwedische Diversion in seinem Rücken hatte begonnen, England schickte sich zu einer Landung auf dem Kontinente an, und Österreich war ihm sicherlich kein zuverlässiger Freund.

## Die Zusammenkunft auf dem Niemen und der Friede von Tilsit (1807).

Die Begegnung auf dem Niemen.

Mit einer Art hastiger Begier, seinen großen Gegner persönlich kennen zu lernen, ging Kaiser Alexander auf den Vorschlag Napoleons ein. Nach der alten Sitte halb barbarischer Zeiten ward der Grenzfluß, der die beiderseitigen Machtgebiete voneinander trennte, der Niemen für die Zusammenkunft bestimmt. Auf einem Prahm, der im Niemen festgeankert lag, war für diesen Zweck ein anmutig verzierter Pavillon errichtet. Jeder von einigen seiner Generale begleitet, begegneten sich hier am 25. Juni um 1 Uhr nachmittags die beiden Kaiser; sie reichten sich die Hand, während die russischen und französischen Garden, die die Flußufer besetzt hatten, ein lautes Hurra ertönen ließen. Am Ufer, von dem der Zar abgestoßen war, wartete auch Friedrich Wilhelm III., der noch wenige Tage vorher auf Einladung Alexanders sich nach Sczawl, einem Jagdschloß der früheren Könige von Polen, begeben hatte, um dort persönlich mit ihm über die Weiterführung des Krieges zu beraten. Auf die Nachricht von dem Waffenstillstand war er herbeigeeilt voll banger Sorge um das Schicksal

Preußens, das sich nunmehr entscheiden mußte. Die beiden Kaiser aber waren in den Pavillon eingetreten, wo sie sich eine Stunde lang ohne Zeugen unterhielten. Was dort besprochen ist, wissen wir nicht. Nur das eine hat verlautet, daß Alexander die Unterredung mit den Worten eröffnete: „Ich hasse die Engländer ebensosehr, wie Sie sie hassen, und ich werde Ihr Kampfgenosse in allem sein, was Sie gegen jene unternehmen werden.“ Darauf antwortete Napoleon: „In diesem Falle kann sich alles machen und der Friede ist abgeschlossen.“

Umwandlung Alexanders.

Als ein völlig umgewandelter Mensch verließ der Zar den unglückseligen Prahm. Bisher hatte er sich in der Rolle eines Schirmvogts des politischen Gleichgewichts, eines Verteidigers der Unabhängigkeit der Völker gegen napoleonische Vergewaltigung gefallen. Allein der Ruhm, den er von dieser Rolle erwartet hatte, war ihm nicht zu teil geworden, sie hatte ihm vielmehr nur Unglück und Demütigungen gebracht. Sie dem Genius eines Napoleon gegenüber fortzusetzen, mochte ihm durchaus hoffnungslos erscheinen. Mit der Schlauheit des Italieners wußte Napoleon des Zaren geknicktes Selbstgefühl wieder aufzurichten, indem er ihm ein Bündnis antrug, dessen Lohn die gemeinschaftliche Herrschaft über Europa und die unbeschränkte Befugnis war, sich auf Kosten Schwedens und der Türkei zu vergrößern. Dieser Lockung widerstand die Beweglichkeit und Bestimmbarkeit Alexanders nicht: aus dem Schirmvogt des Völkerrechts wurde der Genosse des Unterdrückers! Der Verpflichtungen gegen den alten preußischen Verbündeten wurde gar nicht gedacht; Alexander beschränkte sich, statt mit Nachdruck für den einzutreten, der ihm in schwerster Stunde Treue gehalten, auf sentimentale Bitten zu gunsten seines „unglücklichen“ Verbündeten, dessen Bevollmächtigter, der Graf Kalckreuth, unmittelbar nach der Zusammenkunft der beiden Kaiser von Marschall Berthier den Entwurf eines Waffenstillstandes auch mit Preußen zur Unterschrift eingehändigt erhielt.

Zusammenkunft Friedrich Wilhelms mit Napoleon.

In etwas wenigstens mußte Napoleon den Bitten Alexanders Gehör geben. Es fand am folgenden Tage eine zweite Zusammenkunft auf dem Prahm statt, an welcher auch der König von Preußen teilnahm. Friedrich Wilhelm zeigte auch bei dieser Gelegenheit seine einfache, schlichte Haltung; er dachte nicht daran, Napoleon zu schmeicheln oder sich um dessen Gnade zu bewerben. Vielmehr suchte er den unglücklichen Krieg dadurch zu rechtfertigen, daß er an eine und die andre Unbill erinnerte, welche Preußen von Frankreich erfahren hatte. Das war schwerlich taktvoll, jedenfalls unpolitisch: Napoleon antwortete mit Heftigkeit, daß die preußische Politik ein Ergebnis englischer Intriguen wäre, und begann dann die preußische Militärverfassung zu kritisieren. Das verstimmte natürlich den König, so daß er bald wieder den Prahm verließ. So führte die Zusammenkunft eher zu einer Entfremdung als zu einer Annäherung. Eine Londoner Karikatur stellte die Sachlage mit derber Deutlichkeit dar: die beiden Kaiser stürzen auf der Zeichnung mit so stürmischem Ungestüm einander in die Arme, daß darüber der Prahm ins Schwanken gerät und der zur Seite stehende König von Preußen ins Wasser fällt.

Napoleon, der Zar und der König in Tilsit.

Napoleon hatte die Stadt Tilsit besetzt. Er bewog nun dorthin auch den Kaiser Alexander überzusiedeln, indem er dem Gefolge des Zaren und einem Bataillon der Preobraschenskischen Garde einen Teil der Stadt einräumte. Auch dem Könige von Preußen sowie einer Kompanie der preußischen Garde wurde ein kleiner Teil der Stadt überwiesen; indessen Friedrich Wilhelm verbrachte stets nur einige Stunden täglich in Tilsit, jede Nacht kehrte er in das Lager seiner Truppen zurück. Napoleon suchte nun seine Gäste durch militärische Schauspiele zu unterhalten; aber sie machten bei den Truppenbesichtigungen fast den Eindruck, als wären sie Adjutanten des kriegsgewaltigen Corsen. Doch kümmerte sich Napoleon wenig um den Preußenkönig, der

261. Napoleon empfängt die Königin Luise zu Tilsit am 6. Juli 1807. Nach dem Gemälde von Nicolas Louis François Gosse gestochen von Danois.
(Galeries de Versailles.)

Digitized by Google

ihm nicht huldigen wollte; ganz unzertrennlich war er dagegen vom Kaiser von Rußland, täglich speiste er mit ihm zusammen.

Königin Luise in Tilsit.

Auf die Einladung Alexanders geschah es, daß auch die Königin Luise am 6. Juli nach Tilsit kam: der falscheste Schritt, der geschehen konnte. Hardenberg, der selbst zu dem Schritte riet und der Königin eine Art Leitfaden für ihre Unterredung mitgegeben hatte, hätte gerade davon abhalten sollen. In der Hoffnung dem Lande zu nützen, setzte sich die edle Frau über alle Beleidigungen hinweg, die ihr zugefügt waren. Napoleon machte ihr seinen Besuch. Sie forderte ihn zu großherziger Mäßigung auf; nur dadurch werde er sich den König zu seinem Freunde machen, aber unmöglich werde das sein, wenn er ihn schwäche und erniedrige. Am nächsten Tage war es, wo der Kaiser ihr zum Pfande seiner guten Gesinnung eine Rose bot, die er in der Hand hielt. „Aber wenigstens mit Magdeburg", sagte die Königin, zögernd die Rose annehmend. Denn die starke Elbfestung wollte Napoleon nicht bei Preußen lassen. „Ich will es behalten", sagte er nachher, „um jeden Augenblick nach Berlin zurückzukönnen, wenn es mich gelüstet." Der Kaiser erschöpfte sich in wiederholten freundschaftlichen Versicherungen. Allein schon am folgenden Tage bewies die Haltung Napoleons, daß die Königin sich vergeblich bemüht hatte. Bezeichnend ist, was Napoleon am 8. Juli aus Tilsit an Josephine schrieb: „Die Königin von Preußen ist wirklich reizend: sie ist voller Koketterie gegen mich; aber sei darüber nicht etwa eifersüchtig; ich bin ein Stück Wachstuch, auf dem alles das abgleitet. Es würde mich auch zu viel kosten, den Galanten zu spielen."

Friedensverhandlungen mit Rußland und Preußen.

Unterdessen wurden die Friedensverhandlungen zum Abschlusse gebracht. Im persönlichen Verkehre hatten die beiden Kaiser alles geregelt: wie wenig zeigte sich da der jugendlich unerfahrene Zar einem Unterhändler wie Napoleon gewachsen! Die verhandelnden Diplomaten, Talleyrand von der französischen, die Fürsten Kurakin und Labanow von der russischen Seite, hatten nichts weiter zu thun, als das, was ihre Herren miteinander verabredet hatten, in regelrechte Form zu bringen.

Mit Preußen wurde überhaupt nicht verhandelt. Nachdem am 7. Juli der Friede mit Rußland unterzeichnet war, lag Napoleon nur daran, so schnell wie möglich auch mit Preußen Frieden zu schließen. Denn die Landung der Engländer auf Rügen war soeben erfolgt und in Memel war als englischer Bevollmächtigter Lord Gower eingetroffen, um bei Fortsetzung des Krieges eine Million Pfund Sterling als Subsidien anzubieten. Dazu erschien jetzt im Hauptquartier der Verbündeten General Stutterheim, um über einen etwaigen Anschluß Österreichs an die Verbündeten Verhandlungen anzuknüpfen. Dem allen zu begegnen, diktierte Napoleon kurzweg Talleyrand die Bedingungen, unter denen er auch Preußen Frieden gewähren wolle, und sandte ihn damit an den Grafen Goltz. Hardenberg als den Vertreter Preußens anzusehen, hatte Napoleon mit Ausdrücken des heftigsten Unwillens zurückgewiesen; nicht einmal als preußischen Minister wollte er ihn länger dulden. So fiel denn die Vertretung Preußens dem General Grafen Kalckreuth zu, der eigentlich nur bestimmt gewesen war, die Unterhandlung zu eröffnen, die Hardenberg dann hatte führen sollen. Doch wurde Kalckreuth der Graf Goltz beigesellt, der bisher preußischer Gesandter in St. Petersburg gewesen war. Diesen nun händigte Talleyrand die Bedingungen, die er auf einzelnen Blättern aus seinem Portefeuille hervorzog, ein mit der Erklärung, daß die beiden nicht gekommen seien, um zu unterhandeln, sondern um das Gesetz des Siegers hinzunehmen. Da haben denn Goltz und Kalckreuth am 9. Juli unterschrieben.

Vereinbarungen für Rußland.

Napoleon wollte mit Rußland nicht nur Frieden haben, sondern er wollte an ihm auch einen Verbündeten gewinnen. Dieses Ziel gab den Artikeln des Friedens ihren Inhalt. Rußland trat die Jonischen Inseln und die Bucht von Cattaro an

Digitized by Google

Frankreich, die Herrschaft Jever in Friesland an Holland ab und empfing dafür zum überreichen Ersatz das Gebiet von Bialystock, 11590 qkm (= 206 Quadratmeilen) mit 184000 Einwohnern. Freilich gehörte Bialystock zu Preußen, aber die Erklärung Napoleons, daß das Gebiet, wenn Rußland es nicht annehme, mit dem neu zu schaffenden Herzogtum Warschau vereinigt werden würde, half dem Kaiser Alexander so gut über das Bedenken hinweg, sich mit Besitzungen seines preußischen Alliierten zu bereichern, daß er das Land bis Sierock verlangte: ein Begehren, das indessen Napoleon abschlug. Die Unterstützung der Türkei gab Napoleon auf: es wurde bestimmt, daß, wenn die Türkei nicht binnen drei Monaten Frieden schlösse, die beiden Kaiser sich darüber verständigen wollten, alle Provinzen des ottomanischen Reiches in Europa, nur Rumelien und Konstantinopel ausgenommen, dem Joche der Türken zu entziehen. Die Brüder Napoleons wurden von Rußland als Könige anerkannt, Napoleon selbst als Protektor des Rheinbundes, d. h. als Gebieter Deutschlands. Der Handelssperre gegen England schloß sich Rußland an und stimmte zu, daß Dänemark, Schweden und Portugal zum Beitritte zu der Kontinentalsperre gezwungen werden sollten. Und doch war klar, daß Rußland durch die Handelssperre seinen weitaus bedeutendsten Absatzmarkt für seine Rohprodukte verlieren mußte und dadurch notwendig einer Handelskrisis, d. h. dem Ruin unzähliger Familien, zugeführt wurde. Hinzugefügt war endlich noch in dem wichtigsten der Geheimartikel, daß Rußland und Frankreich sich zu Schutz und Trutz verbänden: jeder Krieg sollte gemeinsam sein, die Kriegführung gemeinschaftlich festgestellt, Frieden nicht anders als gemeinschaftlich geschlossen werden; mache England nicht bis zum 1. Dezember mit Frankreich Frieden, so sollte auch Rußland seine diplomatischen Beziehungen mit dem Inselreiche abbrechen. Also mittelbare Abhängigkeit von Frankreich, eine verderbliche Handelspolitik mit den empfindlichsten Verlusten, neue ganz unberechenbare Kriege: das war das, was der Tilsiter Frieden für Rußland brachte; dazu die Unehre, dem langjährigen Bundesgenossen allen Verträgen zum Trotz nicht Treue gehalten zu haben!

Nowosiltzow, Kotschubey, Stroganow, Budberg hatten bisher mit Hinneigung zu England die Regierung des Zarenreiches geleitet. „Jetzt müssen Sie mich wegjagen und mit Geräusch wegjagen", sagte Nowosiltzow zu seinem kaiserlichen Jugendfreunde, als der jähe Wechsel in der Politik Alexanders stattfand. Sie erhielten alle mit mehr oder weniger Umständen ihre Entlassung. An ihre Stelle trat Michael Speransky, geboren 1772, eines Dorfgeistlichen Sohn und selbst zum Popen erzogen, aber dann, durch den Fürsten Kurakin im Staatsdienste angestellt, rasch zu hoher Stufe emporgestiegen, ein Mann, von ebenso genialer Auffassung der Dinge wie staunenswerter Arbeitskraft, der es unternahm, Rußland nach den humanen Ideen seines Kaisers umzugestalten und zu einer höheren Stufe der Kultur hinaufzuführen. Wechsel im russischen Ministerium.

Nach dem Friedensschlusse schien es auch nicht mehr angemessen, daß der Prätendent Ludwig XVIII. seinen Wohnsitz in Mitau behielte. Napoleon jedoch erklärte, ihm sei die Sache vollkommen gleichgültig; wenn „der Graf von Lille" müde sei, in Rußland zu leben, so möge er nach Versailles kommen: er wolle dort für seine Bedürfnisse sorgen. So sicher fühlte sich jetzt der kriegsgewaltige Corse auf seinem Throne. Ludwig begab sich nach England.

In dem vierten Artikel des russisch-französischen Friedensvertrages war ausgesprochen, daß „Se. Majestät der Kaiser Napoleon, mit Rücksicht auf Se. Majestät den Kaiser von Rußland, und in dem Wunsche, einen Beweis des aufrichtigen Verlangens zu geben, welches er hat, die beiden Nationen durch die Bande eines unwandelbaren Vertrauens und einer unwandelbaren Freundschaft zu einen, zustimmt, zurückzugeben Sr. Majestät dem König von Preußen, dem Verbündeten Sr. Majestät des Der Friede mit Preußen.

Kaisers von Rußland, alle Länder, Städte, Gebiete, welche u. s. w." Also als eine Gnade sollte es erscheinen, die Napoleon seinem neugewonnenen Freunde zuliebe übe, wenn er Preußen nicht vernichte! Für Friedrich Wilhelm war es eine neue Demütigung, nicht Provinzen abzutreten, sondern überhaupt aus Barmherzigkeit noch irgendwelche zurückzuerhalten. Alexander verlangte es, um an Preußen ein Bollwerk gegen Frankreich zu behalten. Napoleon hatte sich diesem Andringen Alexanders nicht widersetzen können; so wollte er denn das Preußen, das er bestehen lassen mußte, so wertlos wie möglich machen. Die vier Provinzen Brandenburg, Schlesien, Pommern und Preußen wurden ihrem Könige zurückgegeben, aber es wurden Militärstraßen hindurchgelegt, die für die französischen Truppen freigehalten werden mußten. Überdies wurde bestimmt, daß drei französische Armeekorps so lange in Preußen bleiben und auf Kosten des Landes erhalten werden sollten, bis die Kontribution, die Napoleon sich vorbehielt, dem Lande noch aufzulegen, bezahlt sein würde. Die Höhe der Kontribution aber war in dem Friedenskontrakte gar nicht angegeben. So war auch mit diesen Bestimmungen der Zar hinters Licht geführt: Alexander hatte an Preußen eine Grenzwehr haben wollen; aber Preußen, militärisch jetzt unbedeutend, finanziell ruiniert, blieb doch in Wahrheit in der eisernen Faust Napoleons! „Keine Flinte, kein Pulverkorn", sagte dieser, „darf im Lande bleiben, auch nicht, wenn die Preußen es bar bezahlen wollen." Aber die Vorsehung hat ihre eignen Wege.

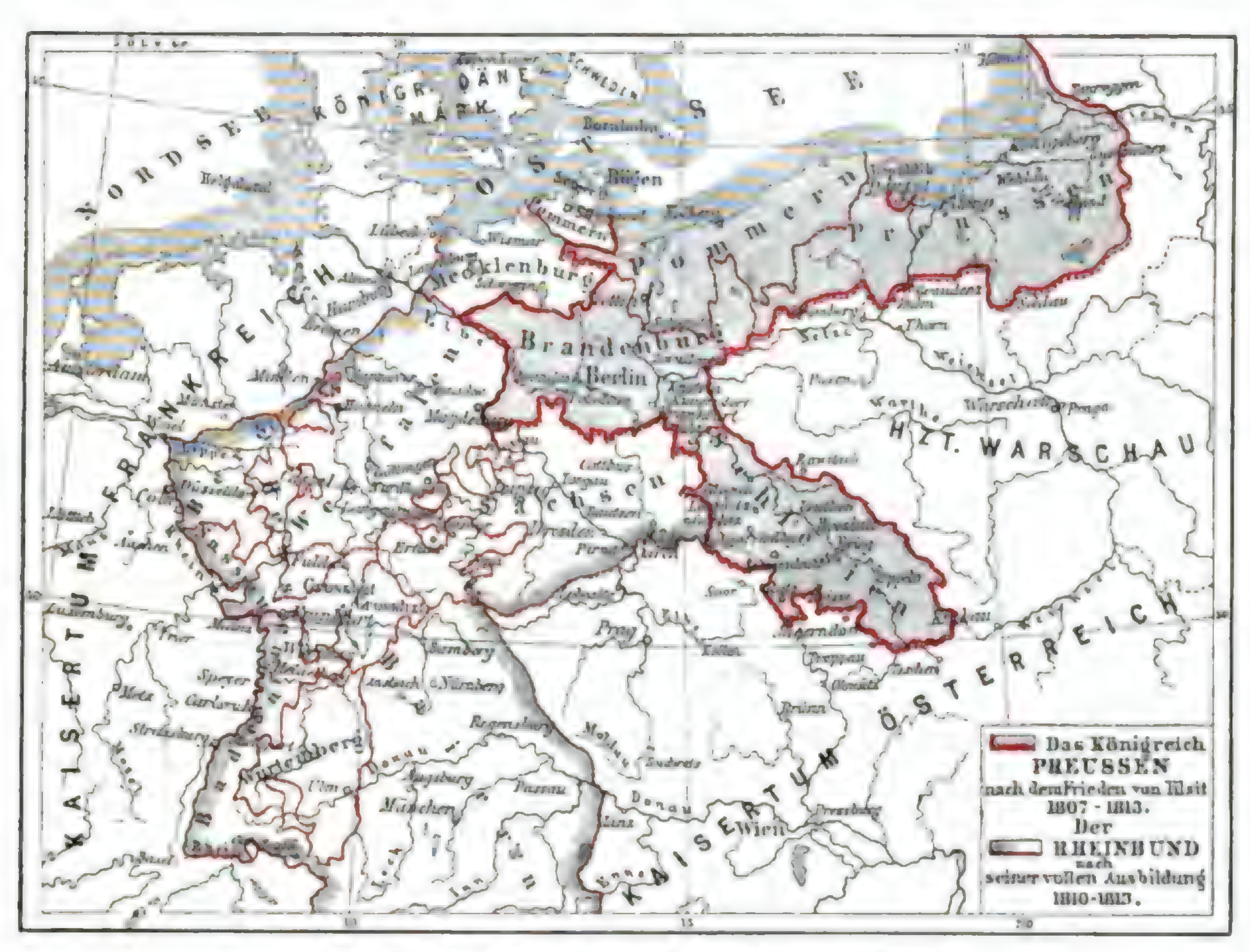
Die Kontribution.

Erst auf der Rückreise, in Dresden, ließ sich Napoleon herbei, die Höhe der Kontribution überhaupt nur zu bestimmen: er verlangte 150 Millionen Thaler, dann, um milde zu erscheinen, erließ er 10 Millionen, und als der Zar auch diese Summe noch für zu hoch erklärte, setzte er die Kontribution endgültig auf 120 Millionen Thaler fest: für das ausgesogene, auf die kleinere Hälfte zurückgebrachte und von dem Kriege erschöpfte Land eine ganz unerschwingliche Höhe; aber sie sollte auch unerschwinglich sein, damit er, auf seinen Schein bestehend, mit einem Schimmer von Recht das unglückliche Land dauernd in seiner Hand behielte. Im übrigen war auch jene Summe schon längst überschritten, denn schon bis zum 12. Juli 1807 hatte Frankreich von Preußen den ungeheuren Betrag von 207½ Millionen in verschiedensten Leistungen erhalten. Trotzdem blieben die französischen Truppen, obschon nach Zahlung der Schatzungen sie schon am 1. Oktober, spätestens am 1. November die preußischen Staaten geräumt haben sollten. Durch seinen Generalintendanten Daru ließ Napoleon erklären, daß die Kontributionen noch nicht bezahlt seien und verlangte weitere Millionen. Da reiste des Königs Bruder, Prinz Wilhelm nach Paris, um am 8. Januar 1808 Napoleon durch eine beredte Schilderung des Elends zu rühren. Es gelang nicht; erst der Umschwung in den spanischen Verhältnissen, von denen noch die Rede sein wird, veranlaßten den Machthaber dem Prinzen nach achtmonatlichem Warten einen Vertrag vorzulegen, der immer noch furchtbar hart war, aber schließlich doch am 8. September 1808 vom Prinzen Wilhelm unterzeichnet wurde. Die noch zu zahlende Summe wurde auf 140 Millionen festgesetzt. Bis zur Zahlung sollten die Oderfestungen Glogau, Stettin, Küstrin von 10000 Franzosen besetzt bleiben, sonst aber die Staaten des Königs binnen 30—40 Tagen nach Austausch der genehmigten Verträge von den Franzosen geräumt sein. Außerdem verpflichtete sich Preußen, innerhalb der nächsten 10 Jahre nie mehr als 42000 Mann Truppen zu unterhalten.

Preußens Gebietsverlust.

Preußen war auf den Besitzstand von 1740 herabgebracht: 157500 qkm mit 4½ Millionen Einwohnern, genau ebensoviel an Gebiet, aber mit über 5 Millionen Einwohnern hatte es verloren; nach seiner politischen Bedeutung konnte es kaum noch für eine Mittelmacht gelten. Mit ergreifenden Worten nahm der König von den

Bewohnern der Reichshälfte, die er verlor, Abschied: „Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus meinem und der Meinigen Herzen reißen." Und voll herzbewegender Klagen gingen allenthalben aus den altpreußischen Landen, die der Friedensschluß von Preußen abriß, dem Könige Abschiedsbriefe zu. „Das Herz wollte uns brechen", schrieben die treuherzigen Bauern der Grafschaft Mark, „als wir Deinen Abschied lasen: so wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld!"




262. Gestaltung Deutschlands nach dem Frieden von Tilsit.

In den Rheinbundsstaaten dagegen war die Genugthuung darüber nicht zu verkennen, daß jetzt Preußen für sie nicht mehr zu fürchten, daß der preußische Hochmut gründlich gebrochen wäre, und die Rheinbundsoffiziere rühmten sich laut der Thaten, ja der Gewaltthätigkeiten, die sie in Preußen verübt hatten. Freude in den Rheinbundsstaaten.

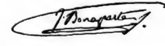
Diejenigen Landschaften Preußens, welche Napoleon in dem Tilsiter Frieden nicht wieder an den König zurückgab, verwandte er dazu, um in wenig verhüllender Form seine Macht weiter nach Osten vorzuschieben. Aus den polnischen Provinzen, die Preußen durch die zweite und dritte Teilung Polens gewonnen hatte, wurde jetzt das Herzogtum Warschau gebildet, 104118 qkm umfassend mit $2\,^1/_3$ Millionen Einwohnern. Durch eine Kommission angesehener Polen, wie Malachowski, Wibicki, wurde eine Verfassung ausgearbeitet, die manches Gute enthielt. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, Gleichstellung der Bürger vor dem Gesetze bestimmt. Die französische Gerichtsordnung mit dem Code Napoleon und die französische Präfektenverwaltung wurden eingeführt. Der Reichstag mit der Kammer des Senats und derjenigen der Landboten wurde erneuert. An Truppen hatte das Herzogtum 30000 Mann zu Das Herzogtum Warschau.



Digitized by Google

263. Hieronymus Napoleon, König von Westfalen.

Nach dem Originale von Belliard lithographiert von Delpech.




halten, und für $26^1/_2$ Millionen Staatsgüter schenkte Napoleon an 27 seiner Generale und Marschälle. Das war so wenig die Wiederherstellung Polens, daß sogar der Name Polen geflissentlich vermieden war. Vielmehr meinte Napoleon in dem Herzogtum, das ganz an seinen Willen gebunden blieb, ein Gegengewicht gegen das erhaltene Preußen, eine Art Grenzwehr gegen Rußland sich hinzustellen. Zum Herzog ernannte er den König Friedrich August von Sachsen, für den durch Schlesien hindurch eine freie Heerstraße festgestellt wurde. Der ehrenwerte Fürst, von der hohen Bedeutung seiner Person und seines Landes erfüllt, hatte sich schwer dem preußischen Oberbefehle vor dem Kriege untergeordnet, aber auch nur zögernd und ungern dazu entschlossen, dem sieghaften Krieger, der sich zu seinem Protektor aufgeworfen hatte, seine Huldigung darzubringen. „Wie lebt man eigentlich mit diesem Menschen?“ fragte er, als er sich aufmachte, Napoleon zu begrüßen. Indessen er kam sehr verändert zurück: Napoleon im Kreise seiner Marschälle, umstrahlt von der Glorie des Sieges, hatte ihm bis in den Grund der Seele imponiert. Und als nun vollends noch die Belehnung mit dem Herzogtum Warschau dazu kam, da fühlte sich der König an seinen „großen Alliierten“ gebunden. Um so sicherer war jetzt Warschau den Befehlen Napoleons unterstellt.

Friedrich August von Sachsen.

Aus Danzig wurde ein Freistaat gemacht; allein der französische Gouverneur war der eigentliche Regent, der die Befehle des Kaisers mit rücksichtsloser Strenge auszuführen hatte. Überdies wurde eine so starke französische Garnison hineingelegt, daß die feste Stadt geradezu zu einer Grenzwacht gegen Rußland wurde. Danzig.

Im Westen der Elbe wurde aus altpreußischen Landschaften, dem Herzogtum Braunschweig und dem Kurfürstentum Hessen das Königreich Westfalen zusammengeflickt. Auch das Fürstentum Corvei und die Grafschaft Kaunitz-Rietberg kamen dazu, sowie von Hannover Göttingen, Grubenhagen und Osnabrück, so daß dies Gebiet 38700 qkm mit fast 2 Millionen Einwohnern betrug. Eine Verfassung sollte das zusammenhaltende Band sein. Sie war in den Grundzügen der französischen nachgebildet und diente dazu, viel mittelalterliches Unwesen auch in diesen Gegenden Deutschlands zu beseitigen; selbst eine Volksvertretung gewährte sie in den Reichsständen, die über die von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe abzustimmen hatten. Die Hälfte der Allodialdomänen behielt sich jedoch Napoleon auch hier vor zu Gnadenspenden für verdiente französische Offiziere, und vor allem die Verfügung über die westfälische Armee, deren Stärke auf 25000 Mann bestimmt war. Französische Beamte und Offiziere begannen sofort die Organisation des neuen Königreichs. Schon am 7. Juli hatte Napoleon von Tilsit aus seinem jüngsten Bruder (geb. 15. November 1784) mitgeteilt, daß er ihn zum Könige von Westfalen ausersehen habe. Am 10. Dezember 1807 hielt Hieronymus, mit der Tochter des Königs von Württemberg vermählt, in Kassel seinen Einzug, ein junger Mensch, ohne alle Grundsätze, frivol im höchsten Grade, jede bessere Gewissensregung in einem dauernden Taumel der Lüste erstickend und dabei doch nicht ohne Fähigkeiten und von liebenswürdiger, einnehmender Persönlichkeit, die freilich durch einen faunischen Zug im Gesicht stark beeinträchtigt wurde. Bekannt ist sein Grundsatz, den er in das wenige ihm zu Gebote stehende Deutsch so einkleidete: „Morjen widder luschtick!" Königreich Westfalen.

Dem Rheinbunde mußte Westfalen wie die sämtlichen norddeutschen Staaten beitreten; nur Preußen lehnte den Anschluß beharrlich ab. Damit war Napoleon als Protektor des Bundes jetzt der wahrhafte Herr von Deutschland geworden. In Erfurt, Hanau, Fulda und Bayreuth lagen französische Garnisonen, regierten französische Gouverneure, um die zähe Bevölkerung des Nordens in sicherer Unterthänigkeit zu halten. Auch in dem westfälischen Magdeburg lag französische Garnison. Und die drei Hansestädte hatten nicht nur das ganze Korps Bernadottes (40000 Mann) zu erhalten, sondern auch schwere Kontributionen zu zahlen und Lieferungen zu leisten, während doch die Kontinentalsperre ihren Handel zu Grunde richtete. Kehl, Kassel, Wesel und Vlissingen wurden mit Frankreich vereinigt. Hannover wurde unter französische Verwaltung genommen, um bei dem Friedensschlusse mit England an König Georg zurückgegeben zu werden. Durch die Zertrümmerung der preußischen Macht schien die Knechtschaft der Deutschen besiegelt. Vergrößerung des Rheinbundes.

264 u. 265. Thaler des Königreichs Westfalen vom Jahre 1811. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Digitized by Google

## Die Vorgänge in Skandinavien.

Gestützt zugleich auf eine ungeheuere Militärmacht und auf die Bundesgenossenschaft mit dem gewaltigen Zarenreiche hatte Napoleon eine Machtstellung ohnegleichen. Sie gegen England, das auf seine Unbesiegbarkeit trotzende, zu wenden, war sein ganzes Sinnen. Darum waren in den Tilsiter Besprechungen Maßregeln in Aussicht genommen, um auch Dänemark und Schweden zum Beitritte zu der Kontinentalsperre zu veranlassen. Denn nur wenn England von dem ganzen europäischen Kontinente ausgeschlossen wurde, konnte die ungeheuerliche Blockade von wirklich vernichtender Wirkung sein.

Die Neutralität Dänemarks.

Rußland und Preußen waren nahe daran, an England den Krieg auf Napoleons Verlangen zu erklären. Dänemark aber, wo der Kronprinz Friedrich für seinen geisteskranken Vater Christian VII. die Regierung führte, hielt sich entschieden neutral. Gleichwohl richtete Napoleon die Forderung an Dänemark, dem Kontinentalsysteme beizutreten. In Hamburg stand Bernadotte mit einem Armeekorps bereit, falls Dänemark dem Verlangen Napoleons den Gehorsam versage, sofort das dänische Festland zu besetzen und die Dänen zu zwingen, den Engländern den Sund zu verschließen. Mit einem Schlage sollte so der englischen Schiffahrt die ganze Ostsee entzogen werden. Überdies würde die dänische Flotte ein sehr ansehnlicher Zuwachs der maritimen Streitkräfte Frankreichs geworden sein.

Der englische Überfall.

Durch einen „goldenen Schlüssel", wie es scheint, gelangten die Engländer zur Kenntnis dessen, was im Werke war. Sofort erschien eine englische Flotte von 23 Linienschiffen und 9 Fregatten mit 22000 Mann Landungstruppen auf Hunderten von Transportschiffen unter Admiral Gambier vor Kronborg, während zugleich die auf Rügen stehenden Regimenter nach Seeland übergesetzt wurden. Und nun richtete Jackson als Bevollmächtigter der englischen Regierung an den Kronprinzen von Dänemark am 8. August 1807 in Kiel kurzweg die Forderung, entweder ohne jeglichen Verzug ein Schutz- und Trutzbündnis mit England zu schließen oder die gesamte dänische Kriegsflotte, 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote, an England zur Aufbewahrung bis zum Abschlusse eines allgemeinen Friedens auszuliefern. Mit Unwillen und Entschlossenheit wies der Kronprinz, der sich bei der dänischen Armee in Kiel befand, diese Forderung als beleidigend für die nationale Ehre zurück und rüstete sich zur Gegenwehr. An der Küste des Sundes sammelten sich Milizen zur Verteidigung. Es war zu spät; denn schon waren die Engländer ungehindert durch den Sund gekommen. Sie landeten, griffen, ohne daß überhaupt an Dänemark der Krieg erklärt war, die Milizen an und zerstreuten sie, während ihre Kriegsschiffe den Truppen des Kronprinzen den Übergang über den Belt versperrten.

Die Beschießung Kopenhagens.

Wenige Tage darauf — am 1. September 1807 — erschien nun die englische Flotte vor dem ganz ungeschützten Kopenhagen, mit kleinen dänischen Schiffen scharmutzierend, die ihr die Annäherung an die Stadt streitig machen wollten. Die Landungsarmee hatte einen Schanzengürtel um die Stadt aufgeworfen, die englischen Truppen, welche von Rügen herübergekommen waren, hatten die dänischen Milizen bei Kjöge auseinander getrieben und von Süden her gegen die Stadt Stellung genommen. In Kopenhagen kommandierte der wackere Peymann; er machte mit seiner Garnison wiederholte Ausfälle gegen die Engländer; allein er wurde jedesmal von der Übermacht zurückgeschlagen. 68 Kanonen hatte Cathcart, der Befehlshaber der englischen Landarmee, um Kopenhagen herum in Schanzen aufgepflanzt. Nochmals nun am 1. September forderte er die Auslieferung der Flotte. Peymann wies die Forderung mit Entschiedenheit zurück. Da begann denn am Abend des 2. September das Bom-

bardement. Ein Feuerregen von Bomben und Granaten fiel auf die unglückliche Stadt; Oberst Congreve versuchte hier zuerst die von ihm erfundenen Brandraketen. Mit kurzen Unterbrechungen dauerte die Beschießung bis zum Morgen des 5. September. Gegen 2000 Menschen wurden getötet oder verstümmelt, die Kirchen lagen in Trümmern, fast die Hälfte der Stadt stand in Flammen, bereits hatte das Feuer auch das Zeughaus ergriffen. Da gab Peymann, selbst verwundet, den Widerstand auf: am 7. September unterzeichnete er die Kapitulation, durch die er Kopenhagen und Kronborg den Engländern auf sechs Wochen überlieferte. Sofort rückten nun die Engländer in die Stadt ein, machten in wenig Tagen die dänische Flotte segelfertig, luden von Takelwerk und Schiffsgerät auf, was sie mitnehmen konnten, selbst das Handwerksgerät der Arbeitsleute, zerschlugen die im Bau begriffenen Schiffe auf der Werft und stachen dann mit ihrem Raube in See.

Wirkung der Maßregel.

Es war ein Bruch des Völkerrechts, eine Gewaltthat sondergleichen, welche auf dem Kontinente die gerechteste Entrüstung erregte und selbst in England hier und da Mißbilligung fand. Der dänischen Flotte waren nunmehr freilich die Engländer sicher, aber die Folge war, daß der Widerstand der andern Mächte gegen die Kontinentalsperre sehr nachließ, und daß sich Dänemark durch den Bund von Fontainebleau am 31. Oktober 1807 Frankreich ganz in die Arme warf: worauf denn am 4. November England mit der Kriegserklärung an Dänemark antwortete. Auch der dänischen Insel Helgoland bemächtigten sich die Engländer, aber gleichzeitig besetzte Bernadotte Seeland, Fühnen und Langeland, sowohl um sie gegen England zu sichern, als auch um von hier aus zum Angriff gegen Schweden vorzugehen. Denn Schweden war der einzige Staat Europas, der es jetzt noch mit England hielt. Rußland hatte am 7. November, Preußen am 1. Dezember 1807 den Bruch mit England erklärt; Österreich war ihnen am 18. Februar 1808 gefolgt.

Schweden und die Kontinentalsperre.

In Tilsit hatte Napoleon seine Zustimmung dazu gegeben, daß Rußland das schwedische Finnland in Besitz nehme, welches dicht vor den Thoren der russischen Hauptstadt lag. Jetzt nun richtete Rußland in Gemeinschaft mit Dänemark an Schweden die Forderung, dem Bunde gegen England sich anzuschließen und der Kontinentalsperre beizutreten. Dies Verlangen war für Schweden unerfüllbar, da das arme Land ohne den Seehandel nicht bestehen konnte und selbst das nötige Getreide für sein Eisen aus der Fremde beziehen mußte.

Gustav IV

Es war auch um so weniger daran zu denken, daß König Gustav IV. dieser Forderung nachkommen würde, als ihn der heftigste Haß gegen Napoleon und Frankreich erfüllte. Er war ein Fürst voll Großmut und Ehrgeiz, aber von einem Starrsinn, der an Geisteszerrüttung grenzte, die Macht und Mittel seines Landes weit überschätzend; er glaubte sich von der Vorsehung berufen, die Bourbonen auf ihren angestammten Thron zurückzuführen. Es ist bezeichnend, daß ihn bei seinen Maßnahmen die Lektüre der Offenbarung St. Johannis bestimmte, aus der er sich das nahe Ende des Antichrists, d. h. Napoleons, herauslas. Die Diversion, welche er im Sommer 1807 im Rücken des napoleonischen Heeres unternommen hatte, war kläglich zu Ende gegangen. General Chasseloup hatte am 21. August Stralsund eingenommen, darauf hatte Marschall Brune die Schweden von der Insel Rügen vertrieben, und Bernadotte drohte gar mit einer Landung in Südschweden in höchst bedrohlicher Stärke, seitdem ein spanisches Hilfskorps unter General de la Romana ihm noch zugeteilt worden war. Im übrigen hatte ihn anfangs Napoleon glimpflich behandelt, dann aber für einen Narren erklärt und den an Brunes Stelle getretenen Berthier angewiesen, im gegebenen Falle mit den schwedischen Generalen oder sonst einem seines Verstandes mächtigen Schweden zu unterhandeln.

266. Johann Baptist Julius Bernadotte, Kronprinz von Schweden
(1818 als König: Karl XIV. Johann).

Nach dem Gemälde von Roth gestochen von F. W. Bollinger.

Bruch zwischen Schweden und Rußland.

Allein unbekümmert um die Gefahr, die ihn durch Frankreichs Übermacht bedrohte, gab Gustav auf die Forderung der beiden Mächte die Antwort, die nach den Besprechungen von Tilsit dem Kaiser Alexander die willkommenste war: er lehnte mit Schärfe den Beitritt zu dem dänisch-russischen Bunde ab und schickte, zur Entschiedenheit die Beleidigung fügend, dem Kaiser Alexander den St. Andreasorden zurück, den er unlängst von diesem erhalten hatte. Als Grund hierfür galt die Verleihung dieses selben Ordens an Napoleon. In Erwiderung dessen sandte ihm Alexander den Seraphinenorden zurück, ließ aber gleichzeitig ein russisches Heer unter Buxhöwden in Finnland einrücken.

Rußland erobert Finnland.

Nirgends waren in Finnland die geringsten Vorbereitungen zu einem kräftigen Widerstande getroffen. Die Abneigung des finnländischen Adels gegen Schweden und die Jahreszeit kamen den Russen zu statten. Es war Ende Februar 1808. Das

Digitized by Google

Wintereis machte die Festung Sweaborg, die auf mehreren Felsinseln der finnischen Küste vorliegt, zugänglich und hemmte zugleich die englische Flotte zu Hilfe zu kommen. Ohne Kampf überlieferte der Kommandant, Admiral Kronstedt, durch Buxhöwden bestochen, nicht nur die starke Felsenfeste, sondern auch die schwedische Ruderflotte, welche unter den Kanonen Sweaborgs vor Anker lag. Entrüstet über den Einmarsch der Russen in Finnland ließ König Gustav den russischen Gesandten in Stockholm, Alopäus, in Haft setzen: worauf dann Alexander durch ein Manifest, in dem er übrigens die finnländische Verfassung ausdrücklich für sich und seine Nachfolger bindend anerkannte, von Finnland Besitz ergriff und nun auch an Schweden förmlich den Krieg erklärte. Allein die Landbevölkerung, ganz anders gesinnt als der Adel, wollte mit nichten russisch werden; sie ergriff die Waffen, rottete sich in den unabsehbaren Wäldern zusammen und führte gegen die Russen einen erbitterten Guerillakrieg. Doch erlag sie schließlich der Übermacht, und Finnland bis Torneå hinauf mußte sich dem russischen Doppeladler beugen.

Die schwedische Flotte befand sich im schlechtesten Zustande; es fehlte ihr so sehr an Bemannung, daß die Schiffe nur mit Mühe und langsam manövrieren konnten. Bei Hangöud stieß sie auf die fast doppelt so starke russische Ostseeflotte unter Admiral Chanikow. Die russischen Offiziere wünschten dringend den Angriff, allein Chanikow entgegnete ihrem Drängen: „Heute ist Montag" — nach russischem Aberglauben ein Unglückstag — und segelte in so schleuniger Flucht quer über den Finnischen Meerbusen nach der sicheren Bucht von Baltischport, daß ihm die Schweden kaum zu folgen vermochten. Freilich wurde Chanikow für solche Feigheit zum gemeinen Matrosen degradiert, aber die Flotte blieb, von den Schweden in der Bucht blockiert, zur Unthätigkeit verurteilt. Erst als der Winter kam, vermochten die Russen wieder Fortschritte zu machen: sie drangen von Åbo und den Ålandsinseln zu dem schwedischen Festlande hinüber und bedrohten Stockholm in noch gefährlicherer Nähe, als Bernadotte von den dänischen Inseln aus. Dennoch wies König Gustav starrsinnig jeden Friedensvorschlag zurück. *Der Krieg zur See.*

Da brach in der Hauptstadt und in der Armee der Unwille gegen Gustav offen hervor: am 13. März 1809 wurde er von den Häuptern der Verschwörung, die sich im Heere gebildet hatte, dem General Adlerkreuz, dem Marschall Klingspor und einigen andern höheren Offizieren in Stockholm gefangen genommen und nach dem Schlosse Gripsholm gebracht, wo man ihn zur Thronentsagung nötigte. Alsbald trat jetzt der Reichstag zusammen und berief den Oheim des Entthronten, den Herzog Karl von Südermanland, als Karl XIII. zum Könige. Zugleich wurde die Reichsverfassung in mehreren wichtigen Punkten zu gunsten der Stände geändert: die Entscheidung aller wichtigen Reichsangelegenheiten wurde einem Staatsrate übertragen, der der Nation verantwortlich sein sollte. Noch in demselben Jahre verließ Gustav Schweden. *Entthronung Gustavs.*

Der neue König schloß jetzt mit Rußland, Dänemark und Frankreich Frieden. Er entsagte dem Bunde mit England und trat der Kontinentalsperre bei. Dafür erhielt er Rügen und die schwedischen Besitzungen in Pommern zurück, während Finnland in den Händen Rußlands blieb. Zu seinem Nachfolger wurde der junge Prinz Christian August von Holstein bestimmt. Indessen dieser starb schon im folgenden Jahre. Man glaubte im Volke, daß er vergiftet worden wäre; ein Aufstand erhob sich; Graf Fersen, in dem man den Urheber der Vergiftung sehen wollte, wurde dabei ermordet. Es war derselbe Fersen, der achtzehn Jahre zuvor die Flucht des unglücklichen französischen Königspaares unterstützt hatte. *Der Friedensschluß.*

Es fehlte nicht an Bewerbern um die Thronfolge. Der Reichstag, zur Wahl eines neuen Kronprinzen berufen, neigte sich am meisten dem älteren Bruder des verstorbenen Prinzen von Holstein zu. Da wies Graf Mörner auf den Marschall *Bernadotte Kronprinz von Schweden.*

Bernadotte hin; er hatte im Herbste 1806 manche Beweise von Höflichkeit und Wohlwollen von ihm erhalten. Man erinnerte sich der Menschenfreundlichkeit, die der General gegen die schwedischen Truppen bei ihrem Rückzuge aus Lauenburg gezeigt hatte, viele kannten ihn persönlich. Mörner wurde nach Paris gesandt, um sich über Bernadottes Geneigtheit, die Wahl anzunehmen, wenn sie auf ihn fiele, zu unterrichten. Natürlich war Napoleons Zustimmung notwendig; der Kaiser erklärte, er lasse dem schwedischen Reichstage freie Hand. Daraufhin wurde am 21. August 1810 Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden gewählt.

Napoleons Verhältnis zu Bernadotte.

Wohl stand äußerlich Bernadotte sich mit dem Kaiser gut; aber ein Band tieferen Vertrauens einte sie nicht. Vielmehr blickte in dem Benehmen Napoleons gegen ihn nicht selten eine mißtrauische Abneigung durch, verbunden jedoch mit einer gewissen Scheu, ihm offen entgegenzutreten oder ihn zu etwas zu zwingen. Jetzt, nachdem die Wahl geschehen war, machte er Bernadotte Schwierigkeiten; er verlangte ahnungsvoll von ihm das Versprechen, niemals gegen Frankreich Krieg zu führen. Bernadotte weigerte sich dessen. „Mögen denn unsre Geschicke sich erfüllen!" erwiderte Napoleon. So schieden sie voneinander.

In Helsingör trat Bernadotte zum evangelischen Bekenntnis über. Mit unverhohlener Freude begrüßte ihn Schweden; König Karl nahm ihn an Sohnes Statt an. Rückhaltlos widmete er sich jetzt den Interessen seines neuen Vaterlandes. Die Handelssperre ruinierte das arme Land: Bernadotte verlangte zur Entschädigung der Nachteile von Napoleon Subsidien, allein der Kaiser schlug die Bitte ab. Damit begann die Entfremdung. Um Schweden zur strengen Durchführung der Kontinentalsperre zu zwingen, besetzte Napoleon Schwedisch-Pommern von neuem. Das führte zu tiefer Verstimmung. Schon 1811 war das Bündnis zwischen Schweden und Frankreich so gut wie gelöst, und Schweden begann sich den Feinden Napoleons zuzuneigen.

## Das Napoleonische Kaisertum auf der Höhe seiner Macht.

### Veränderungen in Italien (1807). Die Besetzung Portugals. Napoleons spanische Pläne.

Österreich war besiegt, Preußen tief gebeugt, Rußland gewonnen, Italien und die pyrenäische Halbinsel gehorchten seinen Winken: Napoleon konnte auf dem Kontinente thun, was er wollte. Aber die glänzenden Erfolge steigerten nur seine Ehrsucht und Herrschbegier; nirgends mehr mochte er eine Schranke, ein Recht anerkennen. So vollendete sich denn, gegründet auf die Niederbeugung der drei östlichen Großmächte, auch im Innern Frankreichs der Cäsarismus, eine Willkürherrschaft, die weit über den Absolutismus der Zeiten des Königtums hinausging. Und Frankreich ertrug ihn ohne Widerstreben, berauscht durch die Fülle von Macht und Ruhm, die der geniale Herrscher ihm gebracht hatte.

Napoleon in Italien.

Mit den Glückwünschen des Königreichs Italien für die erfochtenen Siege war in Paris eine Gesandtschaft aus Italien erschienen, die den Kaiser zugleich um einen Besuch in Italien bat. Er folgte der Einladung und brach im November 1807 nach Italien auf. Gleichzeitig kündigte er der Königin-Regentin von Etrurien, die sich zu seinem Mißfallen dem Papste genähert hatte, an, daß ihre Regierung beendigt sei; doch solle sie anderswo Entschädigung erhalten. General Reille erschien, um das Land für Napoleon in Besitz zu nehmen. Mit dem Anfange des neuen Jahres übertrug Napoleon dessen Verwaltung seiner Schwester, der Fürstin Elisa Bacciochi, mit dem Titel einer Großherzogin von Toscana; sie wandte aus eigner Neigung den gelehrten Anstalten des Landes, auf Befehl ihres Bruders der Entwickelung der Wehrkraft ihre hauptsächliche Sorge zu.

Napoleon und seine Brüder.

In Turin von seinem zweiten Schwager, dem Fürsten Camillo Borghese, dem Generalgouverneur von Piemont, mit prunkendem Gepränge empfangen, hielt Napoleon am 21. November seinen Einzug in Mailand, der Hauptstadt des Königreichs Italien. Er verweilte nur wenige Tage in Mailand, dann begab er sich nach Venedig. Die alte Lagunenstadt begrüßte ihn mit einem Glanze ohnegleichen. Alle Häuser waren festlich erleuchtet, taghell strahlte der Markusplatz und der Canale grande; Gondelregattas und Bälle wurden veranstaltet; allenthalben umtönten den Kaiser Jubelruf und Händeklatschen. Von Neapel kam zu seinem Empfange König Joseph herbei, und

267. Lucian Bonaparte (1814 Fürst von Canino).
Nach einem gleichzeitigen Gemälde in der Galerie zu Versailles gestochen von François.

auf Josephs Drängen hatte sich selbst Lucian bestimmen lassen, sein römisches Landhaus zu verlassen. Die Unterredung der Brüder fand am 13. Dezember 1807 in Mantua statt; Napoleon setzte alles daran, den begabtesten seiner Brüder für sich zu gewinnen: er bot ihm die Krone Portugals an, wenn er sich von seiner Frau trennen wolle. Denn von Anfang an war ihm die Verheiratung Lucians mit der Witwe Jouberthou anstößig gewesen. Allein Lucian lehnte die Bedingung ab; auch die Aussicht, seine Tochter mit dem Kronprinzen von Spanien vermählt zu sehen, machte ihn nicht wankend. Es kam zu heftigen Worten zwischen den Brüdern; in unmutiger Erregung schieden sie voneinander.

Das Mailänder Dekret (Dez. 1807).

Nach Mailand zurückgekehrt, versammelte Napoleon die Vertreter des Königreichs Italien. In einer kurzen, energischen Ansprache ermahnte er sie zur Eintracht und zum Verzicht auf die kleinlichen Lokalinteressen, indem er ihnen zugleich mitteilte, daß

83*

Digitized by Google

er Eugen Beauharnais adoptiert und zum Prinzen von Venedig, d. h. zum präsumtiven Erben der italienischen Krone, den Herzog von Melzi aber in Anerkennung seiner Verdienste zum Herzoge von Lodi ernannt habe. Während dieses Aufenthalts nun war es, daß der Kaiser am 17. Dezember 1807 das Mailänder Dekret gegen England erließ. Das britische Ministerium hatte, um der Kontinentalsperre zu begegnen, angeordnet, daß alle Häfen, von denen die englische Flagge ausgeschlossen wäre, für blockiert gelten und alle dahin bestimmten Schiffe der Visitation durch englische Kreuzer, der Unterbringung in einem britischen Hafen und der Zahlung einer Abgabe unterliegen sollten. Jenes Dekret setzte nun dagegen fest, daß jedes Schiff, das sich diesen Maßregeln unterworfen habe, als denationalisiert für englisches Eigentum angesehen und weggenommen werden solle.

Zwiespalt mit dem Papste.

Diese Anordnung führte sofort zu offenem Zwiespalte mit dem Papste. Pius VII., in den Erwartungen, die ihn zur Kaiserkrönung nach Paris geführt hatten, getäuscht, hatte beharrlich danach gestrebt, sich dem Einflusse Napoleons zu entziehen. Die Einführung des Code Napoleon in Italien ohne seine Befragung hatte ihn tief verstimmt. In den Kriegen gegen Österreich und gegen Preußen nahm er Neutralität für sich in Anspruch und weigerte sich mit Entschiedenheit, die Häfen des Kirchenstaats den Engländern zu verschließen. Die Siege Napoleons machten ihn nicht nachgiebiger, während nunmehr erst recht der Kaiser nicht dulden wollte, daß der Papst als ein Gegner seiner Politik erschiene. Er verlangte daher, daß der heilige Vater zum Zwecke von Unterhandlungen einen Bevollmächtigten nach Paris sende. Pius sandte den Kardinal Bayanne.

Besetzung des Kirchenstaates (1808).

Talleyrand, der Vizegroßwahlherr geworden war, hatte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten an den Grafen Champagny abgetreten. Dieser nun brachte durch die Androhung eines allgemeinen Konzils und der Wegnahme der päpstlichen Staaten mit Bayanne einen Vertrag zustande, durch den der Papst seine Zustimmung zu den Anordnungen Napoleons in Italien und seinen Anschluß an die Kontinentalsperre aussprach. Allein Pius verwarf mit Bestimmtheit diesen Vertrag. Champagny drohte infolgedessen mit dem Einmarsche französischer Truppen in den Kirchenstaat. Pius VII., in seiner äußeren Erscheinung voll Milde und Sanftmut, beharrte bei seiner Weigerung. Da rückte denn General Miollis mit 6000 Mann gegen Rom vor, sprengte die Porta del Popolo, drang in Rom ein und besetzte die Engelsburg und die ganze Stadt am 2. Februar 1808 militärisch. Gegen diesen Gewaltakt protestierte der Papst, und als dieser Protest wirkungslos blieb, drohte er Napoleon mit dem Bannfluche. Napoleons Antwort darauf war, daß er die päpstlichen Gebiete von Ancona, Urbino und Macerata, die angebliche Schenkung Karls des Großen, als drei neue Departements mit dem Königreiche Italien vereinigte. Damit wurde der heilige Vater auf die einzige Stadt Rom beschränkt, und in dieser walteten französische Behörden und entfernten alles, was Frankreich abgeneigt war, aus der Umgebung des Papstes. Mit dem Mute des Märtyrers ließ Pius alles über sich ergehen; aber, alle Verhandlungen ablehnend, blieb er bei seiner Weigerung, dem Verlangen Napoleons sich zu fügen. Mit Betrübnis und Unwillen blickte die katholische Welt nach Rom; aber von den Häfen des Kirchenstaates waren fortan die englischen Schiffe ausgeschlossen.

Napoleon gegen Portugal.

Nunmehr war das kleine Königreich Portugal der einzige Staat des Kontinents, der der Handelssperre gegen England sich noch nicht angeschlossen hatte. Denn Spanien, von Don Manuel Godoy regiert, zeigte längst Frankreich gegenüber keinen eignen Willen mehr.

Schon am 12. August 1807 erhielt der Prinz Johann, der an Stelle seiner geisteskranken Mutter, der Königin Maria, seit dem 10. Februar 1790 die Regentschaft inne hatte, von der französischen Regierung die Aufforderung, bis zum 1. September

England den Krieg zu erklären, den Engländern alle Häfen zu verschließen, alle in Portugal befindlichen Engländer als Geiseln zu verhaften, alle englischen Güter, deren namentlich in Lissabon und Oporto eine riesige Menge aufgestapelt war, mit Beschlag zu belegen und die portugiesische Flotte mit der der übrigen Festlandsmächte zu vereinigen. Ängstlich hatte der Prinzregent bisher gesucht, zwischen Frankreich und England, den beiden großen Gegnern, hindurch zu lavieren. Auch jetzt erklärte er sich bereit, der Weisung Napoleons nachzukommen, nur möge ihm die Verhaftung der in Portugal weilenden Engländer und die Beschlagnahme der englischen Waren erlassen werden. Napoleon war nicht gesonnen, mit dem kleinen Staate zu paktieren: zu Fontainebleau wurde mit Spanien schon am 27. Oktober ein Vertrag abgeschlossen, der dem Königreiche Portugal ein Ende machen sollte, und am 13. November verkündigte der Moniteur: „Der Prinzregent von Portugal verliert seinen Thron. Der Sturz des Hauses Braganza wird ein neuer Beweis sein, daß das Verderben eines jeden unvermeidlich ist, welcher den Engländern sich anschließt."

Der Vertrag von Fontainebleau (Oktober 1807).

Über diesen Vertrag hatte Napoleon selbst durch Vermittelung seines Generaladjutanten Duroc nicht mit dem spanischen Gesandten, dem Herzog von Masserano, sondern mit Izquierdo, dem geheimen Agenten Godoys in Paris, verhandelt; erst als er abgeschlossen war, erhielt Champagny den Befehl, ihn neben Duroc zu unterzeichnen. Es war darin festgesetzt, daß Frankreich und Spanien gemeinsam Portugal erobern sollten. Dann sollte aus den Provinzen Alemtejo und Algarbien ein souveränes Fürstentum für Godoy gebildet, die nördliche Provinz Entre Minho e Douro sollte als Königreich Nordlusitanien dem jungen Könige von Etrurien zur Entschädigung gegeben, die mittleren Provinzen Portugals aber bis zum allgemeinen Friedensschlusse unter französische Verwaltung genommen werden. Dem Könige von Spanien wurde zum Lohne für seine Mitwirkung bei der Eroberung das Protektorat über das mittlere Portugal und der Titel „Kaiser beider Indien" zugesagt.

Junot besetzt Portugal.

Sofort setzte sich nun eine französische Armee von 28000 Mann unter Marschall Junot von Bayonne in Marsch, um zusammen mit einem gleich starken spanischen Heere der Selbständigkeit Portugals ein Ende zu machen; 40000 Mann blieben als Reserve in dem Lager bei Bayonne zurück.

Junots Marsch durch die Gebirge des nördlichen Spaniens mit seinen größtenteils jungen und noch ungeübten Truppen war schwierig: nach 25 Tagen hatte er erst Salamanca erreicht. Da lief die russische Mittelmeerflotte unter Siniäwin in den Tajo ein und hinter ihr erschienen die Engländer unter Sidney Smith an der Mündung des Flusses. Junot erhielt daher den Befehl, seinen Marsch nach Lissabon auf das äußerste zu beschleunigen. Mit Überwindung der größten Schwierigkeiten, durch unwegsame und rauhe Gegenden, wo weder an Rast noch an Verpflegung des Heeres zu denken war, brachte er seine Truppen in elf Tagen bis nach Abrantes, 25 Stunden von Lissabon. Er erhielt zum Lohne seiner Energie den Titel Herzog von Abrantes; aber sein Heer war halb aufgelöst, zahllose Leute waren in Schluchten gestürzt oder von den reißenden Bergwassern beim Durchwaten fortgerissen worden, unzählige waren wund und krank auf dem Marsche liegen geblieben. Portugiesische Truppen waren ihm nirgends entgegengetreten. Es war nur ein Häufchen von 1500 Mann, abgemattet, zerlumpt, abgemagert, mit dem er am 30. November in Lissabon seinen Einzug hielt: das waren die gewaltigen französischen Soldaten, mit denen Napoleon Europa unterwerfen wollte! Und als nun vollends der Marschall die vorgefundenen englischen Waren zu konfiszieren begann und die Fahne Portugals von dem Turme des Maurenschlosses herunterschießen und die Trikolore aufziehen ließ, da brach in Lissabon offener Aufruhr gegen die fremden Eroberer aus. Indes durch

268. General Andoche Junot (1808 Herzog von Abrantes).
Nach dem Originale von Maurin lithographiert von Delpech.

Nachzügler doch bis auf 6000 Mann verstärkt, wurde Junot mit Leichtigkeit der Revolte Meister. Nirgends sonst zeigte sich Widerstand: Portugal war in seiner Hand.

Die russische Flotte.

Selbst einige portugiesische Kriegsschiffe, die in den Bereich der französischen Kanonen gekommen waren, mußten sich Junot ergeben. Aber der größte Teil der Flotte hatte schon am 27. November unter dem Geleite englischer Kriegsschiffe den Tajo verlassen. Der Prinzregent mit dem ganzen Hofe und 15000 Einwohnern zumeist der Hauptstadt hatte sich, Schätze aller Art und die Hälfte alles baren Geldes im Lande mitnehmend, am selben Tage, da Junot in Lissabon einzog, nach Brasilien eingeschifft. Siniäwin hatte nichts gethan, um die Abfahrt zu hindern. Er zeigte überhaupt gegen Junot ein sehr zweideutiges Betragen, weigerte sich, die 6000 Russen, die er an Bord hatte, auszuschiffen und sonst Junot zu helfen, und gab dadurch mittelbar Veranlassung zu dem Vertrag von Cintra vom 30. August 1808, kraft dessen die Franzosen Portugal zu räumen hatten (s. S. 677). Er selbst erklärte sich für neutral und schloß (3. September 1808) mit England eine Konvention, nach welcher Offiziere und Mannschaften frei nach Rußland entlassen, die Schiffe aber den Engländern bis zum Abschlusse des Friedens in Verwahrung gegeben wurden. So wurde England auch dieses Gegners, der letzten Flotte Rußlands, ledig.

Einverleibung Portugals.

An Teilung Portugals aber dachte Napoleon nicht im entferntesten: es stand bei ihm von vornherein fest, das Land ganz unter französische Verwaltung zu nehmen. Der Vertrag von Fontainebleau hatte ihm nur dazu dienen sollen, Godoy zu ködern und

Digitized by Google

König Karl IV., der gereizt darüber war, daß sein Bruder den Thron Neapels, sein Enkel die Krone Etruriens durch Napoleon verloren hatte, gründlich hinters Licht zu führen. Denn der Mann, welcher der größte Feldherr seiner Zeit war, war auch ihr treulosester und arglistigster Diplomat. Auf Spanien selbst richtete sich jetzt sein Sinnen.

Spanien unter Godoys Leitung.

Spanien hatte unter dem Zeichen einer schmählichen Unbedeutsamkeit seit dem Frieden von Basel 1795 einer langen Ruhe genossen und seit dem Vertrage von St. Ildefonso im Jahre 1796 sich allen Phasen der Politik Frankreichs fügsam angeschlossen. Es war auch der Trabant Napoleons geworden; ja seit dem Wiederausbruch des Krieges gegen England hatte es, aller Selbständigkeit sich entäußernd, Frankreich sich ganz in die Arme geworfen. Der Träger dieser unwürdigen Trabantenpolitik war Godoy. Je höher daher in dem gesunden Teile des spanischen Volkes der Mißmut über die klägliche Rolle stieg, die Spanien als Bundesgenosse Frankreichs spielte, um so höher wuchs auch der Unwille über Godoy, den Friedensfürsten. Und dieser Unwille wurde zur Entrüstung bei denen, die da sahen, daß jedes nichtswürdige Gewerbe, Bestechung, Kuppelei, Spionendienst, in seinem Solde war und als Mittel diente, um durch den Einfluß des Mächtigen Rang, Ämter, Pfründen zu erlangen, daß Feilheit, Verderbtheit, Ruchlosigkeit vom Hofe aus in immer weitere Schichten des Volkes eindrangen. Alles dies wurde, wenn auch ohne Erfolg, dem Könige in einer Beschwerdeschrift im Oktober 1807 mitgeteilt.

Unwillen gegen Godoy.

Schwer lasteten überdies auf dem ganzen Lande die sechs Millionen, die Spanien Monat für Monat an Frankreich (s. S. 522) nun schon seit Jahren zahlen mußte. Nicht minder empfindlich wurde der Ausschluß aller englischen Waren infolge der Kontinentalsperre empfunden. Bisher war über Portugal eine Menge englischer Waren in Spanien eingeschmuggelt worden; seit der Besetzung dieses Landes mußte auch dies unterbleiben. Überdies kostete der Krieg gegen England Spanien seine Kolonien, und die Seeschlachten bei Finisterre und Trafalgar (22. Juli und 21. Oktober 1805) hatten seine Flotte vernichtet. Ursache genug, den Unwillen über Frankreich und über Godoy in den Herzen der stolzen und ehrenfesten Spanier immer rege zu erhalten und zu schüren. Zu Ingrimm aber sollten ihn die Anschläge Napoleons auf die Integrität Spaniens steigern und in fanatischen Haß die Drangsale umwandeln, welche durch Napoleon der Papst und das spanische Königshaus, das dem Spanier als die Garantie nationaler Selbständigkeit galt, zu erleiden hatten.

Godoys Versuche, sich Frankreichs Einfluß zu entziehen.

Man würde indes irre gehen, wollte man meinen, daß Godoy ein unbedingter Trabant Napoleons gewesen wäre. Wiederholt schon hatte er versucht, seine eignen Wege zu gehen. Im Sommer 1806, als der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich zu werden schien, hielt er die Zeit für günstig zu einem selbständigen Vorgehen. Er knüpfte durch den russischen Gesandten Stroganow ganz in der Stille Verständigungen mit Rußland und England an und gab dann als Generalissimus von Spanien den Befehl, schleunigst alle Milizregimenter aufzubieten und mit den stehenden Truppen zusammenzuziehen. Und als der Krieg wirklich zum Ausbruche gekommen war, erließ er eine in unbestimmten Ausdrücken gehaltene Proklamation an die Spanier, worin im Namen des Königs eine Art allgemeiner Volksbewaffnung angeordnet wurde. Zugleich ergingen Zirkulare durch das Land, um den Adel in Bewegung zu bringen.

Indessen die Nachricht von Napoleons Siege bei Jena vernichtete alle Entwürfe Godoys. Die gegebenen Befehle wurden zurückgenommen und Napoleon auf seine kategorische Anfrage nach dem Zwecke der spanischen Rüstungen die Antwort gegeben, sie seien gegen Marokko bestimmt gewesen. Das klang abenteuerlich, jedoch begnügte sich Napoleon mit dieser Erklärung, die auch nicht der Wahrheit gänzlich ermangelte.

Digitized by Google

Marokko.

Die Geschichtschreiber haben darin nichts weiter als eine ungeschickt erfundene Lüge Godoys sehen wollen. Ohne ausreichenden Grund. Die Eroberung Marokkos war ein alter Plan des Friedensfürsten, wie nicht seine jedenfalls unechten Memoiren, sondern seine Briefe ausweisen. Auch war das Unternehmen seit Jahren in der Stille vorbereitet und keineswegs chimärisch.

Die Verhältnisse von Marokko waren damals überaus zerrüttet. Der Sultan Muley Soliman, ein stumpfsinniger Greis, ebenso feige wie grausam, stand in allgemeiner Verachtung. Seine Söhne lebten in offenem Zerwürfnis mit ihm; der älteste war geächtet, der zweite galt für einen erbärmlichen Feigling. Die ganze Militärmacht des Reiches bestand aus 8—10000 Mann, meist Negern. Unzufriedenheit herrschte unter allen Ständen. Ein junger Spanier, Badia Castillo y Leblich, hatte in maurischer Verkleidung, ausgerüstet mit einer genauen Kenntnis der Sprache und der Sitten Marokkos, alle Verhältnisse sorgfältig erkundet und unter dem Namen

269. Karl IV., König von Spanien.

Gemälde von Francisco de Goya y Lucientes im Pradomuseum zu Madrid.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Charles. 8.

Ali Bei, der Abasside, während eines mehrjährigen Aufenthaltes einen ziemlich ansehnlichen Anhang selbst unter der Leibwache des Sultans sich geworben. Seine Überzeugung war, daß, wenn in Ceuta, der spanischen Festung an der marokkanischen Küste, im stillen ein Heer von 10000 Mann versammelt würde, dem plötzlichen Angriffe dieses Korps das ganze Reich Marokko auf der Stelle erliegen würde. Godoy war auf diesen Plan Castillos eingegangen und hatte im Jahre 1804 den Generalkapitän von Andalusien und Cadiz, den Marquis de la Solana, beauftragt, die nötigen Waffen ganz in der Stille zu beschaffen und die sonstigen Vorkehrungen zu treffen. Denn es war klar, daß Marokko, kaum zwei Stunden von der spanischen Küste entfernt, mit seinen reichen Thälern die wertvollste Kolonie Spaniens werden mußte. Indes Geldmangel hatte die Ausführung verzögert, und Napoleon war jedem Machtzuwachse Spaniens entgegen, welcher dessen Fügsamkeit hätte verringern können.

Jetzt nun, wo Frankreich durch den Kampf gegen Preußen in Anspruch genommen war, glaubte Godoy die Zeit gekommen, den Handstreich auszuführen. Vorsichtig wurde das Ziel geheim gehalten, damit nicht Muley Soliman durch Warnungen zu Gegenrüstungen veranlaßt

Digitized by Google

würde. Und so gut wurde das Geheimnis gewahrt, daß die allgemeine Meinung war, die Rüstungen Spaniens richteten sich gegen Portugal. Sie gegen Frankreich zu deuten, war unmöglich, da die Truppenansammlungen im Süden und nicht im Norden stattfanden, abgesehen davon, daß Godoy doch zu klug war, um nicht zu wissen, daß zwei französische Armeekorps genügt haben würden, die ganze angesammelte Militärmacht Spaniens über den Haufen zu werfen. Indessen der Zusammenbruch Preußens erfolgte zu schnell; der Friedensschluß schien nahe bevorzustehen, so daß Godoy jetzt nicht mehr wagte, einen Plan festzuhalten, der, wenn auch nicht gegen Frankreich gerichtet, doch dem Willen Napoleons stracks zuwiderlief.

270. Ferdinand, Prinz von Asturien (1814—1833 als Ferdinand VII. König von Spanien). Nach dem Leben gezeichnet, gestochen von Hofmann und Fr. Stöber.

Napoleon aber vergaß diese Regung der Selbständigkeit Spaniens nicht. Seine Absicht war, ein solches Ausbiegen aus dem französischen Fahrwasser Spanien für alle Zeiten unmöglich zu machen. Er wollte es wenigstens mittelbar besitzen, um auf der Stelle auch die Engländer von dem spanischen Südamerika wirksam ausschließen zu können. Dazu aber genügte nicht die Beseitigung des ihm ja sonst ergebenen Günstlings: es bedurfte der Beseitigung der ganzen Dynastie. Und einem solchen Gedanken kamen die trostlosen Zerwürfnisse, welche in der Familie der spanischen Bourbons herrschten, sehr entgegen. Napoleon plant die Beseitigung der spanischen Bourbonen.

Der wahrhafte Regent Spaniens war der Friedensfürst, Don Manuel Godoy. Täglich waren in seinem Palaste die drei Vorzimmer mit Bittenden oder Beschwerdeführenden angefüllt, denen er, mit Orden bedeckt, Audienz erteilte, indem er mit anmaßlicher Würde, wem er wohlwollte, ein gnädiges Wort zuwarf. Die Stütze seiner Macht war die grenzenlose Gunst, welche die Königin Marie Luise seit vielen Jahren schon unverändert ihm zugewandt hatte. Die Königin, 1751 in Parma geboren, war klein von Gestalt; ihre Augen waren lebhaft und feurig, ihre Züge, mehr ernsthaft als angenehm, ließen auf Geist und Charakter schließen, verrieten Godoy.

aber zugleich die Begehrlichkeit der Frau, welche mit allen Künsten der Toilette die Erbarmungslosigkeit der Jahre wegzutäuschen suchte. Ihr Verhältnis zum Friedensfürsten, das aus dem Jahre 1792 datierte, war durchaus skandalös.

König Karl IV.

Neben Godoy spielte der König gar keine Rolle. Karl IV., 1748 geboren und seit 1788 König, war ein guter, frommer Mann, von hohem Wuchs mit der großen, stark gebogenen Nase der Bourbonen, aber wenig königlich in Haltung und Auftreten. An Werkeltagen machte er den Eindruck eines Försters oder Pächters mit übers Knie gewickelten wollenen Strümpfen, großen Schmierstiefeln, manchesternen Hosen. Seine Leidenschaft war die Jagd; sie füllte seine Tage aus, die er mit etwas anderm auszufüllen zu faul war. Am frühen Morgen begab sich der rüstige alte Mann nach einem Landhause, deren er sich überall eingerichtet hatte. Dort verzehrte er sein Frühstück, Schokolade und Eierkuchen, den er in Gegenwart seiner Begleitung mit eignen Händen sich bereitete. Dann hörte er die Messe und fuhr nun einige Meilen weit auf die Jagd durch Dick und Dünn in erstickender Sommerhitze, wie in der Kälte des kastilischen Winters, im gestreckten Galopp der Maultiere. Mittags um ein Uhr nahm er allein sein Mittagsessen ein; knieend wurde ihm der Trunk gereicht, der aber nur aus Wasser bestand. Nach einer kurzen Siesta wurde weiter gejagt; heimgekehrt machte er einen kurzen Spaziergang im Prado in Madrid und arbeitete dann etwa eine halbe Stunde mit den Ministern, d. h. Karl unterschrieb, was ihm vorgelegt wurde. Danach hörte er ein kurzes Konzert an, hielt sein Abendgebet, nahm einen Imbiß ein und legte sich zur Ruhe. Zu repräsentieren, wie es an Galatagen notwendig wurde, war ihm lästig; er sah dann stets in den weißseidenen Strümpfen, in dem seidenen Rock mit Diamantknöpfen, mit dem langen, dünnen, weißen Zopf im Nacken ziemlich unbehaglich aus.

In Godoy sah er seinen treuesten Freund, dem er mit voller Hingebung anhing. Er war ihm vom Grunde seines Herzens dankbar dafür, daß er ihm die Last der Regierung abnahm. „Jeden Abend“, erzählte er dem Kaiser Napoleon, „trug Manuel Sorge, mir zu sagen, ob unsre Angelegenheiten gut oder schlimm ständen, und ich legte mich ruhig schlafen.“

Der Kronprinz.

In schroffster Opposition dagegen zu dem Friedensfürsten stand der Prinz von Asturien. Der Kronprinz Ferdinand, 1784 geboren, war ein ziemlich ansehnlicher Mann, ungewandten Wesens, schweigsam, mit finsterer Miene. Von Kindheit auf war er ein Gegenstand der arglistigen Unterdrückung von seiten Godoys gewesen: seine Mutter betrachtete ihn mit offener Abneigung, der König mit Gleichgültigkeit. Der Friedensfürst wollte, daß er ohne alle Erziehung aufwüchse, damit er selbst um so sicherer wie jetzt den Vater, so auch dermaleinst den Sohn beherrschen könnte. Indessen der Kanonikus Escoiquiz, litterarisch gebildeter als die andern, weil er Virgil und Cicero verstand und die französischen Schriftsteller kannte, was kein gewöhnlicher Grad von Kenntnissen am spanischen Hofe war, nahm sich des Vernachlässigten an und sorgte einigermaßen für seine Ausbildung; Mut, anständige Gesinnung, Aufrichtigkeit und Treue konnte er ihm freilich nicht geben.

Die Verschwörung gegen Godoy.

Erwachsen, wurde Ferdinand der Mittelpunkt der Opposition gegen den mächtigen Günstling, den er aus tiefster Seele haßte und mit allen Mitteln zu stürzen bestrebt war. Er wandte sich am 11. Oktober 1807 an Napoleon. „Mit dem größten Zutrauen“, schrieb er, „flehe ich den väterlichen Schutz Ew. Majestät an, damit Sie mich würdigen mögen, mir die Ehre einer Verbindung mit Ihrer Familie zu bewilligen.“ Durch die Heirat mit einer bonapartischen Prinzessin hoffte er an dem Kaiser einen Rückhalt zu gewinnen. Denn schon war der Plan entworfen, den Friedensfürsten, wenn nötig mit Gewalt, zu beseitigen. Außerdem übergab Ferdinand seinem Anhänger, dem Herzoge von Infantado, eine eigenhändige Schrift mit unausgefülltem Datum, schwarz gesiegelt, worin er ihn bevollmächtigte, den Oberbefehl über die Truppen in Neukastilien zu übernehmen, sobald sein erlauchter Vater gestorben sein würde. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit lag insofern für diese Eventualität vor, als sich im Laufe des Jahres 1807 die Kunde verbreitete, daß die Gesundheit des Königs rasch abnehme und sein Ende nahe sei. Wer wollte, konnte nun allerdings aus dem für Infantado ausgefertigten Befehle auch eine gewaltsame Beseitigung des Königs herauslesen. Thatsächlich war sie nicht beabsichtigt.

Entdeckung der Verschwörung.

Indes durch die Spione, mit denen er den Prinzen umgeben hatte, erfuhr Godoy den Anschlag. An demselben Tage, an welchem in Fontainebleau der Vertrag unterzeichnet wurde, der den Friedensfürsten unter die Souveräne Europas erheben sollte, begab sich im Palaste des Escorial König Karl in das Zimmer seines Sohnes Ferdinand, forderte ihm den Degen ab, bemächtigte sich der Papiere des Prinzen, darunter auch einer Abschrift der Vollmacht an Infantado, und ließ ihn unter Bewachung als Gefangenen in dem Gemache zurück. Es wurde erwogen, ihn jetzt von der Thronfolge auszuschließen. Von diesem traurigen Thatbestande wurde Napoleon unter dem 29. Oktober in Kenntnis gesetzt: die Hand eines entarteten Sohnes habe sich gegen einen liebenden Vater erhoben und das Leben seiner Mutter bedroht; einer seiner jüngeren Brüder würde würdiger sein, den Ungeratenen in seinem, des Königs, Herzen und auf dem Throne zu ersetzen. Ehe jedoch Napoleon, der diesen Brief etwa am 5. November erhalten haben wird, auf ihn hin seine Entscheidung fällen konnte, zu der er sich von beiden Seiten angerufen sah, hatten sich die Dinge in Spanien unversehens geändert. Das Schicksal des unglücklichen Sohnes Philipps II. vermutend, suchte schon am 30. Oktober der erbärmliche Ferdinand durch Angabe aller seiner Vertrauten, auch des Kanonikus Escoiquiz, sich der gegen ihn über die Maßen empörten unnatürlichen Mutter zu nähern. Zunächst erreichte er nur, daß eben diese Ver-

trauten in brutalster Weise eingekerkert wurden. Da war es — der Friedensfürst, der zur Versöhnung riet, weil ein die Verschwörung bekannt gebendes Manifest des einfältigen Königs, ebenfalls vom 30. Oktober, die öffentliche Meinung in einer ungeahnten Weise zu gunsten des jammervollen Infanten aufgeregt hatte. Nur schwer beredete er die Königin; dann begab er sich am 5. November in das Zimmer des hohen Gefangenen, wurde von diesem mit ungeheuchelter Freude empfangen, nahm dessen de- und wehmütige Bitte um Verzeihung huldvoll entgegen und diktierte ihm endlich zwei zerknirschte Briefe an den erzürnten Herrn Vater und an die grimmige Frau Mutter. So erlangte auch hier Ferdinand die erwünschte Verzeihung, und der halb kindische König machte später selbst den Freiwerber für ihn bei Napoleon.

Folgen der Verschwörung.

In Spanien war man sehr geneigt, in diesen Vorgängen nur eine nichtswürdige Veranstaltung Godoys zu sehen, durch die er die Anhänger Ferdinands hätte ins Verderben stürzen wollen. Als Opfer Godoys wurde der verfolgte Prinz erst recht populär, und die Aussöhnung mit dem Vater änderte nichts an diesen Gefühlen. Dafür sorgte namentlich die Geistlichkeit, die wütend über Godoy war, weil er in seinem sicheren Übermute es sogar gewagt hatte, sich mit Kirchengut zu bereichern.

Kaiser Napoleon, der schon längst mit dem Gedanken sich getragen hatte, Spanien bis zum Ebro, die spanische Mark Karls des Großen, dem neu erstehenden Reiche Karls des Großen einzuverleiben, schien der beste Rat zu sein, Spanien von diesem Herrschergeschlechte der Bourbonen, das in Haß und Kabalen sich selbst zu Grunde richtete, ganz zu befreien; hatte er doch in Italien gesehen, wie willig das Volk dem Befreier gehuldigt hatte. Mehr und mehr gewann dieser Gedanke klare Gestalt in ihm. Zunächst jedoch riet er in seinem Antwortschreiben auf des spanischen Königs Mitteilungen zu Milde gegen den Sohn.

Vormarsch der französischen Armeen nach Spanien.

Von der geringen Truppenmacht Spaniens wurden zunächst 14000 Mann unter dem wackeren Marquis de la Romana auf den entferntesten Kriegsschauplatz, nach Dänemark, in den Krieg gegen Schweden gesandt; andre Regimenter unter dem Herzoge von Solano wurden Junot zur Besetzung Portugals zugeteilt. Dann setzte sich die Armee der Gironde, die bei Bayonne in Reserve stand, nach Spanien in Marsch, Korps um Korps, so daß Anfang März 1808 schon 80000 Mann als „Freunde“ unter dem Oberbefehl Murats auf spanischem Boden standen. Was wollte Spanien dagegen machen? Seine besten Truppen weilten in der Ferne, und alle Kassen waren so leer, daß niemand mehr Besoldung empfing, daß die Kaufleute dem Hofe die täglichen Lieferungen versagten, daß eines Tages, damit der König nicht im Dunkeln sitze, in Madrid Öl und Talglichter polizeilich mit Beschlag belegt und requiriert werden mußten.

Das spanische Königspaar beschließt zu fliehen.

Auf die Anfragen Karls nach dem Zwecke der Truppenansammlungen kam entweder gar keine oder ausweichende Antwort. Immer näher rückten die französischen Heersäulen. Unruhe und Besorgnis bemächtigten sich des Hofes: Godoy faßte den Plan, nach dem Beispiele des Prinzregenten von Portugal, mit dem Könige und dem ganzen Hofe nach den Kolonien in Amerika in der Stille zu entweichen, einen Plan, den übrigens Napoleon durch seine beunruhigende Schweigsamkeit gerade hatte erzeugen wollen. Solano wurde aus Portugal zurückgerufen, um die Straße nach Sevilla zur Sicherung der Reise zu besetzen. Aber im Volke verbreitete sich die Nachricht von der bevorstehenden Flucht schnell: man sah darin eine neue Verräterei Godoys und beschloß, sie zu hindern. Als die Garden von Madrid nach Aranjuez, wo der Hof weilte, abmarschierten, schlossen sich Tausende ihnen an, zahllose Volksmassen strömten aus der ganzen Umgegend um die Frühlingsresidenz des Königs zusammen und erfüllten mit ihrem Geschrei: „Es lebe der König! Godoy muß sterben!“ die Lüfte. Agenten des Prinzen von Asturien, der ebenfalls gegen die Abreise war, schürten die Bewegung, allenthalben Wein und Zigarren austeilend. Ferdinand selbst forderte die Leibwache im Palaste auf, die Flucht nicht zuzulassen. — Um Mitternacht verließ unter Geleit

Der Aufruhr vom 18. März 1808.

einer Schutzwache eine tief verschleierte Dame den Palast des Friedensfürsten; es war Pepa Todo, seine erste Gemahlin. Das schien der Anfang der Flucht zu sein. Ein Schuß fiel, und auf dies Signal stürzte sich die wütende Menge auf den Palast Godoys, drängte die Wachen beiseite, schlug das Thor ein und suchte unter wilden Verwünschungen den Verhaßten. Sie fand ihn nicht — er hatte sich in einer Dachkammer hinter einem Haufen Schilf verborgen und brachte da in Hunger, Durst und Todesangst 36 Stunden zu — und sie ließ nun ihren Ingrimm an den Möbeln aus: alles wurde zerschlagen, auf den Hof geworfen und verbrannt. Um die Menge zu besänftigen, ließ der König am Morgen — es war der 18. März 1808 — verkündigen, daß er Godoy aller seiner Ämter und Würden entsetzt habe. Allein am Abend begann der Tumult von neuem. Als es endlich still wurde auf der Stätte der Verwüstung, wagte sich Godoy hervor; sofort erkannt, wurde er von der Menge nach der

271. Das Lustschloß in Aranjuez.

Gardekaserne geschleppt. Allein die Soldaten entrissen ihn dem mordlustigen Haufen und brachten ihn in sicheren Gewahrsam. Nur ein Mittel schien es zu geben, die wild tobenden Massen zu besänftigen: die **Abdankung des Königs**. **Karl, um das Leben seines Günstlings zu retten**, entschloß sich dazu und legte am **19. März** die Krone zu gunsten seines Sohnes nieder.

Freude über Ferdinands Thronbesteigung.

Die Kunde von der Thronbesteigung Ferdinands als König **Ferdinand** VII. rief einen wahren Freudentaumel hervor; unter den Hochrufen auf Ferdinand zerstörte das aufgeregte Volk die Paläste Godoys auch in Madrid und hing, Tedeums anstimmend, dessen Bild an den Galgen. Ferdinand ließ den Gestürzten auf das Kastell von Villaviciosa in Haft bringen. Den König und die Königin verbannte er nach Badajoz; indes Karl weigerte sich, dem Befehle zu folgen und blieb in Aranjuez.

Murat in Madrid. Napoleons Doppelspiel.

Die Kunde von diesen Ereignissen bestimmte **Murat**, den Marsch seiner Truppen nach Madrid zu beschleunigen: schon am 23. März langte er dort an. Am folgenden Tage hielt König Ferdinand unter dem stürmischen Jubel des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt, nachdem er eine feierliche Deputation an Napoleon abgeordnet hatte,

Digitized by Google

um des Kaisers Zustimmung zu seiner Thronbesteigung zu erbitten. Er meinte, ihrer sicher zu sein, aber mit Schrecken und Staunen nahm er wahr, daß Murat deutlich seine Mißbilligung der Revolution zu erkennen gab. Heimlich stachelte dieser den alten König auf, seine Abdankung zu widerrufen. Dies that König Karl und zeigte auch Napoleon seinen Widerruf an, indem er hinzufügte: „Voll Vertrauen auf die großherzige Gesinnung und das Genie des großen Mannes, der sich stets als mein Freund gezeigt hat, habe ich mich entschlossen, mich allem zu unterwerfen, was er über mein Schicksal und das Los der Königin und des Friedensfürsten verfügen mag.“ So wurde Napoleon zum zweitenmal von beiden Seiten angerufen; er hatte seine Entscheidung schon gefällt: am 27. März bot er seinem Bruder Joseph die spanische Königskrone an.

272. Anne Jean Marie René Savary, Herzog von Rovigo. Nach einer Lithographie. (Die Unterschrift lautet: Le duc de Rovigo.)

Überlistung Ferdinands.

Nicht durch dreiste Gewalt, wie er es sonst gethan, wollte der Kaiser seinen Entschluß zur Ausführung bringen; durch Intrigue und Verstellung glaubte er den Bourbonenthron für seinen Bruder noch besser frei machen zu können. So begann denn nun ein Spiel von Falschheit und Gleißnerei, wie es kaum in der Weltgeschichte seinesgleichen hat. Vor allem galt es, sich Ferdinands zu versichern. Napoleon sandte den General Savary an ihn, um ihn zu einer Reise nach Burgos zu bestimmen: dorthin habe der Kaiser die Absicht zu einer persönlichen Besprechung zu kommen. In Wahrheit war es durchaus nicht Napoleons Absicht: er hatte Paris Anfang April verlassen, blieb aber in Bayonne, wo er, da das Gouvernementsgebäude nicht geräumig genug war, eine Viertelstunde vor der Stadt in dem Schlosse von Marac seine Wohnung nahm.

Merkwürdig ist die raffiniert schimpfliche Art, mit der, wie es sich in der Folge zeigen wird, Napoleon Ferdinand behandelt. Zum Teil ist es Politik, ihn einzuschüchtern; aber mehr noch Liebe zur Sache: er freut sich, ein Exemplar vor sich zu haben, wie es geeigneter nicht gedacht

Digitized by Google

werden kann, um die Niederträchtigkeit der menschlichen Natur mit Füßen zu treten. Es geschieht das mit einer, man möchte sagen: bewundernswerten Virtuosität.

Savary. René Savary (geb. 26. April 1774) war ein ebenso tapferer als weitherziger Mann, seit 1808 Napoleons Generaladjutant und Leiter der Geheimpolizei. Die Kühnheit, die er in der Schlacht bei Friedland bewiesen, trug ihm den Titel eines Herzogs von Rovigo mit reicher Dotation ein; seine Gewandtheit und seine Gabe kluger, aber nicht immer aufrichtiger Rede empfahl ihn dem Kaiser zu wichtigen Sendungen, wie die an den Kaiser von Rußland in den Tagen von Austerlitz gewesen war. Jetzt erhielt er den Auftrag, den König Ferdinand nach Bayonne zu schaffen, jedoch ohne den leisesten Schein von Gewaltthätigkeit. Ihm kam zu statten, daß Escoiquiz des Beistandes Napoleons gegen Godoys Anhänger zu bedürfen glaubte; er riet daher zur Reise. So folgte der mißtrauische Ferdinand, indem er seinen Bruder Carlos zum Empfange des Kaisers voraussandte. Eine Regierungsjunta unter des Don Antonio, Ferdinands Oheim, Leitung wurde beauftragt, die Regierungsgeschäfte während der Abwesenheit des Königs zu besorgen.

Ferdinands Reise nach Bayonne. Natürlich war in Burgos, als Ferdinand am 12. April da ankam, von Napoleon keine Spur; doch ließ sich Ferdinand bereden, nach Vittoria weiter zu reisen. Hier aber widersetzte sich das Volk der Weiterreise des Königs und zerschnitt die Stränge der Maultiere, die vor den königlichen Wagen gespannt waren. Auch stellte sich hier der frühere Minister Urquijo ein und öffnete dem Thörichten die Augen. Allein der König verlor durch einen strengen Brief Napoleons, in dem ihn der Kaiser bezeichnenderweise als Prinz von Asturien anredete, allen Mut des Widerstandes und fuhr im Geleite französischer Reiter über die Bidassoa, die Spanien von Frankreich scheidet, nach Bayonne, wo er, ohne irgendwie begrüßt zu werden, am 20. April ankam und ein sehr unscheinbares Quartier angewiesen erhielt. Hier ließ ihm der Kaiser durch denselben Savary, der ihm die bedingungslose Anerkennung Napoleons in Aussicht gestellt und ihn dadurch zu der Reise verlockt hatte, eröffnen, daß er die Absicht habe, den spanischen Thron einem Bonaparte zu geben, jedoch Ferdinand durch Etrurien, das dessen Schwester, die Königin-Regentin Marie Luise, hatte abtreten müssen, zu entschädigen. Als er jedoch aus der aufgefangenen Korrespondenz Ferdinands, der in einem Briefe seinen Oheim, den Infanten Antonio ermahnte: „Nimm deine Maßregeln, daß diese verfluchten Franzosen dir nicht übel mitspielen“, die wahre Gesinnung des Königs erkannte, verlangte er die schlichte Abdikation ohne Entschädigung. Allein dessen weigerte sich Ferdinand auf das entschiedenste.

Karls IV. Reise nach Bayonne. Unterdessen hatte sich König Karl an Murat mit der Bitte gewandt, ihn wieder auf den Thron zu setzen und Godoys Freilassung von der Junta zu erwirken. Viel dringender noch wurde Murat darum von der Königin angegangen, die in den Briefen ihrem leidenschaftlichen Hasse gegen Ferdinand Ausdruck gab. „Mein Sohn“, schrieb sie, „hat ein sehr schlechtes Herz, sein Charakter ist blutdürstig; er hat nie seinen Vater, nie mich geliebt; seine Räte dürsten nach Blut!“ Murat, dem von Napoleon untersagt worden war, Ferdinand als König anzuerkennen, war sehr entgegenkommend. Aus Furcht vor Napoleon gab die Junta den Friedensfürsten frei, der nun, dem sicheren Tode entronnen, alsbald, am 26. April, sich in Bayonne einstellte. Gleich darauf trat auch das entthronte Königspaar die Reise dorthin an.

Am 30. April langte König Karl mit seiner Gemahlin unter den Salutschüssen der Citadelle und der Schiffe im Hafen in Bayonne an. Der Gouvernementspalast ward ihm als Quartier überlassen, an dessen Portal ihn der Kaiser mit den größten Ehrenbezeugungen, so recht im bewußten Gegensatze zu Ferdinands Aufnahme, empfangen ließ. Die Begrüßung Ferdinands schroff zurückweisend, warf sich der alte König mit einem lauten Freudenrufe in die Arme Godoys. Eine Stunde danach erschien Napoleon von Marac, seine hohen Gäste zu begrüßen. König Karl kam ihm bis an den Wagenschlag entgegen; als es aber dem von Podagra Geplagten schwer wurde, wieder zum Portal zurückzugehen, bot ihm Napoleon seinen Arm: „Stützen Sie sich auf mich, Sire“, sagte er liebenswürdig, „ich habe Kraft für zwei.“ „Ich rechne sehr darauf!“

antwortete Karl beziehungsvoll. Eine lange Unterredung folgte, die den alten König ganz und gar für Napoleon einnahm.

Zunehmende Verworrenheit.

Am folgenden Tage war das spanische Königspaar in Marac zur Tafel. Der Kaiser führte die Königin Marie Luise zu Tische. „Vielleicht finden Ew. Majestät“, wandte er sich an sie, „daß ich etwas zu schnell gehe?“ „Sire, das ist ja Ihre Gewohnheit!“ antwortete die Königin mit schlagfertiger Pointe. Man setzte sich zu Tische. König Karl ließ den Blick über die Tafel gleiten. „Aber Manuel, Sire? Godoy?“ fragte er mit dem Ausdrucke der Sehnsucht den Kaiser. Der dem Königspaare so unentbehrliche Friedensfürst war nicht eingeladen! Lächelnd befahl Napoleon, „Manuel“ holen zu lassen. Und Godoy war ja auch ganz für die Pläne des Kaisers: er sah in ihm den Retter seines Lebens, den Beschützer seiner Zukunft. Er überzeugte den König wie die Königin, daß die Rückkehr zum Throne Rückkehr zu Angst und Sorge sein würde. Hatte er doch die Volksstimmung nur allzusehr kennen gelernt. Wohl hatte Karl gemeint, als Napoleon ihm erklärt hatte, daß er nur ihn als König anerkenne, daß die ihm entrissene Krone ihm nunmehr wieder gewiß sei: allein auf Godoys Zureden, der damit zugleich auch wohl auf Napoleons Dank rechnete, ließ er sich leicht bestimmen, die glänzende Ruhe, die ihm Napoleon in Frankreich anbot, nicht nur anzunehmen, sondern auch seinen Sohn zur Thronentsagung zu bringen. Wirklich erklärte sich der nach dem Essen herbeigeholte Ferdinand zur Verzichtleistung bereit, aber nur, wenn Karl vor den Cortes in Madrid feierlich seine Abdankung widerriefe, Godoy entfernte und selbst die Regierung Spaniens übernähme (1. Mai 1808). Denn daß Karl, der ja eben seine Krone an Napoleon abtreten wollte, auf solche Bedingungen nicht eingehen würde, lag auf der Hand. Eine Einigung schien unmöglich.

Aufruhr in Madrid.

Mit Bangen sah Spanien auf die Dinge, die in Bayonne vor sich gingen. Als nun vollends auch die letzten Mitglieder der Königsfamilie, die entthronte Königin von Etrurien und der Prinz Don Francisco de Paula, nach Napoleons Bestimmung dorthin abreisen wollten, brach die Mißstimmung in der Hauptstadt in offenen Aufruhr gegen Murat und die Franzosen aus. Mit Gewalt wollte die Volksmenge die Abreise des jungen Infanten Francisco de Paula hindern; Rottierungen fanden vor dem Palaste Godoys, den Murat bezogen hatte, statt. Murat ließ — es war am Morgen des 2. Mai 1808 — ein Bataillon mit einigen Kanonen ausrücken, um den Tumult zu dämpfen. Die Volkshaufen gehorchten jedoch dem Befehle, sich zu zerstreuen, nicht: die Franzosen gaben Feuer auf die dichten Scharen; die Wirkung war schrecklich. Von der blutgetränkten Stätte weg stürmte das wütende Volk, bemächtigte sich des Zeughauses und begann nun, reichlich mit Flinten und mehreren Geschützen versehen, den Straßenkampf. Murat ließ das Sonnenthor besetzen und von da aus mit Kartätschen die Straßen bestreichen. Hunderte von Menschen wurden getötet: am Abend waren die Franzosen allenthalben unbestritten die Sieger. Damit indessen nicht zufrieden, ließ Murat sofort in der Nacht noch gegen hundert Unruhestifter, die gefangen waren, erschießen. Nach dieser Lektion, meinte er, würde die öffentliche Ruhe nicht mehr gestört werden. „Der gestrige Tag“, sagte er am nächsten Morgen zufrieden zu dem Kriegsminister O'Farill, „hat Spanien in die Hand Napoleons gegeben.“ „Nein, er hat es ihm auf immer entzogen“, war O'Farills ahnungsschwere Antwort. Er kannte die Spanier.

Szene zwischen dem König und seinem Sohne.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen begab sich Napoleon, der in Ferdinand den Anstifter der Madrider Unruhen argwöhnte, mit der Depesche zu dem Könige Karl und forderte ihn mit zorniger Miene auf, dem aufrührerischen Treiben seines Sohnes ein Ende zu machen. Karl hatte erst tags zuvor erklärt, daß er die Regierung wieder

übernähme, zugleich hatte er die Junta zur Eintracht mit den Franzosen ermahnt. Jetzt ernannte er Murat zu seinem Statthalter und ließ dann in Gegenwart des Kaisers seine beiden ältesten Söhne Ferdinand und Karl zu sich bescheiden. „Verräter, Meineidiger!“ fuhr er den eintretenden Ferdinand an, den Stock, den er in der Hand hielt, schwingend, „du hast dein ganzes Leben lang gegen mich konspiriert, wenn du bis morgen früh um 6 Uhr die Entsagungsakte nicht unterzeichnet hast, so wirst du und deine ganze Begleitung für Verräter gehalten und als solche behandelt werden.“ Zugleich überschüttete die Königin in zügellosem Jähzorn ihren Sohn mit den maßlosesten Vorwürfen. „Da, lies! lies!“ fuhr der König heftig fort, Ferdinand Murats Depesche hinreichend, „das sind die Früchte deiner schändlichen Ratschläge, die dir von treulosen Freunden gegeben wurden, und denen du, uneingedenk der Pflichten der Ehrfurcht gegen deinen Vater, deinen König, mit strafbarem Eifer nachgegeben hast: du hast die Empörung erregt. Aber wenn es leicht ist, einen Volksbrand zu entzünden, so bedarf es eines andern Mannes, als du, um ihn zu löschen!“ „Ich habe nie gegen Ew. Majestät konspiriert“, antwortete Ferdinand heftig; „wenn ich König bin, so ward ich es durch Sie, aber wenn Ihr Glück und das Wohl der spanischen Nation von meiner Entsagung abhängen, so bin ich bereit, Ihre Wünsche zu erfüllen.“ „Entferne dich!“ rief ihm zornig der König zu, und die Prinzen verließen das Zimmer, während in giftiger Wut die Königin ihnen Schmähungen nachrief. Napoleon, der stumme Zeuge dieser schrecklichen Szene, war in sichtlicher Erregung. „Was sind das für Menschen, diese Bourbons!“ sagte er, als er nach Marac zurückkehrte. „Welch eine Mutter! welch ein Sohn!“ Und er hatte doch starke Nerven!

Thronentsagung der Bourbons.

Noch an demselben Tage, am 5. Mai, unterzeichnete König Karl die Verzichtleistung auf den Thron Spaniens zu gunsten Napoleons; er machte nur die Bedingung, daß Spanien niemals geteilt und niemals eine andre Religion als die katholische darin zugelassen werden dürfe; des Rechtes seiner Nachkommen wurde mit keiner Silbe gedacht. Und am 10. Mai gab auch Ferdinand seine Entsagung ohne jegliche Bedingung. Kurz darauf erklärten auch die Infanten Karl und Antonio den Verzicht auf ihre Rechte; von dem erst 14jährigen Infanten Francisco de Paula wurde er gar nicht begehrt. Jahrgelder wurden allen zugesichert: der alte König erhielt Compiègne und Chambord und eine Zivilliste von 7½ Millionen Frank, Ferdinand eine Rente von 1100000 Frank. — Damit tritt die Dynastie bis zum Jahre 1814 völlig ins Dunkel. Karl begab sich nach Compiègne, wohin der Friedensfürst in alter Anhänglichkeit ihn begleitete, später nach Rom; Ferdinand erhielt seinen Wohnsitz in dem Palaste Talleyrands in Valençai angewiesen. Er war unter den ersten, die den König Joseph Napoleon zu seiner Besteigung des spanischen Thrones beglückwünschten. Er machte auch später keinen Versuch, den getreuen Spaniern, die sich dann für ihn bald im Aufstand erhoben, zu Hilfe zu eilen; dagegen nahm er ganz gern die ihm, dem armen Prinzen, von dort reichlich zufließenden Gelder entgegen, um sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen.

Zustimmung Rußlands.

Der Thron von Spanien war frei: würden aber die europäischen Mächte damit einverstanden sein, daß Napoleon ihn einem Bonaparte gebe und damit Spanien zu einem Vasallenstaate Frankreichs mache? Vor allem kam es darauf an, Rußlands Zustimmung zu gewinnen. Schon im Mai mußte daher Champagny dem russischen Gesandten, Grafen Tolstoy, eine Zusammenkunft der beiden Kaiser vorschlagen zum Zwecke mündlicher Verständigung. Kaiser Alexanders bereitwilliges Entgegenkommen auf diesen Vorschlag gab Napoleon die Gewähr, daß er von seiten seines großen Verbündeten eine Einsprache in seine spanischen Projekte nicht zu besorgen habe.

Am 6. Juni wurde daher Joseph Napoleon zum König von Spanien proklamiert; am folgenden Tage traf er in Bayonne ein. Der Tausch fiel Joseph schwer; er hatte soeben begonnen in Neapel sich einzurichten. Spaniens Krone erschien ihm mit Recht kein begehrenswertes Diadem. In Bayonne hatten sich gegen hundert Deputierte Spaniens eingefunden, die sich beeilten, ihn zu begrüßen. Der Herzog von Infantado, zum Sprecher bestellt, begnügte sich, ihm allgemein gehaltene Huldigungen der Ergebenheit auszusprechen, aber er lehnte es ab, Joseph als König anzuerkennen, bevor die spanische Nation sich erklärt habe. Der Kaiser Napoleon war zugegen; erbittert über den Widerstand, den man ihm entgegenzusetzen wagte, ging er auf den Herzog zu: „Sie sind ein Edelmann, mein Herr", sagte er mit Heftigkeit zu ihm, „benehmen Sie sich als solcher. Stellen Sie sich an die Spitze Ihrer Partei in Spanien, schlagen Sie sich freimütig und bieder. Dies ziemt einem Manne von Ehre!" Infantado versicherte ihn seiner Treue. „Sie haben Unrecht", entgegnete ihm der Kaiser, „die Sache ist ernsthafter, als Sie meinen. Sie werden Ihren Eid vergessen, Sie werden in die Lage geraten, erschossen zu werden, vielleicht binnen acht Tagen." Nicht gewinnen wollte er die Widerstrebenden; er wollte sie beugen. Joseph Napoleon König von Spanien.

Die Deputierten traten zu einer außerordentlichen Junta zusammen; eine Verfassung wurde beraten, die Volksvertretung, Gleichheit des Rechtes, der Steuern und der Zulassung zu den Ämtern gewährte. Am 7. Juli wurde sie beschworen. Dann reiste Joseph von Bayonne ab, begleitet von den Mitgliedern der Junta und von mehreren französischen Regimentern in glänzendem Zuge. Bis an die Bidassoa gab Napoleon ihm das Geleit; am Grenzflusse schieden die Brüder mit einer Umarmung voneinander. Am 20. Juli hielt Joseph seinen Einzug in Madrid. Murat, der darauf gerechnet hatte, daß die spanische Krone ihm zufallen würde, war aus Verdruß über die Enttäuschung krank geworden. Napoleon erhob ihn zum König von Neapel. Das Großherzogtum Berg erhielt Napoleon Ludwig, der Sohn Ludwigs von Holland. Joseph, ein wohlwollender, besonnener Mann, umgab sich mit verständigen, aufgeklärten Ministern: mit Recht durfte man das Beste von einer neuen Regierung erwarten, deren Ziel es war, Spanien zu verjüngen. Die neue Regierung

## Der Widerstand des spanischen Volkes.

Mit düsterem Schweigen hatte die Hauptstadt den neuen König aufgenommen; aber ringsum stand die Bevölkerung schon in offenem Aufruhr. Seit den letzten Tagen des Mai war bald hier, bald dort die Flamme der Empörung emporgeschlagen, den allgemeinen Brand verkündigend. Die Rache für die Godoysche Mißwirtschaft und der Haß gegen das herrisch-gewaltthätige Auftreten der Franzosen vereinigten sich: Kreaturen Godoys waren die ersten Opfer. Es waren die edelsten wie die rohesten Leidenschaften des menschlichen Herzens, die die allgemeine Erhebung des spanischen Volkes bewirkten. Gegen die Fremdherrschaft der Franzosen, die Spanien mit Zerreißung und Knechtung bedrohte, empörte sich der Stolz des ganzen Volkes: aber die Begeisterung für die Ehre des Vaterlandes einte sich mit der rohesten Raub- und Mordlust; der Heldenmut des Kampfes für alte Eigenart und Sitte verband sich mit der gemeinsten Rachsucht und Brutalität. Die zu Oviedo versammelte Provinzialjunta von Asturien stellte sich an die Spitze der Bewegung und erklärte kühn am 24. Mai 1808 an Napoleon den Krieg. Unabhängig davon begann am 22. Mai zu Cartagena, am 23. zu Valencia, am 24. zu Murcia und Saragossa, am 26. zu Santander und Sevilla, am 30. zu Badajoz, Coruña, Granada die Volkserhebung. Fanatische Mönche reizten die bigotte Volksmasse zur Wut durch den Hinweis auf die Mißhandlung, die der Der Aufstand des spanischen Volkes.

Papst in Rom durch die Franzosen erführe; die 2122 Mönchs- und 1130 Nonnenklöster Spaniens waren die Brutstätten dieses Fanatismus. Hier stand ein Grande an der Spitze der Bewegung, dort trug ein zerlumpter Eseltreiber den Brand weiter. Die wilden Söhne des Gebirges trieben die Franzosenjagd wie einen grausigen Sport und schlachteten unter unnennbaren Qualen, wer gefangen in ihre Hände fiel. „Ferdinand“ war die Parole, unter der das bis zur Wut aufgeregte spanische Volk ebenso gegen Fremdherrschaft und Franzosentum, wie gegen Aufklärung und Ordnung im Staate die Waffen führte. Es war eine Vendée, aber zehnfach größer und zehnfach aufgeregter, die die Franzosen in Spanien gegen sich hatten.

Anfängliche Erfolge der Franzosen.

Keinen Augenblick zweifelte Napoleon daran, daß es ihm gelingen würde, diese Haufen ungeübter und schlecht bewaffneter „Banditen“ mit der besten Armee Europas bald zu überwinden. „Sei mutig und heiter“, schrieb er an Joseph, „und zweifle nicht am vollständigen Erfolge.“ Und wirklich schienen die Erfolge des Marschalls

278. Englische Satire auf Napoleon in Spanien (erschienen 1. Oktober 1808), betitelt: „Napoleon und seine Unholde in ihrem Glanze“, zeigt ihn selbst, seinen Bruder Joseph, den Tod und den Teufel schmausend. Napoleon erhebt sich eben zu einem Toaste: „Kommen Sie, meine Herren, hier ist Aussicht auf Mord und Verwüstung!“

Bessières ihm recht zu geben. Jean Baptist Bessières, geboren 1768 zu Preissac, war 1792 als Hauptmann in das französische Heer getreten, bei Rivoli und in Ägypten hatte er seinen Mut bewährt, bei Austerlitz und Jena sich ausgezeichnet. Jetzt brach er mit 15000 Mann aus Burgos auf, eroberte Valladolid und erfocht über das mehr als doppelt überlegene Heer der kastilischen Insurgenten einen glänzenden Sieg bei Medina del Rio secco. Allein die übrigen französischen Korps waren nicht fähig, den Widerstand, auf den sie trafen, zu brechen. Moncey versuchte vergebens Valencia zu erstürmen, Excelmans wurde am Flusse Xucar sogar gefangen genommen.

Widerstand in Saragossa.

Vor Saragossa lag Verdier. Die Stadt war ohne Festungswerke, nur mit einer dicken Mauer, die noch aus dem Mittelalter stammte, umgeben; aber die ganze Bevölkerung hatte vor dem Bilde der Madonna del Pilar, der Schutzpatronin der Stadt, geschworen, nimmer sich den Franzosen zu beugen. Immer wieder versuchten die Franzosen den Sturm, aber während von den Kirchen herab die Glocken läuteten, donnerten ihnen aus den Thoren die Kanonen entgegen. Am 4. August drangen sie wirklich durch eine Bresche in die Stadt ein; allein in den Straßen erhob sich der

fürchterlichste Kampf, jedes Haus wurde mit der höchsten Erbitterung verteidigt. Eine Batterie war von den Kanonieren aufgegeben worden, ein junges Mädchen, mutiger als die Männer, feuerte eine von den Kanonen auf die Franzosen ab und rief dadurch die Kanoniere auf ihren Posten zurück. Von solchem Heldenmute unterstützt, gelang es Palafox, dem Kommandanten, die Franzosen wieder aus der Stadt hinauszuwerfen. Don Pepe Palafox y Melzi, geboren 1780, war Oberst in der Garde, ein Mann von feiner Bildung und von bestimmtem und gescheitem Wesen, aber locker in seinen Sitten, dem Kartenspiel sehr ergeben. Er hatte Ferdinand nach Bayonne

274. Marschall Jean Baptiste Bessières, Herzog von Istrien.

Nach dem Originale von Mauraisse lithographiert von Delpech.

begleitet, nach dessen Thronentsagung aber sich heimlich in seine Heimat Aragonien begeben, wo er eifrig thätig war, den Widerstand gegen die Franzosen zu organisieren, unermüdlich, immer der erste, ein Held in der eleganten Erscheinung des Gardeoffiziers.

Die Kapitulation von Baylen.

Am folgenden Tage wiederholten die Franzosen den Sturm, jedoch wiederum, ohne sich in der Stadt behaupten zu können. Da kam die Nachricht, daß ein ganzes französisches Korps sich den Insurgenten habe ergeben müssen. Um Südspanien zu besetzen, war im Mai der General Dupont von Toledo aufgebrochen. Er war durch die Pässe der Sierra Morena nach Cordova gezogen und hatte die blühende Stadt verwüstet und ausgeplündert, um die Spanier zu schrecken. Aber ein einziger Ruf nach Rache ertönte über die Greuelthat im ganzen Thale des Guadalquivir. Von allen Seiten sahen sich die Franzosen bedroht; Ermattung, Hitze, Wassermangel lichteten



Digitized by Google

täglich ihre Reihen; von Baylen bis in die Berge der deutschen Kolonie La Carolina hatten sie täglich mit den Insurgenten, die der erfahrene Castaños anführte, zu kämpfen. Nirgends sah Dupont einen Ausweg aus der Not und Gefahr: am 21. Juli kapitulierte er bei Baylen; 8242 Franzosen ergaben sich den Spaniern kriegsgefangen, am 24. Juli thaten die Divisionen Vadel und Dufour ein Gleiches mit 9393 Mann.

Joseph verläßt Madrid.

Das war ein großer Erfolg der spanischen Insurrektion; sofort traten die Folgen zu Tage. Die Belagerung von Saragossa mußte aufgehoben werden; König Joseph verließ „wegen übermäßiger Sommerhitze" am 1. August Madrid und begab sich

275. Don José de Palafox y Melzi.
Nach dem Gemälde von Rozas gestochen von A. Cardon.
(Zu S. 675.)

nach Burgos; die französischen Truppen wichen nach Norden zurück. Und in die Landeshauptstadt hielten die Insurgenten triumphierend ihren Einzug: Castaños wurde von der Zentraljunta, die in Aranjuez zusammengetreten war, zum Generalissimus bestellt. Bis an den Ebro hin war Spanien für Napoleon verloren.

Meuterei der spanischen Regimenter in Dänemark.

Zu den Regimentern de la Romanas, die, wie erzählt, nach Dänemark geschickt worden waren, brachte ein verkleideter Priester die Kunde von der Erhebung des spanischen Vaterlandes. Sie bemächtigten sich der Stadt Nyburg auf Fühnen und schifften sich auf englischen Schiffen, die Admiral Keats, der im Belte kreuzte, bereitwillig darbot, nach der Heimat ein; mit ihnen das Regiment Zamora aus Jütland. Bernadotte versuchte sie durch eine Proklamation zurückzuhalten: allein sie knieten um

Digitized by Google

ihre Fahnen nieder und schwuren, ihrem geliebten Vaterlande zu helfen. In Coruña betraten sie wieder den heimatlichen Boden.

Wirksamere Hilfe indes als durch diese patriotische Kriegerschar erhielt Spanien durch die **Engländer**. In England war die Nachricht von der Erhebung Spaniens mit lauter Freude begrüßt worden. Wo England bisher Landungsversuche gemacht hatte, waren sie erfolglos gewesen; jetzt aber konnte es sich auf ein großes kampfesmutiges Volk stützen: alsbald war England bereit, den Insurgenten auf der Iberischen Halbinsel in dem Kampfe gegen Napoleon beizustehen. Unter Sir Arthur **Wellesley**, der sich als trefflicher Feldherr in Indien bewährt hatte, sandte es 12000 Mann nach Portugal. Vergebens versuchten die Franzosen die Landung des neuen Feindes zu hindern; Wellesley besetzte die Höhen an der Mündung des Mondego, zog einige tausend Mann portugiesischer Milizen und Insurgenten an sich und zwang die Franzosen, in die festen Städte zurückzuweichen. Junot jedoch, entschlossen, die Engländer ins Meer zu werfen, wie Napoleon es ihm befohlen hatte, griff den doppelt überlegenen Wellesley am 21. August bei Vimeiro an. Fünf Stunden lang kämpften die Franzosen mit der größten Tapferkeit; dennoch vermochten sie nicht sich zu behaupten, ja sie gerieten in die größte Gefahr, von den Engländern ganz eingeschlossen zu werden. Der Sieg, der auch nach dem Standquartiere der Franzosen **Torres Vedras** benannt wird, würde entscheidend für den Untergang der Franzosen gewesen sein, wenn nicht Sir Arthur den Oberbefehl mit zwei unfähigen Menschen, die ihm das Kabinett Castlereagh an die Seite gestellt hatte, hätte teilen müssen. Es waren Sir Hugh Dalrymple und Sir Henry Burrard. Immerhin mußte Junot zu dem Entschlusse kommen, Portugal zu räumen. So schloß er mit dem General Henry Burrard, der nach der Schlacht den Oberbefehl über die englisch-portugiesische Macht übernommen hatte, am 30. August die **Konvention von Cintra**, die allen in Portugal befindlichen französischen Soldaten mit Geschütz und Gepäck die Überfahrt nach Frankreich gewährte. Junots stolzer Haltung gegenüber ließ Burrard selbst die Bedingung fallen, daß die kapitulierenden Franzosen verpflichtet sein sollten — es waren 22000 Mann im ganzen — bis zum Friedensschluß nicht gegen England, Portugal oder Spanien zu dienen. Sie wurden durch englische Schiffe nach Quiberon und La Rochelle gebracht. In England war die Entrüstung über diesen nach den Umständen ganz unnötigen Vertrag so groß, daß alle drei Befehlshaber abberufen und vor ein Kriegsgericht gestellt wurden; sie erlangten indes alle drei Freisprechung. Doch auch so war der Erfolg ein sehr bedeutender. Damit war den Engländern der Weg von den portugiesischen Häfen nach dem Innern Spaniens frei gemacht; Truppen und Waffen konnten sie ungehemmt den Insurgentenscharen zuführen und deren Widerstand gegen die Franzosen in nachdrücklicher Weise stärken.

Die Einmischung der Engländer.

Die Konvention von Cintra.

## Die Zusammenkunft in Erfurt.

Gewiß entging Napoleon die Gefahr nicht, welche diese Verbindung des unbezwungenen England mit den aufsässigen Spaniern seinen hochgespannten Plänen drohte. Einer außerordentlichen Kraftanstrengung, daran war kein Zweifel, würde es bedürfen, um sie zu überwinden. Ohne die Zustimmung **Rußlands** war aber, wie die Dinge lagen, in einer so großen Frage, wie die Herrschaft über die Iberische Halbinsel war, überhaupt nichts zu entscheiden. Denn wenn die französischen Regimenter aus Deutschland nach Spanien beordert wurden, wer sollte dann die Herrschaft Napoleons in Deutschland sicher stellen, wer Österreich die Wage halten, wenn nicht Kaiser Alexander? Daher betrieb Napoleon die Verständigung mit Alexander auf das eifrigste, da dieser an seiner Statt Wacht halten sollte.

Notwendigkeit der russischen Zustimmung.

Die Erfurter Zusammenkunft.

Die französische Stadt **Erfurt**, die östlichste des Napoleonischen Reiches, wurde für die geplante persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser in Aussicht genommen. Hier war Napoleon der Wirt und lud dorthin, der Kaiser-Entrevue den rechten Glanz zu geben und nach außen in der Glorie seiner Allgewalt zu erscheinen, die deutschen Rheinbundsfürsten ein. Das sollte blenden und der Eitelkeit der Franzosen schmeicheln. Sie kamen alle oder schickten wenigstens ihre Kronprinzen: 34 Fürsten und Prinzen und vier Könige erschienen. Von Österreich stellte sich Baron Vincent, von Preußen Graf Goltz ein, den Kaiser zu begrüßen. Mehrere französische Regimenter waren mehr zur Parade, als zur Bedeckung nach Erfurt kommandiert. — Auch Prinz Wilhelm von Preußen war mehrere Tage anwesend, nicht um Napoleon zu huldigen, sondern um die in Paris geführten Unterhandlungen über Ermäßigung der preußischen Kriegsschuld zum Abschlusse zu bringen.

Napoleon und Alexander in Erfurt.

An der Frühe des 27. September 1808 traf **Napoleon** in Erfurt ein. Am Nachmittage desselben Tages langte auch Kaiser **Alexander**, von Kanonenschüssen begrüßt, dort an. Zwölf Kilometer war ihm Napoleon entgegengeritten: Seite an Seite zu Pferde hielten dann die beiden Kaiser ihren Einzug in die Stadt. Sie schienen fast unzertrennlich: täglich speiste Alexander bei Napoleon, abends waren sie zusammen im Theater und danach Napoleon noch ein bis zwei Stunden bei seinem Gaste. Selbst vor dem Mittagsessen pflegten sie einige Stunden miteinander zu verbringen. Alexander wurde vollständig für die Pläne Napoleons gewonnen, und er war es, der das innige Einverständnis, das zwischen ihnen herrschte, auch äußerlich den versammelten Königen und Herren kundzugeben bestrebt war.

Die Schaustellungen in Erfurt.

Napoleon hatte, um den gewöhnlichen Hofbelustigungen zu entgehen, die Schauspieler des **Théâtre français** nach Erfurt kommen lassen. Jeden Abend führten sie von den klassischen Stücken der Franzosen, welche auf die eine oder andre Weise auf die Glorifizierung Frankreichs hinausliefen, eins auf. Für die beiden Kaiser war in dem Orchesterraume eine Estrade aufgeschlagen mit Rücksicht darauf, daß Kaiser Alexander etwas schwerhörig war. Dort hatten auch die Könige ihren Sitz, jedoch niedriger und auf schlichten Sesseln, nicht auf Armstühlen wie die Kaiser. Die ersten Reihen des Parketts waren für die Fürsten und das Gefolge der beiden Kaiser bestimmt, die also ganz genau die beiden Herrscher vor Augen hatten. Da war es am 3 Oktober, daß im ersten Akte des „Ödipus" von Voltaire Philoktet zu seinem Freunde Dinas spricht: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter." Bei diesen Worten wandte sich Alexander zu Napoleon und reichte ihm mit verbindlicher Miene die Hand. Napoleon verbeugte sich gegen ihn, jedoch mit einem Ausdrucke, als wollte er das Kompliment ablehnen. Niemand im ganzen Hause war die demonstrative Huldigung entgangen.

Einige Tage später bemerkte Alexander in dem Augenblicke, als man zu Tische gehen wollte, daß er seinen Degen vergessen hatte. Sofort bat ihn Napoleon, den seinigen anzunehmen. Der russische Kaiser, sichtlich erfreut, nahm ihn an, indem er sagte: „Ich nehme ihn als ein Zeichen Ihrer Freundschaft an: Eure Majestät wissen, daß ich ihn nie gegen Sie ziehen werde!"

Napoleon, Goethe und Wieland.

Die beiden Kaiser agierten durchaus allein auf dieser welthistorischen Bühne: die Rheinbundsfürsten, auch die Könige, spielten lediglich die Rolle von Statisten. Um so größeren Eindruck machte es, daß Napoleon den Fürsten der deutschen Litteratur seine Aufmerksamkeit zuwandte. **Goethe** wurde aufgefordert, nach Erfurt zu kommen und am 2. Oktober zur Audienz befohlen. Napoleon betrachtete ihn lange, dann begrüßte er ihn mit den Worten: „Sie sind ein Mann!" Die Unterredung drehte sich hauptsächlich um litterarische Gegenstände, Goethes Werther, die Schicksalstragödien, Voltaires Julius Cäsar. Die Schicksalstragödien traf durchaus seine Mißbilligung: „Was will man jetzt mit dem Schicksal? Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und Völker sein. Sie sollten", so rief er Goethe zu, „den Tod Cäsars würdiger und großartiger als Voltaire schreiben. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris", schloß der Kaiser, „dort gibt es eine größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden!" Dagegen wußte er Goethe viel Schmeichelhaftes über Werther zu sagen; noch 1829 erweckte es bei dem Dichterfürsten eine angenehme Rückerinnerung, als er in dem Buche Bouriennes über Napoleon las, daß eine Übersetzung von „Werthers Leiden" den General Bonaparte nach Ägypten begleitet habe.

Als Napoleon wenige Tage darauf, am 6. Oktober, nach **Weimar** kam, um die Herzogin zu begrüßen, suchte er auf dem Hofballe alsbald wieder Goethe auf. Er fragte auch nach **Wieland**, den sein hohes Alter den Festlichkeiten ferngehalten hatte; der Dichter wurde herbeigeholt, und der Kaiser vertiefte sich auch mit ihm in ein langes Gespräch. Charakteristisch war, daß er auch mit diesem auf ein ihm immer geläufiges Thema zu sprechen kam, auf die

Großfürst Konstantin. Großherzog v. Baden. Dalberg. Baron Vincent. Caulaincourt. Talleyrand. Napoleon. König von Westfalen. König von Sachsen. Montgelas. Kaiser Alexander I. König von Württemberg. König von Bayern.

276. Die Zusammenkunft zu Erfurt (27. Sept. bis 14. Okt. 1808): Napoleon empfängt den außerordentlichen Botschafter des Kaisers von Österreich, Baron de Vincent.
Nach dem Gemälde von Nicolas Louis François Gosse gestochen von Monin. (Galeries de Versailles.)

Digitized by Google

Geschichtschreibung des Tacitus, die er auch hier, wie sonst stets, aufs eifrigste verurteilte. Dann kam er auf das Christentum zu reden und meinte dabei, es sei ja wohl eine große Frage, ob Christus überhaupt gelebt habe. Wieland, den man gewöhnt war als den „deutschen Voltaire“ zu benennen, nahm die Verteidigung der Existenz Christi mit großer Lebendigkeit auf, was dem Kaiser offenbar gefiel. Noch vor seiner Abreise ließ er Goethe und Wieland den Orden der Ehrenlegion zukommen. Beide wurden auch nach Erfurt beschieden, als die Kaiser dahin zurückkehrten. Dabei hatte Wieland Gelegenheit, den Kaiser Napoleon frühstücken zu sehen. Er schreibt darüber: „Hastiger kann wohl kein gätulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein Dejeuner verzehren!“

Von Weimar begab sich der Kaiser am 7. Oktober auf das Schlachtfeld von Jena — um dort eine Hasenjagd abzuhalten und dabei seinem großen Verbündeten von der Newa das Schlachtfeld zu zeigen. Es war eine Roheit, daß er dazu den Prinzen Wilhelm von Preußen einlud: sie rettete ihn übrigens aus großer Gefahr. Bei einem kleinen Gehölz vor Weimar hielten zwei Preußen zu Pferde, die gekommen waren, bei dieser Gelegenheit Rache für die Unterdrückung ihres Vaterlandes an Napoleon zu nehmen. Als sie jedoch den Bruder ihres Königs an der Seite des Verhaßten reiten sahen, getrauten sie sich nicht, Feuer auf den Kaiser zu geben.

*Völlige Verständigung zwischen Napoleon und Alexander.* An demselben Abende kehrten die Kaiser nach Erfurt zurück. Die vertraulichen Besprechungen zwischen ihnen wurden täglich fortgesetzt: Alexander zeigte das bereiteste Entgegenkommen. Talleyrand bat ihn, lieber Napoleon Widerstand zu leisten; er werde dabei die französische Nation auf seiner Seite haben, und Napoleon werde dann nicht so rücksichtslos zur Unterwerfung von Spanien und Portugal schreiten. Allein Alexander ließ sich nicht zurückhalten: er gab Spanien preis, um freie Hand gegen die Türkei zu bekommen. Napoleon gab seine Zustimmung, daß Rußland die Moldau und Walachei in Besitz nehme. Eine Unterstützung sagte Napoleon für diesen Fall nicht zu; nur wenn Österreich Rußland hierbei angriffe, wollte auch er in die Aktion eintreten. Anderseits verpflichtete sich Rußland, Frankreich im Falle eines Angriffes von Österreich beizustehen. Und am 12. Oktober schlossen die beiden Kaiser ein Abkommen, mit England nur dann Frieden zu machen, wenn es den durch die Erfurter Besprechungen in Aussicht genommenen Zustand Europas anerkenne, und einander beizustehen, wenn sie angegriffen werden sollten.

*Abschied der Kaiser.* So gestaltete sich die Erfurter Kaiserzusammenkunft, die nichts weniger als ein Fürstenkongreß war, wie man sie wohl genannt hat, zur Vollendung der Besprechungen von Tilsit. Durch die Verbindung mit Rußland war Napoleon auf den Gipfel der Macht erhoben. Und die Freundschaft der beiden Kaiser schien auf das dauerhafteste befestigt, als sie sich am 14. Oktober auf derselben Stelle, wo Napoleon seinen Gast empfangen hatte, 12 km vor der Stadt, mit wiederholten Umarmungen voneinander trennten.

*Kaiser Alexander.* Man würde den Kaiser Alexander falsch beurteilen, wollte man in der Freundschaft, die er für Napoleon in so augenfälliger Weise zeigte, nur eine sentimentale Schwärmerei für den Genius sehen; aber ebenso falsch würde es sein, sie für eine geschickte Schauspielerei zu halten. Er meinte im Augenblick durchaus aufrichtig, was er sagte und that: aber seine Handlungen entsprangen aus Gefühlen, und seinen Gefühlen fehlte es an andauernder Stetigkeit. So hat sich sein Leben abgenützt zwischen Hingebung und Enttäuschung.

*Charakter Alexanders.* Kaiser Alexander war am 23. Dezember 1777 geboren. Seine Erziehung hatte der Schweizer Laharpe geleitet, der seinen Zögling mit Ideen von Liberalismus und Philanthropie erfüllt, aber wenig mit positiven Kenntnissen ausgerüstet, nicht einmal Interesse für die Wissenschaft in ihm erweckt hatte. Dadurch wurde der heranwachsende Großfürst, der doch rings um sich her das mächtige Walten des Despotismus sah, in einen inneren Widerspruch gebracht, aus dem er keine Lösung fand. Sein Leben lang hat er zwischen Extremen geschwankt.

Ohne Zweifel besaß Alexander Geist; aber sein Geist, obwohl fein und scharf, ermangelte durchaus der Tiefe. So kam es, daß die Erregungen seines beweglichen Gefühles die Erwägungen des Verstandes überfluteten. Wie durch plötzliche Eingebung erfaßte er irgend eine Idee mit äußerster Wärme; bald beherrschte sie ihn vollständig: sein ganzes Handeln regelte er danach — bis eine andre Idee ihn ebenso vollständig wieder gefangen nahm. Dadurch verwickelte er sich nicht selten in Verpflichtungen völlig widerstrebender Art, so daß sein Thun höchst widerspruchsvoll erschien: eine Sache, ebenso peinlich für ihn, wie schädlich für das allgemeine Wohl. Es kam dazu, daß er eine große Neigung für theatralische Effekte hatte; wir erinnern an jene Szene in der Garnisonkirche zu Potsdam. Mit Recht erkannte man eine

im tiefsten Grunde seines Charakters liegende Neigung zur Unwahrheit, nicht nur gegen andre, sondern auch gegen sich selbst. Nicht ohne Berechtigung nannte ihn Napoleon nach dem bedeutendsten Mitgliede seines Théâtre français den „Talma des Nordens“, auch wohl einen „byzantinischen Griechen“. Hinter einer oft zur Schau getragenen und auch mitunter wirklich empfundenen Menschenliebe barg sich, ihm selbst nicht immer bewußt, ein echt sarmatischer Hang zu tückischem Egoismus.

Mit dem Willen der Kaiserin Katharina war es geschehen, daß man den kaum den Knabenjahren Entwachsenen in Liebeshändel verstrickt hatte: trotzdem hatte er sich einen romantisch-ritterlichen Zug des Wesens bewahrt, der zusammen mit der Idealität der Anschauung, die periodisch ihn durchwärmte, nicht zum wenigsten dazu beigetragen hat, ihn ziemlich populär zu machen. In seinen Liebhabereien war er einfach, nüchtern von Temperament; die Arbeit im Kabinett liebte er, soweit sie nicht über Politik und militärische Details hinausging. In den großen politischen Fragen wollte er, wie er sagte, sein eigner Minister sein: um so leichter wurde es für einen Mann wie Napoleon, in Tilsit sowohl wie in Erfurt Rußland sich willfährig zu machen.

Gewiß war Napoleon als Organisator, Gesetzgeber und Feldherr dem Zaren weit überlegen, aber er war es auch in der persönlichen Verhandlung. Als Kaiser hatte er sich eine eigenartige Redeweise angewöhnt, farbenreich und feurig, häufig zusammenhangslos, welche hinriß, aber nicht überzeugte; daneben aber konnte niemand wie er zugleich herrisch und freundlich, einschmeichelnd und hochmütig sein: er sprach wie jemand, der sich stets des Eindruckes sicher weiß. Er liebte es, humane Rücksichten geltend zu machen, seine Handlungsweise aus idealen Gründen zu erklären, die sehr geeignet waren, das Gefühl des Hörers gefangen zu nehmen; durch Fülle und Ungestüm der Gedanken suchte er ihn dann vollends zu überwinden. Man sagte wohl von ihm: er habe die Hölle im Herzen und das Chaos im Kopfe. Napoleon.

Das alles war erkünstelt und berechnet; auch im Gespräch war Napoleon Strateg. Seine Kleidung war immer auf den Effekt berechnet, bald durch auffällige Pracht, bald durch gesuchte Einfachheit. Er ließ Talma zu sich kommen, um Körperhaltung und Stellung von ihm zu lernen; er zog die Schultern etwas hoch und ging auf den Fußspitzen, um größer zu erscheinen, als er war; gewisse Bewegungen, die den Bourbons eigen sein sollten, nahm er an. So erschien er gezwungen bei öffentlichem Auftreten; aber im kleinen Kreise legte der große Komödiant die Rolle ab und erschien einfach, selbst entgegenkommend: um so mehr nahm er dann für sich ein.

Jene Freundschaft indes, die Alexander für Napoleon so offen zeigte, konnte keine gegenseitige sein, so geschickt auch Napoleon die Freundesrolle spielte: dazu waren im Grunde ihre Charaktere zu verschieden. Hineingeworfen in eine Welt voll innerer Auflösung, unter Menschen, die ohne feste Lebensrichtung allen Arten von Ehrgeiz und Begehrlichkeit sich überließen, hatte Napoleon allein es verstanden, einen Plan zu entwerfen, festzuhalten, zu Ende zu führen. Durch seine Energie, durch die Thätigkeit und Klarheit seines Geistes und durch sein militärisches Genie hatte er sich zu der Stelle erhoben, die er einnahm. So war er der starre Egoist geworden, welcher, von Menschenverachtung erfüllt, niemals auf diejenigen Rücksicht nahm, die es nicht verstanden hatten, beizeiten aus seinem Wege zu treten, welcher niemals an die ungeheuere Summe von Leiden dachte, die aus der Durchführung seiner Projekte über die einzelnen kommen mußten.

## Napoleons Regierung im Innern.

Am 27. Juli 1807 traf nach der Beendigung des Feldzuges gegen Preußen und Rußland Napoleon wieder in St.-Cloud ein: drei Wochen später wurde das Tribunat aufgehoben. Die maßlosen Schmeicheleien, mit denen ein jeder dem Kaiser begegnete, steigerten sein Selbstgefühl ins Schrankenlose und umnebelten sein Urteil. Alles wollte er entscheiden und bestimmen, weil sich mehr und mehr die Überzeugung in ihm festsetzte, daß er alles am besten verstände; er wollte für den einzigen Urgrund alles Verdienstes und alles Ruhmes angesehen werden. Kein Licht sollte gelten, das nicht den Widerschein des kaiserlichen Lichtquelles darstellte. Die ganze Nationalrepräsentation sank dadurch zu einem bloßen Schein herab; aber Napoleon behielt sie dennoch bei, weil sie dazu diente, den Geboten seiner Willkür einen gesetzlichen Mantel umzuhängen. Es kam so weit, daß Napoleon selbst sagte, man dürfe sie nicht noch mehr schwächen, Verfassungsänderungen.

da er sie sonst nicht mehr brauchen könne. Der Mantel würde sonst allzu durchsichtig geworden sein. Indessen das Tribunat, das verfassungsmäßig das Recht der Opposition besaß, ließ er durch einen Senatsbeschluß vom 19. August 1807 aufheben; seine Mitglieder — es waren ja überhaupt nur noch fünfzig — wurden zum kleinsten Teile dem gesetzgebenden Körper einverleibt, zwei dem Senate überwiesen, für den Rest aber erhielten die Minister des Innern und der Justiz vom Kaiser den Befehl, sie als Präfekten, erste Präsidenten und Generalprokuratoren unterzubringen. Der letzte Akt des Tribunates war, eine Dankadresse dafür an den Kaiser zu richten. Dafür erhielt der gesetzgebende Körper ein Vorrecht von einigem Werte: einundzwanzig seiner Mitglieder, die alljährlich neu zu wählen waren, sollten zur Diskussion der öffentlichen Angelegenheiten berufen sein.

Die Richter. Die Juden.

Am 12. Oktober 1807 wurde die verfassungsmäßige Unabsetzbarkeit der Richter beseitigt. 66 Richter wurden ihrer Ämter entsetzt und bestimmt, daß jeder Richter fortan eine fünfjährige Probezeit durchzumachen hätte, bevor er auf Lebenszeit angestellt würde. Aber selbst nach dieser Anstellung konnten die Richter auf Grund gewisser Gebrechen abgesetzt werden, und deren waren so viele angegeben, daß sich kaum ein Mann gefunden haben würde, der nicht, in vorgerückten Jahren namentlich, einen derartigen Grund zur Entlassung an sich gehabt hätte. Auch den **Juden** wurde ihr verfassungsmäßiges Bürgerrecht beschränkt, zumal in Beziehung auf ihren Handelsverkehr mit Christen. Beschwerden über argen Wucher elsässischer Juden boten die Veranlassung. Angesehene Juden aus allen Ländern der Monarchie wurden zu einem Sanhedrin nach Paris entboten, und hatten hier nun diejenigen Beschlüsse zu fassen, die Napoleon für angemessen hielt.

Die Judenversammlung und das Synedrion.

Durch ein vom 30. Mai 1806 datiertes Dekret, das durch mancherlei Klagen über Wucher hervorgerufen war, die Napoleon vom österreichischen Kriegsschauplatze heimkehrend namentlich in Straßburg vernommen hatte, wurden Vertrauensmänner der gesamten Judengemeinden des französischen Kaiserreichs und des Königreichs Italien auf den 25. Juli zu einer Versammlung nach Paris berufen. Der Zweck dieser Versammlung sollte sein, „bei denen, die die jüdische Religion in unsern Staaten bekennen, die Gefühle der bürgerlichen Sittenlehre wieder zu erwecken.“ Die Sache erschien dem Kaiser so wichtig, daß er am Tage vor der wirklichen Eröffnung, am 25. Juli, einen 18 Foliospalten langen Artikel im „Moniteur“ erscheinen ließ über die jüdische Geschichte seit der Rückkehr der Juden aus Babylonien bis auf die Gegenwart herab. Ein mißgünstiger Zufall wollte, daß der 26. Juli, der Tag der Eröffnung, gerade auf einen Sabbath fiel, so daß die meist strenggläubigen Mitglieder zur Niederschrift der Wahlzettel für den Vorsitzenden sich hatten Schreiber mitbringen müssen, während allerdings andre ihre Stimmzettel vor den Augen der Rabbiner selbst zu schreiben sich nicht entblödeten.

In der zweiten Sitzung vom 29. Juli überreichten die kaiserlichen Kommissare feierlich zwölf Fragen, die die Versammlung auf ihr Gewissen redlich beantworten sollte: ob die französischen Juden Frankreich als ihr Vaterland, die Franzosen als ihre Brüder, die Staatsgesetze als auch für sie verbindlich betrachteten, vor allem aber: ob das jüdische Gesetz Mischehen mit Christen gestatte. Während die beiden ersten Fragen unter den obwaltenden Umständen keine andre als eine bejahende Antwort finden konnten, stieß die dritte Frage auf ein allgemeines Schütteln des Kopfes und in der Kommission wie im Plenum auf sehr erhitzte Erörterung. Schließlich ließ man die Zivilehe als möglich zu, einerseits ohne die Assistenz des Rabbiners, anderseits aber auch ohne die Eventualität des Fluches. — Noch eine Frage war von Wichtigkeit; der Kaiser erkundigte sich nach dem thatsächlichen Wuchergeschäft. Es wurde geantwortet, daß der Pentateuch, die Thora, von diesem Begriff nicht spreche, ihn also stillschweigend gestatte; der Talmud dagegen lasse ausdrücklich Zinszahlung zu — bei Ausländern.

Was man da zunächst gutachtender Weise beschlossen hatte, sollte nach Wunsch Napoleons in einer allgemeinen Glaubensversammlung der Juden, einem sogenannten **Synedrion** oder Sanhedrin zum allgemein bindenden Gesetz erhoben werden. Dies Synedrion wurde am 9. Februar 1807 eröffnet, nachdem vier Tage vorher die Abgeordnetenversammlung geschlossen war. Das Sanhedrin setzte sich aus wesentlich denselben Persönlichkeiten zusammen, wie jene; ein paar neue Elemente traten dazu, ohne Einfluß zu haben. Die Juden Englands und zum Teil Hollands protestierten. Jedenfalls wurde die Hauptsache festgelegt, daß die Rabbiner in ihren Gemeinden darauf zu sehen hätten, daß von ihren Glaubensgenossen kein Wucher getrieben würde, ja, sie erhielten geradezu polizeiliche Befugnis mit der entsprechenden Verantwortlichkeit. Nochmals wurde betont, daß jeder Israelit religiös verpflichtet sei, seine nichtjüdischen Lands-

leute wie Brüder und Stammesgenossen anzusehen, und ebenso sein Vaterland zu lieben, zu verteidigen, sich auf Verlangen dem Waffendienste zu unterwerfen. Es wurde ferner durch das Synedrion erklärt, daß das Judentum keinerlei Handwerk und Beschäftigung verbiete und es daher empfehlenswert sei, daß die Israeliten sich auf Landbau, Handwerke und Künste legten. Endlich wurde nochmals eingeschärft, daß es den Israeliten verboten sei, mit Christen oder mit Juden Wucher zu treiben. Auch die Eheschließung zwischen Bekennern der christlichen und jüdischen Religion auf zivilem Wege wurde nochmals als vollgültig anerkannt. — Am 9. März 1807 schloß das Synedrion.

Die Polizei wachte auf das strengste über alle Äußerungen etwaiger Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Terrorismus. Zwar sprach der Moniteur aus, daß der Kaiser die Preßfreiheit, „die erste Eroberung des Jahrhunderts", bewahrt wissen wolle; als ob die rücksichtslos strenge Zensur, unter welche die Presse bisher gestellt gewesen war und unverändert gestellt blieb, auch nur das geringste mit Preßfreiheit zu thun gehabt hätte. Am 27. November 1807 wurde durch ein Dekret eine Bücherkommission niedergesetzt und jedem Buchhändler verboten, irgend ein Buch zu verkaufen, das nicht vorher dieser Kommission vorgelegt worden sei. Ebenso wenig wurde die Freiheit der Person respektiert; auf den bloßen Verdacht hin, mit gefährlichen Anschlägen umzugehen, wurde der General Malet in den Kerker gesetzt, und aus dem aristokratischen Stadtviertel St. Germain, das nach dem Berichte der Polizei einen üblen Einfluß auf die öffentliche Meinung „durch Zweifel an dem Erfolge der Armeen und durch Verbreitung schlechter Nachrichten" ausüben sollte, wurden fünfzehn Personen ausgewiesen. Unter diesen befand sich die ebenso schöne wie liebenswürdige Julie Récamier (geb. 4. Dezember 1777, Abb. s. S. 283) in deren Salon Napoleon selbst noch vor seiner italienischen Zeit verkehrt hatte. Um ihrer bezaubernden Anmut willen meinte sie ein damaliger Zeitgenosse nur mit einer Madonna Raffaels vergleichen zu dürfen. Polizeiwirtschaft.

Anderseits suchte das kaiserliche Regiment, wie es in der Eigenart des Despotismus liegt, durch die Entfaltung größten Glanzes der äußeren Erscheinung zu imponieren. Um „den Kaiserthron mit der gebührenden Würde zu umgeben", wurden erbliche Adelstitel mit Vererbung der Güter, woran sie hafteten, eingeführt. Seinen Waffengefährten schenkte der Kaiser Herrschaften in Italien, Deutschland und Polen, die sie auch nach Belieben verkaufen konnten, und außerdem große Summen in barem Gelde, um sich davon in Paris Paläste zu bauen und einzurichten. So empfing z. B. Lannes 328000 Frank Jahresrente in Gütern und eine Million Frank bar. Napoleon machte das Wort wahr, das er einmal zu seinen Generalen gesprochen: „Plündert nicht; ich will euch mehr geben, als ihr rauben könnt." Auch die hohen Zivilbeamten wurden mit Dotationen bedacht. Jetzt gewährte der Kaiser allen Würdenträgern seines Reiches das Recht, ihren Söhnen nach Gefallen Adelstitel zu verleihen, unter der Bedingung, daß mit jedem Titel ein gewisses Vermögen verbunden war, welches als Majorat von demselben unzertrennlich wäre. Eine Befreiung von irgend welcher Bürgerpflicht war aber mit diesen Adelstiteln nicht verbunden. Der Großwahlherr, der Connétable, der Erzkanzler, der Erzschatzmeister und die Marschälle wurden Herzöge und konnten diesen Titel auch ihren Söhnen beilegen, wenn sie damit Majorate von 200000 Frank Rente verbanden. Minister, Senatoren, Präsidenten und Generale wurden zu Grafen ernannt und konnten wieder ihre Söhne dazu machen bei einer Majoratsrente von 30000 Frank. Generalprokuratoren, Maires und Obersten erhielten den Freiherrntitel mit der Befugnis, ihn auch ihren Söhnen zu geben mit 15000 Frank Majoratsrente. Jedes Mitglied der Ehrenlegion konnte den Titel Ritter führen und ihn seinen Söhnen erteilen bei 3000 Frank Majoratsrente. Die höheren Würdenträger durften auch ihren jüngeren Söhnen niedere Adelstitel bei der entsprechenden Majoratsrente verleihen. So konnte z. B. der Herzog seinen ältesten Sohn zum Der neue Adel.

Herzoge, den zweiten zum Grafen, den dritten zum Freiherrn, den vierten zum Ritter machen, wenn er die entsprechenden Majorate stiftete. So war für den Staat der Kalamität eines armen Adels vorgebeugt.

Unterschied der neuen von der alten Geselligkeit.

Der Geist spielte in der Pariser Gesellschaft jetzt eine geringe Rolle: Scheinen und Genießen war die Losung. Zwar von dem alten Adel hatte ein großer Teil sich in die Dienste des Kaiserreichs gestellt oder wenigstens mit ihm Frieden geschlossen. Aber neben diesen alten Aristokraten waren eine Menge Leute von niederer Herkunft und Bildung emporgekommen, welche mit im Vordergrunde der Gesellschaft standen und den allgemeinen Ton stark beeinflußten. So entstammten von den bekanntesten Generalen Napoleons alten Adelsfamilien: Baraguay d'Hilliers, Davout, Grouchy, Macdonald, Marmont, Narbonne, Latour-Maubourg; dagegen aus bürgerlichen Kreisen, zum Teil aus dem Bauern- oder Handwerkerstande, hatten sich emporgeschwungen: Augereau, Bernadotte, Berthier, Bessières, Bertrand, Brune, Junot, Kellermann, Lannes, Lefèbvre, Masséna, Mortier, Murat, Ney, Oudinot, Rapp, Soult, Vandamme und andre. Sie waren jetzt Fürsten, Herzöge und Grafen; aber sie waren es durch sich selbst geworden als tapfere Soldaten. So trat denn öfter ihr Selbstgefühl auf Kosten des guten Tones zu Tage; sie trugen nicht selten die Sitten des Lagers in die Salons. Mut galt jetzt in der Gesellschaft für die erste Tugend. Jeder, der sich in den Verdacht der Feigheit oder auch nur der Behutsamkeit brachte, konnte darauf rechnen, mit Kasernenwitzen überschüttet zu werden. Um Delikatesse der Umgangsformen kümmerte man sich nicht und setzte auch keine Ehre darein. Unter Umständen galten sogar Rechtschaffenheit, Unbescholtenheit für untergeordnet. Ein Offizier hatte eine bedeutende Summe verspielt, die der Kasse seines Regiments gehörte. Seine Kameraden legten zusammen und ersetzten der Kasse den Verlust — womit die Sache in allen Kreisen für völlig abgethan angesehen wurde.

Charakter der neuen Gesellschaft.

Schon W. v. Humboldt hatte im Dezember 1800 in einem Briefe aus Paris an seine Freundin Reimarus über die Geistesunfruchtbarkeit und die Herzensöde der französischen Gesellschaft geklagt. Der Dichter Heinrich von Kleist, der sich vom Juli bis November 1801 in der französischen Hauptstadt aufhielt, ist völlig von derselben Meinung durchdrungen; überdies spricht er von der ganz rasenden Sucht nach Vergnügungen, die die Franzosen verfolge und sie von einem Orte zum andern treibe. Ihn löste in zweimonatlichem Aufenthalte der Philosoph Fr. Heinrich Jakobi ab. Der schrieb unter anderm, diese Betrachtung Bonaparte selbst in den Mund legend: „Wer nicht stiehlt und verschwendet, auf den ist nicht Verlaß. Das Stehlen allein ist böse, das Verschwenden allein ist unmöglich: aber stehlen, um zu verschwenden, und verschwenden, um wieder zu stehlen, das ist die wahre Ordnung der Dinge, das gibt ein Reich, das dauern kann!" — Das alles hatte sich unter dem Kaisertume nicht geändert, wenngleich über die gröbsten Sachen ein Mäntelchen geworfen wurde. Es entwickelte sich mit dem zunehmenden Nationalvermögen bei vollendeter politischer Unmündigkeit eine überaus materielle Gesinnung. Man machte nicht mehr Konversation in den Salons. Eine voll besetzte Tafel galt für anziehender, von der man aufstand, um sich den Aufregungen des Hasardspieles hinzugeben. So kam es, daß in der Gesellschaft Bankiers und Lieferanten eine große Rolle spielten, von denen nicht wenige sich aus niederem Stande emporgearbeitet hatten. Der Armeelieferant Paulée, dessen jährliche Rente bis auf eine halbe Million Frank stieg, war in seiner Jugend Gasthauskellner gewesen. Solche Leute dienten nicht dazu, den gesellschaftlichen Ton zu verfeinern, aber in lauter Bewunderung für Napoleon stimmten sie alle überein. Allerdings gab es auch nach der Ausweisung der Frau von Staël und der Frau von Récamier noch Salons, die die Tradition der Zeit vor 1789 fortzusetzen

sich bemühten. Mit Entzücken erinnerte sich der spätere Historiker und Staatsmann Guizot, damals 20 Jahre alt, der geistig angeregten Kreise, in denen damals angesehene Schriftsteller, wie Suard, Morellet, der Marquis Boufflers, Joseph Chénier, den Ton angaben, das aufgehende Gestirn Chateaubriands bewundert wurde und geistvolle und liebenswürdige Damen, wie Madame de Rémusat und Madame de Houdetot, ihre geistige wie gesellschaftliche Grazie entfalteten.

Unterrichtswesen.

Auch in die Schulen suchte das kaiserliche Regiment den Kultus des Staatsoberhauptes einzuführen. Wie Napoleon es selbst in einer Sitzung des Staatsrates am 11. März 1806 ausgesprochen hatte, bezweckte jedwede Einrichtung für den Unterricht hauptsächlich die Erlangung eines Mittels zur Lenkung der politischen und sittlichen Anschauungen. Er meinte, die Sache müsse so gemacht werden können, daß über jeden Franzosen vom neunten Jahre an Aufzeichnungen, Personalakten, vorhanden seien. Infolgedessen mußten die Schulen welcher Art auch immer verstaatlicht werden, was natürlich wohl zu unterscheiden ist von der Aufsicht des Staates über die Schulen, wie wir sie für selbstverständlich und zweckentsprechend ansehen. Privatunternehmungen waren ihm verhaßt. „Jetzt darf ja jedermann einen Unterrichtsverschleiß eröffnen, etwa wie man einen Tuchladen aufmacht“, äußerte er am 20. März 1806 ebenfalls in einer Staatsratssitzung. Der Vergleich war für seine Prinzipien nicht uneben: der Unterricht sollte eben durchaus einerlei Stoff, wie ihn der Staat lieferte, und einerlei Schnitt verwenden; auch auf diesem Gebiete sollte die Uniform die Herrschaft erlangen. Ganz von selbst erhielt dadurch die Schule einen jesuitisch-mönchischen Zuschnitt, der sich schon dadurch äußerte, daß der Kaiser geradezu den Cölibat für die Lehrer empfahl. Und in ganz ähnlicher Weise mußte der kaiserliche Katechismus dazu dienen, dem Unterricht eine Art religiöser Grundlage zu geben. Außer dem Lesen, dem Schreiben und der Dezimalrechnung war der Schulmeister der Volksschule verpflichtet, den im Reiche eingeführten Katechismus zu lehren, und zwar mußte er mindestens zwei Jahre auf die Einübung seines Inhalts verwenden.

Welches sind im besonderen, hieß es darin, unsre Pflichten gegen Napoleon, unsern Kaiser? Antwort: Wir schulden ihm im besonderen Liebe, Ehrfurcht, Treue, Militärpflicht, die Abgaben, welche die Verteidigung des Kaiserreichs und des Thrones erheischt, eifrige Gebete für sein Heil und für das Gedeihen des Staates. — Warum haben wir alle diese Pflichten gegen unsern Kaiser? Antwort: Weil Gott ihn zu unserm Herrscher eingesetzt und ihn zu seinem Bilde auf Erden gemacht hat. Unsern Kaiser ehren und ihm dienen, heißt also, Gott selbst ehren und ihm dienen! Ihn hat Gott unter schwierigen Verhältnissen erstehen lassen, damit er den öffentlichen Gottesdienst und die heilige Religion unsrer Väter wiederherstelle und beschütze . . . . . Durch die Weihe, die er vom Papste, dem Oberhaupte der ganzen Kirche empfangen hat, ist er der Gesalbte des Herrn geworden. — Was ist von denen zu halten, die ihre Pflicht gegen den Kaiser nicht erfüllen? Antwort: Nach dem Worte des Apostels Paulus setzen sie sich wider die Ordnung, die Gott selbst gestiftet hat, und machen sich würdig der ewigen Verdammnis.

Überhaupt nahm in den offiziellen Sitten die Religion nunmehr eine große Stelle ein. Die Beamten hatten den Befehl, dem Gottesdienste regelmäßig beizuwohnen; aber um ihre Sitten kümmerte sich der Kaiser nicht.

Höherer Unterricht wurde in den Lyceen und Kollegien erteilt. Er legte den Nachdruck auf Erlernung des Lateinischen und der Mathematik. Physik, Erdkunde und Geschichte traten dahinter zurück. Für die Lektüre im Lateinischen empfahl Napoleon die Kommentarien Cäsars, warnte dagegen vor Tacitus. „Tacitus ist ein unzufriedener Senator“, äußerte er sich einmal, „ein Trotzkopf, der sich, in seiner Schreibstube sitzend, mit der Feder in der Hand rächt. Er zeigt gleichzeitig den Groll eines Aristokraten und den eines Philosophen.“ Im selben Gespräche äußerte er seine Vorliebe für Diokletian, im Gegensatze zu Mark-Aurel. Die genannten Studien schlossen mit der Philosophieklasse ab, in der man Logik, Ethik und Metaphysik vortrug. Natürlich konnte auch hier keine Rede von tieferem Eingehen sein; man begnügte sich mit dem

Erklären und Auswendiglernenlassen von gewissen Formeln über Gott und Natur, über Welt und Seele u. dgl.

Die Normalschule. Da Napoleon weder mit der Bildung noch mit der Disziplin der französischen Lehrerschaft zufrieden war — sein Ideal war, diesen Stand völlig militärisch einzurichten — so gründete er 1810 die Normalschule, in der die Zöglinge, im Internat lebend nichts zu zahlen hatten, aber sich beim Eintritte auf wenigstens zehn Jahre verpflichteten im Schulverband zu bleiben. Der Eintritt erfolgte mit 17 Jahren. Die Einrichtung glich den Jesuitenschulen auf ein Haar: „Niemand darf allein ausgehen", heißt es in dem Statut vom 30. April 1810, „die gemeinsamen Ausgänge — in Uniform — finden nur unter der Leitung und Führung der Studienaufseher statt .... Diese überwachen die Zöglinge während des Lernens und der Erholung, beim Aufstehen und beim Schlafengehen, sogar in der Nacht .... Niemand darf ohne Genehmigung des Aufsehers die Erholungszeit auf seinem Zimmer verbringen, niemand den Saal einer andern Abteilung ohne die Erlaubnis beider Aufseher betreten .... Der Direktor untersucht die Bücher der Schüler beliebig oft, aber mindestens einmal monatlich." Man sieht, jede Stunde des Tages war vorschriftlich mit Beschlag belegt und allenthalben an die Stelle der individuellen Verschiedenheit und persönlichen Initiative eine mechanische Gleichmäßigkeit gesetzt.

Die Universitäten. Bei solchem Prinzipe konnte natürlich auch die Universitätsbildung nicht das leisten, was ihrem Namen entsprach. Auch aus den Fakultäten wurden Fachschulen gemacht, die nichts weniger als einen universellen, die ganze Wissenschaft umfassenden Charakter haben sollten. So gehörte zum Rechtsunterricht weder Rechtsgeschichte noch Volkswirtschaft, noch vergleichendes Recht, noch Darlegung ausländischer Gesetze, des Lehns-, des Kirchenrechtes u. s. w. Sondern die zukünftigen Richter des Landes erhielten aus den römischen Institutionen nur die „schönsten und auf die französische Gesetzgebung anwendbaren" Gesetze mitgeteilt, und sodann wurde ihnen die französische Gesetzgebung eingepaukt, in Begleitung von Kommentaren, die auf den Entscheidungen des Appell- und Kassationshofes beruhten. — Auch die im Juli 1806 gegründete Kaiserliche Universität vertrat genau die gekennzeichneten Grundsätze.

Napoleons Bauten. Von der Entwickelung der Kunst und Litteratur unter Napoleon soll bei einem größeren Abschnitte gesprochen werden. Nur von der Baukunst mag die Rede sein, weil gerade sie im Jahre 1806 durch Napoleon große Anregungen und Aufträge erhielt. — Die Auffindung der vom Vesuv verschütteten Städte Pompeji und Herculaneum im Jahre 1711 hatte die Augen der Kunstwelt wieder mit neuem Interesse auf die Antike gelenkt· Auch in Frankreich begann sich diese neue Richtung geltend zu machen mit bewußtem Gegensatze zu dem Rokokko. Dieser Gegensatz gewann durch die Revolution eine politische Bedeutung: die römische Bürgertugend der Republikaner konnte nicht anders als mit catonischer Verachtung auf die Kunst des sinkenden Königtums blicken und die neuen Vorbilder bei der Antike suchen, freilich nicht mit Durchdringung des antiken Geistes, sondern vielfach an dem Äußern, an der Oberfläche haftend und darum gern ins Theatralische übergehend. In der Malerei ist David dafür klassisches Beispiel. In der Baukunst knüpft sich an die Namen Charles Percier (1764—1838) und Pierre Fontaine (1762—1855) eine vollständige Umwälzung zu gunsten des antiken Geschmacks; sie sind die Begründer jenes Stils in der Architektur und im Kunstgewerbe, den man als „premier empire" zu bezeichnen pflegt. Durch Madame Bonaparte, die ihr Schloß Malmaison umbauen lassen wollte, wurden die Künstler mit dem Ersten Konsul bekannt, und dieser ernannte sie nicht nur zu Architekten des Louvre, sondern ließ sie, abgesehen von einer Menge später nicht ausgeführten Projekten, die Dekorationen zu seinen Festlichkeiten und Zeremonien anfertigen. Außer

den Restaurationsarbeiten an den Schlössern von Saint-Cloud, Fontainebleau, Versailles, Compiègne und dem Palais Elysée sind von ihren Werken nur die in Form eines griechischen Kreuzes erbaute Sühnekapelle und der Triumphbogen auf dem Karrousselplatze übrig geblieben. Der letztere wurde schon 1806 begonnen, galt aber dann auch den Siegen von 1806 und 1807. Er ist eine um ein Drittteil verkleinerte Kopie des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom, nur mit andern, der neuen Bestimmung entsprechenden Skulpturen. Über dem ebenfalls im Jahre 1806 von Napoleon angeregten Verbindungsbau des Louvre und der Tuilerien überkam die Meister der Sturz des Herrschers, und aus diesem Grunde blieb auch die Vollendung der von ihnen 1805 begonnenen Rue de Rivoli mit ihren Arkaden einer späteren Zeit vorbehalten. Die von Napoleon geplante Kaiserstraße, die von dem Louvre in gerader Richtung bis nach der Barrière du Trone sich, breit und gleichmäßig gebaut, ziehen sollte, blieb ebenfalls Projekt. Zu gleicher Zeit mit der Errichtung des Triumphbogens auf dem Karrousselplatze (1806) wurde der Bau eines zweiten auf der Place de l'Etoile dekretiert. Nach dem Entwurfe von Chalgrin wurde er von Huyot und Abel Blouet in einer Höhe von fast 50 m erbaut, aber auch erst nach Napoleons Sturz vollendet. Eine getreue Nachbildung eines antiken Denkmals ist ferner die ebenfalls zum Ruhme der großen Armee und ihres großen Feldherrn von Lepère und Gondouin errichtete Vendômesäule, zu der auch 1806 der Grundstein gelegt wurde und die eine Kopie der Trajanssäule ist. Der gemauerte Kern wurde mit bronzenen Reliefplatten belegt, die sich von der Basis bis zum Kapitäl der Säule emporzogen; den Abschluß der Säule bildete die von Chaudet gefertigte Bronzestatue des Kaisers in der Tracht eines römischen Imperators. Die Säule wurde 1810 fertig und kostete 2 Millionen Frank.

In eigentümlicher Weise hat diese Säule an sich den mannigfachen Wechsel der politischen Geschicke Frankreichs erfahren. Nach der Rückkehr der Bourbonen wurde die Statue Napoleons herabgenommen und durch eine Lilie mit einer weißen Fahne ersetzt. Chaudets Werk wanderte in den Schmelzofen und die Bronze wurde mit zu dem Reiterstandbild Heinrichs IV. auf dem Pont Neuf verwandt, der seinerseits 1792 zu Kanonen umgegossen worden war. Im Jahre 1833 ließ Louis Philipp eine neue Statue von Seurre auf der Säule anbringen und zwar in historischer Tracht, im Überrock und mit dem Dreispitze. Diese Statue fand aber nicht den Beifall Napoleons III, der sie 1865 durch ein Standbild von Dumont ersetzen ließ; der hielt sich wesentlich an Chaudets Entwurf. Diese Statue befindet sich auch heute noch auf der Säule, die nach der Zerstörung durch die Commune (1871) wiederhergestellt worden ist. Die Vendômesäule.

Zu einem Ruhmestempel für die große Armee war auch die Madeleinekirche bestimmt, die als Kirche schon unter Ludwig XV. nach dem Vorbilde des Pantheon begonnen, aber erst bis zu einigen Metern über dem Sockel gediehen war. Vignot (1761—1828) erhielt von Napoleon den Auftrag, diese vorhandenen Grundlagen zu einem griechischen Tempel korinthischen Stiles mit zu verwenden. Auch hier kam die Restauration der Bourbonen, ehe der Meister fertig wurde. Aus derselben antikisierenden Geschmacksrichtung ist die Fassade des Palais Bourbon herausgewachsen; die von zwölf korinthischen Säulen getragene, eine überaus glänzende Perspektive gewährende Vorhalle ist von Poyet von 1804—1807 gebaut worden. Etwas später ist die Börse entstanden, entworfen von Brongniart, vollendet von Labarre.

Ebenfalls 1806 ordnete Napoleon die Errichtung von 15 neuen Fontänen an zu den schon vorhandenen 65. Ferner befahl er die Fortsetzung der Seinekais und beschloß, daß die schon im Bau befindliche Brücke des Jardin des Plantes den Namen Austerlitzbrücke führen sollte. Zur Verbindung mit dem Marsfelde ließ er ebenfalls 1806 die Brücke beginnen, die die schönste von Paris werden und danach den Sieg von Jena in bleibendem Angedenken halten sollte.

Dem Heere Frankreichs blieb nach wie vor die Sorgfalt des kaiserlichen Regiments zugewandt. Zwar bestimmte das Konskriptionsgesetz nur vierjährige Dienstzeit; Das Heer.

aber kräftige Soldaten suchte man durch alle Mittel zu halten. Und diese Altgedienten waren hauptsächlich die Träger des Geistes der Armee; sie übertrugen auch auf die neu eintretenden Rekruten bald das Siegesvertrauen und die Begeisterung für ihren Kaiser, die sie alle beseelte. Hier im Heere war die Hauptstätte des Napoleonkultus.

Auch unter dem Kaiserreiche bestand die allgemeine Wehrpflicht, aber sie wurde nicht mit aller Strenge durchgeführt, wenigstens nicht in den ersten drei Jahren. Hatte das Gesetz schon unter dem Direktorium die Verheirateten und die mit Kindern gesegneten Witwer und Geschiedenen vom Militärdienste befreit, so befreite Napoleon auch noch jeden, der bereits einen Bruder im aktiven Heere hatte, den ältesten von drei oder mehr Waisen, endlich jeden, der einen mindestens 71jährigen Vater zu ernähren hatte. Diesen Familienstützen fügte er seine zukünftigen Schul- und Kirchenbeamten hinzu, d. h. die Normalschüler und die als Priester ordinierten Seminaristen. Aber auch wer reich war, konnte sich vom Militärdienste befreien, indem es ihm gestattet war, sich einen Ersatzmann zu kaufen; meist waren ausgediente Soldaten oder die gesetzlich vom Dienst Befreiten zu diesem Geschäft bereit. Dies Ersatzmännersystem ermöglichte es im Jahre 1804 etwa 10 Prozent der ausgehobenen Bevölkerung, dem Militärdienste zu entgehen. Später verringerte sich diese Zahl, und entsprechend wurden die Ersatzmänner teurer. Es kostete 1806 ein solcher zwischen 1800—4000 Frank. Die ewigen Kriege des Kaisers nötigten ihn, die Befreiungen einzuschränken und die Dienstquoten vorauszunehmen. Im November 1806 ordnete er schon die Rekrutierung für 1807 an, im März 1807 schon die von 1808 und so weiter, immer schlimmer. Jünglinge, die das dienstfähige Alter noch nicht erreicht, andre, die sich schon losgekauft hatten, mußten heran, um die gelichteten Reihen wieder zu ergänzen. Die französische Armee zählte im Juli 1806 450000 Mann, am Ende des Jahres 1808, allerdings mit Einrechnung der an sich geringen Rheinbundstruppen, über 100000 Mann mehr! Schon vor dieser Zeit ist eine erhebliche Verringerung der männlichen Jugend von 20—30 Jahren zu bemerken. Während sie 1789 noch 39828 betrug, sank sie 1801 auf 35648, 1806 auf 34083. Vom Jahre 1806 an läßt sich ziffernmäßig eine große Abneigung gegen den Militärdienst nachweisen, indem teils die Desertionen zahlreicher wurden, teils die Dienstpflichtigen sich nicht stellten und sich verborgen hielten. Die Bevölkerung unterstützte diese und verteidigte sie wohl auch thätlich gegen die nachsuchenden Gendarmen oder Truppen.

Die Finanzen.

Einer der wesentlichsten Gründe der Französischen Revolution lag in dem völlig zerrütteten Finanzwesen und der schreiend ungerechten Verteilung der Steuerlast. Die Revolution brachte in die Finanzen nur noch größere Unordnung, wie selbstverständlich bei der ihr geläufigen Art der Geschäftsauffassung, ja sie schloß mit einem vollendeten Chaos auch auf diesem Gebiete. Die Verteilung aber der von ihr auferlegten Lasten war ebenso ungerecht, wie die vorrevolutionäre: die Ungerechtigkeit wandte sich nur gegen andre Objekte, gegen die Besitzenden, die sich dauernd zum Zahlen verurteilt sahen und dabei doch als unzuverlässige Bürger betrachtet wurden, über deren Haupte immer das Fallbeil hing. Wie sehr darunter Handel und Gewerbe litten, auch später noch in den ruhigeren Zeiten des Direktoriums, davon ist schon geredet worden. Erst mit dem Konsulat, mehr noch mit dem Kaiserreich zog größere, ja schließlich musterhafte Ordnung in das Finanzwesen ein. Napoleon hatte freilich auch, gegenüber dem ancien régime, den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß er sich nicht, wie seine königlichen Vorgänger, an einen schon gedeckten Tisch mit langjährigen Stammgästen setzte, sondern daß er den Tisch erst decken und die Leute nach seiner Wahl und unter seinen Bedingungen Platz nehmen ließ. Seine Stellung als Konsul auf Lebenszeit und als Kaiser ähnelte nicht nur der Regierungs-

form Ludwigs XIV., sondern übertraf sie eigentlich noch. Er hatte dafür ein lebhaftes Gefühl und spricht sich in seinem „Mémorial de Sainte-Hélène“ darüber folgendermaßen aus: „Von dem Tage an, da man die Einigkeit und Konzentrierung der Macht, die allein uns retten konnte, annahm und das Geschick Frankreichs völlig von dem Charakter, den Maßregeln und dem Gewissen des erwählten Diktators abhängig machte, von diesem Tage an war ich der Staat, das Gemeinwesen.“ —

Sparsamkei[t] im Haushal[t]

Als guter Hauswirt sah er darauf, daß nicht verschwendet wurde, wie im alten Staate, und daß niemand eine Bezahlung erhielt, der nicht auch dafür das Entsprechende leistete. Es kam nun nicht mehr vor, daß bei den Übersiedelungen des Hofes die Kammerfrauen 80 Prozent der Umzugskosten in die Tasche steckten, oder daß eine höhere Hofdame der Königin außer ihren festen Bezügen jährlich 38000 Frank vom Wiederverkauf der bei Hofe nur einmal benutzten Kerzen löste; es kam nicht mehr vor, daß wie unter Ludwig XV., die Brötchen und der Milchkaffee der Kammerfrauen jährlich für den Kopf 2000 Frank zu stehen kamen, oder die einer zweijährigen Prinzessin bisweilen verabreichte Suppe jährlich einen Kostenaufwand von 5201 Frank erforderte. Unter Napoleon durfte, wie uns Madame de Rémusat versichert, weder eine Suppe noch ein Glas Zuckerwasser noch eine sonstige Kleinigkeit aus den Küchen oder Vorratskammern kommen, ohne vorherige Erlaubnis oder Anweisung des Großmarschalls Duroc. Deswegen wollte Napoleon keineswegs den alten Glanz des Königtums entbehren; aber er hatte ihn billiger! Jetzt kostete eine Übersiedelung des ganzen Hofstaates von Paris nach Fontainebleau nur 150000 Frank, die Ludwig XVI. das Dreizehnfache erpreßt hatte; die Gesamtausgabe der kaiserlichen Zivilliste betrug nicht die ausgesetzten 25 Millionen, sondern weniger als 3 Millionen (1805: 2338167 Frank; 1806: 2770861 Frank). Die ersparten Gelder ließ Napoleon in jenen Jahren wesentlich den Staatsfinanzen zu gute kommen.

Die Verbesse[-] rungen in de[r] Steuer- erhebung

Die gleiche sparsame Umsicht, wie in der Verwaltung seines Hauswesens, zeigte Napoleon in dem Apparate der Steuererhebung. Vor der Revolution benötigte man zur Erhebung der direkten Steuern, abgesehen von den Verwaltungsbeamten, ungefähr 200000 Einnehmer; seit 1800 genügten 5—6000, die ihren Dienst außerdem viel schneller und leichter erledigten, überdies aber mehr als das Doppelte hereinbekamen. Vor 1789 brachten die direkten Steuern im höchsten Falle 170 Millionen, im Jahre XI (1802—1803) stieg der Ertrag auf 360 Millionen. Ähnlich verhielt es sich mit den indirekten Steuern: die Einhebung und Verwaltung verschlang vor 1789 von 371 Millionen 187, so daß der königliche Schatz nur 184 erhielt; im selben Jahre XI war der Gesamtertrag der indirekten Steuern ungefähr der gleiche, aber die Verwaltungs- und Erhebungskosten waren auf knapp ein Drittel der früheren gefallen. Dabei sind die direkten Steuern gleichmäßiger und gerechter verteilt; das tritt so recht lebendig bei dem ländlichen Steuerzahler zu Tage, der sich im Vergleiche zur Zeit vor 1789 nunmehr beinahe in einer entgegengesetzten Lage befindet. Wir sahen ihn damals von seinem Einkommen 19 Prozent behalten, 81 Prozent fielen an den Gutsherrn, die Kirche, den Staat. Seit 1800 entrichtet er dem Staate, dem Departement, der Gemeinde 21 Prozent und behält also für sich 79. Dementsprechend hebt sich, wie die zeitgenössischen Reisenden bis 1814 bemerken, überall Ernährung, Kleidung, überhaupt der Wohlstand.

Mollien.

Das reiche organisatorische Talent Napoleons, das auf andern Gebieten sich schon bewundernswert gezeigt hatte, bewies sich also namentlich auch auf dem der Finanzen; wie anderswo, wußte er auch hier die richtigen Leute an den richtigen Platz zu stellen. In Marbois hatte er seit der Gründung des Kaiserreiches einen geschickten Finanzminister, jedoch einen nicht gleichermaßen vorsichtigen, wie sich 1805 in der Angelegenheit

der sogenannten Vereinigten Negozianten zeigte. Diese, große Geldleute und Lieferanten, hatten, während der Abwesenheit des Kaisers auf dem Kriegsschauplatze in Österreich, durch illoyale Benutzung der ihnen von Marbois zugestandenen Vollmachten den Staatsschatz in solche Verlegenheit gebracht, daß eine finanzielle Krisis einbrach, die nur durch die siegreiche Rückkehr Napoleons und vor allem mit den von ihm mitgebrachten Kriegskontributionen und durch die Konfiskation des Vermögens der leitenden Finanzgrößen zum Teil behoben werden konnte. Infolgedessen nahm Napoleon Marbois das Portefeuille der Finanzen und gab es im Januar 1806 an Mollien, der, seit 1800 Leiter der Staatsschuldentilgungskasse, sich als trefflichen und umsichtigen Beamten bewährt hatte und als Finanzminister bald eine höchst umfassende und segensreiche Thätigkeit entfalten sollte.

Die Kriegskasse.

Wir haben früher gesehen, bei Gelegenheit des Wiederausbruches des englischen Krieges (s. S. 522), daß Napoleon seine Kriege so wenig als möglich mit den Mitteln Frankreichs zu führen gewillt war, sondern die abhängigen Staaten zu außerordentlichen Leistungen zwang. Bei den Kriegen gegen Österreich (1805) und gegen Preußen (1806—1807) mußten die besiegten Staaten sich zu Kontributionen verstehen, die die Kosten der Feldzüge deckten, überdies aber für Napoleons Kriegskasse ein recht erkleckliches Sümmchen abwarfen. Man sieht, wie sehr Napoleon auf seine Siege namentlich aus finanziellen Gründen angewiesen war. Er sagt später selbst darüber in seinem Memorial: „Ich war der einzige Schlüssel zu einem ganz neuen Gebäude, das sehr lockere Grundlagen hatte und dessen Schicksal von jeder meiner Schlachten abhing. Wäre ich bei Marengo besiegt worden, so würden die Vorgänge von 1814 und 1815 schon damals eingetreten sein.“ Dasselbe hätte gegolten für Austerlitz oder Jena, wenn der Erfolg wider ihn gewesen wäre.

Neue Steuern.

Doch ganz ohne Erhöhung der Steuern ging es nicht ab, da thatsächlich das Ausgabebudget überschritten wurde; es war für 1806 von Napoleon auf 730 Millionen berechnet worden und betrug dann in Wirklichkeit 770, für 1807 berechnet auf 750 gegen wirklich 778 Millionen. Das Defizit zahlte nun zwar Napoleon aus der Kriegskasse; aber schon der Einnahme-Voranschlag war auf stärker angespannte Steuerkraft berechnet; Anleihen wollte Napoleon nicht kontrahieren, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil man ihm Geld, bei der Unsicherheit der Anlage, doch nur zu höchsten Bedingungen vorgeschossen haben würde. Wir hören also, daß er 1806 zwei neue indirekte Steuern einführte, unter dem Namen der Vereinigten Gefälle eine Getränkesteuer (Wein, Apfelwein, Bier, Alkohol) und eine Salzsteuer. Danach ergab sich für 1807 folgender Ertrag, um nur die wichtigsten Einnahmequellen zu nennen: 315 Millionen direkte Steuern (Grundsteuer, Gebäude-, Thüren-, Fenster-, Mietsteuer, Gewerbesteuer u. s. w.), 180 Millionen Eintragungsgebühren (Stempelsteuer, Erbschaftssteuer, Steuern bei sonstigen Eigentumsübertragungen u. s. w.), 80 Millionen trugen die Vereinigten Gefälle, 50 die Zollämter, 30 das Salz u. s. w., hierüber 36 Millionen der italienischen Subsidien, die den Unterhalt der Bewachungsarmee Italiens bestreiten sollten.

Die Reformen Molliens.

Der neue Finanzminister Mollien fand bald, daß manches Wichtige zu reformieren sei. Da hatte sich zunächst unter seinem Vorgänger ein System ausgebildet, das eine gewisse Verwandtschaft mit dem alten System der Generalpächter der Finanzen nicht verleugnen konnte. Anfangs durch die Notwendigkeit gezwungen, weil nicht alle Steuern gleich einzutreiben waren, nachher an lieber Gewohnheit festhaltend, fanden die Generaleinnehmer der Steuern den Staatsschatz mit Schuldscheinen und Wechseln ab, erstere für die direkten, letztere für die indirekten Steuern; diese Papiere lauteten natürlich auf die Generaleinnehmer oder vielmehr auf ihre Kassen. Die Praxis hatte bisher ergeben, daß von den direkten Steuern der Betrag nicht eher flüssig gemacht werden konnte, als vier bis sechs Monate nach Ablauf des Rechnungsjahres; allerdings wurden

die am längsten ausstehenden Beträge Monat für Monat bei den Generalkassen erhoben. Die **indirekten** Steuern, also die Verbrauchssteuern, die in gewissem Sinne mit dem Verbrauche ziemlich gleichen Schritt hielten, waren der Staatskasse zunächst auch nur in Wechseln auf die Kassen der Generaleinnehmer eingezahlt. Man nannte sie bons à vue; aber sie waren bei den genannten Kassen gar nicht auf Sicht, sondern erst nach 50 bis 60 Tagen zahlbar. Auf diese Weise schob sich die Ablieferungszeit der restierenden Steuern, direkter wie indirekter, auf Monate nach Ablauf des Rechnungsjahres hinaus, und die Fehlsumme betrug ziemlich regelmäßig 124 Millionen. Sofern nun hierbei sich das von Jahr zu Jahr ausglich, wäre nur über eine gewisse Schwerfälligkeit der Erhebung und der Gegenrechnung zwischen Beamten und Staat zu klagen gewesen. Aber der Finanzminister hatte noch frühere Verpflichtungen zu erledigen und darum selten bares Geld in genügender Menge zur Verfügung und mußte darum bei der Staatsbank und sonst um Diskontierung seiner Schuldscheine und Wechsel nachsuchen; das that man mit einer Zuvorkommenheit, die nicht selten die Höhe von 12—15% erreichte und namentlich dadurch bemerkbar war, daß hinter den Bankhäusern niemand anders steckte — als die Generaleinnehmer. Diese ehrlichen Herren diskontierten also ihre eignen Schulden mit den Geldern des Staates und heimsten außerdem die reichlichen Zinsen für die zurückbehaltenen Steuererträge ein. Daß einige von ihnen auch mit denselben Erträgen Börsenspiel trieben, stets zum eignen Vorteil, nie zu dem des Staates, versteht sich von selbst.

Die Verwaltungskasse.

Da gründete Mollien die sogenannte **Verwaltungskasse**. An diese Kasse hatten von nun an die Generaleinnehmer alle von den Steuerzahlern erhobenen Gelder sofort einzuschicken; und um sie mit diesem neuen Modus zu befreunden, machte Mollien sie in einem Rundschreiben darauf aufmerksam, daß der Kaiser großes Interesse für diese Neuerung hege und pünktlichen Einzahlern sein Wohlwollen beweisen werde; überdies versprach er ihnen eine Zinszahlung von 5%, um ihnen einigermaßen den Verlust, den sie so erlitten, zu ersetzen. Da auf diese Weise sehr bald reichlich bares Geld im Schatze vorhanden war, so konnten die noch vorhandenen bons à vue und Schuldscheine ohne Diskontverlust einbehalten werden. Außerdem verschaffte sich Mollien bares Geld dadurch, daß er Scheine auf seine Verwaltungskasse zu 5% ausgab, die sich bald großer Beliebtheit erfreuten. Im Juli 1807 war es ein Jahr, daß diese Kasse existierte und bereits hatte sie, abgesehen von den an den Staatsschatz abzugebenden Steuerbeträgen, noch 45 Millionen von den Generaleinnehmern und ihren Kapitalisten anvertraut erhalten und 35 Millionen vom Publikum durch die Scheine, zusammen also 80 Millionen, eine schwebende Schuld von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit.

Doppelte Buchführung.

Eine große Entlastung der Staatskasse durch Verminderung der Verwaltungskosten bewirkte Mollien, indem er mit dem 1. Januar 1808 in der gesamten Finanzverwaltung die doppelte Buchführung anordnete; es erscheint das uns heute zwar selbstverständlich, wurde aber damals als eine höchst merkwürdige und übrigens auch unbequeme Neuerung angesehen. Jeder, dem öffentliche Gelder anvertraut waren, sei es als Einnehmer oder als Auszahler, war nunmehr angehalten, ein Journal über seine Geschäfte zu führen und es aller zehn Tage an den Schatz einzusenden, der durch die Vergleichung dieser Journale untereinander einen sicheren Überblick über den jeweiligen Stand der Finanzen erhielt. Mit Hilfe der zugleich angelegten laufenden Konten wurden Bankunkosten und Interesseverluste vermieden, und namentlich das oft ganz unnötige Hin- und Herschicken von barem Gelde zwischen Paris und den Generalkassen der Provinzen auf das notwendigste beschränkt.

Schwierigkeit in den Finanzen.

Aus dem Mitgeteilten ist ersichtlich geworden, daß die Finanzen Frankreichs zwar in sehr guten Händen lagen, daß sie aber an sich nicht gut genannt werden konnten; denn bei höchster Anspannung der Steuerkraft bedurfte es doch immer wieder der

Zuschüsse aus der Kriegskasse des siegreichen Imperators, und wir erkennen in diesem Umstande eine stark wirkende Triebfeder für seine immer neu sich regende Kriegslust. Und doch reichte auch die Kriegsbeute nicht immer aus; so fand Napoleon 1806, aus dem österreichischen Kriege zurückkehrend, trotz mitgebrachter Millionen ein Defizit von 200 Millionen vor; hervorgerufen in der Höhe von 141 Millionen durch die unglücklichen Manipulationen der schon erwähnten Vereinigten Negozianten, während die übrigen 60 Millionen noch aus den Vorjahren stammten. Da entschloß sich Napoleon dazu, die dem Senate, der Ehrenlegion und der Universität überlassenen Nationalgüter diesen Körperschaften wieder zu entziehen, im Werte von 60 Millionen, um wenigstens einen Teil jener Summe decken zu können. Die Geschädigten wurden mit entsprechenden Renten abgefunden.

Die Nationalgüter.

Die Nationalgüter hatten von Anfang an das Interesse des Ersten Konsuls und dann des Kaisers in Anspruch genommen. Er hatte genaue Nachforschungen anstellen lassen, was noch nicht verkauft oder noch nicht völlig von den Käufern bezahlt war. Nach beiden Seiten hatten sich Nutzen versprechende Ergebnisse herausgestellt. Trotz mancher Entschädigung an heimkehrende Emigranten waren noch immer, wie die erwähnten Dotationen bewiesen, Ländereien übrig geblieben, und in den ersten Budgetjahren bilden einlaufende Rückstände von Käufern früherer Jahre einen stehenden Posten. — Das Schicksal der Nationalgüter darf aber auch unser Interesse in Anspruch nehmen. Denn von der Einziehung der geistlichen und dann der Emigrantengüter lehrte uns ja die Revolutionszeit für die Hebung des französischen Bauernstandes die schönsten Erfolge erwarten. Es ist im Anfang unsrer Erzählung auf das jede Entbehrung willig erduldende Streben des französischen Pacht- und Fronbauern nach einem eignen, nur ihm gehörigen Stück Landes hingewiesen worden. Erfüllte die Revolution solche Hoffnungen? Neueste, bis in das Kleinste alter Akten eingehende Studien haben nachgewiesen, daß eine Veräußerung und auch Zerschlagung des klerikalen und feudalen Grundbesitzes zwar stattgefunden hat, daß aber mit nichten, in der Allgemeinheit natürlich, der Kleinbauer davon den Vorteil genossen hat. Nach diesen Forschungen scheint sich die Form des Grundbesitzes nicht erheblich verändert zu haben: Meier, Pächter, Fronbauern, Tagelöhner haben nur neue Herren erhalten, die freilich nicht der alten Feudalordnung angehörten, aber darum nicht eben viel besser waren. Der dritte Stand, und ab und zu auch der vierte, haben den Raub geteilt: neben Bankiers, Kaufleuten, Rentnern, Beamten erscheinen wollgefärbte Jakobiner, „garçons d'écurie", „maitres de billard" als Käufer früher hochadliger Landsitze; es überwiegt überhaupt in erstaunlichem Maße die Kauffähigkeit der Städter.

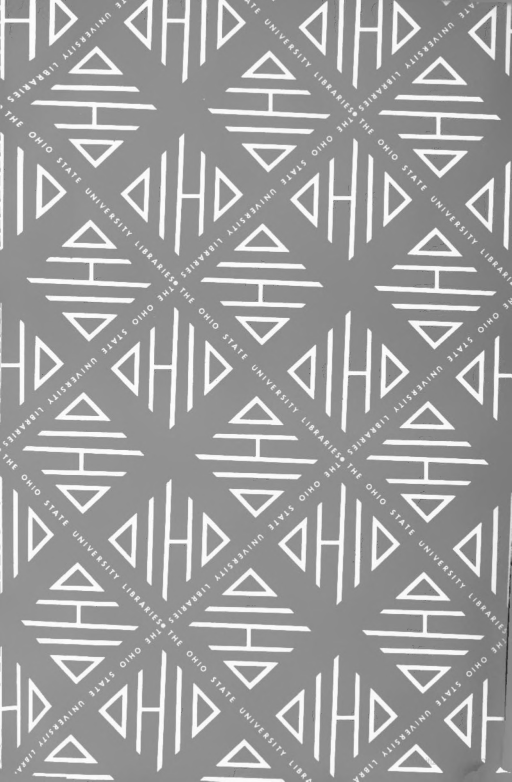
Allgemeines Ergebnis.

Nochmals muß es gesagt werden: das Finanzsystem Napoleons zeigt in jedem einzelnen und einzelnsten Zweige der Verwaltung einen genialen Menschen, man ist versucht zu sagen, den genialen Feldherrn, der im Kampfe um die wirtschaftliche Existenz alle Truppen mobil zu machen versteht. Aber als Politiker ist er, wie sein Geschichtschreiber Thiers es ganz recht sagt, nicht von seinem Genie, sondern von seiner Leidenschaft geleitet worden; die Gestaltung der Verhältnisse ließ es nicht anders zu: wenn auch bei aller Steuerlast Gewerbe und Handel bei dem durch Eroberungen und Abhängigkeit vergrößerten Absatzgebiete sich vielfach günstig entwickelten, so lastete die Kontinentalsperre doch auch auf Frankreich, wie auf dem übrigen unterworfenen Europa. 20000 Zollbeamte und ein Heer von über 100000 Schmugglern erinnern ebenfalls, wie die schon erwähnten Generaleinnehmer, an das ancien régime. Die rücksichtslose, rohe Beschlagnahme und Vernichtung englisch-verdächtiger Güter, die Verteuerung der Baumwollwaren um 100%, des Zuckers um 400%, der ja damals durch Rübenzucker noch nicht ersetzt werden konnte, überhaupt die Unerschwinglichkeit der Kolonialwaren, die doch nun schon seit Jahrzehnten aus einem Luxus sich zum volkstümlichen Bedürfnis entwickelt hatten, verursachten peinlichst empfundene Entbehrungen im Publikum, sie führten in den Seestädten von Hamburg bis Rom den Ruin von Handel und Gewerbe, eine Unmenge von Bankrotterklärungen herbei. Sollte, konnte ein solcher Zustand ewig dauern?

Ende des achten Bandes.

Digitized by Google

THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES


THE OHIO STATE UNIVERSITY LIBRARIES

The Ohio State University
3 2435 022294722
SPAMER'S ILLUSTRIERTE WELTGESCHICHT
D20K31902 001 V8

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 02 09 12 7 16 005 9

Digitized by Google